Konservative Monatsschrift fur Politik, Literatur und Kunst

BERKELEY
LIBRARY
UNIVERSITY OF
CALIFORNIA

Q Lon 3

BIBLIOTHEK
der
Königl. Pflege-Anstalt
in
ZWIEFALTEN.
No.

Digitized by Google

S. III 5.

Heilanstalt Zwiefalten

AUSGESCHIEDEN

Q Con 3

AUSGESCHIEDEN

Digitized by Google

Allgemeine
Konservative Monatsschrift
für das christliche Deutschland
XLIII.
Jahrgang.
Juli
1886.
BIBLIA
Begründet 1843 als
Volksblatt
für Stadt und Land.
Leipzig,
Verlag von
Georg Böhme

Inhalt.

Seite

Heinrich W. J. Thiersch. Von Dr. Paul Wigand 673
Der deutsche Offizierstand im vorigen Jahrhundert. Von W. v. Hagen, Generalmajor z. D. 687
Sinkende Welten. Novelle in Versen von Dietrich von Oertzen 702
H. L. Wieses Lebenserinnerungen und Amtserfahrungen. Von Albert Hartert . 712
Vom Vatikan 717
„Fort mit der klassischen Bildung" 722
Wunderkuren im Altertum. Von Prof. Dr. F. Blaß in Kiel 725
Zur Würdigung Leopold von Rankes. Von Professor Dr. L. Schaedel-Darmstadt 735
Alexander der Große in der deutschen Litteratur des Mittelalters. Von Dr. Karl Kinzel-Friedenau 745
Monatsschau. Pragmatische Tabelle. Politik. Wirtschaftspolitik. Kirche 753
Neue Schriften. 1. Politik. 2. Kirche. 3. Geschichte. 4. Länder und Völker. 5. Biographisches. 5. Poesie. 6. Pädagogik. 7. Litteraturgeschichte. 8. Unterhaltungslitteratur. 9. Verschiedenes 768

Herausgeber: **Dietrich von Oertzen**, Berlin, und Dr. **Th. Müller**, Gütersloh.
Verantwortlicher Redakteur: Dr. **Th. Müller** in Gütersloh.
(An die letztere Adresse sind alle für die Redaktion bestimmten Sendungen zu richten.)

Nachdruck
der in diesem Heft enthaltenen Aufsätze verboten.

Die „Allgemeine konservative Monatsschrift für das christliche Deutschland" (Fortsetzung des Volksblattes für Stadt und Land) dient **zur Vertretung der christlichen Weltanschauung in Staat und Kirche, Schule und Familie, Kunst, Wissenschaft und Litteratur.**

Monatlich erscheint ein Heft in Lex.-8°. von 7 Bogen.

Man abonniert bei jeder Buchhandlung, Postanstalt (Zeitungspreisliste Seite 3 Nr. 61), wie bei der Verlagshandlung; Preis p. Quartal 3 Mk.

Insertionspreis für die gespaltene Petit-Zeile 0,20 Mk. **Beilagengebühr** für je 2 Seiten 20 Mk.

Einbanddecken zu den Halbjahrsbänden kosten je Mk. 1. —

Um den Wünschen geehrter Abonnenten: **für einen ermäßigten Preis in den Besitz früherer Jahrgänge treten zu können,** entgegenzukommen, liefern wir, soweit der teilweise nur geringe Vorrat reicht:

die „Allg. kons. Monatsschrift" Jahrg. 1881. 1882 (Ladenpr. à M. 8.—) für à M. 4.—, Jahrg. 1883 (Ladenpr. M. 10.—) für M. 5.—

sämtliche 3 Jahrgänge **zusammen** (Ladenpr. 26.—) für 12 Mark.

Jahrg. 1879 und 1880 ist nur in einzelnen Exemplaren komplett und kann daher nicht ermäßigt abgegeben werden.

Georg Böhme's Verlag in **Leipzig.**

Gj 1951, 129

Francis W. J. Fiorelli

Digitized by Google

AP30
K65
v. 43: 7-12

Heinrich W. J. Thiersch.

Von

Dr. Paul Wigand.

Am 3. Dezember 1885 ist Heinrich Thiersch in Basel entschlafen. Wie zu seinen Lebzeiten, so ist auch nach seinem Tode viel über ihn und seinen, den meisten so schwer verständlichen Lebensgang geredet und geschrieben worden. Viele Gegner Thierschs oder vielmehr der kirchlichen Gemeinschaft, der er sich angeschlossen hatte, haben das Wort ergriffen.

Mir ist Heinrich Thiersch mein lebenlang ein väterlicher Freund gewesen, in Glaubenssachen waren wir auf das innigste verbunden, als Lehrer habe ich ihn hoch verehrt, und nachdem ich durch das engste verwandtschaftliche Band mit ihm verknüpft worden war, habe ich die sechs letzten Jahre seines Lebens in ununterbrochener Gemeinschaft mit ihm verlebt. Ich kann also nur ein Zeugnis für diesen Mann ablegen und ergreife mit Freuden die mir hier gebotene Gelegenheit, von ihm zu erzählen, dieser Pflicht der Liebe und der Dankbarkeit zu genügen und das Andenken dessen zu ehren, der mir und so vielen andern so unendlich teuer und von so großem Segen gewesen ist.

In den zwanziger und dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts herrschte in München ein bedeutendes geistiges Leben. In der römischen Theologie und Philosophie zeigte sich eine tiefgehende christliche, nicht ausschließlich päpstliche Richtung. Döllinger, Joseph von Görres, Franz Baader vertraten sie. Bedeutende protestantische Gelehrte hatte König Max Joseph berufen. Schelling trug seine große Philosophie vor. Gotthilf H. Schubert beleuchtete die Naturgeschichte mit dem göttlichen Lichte. Ein Mittelpunkt in diesem protestantischen Kreise war Friedrich Thiersch. Er war der große Kenner und Ausleger klassischer Kunst und Litteratur und gestaltete die bayerischen hohen Schulen um. Er war der „praeceptor Bavariae". Der Philhellene griff in die Freiheitskämpfe Griechenlands bedeutsam ein und leistete dem jungen Staate, besonders unmittelbar vor König Ottos Thronbesteigung, große Dienste. Als Erzieher der Prinzessinnen stand er dem Könige sehr nahe, und als 1848 die Revolution auch München erfaßte, hat er als Rektor der Universität die Studentenschaft seinem Könige erhalten.

Seine Gemahlin war Amalie, die edle und geistvolle Tochter des bekannten Löffler in Gotha. Als ältestes Kind wurde ihnen am 5. November 1817 Heinrich Wilhelm Josias geboren. Den Namen Josias erhielt der Knabe nach seinem Gothaer Großvater. Schelling war mit 12 anderen sein Pate.

*) Der folgende biographische Nachruf ist von einem Mitgliede der selben kirchlichen Gemeinschaft geschrieben, welcher Heinrich Thiersch angehört hat. Die Pietät gegen diesen einstigen hervorragenden Mitarbeiter der „A. k. M." verbot uns, einem Gegner seiner religiösen Richtung die Abfassung seines Lebensbildes für unsere Zeitschrift zu übertragen; auch konnten wir uns nicht entschließen, einzelne apologetisch klingende Stellen dieser trefflichen Arbeit zu unterdrücken, da einerseits dieselben für die subjektive Begründung von Thierschs wichtigster Lebensentschließung besonders wertvoll sind und da wir andrerseits uns einem Leserkreis gegenüber sehen, der in kirchlicher wie politischer Hinsicht auch fremden Ueberzeugungen Interesse entgegenbringt. Die Redaktion.

Heinrich Thiersch wurde mit dem 6. Jahre lahm, und er ist dies sein lebenlang geblieben. Der Greis erzählte mir, wie ihm dies Kreuz von Segen gewesen, daß es ihn in seinen Jugend- und Jünglingsjahren vor manchen Gefahren bewahrt habe. Er wuchs ziemlich einsam auf, spielte gern mit den Folianten seines Vaters und wurde früh reif. Den alten Thiersch freute es, sehr bald, im 10. und 11. Jahre, seinem begabten Sohne die Anfänge des Griechischen zu lehren und ihn in die Odyssee, sowie zu den leichteren Oden des Horaz zu führen. Die Elemente des Lateinischen hatte der Knabe schon früher auf seinem Krankenlager erlernt. Er besuchte von 1827 an das neue Gymnasium zu München, die ausgezeichnete Lateinschule zu Nürtingen a. N., dann das Münchener Wilhelmsgymnasium, welches er im Herbst 1833 absolvierte. Der gläubige und fromme Böckh hatte ihm den Konfirmandenunterricht erteilt. Er hat in Thiersch, nach dessen eigener Aussage, die Neigung für das Studium der Theologie erweckt. Spengel, der tüchtige Philologe, der in Prima besonders die Rhetorik der Alten vortrug, bestimmte die Richtung seines Schülers zur klassischen Philologie und Geschichte. Beiden Fächern, der Theologie und der Philologie nebst Geschichte, ist er bis zu seinem Ende treu geblieben und zwar immer forschend. *Ἀεὶ διδασκόμενος γηράσκω* (stets lernend altere ich) sagte er mit Solon, als ich den 65jährigen Greis einst aus einer historischen Vorlesung Jakob Burkhards kommen sah.

1832 war sein Vater aus Griechenland zurückgekehrt. In seinem Hause verkehrten viele interessante Persönlichkeiten. Die Fragen der Politik, besonders der des befreiten Griechenlands, in denen der Professor und Diplomat einen so richtigen Blick hatte, wurden hier vielfach bewegt. Hierher stammt das große politische Interesse und Verständnis für die Fragen der Völker und ihre Lösung, wie es uns bei Thiersch so oft begegnet. Aber befriedigt haben den Jüngling diese Kreise nicht. Er hielt sich im allgemeinen mehr von ihnen fern. Im Herbst 1833 begann er in München zu studieren, und es konzentrierte sich seine ganze Kraft auf das Studium. Das sonstige Universitätsleben zog ihn nicht an. Darum lebte er die beiden ersten Jahre seiner Studienzeit mehr zurückgezogen, den Wissenschaften und dem inneren Leben einseitig zugewandt. Der edle August von Schaden war sein Freund und vertrauter Umgang.

Unter der vortrefflichen Leitung seines Vaters studierte Heinrich die Sprachen und Litteratur der Alten. Er hat diesem Studium mit jener systematischen Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit obgelegen, mit der diese hehre Wissenschaft in jener Zeit getrieben wurde, und zwar mit der größten Befriedigung. Die Erinnerung an die Vorlesung seines Vaters über die Geschichte der griechischen Litteratur, an seine Erklärung des Pindar und Euripides und sein philologisches Seminar konnte ihn noch in seinen spätesten Jahren begeistern.

Außerdem besuchte er theologische Vorlesungen, trieb unter Schubert Naturwissenschaften, Geschichte unter Görres und wurde von Schelling in die Philosophie eingeführt. Dieser große Mann mit seinen gewaltigen und positiven Ideen hat einen bedeutenden Einfluß auf ihn ausgeübt. In seiner Philosophie fand er positive Elemente, eine Stütze gegen den Rationalismus, der ihm damals offenbar zu schaffen gemacht hat. Der Mittelpunkt seiner Studien war aber die klassische Philologie. Und hier, in München, war es, wo der eigene Vater die Grundsteine jener umfassenden Kenntnis des klassischen Altertums legte und jene Begeisterung entzündete, die bei dem Sohne niemals erloschen ist.

Thiersch hat auf diesem Gebiete zu keiner Zeit eine längere und bedeutendere Lehrthätigkeit entfaltet. Darum unterbreche ich den Faden der Erzählung, um hier kurz auf die große Bedeutung hinzuweisen, welche dieses in München so ernst getriebene philologische Studium für Thierschs ganze Persönlichkeit und sein ganzes Leben gehabt hat. Die objektive, ja wahrhaft klassische Ruhe seines Wesens ist durch diesen regen geistigen Verkehr mit den Alten, der sein ganzes Leben durchzogen hat, wenn auch nicht entstanden, so doch gefördert und ausgebildet worden. Ich habe nie einen Mann

von einer solchen Würde und einer solchen sich stets gleich bleibenden Ruhe gesehen. Tacitus, sein Lieblingsschriftsteller, hat ihn nicht nur zur Geschichtsschreibung aufgefordert, er hat ihm auch die Klarheit und das Ebenmaß seiner Sprache gegeben. Und wie Thiersch schrieb, so sprach er auch. Ich bin unter Alten und Jungen nicht der einzige gewesen, der von der Gewalt seiner Rede, nach Inhalt wie Form, oft geradezu hingerissen war. Hierzu kam noch seine tiefe, so vollklingende Stimme. Vor allem aber hatte er seinen Geschmack und sein Urteil an den Alten gebildet. Er war milde und gerecht in seinem Urteil, einseitig klassisch in seiner Weltanschauung. Die Romantik lag ihm ferne. Statt Romane las er die Ilias als Eisenbahnunterhaltung. Die Renaissance war ihm sympathischer als die Gotik. Schillers Dichtung achtete er höher als die Goethes. Für Platen und Shakespeare, für letzteren wegen seines großen sittlichen Ernstes, hatte er eine besondere Vorliebe. Er ist seinen alten Freunden treu geblieben. Nicht lange vor seinem Tode sprach er noch strenge Worte über Mommsens bonapartistische Geschichtsschreibung, welche die edlen Gestalten der römischen Geschichte geschwärzt und in den Staub gezogen hat. Vor seinem Schmerzenslager fand ich den aufgeschlagenen Curtius; er hatte seine Lektüre soeben beendet.

Im Herbst 1835 bezog Thiersch die Universität Erlangen. Hier entwickelte sich der junge Student ganz anders wie in München. Die Erlanger Verhältnisse sprachen ihn mehr an. In München hatte er in seinen philologischen Studien gewissermaßen unsichtbar und verborgen das Fundament gelegt, welches mit seiner strengen Kritik und ernsten Forschung der nun folgenden Theologie so wichtige Dienste leisten sollte. Hier in Erlangen begann er vor aller Augen den Bau aufzuführen, durch welchen er seine große Bedeutung gewinnen sollte. Er studierte Theologie und wurde ein munterer Student. Er gewann christliche Freunde, nahm im Februar 1836 an der Stiftung der christlichen Studentenverbindung Uttenruthia teil und war an ihren frohen Festen ein fröhlicher Teilnehmer. Zwar trat er bald aus jener Verbindung wieder aus, weil er sich durch das ihm zu häufige und zu lange Kommersieren in seinem zarten Gewissen bedrückt fühlte, ist aber ein heiterer, fröhlicher Student geblieben. Der Theologie widmete er seine ganze Kraft. In Olshausen, Harleß, Hofmann, Rückert, Raumer, Puchta hat er seine Lehrer stets hoch verehrt. Mit ihnen kam er auch viel persönlich zusammen. Diese führten ihn nun recht eigentlich in das Luthertum ein, das er mit großer Befriedigung ergriff. Er schaffte sich bald Luthers Werke an, vertiefte sich in den großen Reformator, las das Konkordienbuch mit Erbauung und Zustimmung und wurde ein eifriger Lutheraner. Das wissenschaftliche Studium verband er mit dem Besuche des Gotteshauses, mit ernstem Beten und Meditieren und fühlte sich so immer mehr und mit größerer Freudigkeit seinem eigentlichen Lebensberufe entgegenreifen. Die Kirchengeschichte wurde ihm von Anfang an Gegenstand von Privatstudien. Er suchte und gewann, wie er selbst sagt, auf diese Weise eine feste Grundlage für das Verständnis des christlichen Altertums. 1836 predigte er, 19 Jahre alt, in Allstedt i. Th. zum erstenmal. Später hat er oft über diese seine Kühnheit geklagt. Im Herbst 1837 bestand er zu Ansbach sein theologisches Examen mit der ersten Note. Er war in allem, besonders in seinen Studien, stets gründlich und ein Feind alles Scheinwissens, und dies hatte sich im Examen offenbart.

Den Winter 1837 auf 38 studierte Thiersch in Tübingen weiter. Er hospitierte in theologischen Vorlesungen, arbeitete für sich und lernte dort immer mehr den Kampf verstehen, wie er damals zwischen Glaube (Schmidt) und Unglaube (Baur) in Tübingen herrschte. Er hat ihn später mit Mut und Erfolg aufgenommen.

Im Frühjahr 1838 kehrte er heim. Nach bestandenem Doktorexamen wurde er auf Grund einer Studie über die Septuaginta am 19. März in München zum Dr. phil. promoviert. Schelling ehrte ihn, indem er ihm opponierte, und sprach die für beide gleich ehrenvollen Worte: „Ich freue mich zu sehr, te operam dare, ut totus pro Christo et Christi regno vivas.“

An demselben Tage erhielt der junge Doktor einen Ruf als Lehrer an die evangelische Missions-Anstalt zu Basel. Er nahm den Ruf an.

In Basel hat Thiersch ein schönes, für seine Ausbildung tief eingreifendes Jahr zugebracht. Der Unterricht, den der zwanzigjährige in Kirchengeschichte, Erklärung des alten und neuen Testaments, Deutsch, Plato und Geometrie zu geben hatte, machte ihm viel Freude. Er hospitierte bei Beck u. a., hatte liebe christliche Freunde aus den Kreisen des Missionshauses und lernte das Missionswesen und andere christliche Liebesthätigkeit kennen. Wegen geschwächter Gesundheit aber mußte er schon nach einem Jahre Basel verlassen. Er bereitete sich in München zum philologischen Examen vor und bestand dies im Oktober 1839 mit Auszeichnung.

Sein Vater wünschte die akademische Laufbahn. Heinrich wäre dem innersten Drange seines Herzens zufolge lieber Missionar oder Landpfarrer geworden. Er folgte aber dem väterlichen Wunsche, wurde 1839 theologischer Repetent in Erlangen und im März 1840 daselbst Privatdozent.

Die Zeit, die er als Repetent und Privatdozent in Erlangen verlebt hat, sah Thiersch immer als eine gewisse Ergänzung seiner früheren dortigen Studienzeit an. Er unterrichtete als Repetent eine Anzahl Studenten in lateinischer Konversation, in grammatischer Exegese und in der hebräischen Sprache. Auch verfaßte er zu jener Zeit seine hebräische Grammatik. Als Privatdozent las er Exegese des alten und neuen Testaments, alte Kirchen- und Dogmengeschichte und Encyklopädie. Aber vor allem waren es seine Privatstudien und hier wiederum die in der alten Kirchengeschichte und Patristik, die seine Kraft besonders in Anspruch nahmen, und in denen er forschend erstarkte. Außerordentlich befruchtend war auch für ihn in jener Zeit der rege Umgang mit seinem Freunde und Schwager, dem genialen Schaden. Dieser hatte sich als Privatdozent der Philosophie in Erlangen habilitiert und führte seinen Freund tiefer in die Probleme der Philosophie und zu den modernen Dichtern hin.

Am 22. September 1840 vermählte sich der jugendliche Lehrer mit Bertha Zeller, einer Tochter des Inspektor zu Beuggen. Schon von Tübingen und später von Basel aus hatte er die Anstalt in Beuggen wiederholt besucht. Wahre Freundschaft verband ihn mit der von Gott so reich gesegneten Familie Zeller. Maria Bertha war ihrer Eltern fünftes Kind, lieblich und einfach und „brachte ihm alles mit, was zur Begründung eines christlichen Familienlebens dienen konnte.“ Sie hat ihrem Manne dreizehn Kinder geschenkt. Ihrem Gatten war sie in treuer Liebe zugethan und hat sein ernstes und opferreiches Leben freudig mit ihm geteilt. Ihren Kindern war sie eine sorgsame und liebevolle Mutter, den Armen eine mildthätige Freundin, den Gästen eine freundliche Wirtin. Am 12. Juli 1868 ist sie zu München nach langen Leiden (Herzleiden und Wassersucht) entschlafen. „Herzlich lieb hab ich dich, o Herr“ sang man an ihrem Grabe. Das Andenken dieser treuen Frau bleibt bei allen, die sie gekannt haben, lebendig. Ihr Segen ruht auf ihren Kindern. Die äußere wie die innere Trauer um sie hat ihr Gatte bis zu seinem Tode nicht abgelegt.

So groß die Befriedigung Thierschs an dem wissenschaftlichen Leben in Erlangen war, so erfüllte ihn eins doch mit wachsender Sorge. Bei seiner Habilitation als Privatdozent war er die den Erlanger Statuten gemäß geforderte Verpflichtung auf die symbolischen Bücher der lutherischen Kirche nach einer vorausgeschickten vorsichtigen Erklärung als treuer Lutheraner mit gutem Gewissen für die Zeit seiner Lehrthätigkeit in Erlangen eingegangen. Wollte er aber Professor werden, so wurde eine neue Verpflichtung „von unerhörter Engherzigkeit“ von ihm verlangt, der er nicht nachzukommen vermochte. Er sollte den sogenannten Synkretismus eines G. Calixt, welchen er für die gediegenste und wissenschaftlichste, den Pietismus Speners, den er für die edelste religiöse Frucht des Protestantismus hielt, und den Chiliasmus, auch den subtilen, in welchem er nichts anderes als die Hoffnung der ersten Christen erblickte, verabscheuen. Dies konnte er unmöglich. Damit schien ihm die Dozentenlaufbahn für immer ver-

schlossen. Dies und der Geist, der jene Verpflichtungen auferlegte, haben ihm das Herz oft schwer gemacht. Sonst hat er diese Erlanger Zeit eine für ihn glückliche genannt. Er rief den Herrn um Hilfe an und legte seine Zukunft in Seine Hände. An seinem Geburtstage 1842 berief ihn der Kurfürst von Hessen zum Professor der Theologie an die Landesuniversität Marburg. Hier galt es keine derartigen Verpflichtungen vorher einzugehen. Thiersch nahm freudig diesen Ruf aus Gottes Hand an und siedelte Ostern 1843 nach Marburg über.

Seine Ankunft in Marburg hat Thiersch stets als eine überaus glückliche bezeichnet. Der Uebergang vom Privatdozenten zum Professor, die so liebevolle Aufnahme, die er mit seiner kleinen Familie dort fand, die liebliche Umgebung der kleinen Universitätsstadt erfüllten sein Herz mit Freude und Dank.

Er las neutestamentliche Exegese, Dogmengeschichte, Dogmatik und theologische Encyklopädie und entwickelte eine für Marburger Verhältnisse damals unerhörte Lehrthätigkeit. Ich bin nicht so glücklich gewesen, in jener Zeit Vorlesungen dieses großen Mannes hören zu dürfen. Aber gar mancher seiner damaligen Schüler hat mir noch nach 35 und mehr Jahren mit wahrer Begeisterung davon erzählt, von der Tiefe und Gründlichkeit des Inhaltes, von der Großartigkeit und Schönheit der Form dieser Vorlesungen. Vor allem aber war es der heilige Ernst und das sittliche Pathos, von welchem dieser akademische Lehrer durchdrungen und getragen war. Und dies hat den bleibenden Eindruck auf seine Zuhörer gemacht. Bis zu seinem Tode hat Thiersch gegen jeden Mißbrauch des Katheders gezeugt, welcher diese erhabene Stätte benutzt, um die akademische Jugend in Zweifel zu stürzen, sie in menschliche Ansichten zu verwickeln und in Oberflächlichkeit und Unselbständigkeit zu erhalten. Sein Programm war ein anderes. Er spricht es in seinem Vorworte zu „Die Kirche im apostolischen Zeitalter" in einem Appell an die jungen Theologen aus: „Ich kenne den Jammer der Zerrissenheit, in den sie durch den Streit der Lehrer gestürzt werden. Intellektuelle Abstumpfung, sklavische Ergebung an die Autoritäten des Unglaubens, Absterben des Glaubens an Wahrheit überhaupt, sind die Folgen der Rücksichtslosigkeit, mit welcher man alle Doktrinen des Unglaubens und des Halbglaubens auf die Zuhörer einstürmen läßt. Rafft euch auf aus der Gleichgültigkeit, fasset Mut, macht euch frei von dem blinden Glauben an die, welche aus ihrer öden Seele nur die Kunst des Zweifels und des Argwohns euch mitteilen können. Lernt wieder forschen und nicht nur nachschreiben, nicht bloß grübeln, sondern betend nach Wahrheit ringen. Kehret zu dem Quell der heiligen Schrift zurück, dessen Wasser euch die Widersacher verdächtig gemacht haben. Schöpfet wieder mit Vertrauen, und, wenn die Lebenskräfte in euch strömen, so erkennet, was es ist, das man euch rauben will." Dies war der Geist, von welchem seine Vorlesungen getragen wurden.

Und wie in seinen Vorlesungen, so war er auch in seiner schriftstellerischen Thätigkeit der unbewegte und laute Zeuge der göttlichen Wahrheiten. Thiersch war sein lebenlang der ausgesprochene Feind jedes Unglaubens, er mochte sich zeigen, in welcher Gestalt er wollte. Er nahm den Kampf mit demselben, der damals seinen theologischen Vertreter in Baur in Tübingen, einem Jünger Hegels, fand, mutig auf. In Baurs Auffassung vom Urchristentum sah Thiersch keine geschichtlich begründete Wahrheit, sondern ein dogmatisches, willkürlich dialektisches Schema. Er stellte ihm 1845 in dem „Versuch zur Herstellung des historischen Standpunktes für die Kritik der neutestamentlichen Schriften" eine zusammenhängende Gesamtanschauung der beiden ersten Jahrhunderte der christlichen Kirche gegenüber. Dies war die erste und sehr bedeutende Frucht der umfassenden altkirchlichen Studien des Gelehrten und hat Baurs verderbliche Hypothese zu Fall gebracht. Diese „Streitschrift gegen die Kritiker unserer Tage" ist A. v. Schaden gewidmet. Eine zweite kürzere folgte bald der ersten.

War Thiersch ein Zeuge gegen alle Feinde Christi, so war er auch ein Freund aller Christgläubigen jeder Konfessionen. Dies bezeugen seine „Vorlesungen über

Katholizismus und Protestantismus", welche er unter dem größten Zudrange der Studierenden vortrug und 1846 im Druck herausgab. In friedlichem Geiste, der auch die Gegner versteht und ehrt, entwickelt er hier die Lehrgegensätze beider Kirchengemeinschaften und weist auf die noch möglichen Wege einer Verständigung und Vereinigung beider hin.

Thiersch war ein geborener Lehrer und ist bis zu seinem Tode ein Lehrer geblieben. Daher erfüllte ihn diese Lehrthätigkeit mit großer Befriedigung. Freilich klagte er oft und streng über die mangelhafte besonders philologische Vorbildung der Studenten, — er war eben von München und seinem Vater her verwöhnt — über ihre Unselbständigkeit im Denken und über das so wenig ideale Verhältnis der Schüler zu ihren Lehrern. Er wünschte diesen Umgang wie den der alten Philosophen mit ihren Jüngern, nun fand er meist ein Verhältnis von Studenten zu zukünftigen Examinatoren. Dies betrübte ihn. Im Examen, schreibt uns einer seiner damaligen Schüler, das er in einem fließenden Latein, dem schwer zu folgen war, hielt, war er strenge; er hat mir sehr bange gemacht, da er mich über Sokratische Philosophie so eingehend fragte.

Er setzte seine ganze Kraft daran, die jungen Theologen nicht mit Wissen zu füllen oder zu Akademikern und Dialektikern heranzubilden, sondern für ihr zukünftiges geistliches Amt im Dienste der Kirche vorzubereiten. Für diesen heiligen Zweck hielt er seine Vorlesungen und verkehrte gern auch persönlich mit dem einzelnen. Es konnte nicht anders sein; dieser bedeutende Mann mit seinem Glaubensmute, seiner unerschütterlichen Ueberzeugung, seinem umfassenden Wissen, dieser persönlichen Demut und mit dem warmen, freundlichen Herzen für die Studenten machte auf diese einen tiefen Eindruck. Er hat auf jene Generation einen großen Einfluß ausgeübt. Sein früherer Zuhörer H. rief dem Dahingeschiedenen im „Reichsboten" nach: „.... einem Mann, der vielen hessischen Geistlichen, die in den vierziger und anfangs der fünfziger Jahre in Marburg studiert haben, ein unvergeßlicher Lehrer, ja, sich ihrer mit großer Liebe annehmender Freund gewesen ist, dem sie auch nächst Gottes Gnade den Ernst und die heilige Begeisterung verdanken, die sie mit in ihr geistliches Amt genommen haben, und es wird sie die Todesnachricht, wie den Einsender dieses, tief bewegen. Thiersch war es auch, um den sich in einer Zeit großer und tiefgehender Gegensätze auf der Universität, da auch unter den Studenten mächtige soziale Bewegungen vorgingen, die ernst und christlich gesinnten Studenten sammelten, und von dem die erste Anregung zu der Gründung der Studentenverbindung des sogenannten Wingolf in Marburg ausging. Das Andenken des uns einst so innig nahestehenden, für unser Studium und späteres Amt so begeisternden Lehrers bleibe bei uns in Segen."

Der Marburger Wingolf ehrte das Andenken seines intellektuellen Urhebers bei dessen Tode durch Uebersendung eines Kranzes auf das Grab des Entschlafenen und durch Anlegung einer achttägigen studentischen Trauer.

Ein anderer seiner damaligen Zuhörer schreibt: „Von dem tiefen Einfluß, den Thiersch auf die jungen Leute ausübte, habe ich später sehr oft Zeugnisse der Amtsbrüder gehört. Nicht wenige haben versichert, daß sie ihm alles verdanken, was sie an Erkenntnis und Glauben hatten. Hohl und leer seien sie gekommen und wären auch wieder so weggegangen, wenn Thiersch nicht gewesen wäre. Ich glaube, der Segen, der von ihm auf die hessische Kirche ausgegangen, kann nicht hoch genug gerühmt werden. Im Jahre 1848 zeigte es sich, wie er Wurzel geschlagen hatte. In dieser Zeit tiefster Erschütterung suchten die ernsteren Geistlichen von ihm Licht." Derselbe erzählt weiter: „Es ist bekannt, daß er allwöchentlich, während er Professor war, an einem Abend zum Thee die Zuhörer zu freier Unterhaltung bei sich hatte; wer kommen wollte. Litterarische Erscheinungen, wichtigere kirchliche Ereignisse und dogmatische Fragen, die Stellung der Kirche, auch politische Sachen kamen zur Sprache. Er ließ sich gern fragen und gab Bescheid. Dabei war er auch sonst so zugänglich für ein-

zelne und zeigte stets ein väterliches Interesse für jeden, der sich ihm näherte. Den Schwachen half er nach. Auch hatten manche der Studenten schon damals Zutritt in der Familie, und ich erfuhr manches von Hilfeleistung an Armen. Ich kam aus Vilmars Schule, der mir hoch über allen stand und dessen Religionsstunden einen so großen Eindruck auf mich gemacht hatten. Thiersch fand, daß die Prima in dieser Hinsicht schon zu weit geführt habe. Immer sprach er aber von Vilmar in größter Hochachtung. Mir standen nun diese beiden Männer gegenüber wie Luther und Melanchthon."

Einen an ihn 1846 ergangenen Ruf nach Rostock lehnte er, wie einen späteren nach Erlangen, trotz des bestimmten Wunsches seines Vaters, ab. Auch in Rostock sollte er, wie in Erlangen, erst jene engherzigen Verpflichtungen eingehen. Durch seine „Vorlesungen über Katholizismus und Protestantismus" war man aber besonders in Preußen auf ihn aufmerksam geworden. Er erhielt einen Ruf nach Königsberg, später, wie man sagt, nach Berlin, um Neanders Nachfolger zu werden. Beide Male lehnte er ab. Es war ihm unmöglich, wie er sagte, in die evangelische Staatskirche Preußens überzugehen, wo Kultus und Glaubensbekenntnis durch königliche Kabinettsorder bestimmt und ausgebildet, Geschiedene unter Umständen getraut würden, und die teil gehabt habe an der Verfolgung der Altlutheraner. Für diese hatte er viel Sympathie. Scheibel war ihm persönlich bekannt.

Das kirchliche Leben lag anfangs der vierziger Jahre in Marburg recht darnieder. Die dunkeln Schatten des Rationalismus waren noch nicht verflogen. Darunter seufzte Thiersch sehr. Mit Freuden folgte er daher der Aufforderung der Geistlichen und predigte ziemlich häufig in den lutherischen Kirchen der oberen und unteren Stadt. Von diesen Predigten habe ich noch manchen Alten und manche Alte erzählen hören. 1845 war in Marburg großes Sängerfest und zwar in der lutherischen Kirche. Der Nachmittagsgottesdienst fiel deshalb aus. Am folgenden Sonntag hatte Thiersch in derselben Kirche zu predigen. Als Text lag die Tempelreinigung vor. Er predigte sehr freimütig über die Entheiligung des Hauses Gottes und zeugte gegen den Mißbrauch des vorigen Sonntags. Der Zorn des noch festseligen Publikums wurde erregt und abends dem kühnen Prediger eine Katzenmusik gebracht. Infolge einer großen Petition der Bürger gegen und einer andern für ihn forderte ihn der ängstliche Pfarrer der lutherischen Kirche ein Jahr lang nicht wieder zum Predigen auf. Der glaubensstarke feste Vilmar, der schon damals als Gymnasialdirektor eine Theologie der Thatsachen gegenüber aller Rhetorik vertrat, war dem neuen Professor mehr als andere geistesverwandt, und beide zogen sich an. Thiersch besuchte sonntäglich den lutherischen Gottesdienst, auch noch als er sich den apostolischen Gemeinden angeschlossen hatte. Wie weit er von aller Sektiererei und allem Hochmute entfernt war, zeigt uns folgendes. Ein Freund fragte ihn, wie er sich nur bei so entsetzlich dürftigen Predigten des Pfarrers X. in der lutherischen Kirche erbauen könne. Er antwortete: „Daß ich dem jungen Pfarrer X. zuhören und bei ihm mich erbauen kann, das habe ich von den Aposteln gelernt." Die Angelegenheiten der hessischen Kirche verfolgte er mit dem größten Interesse. „Eines Tages, erzählt einer seiner Schüler, trat er zur Stunde des Kollegs in das Auditorium und sagte, es werde jetzt in der lutherischen Kirche der neue Superintendent Merle eingeführt; das sei für uns alle, die ganze Stadt und das Land, ein so bedeutungsvolles Ereignis, daß er selbst gern dem Akte beiwohnen und vorschlagen wolle, ob wir nicht statt ins Kolleg in die Kirche gehen wollten. Unvergeßlich ist mir eine Pastoralkonferenz, die im Sommer 1848 in Ziegenhain gehalten wurde, auf der er auf Verlangen über 2. Thess. 2 sprach und da mit großem Ernste sagte, was zu sagen war und eben nur er damals sagen konnte. Die Zeichen der Zeit, die Hoffnung auf die nahe Wiederkunft Christi wurden besprochen, wie es wohl die meisten noch nicht gehört hatten. Der offenbare Eindruck auf die Versammlung mochte dem gelehrten, aber mit ganz anderem Winde fahrenden Professor R., der auch eingeladen war, peinlich sein.

Er trat auf gegen diesen Chiliasmus, indem er mit Aufbietung von großer Gelehrsamkeit in langer Aufzählung einer Menge von Beispielen zeigte, wie oft schon solche Erwartungen der Wiederkunft Christi, des Endes der Welt gehegt, Jahr und Tag ausgerechnet sei, und es sei doch nichts gewesen. Natürlich hatte er Thierschs Worte auch so gedeutet, als habe er eine solche Ausrechnung und Bestimmung der Wiederkunft Christi gelehrt, und meinte nun ohne Zweifel, den Mann geschlagen zu haben. Da trat Thiersch auf und fragte die Versammlung, ob R.s Auffassung seiner Worte die richtige sei, ob er etwas von dem gesagt, was R. soeben bekämpft habe. Es war ergreifend, wie die ganze Versammlung mit einem lauten Nein aufstand, und ergötzlich, wie dann Thiersch mit gleicher Gelehrsamkeit noch eine lange Reihe von schwärmerischen Erscheinungen der Kirchengeschichte hinzufügte. Den Schluß bildete eine sehr energische Ansprache des damaligen Rektors Fr. in Homberg an R., worin er denselben feierlich fragte, ob er denn wirklich an eine persönliche Wiederkunft Christi glaube und darauf hoffe. Auf mich schon, den jungen Menschen, machte R.s Antwort einen kläglichen Eindruck, wie er sich dialektisch wandte und drehte und alles auf verflüchtigende Redensarten hinauslief."

Während dieser ersten Jahre seines Aufenthaltes in Marburg reifte in Heinrich Thiersch die Erkenntnis und Anerkennung jenes apostolischen Werkes in der Kirche, welches sein inneres Leben so unendlich bereichern, sein äußeres so wesentlich anders gestalten sollte. Wir wenden uns zur Darstellung des wichtigsten Abschnittes in dem Leben dieses Mannes, seinem Anschluß an die „apostolischen Gemeinden", von den Gegnern Irvingianer genannt.

Dies war natürlich nicht das Werk eines Augenblicks. Wie wir oben sahen, war Thiersch mit voller Ueberzeugung Lutheraner. Aber daß die Lutheraner die Kirche seien, wie dies damals häufig ausgesprochen wurde, hat er niemals geglaubt. Während seiner Studien- und späteren Zeit, besonders während seines Aufenthaltes im Baseler Missionshause hatte er viele Erfahrungen von ernster Frömmigkeit und kirchlichem Leben auch bei Reformierten und Römischkatholischen gemacht, so daß sein Herz sich immer mehr erweiterte und er in wahrhaft katholischer d. i. allgemeiner Liebe alle Christgläubigen als Brüder umfaßte.

Seine gründlichen Studien der Kirchenväter öffneten ihm die Augen für eine Zeit im christlichen Altertum, wo die Kirche ohne Spaltung dastand und doch alle die Wahrheiten in sich barg, welche jetzt unter die Parteien zerstreut erscheinen: die Fülle biblischer Lehre, eine feste Ordnung und Autorität, eine heilsame Kirchenzucht. Je klarer ihm das Bild der alten Kirche wurde, um so deutlicher erkannte er in diesem Spiegel und in dem des göttlichen Wortes die Verwirrung und den Abfall in der Gegenwart. Das war nicht Unzufriedenheit und immer wieder Unzufriedenheit; nein, es war der heilige Schmerz eines Mannes, der nicht nur seine, sondern auch der ganzen Kirche Not auf dem Herzen trug, und der mit tiefer Betrübnis die Schäden des Hauses Gottes erkannte.

Hinzu kam die freudige Erwartung der Wiederkunft Jesu Christi. Sie hatte ihn schon frühe bewegt. Seine Lehrer Krafft und von Schaden hatten sie mit ihm und mit vielen geteilt und gefördert. Sie erschien ihm wie den ersten Christen als das eine große Ziel alles seines Hoffens.

Da lernte er Ostern 1842 bei einem Besuche in München William Caird aus Schottland kennen, der als Evangelist der apostolischen Gemeinden damals in Deutschland wirkte. Er kam mit ihm auf die Fragen des Reiches Gottes zu sprechen und empfing von diesem Manne viel Licht über das, was bisher mehr dunkel sein Herz bewegt hatte. Caird gab ihm das Zeugnis, welches die Apostel 1836 den Häuptern der Christenheit überreicht haben. Hier fand er seine Gedanken „tiefer begründet und klarer ausgesprochen". Dies Zeugnis half ihm in den kirchlichen Wirren der Gegenwart zurecht. Daß dies der Geist Christi, der Geist der Wahrheit sei, der da zu ihm

rede, war sein erster Eindruck. Und dieser Eindruck wurde immer tiefer, immer gewisser, je mehr er sich mit dieser kirchlichen Erscheinung beschäftigte, und je ernster er die Sache prüfte. Caird besuchte ihn auf seine Einladung hin bald in Erlangen, Böhm, ein anderer Evangelist, in Marburg. Er erzählt, daß er von diesen Männern die Lösung so vieler schwieriger Fragen, besonders aus den prophetischen Büchern sowie aus der Kirchengeschichte, die ihm niemand bis dahin hätte beantworten können, erhalten habe. 1847 war Herr Thomas Carlyle, der Apostel für Norddeutschland, (nicht der Historiker), zum erstenmal bei ihm in Marburg. Er hielt auf Thierschs Studierzimmer vor einem Kreise von Freunden Predigten und Belehrungen.

Thiersch hat lange und ernst geprüft. Schwer mag ihm die Prüfung geworden sein im Hinblick auf den großen Anspruch, den dies Werk erhebt, ferner im Hinblick auf die besonders große Verantwortung, die er als theologischer Lehrer hatte, und vielleicht auch auf die nächste Zukunft, die für den Fall einer Anerkennung dieses Werkes für ihn und seine Familie so dunkel vor ihm lag. Leicht aber ist sie ihm geworden auf Grund alles dessen, was er bei seiner großen Kenntnis der heiligen Schrift und des christlichen Altertums bereits vorher erkannt hatte, was er betreffs des Zustandes der Kirche in der Gegenwart wahrnahm und was sein Herz, das für die ganze Kirche schlug und der Wiederkunft Christi freudig entgegensah, so mächtig bewegte. Leicht wurde ihm die Prüfung vor allem durch seine tiefe Demut, die ihn trotz seiner großen Gelehrsamkeit kindlich glauben ließ. Nicht auf dem Wege verstandesmäßigen Erkennens wollte er dies heilige Werk des Herrn be- und ergreifen, sondern er ließ sich unterweisen und belehren von denen, die er immer mehr nicht als große Weltweise, aber als Boten Gottes erkannte. Diese heute so seltene, in ihm so tief gegründete Demut bei einer so großen geistigen Begabung, vielen geradezu unverständlich, ist ein Hauptzug in Thierschs Charakter.

Er war überzeugt von dem Verfall der Kirche und der Ratlosigkeit derer, die ihr aufhelfen wollten. Von der Macht des Staates oder gar der Weisheit der Theologen versprach er sich keine Rettung. Auch gab er sich nicht mit dem wohlfeilen Troste, daß nun einmal die Zeiten trübe sind, zufrieden. Nein, er hoffte eine Hilfe für die Kirche und erwartete sie von dem himmlischen Haupte. Er sagt: „Ich kannte große und bedeutende Theologen in allen Teilen der Kirche, aber hier war mehr.“ In dem Werke, durch welches der Herr heute durch eine neue Sendung von Aposteln an die Christenheit und die Wiederherstellung der Kirche mit ihrer ursprünglichen Einheit und Fülle an Aemtern, Gaben und Früchten des heiligen Geistes Sein ganzes Volk auf Seine Wiederkunft vorbereiten will, erkannte er die in Gottes Wort alten und neuen Testamentes geweisſagte und jetzt erschienene göttliche Hilfe. Sie glaubte er nicht verwerfen zu dürfen.

Ein hierher gehöriger Brief, den mir Thiersch schrieb, mag hier folgen. Der Anfang desselben bezieht sich auf eine unwahre Anekdote, die seine Gegner ihm nacherzählen. Sie werfen ihm einen thörichten Zirkelschluß vor, um ihn und die von ihm vertretene Sache lächerlich zu machen. Der Brief lautet: „Basel, 15. April 1885. M. t. P.! Mit meinem verehrten Lehrer Hofmann in Erlangen habe ich nur einmal eine kurze Unterredung über das Werk des HErrn gehabt. Ich weiß noch, als ich mich über den erfahrenen Segen aussprach, daß er mir erwiderte, diesen erfahre man überall, wo man das Wort Gottes lese, auch in der römischen Kirche. Von einer Aeußerung über Apostel und Propheten weiß ich mich nicht das Geringste zu erinnern. Hat jemand sich so ungeschickt bei Hofmann ausgesprochen, wie es in Celle berichtet worden ist, so bin doch ich es nicht gewesen. Auch unsere Gegner sollten sich vorstellen, daß ich in einer Zeit, wo es sich um meine Wirksamkeit, um meine und meiner Familie Zukunft, ja um das Seelenheil handelte, nicht so oberflächlich und gedankenlos zu Werke gegangen bin, wie man es mir andichtet. Ich hätte jenem Irländer geglichen, der gefragt wurde, was glaubst du? — Alles, was die Kirche glaubt. —

Was glaubt aber die Kirche? — Genau das, was ich glaube. — Käme jemand zu mir, mich in diesen Dingen zu fragen, so meine ich, er würde mir auch jetzt noch, im 68. Jahre, einräumen, daß ich berechtigt bin, mit jenem Alten zu sagen: *ἔτι μοι νοῦς ἔμπεδός ἐστιν.*

Herr Caird und Herr Böhm beglaubigten sich mir 1842—1846 als Evangelisten, als Friedensboten vom HErrn. Als ich sie fragte: Woher diese köstlichen Aufschlüsse über Gottes Wort, diese göttlichen Grundsätze? bekam ich die Antwort: Dies hat Gott durch die Weissagung an das Licht gebracht. Ich konnte keinen Augenblick zweifeln, daß diese Gabe von Gott sei. Die Notwendigkeit von Aposteln sah ich lange Zeit nicht ein. Ich wartete ab, ob sie sich auch persönlich so beglaubigen würden wie die Evangelisten. Dies war in vollem Maße der Fall, als ich 1847 Mr. Carlyle selig kennen lernte. Mit dieser Weihe und Kraft hatte ich noch niemand predigen hören. Ich sah endlich ein, daß die Gemeinde und das apostolische Werk in seiner Gesamtheit Zeugnis für die Sendung vom Himmel sind, und daß ohne solche Sendung, also ohne Apostolat keine Hilfe für die Kirche zu erwarten ist, daß insbesondere prophetische Gaben ohne apostolische Leitung nicht ausreichen würden. In dem allen ist meines Erachtens kein Zirkelschluß. Mit herzl. Gr. D. tr. erg. H. Th."

Der Anschluß an die apostolischen Gemeinden war ein ernster und folgenschwerer Schritt. Es war eben die That eines Mannes, der, wie einst Abraham, einen Ruf seines Gottes vernahm und nicht zögerte, ihm zu folgen. Dem Fleische hätte dies wohl als ein zu großes Opfer erscheinen können. Aber Thiersch ist nie der Mann gewesen, der sich mit Fleisch und Blut besprochen hat. Schwerer war es schon für ihn, seinem geliebten Vater, der die große Zukunft seines so reich begabten Sohnes durchkreuzt, und seinem Schwiegervater, der die ganze irdische Existenz der nicht mehr kleinen Familie bedroht sah, den Schmerz nicht ersparen zu können. Aber sein Weib teilte seine Ueberzeugung aus vollem Herzen mit ihm: Dies hat den, der nun um seines Glaubens willen so viel leiden sollte, alles leichter ertragen lassen. Betreffs seiner Verwandten mag er sich damals wohl mit dem Troste getröstet haben, mit dem er später einem Freunde, der in dieselbe Lage kam, beistand. Ihm schrieb er: „Wie schmerzlich muß es für unsern göttlichen Erlöser gewesen sein, als seine Mutter zu ihm sagte: Mein Sohn, warum hast du uns das gethan? Wir haben dich mit Schmerzen gesucht. Er trug den Vorwurf in der Stille. Er hatte ihn nicht verdient; denn was ihn festgehalten und von den Seinen ferngehalten hatte, war die Liebe zu Seines Vaters Haus und Wort. Ist es nicht diese Liebe, die uns festhält an Gottes Werk? Der Vorwurf von seiten unserer Angehörigen thut uns weh. Aber es ist das Leid, welches auch der HErr getragen hat. Darin liegt Trost, Beruhigung und Kraft zur Geduld. Der Vorwurf wird mit der Zeit erlöschen, und manche unserer Lieben werden uns einst noch danken, daß wir standhaft geblieben sind."

Thiersch war nicht ärmer, sondern reicher geworden. Sein religiöses und theologisches Leben hatte gewonnen, keine seiner Ueberzeugungen hatte er aufgeben müssen. So setzte er denn ohne Unterbrechung seine theologischen Vorlesungen mit gleichem und größerem Segen fort. Daneben legte er seinen Freunden und Bekannten Zeugnis ab von dem, was er als die Hilfe der Kirche in unserer Zeit erkannt hatte. Es sammelte sich ein kleiner Kreis um ihn. Dieser erweiterte sich. Es entstand eine Gemeinde, welcher Thiersch, nachdem er durch apostolische Ordination in das geistliche Amt eingesetzt worden war, als Pastor vorstand.

Bald jedoch wurde ihm die pastorale Aufsicht über die damals in den größeren Städten Norddeutschlands entstehenden Gemeinden übertragen. Er mußte nun häufig längere Reisen unternehmen, oft bis Königsberg und Memel, und konnte daher diese neue Aufgabe mit seiner akademischen Thätigkeit, die ihn auch ganz in Anspruch nahm, nicht länger vereinigen. Er bat daher unter dem 1. August 1849 kurfürstliches Mi-

nisterium um seine Entlassung als Professor. Der Minister sah einen Mann von dieser Bedeutung, der bisher mit einem solchen Erfolge gewirkt hatte, nur ungern scheiden und wollte diese Kraft nicht missen. Er bat Thiersch, wenigstens noch das folgende Semester zu lesen, bis seine oder eine andere außerdem noch vakante Professur wieder besetzt sei. Thiersch leistete diesem Wunsche Folge.

Bald nachher überreichte er seinem kirchlichen Vorgesetzten, dem Superintendenten Oberhessens und ersten lutherischen Pfarrer in Marburg, Herrn Thomas Merle, sowie allen Pfarrern Kurhessens ein offenes Sendschreiben. Hier legt er ein Zeugnis ab von dem, was er auf Grund der vielen göttlichen Zeugnisse als die Wahrheit erkannt hatte, betont das Verhältnis der Anerkennung, in welchem die neu gesammelten apostolischen Gemeinden zu den bisherigen Kirchengemeinschaften stehen, und fordert zu ernster Prüfung der allen Christen vorliegenden kirchlichen Frage auf. Das Motto dieser Schrift ist das Wort des Apostels Paulus an Felix (Apostg. 24, 14—16): „Das bekenne ich aber dir, daß ich nach diesem Wege, den sie eine Sekte heißen, diene also dem Gott meiner Väter, daß ich glaube allem, was geschrieben steht im Gesetz und in den Propheten; und habe die Hoffnung zu Gott, auf welche auch sie selbst warten, nämlich daß zukünftig sei die Auferstehung der Toten, beider, der Gerechten und Ungerechten. In demselbigen aber übe ich mich zu haben ein unverletztes Gewissen allenthalben, beides, gegen Gott und den Menschen."

Im August und September d. J. war er zum erstenmal nach England gereist. Dort lernte er die apostolischen Gemeinden und ihre Vorgesetzten aufs genaueste kennen und fand eine große Bestätigung und segensreiche Stärkung seiner Ueberzeugung von der Göttlichkeit dieses Werkes. Reich befriedigt kehrte er zurück.

1850 kam ein anderes Ministerium. Man hatte keine Vorstellung von Thierschs religiösem Standpunkte und verbot ihm wegen seines „Irvingianismus" ferner theologische Vorlesungen zu halten. Hiermit war das Ende seiner akademischen Lehrthätigkeit gekommen.

Zehn Jahre lang hatte diese Lehrthätigkeit in Erlangen und Marburg gedauert und ziemlich ebenso lange der Einfluß, den das Werk, dem er sich dann anschloß, auf ihn ausübte. Es ist unverkennbar für den, der Thierschs inneren Gang in jenen Jahren aufmerksam verfolgt, und ist von ihm selbst stets behauptet worden, daß die Bedeutung seiner Lehr- und Schriftstellerthätigkeit, sein großes, so segensreiches Einwirken auf die theologische Jugend und auf die ganze hessische Kirche damaliger Zeit auf den Einfluß zurückzuführen ist, welchen das apostolische Werk immer mehr auf ihn gewann. Er schreibt an Merle: „Ich ward bestärkt in meinem Streben, als Lehrer der Theologie den Unglauben in allen seinen Gestalten zu bekämpfen, die Göttlichkeit der heiligen Schriften zu verteidigen, das Gute in allen Abteilungen der christlichen Kirche anzuerkennen, ohne die Vorzüge und Güter der Reformation zu verleugnen, endlich den jungen Theologen die Größe und Heiligkeit ihres künftigen Berufes einzuschärfen, und ich ward befähigt, wie ich glaube, in meinem Berufe mehr Gutes zu stiften als zuvor." Es ist daher nicht unrichtig, wenn man gesagt hat, daß alles und alles, was Thiersch Theologisches veröffentlicht habe, ausgenommen seine rein sprachlichen Arbeiten, von dem sogenannten Irvingianismus diktiert oder beeinflußt gewesen sei, nicht nur die seit seinem förmlichen Anschluß an die Gemeinden veröffentlichten Werke. Sein großes Wissen besaß er freilich schon vor seinem Bekanntwerden mit Caird. Aber in seiner Gelehrsamkeit hat Thierschs Bedeutung nie gelegen. Diese lag vielmehr in dem, wie Gott die Gaben und Kräfte und ganze Persönlichkeit dieses Seines Knechtes zum Segen Seiner Kinder und Seiner Kirche verwendet hat.

So war es gekommen, daß Heinrich Thiersch sich dieser damals in Deutschland eben bekannt werdenden kirchlichen Bewegung anschloß. Er ist seinem Herrn in dieser heiligen Sache bis zu seinem letzten Atemzuge treu geblieben. Er hatte gefunden, was er gesucht, und war stets voller Freude, Lob und Dank für das, was der Herr hier

ihm und seinem ganzen Volke in dieser letzten Zeit geschenkt. Unvergeßlich ist mir eine Ansprache, die er im Sommer 1882 auf der Rückreise von England in Kassel hielt, in der der fünfundsechzigjährige Greis uns von den Belehrungen und dem Segen erzählte, den er soeben von den Aposteln wieder empfangen habe. Schwer konnte er seufzen über die Schwächen und Unvollkommenheiten, die an den Gliedern der Gemeinden wahrzunehmen sind; aber in dem Werke selbst hat er stets seine größte religiöse und kirchliche Befriedigung gefunden.

Diesen Schritt Thierschs hatten viele schon kommen sehen. Da er geschah, erregte er in weitesten Kreisen, die seine Ansichten nicht teilten, große Betrübnis. Seine Gegner ließen es an Verdächtigungen der Unlauterkeit und häßlichen Propaganda nicht fehlen. Dies schmerzte ihn, aber er ließ es ruhig über sich ergehen. Ja, kurz vor seinem Tode und wiederum bald nachher ist das Andenken dieses „Helden in Israel" noch verunehrt worden. Alle die, welche die theologische Gelehrsamkeit für das Höchste achten und nicht begreifen können, daß ein so gelehrter Mann auch noch etwas lernen kann und will und kindlich glauben muß, die können natürlich einen Mann wie Thiersch und seine kirchliche Richtung nie verstehen. Vor allem aber waren es seine ihm wohlgesinnten Freunde, welche es bis auf den heutigen Tag beklagen, daß Thiersch nicht mehr der ihre ist. Man klagt darüber, daß ein Mann mit einer solchen Lehrgabe und einem solchen Wirkungskreis dem theologischen Lehramte mit all den großen Zukunftsaussichten, die es für Thiersch in seinem Schoße barg, entsagt hat. Nun, dies ist Thiersch selbst nicht leicht geworden, besonders im Hinblick auf seine Eltern, und wir alle hätten uns wohl nach unserem menschlichen Ermessen keinen segensreicheren Wirkungskreis für diesen Mann damals denken können. Aber ihm selbst waren immer ernstere Bedenken auch gerade gegen dieses Lehramt gekommen. Er sah immer mehr ein, „wie unmöglich es ist, der Kirche aufzuhelfen mit einer Lehrthätigkeit, bei welcher das Allerwichtigste, das Thun der Gebote Christi, als Nebensache behandelt, nicht zur Grundlage gemacht, sondern nur illusorisch vorausgesetzt und darum alles auf Sand gebaut wird" (Thiersch an Merle). Diese Ueberzeugung, daß die Theologie der Kirche nicht helfen könne, erleichterte ihm das Aufgeben seiner Professur und das vollständige Aufgehen in seinen praktischen pastoralen Beruf.

Hält man aber seinen neuen pastoralen Wirkungskreis für einen beschränkteren wie den bisherigen akademischen, so irrt man. Dem ist nicht so. Die Gemeinden in Marburg und Kassel, die er unmittelbar zu pastorieren hatte, waren freilich klein. Aber als Berater und Mitarbeiter der Apostel zuerst für die Gemeinden in Norddeutschland, später dann in der Schweiz, Süddeutschland und Oesterreich übte er eine weitumfassende Thätigkeit in der Kirche aus. Dieser neue Wirkungskreis erschien ihm selbst nie zu klein, und Thiersch war doch ein Mann, der sich von engen Verhältnissen niemals befriedigt fühlte. Der Uebergang vom akademischen Lehramt zum praktischen Pfarramt ist in der Kirchengeschichte schon mehr dagewesen, und was die Kirche an dem wissenschaftlichen Lehrer verlor, hat sie dann an dem praktischen Pfarrer gewonnen. So war es auch bei Thiersch.

Selbst die wahre Theologie hat durch diesen Uebergang ihres großen Vertreters nichts eingebüßt. Freilich die einseitig wissenschaftliche Behandlung der Glaubenswahrheiten hörte nun bei Thiersch auf. Aber sein „apostolisches Zeitalter", „Anfänge der heiligen Geschichte", „christliches Familienleben", „Inbegriff der christlichen Lehre" u. a. zeigen uns eine ganz neue großartige Behandlung der christlichen Wahrheiten. Auf der verborgenen Grundlage einer gesunden Kritik und wissenschaftlichen Exegese erhebt sich in diesen seinen Werken eine vom Geist getragene, mehr populäre, praktische, für die Gemeinde bestimmte Darlegung und erbauliche Betrachtung der christlichen Lehre. Diese ist ihm meisterhaft gelungen. Mancher Theologe hat sich an dieser populären

Behandlung geärgert, die Christenheit hat sie ihm gedankt. Die eigentliche Theologie hat dadurch nichts verloren, nur gewonnen.

Beklagen es aber seine lutherischen Brüder heute wie damals, daß Thiersch mit seinem Anschluß an die apostolischen Gemeinden aufgehört habe, im Dienste ihrer besonderen Kirchengemeinschaft zu wirken, so ist dies nur in soweit berechtigt, als sie sich in Gegensatz zu den anderen Kirchengemeinschaften und damit auch zu Thiersch und seinen engeren Glaubensgenossen setzen. Fühlen sie sich aber mit allen Christgläubigen in eins verbunden, so ist Thiersch immer der Ihre geblieben, und was er im Dienste der Kirche gewirkt hat, gereicht auch ihnen mittelbar zum Segen. Trotz jener Klage hat man dies im Grunde auch nie anders aufgefaßt. So wie Thiersch sein Verhältnis zur Reformation nie geändert und seine Verehrung für Luther und Melanchthon, wie seine Lebensbilder dieser Männer zeigen, nie vermindert hat, so haben sich auch die lutherischen Christen immer eins mit ihm gefühlt und diese Gemeinschaft bis zuletzt gepflegt. Thiersch ist nie Sektierer geworden. Und wenn seine Schriften so verbreitet, seine Bergpredigt ins Dänische, seine Genesis ins Französische, sein Familienleben unter andern Sprachen ins Malayische übersetzt sind, so ist auch dies eben wiederum ein Beweis dafür, daß dieser Mann nicht einer Partei angehört und für eine Partei gearbeitet, sondern daß er der ganzen Kirche gedient hat und unser aller gewesen ist und bleiben wird.

Als Vorsteher der apostolischen Gemeinden in Marburg und Kassel wirkte er mit größter Aufopferung und reichem Segen in Stadt und Umgegend. Ein Theologe schreibt mir ganz begeistert von seinem Konfirmandenunterricht, dem er beiwohnte. Seiner Kinderlehre erinnere ich mich mit größter Freude, und unter den Bauern Oberhessens ist sein Andenken heute noch sehr lebendig und gesegnet. Diesen Leuten ist er ein gar treuer und hingebender Hirte gewesen, der mit einer Liebe und Kindlichkeit mit ihnen verkehrte, daß man den Gelehrten in ihm nicht vermutete. Einmal wollte man den Ermüdeten mit Kühen nach Hause fahren, wagte aber nicht, dies armselige Gefährt ihm anzubieten. „Wenn Rinder die Bundeslade ziehen sollten, so werden sie wohl auch gut genug für mich sein," sagte er und nahm dankbar an.

Seine amtlichen Reisen zur Teilnahme an den jährlichen kirchlichen Konferenzen in England sowie zum Besuch der norddeutschen Gemeinden führten ihn oft von Hause weg. Auf einer dieser Reisen war es, wo er während eines Aufenthaltes in Berlin zur Königin, die ihn von München her kannte, befohlen wurde. Friedrich Wilhelm IV., der davon hörte, ließ ihn zu sich rufen und unterhielt sich lange und verständnisvoll mit ihm über die neue kirchliche Bewegung und das wieder hergestellte apostolische Amt. Der König zeigte sich zugänglich, und manche kirchliche Idee des edlen Monarchen mag die Folge seiner Besprechung mit Thiersch und der von ihm vertretenen Sache gewesen sein.

1852 schrieb er „Die Kirche im apostolischen Zeitalter", ein Buch von einer Gründlichkeit, Klarheit und Großartigkeit der Auffassung, daß wir dies Werk wohl als sein Meisterwerk ansehen dürfen. In demselben Jahre wurden die Gottesdienste der apostolischen Gemeinden in Hessen verboten. Thiersch gewann dadurch viel freie Zeit. Er habilitierte sich daher im folgenden Jahre als Privatdozent für klassische Philologie und alte Geschichte. Auch diese rein akademische Thätigkeit wurde ihm bald untersagt. Der Minister wollte auch nicht einmal den Tacitus von einem „Irvingianer" interpretiert sehen. Der lebendige und thätige Mann war nun von allen Seiten am Schaffen gehindert. Jede kirchliche und akademische Thätigkeit war ihm verboten, Größeres schriftstellerisch produzieren konnte er nicht ohne vorhergehenden Vortrag vor Studenten. Und die hatte er nicht. In dieser für ihn so schweren Zeit erzwungener Ruhe hat er in seiner verschlossenen Sakristei in zwanzig Tagen das „Christliche Familienleben" geschrieben. Welchen Segen dies in einer so trüben Zeit verfaßte Buch verbreitet hat, ist bekannt. Fünf Jahre lang dauerte dieser unerträgliche Zustand.

1858 kam die Freiheit, wie sie Verfassung und Gesetz von 1848 garantierte. Thiersch nahm seine pastorale Thätigkeit in vollem Maße wieder auf, las als Privatdozent philologische Vorlesungen und hielt öffentliche, populäre, meist geschichtliche Vorträge. 1860 soll er infolge öffentlicher Fastenpredigten mit der lutherischen Geistlichkeit in Konflikt geraten sein. (Mir liegen hierüber die authentischen Berichte noch nicht vor.)

Es war eine reiche und mannigfaltige Thätigkeit, die er in dieser Zeit entfaltete. Freilich viele zogen sich von ihm zurück. Einige befreundete Familien aus den Professorenkreisen bildeten seinen Umgang. Ueber das apostolische Werk sprach er eigentlich nur, wenn er darum befragt wurde. Er hat sich nie damit aufgedrängt und war ein Feind alles Disputierens über göttliche Wahrheiten. So hat er es bis zuletzt gehalten. Besonders liebte er es nicht mit solchen zu reden, die, wie er sagte, alles besser wissen wollen, und er wußte leicht derartige Unterhaltungen mit einer treffenden Bemerkung abzuschneiden. So sagte er, als er von einer Unterredung eines lutherischen Theologen mit v. Pochhammer über 2. Thess. 2 und ihn selbst hörte, ganz kurz: „Groß ist die Diana der Epheser."

Seit 1860 war ihm die pastorale Aufsicht über die Gemeinden in Süddeutschland und der Schweiz übertragen worden. Als er 1864 von der Pflege der Marburger Gemeinde entbunden wurde, wählte er seinen Wohnsitz in Süddeutschland und siedelte im Juli 1864 nach München über. Einundzwanzig Jahre lang hat Thiersch in Hessen gelebt. Er sah sie als die schönsten seines Lebens an. Nicht verstimmt zog er von Marburg fort; nein, an diese Stadt knüpften sich für ihn so viele glückliche Erinnerungen mannigfaltigster Art, daß er um der Wehmut dieser Erinnerungen willen achtzehn Jahre lang diesen Ort nicht wieder betreten hat. Erst 1882 besuchte er Marburg und die alten Freunde wieder, und ich durfte den Greis begleiten, als er die alte Wohnung, wo er mit seinem Weibe so glücklich gewesen, das Grab mehrerer seiner Kinder und so manche andere ihm aus früherer Zeit teure Stätte aufgesucht hat.

(Schluß folgt.)

Der deutsche Offizierstand im vorigen Jahrhundert.

Von

W. von Hagen, Generalmajor z. D.

Das rohe „Material“ einer Armee, mag es gut oder schlecht sein, bedarf der Werkmeister und ihrer Gehilfen, um hergerichtet zu werden, sowie des Künstlers, um aus den Teilen zu einem organisch geordneten, seiner Idee entsprechenden Ganzen sich aufzubauen. Auch im Heere soll, wie bei einem Kunstwerk, das Sinnliche einen geistigen Inhalt und das scheinbar Unbedeutendste eine Bedeutung, eine Beziehung auf den höchsten Zweck des Ganzen haben.

Wenn der Friede die Gemüter abspannt, den Mut erschlafft, den kriegerischen Enthusiasmus ertötet, dann sind die Offiziere die Bewahrer aller jener idealen Güter, ohne welche ein Heer dem Zwecke seines Daseins nicht mehr entsprechen kann. In ihnen wird der geistige Inhalt, das moralische Element eines Heeres immer zuerst und am deutlichsten in die Erscheinung treten. Darum darf man die Offiziere als einen fast nie trügenden Wertmesser für die Tüchtigkeit und Brauchbarkeit eines Heeres ansehen. Sind sie für ihre Stellungen, hoch oder niedrig, gut vorbereitet, in Pflichttreue erzogen, von einem echten Soldatengeiste erfüllt, und ist ihnen unbefleckte Ehre das höchste irdische Gut, dann wird auch die große Masse des Heeres von demselben Geiste der Zucht und der freudigen Hingabe an die soldatischen Pflichten durchtränkt sein, der allein den kriegerischen Erfolg verbürgt. Nicht Pulver und Blei allein entscheiden das Schicksal der Schlachten und verheißen den Lorbeer des Ruhmes und einen ehrenvollen Frieden. Nein, es sind vorzugsweise sittliche Faktoren, die den Ausschlag geben.

Dafür gibt die Geschichte aller Zeiten Zeugnis.

Ist also die hohe Bedeutung der geistigen und sittlichen Zustände im Offizierkorps für die Kriegsgeschichte und somit auch für die allgemeine Geschichte außer allem Zweifel, so darf ich wohl auf einiges Interesse rechnen, wenn ich die Kulturgeschichte des deutschen Offizierstandes im vorigen Jahrhundert zum Gegenstande einer genaueren Betrachtung mache. Ich erhebe nicht den Anspruch, eine lückenlose Darstellung zu bieten. Doch wird nichts Wesentliches meinem Blicke entgangen sein, und der Kundige wird manches Neue finden, das vorhandene Lücken der bisherigen Kenntnis der Dinge auszufüllen vermag.

Zunächst muß bemerkt werden, daß man sich den deutschen Offizierstand des vorigen Jahrhunderts nicht als ein geschlossenes Ganzes, als eine von demselben Geiste getragene Korporation vorstellen darf. Die Hunderte von deutschen Territorien mit den verschiedensten Regierungsformen, mit oft einander entgegengesetzten Interessen und Bestrebungen, die heillose Verwirrung, welche die Reichskriegsverfassung geradezu orga-

nisierte, ließen einen Korporationsgeist innerhalb des deutschen Offizierstandes schlechterdings nicht aufkommen. Es gab zur Zeit des heiligen römischen Reiches deutscher Nation wohl ein kaiserliches, ein preußisches, ein hessenkasselsches, ein kursächsisches, aber nicht ein deutsches Offizierkorps. Bei den meisten der kleinen Kontingente konnte von einer wirklichen Vorbildung der Offiziere für ihre Stellungen, von einer „sublimen" Auffassung ihres Berufes, wie sie Friedrich der Große von seinen Offizieren verlangte, überhaupt von einem echten Soldatengeiste nicht die Rede sein. Es waren dies Früchte, die auf dem Boden des damaligen eigentlichen Reichsgebietes, „im Reich", eben nicht gedeihen konnten. Wenn dennoch Heldenmut, Mannhaftigkeit und soldatische Begeisterung in Deutschland nicht ganz ausstarben, so ist dies ein Zeugnis für die Zähigkeit der deutschen Stammesart. Einzelne Regenten und Regentenhäuser jedoch, denen ihre Soldaten nicht nur ein kostbares Spielzeug oder ein Gegenstand des Mietshandels waren, sondern Schutz- und Trutzmittel zur Wahrung deutscher Ehre und zur Erreichung höherer politischer Zwecke, ließen es sich angelegen sein, den streitbaren, tapfern Sinn zu hegen und zu pflegen. In diesen wenigen Kontingenten, namentlich in der brandenburgisch-preußischen Armee, konnte der deutsche Kriegesmut immer wieder zur Erscheinung kommen, und in ihnen bildete sich eine geschichtlich erwachsene militärische Tradition heraus, welche die Nährmutter des echten Soldatengeistes ist. Die deutsche Reichsarmee als solche war immer der Spott des Auslandes wie der Deutschen selbst.

Dies vorausgeschickt, haben wir nun zunächst die moralischen und intellektuellen Momente, wie sie sich allgemein innerhalb des deutschen Offizierstandes geltend machten, ins Auge zu fassen, um sodann einzelne der Kontingente, wie das bei der Vielheit derselben eben nur möglich ist, eingehender zu behandeln. Indem wir dann noch die Zustände bei der eigentlichen Reichsarmee — laut Matrikel hatten, wenigstens auf dem Papier, sämtliche Stände ihre Truppenquoten zu derselben zu gestellen — etwas eingehender erörtern, hoffen wir wenigstens annähernd unserer Aufgabe gerecht zu werden. Wenn wir den Entwickelungsgang des preußischen Offizierkorps eingehender behandeln, so geschieht es nicht allein, weil hier die Quellen reichlicher fließen, auch nicht um Licht und Schatten schärfer hervortreten zu lassen, sondern aus zwei sehr gewichtigen Gründen. Zunächst galt die preußische Armee das ganze vorige Jahrhundert hindurch, weit über die deutschen Grenzen hinaus, als Muster; man ahmte ihre Formen nach, übersah jedoch nur zu häufig den geistigen Inhalt. Unser jetziges gesamtes deutsches Kriegsheer hat beides, sowohl die Form wie den geistigen Inhalt in sich aufgenommen; schon darum ist es von Interesse, dem Ursprung beider nachzuforschen. —

Was die gesellschaftlichen Elemente anbetrifft, aus denen sich der deutsche Offizierstand des vorigen Jahrhunderts ergänzte, so wurde mehr und mehr, namentlich in Preußen, dem Adel ein gewisser Vorzug eingeräumt. Viele Schriftsteller gefallen sich darin, speziell Friedrich dem Großen einen Vorwurf daraus zu machen, daß er bei Besetzung der Offizierstellen die Edelleute begünstigte, und vergessen dabei die Geschichte zu Rate zu ziehen. Die Stellung des Adels namentlich in der preußischen Armee war einfach eine Sache historischer Entwickelung.

Schon im Mittelalter bildete der Adel eine Art von Kriegerkaste, und jeder Ritter war geborener Soldat. Nach Einführung des unritterlichen Feuergewehres, nachdem der Fußknecht dem gewappneten Reiter den Rang abgelaufen hatte, und das Landsknechtswesen immer mehr in die Bahnen des Handwerks einlenkte, verlor die ursprüngliche Idee des Rittertums ihre Bedeutung. So kam es, und man darf sich nicht darüber wundern, daß die Epigonen jenes Rittertums die noch immer bestehende Pflicht der Heerfolge lässig übten. Ganz untreu ist der Adel dem Waffendienste nie geworden, denn in allen Kriegen des späteren Mittelalters und der neueren Zeit stellte er fast ausschließlich die höheren Führer der kämpfenden Heere, während die übrigen Offiziere allerdings aus den verschiedensten Kreisen der Gesellschaft hervorgingen.

Vergegenwärtigen wir uns die Zeit nach dem dreißigjährigen Kriege. Derselbe hatte eine vollständige Entartung der Bevölkerung herbeigeführt und ein Kriegsknechtswesen groß gezogen, das glaubenslos, ohne nationale Empfindung, ohne die Spur eines stolzen Standesbewußtseins, erst nach und nach in ein neues Gefüge gebracht werden konnte. Noch bis zu Anfang des vorigen Jahrhunderts waren in den meisten Kontingenten die niederen Offiziere, gleich der Mannschaft, ein Gemisch der verschiedensten Elemente mit nur äußerlich gleichem Anstrich. In überwiegender Zahl aufgeblasene, grobe, händelsüchtige Leute „von Fortun", die von der Pike auf gedient und sich im besten Falle zu kriegserfahrenen Routiniers herangebildet hatten, klebte ihnen nur noch zu viel von der Handwerkssitte oder vielmehr Unsitte des Söldnerwesens an.

Hatte auch der große Kurfürst bereits angefangen, seine Armee gründlich zu reformieren, und entscheidende Schritte gethan, um dem Offizierkorps eine würdigere Stellung zu geben, und ließen es sich auch die Kontingentsherren, welche matrikelmäßig mit ihrer wenigen Mannschaft nur einen Hauptmann oder Subalternoffizier zu stellen hatten, auch sicher nicht nehmen, diesen selbst zu ernennen, so war doch noch zur Zeit des spanischen Erbfolgekrieges die vollständige Abhängigkeit der Offiziere eines Regiments, namentlich der niederen, von ihrem Obersten fast überall die Regel. Die niederen Offiziere waren von den höheren Befehlshabern durch eine weite Kluft geschieden. Dem Landesherrn gehörte zwar die Armee und er stellte auch die oberen Führer an, diese aber hatten die Berechtigung, bei den entweder von ihnen aufgebrachten oder ihnen zu eigen gegebenen Regimentern die sämtlichen Offiziere nach Gutdünken zu ernennen, zu befördern und auch zu verabschieden. Ja vielfach übten diese Regimentsinhaber, so noch zu Leopolds I. Zeiten in Oesterreich, gewisse Hoheitsrechte aus, wie das der Begnadigung. Sonach ganz von der Willkür ihrer Obersten abhängig, sahen die niederen Offiziere meist nur in diesen ihre Herren und Meister, an die sie ein persönliches Interesse knüpfte. Von einer höheren Auffassung ihrer Standespflichten, von einer opferfreudigen Hingebung für die Sache ihres Kriegsherrn, die mit dem Begriff echter Ritterlichkeit eng verknüpft ist, konnte bei diesen Leuten nicht die Rede sein. Ebenso wenig konnte sich bei ihnen ein auf gleiche Rechte und gleiche Pflichten gegründeter Korporationsgeist herausbilden.

Wenn uns Graf Wilhelm zur Lippe, der Reorganisator der portugiesischen Armee, aus seinen Erlebnissen bei derselben erzählt, daß an der Tafel eines Generals ein Rittmeister von dessen Regiment in voller Uniform mit aufgewartet habe, so hat sich der deutsche Offizierstand wohl niemals so weit erniedrigt. Wohl aber hielt man es durchaus nicht für unpassend, wenn ein Hauptmann bei seinem General oder Obersten die Haushofmeisterstelle versah.

Es hat uns eine Originalkorrespondenz aus der Zeit des spanischen Erbfolgekrieges zwischen einem Leutnant der freien Reichsstadt Mühlhausen i. Th. und dem dortigen Vorstande des Kriegsamtes vorgelegen, welche das unwürdige Verhältnis eines solchen Offiziers zu den Magnifizenzen des Stadtregiments recht kennzeichnet. Genannte Reichsstadt hatte eine Kompanie von 100 Köpfen bei der Reichsarmee am Rhein, und der jedenfalls strebsame einzige Leutnant dieser Kompanie war von dem heißen Wunsch erfüllt, die demnächst vakant werdende Hauptmannsstelle zu erlangen, was er trotz allen Aufwandes von Byzantinismus nicht erreichte. Ohne eine der Stadt zu stellende Kaution von 2000 Thalern war die Kompanie überhaupt nicht zu haben. Der Leutnant unterzeichnet sich in den Briefen an den Vorstand des Kriegsamtes, jedenfalls ein Mitglied des hohen Rates, stets als des hochgebietenden Herren „unterthänigster Knecht".

Was hier die Räte der Stadt, das waren bei den größeren Kontingenten die Obersten, zu denen die niederen Offiziere in einem durchaus unwürdigen Verhältnisse standen. Mit dem Wachsen der fürstlichen Souveränität und der weiteren Entwickelung der stehenden Heere mußte notwendigerweise eine Reformation im Offizierstande erfolgen.

Diese vollzog sich zuerst und am gründlichsten im Staate der Hohenzollern. Es dürfte von Interesse sein, die allmähliche Entwickelung eines brandenburgisch-preußischen Offizierkorps aus einem Guß etwas eingehender zu behandeln.

Keiner der Garanten des westfälischen Friedens empfand wohl schmerzlicher die vollständige Zerbröckelung Deutschlands, niemand erkannte aber auch deutlicher, was zur Steuerung eines fortschreitenden Verfalls not that, als der große Kurfürst von Brandenburg. Mit ebenso viel Geschick wie Energie brach er die hemmendsten Fesseln des Feudalismus, um für ein neues einheitliches Staatswesen Licht und Luft zu schaffen. Dazu bedurfte er eines von ständischen Vorurteilen möglichst freien Beamtentums und einer ihm treu ergebenen, stets schlagfertigen Armee. Um die letztere an sich zu fesseln, war er bestrebt, die Subalternoffiziere gegen die Willkür ihrer Obern zu schützen, das Rangverhältnis nach dem Dienstalter zu regeln, sowie durch gleiche Rechte und Pflichten eine sichere Grundlage für ein wirkliches Offizierkorps zu schaffen.

Der große Kurfürst zeigte durchaus keine ausgesprochene Vorliebe für irgend einen Stand, und wenn er trotzdem zum Dienst im Heere und in der Diplomatie den Adel hauptsächlich heranzog und diesem gewisse Vorzüge einräumte, so lagen solchem Verfahren gewichtige Motive zu Grunde. Zunächst war es ihm eine Hauptfrage, in den heruntergekommenen Offizierstand wieder bessere Elemente hineinzubringen, das scharfe, stolze Selbstgefühl desselben wieder zu wecken und vorläufig wenigstens einen Stamm von Offizieren zu schaffen, die in ritterlicher Lehnstreue im Dienen nicht nur ihr Brot, sondern auch ihre Ehre suchten. Dazu fand sich sicher das beste Material unter den Edelleuten, die, wenn auch infolge des entsetzlichen Krieges vielfach verarmt, doch immer noch zahlreich in stolzer Unabhängigkeit auf ihrer Scholle saßen und dort die ritterlichen Traditionen ihres Standes pflegten. Dies war jedoch nicht der einzige Grund, welcher Veranlassung gab, hauptsächlich den Adel zum Waffendienste heranzuziehen. Die Herren und Ritter, namentlich in den neugewonnenen Territorien, konnten den Verlust des ständischen Kondominats nicht so leicht verschmerzen, und der Kurfürst war sich wohl bewußt, welchen bedeutenden Einfluß die alten Geschlechter mit ihren feudalen Ansprüchen, trotz aller vorgegangenen Wandlungen, doch noch immer hatten. So strebte er mit vollem Bewußtsein danach, den Adel an sich heranzuziehen und dem in ihm verkörperten neuen Staatswesen dienstbar zu machen. Sobald sich der ständische Adel nur erst als ein wichtiges Glied des neuen brandenburgisch-preußischen Staates fühlte, dann bildete er ein vortreffliches Bindemittel zwischen den verschiedenen Territorien. Zu einem solchen stolzen Bewußtsein zu gelangen, war aber der Dienst in der Armee, und in anderer Weise auch der in der Diplomatie, ganz besonders geeignet. Alle jene spröden märkischen, preußischen und westfälischen Junker, die als Offiziere unter der Fahne des großen Kurfürsten in Kurland und Litauen, am Rhein und an der Donau gekämpft, geblutet und gesiegt hatten, kehrten mit ganz anderen Anschauungen in die Heimat zurück und waren stolz auf die von ihnen miterrungene neue Stellung Brandenburg-Preußens im europäischen Staatenkonzert. Der große Kurfürst hat sich in seinen Voraussetzungen nicht getäuscht, und die alte Tradition, wonach der Waffendienst des Adels angeborner Beruf war, begann wieder neue Wurzeln zu schlagen.

Als der Kurfürst Friedrich III. zur Regierung kam, war ein sicherer fester Grund zu einem neuen Heerwesen bereits gelegt und eine größere Gleichartigkeit innerhalb des Offizierkorps hergestellt. Auch die letzten Reminiszenzen aus der Söldnerzeit, insoweit sie die persönliche Abhängigkeit der niederen Offiziere vom Obersten betrafen, wurden beseitigt, und das Recht der Ernennung, Beförderung und Entlassung sämtlicher Offiziere lag fortan nur in den Händen des Kriegsherrn. Das war wiederum ein Schritt vorwärts, der das Ansehen und die Würde des Standes wesentlich hob.

Die Nachfolger des ersten preußischen Königs, Friedrich Wilhelm I. und sein großer Sohn, setzten das begonnene Werk des großen Kurfürsten mit seltener Energie

und hohenzollernscher Pflichttreue fort. Alle Sonderinteressen wurden dem Interesse des Ganzen untergeordnet. Am Bau des Staatswesens mußte jeder Stand mitarbeiten, das gab ihm erst seine Bedeutung, ja seine Existenzberechtigung. In ihrer Einfachheit, Sittenstrenge und Pflichttreue führten gerade jene beiden Regenten dem Edelmann zu Gemüte, daß nicht der Verdienst, sondern das Verdienst einer wahrhaft adeligen Gesinnung entspreche. Der Dienst in der Armee brachte solche Gesinnung zum Ausdruck, und daß sie in Fleisch und Blut übergegangen war, dafür gibt Zeugnis ein Ausspruch des Soldatenkönigs: „Meine Offiziere dienen nur der Ehre wegen."

Sowohl Friedrich Wilhelm I. wie Friedrich II. haben vielleicht in noch ausgesprochenerer Weise als ihre Vorgänger der Ansicht gehuldigt, daß der Edelmann geborner Offizier sei. Sie waren davon durchdrungen, daß zur Hebung des ganzen Standes dieser eines einheitlichen Gepräges bedurfte, einheitlich in der Erziehung, den Anschauungen, den Zielen, sowie in den Pflichten und Rechten. Wollte man dies erreichen, so war man unter damaligen Verhältnissen fast gezwungen, den Ersatz für die Offizierkorps wenigstens zunächst unter den Söhnen des Adels zu suchen.

Wie manche Beobachter von dem Mittagskreis ihres Wohnorts aus die Lage der Dinge um sich herum bis in die weitesten Fernen bestimmen möchten, so gibt es auch Leute, die nur zu geneigt sind, die Dinge der Vergangenheit im Lichte ihrer eigenen Zeit zu betrachten.

Vergegenwärtigen wir uns doch die Zustände der damaligen Zeit. Die historisch gewordenen Stände, durch Sitte und Herkommen mit vielfachen Schranken umgeben und von einander geschieden, durchdrang vielleicht gerade deshalb ein lebendiges Standesbewußtsein. Wir nennen das heute Zopf, und doch lag eine sittliche Kraft darin. Dem städtischen Patriziat, dem höheren Bürgerstand, entstammten die gelehrten Räte in den Kollegien, überhaupt das höhere bürgerliche Beamtentum. Neigung zum Soldatenstande war hier sicher wenig vorhanden; nur zweifelhafte Elemente, oder solche, denen es im Hause zu eng wurde, wendeten sich ihm zu. Eine bürgerliche gentry mit Grundeigentum gab es auf dem Lande nicht, hier überwog der Adel, da nur dieser zum Erwerb von Rittergütern berechtigt war. Ein mittlerer Bürgerstand mit behaglichem Besitz und tüchtiger Bildung hatte sich aus den Trümmern des dreißigjährigen Krieges noch immer nicht emporarbeiten können; erst später, zur Zeit Friedrichs des Großen, mit dem Aufblühen von Handel und Wandel, gelangte er wieder zu Bedeutung. Heute, wo die Ständeunterschiede fast gänzlich geschwunden sind, eröffnet allein eine angemessene Erziehung und ein gewisser Grad wissenschaftlicher Bildung die Offizierkarriere. In letzterer Beziehung geben die vorgeschriebenen Prüfungen die nötigen Garantien, und daß nicht junge Leute von schlechter Sitte und Erziehung in den Offizierstand eintreten, dafür haften die Regimentskommandeure, sowie schließlich die Offizierkorps selbst, vermöge der ihnen vorbehaltenen Wahlen. Zur Zeit Friedrich Wilhelms I. war von Prüfungen für den Staatsdienst kaum die Rede. Nur die Mitglieder hervorragender Beamtenkollegien, so die Räte des Reichskammergerichts zu Wetzlar und des Kammergerichts zu Berlin, hatten sich vor ihrer Anstellung einem Examen zu unterwerfen. Mochten immerhin die Räte der übrigen Kollegien wohl meistens Universitäten besucht haben, und auch diejenigen, welche sich den juristischen Doktor- oder Licentiatengrad erworben, bei der Anstellung bevorzugt werden, eine unbedingte Forderung war dies keineswegs. Man sah viel mehr auf persönliche Brauchbarkeit und Ergebenheit, reiche Erfahrung und gute Herkunft. Ganz abgesehen davon, daß nach damaliger Sitte die Offizieraspiranten, kaum den Knabenschuhen entwachsen, in die Armee eintraten, daß man also umsomehr Veranlassung hatte, auf die genossene Jugenderziehung einen hervorragenden Wert zu legen, waren damals Fähnrichs- und Offiziersprüfungen noch unlösbare Probleme; ebenso wenig hatte man zu jener Zeit ein Verständnis für das System der Wahlen. Da aber schon Friedrich Wilhelm I. seinen Ehrgeiz darein setzte, ein nobles und respektables Offizierkorps zu haben, so mußte er

eine Gewährschaft dafür suchen, wo sie eben zu finden war und wie sie den Kulturverhältnissen, sowie den Anschauungen der Zeit entsprach. Die Güte der Armee hat durch die Junker wahrlich keinen Schaden gelitten, die Siege der schlesischen Kriege geben dafür Zeugnis, wohl aber ist der Adel dabei dezimiert worden. Mit der fortschreitenden Volksbildung, dem Absterben der alten Heeresverfassung und mit Einführung der allgemeinen Wehrpflicht hatte jener Modus des Offiziersatzes keinen Sinn mehr. Es ist jedoch thöricht, den adeligen Offizieren die Katastrophe von 1806 in die Schuhe schieben zu wollen. Die Bevorzugung des Adels in der Armee war allerdings ein Teil jenes Systems, das sich, weil überlebt, morsch und faul erwies. Nicht aber die Masse der Offiziere trifft eine Schuld, denn man wolle nicht vergessen, daß ohne die Junker von Jena und Auerstädt die Preußen während der Freiheitskriege schwerlich zweimal in Paris eingezogen wären.

Dem Beispiel in Preußen folgend, wandte sich auch in den übrigen Staatsgebieten, hier mehr, dort weniger, der Adel wiederum dem Waffendienste zu. Am wenigsten vielleicht in Oesterreich, wo nur die höheren und höchsten Stellen im Heere fast ausschließlich von Mitgliedern der vornehmen Familien besetzt waren. Im übrigen war jedoch nie und nirgends in Deutschland den Bürgerlichen die Offizierkarriere bis zu den höchsten Stufen verschlossen. Sicher nicht im Staate der Hohenzollern, wo sich das wahre Verdienst zu allen Zeiten hat Bahn brechen können. Wir kommen später wieder hierauf zurück.

Wenn sich in den nördlichen und östlichen protestantischen Staatswesen der Adel ganz besonders zahlreich dem Waffendienste zuwandte, so lagen für solche Erscheinung, ganz abgesehen von dem persönlichen Einflusse der Regenten, besondere Gründe vor. Zunächst hatten die zahlreichen Mitglieder der bis zu einem gewissen Grade souveränen Reichsritterschaft im südlichen und westlichen Deutschland das Dienen vielfach verlernt; dann aber fanden die jüngeren Söhne des katholischen Adels in den Domkapiteln und geistlichen Stiftern, sowie an den Höfen der großen und kleinen Kirchenfürsten, bequeme und einträgliche Versorgungen. Dergleichen Sinekuren gab es im protestantischen Norden nicht; und wo sie ganz vereinzelt noch vorhanden waren, dienten sie, wenigstens in Preußen, zur Belohnung hervorragender Verdienste um den Staat. Ferner waren in den meisten Staaten und Staatsmikrokosmen die Höfe nach dem Muster Ludwigs XIV. eingerichtet und daher mit einer Menge von Hofämtern ausgestattet, die natürlich nur durch Edelleute besetzt wurden. So bildete sich ein zahlreicher Hofadel, der nicht nur in seinen Sinekuren fest saß, sondern auch vielfach einen bedenklichen Einfluß auf die Staatsgeschäfte gewann. Solchen Hofadel gab es seit dem Soldatenkönige Friedrich Wilhelm I. in Brandenburg-Preußen schlechterdings nicht.*) Auch das Beamtentum, in den kleinen Staaten verhältnismäßig durch eine Menge gelehrter und namentlich auch adeliger Räte aller möglichen Kategorien nur zu zahlreich vertreten, war in Preußen auf den notwendigen Bedarf eingeschränkt.

*) Der pfalz-bayerische Hofkalender von 1783 weist weit über tausend zum Hofstaate gehörige Personen nach, darunter allein 431 Kammerherren. Herzog Karl Eugen von Württemberg hatte in seinem Hofdienste 20 Prinzen und Reichsgrafen, sowie 200 Edelleute. Trotz der Einschränkungen, welche am kursächsischen Hofe nach der großen Verschwendung der beiden polnischen Auguste eintrat, gehörten zum Hofstaate Friedrich Augusts III. doch immer noch 150 Kammerherren und 97 Kammerjunker. Dagegen kann man das Hofpersonal des so prachtliebenden ersten preußischen Königs immer noch bescheiden nennen. In den Jahren 1711 und 1712 wurden zwar gegen 500 Personen im Hofdienste besoldet, die Zahl der von Edelleuten besetzten Hofchargen betrug jedoch inkl. 24 Pagen nur 87. Friedrich Wilhelm I. machte sofort nach seinem Regierungsantritt einen dicken Strich durch den Hofetat. Ein Teil der Hofämter wurde ohne weiteres aufgehoben, die überflüssigen Kammerherren, Kammerjunker und Kammerpagen aber, wenn sie es nicht vorzogen, den Schlüssel mit dem Ringkragen zu vertauschen, teils verabschiedet, teils auf ein geringes Gnadengehalt gesetzt, um fernerhin nur bei außerordentlichen Gelegenheiten in Funktion zu treten. Zum Dienst für seine eigene Person behielt der König nur einen einzigen Kammerherrn. Friedrich der Große legte ebenso wenig Wert auf äußeren Prunk. Unter beiden genannten Regenten ward der Hofstaat vom Kriegsstaat vollständig verdrängt.

So kam es, daß der zahlreiche in den Marken, in Pommern und in Preußen landsässige Adel sich fast ausschließlich dem Offizierstande zuwandte. Dieser hatte unter Friedrich Wilhelm I. eine ganz neue Stellung erworben, und erst unter diesem Könige bildete sich der Begriff eines einheitlichen preußischen Offizierkorps mit denselben Pflichten und Rechten fest und bestimmt aus. Friedrich Wilhelm I. betrachtete sich selbst als den ersten Soldaten seiner Armee, er trug die Uniform seines Regiments und legte sie nie ab. Schon damals gab es keine Gradabzeichen; der General trug dieselbe Uniform wie der Leutnant. Dadurch bekam des Königs Rock nicht nur eine besondere Weihe, sondern er gab auch äußerlich Zeugnis dafür, daß jeder Offizier als solcher seinen Platz an der ritterlichen Tafelrunde habe. Auch von dem berühmten Tabakskollegium waren die Subalternoffiziere nicht ausgeschlossen. Zwei Leutnants von Gröben und von Löben gehörten dort zu den gern gesehenen Gästen. Waren auch die militärischen Sitten jener Zeit, wie sie ja auch im Tabakskollegium zum Ausdruck kamen, vielfach roh und ungehobelt, so steckte doch ein tüchtiger deutscher Kern in ihnen, und man darf nicht vergessen, daß sie im Gegensatz standen zu der verfeinerten französischen Liederlichkeit. Im Punkt der Ehre war der Gesetzkodex, den herrschenden Vorurteilen entsprechend, in manchen Beziehungen vielleicht noch schärfer als unser heutiger. Es ist ja bekannt, wie der König selbst einmal nur mit Mühe abgehalten werden konnte, einem Offizier, der sich von ihm beleidigt glaubte, Satisfaktion zu geben.

Einen entscheidenden Einfluß auf die Stellung des preußischen Offiziers, nicht nur in rein militärischer, sondern auch in allgemeiner sozialer Beziehung, hatte das von Friedrich Wilhelm I. im Jahre 1726 erlassene Dienstreglement. In allen übrigen Armeen standen die Offiziere gleich den Mannschaften unter den Gesetzesvorschriften der Kriegsartikel, während die preußischen Kriegsartikel vom Jahre 1713 nur für Unteroffiziere und Gemeine bestimmt waren. Die dadurch entstandene Lücke in der militärischen Gesetzgebung ward durch jenes Reglement ausgefüllt; dasselbe kam jedoch nur zur Kenntnis der Offiziere, während die Kriegsartikel allgemein durch öffentliche Blätter publiziert wurden. Das neue Dienstreglement enthielt zunächst Vorschriften über alle Dienstverhältnisse, sowohl in der Garnison wie im Felde, und behandelte alsdann die Pflichten des Offiziers in und außer Dienst. In der Voraussetzung, daß jedem Offizier das schlichte Gesetz der Ehre inne wohne, ist in dem Reglement von all den ehrlosen Verbrechen, wie Diebstahl, Raub, Plünderung u. s. w., keine Rede, nur die Insubordination wird unter Strafe gestellt, jedoch in milderer Weise, wie in den Kriegsartikeln, desgleichen dienstliche Vergehen und das Schuldenmachen. Bezeichnend für den Geist, in welchem das Reglement erlassen wurde, ist der Passus, in welchem es heißt: „Derjenige Offizier, der sein devoir nicht aus eigner Ambition thut, sondern zu seinem Dienst angehalten werden muß, nicht meritiret Offizier zu sein.“ Ja sogar das eiserne Gebot der Subordination hatte seine Grenze, sobald die Ehre angegriffen wurde. In Art. VIII, Th. XI heißt es: „Wenn ein Stabsoffizier gegen einen Offizier nicht geziemender Expressions gebrauchen möchte, wollen Seine Majestät solches zwar nicht approbiren, aber der Offizier muß dennoch, wenn es unter dem Gewehr geschieht und im Eifer vom Dienste geschehen ist, auf frischer That sich nicht offendirt befinden, sondern der Offizier muß, so lange er nicht an seiner Ehre angegriffen ist, sich nicht verantworten. Hernach kann er bei dem kommandirenden Offizier sich melden und darüber sich beschweren.“ Dieses Dienstreglement, gleichsam der Schlußstein des von Friedrich Wilhelm I. neugeregelten Militärrechts, war etwas ganz Neues, noch nicht Dagewesenes und fand vielfach Nachahmung. Es dauerte jedoch lange, ehe sämtlichen deutschen Offizieren eine solche Ausnahme-Stellung eingeräumt wurde. So erschienen in Hessen-Kassel erst 1795 besondere Kriegsartikel für die Offiziere.

Was nun die Bedeutung jener Neuerung anbetrifft, so war damit ausgesprochen, daß zwischen den Offizieren einerseits und den Unteroffizieren wie Gemeinen andererseits nicht nur ein gradueller, sondern auch ein spezifischer Unterschied stattfinde, während

innerhalb des Offizierkorps, vom General bis zum Fähnrich, lediglich nur ein gradueller Unterschied anerkannt wurde. Mußte auch im Dienst die strenge Unterordnung festgehalten werden, so betrachteten sich doch im geselligen Verkehr die Offiziere aller Chargen als gleiche, die unter demselben Gesetz der Ehre standen. Natürlich hatte diese ausgesprochene Standesgleichheit einen sehr großen Einfluß auf den Geist und Sinn des preußischen Offizierkorps, und es ist demselben dadurch bis heutigen Tages ein ganz bestimmtes Gepräge aufgedrückt worden.

Solche strenge, fast kastenartige Scheidung zwischen zwei Klassen, die doch schließlich zu demselben Zwecke und in demselben Berufe auf einander angewiesen waren, erschien bei den damaligen gesellschaftlichen Zuständen fast notwendig, wollte man den Offizierstand aus dem Sumpf des alten Söldnertums gänzlich herausreißen und ihm gewissermaßen die Weihe eines neuen Rittertums geben, dessen ganze Existenz auf dem Prinzip der Ehre beruhte. Außerdem bewahrheitet sich hierbei eine Aeußerung des großen Königs, der in seinen Memoires in Bezug auf Friedrich Wilhelm I. schreibt: „Il gouvernoit son état par les mêmes loix que son Armée", was ja bis zu einem gewissen Grade auch umgekehrt Geltung haben muß. Die Offiziere waren, wie bereits erwähnt, meist die Söhne des grundbesitzenden Adels, während die den Kantons entnommenen Gemeinen größtenteils dem Bauernstande angehörten, der zu dem Gutsherrn im Unterthänigkeitsverhältnisse stand. So ward nur das altgewohnte Verhältnis aus der Heimat in die Regimenter übertragen und der herrschende Zustand im Lande mit den gesetzlichen Vorschriften in der Armee in Einklang gebracht.

Wir haben vorher gesagt, daß unter dem Einflusse Friedrich Wilhelms I. dem preußischen Offizierkorps ein ganz besonderes Gepräge aufgedrückt worden sei, das, von seinem großen Sohne künstlerisch vollendet, auch heute noch Bild und Umschrift mit derselben Schärfe zeigt. Möchte uns doch dies Gepräge, das wir, ohne die Befürchtung mißverstanden zu werden, ein aristokratisches nennen, für alle Zeiten erhalten bleiben. Es steckt darin ein moralischer Halt, eine sittliche Kraft von ungewöhnlicher Macht und Stärke. Das Wappenschild macht weder den echten Aristokraten, noch hat es für den Offizier eine Bedeutung, nur die Gesinnung gibt beiden ihren Wert. Mag der Adel immerhin mit Stolz seiner Vorfahren gedenken, kein Edelmann kann eine solche glorreiche Ahnenreihe aufweisen als die Armee. Mit solchem Stammbaum und mit dem ritterlichen Wahlspruch im Herzen „Noblesse oblige!" bedarf es für den Offizier wahrlich keiner weiteren Ahnenprobe. Ein echt aristokratischer Geist, der jede Ueberhebung und Ueberschätzung ausschließt, erzeugt jenes stolze Standesbewußtsein, das in der die ganze Genossenschaft umschlingenden Standesehre, trotz Wechsel der Zeiten, bei allen Stürmen einen sicheren und festen Halt findet.

Als Friedrich Wilhelm I. starb, war der Guß des neuen Staatswesens bereits vollendet. Der große König legte mit genialer Künstlerhand die Feile an, um die bereits rhythmisch gestalteten Formen mit seinem Geist zu beleben. Das Offizierkorps durchleuchtete er mit dem Strahlenglanz eines idealen Heldentums. Die Offiziere waren Kavaliere, nicht weil sie größtenteils von Adel waren, sondern als die Mannen des Königs im Dienst fürs Vaterland. Mit Verleihung des Patents war auch der Ritterschlag erteilt. Grade dadurch wurde in den Offizieren jenes stolze, scharfe Selbstgefühl noch mehr befestigt, welches unentbehrlich ist, um den höchsten Anforderungen gerecht zu werden.

Es ist hier vielleicht der Ort, um nochmals auf die Stellung des Adels in der Armee zurückzukommen. Der große König teilte in dieser Beziehung ganz die Anschauungen seines Vaters. Ihn deswegen anzugreifen, ist eine Thorheit. Friedrich als Philosoph war sicher weit entfernt, den Wert eines Menschen nach seinem Stammbaum zu taxieren, er stand jedoch als Regent in seiner Zeit. Die feudale Gesellschaft war damals noch immer eine Macht, mit der er rechnen mußte; der König verstand es jedoch, gerade durch den Dienst in der Armee sie zu opferfreudiger Hingebung für

den Staat zu begeistern. Die soldatische Neigung des Adels und das Interesse des Herrschers kamen sich hierbei entgegen. Wenn sich in der Armee jenes stolze Selbstgefühl ausbildete, und im Offizierkorps eine wahrhaft ritterliche Gesinnung vorherrschend war, so darf man den Geist, welchen ein damals noch bevorrechteter Stand auf den Waffendienst übertrug, sicher nicht unterschätzen. Im übrigen galt in der Armee Friedrichs des Großen nur das Verdienst, und ein vornehmer Familienname hatte für ihn gar keinen Wert, wenn weiter nichts dahinter steckte. „Das sind Narrenspossen, es kommt allezeit nur auf das mérite personel an."

Wie die alten Stammlisten und späteren Ranglisten nachweisen, haben allezeit eine große Anzahl bürgerlicher Offiziere in der altpreußischen Armee gedient und sind teilweise zu hohen Ehren emporgestiegen. Nur bei den schweren Truppen, d. h. bei der Linien-Infanterie, bei den Kürassieren und Dragonern war es Herkommen und Brauch, daß nur junge Edelleute mit der Aussicht auf die spätere Offizierkarriere als Gefreitekorporals resp. als Junker eintraten. Es ist jedoch schon in dem ersten preußischen Dienstreglement von 1726 und ebenso auch in den später neu redigierten zu lesen, daß Unteroffiziere, auch wenn sie nicht von Adel, sofern sie sich durch ihre Leistungen und dauernd gute Führung hervorthaten, zu Offizieren in Vorschlag gebracht werden sollten.

Daß aber im Kriege nur das wirkliche Verdienst entschied, dafür gibt die Geschichte Zeugnis. Als im Jahre 1734 Friedrich Wilhelm I. dem Kaiser ein Hilfskorps von 10000 Mann nach dem Rhein sandte, erteilte er ausdrücklich Order, daß diejenigen Unteroffiziere, sie seien von Adel oder nicht, welche sich wirklich auszeichneten, ihm namhaft gemacht und bei vorfallendem Avancement zu Offizieren in Vorschlag gebracht werden sollten. Der Sohn eines Predigers, Stolhofen, der als Gemeiner eingetreten war, kehrte als ältester Premier-Leutnant seines Regiments in die Garnison zurück und war schon 1754 Regiments-Kommandeur. Aus dem siebenjährigen Kriege läßt sich eine stattliche Reihe von Namen anführen, die noch heute in der Armee einen guten Klang haben, deren Träger sich aber den Adel erst mit dem Schwert erwarben. Wir wollen nur die Generale Wunsch, Rudorf und Platz nennen, von welchem der letztere seines Zeichens ein Tuchmachergeselle war. Offiziere aus dem Bürgerstande wurden, wenn sie in die höheren Stellungen einrückten, gewöhnlich geadelt, und in dem Adelslexikon des Freiherrn von Ledebur werden 63 Nobilitierungen von Militärs durch Friedrich den Großen nachgewiesen.

Vergleichen wir doch damit die Zustände in anderen Armeen damaliger Zeit. Ohne vornehmen Namen oder hohe Protektion bei Hofe hatte in der österreichischen Armee — wir werden später ausführlich darauf zurückkommen — kaum jemand Aussicht, in die höheren Kommandostellen zu gelangen. Friedrich d. Gr. hatte gegen jede Protektion das höchste Mißtrauen und wies alle von unberufener Seite kommenden Empfehlungen schnöde zurück. In Frankreich bestanden noch unter Ludwig XVI. ganze Truppenteile der Kavallerie nur aus Edelleuten, die ihre Stellen gekauft und den Rang eines Leutnants in der Armee hatten. Um bei der Landarmee und Marine Offizier zu werden, bedurfte es des Nachweises von vier Ahnen, nur bei den Kolonialtruppen genügten deren zwei.

König Friedrich erkannte, wie sein Vater, in einem scharfen, schneidigen Dienstbetrieb und im militärischen Drill ein wesentliches Erziehungsmittel zur Erreichung einer straffen Disziplin, ohne welche eine Armee, mag sie auch sonst alle möglichen Vorzüge besitzen, niemals die höchsten Stufen des Ruhmes erreichen kann. Dem entsprechend ließen die disziplinarischen Vorschriften, auch für die Offiziere, an Strenge nichts zu wünschen übrig. Ein Offizier, der sich auf dem Marsche von seiner Truppe entfernte, ohne Erlaubnis zurückblieb oder vorausritt, sollte kassiert werden. Wer in der Garnison seine Wache nur auf eine halbe Stunde verließ, oder die Ronde nicht pünktlich that, der war mit einem halben Jahre Festung nebst Verlust des Traktaments zum besten des Invalidenfonds bedroht. Im Reglement von 1743 befindet sich ein

Abschnitt mit der Ueberschrift: „Wie die Subordination unter den sämtlichen Officiers unter einem Regiment gehalten werden soll.“ Da heißt es in Art. V: „Wann ein Capitaine seine Subalternes-Officiers nicht in gehöriger Subordination und zu ihrer Function, was des Königs Dienst und die Aufsicht bey der Compagnie erfordert, ohne eintziges Nachsehen anhält; desgleichen wann ein Capitaine die Officiers, welche worin sich negligiren oder worin wider die Subordination handeln, nicht in Arrest auf die Hauptwache setzet, so verstehet der Capitaine nicht sein Métier und der Commandeur vom Regiment soll solchem Capitaine auf erhaltene Nachricht dieserhalb eine schrosse Reprimande thuen und es an Seine Königliche Majestät melden.“ Jener Abschnitt über die Subordination schließt mit den eindringlichen Worten: „Die Stabs-Officiers müssen eine sonderbare Attention auf die Zucht der neuen Ober- und Unter-Officiers haben und dieselbe mit der größten Schärfe zu ersinnlichster Accuratesse im Dienst anhalten, damit aus den jungen Officiers wieder solche Leute gezogen werden, als wie die jetzigen Capitaines und Stabs-Officiere sind.“

Die ausgesprochenen Grundsätze haben sicher auch heute noch ihre volle Geltung, nur kehren unsere Dienstvorschriften nicht so schroff und scharf die rauhe Seite heraus, und jene drakonischen Strafandrohungen würden heute nicht mehr zeitgemäß sein. Trotz alledem glich aber doch das friderieianische Offizierkorps in seiner Gesamtheit der Vereinigung eines Ritterordens, dessen einzelne Mitglieder das Gelübde des Gehorsams geleistet, außerdem aber unter einem Gesetz, dem der Ehre, standen. In geselliger und sozialer Beziehung, abgesehen von den ganz selbstverständlichen Rücksichten, die der Jüngere dem Aelteren schuldig ist, sah der Offizier in jedem Waffengefährten, der Ringkragen und Schärpe trug, seinesgleichen. Ob von bürgerlicher Herkunft oder aus altem Adelsgeschlecht, ob Reichsgraf oder Prinz, das machte in der dienstlichen und gesellschaftlichen Stellung des Offiziers gar keinen Unterschied, sie alle trugen den Rock des Königs und die Insignien des neuen Rittertums. Offizier war Offizier. Der König legte einen ganz besonderen Wert auf den außerdienstlichen Verkehr der jüngeren mit den älteren Offizieren und sprach sich wiederholt darüber aus. Auch in dem mehrerwähnten Reglement von 1743 wird darauf hingewiesen, wie es Seiner Königlichen Majestät höchst angenehm sein würde, „wenn die Generals, die Commandeurs von den Regimentern und sämtliche Stabs-Officiers die Subalternes-Officiers bey sich bitten, auf eine gute Art mit ihnen umgehen und mit selbigen öfters sprechen.“ Noch in seinen letzten Lebensjahren interessierte sich der große König dafür, daß seine Kammerherrn und Kammerjunker, wie er einst scherzend die Leutnants und Fähnrichs der Berliner Garnison nannte, bei den Einladungen in den höchsten Kreisen nicht vergessen wurden.

Daß ein solches Beispiel in der übrigen militärischen Welt nicht unbeachtet blieb und Reformgedanken erweckte, ist fast selbstverständlich. Namentlich waren es nach dem siebenjährigen Kriege die deutschen Verbündeten und protestantischen Stände, welche das preußische Militärsystem zu verwirklichen suchten. Indessen auch die früheren Feinde waren keineswegs so verblendet, um nicht die Vorzüge jenes Systems, wenigstens nach gewissen Seiten hin, anzuerkennen. Sogar die österreichische Armee, mit einer stolzen und ruhmreichen Vergangenheit, konnte sich dem Einfluß des Gegners, mit dem sie jahrelang um den Lorbeer des Sieges gerungen, nicht gänzlich entziehen. Die unter der Kaiserin Maria Theresia eingeführten Reformen, namentlich ihr Bestreben den Offizierstand zu heben, lassen sich auf preußische Vorbilder zurückführen.

Bis zum Regierungsantritt der Kaiserin, deren Thaten, wie Schlegel sagt, das salische Gesetz, welches die Frauen vom Thron ausschließt, widerlegt haben, trug die Monarchie der Habsburger das Gepräge eines föderativen Staates. Während schon der große Kurfürst den Grund zu einem einheitlichen brandenburgisch-preußischen Staatswesen gelegt und die Armee zu einer Hauptstütze seiner inneren wie äußeren Politik reorganisiert hatte, während Friedrich Wilhelm I. mit bewunderungswürdiger Einsicht und Energie ein neues Verwaltungssystem einführte, das alle Provinzen umschloß und

die Armee aus einem Guß gestaltete, existierte noch unter Karl VI. kein einheitlicher österreichischer Staat. In den verschiedenen Ländern der Krone pulsierte ein abgesondertes politisches Leben, jedes derselben hatte seine besondere Verfassung und seine verbrieften Rechte. Ein Gefühl der Zusammengehörigkeit existierte wenigstens nicht in der Bevölkerung. Dem entsprechend waren auch die militärischen Einrichtungen der Art, daß ein Gesamtgefühl der Armee nicht erstarken konnte. Die verschiedenen Kronländer hatten den Ersatz von Menschen und Pferden aufzubringen, die Truppen zu bekleiden, zu bewaffnen und zu verpflegen. Solcher Verpflichtung kamen aber die Stände keineswegs immer bereitwillig nach. Hatte trotzdem die Armee unter Führung des Prinzen Eugen Ruhmreiches geleistet und Beweise ihrer Tüchtigkeit gegeben, so war sie unter Kaiser Karl VI., namentlich nach dem schmählichen Frieden von Belgrad, vollständig in Verfall geraten.

In diesen Verfall war natürlich auch der Offizierstand mit hineingezogen worden. Ehe wir uns jedoch mit diesem eingehend beschäftigen, möchten wir vorweg bemerken, daß man fast nirgends so, als gerade in Oesterreich, mit einer gewissen Zähigkeit an altem Herkommen festhielt, auch dann noch, wenn es nicht mehr in die Zeit hinein paßte und sich als ein Mißbrauch erwies. So standen die Traditionen aus der Söldnerzeit in der österreichischen Armee noch in voller Blüte, während man sie anderwärts, mit Einführung der stehenden Heere, nach und nach abgestreift hatte. Noch nach dem spanischen Erbfolgekriege lag die Verleihung der Stellen vom Obersten abwärts ganz in den Händen der Regimentsinhaber, und es gehörte Geld oder Gunst dazu, um in der Armee vorwärts zu kommen: Geld, weil die Offizierstellen verkäuflich waren, und Gunst, weil hohe Protektion mehr galt als Verdienst. Mochte immerhin Prinz Eugen gegen den Stellenhandel, wenn auch nicht mit dauerndem Erfolg, einschreiten, — das ebenso verwerfliche Protektionswesen zu beseitigen, dazu fehlte ihm die Macht. Wenn Mitglieder der hohen Aristokratie oder hochgestellte Generale ihre Söhne und Verwandten in die besten Stellen einschoben, so ließ sich nur dann etwas dagegen thun, falls sich die Bewerber als geradezu untauglich erwiesen, oder wenn einem ganz besonders verdienten Offizier ein himmelschreiendes Unrecht geschah.

Ein fernerer großer Uebelstand in der österreichischen Armee war es, daß weder ein einheitliches Dienst- noch Exerzier-Reglement existierte. Solche nach Gutdünken zu erlassen, lag lediglich in der Hand der Regimentsinhaber, d. h. der Generale. Einzelne derselben beklagten dies tief, konnten jedoch nichts dagegen ausrichten, es war einmal Herkommen, und dabei blieb es noch lange Zeit. In einem 1728 zu Nürnberg im Druck erschienenen „Reglement über ein Kaiserliches Regiment zu Fuß, vorgeschrieben von Ihro Excellenz dem Herrn General-Feldmarschall-Leutnant von Regal“ heißt es in dieser Beziehung: „Die fast tägliche und stündliche Erfahrung lehret, daß bei der kaiserlichen Armee, so viele Generale allda, so vielerlei Befehle erteilet werden, auch der Eine dies, der Andere das anordnet, demnach jeder Recht zu haben persuadiret ist. Da der Untergebene jederzeit — es wäre denn den alten priviligirten Gebräuchen entgegen — zu gehorchen schuldig ist, so entspringt solches allein daher, weil niemalen ein einziges Reglement vorgeschrieben worden, wonach man sich eigentlich zu richten hätte. Durch so vielfältige differente Kommandos werden die Untergebenen dergestalten in Confusion gebracht, daß sie niemalen wissen können, was recht und gebräuchlich sei.“ Solche Reglementslosigkeit dürfte nicht nur die Untergebenen in „Confusion“ gebracht, sondern auch in den von der Willkür der Generale fast vollständig abhängigen Offizieren das stolze Gefühl, im Dienste Sr. Majestät des Kaisers zu stehen, bedenklich abgeschwächt haben. Von anderweitigen Uebelständen, unter denen auch die Offiziere in erster Linie zu leiden hatten, wollen wir nur noch hervorheben, daß bei der steten Finanzkalamität der Sold den Truppen nur zu häufig unregelmäßig gezahlt wurde, und daß ferner, lediglich aus Ersparungsrücksichten, die Regimenter, name[illegible] die

der Kavallerie, im Lande auf so viele Strecken verteilt waren, daß zuweilen nur zwei bis drei Mann mit ihren Pferden in einem Dorfe lagen.

Unter solchen Umständen konnte sich die Masse der Offiziere in ihrem Stande weder befriedigt fühlen, noch konnte in ihnen das Gefühl unbedingter Zusammengehörigkeit, ein stolzes Standesbewußtsein, recht lebendig werden. Wir dürfen daher einem österreichischen Historiker, Ritter von Arneth, schon glauben, wenn er bei Besprechung der Heeresverhältnisse zur Zeit des Regierungsantritts der Kaiserin Maria Theresia sich in Bezug auf den Offizierstand wie nachstehend ausläßt:

„Trotz oft wiederholter Edikte und einzelner strenger Maßregeln war es doch niemals gelungen, den so verderblichen Handel mit Offizierstellen zu unterdrücken, und ebenso schädlich wirkte die stete Bevorzugung, welche unerfahrene junge Leute aus dem höheren Adel vor braven altgedienten Offizieren genossen. Hierdurch wurde Unzufriedenheit und Niedergeschlagenheit unter den Subalternoffizieren verbreitet. Unlust zum Dienst und Vernachlässigung desselben waren die Folgen davon, und sie machten sich um so fühlbarer, als jene Bevorzugten noch überdies einen großen Teil des Jahres auf ihren Gütern, in der Hauptstadt, oder auf Reisen verlebten."

Daß um dieselbe Zeit auch die Reglementslosigkeit noch bestand, bestätigt die Kaiserin selbst in einer von ihr verfaßten Denkschrift über den Zustand des Heerwesens bei ihrem Regierungsantritt. In dieser Denkschrift heißt es unter anderm: „Wer würde glauben, daß nicht die mindeste Regel eingeführt war bei meinen Truppen? Jeder machte ein anderes Manöver im Marsch, im Exerzieren und im Allarm. Einer schoß geschwind, der Andere langsam; die nämlichen Worte und Befehle wurden bei Einem so und bei einem Anderen anders ausgedrückt, und da ist es denn kein Wunder, wenn zehn Jahre vor meiner Regierung der Kaiser allzeit geschlagen worden, und wie ich selbst das Militär gefunden, nicht zu beschreiben ist."

Faßte Maria Theresia auch sofort nach ihrem Regierungsantritt den Entschluß, aus ihren Erbländern ein einheitlich regiertes Reich zu gestalten und zu diesem Zweck zunächst das Finanzwesen zu ordnen, sowie die Armee zu reorganisieren, so wurde sie wenigstens in dem letzteren Vorhaben durch den Ausbruch des österreichischen Erbfolgekrieges gestört. Erst nach dem Frieden zu Aachen konnte sie daran denken, eine völlige Umgestaltung aller Einrichtungen, welche sich auf das Kriegswesen bezogen, vorzunehmen. Noch in demselben Jahre wurden Exerzierreglements für die Infanterie und Kavallerie verfaßt und neue Vorschriften für das Militärrechnungswesen entworfen. Ebenso fing man an, die Friedenslethargie abzuschütteln und, dem Beispiel Preußens folgend, tüchtig zu arbeiten. Man übte die Truppen fleißiger und ordnete jährlich größere Uebungslager an. Die Kaiserin machte weite Reisen, um diesen Uebungen selbst beizuwohnen, und folgte denselben, als gute Reiterin, zu Pferde. Welche Schwierigkeiten es ihr kostete, alle diese Neuerungen durchzuführen, erfahren wir aus den „Relations diplomatiques du comte de Podewils, ministre plénipotentière au roi de Prusse." In diesen Berichten, die aus den ersten Jahren nach dem zweiten schlesischen Kriege stammen, spricht Graf Podewils es ausdrücklich aus, „wie es im Interesse der Minister und Generale gelegen, den Reorganisationsplänen zu opponieren und die Hindernisse als unübersteiglich darzustellen, denn es hätten alle diejenigen, welche, sei es durch ihre eigene Person oder durch Verwandte, in Beziehung zum Hofe standen, bei der herrschenden Unordnung viel besser ihre Rechnung gefunden!" Setzte auch die Kaiserin mit wahrhaft männlicher Energie in vielen Dingen ihren Willen durch, so blieben doch noch so viele herkömmliche Mißbräuche bestehen, daß von einer gründlichen Reformation des Heerwesens an Haupt und Gliedern keine Rede war.

Den lebhaftesten Anteil nahm Maria Theresia an allem, was nicht nur die dienstlichen, sondern auch die persönlichen Verhältnisse der Offiziere betraf. Für sämtliche Offiziere vom Hauptmann abwärts gründete sie Sparkassen. Die durch kleine Abzüge gesammelten und bei den Regimentern niedergelegten Gelder sollten nur zur Beschaffung

einer Feldequipage, oder aber nach geschehener Quittierung, sowie beim Todesfall dem betreffenden Offizier resp. dessen Erben ausgezahlt werden. Ebenso gestattete sie, um die Existenz der Offiziere behaglicher zu machen, daß diese zu Privatdienern Invaliden unter Beibehalt ihres Gnadengehalts von vier Kreuzern täglich annehmen durften. Während seither bei Hofe fast ausschließlich der spanische Mantel getragen wurde und das Tragen der Uniform gegen die Etikette verstieß, bestimmte die Kaiserin durch Handschreiben vom 25. Februar 1751: „Um dem Militäre neue Kennzeichen für Selbes habende besondere Neigung und Gnade zu geben, haben wir gnädigst bewilligt, daß die Offiziers, welche in unserem Kriegsdienst stehen, in ihrer uniformen Soldaten-Kleidung an Unserem Hofe erscheinen mögen, um ihre guten intenta zu erlangen." Wie die Kaiserin sich bemühte, die Offiziere auch in wissenschaftlicher Beziehung auf eine höhere Stufe zu heben, darüber werden wir an einer anderen Stelle ausführlicher berichten.

Daß aber trotz aller dieser Bestrebungen der schlimmste aller Schäden, der in der Armee herrschende Nepotismus, nicht beseitigt wurde, das erfahren wir aus den Aufzeichnungen des im Auftrage Friedrichs II. von 1752 – 1755 in Wien anwesenden Freiherrn von Fürst, des späteren preußischen Großkanzlers. Da heißt es unter anderm: „In der österreichischen Armee avanciert man viel mehr nach Gunst, als nach Ancienität. Man findet sehr junge Obersten, vornehmlich von den großen Familien, denen andere verdiente Leute, die aber nicht in so gutem Kredit standen, ihre Stellen abgetreten hatten." Fast unglaublich klingt es aber, daß trotz der gegebenen Reglements die Einübung der Truppen noch immer nicht nach gleichen Normen erfolgte. Heißt es doch an einer anderen Stelle der gedachten Aufzeichnungen: „In Hinsicht des Exercierens sind die Regimenter von einander verschieden. Mehrere von ihnen haben das preußische Exercitium angenommen; Marschall Daun und Graf Lascy sind darüber oft als Neuerer getadelt worden. General Radicati leitet die Exercitien der gesammten Reiterei, General Auger die des gesammten Fußvolks, mit alle dem kann doch keine vollkommene Gleichförmigkeit bewirkt werden. Es giebt Reformen mit denen nur die Fürsten selbst durchdringen können."

Trotz aller Schwierigkeiten hatte es dennoch die Kaiserin erreicht, daß sie beim Ausbruch des siebenjährigen Krieges eine zahlreichere, besser eingeübte und disziplinierte, so wie vor allen Dingen auch besser administrierte Armee besaß, als beim Antritt ihrer Regierung. Ganz besonders hatte aber das österreichische Offizierkorps — in der That ward unter Maria Theresia erst ein solches geschaffen — an innerem Wert gewonnen. Konnte auch von einer Homogenität desselben, im preußischen Sinne, nicht die Rede sein, so war es jedoch eins in treuer Hingebung an die Kaiserin. Die von derselben in Zeiten höchster Gefahr entwickelte Energie erregte Bewunderung, und der ihr in den Mund gelegte Ausspruch, daß man unter ihrer Regierung sein Glück nur durch die Waffen machen könne, erweckte einen Geist, der an die glorreichsten Perioden österreichischer Kriegsgeschichte erinnert. Eine Stabilität solchen Geistes ließ sich jedoch nicht erwarten, er hatte seine Wurzeln nicht in fest begründeten Institutionen, vielmehr war es die Persönlichkeit der Kaiserin, welche die Herzen begeisterte und einen ritterlichen Enthusiasmus erzeugte.

Schon in der ersten Schlacht, bei Lowositz, mußte Friedrich II., obgleich er das Schlachtfeld behauptete und Viktoria schießen lassen konnte, erfahren, daß ihm eine andere Armee als in den ersten schlesischen Kriegen gegenüber stand. Das bewährte sich auch im weiteren Verlauf des Krieges. Wenn dessen ungeachtet und trotz gewaltiger Uebermacht der verbündeten Feinde die preußische Armee nach siebenjährigem Ringen dennoch als Siegerin aus dem Kampfe hervorging, so gebührt sicher ihrem Führer, dem König-Connetable, der erste Preis. Indessen auch das größte Feldherrngenie hätte unterliegen müssen ohne eine Truppe, mit der man eben alles wagen konnte. Die preußische Armee war ihren Gegnern durch Manneszucht, technische Ausbildung

und Manövrierfähigkeit überlegen, alle diese Vorzüge wurden jedoch erst zur höchsten Potenz gebracht durch einen einheitlichen, sicheren und festen Geist, dessen Träger das fridericianische Offizierkorps war.

Nach dem Hubertsburger Frieden begann in der österreichischen Armee wiederum das Werk der Reform. Nach einem Berichte des venetianischen Gesandten Renier wird ihr schon im Jahre 1768 ein glänzendes Lob gespendet. Dem etwas überschwenglichen Lobe Reniers gegenüber lautet das Urteil des Kaisers Josef, welches er in einem Berichte an seine Mutter im Jahre 1775 abgibt, etwas nüchterner. Immerhin geht daraus hervor, daß die Armee nach dem siebenjährigen Kriege in vielfacher Beziehung umgeformt wurde. War man, nach den im letzten Kriege gemachten Erfahrungen, auch vorurteilsfrei genug, manche gute Lehre vom Feinde anzunehmen, die Institutionen auf denen das österreichische Offizierkorps aufgebaut war, blieben in der Hauptsache unverändert.

Hatte Maria Theresia auch die oberste Leitung des Kriegswesens in die Hände ihres Gemahls, des Kaisers Franz, und nach dessen Tode in die ihres Sohnes Josef gelegt, so entschlug sie sich jedoch dadurch keineswegs allen Einflusses auf die militärischen Geschäfte. Im Gegenteil darf man sagen, daß in wichtigen Dingen, und insbesondere, wenn es sich um bedeutende Personalfragen handelte, sie entweder selbst die Entscheidung traf oder doch ein sehr gewichtiges Wort in die Wagschale warf. Es ist geradezu bewunderungswürdig, welch gesundes und zutreffendes Urteil die hohe Frau häufig in militärischen Dingen bekundete. Allerdings kam es auch vor, daß trotz aller richtigen Erkenntnis das weibliche Herz über den männlichen Verstand den Sieg davontrug. Ihrem treuen Ratgeber, dem Grafen Lascy, nach Dauns Hinscheiden zum Präsidenten des Hofkriegsrats ernannt, erteilte sie persönlich die ausdrückliche Anweisung, bei Besetzung der höheren Stellen in der Armee keine Rücksichten auf Empfehlungen, weder von seiten ihrer eigenen Familie, noch von sonstigen Unberufenen zu nehmen, sondern nur das Interesse des Dienstes gelten zu lassen. Trotzdem wurde bald nach dem Tode des Feldmarschalls Daun, auf ihre Veranlassung, dessen achtzehnjähriger Sohn zum Obersten und Inhaber des bisherigen Regiments seines Vaters ernannt. Auf Maria Theresias Befehl mußten ihr von Zeit zu Zeit Berichte über das Verhalten des jugendlichen Regimentschefs eingereicht werden, und als diese nichts weniger als günstig lauteten, schrieb sie auf Grund eines solchen Berichts an Lascy: „Wegen disen bin zwar nicht zufrieden, doch müssen wir beede, die wir Daun so vill erkanntlichkeit schuldig sind, nicht so bald nachlassen und alles anwenden, umb aus ihm was heraus zu bringen, es gebraucht gedult und zeit."

Hegte Kaiser Josef für die kriegerischen Eigenschaften Friedrichs des Großen stets die höchste Bewunderung, so war auch die Kaiserin, seine Mutter, trotz ihrer tief eingewurzelten Abneigung gegen ihren Feind und Rivalen, doch vorurteilsfrei genug, um viele von ihm getroffene Einrichtungen, namentlich im Kriegswesen, als vortrefflich anzuerkennen. Als Lascy im März 1769 um die Erlaubnis bat, einen ehemaligen preußischen Artillerieoffizier als Oberleutnant bei den Grenztruppen anstellen zu dürfen, antwortete sie ihm: „Er Kriegspräsident kennt am besten die qualitetten, welche erforderlich sind. wenn man also auf die religion, auf caractere, wie auf Sitten zählen kann, so estimire sehr den preußischen Dienst, besonders was die officiers belangt." Es ist dies aus solchem Munde ein hohes Lob für das damalige preußische Offizierkorps. Nach Lascys Rücktritt vom Präsidium des Hofkriegsrats im Jahre 1774 brachte sein Nachfolger, Feldmarschall Hadik, wieder eine Reihe von Abänderungen in dem bisher beobachteten Militärsystem in Vorschlag. Eine den Gegenstand behandelnde umfangreiche Ausarbeitung wurde der Kaiserin zur Begutachtung vorgelegt, und einzelne der von ihr hinzugefügten Randbemerkungen sind wahrhaft klassisch. So heißt es unter anderm: „Mir kommt es vor, das Militare macht sich mit dem Exercieren die größte Illusion. Alles was nicht vor dem Feinde zu gebrauchen ist, sollte man als eine un-

nütze Plage abschaffen." An einer anderen Stelle sagt sie: „Bey uns ist der Hauptfehler, daß die oberen Stellen, und sogar wir selbst, die Agenda der Untergebenen an sich ziehen. Diese haben zu wenig Autorität, müssen immer anfragen, Befehl erwarten. Ich habe dem Uebel viel nachgedacht und es kommt daher, daß wir noch keine Grundsätze, noch rechte Instruktion haben und daher alles arbitrarisch ist."

So war es in der That und es unterliegt keinem Zweifel, daß die Kaiserin gewisse Zustände in der österreichischen Armee, die von einem unheilvollen Einfluß waren, richtig kennzeichnete. Trotz aller Reglements herrschte doch noch in vielen Dingen vollständige Willkür. Altes verrottetes Herkommen aus der Söldnerzeit und die Forderungen eines neuen Militärsystems lagen mit einander in Streit, doch das erstere behielt die Oberhand. Es fehlte an fest stehenden Bestimmungen, die einem jeden in seinem Wirkungskreise eine gewisse Bewegungsfreiheit gestatteten und das Gefühl eigener Verantwortlichkeit schärften. So kam es, daß die oberen Stellen, vielfach gewiß in guter Absicht, die Befugnisse der Untergebenen an sich zogen, wodurch jedoch diese in Unselbständigkeit erhalten wurden. Nur seltene Naturen können sich der Herrschaft entziehen, welche die Gewohnheiten des Friedens im Kriege über die Macht des Willens ausüben. „Beim Hofkriegsrate anfragen und von ihm Befehle erwarten", darin haben auch die höheren Führer oft gesündigt, oder vielleicht sündigen müssen. Einen ganz wesentlichen Einfluß hatte dies ganze System auf die innere Entwickelung und äußere Gestaltung des österreichischen Offizierkorps. Ein nicht geringer Teil desselben, wenigstens der Subalternoffiziere, war aus dem Unteroffizierstande hervorgegangen und brachte es, seltene Ausnahmen abgerechnet, im besten Falle bis zum Hauptmann. Dann war wieder ein anderer Teil, der mit besserer Erziehung und Bildung ausgestattet, jedoch ohne Vermögen und ohne Konnexion, auf sich selbst, sowie auf die Gunst des Regimentsinhabers angewiesen blieb. Ihnen machten endlich diejenigen Glückskinder bedenkliche Konkurrenz, welche auf Grund hoher Familienverbindungen oder durch Fürsprache bei Hofe gewissermaßen zu den höheren Stellungen prädestiniert waren.

Mochten auch unter der Macht der Gewohnheit bei dem behaglichen, leichtlebigen süddeutschen Naturell, das weniger von der Blässe des Gedankens angekränkelt ist, jene Mißstände in Oesterreich nicht in dem Maße empfunden werden, wie es vielleicht in Norddeutschland der Fall gewesen wäre, so unterliegt es doch keinem Zweifel, daß unter den obwaltenden Verhältnissen sich im Kaiserstaate ein in seinen Pflichten und Rechten einheitliches, in seiner Gesamtheit von einem stolzen Standesbewußtsein getragenes Offizierkorps nicht zu voller Blüte entwickeln konnte. Wenn trotzdem die kaiserliche Armee, obgleich keineswegs immer siegreich, in hohem Ansehen stand und die festeste Stütze der Monarchie blieb, so lag das an dem vorzüglichen Soldatenmaterial, an einzelnen ausgezeichneten Feldherrn und an der deutschen Treue.

Kaiser Josef, dessen Reformgedanken noch viel weiter gingen als die seiner Mutter, und der sich das Ziel gesetzt hatte, die Idee des Gesamtstaates zu realisieren, unterschätzte die Kraft des nationalen und klerikalen Widerstandes. Noch vor seinem Lebensende und nach kurzer Regierungszeit mußte er sehen, wie sein Reformwerk scheiterte. Der Streitwagen des Mars fuhr weiter im alten Gleise, mancher ausgestreute Same fiel unter seine Räder und konnte nimmer fruchtbar werden.

Wenn Carlyle es irgendwo ausspricht, daß ein Volk, welches nicht durch die Schule strenger Zucht hindurchgegangen, es nie zu etwas Ordentlichem gebracht hätte, so gilt dies sicher auch für den Teil des Volkes, der unter den Waffen steht. Solch scharfe Zucht hatten die Hohenzollern geübt. Sie selbst stellten sich in den strengen Dienst der Pflicht und ehe Kant den kategorischen Imperativ proklamierte, war dieser im Staate Brandenburg-Preußen, und zwar nicht bloß in der Armee, als Dienstpraxis längst in Uebung. Dadurch ward Tüchtigkeit, Gesundheit und Kraft erzeugt. Gegen solchen Geist, den man seinem Ursprungszeugnis nach protestantisch nennen darf, hatte sich die habsburgische Monarchie bis zur Zeit Josefs II. hermetisch abgeschlossen.

(Schluß folgt.)

Sinkende Welten.

Novelle in Versen

von

Dietrich von Oertzen.

IV.

Steinburg.

Schwermütig klagt am „schwarzen Bruch“ der Unken
Gebroch'ner Hohlruf durch des Abends Feier,
Der Tag erbleicht, und wie im Traum versunken
Liegt Steinburgs Park mit seinem stillen Weiher,
Auf dessen Flut im Sommerduft, dem lauen,
Die ersten Sterne spiegelnd sich beschauen.
Rings alles still. Unhörbar nur und leise
Zieh'n weiße Schwäne ihre Silberkreise.

Da plötzlich schallt aus dunkelndem Boskette
Gespräch und Schritt, die sich allmählich nah'n,
Scherz und Gelächter, Reden um die Wette —
Adrast, der Anwalt und der Schloßkaplan,
Die Arm in Arm durch der Gebüsche Zeilen
Zum Ruhesitz am Ulmenstamme eilen.

— „Wann fuhrst du aus?“

— „Erst heut in aller Frühe.“

— „Und wie sieht's aus in deiner Residenz?“

— „Je nun, wie sonst. Im Amte Last und Mühe,
Und Politik mit Kampf und Renitenz.
Man redet, schilt und streitet bis aufs Messer,
Die Welt bleibt steh'n und nirgend wird es besser.
Ja, grade da, wo man dem Volk zu dienen,
Es zu belehren sich gewaltsam quält,
Starrt es uns an mit öden Stumpfsinns Mienen,
Als wär es spanisch, was man ihm erzählt.
Nur in der Phrasen seichtem Schlammgewässer,
Da patscht es gern — je seichter, desto besser.
Ich habs versucht aufrichtig mit der Treue,
Versucht im Jugendmute Alexanders,
Doch alle Wahrheit schuf mir nichts als Reue.
Und nun? ja nun! — Was thut's? — Es geht nicht anders.“

„Ei, Freund Adrast. Ich trau nicht meinen Ohren.
So hast auch du, schnell fertig und bereit,
Den Glauben an die Menschheit schon verloren?“

— „Sie will getäuscht sein.“

— „Doch für kurze Zeit
Währt nur der Täuschung Trugbild — dann zerrinnt es.“

— „Laß es zerrinnen. Unbegreiflich schnelle
Eilt unsere Zeitfahrt um das goldene Fell,
Und nur wer eilig zugreift, der gewinnt es.
Und du, Kaplan, hast du denn so viel Grund,
Daß du noch hoffst, die Menschheit zu belehren?
Wieviel, sag' ehrlich, ist es deinem Mund
Bisher geglückt hier Seelen zu bekehren?“

— „O, wie du fragst! Nein, wär mein Werk so leicht,
Dann wär Kultur schon bei den Hottentotten.
Mein Ziel ist groß, wird nicht so schnell erreicht,
Denn Vorurteile gilt es auszurotten,
Die schon Jahrhunderte —“

— „Schon gut, mein Freund.
Ich sehe klar und merke, was gemeint;
Doch, wenn man das, was *andre* Leute glauben,

Frischweg und kurz nur Vorurteile nennt,
Kommt man nicht fort. Es mahnt nur an die Trauben,
Die jedes Kind vom Fabelbuche kennt. —
Und wieviel Seelen zählt denn deine Herde?“

Hier lächelt mit verlegener Gebärde
Der Schloßkaplan: „Einstweilen sind's nur zwei.“

— „Das ist nicht viel. Indessen einerlei.
Es können mehr in schöner Zukunft werden.“

— „Geringe Aussicht! Wenigstens für bald.
Die Herrin starb mir; unser Herr wird alt,
Und für das Fräulein fand sich noch kein Rat“ —

— „Und du als dritter lebst im Cölibat.
Wie heißt das Fräulein?“

„Bertha.“

„Und kein Freier
Hat noch um Frau und Schloß für sich geworben?“

— „O mancher wäre wohl für sie gestorben;
Doch nutzlos bliebe solche Opferfeier;
Ihr Herz, so scheint es mir, ist nicht mehr frei.“

„Und du verschweigst, wer der Erkorene sei?“

— „Ich brauch es nicht, da sie es selbst verrät.
Hör: der Erkorene — es ist Philaleth“ —

— „Was? Philaleth, der Schenke von Waldin?“

— „Er selbst, der Schenk.“

— „Und was verhindert ihn,
In diesem freien Wettkampf edler Minnen
Das Kleinod von der Steinburg zu gewinnen?“

— „Was ihn verhindert? Nun, es mag sein Herz,
Sein eigen Herz nicht frei sein!“

— „Welch ein Scherz,
Das Herz verliebt zu denken! Als zuletzt
Ich ihn gesehn, war es von zehn besetzt“ —
— „Und glüht nun für ein schlichtes Bürgermädchen,
Des Pfarrers Tochter aus dem nahen Städtchen“ —

— „Doch was ihn hier stört, werden nicht allein
Des lieben Kindes schöne Augen sein.
Daß auch die deinen ihn mitunter kränken,
Das, teurer Freund, kann ich mir lebhaft denken.“

— „Ganz recht, er weiß, daß innig überzeugt
Sich alles hier dem Wort der Kirche beugt.“

— „Und dieses Wort, das bist du augenblicklich.
Wohlan, so sei's. Mach deine Schafe glücklich.
Doch überleg' — ich bitt' und frage nun:
Kannst du nicht sonst ein wenig für mich thun?“

— „Was heißt dies: „sonst“?“ sprach lauernd der Kaplan.

— „„Sonst“ sind — ich sag' es offen gleich — die Wahlen.
Du kennst mich — warst ja selbst einst Demokrat“ —

—„O sicher, was ich thun kann, wird gethan.
Doch ist es mehr nicht als ein guter Rat,
Der lautet einfach: Ferfengeld zu zahlen.“

— „Ich weiß es längst, mein Freund, daß hier der Herr,
Der Grundherr herrscht und durch ihn nur die Rechte,
Und daß höchstselbst nicht einmal Luzifer
Ins Parlament hier einen Bürger brächte.
Doch eben darum trieb mich ein Gedanke
Unwiderstehlich an, hierher zu zieh'n.
Bricht — sag mir — dennoch nicht vielleicht die Schranke,
Wenn wir den jungen Schenken von Waldin,
Den Philaleth, auf unsern Schild erheben.
Er ist ein Graf und er ist liberal“ —

— „Gewiß er ist's, doch übergroß die Zahl
Der Gegner hier. Erwarte nicht zu siegen.
Doch frag ihn selbst, den braven Philaleth,
Vernimm von ihm, wie er zu handeln rät,
Und wie er's macht, hier stramm zu unterliegen!“
— „Du rätst mir das? Nun gut, es soll geschehn,
Und nach Waldin will ich schon morgen gehn.“

Die Nacht sinkt tiefer. Aus des Weihers Spiegel
Quillt weißer Nebel wallend in die Ferne,
Quirlt unstät aufwärts wie aus heißem Tiegel,
Hüllt ein in matten Dunst den Strahl der Sterne.
Kaum dringt durch das Gewoge und Getreibe
Mit ihrem Glanz des Vollmonds Silberscheibe.

— „Wir müssen gehn, sprach endlich der Kaplan.
Man möchte sonst die Rückkehr uns versperren.
Und hier die Nacht?!“

„Uns liebend zu umfah'n
Könnt uns die Nixe in die Tiefe zerren.“

— „Ja, du hast recht,“ sprach der Kaplan mit Lachen.

— „Hätt's eine Nixe auf dich abgesehn,
Und zög dich nieder in den schwarzen Rachen,
Um dich und dein Gelübde wärs geschehn.“

— „Laß deinen Spott. Ich bringe dich nach Hause
Und geh dann selbst in meine stille Klause.“

Digitized by Google

Und der Kaplan gab seinen Arm Adraſt.
Sie kehrten um, den Schritt zur Burg zu wenden.
Wie zauberiſch lag dort im Mondenglaſt
Mit Erkern, Zinnen, turmgeſtützten Wänden,
Vor ihrem Blick der ragende Palaſt,
Ein Feenſchloß, erbaut von Geiſterhänden;
Ein Phantaſiegebilde, wie aus Träumen,
Bekränzt, umrahmt von nächtig ſchwarzen Bäumen,
Hob ſich der Menſchen kunſtgeborne Stätte
Vom Horizont als Zackenſilhouette.

„O ſieh", ſprach freudig der Kaplan, „die Pracht
Der ſchönen Burg, vom Mondeslicht beſchienen" —

„Gewiß, mein Freund! Schön! Aber nur bei Nacht!
Bei Tage haß' ich dieſe Art Ruinen,
Die ſelbſt bis auf das bleigefaßte Glas
Die alten Zeiten nachahmt" —
— „Was iſt das?"
— „Dort geht ein Paar!"
— „Ein Paar, wer wird es ſein?
Man liebt auch hier, zumal bei Mondenſchein.
Es kommt vom Schloß und will zum Teiche gehn.
Hier iſt ein Schatten, laß uns ſtille ſtehn." —

„Unmöglich!" — ſprach und lenkt' den ſcharfen Blick
Raſch der Kaplan auf jenes Paar zurück.
„Und doch, ſie ſind's."
— „Wer iſt es?"
— „Philaleth
Und Fräulein Bertha" —
— „Die dort mit ihm geht
An ſeinem Arm?"
— „Komm, laß uns vorwärts ſchreiten
Und grüßend ſchnell am Paar vorübergleiten."
Geſagt, gethan. Keck gingen nun die Zwei
Am Schattenpaar mit ihrem Gruß vorbei.

— „Wahrhaftig!" ſprach, als ſie das Schloß erreicht,
Noch arg verwirrt zum Freunde der Kaplan.
„So hat ſich doch ſein hartes Herz erweicht.
Doch armes Kind, — vielleicht ein kurzer Wahn!
Nur wenig Stunden und es ruft die Pflicht
Dich und dein Thun vor mich und mein Gericht.
Und dann!"

— „Und dann? Du wirſt nicht grauſam ſein,
Nicht Herzen trennen, die ſich ſchon verbanden" —

— „Ich trenne nichts, die Kirche thut's allein,
Wenn ihre Wünſche nicht Gehorſam fanden."

Die Freunde ſchieden. Als die Lagerſtätte
Adraſt gefunden, ſprach er ſtill: „Ich wette,
Daß der Kaplan mir in den Abendſtunden
Ein luſtig Märlein fröhlich aufgebunden,
Und daß er längſt von jener Liebesluſt,
Von Bertha und von Philaleth gewußt.
Ein ſchlecht Geſchäft, mit Jeſuiten ſchaffen —
Der Teufel hol die Junker und die Pfaffen!"

Indeſſen ſaß bei mattem Ampellicht
Im Erker mit den vielgezackten Kanten
Am Eichentiſch mit ſinnendem Geſicht
Der Freiherr ſchweigend unter Folianten.
Mit weißen, langen, wohlgepflegten Händen
Strich er behaglich ſeines Schnurrbarts Enden,
Der eh'mals ſchwarz, doch längſt ſchon grau durchwoben,
Dem Haupthaar glich, das licht und ſpärlich, oben
Die Wunden zeigte, die ihm eingetragen
Der Lebensſturm in wilder Jugend Tagen.

Im weiten Raum iſt alles wohl geſchnitzt,
So Wandgetäfel, Rahmen, Tiſche, Spinde,
Und auf des Pultes hoher Krönung ſitzt
Im Purpurkleid Maria mit dem Kinde.
Und rings umher an Pfeilern und auf Säulen
Umlächeln uns der Heil'gen milde Zeilen.
Von ſeinem Tiſch, wo er bisher gebückt
Den alten Kodex las, den ſchweren, groben
Schweinslederband, mit rotem Schnitt geſchmückt,
Stand nun der Freiherr auf. Den Blick erhoben,
Schritt er bedächtig zu dem Schaukelſitze,
Der am Kamin auf zottgem Wolfsfell ſtand,
Wo er zur Winterzeit behaglich Hitze
Und nun im Sommer friſche Kühlung fand.
Da wo Ansgar's und Ludger's Glanzgeſtalten
Auf Marmorſimſen ſtumme Wache halten,
Ließ er ſich nieder, und griff dann begierig
Zu einem Buch und ſchnitt es haſtig auf.
„Warum nicht heut ſchon? Meine Zeit verlier ich
Noch früh genug bei jenem Rentenkauf,
Der einſt des Pfarrlands bäuerliche Pachte
An die von Veldeck widerrechtlich brachte.
Fort aus dem Staube gelbgewordner Akten,
Zu denen hin, die uns noch immer packten,
Wenn ſie die Zeit, ob ſie auch arg verwildert,
Doch eben ſo, wie ſie jetzt iſt, geſchildert."
Das Meſſer legt er ſchweigend fort, die Hand
Berührte gleitend Sankt Ludgeri Stola.
Und ſchon die nächſte Viertelſtunde fand
Ihn weit vertieft in „Germinal" von Zola.

Da klirrt die Thür und vor dem Freiherrn ſteht
Mit muntrem Abendgruße Philaleth.
— „So fleißig noch bei mattem Lampenſchein
Und immerdar bei Akten und Regeſten?
Ich ließ doch heute Akten Akten ſein

Und die Folianten still in ihren Kästen.
Der Abend ist von wunderbarer Milde,
Die Blumen atmen in die stille Luft
Und besser ists in ihrem würzgen Duft,
Als hier im Raum vor dem Marienbilde."
— „Was ich gefunden, ist wohl wert der Mühe."
Ein Druck der Klingel ließ den Diener kommen:
— „Bring mir den Band, den du hinaufgenommen
Zur Bücherei. — — Ich habe gestern frühe
Im Albatostro den Beweis gelesen,
Daß vormals reichsfrei mein Geschlecht gewesen —
Unzweifelhaft" —
— „Ich zweifle nicht, und Glück
Wünsch ich" —
— „Ihr sollt es sehn; doch erst zurück
Zu jenem Buch. — Nicht Akten und Regesten
War es, was mich gefesselt — ein Roman,
Doch er gehört, ich sag es, zu den besten;
Der Dichter hat ein Meisterwerk gethan."
— „Verfasser?"
— „Zola!"
— „O, das macht mich lachen.
Ich glaubte nicht, ihn gerade hier zu finden.
Ich selbst gesteh's, ich las all' seine Sachen —
Wenn manchmal auch mit etwas Ueberwinden."
— „Mit Ueberwinden?"
— „Nun, wenn ich ein Dichtwerk lese,
Mag es mich doch vom Alltagsstaube heben.
Hier spritzt der Kot, hier riechen wir den Duft,
Den eines Krämers alt gewordener Käse,
In dem die Maden froh gedeihlich leben,
Weit um sich her schickt in der Armut Luft."
— „Ist's denn nicht so? Und riecht denn Käse besser?
Die Wahrheit packt, wo immer wir sie fänden.
O sie ist da. Das stets bereite Messer
Legt die Kritik hier schweigend aus den Händen."
— „Doch auch der Liebe sonst so zarte Bande
Schlingt man nicht mehr mit Kunst und mit Bedacht.
Schnell, grob und roh kommt alles hier zu stande."
— „Wird es denn anders in der Welt gemacht?"
— „O, grade so — ich bin kein Tugendrichter
Und staune nur" — langsam ließ Philaleth
Durch aller Heil'gen lächelnde Gesichter
Den Blick zum Gottesmutterbilde schweifen —
„Ich staune nur, daß bei so viel Gebet
Gerade hier des Franzmanns Lorbeern reifen."
Da traf des Freiherrn spitzer Seitenblick
Den Sprecher. — „Laßt," sprach er, „den Dichter
Und mich nur gehn. Ein guter Katholik
Ist er trotz alledem. Und in Paris
Ward er noch jüngst an einem Mann zum Richter,
Der euren öden Lutherglauben pries."
— „Ich las davon und wünsche herzlich Glück.
Mein öder Glaube fühlt sich nicht beleidigt,
Denn vorwärts geht und sicher nicht zurück
Die Kirche, die Herr Zola noch verteidigt."
— „Das mein' ich auch. Wo Wissenschaft und Kunst
Sich vor der Kirche beugt, als vor der Mutter,
Dorthin neigt stets sich edler Menschen Gunst.
Wer seid denn ihr mit eurem plumpen Luther?
Was war er anders als ein Demokrat,
Der frevlen Muts an Thron und Altar rüttelt?
Jetzt erntet nur die böse Drachensaat,
Die er mit großen Händen ausgeschüttelt.
Wo ist sie hin, die herrliche Erscheinung,
Des Mittelalters Kirchenherrlichkeit?
An ihrer Stelle waltet Zank und Streit,
Nicht zwei von euch sind derselben Meinung.
Und dann im Staat? Wo sind die Treuen, Braven,
Als in des Zentrums dichtgeschlossenen Reih'n?
Was ist die Rechte, sind sie mehr als Sklaven?
Wink vom Olymp — und alle schwenken ein" —
— „Genug, genug. Ich gebe gern euch zu,
Daß ihr weit besser als die ganze Rechte.
Doch sind sie Sklaven, seid denn ihr nicht Knechte
Der großen Roma? Nein, laßt mich in Ruh.
Ich kann nur stehn, wo man die Freiheit ehrt."
— „Der Freiheit Hort war stets die Kirche nur,
Wie sie allein der Wahrheit scharfes Schwert
Mutvoll geführt" —
„Ich brauche keinen Schwur,
Den ich im voraus als geleistet nehme.
Dem Katechismus hab' ich nie geglaubt.
Und fernen Jenseits' dunstige Probleme,
Die haben niemals mir den Schlaf geraubt.
Doch geb ich zu, soll einmal Kirche sein,
So ist die eure größer, schöner, besser.
Ja, ja, man sieht's: das ist noch Felsgestein,
Fruchtlos umspült von allem Zeitgewässer.
Und sollte je in meines Alters Tagen
Der Wunsch ersteh'n, ein Glaubensjoch zu tragen —
Ich käm zu euch und würde Katholik!"
— „Ein Wort! Wie lange währt's, so kehrt ihr alle
Als Eine Herde zum verlassnen Stalle.
Ein halb Jahrhundert noch" — In diesem Augenblick
Erschien der Diener auf des Zimmers Schwelle,
Mit einem Folianten schwer belastet,

Und hinter ihm in kurzen Schrittes Schnelle
Kam Fräulein Bertha herrisch angehastet.
— „Was soll der Band?“ frug sie in strengem Ton.
— „Der gnädige Herr“ — —
„Graf Schenk erzählt ich schon,
Was ich erkundet über das Geschlecht.
Ich wollte nun, mein Kind, wenn es dir recht,
Ihm zeigen, was ich fand“ — —
— „Ein andermal
Wird auch noch Zeit sein, jenes Buch zu lesen.
Zudem ist es dem Grafen ganz egal,
Ob wir einst reichsfrei oder nicht gewesen.
Sprich meinethalb von deinen Folianten,
Sprich den Verwandten unsres Hauses zu —
Quäl immerhin die Vettern und die Tanten
Soviel du magst — nur laß Graf Schenk
in Ruh!
Die Mahlzeit harrt“ —
— „So leg den Band hierher,“
Sprach mild der Freiherr, „er ist groß und schwer.“

„Nein, nicht hierher! Bring es an seinen Ort,
Das graue Buch — zum allerletztenmale
Sei es geholt! Dies Schleppen immerfort,
Ich hab' es satt. Hinauf in die Regale!“
Sprach Bertha fest. Der Freiherr seufzte tief,
Indes das Fräulein ruhig Kühlung fächelt,
Und ihre kraus erhobene Lippe lächelt:
„Es war nicht not, daß man den Diener rief.“

Da klang ein Glöcklein hell vom Schloßturm wieder.
Das gelbe Buch legt schnell der Freiherr nieder.
Und mit gesenktem Blicke beten dann die Zwei:
Ave Maria, steh uns gnädig bei!
Ave Maria!

V.

Pläne.

— „Nun sag, wie hats in Steinburg dir gefallen?“
— „Die Burg ist schön.“
— „Doch nicht die Burg allein?“
— „Eh nun! — Ich weiß, in ihren stolzen Hallen
Schließt sie ein hochgemutes Fräulein ein,
Das, irr ich nicht, bisweilen auch bei Nacht
In ihrem Parke Mondscheingänge macht.“
— „So sahst du mich? Was sagte der Kaplan?“
— „Er sagte wohl, was er denn sagen mußte,
Daß er davon kein Sterbenswörtlein wußte,
Und daß zum Ziel nur eine einz'ge Bahn,
Ein einz'ger Weg — — an ihm vorüber führe,
Er sei der Cherub an des Gartens Thüre.“
— „O mag er stehn an seinem Zaubergarten —
Armselger Cherub, du kannst lange warten!“
— „So kalt und kurz? Respekt vor Roms
Trabanten!“
— „Ich lache ihrer, spotte ihrer Macht.
Ist nicht mit Türmen, Erkern, Zinnen, Kanten,
Mit ihrer mittelalterlichen Pracht
Die Burg ein treues Bild uns alles dessen,
Was man heut Rom, was man katholisch heißt?
Die Form ist da, der Inhalt ist vergessen,
Buchstabenfülle, doch es fehlt der Geist.
Was einstmals Wahrheit war, ist heute Lüge,
Was einstmals Wesen, ist heut nur noch Schein,
Kunstvoller Schein, daß er das Auge trüge“ — —
— „So trittst du wohl für Luthers Glauben ein?
Und für sein Werk wirfst du dich in die Schranken?“
— „Erst recht nicht, Freund! Versteh mir die
Gedanken.
Im Gegenteil. Soll schon ein Glaube sein,
So sei es jener, der mit Pracht und Farben
Doch immerhin den Sinnen Lust gewährt,
Und der auch stets die vollen Erntegarben,
Das dumme Volk, in seine Scheuern fährt.“
— „O denkst du so, dann laß vereint uns streben!
Ich steh zu dir, ein kampfeslust'ger Recke;
Mein Credo heißt: Genieße Lust und Leben — —
Das übrige sind — zugebundene Säcke!“
Vergnügte Stunden lebte nun Adraſt
Auf Schloß Waldin als gern gesehener Gast.
Als dann zur Abendzeit des zweiten Tages
Der Wein beim Mahl die Zungen angerührt,
Sprach Philaleth: „Nun, guter Freund, so sag es
Mir grad heraus, was dich anhergeführt.“
— „So ungeduldig?“ gab Adraſt mit Lachen
Dem Freund zurück — „doch mag es immer sein.
Du weißt, im Herbst gilts Plebiszit zu machen,
Da gibts ein hartes Ringen der Partei'n.
Und du — vernimms — ein Grundherr und ein
Graf,
Wirst von der Linken auf den Schild gehoben — —
Du stehst erstaunt? Sei folgsam und sei brav,
Bist du erwählt, wirst du den Vorschlag loben.“

— „Welch ein Gedanke — das geht nimmermehr —"

— „Gieb Abschied den Bedenken — laß dich küren,
Groß scheint der Plan, doch ist er nicht so schwer" —

— „Lust hätt ich schon, euch euer Heer zu führen.
Doch würd ichs können — jung und unerfahren?
Ich bin kein Jubelgreis in Silberhaaren."

— „Nur besser" — sprach mit wichtigem Gesicht
Adrast zum Freunde. „Das verstehst du nicht.
Glaub, was ich dir von jenem Kampfe sage,
Seit Jahren leb' ich in der Residenz:
Verstand und Alter kommt nicht in die Frage,
Charakter nicht, erst recht nicht Eloquenz.
Des Rätsels Lösung ist in dieser Sache
Agitationsmechanik, Geld und Mache."

— „Und doch, mein Freund", gab Philaleth zurück,
„Hier um Waldin macht ihr mit mir kein Glück.
Man kennt mich hier und wird nicht euch erst fragen;
Undenkbar ists, die Feindesmacht zu schlagen.
Hier ists den meisten aller Weisheit Schluß,
Daß uns die Freiheit ruinieren muß.
Gedankenvoll legt man die Stirn in Falten
Und spricht dann sinnig: alles bleibt beim Alten!"

— „Laß mich nur machen," sprach der andre munter,
„Nur unverzagt, wir bringen sie herum!"
Hier goß er seufzend ein Glas Sekt hinunter —
„Die Welt ist (im Vertrauen) schrecklich dumm.
Sie klug zu machen ist verteufelt schwierig —
Unmöglich wärs, wär sie nicht beutegierig.
Drum macht mans so, daß man in Schrift und Reden
Viel Schmeichelworte zur Guirlande flicht,
Und dann aus großem, reichem Füllhorn jedem
Gerade das, was er sich wünscht, — — — verspricht!
So gilts vornehmlich, will man Früchte schütteln,
Was eure Bauern wünschen, zu ermitteln."

„Der Rat mag gut sein für das Volk der Städte,
Wo halbes Wissen jeden Kopf verdrehte.
Doch was du hier auch vorbringst an Versprechen,
Des Bauern Mißtrau'n wirst du nimmer brechen.
Denn keiner glaubt dir, lieber Freund Adrast,
Daß du ihm schenken wirst, was du nicht hast.
Leicht könnt' es gelten, deinen Schritt beflügeln,
Denn Bauernfaust ist stets bereit — zu prügeln."

— „So setzest du ein unerbittlich nein
Als letzten Trumpf auf alle meine Worte?"

— „Nicht unbedingt. Kanns in Waldin nicht sein,
Macht sichs vielleicht an einem andren Orte.
Geht es nicht hier, so gehts vielleicht, ich dächte,
Am Throne selber der Intelligenz.
Wär es nicht denkbar, guter Freund, man brächte
Mich auf zum Wahlkampf in der Residenz?
Ja glaubst du nicht, man wird die Ohren spitzen,
Wenn ich die Phrygiermütze keck erfasse,
Ein Graf, belastet mit des Adels Hasse,
Den Platz mir wähle in der Linken Sitzen?
Links wird man froh sein, auf der Rechten bange,
Daß jener Zopf, daß jene Kette fällt,
Und daß ein Graf mit seines Namens Klange
Sich stolz dem Fortschritt an die Spitze stellt."

— „O bester Freund, so manches du auf Erden
Auch schon erlebt — hier redst du wie ein Kind.
Was du dir denkst, wird nimmer Wahrheit werden,
Und was du sprichst, ist eitel Dunst und Wind.
Kennst du des Landes große Metropole
In ihrer wahren eisigen Gestalt,
Blasiert und starr, kalt wie des Erdballs Pole,
Schon ihre Jugend gräulich, grau und alt?
Kennst du die Stadt, wo mit gewichtgen Mienen
Der Bettler selbst auf Rang und Stellung sinnt,
Kennst du den Ort, wo erst beim Mandarinen,
Bei dem Geheimen Rat der Mensch beginnt?
Am ersten Tag, vom Frühstück bis zum Essen,
Da Blatt und Zeitung Kunde uns gebracht,
Spricht man von dir — am Abend ists vergessen,
Und bald wird deiner gar nicht mehr gedacht.
Sieg und Erfolg wär dann allein zu denken,
Wenn harter Arbeit schwielige Trabanten
Dir ihre Gunst, die stimmenreiche, schenken.
Doch fehlt es, fürcht ich, dazu an Bekannten."

— „Mir ist ein Mann bekannt, um den die Reise
Vielleicht sich lohnt, da er durch Wortes Macht
Dort großen Einfluß übt in seinem Kreise,
Und was er ist, hab ich aus ihm gemacht.
Stammt aus Waldin, der Heinz, der wilde, brave,
Einst meines Vaters eingeborner Sklave
Ging er dann fort vor nun schon langer Zeit,
Er schuldet mir Vertrau'n und Dankbarkeit." —

— „Auf Dank, mein Lieber, muß man niemals hoffen;
Ausnahmen gibts, die Regel ist dagegen
Undankbarkeit" —

— „Die Möglichkeit bleibt offen,
Doch hoff ich ihn zur Fürsprach zu bewegen."

— „Nun gut, versuchs — es könnte immer sein.
Und in mein Heim lad ich dich hiermit ein."

— „Dank dir, Adrast — erhebe noch dein Glas,
Auf gutes Glück bei meiner Wahl zu trinken.
Winkt uns der Sieg, soll, wie das grüne Gras
Der Sense fällt, die alte Welt versinken,
Und auf den Trümmern soll in Pracht und Freude
Glanzvoll erstehn der Freiheit Lichtgebäude."

VI.

Verronnen.

Verrauſcht, verronnen manche lange Stunde,
Manch ſtiller Tag iſt in das Land gezogen,
Seit aus des Schenken halbgeſchloſſnem Munde
Der letzte Seufzer kummervoll entflogen,
Seit er verſchied und man ihn dann zuletzt
Zur langen Ruh und heißerſehnten Raſt
Bei ſeinen Ahnen feierud beigeſetzt,
Und Philalethes nun nicht mehr als Gaſt,
Nein, als der Erbe kurze Tage ſpäter
Einzug gehalten in das Schloß der Väter. —
Nun ſaß er ſtill am kniſternden Kamine,
Ließ ſeine Jugend ſtill vorüberziehn,
Dann flog es wohl, wie Ahnung einer Reue,
Durch ſein Gewiſſen und durch ſein Gemüt:
Gebrochne Herzen und gebrochne Treue,
Gebrochne Blumen, die am Weg geblüht!
So gehts nicht mehr. Weicht, der Verſuchung Nattern,
Dem alten Treiben bin ich herzlich gram;
Von Blüt zu Blüte unermüdlich flattern —
Ich mags nicht mehr — die Schwingen wurden lahm.
Der alte Sturzbach muß nun langſam fließen,
In ſanftem Strome ſeinen Lauf beſchließen.
Doch wie erring ich, was dem leeren Hauſe,
Der leeren Bruſt den ſtillen Frieden ſtahl?
Paßt das Idyll mir beſſer in die Klauſe,
Paßt die Romantik? O die Wahl macht Qual.
Biſt du's Marie, die blonde, engelgleiche,
Das junge Kind, dem ſchüchtern vor mir bangt?
Biſt du es Bertha, jene edle, reiche,
Die ſtolzen Haupts in einem Schloſſe prangt?
Marie und Bertha, öffne Lebenswege!
Wen wähle ich, da mir die Pein bereitet,
Daß euren Wert ich ſorgſam prüfend wäge?
Wer iſts, der bald mich in mein Schloß geleitet?
Gedenk ich dein, Marie, die in der ſchlichten Hülle
Mich ſchon als Kind oft wunderbar bewegt —
O wie umfängt mich feierliche Stille,
Wenn dich ein Traum vor meine Seele trägt.
Doch was mich ſchreckt, das iſt der immergleiche,
Das iſt dein frommer erdenflücht'ger Geiſt,
Der faſt verzückt ſchon hier im Sternenreiche,
Faſt geiſtentrückt in Himmelsfernen kreiſt.
Was nützt die Schönheit, die nicht keck getragen?
Ein ſchöner Mund, dem man die Gaben ſtiehlt?
Ach! ſelbſt dem Kuß entſchwindet ſein Behagen,
Wenn die Geküßte — himmelaufwärts ſchielt.
Ja, anders ſtehts, wo die Romantik thront.
Zwar hat auch ſie die Himmelsblicke lieb;
Doch mehr zum Prunke, als aus inn'rem Trieb
Dreht ſie den Blick, wo ſie als Herrin wohnt.
Doch darf bei ihr das Leben freudig ſprießen,
Auf kurze Faſten folgt ein luſt'ges Mahl,
Und auf des frohen Augenblicks Genießen
Im Beichtſtuhl Ablaß ohne Maß und Zahl. —
Stört im Idyll von Jungen und von Alten
Uns fromme Mahnung allzuoft die Ruh —
Hier deckt die Kirche mit der Liebe Falten,
Mit weiten Falten alles, alles zu.
Prüf ich euch nun — dich Bertha, edle Fraue,
Das ſpröde Herz, das ſich nur ſchwer begreift,
Bebt nicht mein Herz, daß es dir gläubig traue,
Wenn mich ein Blitzſtrahl deines Auges ſtreift!
O ſchwarze Bertha, deine Feueraugen
Verraten dich — ich hab es längſt erkannt,
Wenn ſie im Durſt das Wort vom Mund mir ſaugen,
Wenn ſie mich anſchaun. Ja, du biſt entbrannt!
Dein Herz erglüht, wenn du in trauter Nähe
Den Druck der Hand und meinen Odem ſpürſt,
Du liebſt mich Bertha, trauerſt wenn ich gehe,
Und biſt beglückt, wenn du das Feuer ſchürſt.
Und doch, und doch! Schon komm ich in die Jahre,
Da mir die Kraft, die Jugendkraft entweicht.
Der Spiegel zeigt das Schwinden meiner Haare.
Wie lange währts, daß ſie das Alter bleicht.
Dann iſts vorbei, mit Weiberliſt zu ringen
Und harten Willen kunſtgerecht zu brechen. —
Dem ſtolzen Geiſt erlahmen ſeine Schwingen
Und man wird mild in heißen Thränenbächen.
Wie dacht ich jüngſt — mit launenhaftem Schmähen
Tratſt du auf deinen greiſen Vater zu —
So kanns auch dir, ſo wirds auch dir ergehen,
Der welke Mann, der, Philaleth, biſt du!
Wohlan, ſo gilts! Ich werde Bertha meiden.
Ich fühl es wohl, es wird der Stolzen Pein
Und Kummer machen, doch es wird uns beiden
Der Zukunftsrätſel beſte Löſung ſein.
Nach langem Wachen will ich endlich ſchlafen,
Ich will zum Port nach langer Fahrt durchs Meer,
Vielleicht gehts auch mit Bertha dann zum Hafen, —
Zum Hafen ein — und wenns ein Kloſter wär.

Dann nur ein Griff in die gebotene Fülle,
Die mir zur Wahl ein freundlich Schickſal lieh.

Fort die Romantik! Laßt mir die Idylle!
Ziel und Entschluß heißt mir fortan Marie."

Aus dem erträumten fernen Ruheporte
Stört Philaleth ein Klopfen an der Pforte:

— „Bist du es Heinz? — Ich hab dich bitten lassen,"
Sprach sanft und schmeichelnd Philaleth zum blassen
Hochaufgeschossenen Burschen, der begierig,
Was er denn wolle, vor dem Grafen stand. —

— „Zwei Bitten sinds, und beide sind nicht schwierig,
Und die Erfüllung liegt in deiner Hand."

— „Ich dien' Euch gern, Ihr standet oft mir bei
In schwerer Not, ich hab es nicht vergessen,
Nur muß ich wissen, was Begehr Euch sei,
Um den Entscheid dann willig zu ermessen."

— „Hör denn zuerst, du weißt es, daß ich hier
Manch Liebesabenteuer einst bestanden" — —

— „Wozu sich stets in stürmender Begier,
Ich weiß, Herr Graf, die armen Mädchen fanden."

— „Das ist vorbei."

— „Für Euch. Nicht für die Armen,
Die goldgeblendet sich Euch still ergaben.
Zum Grabe neigt schon manch verlornes Leben,
Und manch geknickte Rose seufzt Erbarmen,
Indeß Ihr kalt und hart" — —

— „So halt doch ein
Mit deiner Rede pfeilgeschärften Spitzen.
Du redst empört, als hätt ich Felsgestein
Statt eines Herzens in dem Busen sitzen.
Nein, nicht aus Härte rief ich dich hierher,
Die Reue wars, die ich im Herzen spürte,
Daß ich zuletzt in fieberndem Begehr
Auch Else noch, das stille Kind, verführte.
Ja daß ich sie, ich, ihrer Blüte Dieb,
Von Schritt zu Schritt auf Lasterwege trieb.
Nun sitzt sie still im Kämmerchen und weint,
Die Zeit geht hin, die Jugendfrische schwindet,
Kein Sonnenstrahl, der ihr Erlösung scheint,
Und — keine Hand, — die ihr den Brautkranz windet!
Nun Heinz?"

— „Und was?"

— „Errätst du, was ich meine?
Nimm dich der Armen und Verlassenen an,
Ihr noch zu helfen bist du just der Mann.
Hilf ihr denn noch zu einem Sonnenscheine!"

Wie aus der Wolke, die nach schwülem Tage
Bleigrau und schwer am Firmamente sitzt
Lang schon gefürchtet, doch mit jähem Schlage
Und Donnerkrach der Feuerfunke blitzt,
So schoß ein Strahl durch Heinzens Augenlider
Dem Grafen zu — der schlug die seinen nieder
Und sprach: „Vertrau mir, daß ich treu zur Seite
Mit Geld und Beistand immer euch geleite."
Doch wars zu spät und aus des Herzens Grunde
Strömt Wort um Wort von des Empörten Munde:

— „Mit Gold und Beistand mögt Ihr Andren nützen!
Bin ich auch arm — verkauft hab ich mich nie!
Ich bade nicht für Gold und Geld in Pfützen,
Trink nicht den Kelch, in den ein andrer spie.
Habt Ihr noch nicht, noch nicht genug am Einen,
Am Einen Herzen, das gebrochen schlägt?
Soll auch noch ich verlornes Glück beweinen?
Soll auch der Strom, der meinen Nachen trägt,
Den schwanken Kahn im Brausen seiner Wellen
An Eurer Selbstsucht hartem Fels zerschellen?
O wohl, ich seh es alle Tage klarer:
Wie Ihr Euch nennt, wofür Ihr kämpft und ringt,
Ihr werdet niemals klüger, besser, wahrer,
Nicht eine Spanne, die Ihr vorwärts dringt.
Wir dazu da, uns dienend stets zu bücken,
Indes Euch froh Genuß und Leben labt!
Wir mit dem Sattel auf dem breiten Rücken,
Ihr von Natur mit scharfem Sporn begabt!
Kurz, wo ich geh, wohin ich suchend wandre:
Nur Selbstsucht, Selbstsucht, einer wie der andre!"

— „O, ich erkenns, Herr Heinz, daß dich mit Nutzen
Manch großer Redner regelrecht geschult.
Du hasts gelernt, die Worte zuzustutzen:
Nicht eine Kunst, mit der du nicht gebuhlt.
Auch hat der Stein, den man so schön geschliffen,
Die Christenpflicht des Undanks schnell begriffen" —

— „Die Christenpflicht des Undanks? o verzeiht mir,
Daß ich Euch nicht als Diener Christi kannte" — —

— „Genug davon! Und bist du nicht bereit, mir
Auf jenem Weg zu helfen, den ich nannte,
Frag ich dich nun: die Wahlen stehn bevor —
Man will mich wählen hier in eurem Kreis,
Der Kampf wird bitter und die Schlacht wird heiß,
Willst du mir helfen, sanften Druck zu üben?
Mich wählen alle, die die Freiheit lieben.
Scheint uns das Glück, geh siegend ich hervor" — —

— „Ob ich der Freiheit dienen wolle und auch Euch?
Unmöglich! beiden dient man nicht zugleich!

Trifft mich auch hier des Undanks ekler Schein,
Ich kann, ich darf nicht Euer Diener sein.
Laßt mich Euch kurz dieselbe Antwort geben,
Die jüngst ein frommer Pfaff von mir bekam,
Ein guter Mann, er hätt mich für sein Leben
So gern „bekehrt", als er mich abseits nahm,
Als er auf euch, die Freiheitsleute, schmälte
Und mir von Christi Lieb und Freiheit viel erzählte.
Ich sagte ihm: So lang mit schönem Worte
Ihr heuchelnd spielt, so werdet Ihr verlacht.
Man folgt Euch nach, würd' nur an Einem Orte,
Auch nur an Einem voller Ernst gemacht.
Wem von dem Aug', dem ewig rührungnassen,
Und von der Lippe Christentröstung fließt,
Und wer dann dennoch seine Eisenkassen
Mit Eisenstirn und Eisenhand verschließt,
Wen es erfreut, daß ewig hier der Reiche
Auf Gold und Geld noch Gold und Schätze türmt,
Und dort des Hungers grinsende und bleiche
Elendsgestalt die Jammerwelt durchstürmt,
Der mag von Freiheit, mag von Christo sprechen!
Und ist doch unwert, ihm das Brot zu brechen,
Zeigt was Ihr könnt — nein — es ist längst bekannt:
Wir stecken alle in der Selbstsucht Sünden,
Zu jeder Zeit beherrschte sie noch jeden,
Mocht er den Christ, mocht er die Freiheit künden,
Bis unbekümmert um die schönsten Reden
Ihm die mißbrauchte Macht aus seiner Hand
Durch „höhere Hand", wie Ihr es nennt, entwunden,
Und er sich machtlos und besiegt gefunden.
Noch jeder Mächtge machte zögernd Halt,
Wenn es das Opfer seines liebsten galt."

— „Wir thun es nicht, die wir euch Freiheit geben."

— „Was nutzt uns Freiheit? Gebt uns lieber Brot!
Was man erwirbt, zu wenig ists zum Leben,
Genug zum Hungern, und zu viel zum Tod" —

— „Utopien in sonnverbranntem Hirne,
Aus Haß und Neid und Mißgunst nur erzeugt.
Schlaraffenland! Erprobt nur keck die Stirne,
Ob sich die Felswand eurem Ansturm beugt."

— „Geduld! Geduld! Laßt nur das leere Prahlen.
Es ist so weit nicht, nur ein kurzer Schritt,
Daß unser Heer mit erzenen Sandalen
Euch allesamt und eure Brut zertritt.
Ja, glaubt mir nur — und mögt Ihr schmähn und schelten —
Daß uns allein die goldene Zukunft winkt,
Daß jetzt ein Zeitraum überwundner Welten
Unwiederbringlich sinkt und sinkt und sinkt.
Daß er versinkt, und herrlicher und schöner
Des Menschentums Erlöser und Versöhner
Vor uns emporsteigt, jenes neue Reich,
Da wir besitzlos, wahrhaft frei und gleich."

VII.

Traum und Wachen.

Auf seines Lagers sanft geschwelltem Kissen
Lag Philaleth im Schlosse zu Waldin,
Schlaflos erregt von Groll und Zorn, bis ihn
Ein reger Traum der Wirklichkeit entrissen.

Ihm träumt, ein Engel trete an sein Bette
Und spräche winkend: komm und folg mir nach!
Und er sprang auf von seiner Lagerstätte,
Durchschritt mit schnellem Fuße das Gemach
Zum Thor hinaus auf einen nahen Hügel.
Dann sprach der Engel: „Auf und such das Glück,
In jener Wolke liegt's." Mit goldnem Flügel
Rauscht er dann auf, ließ Philaleth zurück.
Der schritt nun fort, wohin die Wolke zeigte,
Den Hügel abwärts, einem Berge zu.
Erklomm er den, so winkt ihm süße Ruh,
Dort lag das Glück ja, das noch unerreichte.
Und er erklomm des Berges höchste Krone
Auf rauhem Weg, im Schweiß des Angesichts,
Doch was er sucht, winkt ihm dort nicht zum Lohne,
Rings schaut er um sich, doch er findet — nichts.
Denn jene Wolke, wie des Himmels Sterne,
Lag weit entrückt in unerreichter Ferne.
Er wandert fort. Auf jenem Berg wirds liegen,
Auf jenem nächsten, der die Aussicht sperrt,
Wie steil er sei, mein Schritt wird ihn besiegen.
Der Sehnsucht folg' ich, die mich vorwärts zerrt.
Und er erklomm auch dieses Berges Krone,
Auf rauhem Weg, den Schweiß im Angesicht,
Doch was er suchte, winkt ihm nicht zum Lohne
Die Wolke weicht, und er erreicht sie nicht.
Und so geht's fort von einem Berg zum andern,
Und so geht's fort im Schweiß des Angesichts,
Und alle Umschau zeigt und alles Wandern
Dem müden Auge nichts und wieder nichts!
Bis endlich, da Verzweiflung ihn erfaßt,

Die müden Kniee Philaleth versagen.
„Nun," ruft er aus, „nun mach ich endlich Rast.
Ich war ein Narr, der Wolke nachzujagen.
O wär ich dort, von wo ich ging, geblieben!
Dort lag das Glück. Hätt' ich nicht erst gestrebt!
Fluch jenem Engel, der mich fortgetrieben,
Und Fluch dem Schweiß, der an der Stirne klebt.
Nun seh ich deutlich, wie uns Erdenzwerge
Ein Trugbild äfft, in falsche Hoffnung wiegt,
Nun seh ich klar, daß hinter jedem Berge
Nur nichts und nichts als Lohn der Arbeit liegt."

So spricht der Wandrer mit erhobnen Händen,
Voll Wehmut ums verlorne Paradies.
Und doch — was ist's? — er kann den Blick nicht wenden
Von jener Wolke, die der Engel wies.
Mit ihrem Leib, dem duftigen und dunkeln,
Hüllt sie — er sieht's — ein Lichtgeheimnis ein —
Da wacht er auf und wunderhelles Funkeln
Wirft ihm aufs Lager geisterhaften Schein.
Unheimlich knackts. Welch Rauschen und welch Flüstern!
So glutrot Licht wirft nimmermehr der Mond!
Welch grauser Spuk, welch tollgewaltig Knistern!
Hat er mit Geistern im Gemach gewohnt?
Da springt die Thür auf, und mit Tageshelle
Qualmt ihm entgegen eines Rauchstroms Welle.
Wild springt er auf: „Allmächtiger, Erbarmen!"
Schreit er entsetzt, das Haus, das Schloß in Flammen!
Und mit erhobnen, ausgestreckten Armen
Stürzt Philaleth vor seinem Bett zusammen.
Doch mit dem Qualm drang auch ein Mann ins Zimmer,
Den Schrei der Warnung rief er schon von fern,
Und bei der Flammen tanzendem Gestimmer
Faßt Eckard kräftig den geliebten Herrn,
Hebt ihn empor, und eh' er voll erwacht,
Liegt er gleich einem schutzverlassenen Kinde
In Sturm und Graus der unheilvollen Nacht
Auf kaltem Stein an seines Hofes Linde.

Nach kurzer Rast kehrt Geisteskraft ihm wieder.
Er schlägt das Auge halbverwirrt empor, —
Da stürzt der Giebel purpursprühend nieder
Und lautes Dröhnen schlägt ihm an das Ohr.
Dann tiefe Nacht, bis auch das Dach, das welke,
In jähem Sturz von seiner Höhe blitzt
Und himmelhoch aus krachendem Gebälke
Glutrote Lohe zu den Wolken spritzt.
Aufrecht allein noch eine hohe Mauer,
Mit hohlem Auge sieht sie ernst herab —
„Allmächt'ger Gott!" ruft Philaleth voll Trauer,
„Nun senkt mich still zum Vater in das Grab.
Zerstäubt, verglüht das Heim, da ich geboren,
Nur graue Asche, was mir einst gehört,
Was ich besaß, für immer ist's verloren,
Was ich geliebt — auf ewig ist's zerstört.
Und diese Glut des roten Flammenscheins
Ist — o du trafst mich — deine Rache Heinz!"

Und Philaleth, halb wach und halb im Traum,
Stand auf zu gehn. Da regt sich's um den Baum.
Zwei blaue Augen schau'n ihm hassend nach,
Schaun funkelnd aus dem Dämmerlicht, dem matten,
Und von zwei Frauenlippen flüsterts schwach
Und immer ferner aus dem schwarzen Schatten:
„Hast du mit mir, mit meinem Fall geprahlt,
Mein Glück verkauft — jetzt ist der Preis bezahlt!"

(Schluß folgt.)

D. L. Wieses Lebenserinnerungen und Amtserfahrungen.*)

Von

Albert Hartert.

Unter dem Gewirre der optimistischen und pessimistischen Beurteilungen der Gegenwart die klare Stimme jenes Idealismus zu vernehmen, der unbeirrt durch Erfolg und Mißlingen ebenso still und geduldig wie fest und zielbewußt an den höchsten Aufgaben der Menschheit arbeitet und im Gefühl der tiefen Befriedigung, welches solche Arbeit gewährt, Frieden hat und Frieden um sich verbreitet, ist uns heutzutage nicht häufig vergönnt. Und doch ist die Stimme dieses Idealismus zu vernehmen so erquickend und fruchtbar; denn sie läutert das Herz und weckt heilsame Entschlüsse, weil sie immer den Punkt berühren wird, an dem jeder bei sich selbst und in seinem nächsten Kreise beginnen kann, während jener Optimismus nur ziellose Wallungen, jener Pessimismus nur nutzlose Beklemmungen des Gemüts zu erreichen vermag. Darum ist es erfreulich und dankenswert, daß ein so harmonischer und geistig freier Mann wie L. Wiese, der langjährige Leiter des höheren Schulwesens Preußens, in einem gesegneten Alter die Muße und die Selbstverleugnung gefunden hat, die Summe seines Lebens zu ziehen und die reichen Erfahrungen zu veröffentlichen, welche seine lange, bedeutsame Wirksamkeit ihn machen ließ.

Das Werk wird den mannigfachsten Interessen entgegenkommen. Jetzt erscheint es als ein Bilderbuch mit zahlreichen, sorgfältig gezeichneten, großen und kleinen Charakterköpfen: Staatsmänner und Gelehrte, Schulmänner von allen Rangstufen, Schüler alt und jung, Originale und Alltagsmenschen ziehen an unserem Auge vorüber und lassen uns sinnend, bewundernd, auch lächelnd bei sich verweilen. Dann glaubt man wieder einen Abschnitt aus einer Kulturgeschichte unseres Vaterlandes zu lesen. Vier Kultusminister finden eine genaue Schilderung und eingehende Würdigung; vielfach gewahren wir die Schatten, welche der Gang unserer Politik in die Schulverwaltung warf. Dann wieder stehen Miniaturbilder vor uns, zu denen sich der geistige und sittliche Gehalt unseres Volkes in dieser oder jener Schule verdichtete; kirchliche Aufgaben, an deren Lösung der Verfasser beteiligt war, werden mehrfach besprochen. Dann wieder sind wir mitten in die Pädagogik versetzt und vernehmen reicher Erfahrung entsprungene Ratschläge, die man von allen Erziehern, Eltern wie Lehrern, befolgt wissen möchte. Damit ist schon gegeben, daß auch die Fragen nach den letzten Zielen unseres Volkes, des Menschen, der Menschheit nicht unberührt bleiben konnten.

*) 2 Bde. 350 u. 224 S. 8°.

Der Versuchung, dem Verfasser auf dieses und jenes der genannten Gebiete zu folgen, müssen wir leider an dieser Stelle widerstehen. Nur das sei bemerkt, daß über den dieselben behandelnden Partien jene Weihe und sabbatliche Stille ruht, wie sie nur ein harmonisches und mit sich und der Welt zum Frieden gekommenes Alter kennt. Mit Ausschluß alles Sensationellen, selbst des Tons der Entrüstung oder Kränkung, darf nur das Pathos warmer Ueberzeugung oder das sanfte Lächeln milden Humors den gleichmäßigen Gang der Darstellung unterbrechen. Das Bewußtsein, daß die höchsten Zwecke gemäß dem Lauf der Welt sich nie ganz verwirklichen lassen, aber doch nie aufgegeben werden dürfen, sondern stets von neuem fest und treu vom Willen erfaßt sein wollen, gewährt dem Verfasser jene Festigkeit und Beruhigung, welche sich unwillkürlich dem Leser mitteilt.

Damit stehen wir bei dem Hauptinhalt des Buches, der Person seines Verfassers. Zwar war es dessen Absicht, nicht eine Autobiographie, sondern nur „Erinnerungen" und „Erfahrungen" zu geben: das eigentlich Persönliche deutet er nur kurz an. Aber wir sehen doch mit seinen Augen und hören mit seinen Ohren, und so gewährt er uns, vielfach gewiß unbewußt, eine indirekte Charakteristik seiner Person, welche persönliche Bekanntschaft fast ersetzt und für den sinnigen Leser des Buches ein besonderer Reiz ist. So ist z. B. die schlichte Erzählung von der Revision des Gymnasiums in Kassel, während der Prinz Wilhelm demselben angehörte (Bd. 2, S. 75 f.), zugleich ein Kabinettstückchen feinsinniger Pädagogik; und die hübsche Geschichte von dem Knäblein, das er einst vor einem Schulort auf einem schneebedeckten Hügel allein vom Schmerz des Heimwehs ergriffen fand, liebreich tröstete und seinem Direktor zu besonderer Fürsorge empfahl (Bd. 2, S. 219), läßt einen tiefen Blick in des Verfassers auch den einzelnen suchendes, liebewarmes Herz thun. Das sind zwei von vielen Stellen, und nicht einmal die bezeichnendsten. Doch lassen wir das zart Verschleierte in seiner schützenden Hülle und wenden uns zu dem, was klar ausgesprochen ist!

L. Wiese ist am 30. Dezember 1806 in Herford geboren. Sein Vater stammte aus Pommern und war in Herford als Büchsenmacher seßhaft geworden. Seine Mutter, Kind einer wohlhabenden Bielefelder Bürgersfamilie, war eine frische, thätige Frau und hat den Sohn mit ihren Liedern den Glauben ins Herz gesungen. Die Unruhen der Kriegsjahre führten den Knaben nach Kolberg, nach Königsberg N. M. und wieder nach Kolberg, bis die Familie 1816 in Berlin von neuem einen festen Wohnsitz gewann. Hier wußte die erfinderische Liebe der Mutter dem Sohne den Weg zu höherer Bildung trotz des Vaters anfänglichem Widerstreben zu eröffnen, indem sie ihm eine Freistelle in der Plamannschen Anstalt verschaffte. Dieser nach den Grundsätzen Pestalozzis die individuelle Eigentümlichkeit liebreich berücksichtigenden Schule hat Wiese ein dankbares Andenken bewahrt. 1822 nahm ihn die Obertertia des Friedrich-Wilhelmsgymnasiums auf, das damals unter Spillekes Leitung stand. Manche fruchtbare Anregung gewährte ihm namentlich die Prima dieser Anstalt. Mußte der Jüngling auch, um seinen Unterhalt zu gewinnen, Privatunterricht erteilen, so litt die eigene Arbeit darunter nicht. Mit einem Abgangszeugnis Nr. I konnte er Ostern 1826 die Universität beziehen. Die Verhältnisse ketteten ihn an Berlin, wo damals Schleiermacher und Neander, Böckh, Im. Becker, Lachmann und Bopp lehrten. Zuerst bildeten theologische, dann philologische Studien seine Hauptbeschäftigung. Mit vielfachen Anregungen und Kenntnissen, aber ohne für das in seiner Seele schlummernde Bildungsideal Genüge gefunden zu haben, verließ Wiese Ostern 1829 die Universität. Die Promotion, welche damals noch zugleich als Staatsexamen galt, bildete im folgenden Sommer den Abschluß dieses Lebensabschnittes. In dieser Zeit legte Wiese durch die Verlobung mit Spillekes ältester Tochter auch den Grund zu seinem häuslichen Glück, das ihm Gott durch ein langes Leben erhalten hat, wenn ihm auch Kinder versagt blieben.

Es folgen nun die Lehr- und Wanderjahre, welche Wiese zwar bald in bedeutendere Stellungen führten, aber im Hinblick auf seinen späteren Beruf doch als Vorbereitungszeit gelten müssen. Der junge Lehrer hatte das frohe Gefühl, in dem ihm von Gott angewiesenen Beruf zu stehen. Günstige Umstände ließen ihn in den meisten Klassen und zahlreichen Fächern unterrichten, während ihm Reisen vielfache Gelegenheit zur Beobachtung fremder Schuleinrichtungen gaben. Nach kurzer Thätigkeit an der Anstalt, der er als Schüler angehört, erhielt Wiese einen Ruf als Konrektor nach Klausthal, von da als Prorektor nach Prenzlau. Waren die vier Jahre in Berlin und Klausthal eine Zeit freudigen Schaffens, so brachte die Stellung in Prenzlau manche Schwierigkeiten und damit Lähmung und Verstimmung, aus der eine Schärfe erwuchs, die der Greis beim Rückblick mißbilligt. Als Befreiung wurde daher die Berufung als Professor an das Joachimsthalsche Gymnasium in Berlin begrüßt. Dort nahmen die Schwierigkeiten, welche die Erziehung in Alumnaten bietet, bald Wieses besondere Aufmerksamkeit in Anspruch. Durch des Direktors Meineke unausgesetztes Bemühen ward Wiese trotz eigenen Widerstrebens zum Alumnatsinspektor ernannt und hatte unter der Unklarheit des Verhältnisses zu dem Direktor und den am Alumnat arbeitenden Lehrern mancherlei zu leiden. Doch gelang es ihm, auch Gutes zu schaffen. Durch die Unruhen des Jahres 1848 die Anstalt hindurchzuleiten erforderte viel Energie und Geduld.

Durch Reisen den Blick zu erweitern, insbesondere auswärtige Schulmänner und Schuleinrichtungen kennen zu lernen bot sich in dieser Zeit mehrfach Gelegenheit. Eine Reise nach Italien gewährte neben anderer Anregung die dem Schulmann so erwünschte persönliche Anschauung der Antike; eine Wanderung durch Schwaben trug die Bekanntschaft mit Roth, Kerner, Blumhardt wie die Kenntnis der württembergischen Klosterschulen ein; ein Ausflug nach England gewährte unterrichtende Blicke in das englische Erziehungswesen. Im Jahre 1852 erfolgte die Berufung in das Ministerium. Dreiundzwanzig Jahre hatte Wiese im Schuldienst gestanden.

Blicken wir auf die Darstellung dieses Zeitraums zurück, aus dem wir die wichtigsten Daten flüchtig berührt haben, so verzeichnet dieselbe allerdings eine Summe von Eindrücken und Erfahrungen, unter denen der Charakter und die Ueberzeugungen des Verfassers sich bildeten, klärten und befestigten. Indessen in das Werden seiner Persönlichkeit gewährt er uns kaum einen Einblick. Gewiß ist es nur wenigen auserwählten Menschen vergönnt, den Mythus des eigenen Lebens zu spinnen und das, was sie geworden, aus den Grundelementen ihres Wesens und der Wechselwirkung mit der umgebenden Welt mit historischem Blick abzuleiten. Aber einige Andeutungen darüber, wie sich in seinem Innern seine Weltauffassung gestaltet, unter welchen Kämpfen sie sich bewährt und befestigt hat, wie es ihm gelungen ist, sein Wesen zu jener schönen Harmonie, welche aus allen seinen Worten spricht, zu gestalten, hätten wir von dem Verfasser gern vernommen. Ein Recht zur Klage über seine Zurückhaltung haben wir nicht: davor schützt ihn schon der von ihm gewählte Titel; — aber das, was er gibt, erweckt den Wunsch, noch mehr zu hören. Lassen wir uns denn an dem Gebotenen genügen und folgen wir dem Verfasser in das Unterrichtsministerium!

Auf eine Darstellung der weitverzweigten Amtsthätigkeit Wieses müssen wir freilich in dieser Skizze verzichten. Ihre Resultate gehören der Oeffentlichkeit an, ihre Tendenzen und Motive kann man nur an der Hand des Buches im einzelnen verfolgen. Sowohl die Grundsätze wie der Gang der Verwaltung befanden sich in einer Krise, die noch bis heute fortdauert: jene vermöge der religiösen und kirchlichen Gegensätze, die sich in der Gegenwart unversöhnt bekämpfen, wie infolge des viermaligen Ministerwechsels (von Raumer, von Bethmann-Hollweg, von Mühler, Falk) — und diese vermöge des wachsenden Einflusses des Parlaments und des Ganges der Politik auf die Entschließungen des Kultusministers. Von Fragen mehr prinzipieller Bedeutung sei nur

an den Kampf zwischen konfessioneller und paritätischer Schule, wie zwischen humanistischer und realistischer Bildung, an das Berechtigungswesen, an die Vorarbeiten für ein Unterrichtsgesetz erinnert. Die Verwaltung fand in der Assimilierung der Anstalten in den neuen Provinzen, der Ausgleichung der Gegensätze auf dem Gebiet der höheren Schule innerhalb des deutschen Reiches, Wiese persönlich auch in der Neuordnung des Schulwesens der Reichslande umfassende Aufgaben. Fast noch wichtiger als die Bearbeitung der genannten Gegenstände erscheinen uns die Personenfragen, denn die Personen sind im Reich des Geistes die Hauptsache. Für eine leitende Stelle den geeigneten Mann vorzuschlagen, welche Schwierigkeit und welche Verantwortung! Endlich mußte der Zusammenhang der einzelnen Schulkörper mit der Zentralstelle durch Inspektionsreisen gepflegt werden, und hier bot sich ein Feld, wo wenig mit Befehlen und Schelten, viel durch ruhige Vorstellung und überzeugende Darlegung des Richtigen erreicht wird, wo nicht so sehr der Vorgesetzte zum Untergebenen als der Mensch zum Menschen zu reden hat.

Die Fülle der Mitteilungen aus den genannten Gebieten gibt uns ein lebendiges Bild des Verfassers. Versuchen wir dieses zum Schluß zu skizzieren. „Von Jugend auf," bekennt Wiese von sich selbst, „schwebte mir als Lebensglück und Lebensaufgabe immer klarer das Ideal vor, ein Ganzes zu sein, zu einer Einheit des geistigen Lebens zu gelangen. Darum erschien mir auch für meinen Beruf der reformatorische Gedanke wahrer Geistesbildung als die einzige und höchste Norm: die Verbindung der Wissenschaft mit dem christlichen Glaubensleben. In ihr hat das deutsche Gymnasium seinen Ursprung gehabt. In der Rückkehr dazu sah ich das Heil der Jugend und unseres Volkes. Daraus ist all mein Bestreben und Widerstreben hervorgegangen. Eine nicht in der Tiefe wurzelnde, rein auf sich selbst gestellte Humanitätsbildung hielt ich für wertlos und ohnmächtig; sie verleiht dem Geiste Schmuck, aber keine innerliche Lebenskraft. Das Ziel der Erziehung ist nicht der wissende, sondern der frei thätige Mensch. Der ausschließliche Intellektualismus ist unfruchtbar. Kraft und Fähigkeit recht zu handeln erwächst aus ethischen Wurzeln in der Tiefe der Seele. So führt die sittliche Voraussetzung der Bildung mit Notwendigkeit auf die Religion. Erst durch den hier angedeuteten Zusammenhang erhält die höhere wie die niedere Schule die Einheit eines lebendigen Organismus und für die Thätigkeit desselben hohe und feste Ziele." Gemäß diesem Ideal hat Wiese in ernster sittlicher Arbeit seine eigene Person in gläubigem Ergreifen der christlichen Wahrheit, in treuem Anschluß an die kirchliche Gemeinschaft, in sinnigem Anschauen der antiken Bildung zu gestalten gesucht. Hierzu gesellt sich der echte deutsche Zug der Vorliebe für das Individuelle, Persönliche. Wo es um des Ganzen willen anging, suchte er solches zu schonen und zu pflegen. Ein solcher Idealismus konnte nur fruchtbar wirken bei einer klaren Erkenntnis des Unterschiedes „zwischen der Wesens- oder Begriffswahrheit und der Zweckwahrheit". Die große Bedeutung dieser Erkenntnis für frisches, freudiges Handeln hatte Wiese zuerst bei den thatkräftigen Engländern verstehen gelernt, die nachteiligen Folgen ihres Mangels besonders klar auf der Generalsynode 1846 beobachtet. Diese Erkenntnis ließ ihn die Dinge nehmen, wie sie waren, das erreichbare Gute dem unerreichbaren Besseren vorziehen, gescheiterte Pläne geduldig an anderer Stelle wieder aufnehmen, das Tüchtige anerkennen, wo er es fand, und für die Abstellung des Verkehrten ohne sanguinische Hoffnungen wirken, die Personen, mit denen er arbeiten mußte, erst verstehen und dann beurteilen, das bessere Selbst in ihnen wecken und gewinnen, nur da ganze Strenge gebrauchen, wo Heilung unmöglich erschien. Solches Handeln ist nur möglich, wenn eine starke Liebe zur Sache, eine treue Liebe zu den Menschen im Grunde des Herzens wohnt, die von oben stets neue Nahrung erhält. Die einfachen Mitteilungen, wie diese Liebe oft die Herzen gewann, gehören zu den schönsten Stellen des Buches. Eine derartige Gesinnung konnte sich nicht mit einer bestimmten Theorie oder Methode identifizieren, sie mußte ihre Aufgabe darin finden, die

Augen auf die höchſten Ziele zu richten, zu denen man auf verſchiedenen Wegen geführt werden kann.

1875 ſchied Wieſe aus dem Amt. Man begreift, daß ihn dasſelbe unter Dr. Falks Miniſterium in eine immer ſchwierigere Stellung rückte. Seitdem ſind zehn Jahre vergangen. Dieſe Zeit erleichterte den Ueberblick. So liegt denn der milde Schein der Vergangenheit über der geſamten Darſtellung. In Potsdam genießt der Verfaſſer ein glückliches Alter; mancherlei Anerkennung und Freuden hat ihm dasſelbe geſchenkt; dahinter ſind die Bitterkeiten, welche der Beruf zuweilen brachte, mehr und mehr verblaßt. Die Wahl in die Geſangbuchskommiſſion der Brandenburgiſchen Provinzialſynode hat ihn u. a. zu näherer Beſchäftigung mit der chriſtlichen Hymnologie veranlaßt. Mit den Lobliedern der ſingenden Gemeinde klingt die Stimmung ſeiner der Ewigkeit zugewandten Seele zuſammen: Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was er dir Gutes gethan hat!

Vom Vatikan.

Rom, die „ewige Stadt", hat im Laufe ihrer mehrtausendjährigen Geschichte die größten Veränderungen und Umwandlungen erlebt. Als Augustus sie zur Kaiserstadt erhob, verwandelte sie sich in eine Marmorstadt, als Viktor Emanuel von ihr Besitz nahm, zog sie wiederum ein neues Gewand an, ein modernes, und meinte, ein solches sei notwendig, um ihren Platz zwischen den Hauptstädten Europas zu behaupten und würdig auszufüllen. Der Vatikan hat gegen solche Umwandlung und die mit derselben zusammenhängenden Maßregeln feierlich protestiert und denselben Protest vernahm man kürzlich aus dem Munde einer Reihe von deutschen Männern, unter denen wir F. Gregorovius nennen, den Rom einst zum Ehrenbürger machte, nachdem er sein allbekanntes Werk über die Geschichte Roms im Mittelalter vollendet hatte. Wer die modernen Stadtteile Roms kennt, vermag den Protest des Vatikan zu verstehen. Man sieht dort die Architektur der Miet-Kasernen, eine Bauwut und Bauspekulation, welche den Grund und Boden als Schatzgrube betrachtet und deren Horizont da endigt, wo leichter Gelderwerb aufhört, — man sieht das gigantische Bauwerk des Finanzpalastes, welcher so lang ist, daß man ins Gähnen kommt, wenn man vorbeigeht, und an dem man nichts bewundert, als die Länge, man sieht sogenannte Paläste, die mit wunderbarer Geschwindigkeit emporsteigen und dann (wie öfters geschehen) zusammenstürzen und arme Arbeiter unter den Trümmern begraben; man sieht, wie ein Terrain nach dem anderen sich mit charakterlosen Häusern und Stadtvierteln bedeckt, und es sollen sogar, wie wir erfahren, ehestens in der unmittelbaren Nähe des Vatikan Fabrikschornsteine dampfen. In Bezug hierauf kann nun Neu-Rom freilich zu seiner Entschuldigung vorbringen, daß das schnelle Wachsen der Einwohnerzahl ein schnelles Bauen notwendig macht und man dabei hauptsächlich für billige Wohnungen sorgen muß. Ferner kann die Hauptstadt des Königreichs geltend machen, daß gewisse Stadtteile, z. B. der Ghetto, das allbekannte Judenviertel, aus gesundheitlichen Gründen niedergerissen werden müssen. Geben wir dies alles zu, so ist damit doch keine Rechtfertigung der Thatsachen geschaffen, daß man bei jener Moderniſierungsarbeit mittelalterliche Bauwerke von historischer Bedeutung entstellt oder zerstört, wie dies von einigen Klöstern und namentlich von dem historischen Turm Pauls III. gilt. Wie man die Zerstörung der berühmten Villa Ludoviſi hat zugeben können, ist schwer zu verstehen, noch schwerer aber, daß sich nächstens das Kolossaldenkmal Viktor Emanuels auf dem Kapitol erheben wird. Was hat die mit 1860 resp. 1870 beginnende Geschichte des Königreichs Italien mit dem welthistorischen Kapitol zu schaffen? — Daß Neu-Rom seinem ersten König ein Denkmal setzt, ein prächtiges, großartiges Denkmal, ist vollkommen berechtigt, mit Recht aber haben sich in Rom und außerhalb dieser Residenz gewichtige Stimmen erhoben, welche

sagen, daß das Kapitol nicht der richtige Platz sei, daß man vielmehr im Gebiet der Neustadt Rom dies Denkmal hätte errichten müssen.

Wir haben den vorwurfsvollen Protest des Vatikan vernommen, müssen jetzt aber bemerken, daß letzterer doch besser gethan hätte, zu schweigen. Der abgeschlenderte Speer kehrt zurück, der gegen Neu-Rom erhobene Vorwurf trifft den Vatikan und macht das Andenken an Thatsachen lebendig, welche letzterer gerne im Grabe des Vergessens bergen möchte. Wenn Neu-Rom manches zerstört, so hat es in mehreren Päpsten Lehrmeister; wir brauchen nur an Sixtus V. (1585—1590) zu erinnern. Dieser gewaltige Mann, der die Köpfe gehängter Banditen haufenweise in Rom öffentlich aufstellte, verfuhr bei seiner staunenswerten Bauthätigkeit schonungslos gegen antike Denkmale. Auf dem Palatin zerstörte er ein berühmtes Bauwerk späterer Kaiserzeit, das Septizonium, dessen malerische Ruinen uns heute kaum ahnen lassen, was vor 300 Jahren durch den genannten Papst zerstört worden ist, dem jeder Respekt vor solchen und anderen Denkmalen mangelte und der beim Bau des Lateranpalastes sich nicht scheute, dort ein gut Stück Mittelalter zu vernichten. Wie viel ist unter der Regierung Leos X. (1513—1521) schonungslos vernichtet worden! Damals war es jedermann erlaubt, die Steine antiker Bauwerke für Neubauten zu verwenden. Raffael war es, der den Papst beschwor, die Baureste des römischen Altertums zu schützen. Als der Gotenkönig Theodorich d. Gr. (493—526) im Jahre 500 nach Rom kam, stellte er die Monumente des Altertums unter seinen Schutz, ernannte zu dem Ende einen Architekten, wies Mittel an zur Erhaltung der Monumente, ließ die Statuen von Wächtern überwachen und befahl, daß jener städtische Baumeister den Stil der Alten genau studieren solle. — Das that ein deutscher Fürst. Wären alle Beherrscher Roms diesem Beispiele gefolgt, wie viel wäre uns dann erhalten geblieben!

Während sich also Rom wesentlich verändert, bleibt der Vatikan derselbe, ein Fürstenhof, dem an Glanz und Pracht kein anderer gleichkommt, wenn auch diese Prachtentwickelung nicht mehr, wie früher, in die Außenwelt hinausstrahlt. Solche Glanzakte werden der Welt stets durch die Hofzeitung des Vatikan bekannt gemacht. Im Thronsaal der „sacri palazzi apostolici“ empfing der Papst kürzlich den neuen spanischen Gesandten Groizard y Gomez de la Serna. Der Präfekt der Zeremonien führte diesen in jene Prachthalle vor Leo XIII., welcher, von seinem Hofstaat (nobile Corte) umgeben, seiner wartete, und an dessen Seiten man den Maestro di Camere, sowie den Major-Domus erblickte. Die Schweizergarde, dann die sogenannten Palafrenieri und die sogenannten Bussolanti Pontificii fehlten nicht. Der spanische Botschafter nebst dem Botschaftspersonal ward dann zum Fußkuß zugelassen, ein Brauch, welcher an das Zeremoniell orientalischer Fürstenhöfe, resp. an die spätere römische Kaiserzeit erinnert. Glanzvoll war kürzlich auch der Empfang einer zahlreichen Pilgerschar aus Holland, welche dem Papst einen ansehnlichen Peterspfennig überbrachte und ebenfalls zum Fußkuß zugelassen wurde. Bei dieser Audienz trug der Papst das ihm von Kaiser Wilhelm, wie allbekannt, geschenkte Brustkreuz. In seiner Ansprache an jene Pilgerschar betonte der Papst, daß ihm letztere ganz besonders willkommen sei, weil sie aus einer „häretischen Umgebung“ gekommen. Uebrigens enthielt seine Rede keine Spur jener Klagen, durch welche sich seine früheren Reden bei ähnlichem Anlaß bemerkbar machten. Damit soll nun keineswegs gesagt sein, daß der Vatikan mit seiner Lage sich ausgesöhnt hat, wir haben vielmehr für das Gegenteil einen klaren Beweis, den wir nicht verschweigen wollen. Bekanntlich hat Leo XIII. für 1886 ein sogenanntes Jubeljahr ausgeschrieben und der Vikar des Papstes für Rom erließ eine Erläuterung jener Verfügung. Diese bezieht sich mit klaren Worten auch auf diejenigen in Rom, welche die „Kirche“ beleidigt haben, d. h. mit andern Worten, welche an dem Sturz des Kirchenstaates ꝛc. sich beteiligten. Wenn diese die „Vorteile“ des Jubeljahres genießen und die Indulgenzen, welche es bietet, gewinnen (acquistare, guadagnare) wollen, so wird von ihnen verlangt, daß sie das, was sie gethan, nicht nur bereuen, sondern auch das Geschehene

wieder gut machen. Es ist nicht schwer, hier zwischen den Zeilen zu lesen. Jene Verfügung nennt keine Namen, und doch weiß jeder, wen der Vikar des Papstes meint; er sagt nicht, in welcher Weise man das Geschehene gut machen soll, und doch weiß ein jeder, daß der Vikarius die Rückgabe des Kirchenstaates, resp. Roms verlangt. Diese Verfügung hat viel Unwillen erregt. Es ist nicht wohlgethan, Unmögliches zu verlangen, oder zu hoffen.

Wenn wir solche und andere Audienztage, wie die oben erwähnten, in Betracht ziehen, wenn wir bedenken, daß der greise Leo XIII. tagtäglich Audienzen zu erteilen hat, weil ohne Unterlaß aus allen Teilen der Erde Geistliche und Laien „ad limina“ — zu den Schwellen des Vatikan, dieses Welt-Areopags, kommen, wenn wir erwägen, daß der Papst zahllose andere geistliche und weltliche Angelegenheiten zu erledigen hat, endlich, daß im Vatikan keineswegs die Ruhe und der Friede herrscht, wovon derselbe äußerlich umgeben ist, so begreift man nicht, daß die Kurie immer noch die Zeiten des Kirchenstaats als die „gute alte Zeit“ preist und sich, wie Israel nach Aegypten, so nach der Zeit vor Anno 70 zurücksehnt. Denken wir uns den Fall, der Papst wäre noch weltlicher Fürst mit all den früheren Sorgen, mit all den Verbindlichkeiten der Repräsentation, wie würde er Zeit und Ruhe finden, um seines geistlichen Amtes zu warten? Ein greiser Mann, wie Leo XIII., müßte unter den zahllosen Mühseligkeiten weltlichen Regimentes erliegen und wäre schwerlich im stande gewesen, jene zahlreichen, umfangreichen Encykliken zu verfassen, durch welche sein Pontifikat sich auszeichnet. In Hinsicht jener „guten alten Zeit“ möchten wir als Beispiel nur weniges zur Erläuterung erwähnen.

Ueber 700 Jahre hindurch bis zum 20. September 1870 stand an der Spitze der römischen Stadtverwaltung ein sogenannter Senat, dessen Vorsitzender den Titel „Senator“ führte und stets dem Patriziat Roms angehörte. Dieser hatte dem Papste den Eid der Treue zu leisten und ein solcher Akt brachte stets eine große Feierlichkeit mit sich, die durch das minutiöse Hof-Zeremoniell geregelt war. Vor mir liegt die Beschreibung eines solchen Staats-Aktes vom Jahre 1818, als Fürst Corsini im Quirinal erschien und vom Papst ein elfenbeinernes Szepter erhielt, wobei letzterer die Worte sprach: Esto Senator urbis! Dieser Senatus Romanus hat manchem Papste manche bittere Stunde bereitet, denn ersterer hielt mit Eifersucht an seinen Rechten und Freiheiten fest, die ihm der Nachfolger Petri nicht immer zugestehen wollte und konnte. Pius IX. hat nicht selten über jenen Senatus Populusque Romanus zu klagen gehabt. Leo XIII. mag sich freuen, daß er mit den Angelegenheiten der römischen Stadtverwaltung nichts zu schaffen hat, und wenn er in den Tagesblättern Roms über der Rubrik: „Stadtangelegenheiten“ — die allbekannten vier welthistorischen Buchstaben liest: S. P. Q. R.*), so sollte er sich nicht jene Zeit zurück wünschen, als der Papst gezwungen war, sich um die Stadtangelegenheiten zu bekümmern und z. B. für Polizei und Straßenreinigung die nötigen Posten zu besetzen hatte. Welcher Arbeit und Mühe mußte sich früher ein Papst bei gewissen feierlichen Gelegenheiten unterziehen, wenn es sich um jene kirchlichen Schauspiele voll Glanz und Pracht, voll Würde und Majestät handelte, um jene Schauspiele, welche der Welt die Majestät der römischen Kirche und die überirdische Herrlichkeit des römischen Papsttums vor Augen führen sollten. An verschiedenen grandiosen Prozessionen mußte der Papst sich persönlich beteiligen, z. B. an derjenigen des Fronleichnamsfestes. Der jetzige Papst mag sich freuen, daß er solcher Mühe überhoben und nicht gezwungen ist, sich viele Stunden lang den glühenden Strahlen der römischen Juni-Sonne auszusetzen. Ihm bietet der herrliche Park des Vatikan erwünschten Schatten und niemals rufen die Glocken des St. Peter ihn zu jenen frühern beschwerlichen und angreifenden Funktionen, welche ein Greis nur schwer zu ertragen vermag.

*) Senatus Populusque Romanus.

Während zu Rom in der stillen Woche seit 25 Jahren alle jene bekannten kirchlichen Schauspiele in Wegfall gekommen sind, so daß der Papst in That und Wahrheit eine stille Woche feiern kann, hat sich im übrigen ein großartiges Zeremoniell in den berühmtesten Kirchen der Stadt erhalten. Dazu gehört vor allen Dingen die Ausstellung berühmter Reliquien in drei berühmten Kirchen, im St. Peter, im Lateran und in St. Croce. Wir können hier unmöglich alle jene Reliquien aufzählen. Wenn im St. Peter z. B. die heilige Lanze gezeigt wird, so müssen wir bemerken, daß auch in Paris und in Siena eine solche gezeigt wird. Wenn in St. Croce die heiligen Kreuzesnägel für die publica venerazione ausgestellt werden, so ist daran zu erinnern, daß auch Siena, Venedig, Lucca, Mailand, Neapel, Köln und Paris sich des Besitzes von Kreuzesnägeln rühmen. Von andern Reliquien obengenannter drei Kirchen Roms nennen wir z. B. die Häupter Petri und Pauli, den Abendmahlstisch, das Schweißtuch der heiligen Veronika, das Tuch von der Fußwaschung, sowie die Ketten Petri. Der Andrang des Publikums war bei solcher Ausstellung und bei anderen kirchlichen Feierlichkeiten der stillen Woche dieses Jahres ein ungeheurer.

Das jetzige Rom und der Vatikan scheinen nicht zu wissen, oder zu vergessen, daß auch das antike griechisch-römische Leben Reliquien besaß und speziell das antike Rom keineswegs arm an solchen hochverehrten Dingen war. Man hatte das Haus des Romulus, die Hütte des Faustulus, das Schiff des Aeneas, anderswo die Ketten der Andromeda, das Haar der Isis, ein Stück von dem Lehm, woraus Prometheus die Menschen formte, das Gewebe der Penelope, die Pfeile des Herkules u. s. w.; Athen besaß als kostbaren Schatz die Gebeine des Theseus und Gräber der Heroen fanden sich überall. Es wird aber niemals gesagt, daß Reliquien öffentlich ausgestellt seien, oder daß denselben eine publica veneratio zuerkannt wurde. Der Vatikan weiß vieles, wir möchten aber zu seinen Gunsten annehmen, daß es ihm unbekannt ist, welche „Wunder" heutzutage außerhalb Roms durch und an Reliquien geschehen. Im Dom von Salerno ruhen die angeblichen Gebeine des dortigen Schutzheiligen St. Matthäus, welche alljährlich zu anfang Mai eine Masse ausschwitzen, welche das Volk „Manna" nennt. In Gegenwart des dortigen Bischofs und der gesamten Domgeistlichkeit wird dort nach langen Gebeten ein silbernes Gefäß in die Grabestiefe des Heiligen hinabgelassen und mit dem Gefäß jenes flüssige Manna herauf geholt. Dies verteilt man an die Menge des Volks in Tropfen, welche auf Baumwolle geträufelt werden. Dasselbe Wunder verrichtet der heilige Nikolaus in Bari, St. Andreas in Amalfi, sowie St. Sabinus in Atripalda. Weiß der Vatikan dies? Zu unserm nicht geringen Staunen haben wir mit eignen Augen gesehen, daß er das Wunder in Salerno kennt. Anfang Mai dieses Jahres nämlich berichtete die Hofzeitung des Vatikan ausführlich von diesem Mirakel. Hat Leo XIII. diesen Artikel gelesen?

Unter den Feierlichkeiten und Funktionen der letzten stillen Woche möchten wir noch nennen die Palmenweihe und Palmenprozession im St. Peter, die Funktionen des Groß-Pönitenziarius in der Lateran-Kirche, welcher die Beichtenden zum Zeichen der Absolution mit einer langen Stange berührte, ferner die Kommunion des päpstlichen Hofes, die berühmte Musik in der sixtinischen Kapelle, endlich die herkömmliche Judentaufe im Lateran. Zu Ostern ließ der Papst 14 000 Lire und 160 Betten an die Armen Roms verteilen, ein stattliches Almosen, zu welchem die Kasse des Vatikan befähigt ist, weil der Peterspfennig ohne Unterlaß reichlich eingeht. Das Werk des letzteren wird immer mehr organisiert, so z. B. kürzlich in der kleinen Stadt Sarno in Kampanien, wo der Kanonikus Origo das Werk der „Prebenda di Leone XIII." gründete, an welches sich bereits Tausende von Geistlichen angeschlossen haben. Im März dieses Jahres überreichte Origo dem Papste kniecnd eine bedeutende Summe. Während der Fastenzeit ward bei den täglichen Fastenpredigten in Rom und überall in Italien eine Kollekte zum Besten des Peterspfennigs angestellt.

Nicht wenige der Fastenprediger in Rom hatten einen bedeutenden Zulauf, aber

keiner unter ihnen erreichte den Ruhm des Padre Agoſtino in Piſa, welcher im dortigen Dom tagtäglich vor etwa 15 000 Menſchen aller Stände gewaltige Predigten hielt, die nicht ſelten bei den Zuhörern in der Kirche toſenden Beifallsſturm hervorriefen.

Wie alſo der Vatikan in Hinſicht der Geldmittel ſich nicht in Verlegenheit befindet, und z. B. im ſtande war, für die Summe von 1 Million 150 000 Lire einen Palaſt zu kaufen behufs Vergrößerung der Räumlichkeiten für die Propaganda, ſo ſind auch die Mönchsorden in Rom mit Geld reichlich verſehen. Man lieſt mit Staunen, daß z. B. die Dominikaner für eine halbe Million ein Haus gekauft, daß die Jeſuiten für zwei Millionen das ſchöne Hotel Coſtanzi erworben haben, ſowie, daß ein franzöſiſcher Orden vier Millionen für Kloſter und Kirche in Rom verausgabte. Als vor wenigen Jahren der arme Padre Simpliziano in Rom ein Magdalenenſtift gründete, hatte dieſes keinen beſonderen Erfolg, obgleich es die erſte und einzige Anſtalt dieſer Art war. Soeben hat der Vatikan derſelben ein Almoſen von 3000 Lire — nicht mehr und nicht weniger! — geſchenkt. Kürzlich gründete man ein nächtliches Aſyl für verlaſſene Kinder in Rom. Bis jetzt hat der Vatikan für dieſe Armen und Elenden keine Gabe übrig gehabt. Es wurden indes zwei päpſtliche Orden nach Perſien geſandt und dort den zwei Söhnen des Kaiſers, Statthaltern des Reiches, unter großen Feierlichkeiten überreicht.

T.

„Fort mit der klassischen Bildung.“

Während wir uns mühsam mit Anarchie und Nihilismus herumschlagen, um unsere alte Kulturwelt vor dem Wiederhereinbrechen der Barbarei zu behüten, hat dieselbe ganz arglos über einem Abgrunde geschwebt und werden die Stützen, die uns vor dem Versinken bewahren sollen, fort und fort und zwar schon seit Jahrhunderten durch einen Bohrwurm angenagt, der jene Feinde an Gefährlichkeit weit übertrifft, zumal da wir ihn wie eines unserer kostbarsten Güter hegen und pflegen. Unseren Tagen ist es vorbehalten gewesen, uns den Star zu stechen und uns das drohende Verderben in scharfer Beleuchtung vor Augen zu stellen.

Das Verdienst dieser Operation gebührt dem Professor der neueren Sprachen Dr. F. Schmeding in Duisburg und seiner Schrift: „Die klassische Bildung in der Gegenwart“. Man begreift das Selbstgefühl, welches er hier kundthut, zumal da für den Fall, daß man dem von ihm aufgesteckten Lichte Zugang lasse, er eine Zukunft von ungeahnter Herrlichkeit in Aussicht stellt. Kein Wunder, daß er sich selbst ziemlich unverhohlen den großen Bahnbrechern, einem Newton, Harvey u. a. nebenordnet und unbedenklich das heilige Wort: „Selig ist, der sich nicht an mir ärgert!“ als Motto auf sein Titelblatt gesetzt hat.

Aergernis allerdings, nicht bloß Erstaunen, werden seine Enthüllungen in weiten Kreisen hervorrufen. Denn, man denke nur, er fordert nichts Geringeres, als daß die klassische Bildung, — sie eben ist jener Bohrwurm, — „wenn nicht ganz, so doch möglichst ganz“ aus der Welt geschafft werde! Das Lateinische und Griechische soll für die allgemeine Bildung nur allenfalls so viel Bedeutung behalten, „wie jetzt das Persische, Siamesische, Hebräische und Chinesische“. Und damit zeitig dem Verderben Einhalt gethan werde, sollen die erforderlichen vorbereitenden Maßregeln sofort beginnen. Wie viele alte, liebgewordene Illusionen werden dadurch zerstört werden!

Aber man folge aufmerksam und ohne Vorurteil Schmedings Erörterungen, und man wird anderen Sinnes werden. Wenn er in edlem Kampfeseifer seine beredten Vorwürfe gegen den Feind schleudert, wahrlich, da muß einem guten Patrioten ganz bänglich zu Mute werden: Diese unseligen Studien des Altertums! Wie viel Zeit und Kraft wird auf sie verwandt; wie müssen sich die armen Jungen jahrelang mit Paradigmen — mit „Ausnahmen, die niemals vorkommen“ — mit Haarspaltereien über *μήν*, *ἄν* und dergleichen abquälen! Und was lernen sie denn am Ende? Nichts als kärgliche Bruchstücke ausschließlich sprachlicher Natur, die so wenig ihr Eigentum werden, daß sie sogleich nach der Schulzeit sie mit Freuden zu ewiger Vergessenheit in die Ecke werfen. Dennoch treibt man einen „Schwindel“ mit ihnen, gegen den die Reklame für Revalenta arabica nur ein Kinderspiel ist, und posaunt ihre „Zaubereien“ aus, als erzeugten sie allgemeine formale Bildung, die es doch gar nicht gibt, — eine ideale Richtung, die dem ärmsten Invaliden mehr eigen ist, als so einem klassisch Gebildeten. Ihr ganzer Ruhm ist „Schellengeklingel“, Redensarten aus der „Phrasentretmühle“;

ihr Ertrag besteht lediglich aus „Quisquilien und Schnurrpfeifereien“; für das künftige praktische Leben schafft der ganze Plunder im Grunde auch nicht den allergeringsten Nutzen.

Und wenn es mit solchem mehr negativen Schaden nur sein Bewenden hätte! Aber der positive ist noch viel schlimmer. Die Gymnasialbildung, indem sie den Zögling mit seinem ganzen Sinnen und Trachten in eine völlig fremde Welt einführt, trübt seinen Blick für die Gegenwart und hemmt deren Verständnis. Daher gehen Kunst und Wissenschaft bei uns solchen Krebsgang; daher leiden die modernen Sprachstudien unter dem Druck der nur für den Stubengelehrten passenden altfranzösischen und altenglischen Forschungen; daher werden so verderbliche Ansichten und Neigungen aus dem Altertum in die Gegenwart verpflanzt, vor allem die Geringschätzung der banausischen Arbeit, welche wesentliche Beiträge liefert zu dem „Meltau“, der auf unserem Nationalwohlstande liegt; daß am Ende auch noch Vielgötterei, aphrodisische und bakchische Zuchtlosigkeiten u. dgl. m. bei uns eindringen können, das hat Schmedings Großmut nicht einmal erwähnt. Um so nachdrücklicher hebt er hervor, daß die notgedrungene Ueberbürdung der Gymnasiasten mit Arbeit unsere Volkskraft und Wehrhaftigkeit aufs bedenklichste schwächt; wie viel rascher und gründlicher hätten wir sonst wohl die Franzosen zu Boden geworfen! Ueberhaupt wenn wir hier und da Großes geleistet haben, so ist es *nicht durch*, sondern *trotz* unserer klassischen Bildung geschehen; *ohne* ihren beschwerenden Ballast wäre noch ungeahnt viel Größeres und Herrlicheres erreicht worden.

Bei so schwerem Unheil, welches die klassische Bildung anrichtet, ist um so unerträglicher der maßlose Uebermut ihrer Anhänger gegen jede andere Art der Bildung, der keine sonstigen Lehranstalten neben den ihrigen aufkommen läßt, und der sogar zu fanatischer Verfolgungssucht ausartet; — ist namentlich jene ihre Selbstsucht, mit der sie von den verschiedenen Berechtigungen die besten für sich oben abgeschöpft haben. Andere Leute möchten doch auch gern Minister, Oberpräsidenten u. s. s. werden können; selbst „die tüchtige Urkraft“ wünscht mit Recht „empor zu klettern“: aber ihnen wird die Thüre vor der Nase zugeschlagen, und sie müssen sich mit den Brosamen begnügen, die von des Herrn Tische fallen, geringgeschätzt und gedrückt, gleich den „Parias“.

Alles das und noch mancherlei ähnliches bei Schmeding Nachzulesendes erwäge einer, und sein anfänglicher Aerger wird ins Gegenteil verkehrt werden. Zumal wenn er durch diesen Pädagogen weiter erfährt, daß rings um den „dornigen, sterilen, traurigen Umweg“ der gymnasialen Erziehung, auf welchem die Nation sich langsam aber sicher dem Untergange entgegen führen läßt, die herrlichste, ertragreichste Weide sprießt, deren üppige Segensfülle mit ungleich geringerer Mühe, ohne jahrelanges Paradigmen lernen u. s. w. zu erreichen ist. Bestehen doch längst die zahlreichen *realistischen Lehranstalten*, welche „mitten in der Gegenwart stehend“ direkt auf deren Verständnis und Fortbildung hinwirken. Freilich leiden sie durch die Uebermacht des Humanismus für jetzt noch mannigfaltige Hemmungen, aber es bedarf zu deren Wegräumung nur einer kräftigen Aufraffung, und nichts steht im Wege, mit einer solchen *sofort* den Anfang zu machen.

Nun ist bekanntlich Vorsicht die bessere Hälfte der Tapferkeit, und durch seine „psychologisch-historischen Studien“ hat auch unser Pädagog gelernt, daß man bei solchen Umwälzungen bedächtig handeln und „auf gesundem Wege“ vorgehen muß. Schwierig genug ist in der That sein Vorhaben: Soll doch die Schule der Zukunft im Unterschiede von dem unnützen Ballast der Gymnasialbildung schlechterdings nichts anderes lehren, als was *direkt* für den künftigen Beruf des Schülers *nutzbar* ist; — sie soll, da sie allein die ganze geistige Erziehung wird zu vermitteln haben, *allen* Berufsarten, welche einer gehobenen Unterweisung bedürfen, zu dieser den Zugang eröffnen, und zwar *jeder einzelnen* ausschließlich den für sie geeigneten; — das heißt: *sie soll eine Fachschule sein, welche alle Fächer umfaßt.*

Wir anderen hätten das bis jetzt wohl für logisch unmöglich gehalten, da ja doch die allgemeine formale Bildung dem geschärften Blicke unseres Psychologen als leere Phrase erscheint. Er aber läßt sich durch solche philiströse Bedenklichkeiten nicht beirren, sondern schreitet seinem erhabenen Ziele kühnlich entgegen.

Ihm dabei weiter ins einzelne zu folgen, ist hier nicht der Ort. Nur soviel sei mitgeteilt, daß zur Durchführung seines Plans zunächst eine „Mainlinie" zwischen Gymnasium und Realschule gehört. Jenseit derselben soll, wie es scheint, das erstere auf seinem traurigen Umwege zunächst weiter tappen. Diesseits aber ist nach Ausmerzung des Griechischen aus der Reihe der obligatorischen Fächer und möglichster Beschränkung des Lateinischen den Abiturienten der Realgymnasien der Zugang zu allen Fakultätsstudien, mithin auch zu allen Berechtigungen zu eröffnen, und zwar schon jetzt. Nach etwa fünfzig Jahren wird dann das Feld für den Neubau geebnet sein, in welchem die einheitliche höhere Schule der Zukunft ihren Wohnsitz aufschlagen soll.

Wie dieser Verlauf innerhalb der angegebenen Frist im besondern sich gestalten, wie nach deren Ablauf die neuen Schuleinrichtungen beschaffen sein werden, darauf einzugehen lehnt allerdings Schmeding ab, und es ist doch auch von seiner Seite genug gethan, wenn er dem Vorbilde Newtons folgt, „der die Gesetze des Falls allgemein entdeckte und anderen überließ, sie auf die Welt der Erscheinungen anzuwenden." — — „Es reicht hin, daß solch ein Pädagoge die Welt von dem Aberglauben an die angeblichen Zaubereien der klassischen Bildung befreite," — „wenn er den Bauplatz für die Schule der Zukunft von all dem Schutt und den nutzlosen Trümmern der Vergangenheit säubert;" — „mehr ist dem Kinde seiner Zeit nicht möglich."

Um so dankenswerter ist es, daß er dennoch hier und da ein übriges thut und mit prophetischem Fernblick mancherlei Einzelheiten aus der neuen Aera enthüllt. Wer wollte es dem verdienten Manne aufrücken, daß er dabei auf das Lob prinzipieller Klarheit und systematischer Vollständigkeit völlig Verzicht leistet? Er selbst ist seiner Sache so gewiß, daß er mit fast chiliastischer Begeisterung das bevorstehende von ihm eröffnete Zeitalter preist.

„So sicher wie der Baum dem Kern entspricht, so sicher werden diesem günstigen Boden Früchte entwachsen, dem Denken Kombinationen entsprießen, deren Herrlichkeit und Tragweite wir jetzt nur ahnen." — — „In dieser Zeit wird ein jetzt nicht geahnter Aufschwung in unseren Erwerbsverhältnissen sowie in den Wissenschaften eintreten, welche ein vollkommueres Erkennen und Erfassen der Jetztzeit erstreben, namentlich werden Medizin, Jurisprudenz, Agrikultur, Bergbau, Verkehrswesen u. s. w. Förderungen erfahren, die jetzt der Ballast der klassischen Bildung erstickt. In dieser Zeit werden unsere Minister, unsere Oberpräsidenten, unsere höheren Richter u. s. w. in ihre Aemter und Stellen gelangen ohne klassische Bildung und sie tüchtiger verwalten, als ihre Vorgänger mit derselben." (Ach, hätte doch Bismark in dieser Zeit gelebt!) In dieser Zeit „wird jener Streit (über die Vorzüge der klassischen Bildung) als eine Unbegreiflichkeit aus vergangener Zeit betrachtet werden." ..... u. s. s. (vgl. Jes. 11. Daniel 12, 3).

Wer wollte nicht dankbar und vertrauensvoll so erhabenen Verheißungen lauschen und den aus tiefer psychologisch-historisch pädagogischer Einsicht geschöpften Weisungen des Propheten bereitwillig Folge leisten?

So höret denn, ihr Völker, merket auf, ihr Könige! Legt den Kulturkampf, legt die wirtschaftliche und soziale Reform, legt die Branntweinsteuer zur Seite und greift mit fester Hand euer wichtigstes Werk an, durch Beschränkung und schließliche Beseitigung der Verderben bringenden klassischen Bildung den ungeahnten neuen Herrlichkeiten die Wege zu bereiten!

Karl Reinardus.

Wunderkuren im Altertum.

Von

Prof. Dr. **F. Blaß** in Kiel.

Bereits in der Ilias findet sich der Spruch: „Ein Arzt ist so viel wert wie viele andere Männer," natürlich mit Bezug auf Kriegschirurgie, den ältesten, auch heutzutage besonders hoch entwickelten Teil der medizinischen Kunst. Im übrigen sind aus dem Altertum über die Aerzte ähnliche Bosheiten überliefert, wie man sie auch jetzt hören kann, oder wie man sie in Molières Komödien antrifft. „Es würde nichts Einfältigeres geben als die Philologen, wenn es nicht die Aerzte gäbe." — „Unausstehlich ist der prahlende Kriegsmann, der immer von Leichen redet; unausstehlicher der Arzt, der sie macht." — „Viele treffliche Seelen der Männer sandt' er zum Hades" deklamiert der Sohn des Arztes vor seinem Vater; worauf dieser: „Dazu brauchst du nicht in die Schule zu gehen, um das zu lernen; das mache ich selbst." — Ein Arzt und ein Totengräber haben ein Kompaniegeschäft: dieser liefert jenem die Bandagen, die er von den Leichen stiehlt; jener liefert diesem dafür die ganzen Patienten. — Vom alten Cato wollen wir gar nicht reden, der als Stockrömer die vorgebliche Kunst der griechischen Aerzte verachtet und haßt, und an seinen Sohn Marcus folgendermaßen schreibt: „Das glaube du fest wie Prophetenwort: wenn diese Nation (die Griechen) uns ihre Litteratur bringt, wird sie alles verderben; vollends aber, wenn sie uns ihre Aerzte hierher schickt. Sie haben sich unter einander eidlich verbunden, alle Barbaren mit Medizin zu töten; aber eben dies werden sie für Honorar thun, damit sie Vertrauen finden und bequemer umbringen. Ich verbiete dir die Aerzte." Seinerseits empfiehlt er Hausmittel, mit deren Hilfe er sich und seine Familie stets gesund erhalten habe, als Hasenbraten und insbesondere Kohl, der in verschiedenem Zustande, auch getrocknet und pulverisiert, gegen Geschwüre, Schwerhörigkeit, Gicht, Kopfweh u. s. s. vortreffliche Dienste thue. Trotz Catos Warnung haben indes die griechischen Aerzte ihren Einzug in Rom bewerkstelligt, und es scheint nicht, daß die Kurzlebigkeit, die z. B. bei den römischen Dichtern der folgenden Zeit so auffällig ist, eher auf die Aerzte als auf die absolut naturwidrige Lebensweise der damaligen Römer zurück zu führen sei. Die früheren griechischen Dichter wenigstens sind alt und betagt geworden, obwohl es Aerzte schon damals gab, und die Kunst derselben so in Anspruch genommen wurde, daß die einzelnen Staaten sich auch Aerzte mit festem Gehalte anstellten. Bot dann ein andrer Staat mehr, so trat dasselbe ein, wie heutzutage bei den Professoren der Medizin wie anderer Wissenschaften. Der alte Herodot berichtet dafür ein Beispiel aus den Zeiten des Königs Darius. Der Arzt Demokedes aus Kroton in Italien läßt sich in Aegina nieder und zeichnet sich so aus, daß man ihn schon im zweiten Jahre dort offiziell anstellt mit einem Gehalte von 1 Talent (= 4800 M. ungefähr); im dritten Jahre überbieten die Athener mit dem Gehalte von 100 Minen = 8000 M.; im vierten der Tyrann Polykrates von Samos mit 2 Talenten = 9600 M. Von Samos kam

er als Kriegsgefangener nach Persien und fand dort Gelegenheit, den König Darius von einer Fußverstauchung zu heilen, die durch die Behandlung der bisherigen ägyptischen Hof- und Leibärzte nur schlimmer geworden war. Der griechische Arzt war nachher so nett, seine ägyptischen Kollegen, welche gekreuzigt werden sollten, weil sie nicht gekonnt, was der Grieche konnte, durch seine Fürbitte zu retten. Seitdem nahmen am persischen Hofe Griechen die Stelle der Aegypter ein, und von den Griechen ist ja in der That die wissenschaftliche Heilkunde ausgegangen, so daß auch von den heutigen Größen Hippokrates als der älteste große Mediziner, der seinen Rang mit wenigen aller Jahrhunderte teilt, unbestritten anerkannt wird.

Wir wollen uns indes hier nicht mit der wissenschaftlichen Medizin im Altertum beschäftigen, sondern mit einer andern, von sehr frühen bis in die spätesten Zeiten vielgepflegten Heilmethode, zu der auch heutzutage das Analoge keineswegs fehlt. Es sind dies die Wunderkuren, bewirkt durch die heilenden Götter, den Apollon und dessen Sohn Asklepios vor allen. Der Asklepiosdienst war in allen griechischen Landen verbreitet, und die Heiligtümer dieses Gottes waren Kuranstalten, wo er mit seinen Untergöttern, seinen Söhnen, Töchtern und Dienern, die Heilungen vollzog. Daneben waren diese Tempel, in alten Zeiten, auch die Ausgangspunkte für eine wissenschaftliche Heilkunde, indem sich Erfahrungen notwendig reichlich an solchen Orten ansammeln mußten; die Aerzte nannten sich auch Asklepiaden, d. i. Nachkommen des Asklepios, und hatten bis auf denselben zurückreichende Stammbäume; Hippokrates z. B. stammte im 19. Gliede von Asklepios ab. Ein Asklepieion befand sich in Athen am Südabhange der Akropolis; es ist neuerdings wieder aufgegraben, und es haben sich zahlreiche Votivreliefs und Inschriften daselbst gefunden. Die größten Inschriften enthalten Verzeichnisse der im Tempel aufbewahrten Wertgegenstände, nämlich der Geschenke, mit denen die geheilten Kranken ihr Honorar bezahlt hatten. Denn ohne Honorar heilte weder Asklepios noch die Asklepiaden, weder die alten noch die jetzigen, welche vielleicht auch in dieser Hinsicht Fortschritte gemacht haben. Man schenkte dem Gotte etwa eine Abbildung des geheilten Körperteils in Gold oder Silber, wie deren in den besagten Verzeichnissen massenhaft aufgezählt werden; dazwischen kommt auch eine silberne oder goldene Schale, die der und der Priester aus den eingeschmolzenen Weihgeschenken hat herstellen lassen. Denn natürlich mußte man von Zeit zu Zeit damit räumen. Ein ganz besonders berühmter, ja der allerberühmteste Asklepiostempel befand sich im Peloponnes in oder vielmehr bei Epidauros, an der Küste der argolischen Halbinsel. Die Epidaurier behaupteten — und der Reisebeschreiber Pausanias glaubt es ihnen — daß bei ihnen der Gott Asklepios geboren sei; jedenfalls war dort der Kult sehr alt und hatte sich nachweislich von da aus nach verschiedenen und entlegenen Orten verbreitet, als nach Pergamon und weiter von dort nach Smyrna. Pausanias beschreibt nun folgendermaßen. „Der heilige Bezirk des Asklepios (Hieron damals und noch heute genannt) ist ringsum mit Grenzsäulen abgesteckt; Geburt wie Tod darf innerhalb dieses heiligen Raumes nicht erfolgen. — Im Tempel steht ein Kultusbild des Asklepios aus Gold und Elfenbein; der Gott ist sitzend dargestellt, den Stab haltend; die andere Hand hält er über dem Kopfe der heiligen Schlange; neben ihm liegt ein Hund." (Die zahme Schlange ist ständig bei Asklepios und auch andern Göttern, als Symbol der Selbstverjüngung wie es scheint, wegen des Abwerfens ihrer alten Haut; der Hund kommt in der Geburtsgeschichte vor, als Beschützer des auf dem Berge ausgesetzten neugeborenen Götterkindes, und im Tempelbezirke wurden Hunde gehalten, die auch durch Lecken Heilungen verrichteten.) „Hinter dem Tempel befindet sich der Raum, wo die beim Gotte Hilfesuchenden sich nachts niederlegen, um Träume und Heilung zu empfangen. Es standen auch Steintafeln innerhalb des Tempelbezirks, früher noch mehr, als ich da war noch sechs; auf diesen sind Namen von Männern und Frauen, die vom Asklepios geheilt wurden, samt der Geschichte ihrer Heilung verzeichnet." (Von diesen Tafeln sind zwei wieder aufgefunden, auf die wir nachher

zurückkommen.) „Die Epidaurier haben auch ein Theater innerhalb des heiligen Bezirkes, ganz besonders sehenswert; denn wenn die Theater Roms die bei weitem prachtvollsten, das zu Megalopolis in Arkadien das größte ist, so ist Schönheit und Harmonie doch in keinem so wie in dem epidaurischen, von dem großen Architekten und Bildhauer Polyklet erbauten Theater." (Das Theater ist verhältnismäßig sehr gut erhalten und wird jetzt vollends ausgegraben und gereinigt.) „Dann ist ein Tempel der Artemis da, ein solcher der Aphrodite, eine Rennbahn, eine Quelle, wegen der Ueberdachung und des sonstigen Schmuckes sehenswert. Zu meiner Zeit hat der Senator Antoninus noch manche Gebäude errichtet oder restauriert und auch ein Haus für Geburts- und Sterbefälle zum Besten der Bewohner des Tempelbezirks erbaut, indem bisher Tod und Geburt unter freiem Himmel geschehen mußte." (Dies Haus lag nach dem Obigen jedenfalls außerhalb des Bezirkes, aber in möglichster Nähe.)

Also in der That ein großartiger Kurort, dazu noch schön und gesund hoch im Waldgebirge gelegen; aber was geschah nun eigentlich dort? Luft und Diät konnte gewiß manches thun, aber doch keine Blinden sehend, noch Lahme gehend machen. Angeblich also verrichtete der Gott diese und andere Wunderkuren; über das, was wirklich verrichtet wurde, ist nicht so leicht ins Klare zu kommen. Die Methode war, daß der Konsultierende sich in dem dazu bestimmten Raume schlafen legte („*inkubierte*") und den Besuch des Gottes im Traum entgegennahm; ebenso war es anderwärts und auch bei andern heilenden Göttern. Von Oropos bei Athen, wo sich ein Heiligtum des weissagenden und auch heilenden Dämons Amphiaraos befand, haben wir eine Inschrift, die das Reglement für dies Heiligtum gibt. Es heißt da: „Wer sich von dem Gotte behandeln lassen will, hat als Abgabe vorweg zu zahlen mindestens $6\frac{1}{2}$ Drachme (etwa gleich Franc) guten Silbergeldes, und hat es in den Schatzkasten zu werfen in Gegenwart des Tempelaufsehers. — — Wer es wünscht, kann inkubieren, sofern er sich den bestehenden Vorschriften unterwirft. Den Namen des Inkubierenden, sobald er das Geld einwirft, hat der Tempelaufseher sich aufzuschreiben, mit Angabe der Heimat, und hat den Namen auf einem Holze im Tempel geschrieben für jedermann öffentlich auszustellen. Im Schlafraume haben die Männer und Frauen getrennt zu schlafen, die Männer in dem Raume östlich vom Altar, die Frauen in dem westlich."

In einer Komödie des Aristophanes, dem *Plutos*, wird die Heilung des Plutos, des blinden Reichtumsgottes, im Asklepieion, dem athenischen natürlich, recht ausführlich beschrieben. Der biedere Chremylos, arm bei aller seiner Biederkeit, findet den blinden Gott und nimmt ihn zum Asklepios mit, wo er inkubiert und sehend wird, was natürlich eine totale Verschiebung aller Besitzverhältnisse zur Folge hat. Der Sklave Karion berichtet über die Heilung an die Frau des Chremylos folgendermaßen. (Aristoph. Plutos V. 653 ff., frei nach Donner.)

Karion.

Sobald wir bei des Gottes Tempel angelangt,
Mit unserm Mann, dem eben noch unglückseligsten,
Der glücklich jetzt und selig wie kein andrer ist,
So führten wir vor allem ihn ans Meer hinab,
Und wuschen ihn.

Frau.

Wahrhaftig, glücklich war er wohl,
Der alte Mann in kalte Meerflut eingetaucht!

Karion.

Hierauf zum Tempel gingen wir des Gottes hin.
Und als wir Opferkuchen auf des Gottes Herd
Und Brot, die Nahrung für Hephästos' Glut, geweiht,
So brachten wir den Plutos, wie's der Brauch gebot,
Zu Bett, und jeder flickte sich die Streu daran.

Frau.

Und waren, Hilfe ſuchend, auch noch andere dort?

Karion.

Ja, einmal Neokleides,*) der ein Blinder iſt,
Jedoch im Stehlen alle Sehenden übertrifft,
Dann andere mehr noch, mit Gebrechen aller Art
Behaftet. Als der Hüter nun des Heiligtums
Die Lampen alle ausgelöſcht, und uns ermahnt
Zu ſchlafen und zu ſchweigen, wenn wir nun Geräuſch
Vernähmen, lagen ſittſam wir und ſtille da.
Ich konnt' indes nicht ſchlafen, weil ein Topf mit Brei
Mir in die Naſe juckte, der zur Linken mir
Nicht ferne ſtand, zu Häupten eines Mütterchens,
Nach dem zu ſchleichen mich gewaltig lüſtete.
Als ich nun aufblick', ſeh' den Prieſter ich dabei,
Die Kuchen wegzuraffen und die Felgen all
Von dem heiligen Tiſche, und als dort er fertig war,
Umwandelt' er die Opferherde rings umher,
Ob nicht ein Kuchen irgendwo noch übrig ſei,
Und was er fand, das heiligt' er in einen Sack.
Nun war ich ſicher, daß die Sache ganz erlaubt,
Und richte mich auf nach jenem Topfe mit dem Brei.

Frau.

Dir bangte vor dem Gotte nicht, Unſeliger?

Karion.

Beim Himmel, ja, mir bangte wohl, es komme noch
Beim Topfe mir der kranzgeſchmückte Gott zuvor;
Denn unterwieſen hatte mich ſein Prieſter ja.
Die Greiſin aber, als ſie mein Geräuſch vernahm,
Erhob die Hand; ich zlſchte gegen ſie und biß,
Als wär' ich eine Schlange vom Asklepios.
Da zog ſie auf der Stelle gleich die Hand zurück,
Und lag, ſich ganz einhüllend, ſtill und ruhig da.
Ich ſchlang indeſſen eine Maſſe Brei hinab.

Es erſcheint nun der Gott mit ſeinem Gefolge, insbeſondere ſeinen ihm aſſiſtierenden Töchtern Jaſo und Panakeia, im Krankenſaale.

Karion.

Nach dieſem hüllt' ich ungeſäumt mich wieder ein
Vor Schrecken; doch im Kreiſe ging der Gott umher,
Die Leiden alle nach Gebühr beſichtigend.
Dann kam ein Diener, der ein ſteinern Mörſerchen
Ihm brachte ſamt dem Stampfer und ein Käpſelchen.

Frau.

Wie konnteſt du das ſehen, du verwünſchter Kerl?
Warſt eingehüllt doch, ſagſt du!

Karion.

Durch mein Mäntelchen,
Denn Löcher hatt' es, weiß es Zeus, nicht wenige.
Für Neokleides hob der Gott vor allem nun
Ein Pflaſter einzurühren an: er warf zuerſt
Drei Knoblauchbollen beſter Sort' hinein, und die
Zerſtampfte er, zumiſchend Lab vom Felgenbaum
Und Zwiebeln; darauf that er guten Eſſig dran
Und ſtrichs ihm auf die Augenlider, die er erſt
Umſtülpte, daß es weher thäte. Der entfloh,

*) Ein Staatsmann und Volksredner, der damals von ſich reden machte, trieſäugig.

Mit lautem Schrei auffahrend, und es lacht' der Gott
Und sprach: Da magst du sitzen nun, verpflastert gut,
Und hören auf zu schwindeln in den Versammlungen.

Frau.

Wie patriotisch doch der Gott und weise ist!

Karion.

Als dies geschehen war, setzt er sich zum Plutos hin.
Zuerst befühlt er streichend ihm ringsum das Haupt,
Nimmt dann ein reines Linnentuch und trocknet ihm
Gelind die Augenlider ab. Panaleia dann
Bedeckt das Haupt mit einem roten Tuche ihm,
Und das ganze Antlitz. Jetzo pfiff der Gott, und flugs
Fuhr aus dem Heiligtum hervor ein Drachenpaar
Von ungeheurer Größe —

Frau.

Gute Götter, ach!

Karion.

Die schlüpften unter das rote Tuch ganz sacht hinauf
Und leckten ihm die Augenlider, schien es mir.
Und schneller, als zehn Becher Wein du trinken kannst,*)
Stand dir der Plutos sehend auf, Gebieterin.
Ich klatschte jubelnd in die Hände da vor Lust
Und weckte den Gebieter. Doch der Gott verschwand
Alsbald, und beide Drachen wieder ins Heiligtum.

Das ist nun Komödie, und macht auf Glauben keinen Anspruch; anders jene Steine im epidaurischen Heiligtum,**) deren schöne und regelmäßige Schrift in Verbindung mit dem noch ziemlich unverfälschten örtlichen (dorischen) Dialekte und anderen Momenten etwa auf den Anfang des zweiten Jahrhunderts vor Chr. weist. Die Ueberschrift lautet: Heilungen des Apollon und des Asklepios; Apollon nämlich ist der eigentliche Heilgott, Asklepios ist sein Sohn. Es folgen Geschichten, jede mit ihrem Titel. Die gräßliche Lügenhaftigkeit dieser Geschichten, denen ein Datum nie, ein Name nicht immer beigefügt ist, darf uns nicht hindern anzuerkennen, daß die Verfasser Leute von einem gewissen Humor waren, und die spärlichen Andeutungen, welche die im Heiligtum vorhandenen Weihgeschenke mit ihren Inschriften gaben, phantasievoll zu verwerten wußten. Ich gebe von den Geschichten eine Auswahl in wörtlicher Uebersetzung.

Heilungen des Apollon und des Asklepios.

Ein Mann, dem die Finger an der Hand steif waren außer einem, kam als Hilfesuchender zum Gotte. Als er nun im heiligen Bezirke sich die Votivtafeln ansah, wollte er die Heilungen nicht glauben und machte sich über die Aufschriften etwas lustig. Als er aber inkubierte, sah er ein Gesicht. Es deuchte ihn, während er vor dem Tempel würfle und gerade mit dem Würfel werfen wolle, erscheine der Gott, fahre ihm auf die Hand und strecke ihm die Finger aus; wie er wieder weggegangen sei, biege er selbst die Hand zusammen und suche die Finger einzeln auszustrecken, und als er sie alle ausgereckt, frage ihn der Gott, ob er noch gegen die Aufschriften auf den Tafeln im heiligen Bezirke ungläubig sein werde; er selber verneine das. „Weil du nun vorher gegen sie ungläubig warest, obwohl sie nicht un-

*) Stich auf die Trunksucht der athenischen Frauen.

**) Veröffentlicht in der *Ἐφημερὶς ἀρχαιολογική*, 1883 S. 197; 1885 S. 1. — Der erste Stein hat die Maße: 1.75 m Höhe, 0.75 m Breite, 0.17 m Dicke. Er stand, in eine Basis eingelassen, vor einer Wand.

glaubwürdig sind, sollst du," habe er gesagt, „fortan der Ungläubige heißen."*) Als es Tag geworden war, kam er gesund heraus. — Ambrosia aus Athen, einäugig. Diese kam als Hilfesuchende zum Gotte, und als sie im heiligen Bezirke umherging, verlachte sie einige von den Heilungen als unglaublich und unmöglich, daß Lahme und Blinde gesund geworden sein sollten durch ein bloßes Traumgesicht. Als sie nun inkubierte, sah sie ein Gesicht. Es deuchte sie, der Gott trete an sie heran und sage, er wolle sie zwar gesund machen, als Honorar werde sie jedoch ein silbernes Schwein**) in das Heiligtum zu stiften haben, als Erinnerung an ihre Dummheit. Nach diesen Worten spalte er ihr das kranke Auge auf und gieße ein Heilmittel hinein. Als es Tag geworden war, kam sie gesund heraus. — Ein stummer Knabe kam als Hilfesuchender zum Gotte wegen der Sprache; als er aber das Voropfer dargebracht und das Bräuchliche erfüllt hatte, sagte danach der Knabe, der beim Gotte der Feuerbringer war,***) zum Vater des Knaben hinblickend, er müsse versprechen, binnen einem Jahre, wenn er erlangt habe, wozu er gekommen, das Honorar erstatten zu wollen.†) Da sagte plötzlich der Knabe: „Ich verspreche es." Der Vater, entsetzt, hieß ihn es noch einmal sagen, und er sagte es noch einmal und wurde von da ab gesund. — Pandaros aus Thessalien, mit Brandmalen auf der Stirn.††) Dieser, als er inkubierte, sah ein Gesicht: ihn deuchte, daß der Gott ihm um die Brandmale eine Binde lege und ihn anweise, wenn er aus dem inneren Heiligtume herauskomme, solle er sich die Binde abnehmen und in den Tempel weihen. Als es Tag geworden war, ging er heraus und nahm sich die Binde ab, und sein Gesicht war von den Brandmalen rein, die Binde aber weihte er in den Tempel, und auf der waren die Buchstaben, die auf seiner Stirn gestanden hatten.†††) — Echedoros bekommt die Brandmale des Pandaros zu seinen eigenen hinzu. Dieser hatte von Pandaros Geld empfangen, um es in Epidauros für denselben dem Gotte zu weihen, lieferte es aber nicht ab.*†) Als er nun inkubierte, sah er ein Gesicht. Ihn däuchte, der Gott trete zu ihm heran und frage ihn, ob er Geld von Pandaros als Auftrag**†) bekommen habe, damit er es in den Tempel weihe; er selber antworte, daß er nichts derartiges von jenem empfangen habe, aber wenn er ihn gesund mache, wolle er ihm ein gemaltes Bildnis weihen. Hierauf habe der Gott ihm die Binde des Pandaros um seine Brandmale gelegt und ihn angewiesen, wenn er aus dem inneren Heiligtume herauskäme, solle er sich die Binde abnehmen, und dann sich das Gesicht an der Quelle waschen und sich im Spiegel des Wassers sehen. Als es Tag geworden war, ging er aus dem inneren Heiligtum heraus und nahm sich die Binde ab, auf der die Buchstaben nicht standen; als er aber ins Wasser blickte, sah er, daß sein Gesicht zu den eigenen Brandmalen auch die Buchstaben des Pandaros bekommen hatte. — Euphanes, Knabe aus Epidauros. Dieser inkubierte wegen Steinschmerzen; ihn deuchte nun, der Gott trete zu ihm heran und sage: „Was willst du mir geben, wenn ich dich gesund mache?" er selber aber antworte: zehn Würfel, und der Gott lache und sage, er wolle ihn befreien. Als es Tag geworden war, kam er gesund heraus. — Ein Mann kam als Hilfesuchender zum Gotte dermaßen einäugig, daß er nur die Lider hatte, und in denselben sich nichts befand, sondern sie vollständig leer waren. Es redeten nun die

*) Ich lese und ergänze: *ὅτι τοίνυν ἔμπροσθεν ἀπίστεις [α]ὐτο[ῖ]ς ο[ὐκ] ἐοῦσιν ἀπίστοις, τὸ λοιπὸν ἔστω τοι, φαμὲν, Ἄπιστος [ὄνυμα].*

**) Symbol des Stumpfsinns bei den Griechen (vgl. das sprichwörtliche sus Minervam).

***) Der das ewige Feuer im Brande erhielt.

†) Zu ergänzen ist hier etwa so: *ὁ παῖς ὁ τῷ θεῷ πυρφορῶν [ἔφα δεῖν πο]ὶ τὸν πατέρα τὸν τοῦ παιδὸς ποτιβλέψας ὑποδέκεσ[θαι ἐντὸς ἐ]νιαυτοῦ, τυχόντα ἐφ' ἃ πάρεστιν, ὑποθύσειν τὰ ἴατρα.*

††) Jedenfalls aus ehemaligem Sklavenstande, indem man Sklaven wegen Ausreißens, Diebstahls u. s. w. mit Buchstaben an der Stirn zu zeichnen pflegte.

†††) *[Ἔχουσαν τὰ γρ]άμματα τὰ ἐκ τοῦ μετώπου.*

*†) *[Οὐκ]ἀ[π]εδίδου ταῦτα.*

**†) *Ἐπιθήναν* (= *ἐπιθήκην*, wie in Elis *συνθήνα* = *συνθήκη*).

Digitized by Google

Leute, die im Heiligtum waren, von seiner Einfalt, daß er hoffe sehend zu werden, während er überhaupt nicht den Anfang zu einem Auge habe, sondern nur die Stelle dafür. Als er nun inkubierte, erschien ihm ein Gesicht: ihn deuchte, der Gott koche ein Heilmittel, ziehe dann die Wimpern auseinander und gieße es hinein. Als es Tag geworden war, kam er heraus auf beiden Augen sehend. — Der Becher. Ein Gepäck tragender Sklave, auf dem Wege zum Heiligtum, stürzte beim Dekastadion*) hin; als er aber aufstand,**) öffnete er seinen Ranzen und sah nach, was für Geschirr zerbrochen sei, und als er sah, daß der Becher zerbrochen war, aus dem sein Herr zu trinken pflegte, wurde er ganz traurig, setzte sich hin und fing an die Scherben zusammenzusetzen. Ein Vorübergehender sah ihn nun dabei und sagte: „Was, du Aermster, mühst du dich umsonst den Becher zusammenzusetzen? Den könnte auch nicht der Asklepios von Epidauros wieder heil machen." Als der Bursche das hörte, that er die Scherben in den Ranzen zusammen und ging weiter dem Heiligtum zu; als er aber hinkam, öffnete er den Ranzen und nahm den Becher heil geworden heraus und teilte seinem Herrn mit, was gethan und gesagt war; als der das hörte, weihte er den Becher dem Gotte. — Ein gewisser Aeschines, als sich bereits die Hilfesuchenden schlafen gelegt hatten, stieg auf einen Baum und sah in das innere Heiligtum hinüber;***) da fiel er vom Baume herab und stieß sich dabei Pfähle in die Augen. Da er sich nun elend befand und blind geworden war, suchte er beim Gotte Hilfe, inkubierte und wurde gesund. — Mann aus Torone, Blutegel. Dieser, da er inkubierte, sah einen Traum: ihn deuchte, der Gott schneide ihm mit einem Messer die Brust auf, nehme die Blutegel heraus und gebe sie ihm in die Hände, und nähe dann die Brust wieder zu. Als es Tag geworden war, kam er heraus, die Tiere in den Händen tragend. Er hatte sie aber verschluckt durch die Arglist einer Stiefmutter, die sie ihm in einen Mischtrank†) hineingeworfen hatte. — Nikanor, lahm. Während dieser dasaß, riß ihm ein Knabe seinen Stab weg und lief damit fort; er stand auf und verfolgte ihn, und wurde von da ab gesund. — Einem Manne wird die Zehe geheilt von einer Schlange. Dieser, dem die Zehe des Fußes von einem bösartigen Geschwür schrecklich zugerichtet war, wurde bei Tage von seinen Dienern herausgetragen und saß auf einem Sessel da: während er nun eingeschlafen war, kam eine Schlange aus dem innern Heiligtum heraus und heilte die Zehe mit ihrer Zunge; nachdem sie dies gethan, zog sie sich wieder in das innere Heiligtum zurück. Als er nun erwachte und gesund war, sagte er, er habe ein Gesicht gesehen: es habe ihn gedeucht, daß ein Jüngling von schöner Gestalt ein Heilmittel auf die Zehe streue. — Heraieus aus Mytilene. Dieser hatte auf dem Kopfe keine Haare, dagegen einen starken Bart; da er sich nun schämte, weil die andern ihn auslachten, inkubierte er, und der Gott bestrich ihm den Kopf mit einem Heilmittel und ließ ihm Haare wachsen. — Lyson, Knabe aus Hermione, augenkrank. Diesem wurden im Wachen die Augen von einem der im Heiligtum gehaltenen Hunde kuriert, daß er gesund von dannen ging.

(Ende der 1. Tafel.)

II.††) Arata aus Lakonien, Wassersucht. Für diese, die sich in Lakedämon befand, inkubierte ihre Mutter und sieht einen Traum: ihr deuchte, der Gott schneide ihrer Tochter den Kopf ab und hänge den Körper, den Hals nach unten, auf; nachdem

*) Eine wohl durch einen Meilenstein bezeichnete Stelle des Weges von Epidauros nach dem Heiligtum, von wo es noch 10 Stadien (1/4 Meile) waren.

**) [Ὡς δ' ἀ]νέστα.

***) Der heilige Raum (τὸ ἄβατον), wo der Gott seine Kuren vornahm, war (wie schon der griechische Herausgeber anmerkt) gewiß nicht unbedeckt, sondern wird in der Höhe Fenster gehabt haben.

†) Κυκεών, aus Wasser, Mehl u. dgl.; also modern „Suppe".

††) Die 2. Tafel mißt 1.71 m in der Höhe und 0.77 m in der Breite. Sie bildete, mit den andern verlorenen, die Fortsetzung der ersten, weshalb sie der allgemeinen Ueberschrift entbehrt. Die rechte Hälfte des unteren Teiles fehlt, so daß diese Zeilen sich nicht ergänzen lassen.

Digitized by Google

nun eine Masse Wasser ausgeflossen, nehme er den Körper ab und setze den Kopf wieder an. Nachdem sie dieses Gesicht gesehen, begab sie sich nach Lakedämon zurück und fand ihre Tochter gesund, und diese hatte dasselbe Gesicht gesehen.*) — Hermon von Thasos. Diesen heilte er von seiner Blindheit; als er aber darauf das Honorar nicht darbrachte, machte er ihn wieder blind; doch als er nun herkam und von neuem inkubierte, stellte er ihn gesund her. — Aristagora von Troizen. Diese, die einen Wurm im Leibe hatte, inkubierte in Troizen in dem dortigen Heiligtum des Asklepios, und sah ein Traumgesicht. Es deuchte sie, daß die Söhne des Gottes, während er selbst nicht anwesend war, sondern sich in Epidauros befand, ihr den Kopf abschnitten; da sie ihn aber nicht wieder ansetzen konnten, schickten sie jemand zum Asklepios, daß er herkäme. Unterdessen bricht der Tag an, und der Priester sieht im Wachen, daß der Kopf vom Körper abgenommen ist. In der folgenden Nacht sah Aristagora ein Gesicht. Es deuchte sie, daß der Gott, aus Epidauros zurückgekehrt, den Kopf ihr wieder auf den Hals setze, darauf aber ihr den Leib aufschneide, den Wurm herausnehme und alles wieder zunähe, und von da ab wurde sie gesund.**) — Kleinatas von Theben, der mit den Läusen. Dieser, der eine ungeheure Menge von Läusen am Körper hatte, kam hin zum Inkubieren und sah ein Gesicht: es deuchte ihn, daß der Gott ihn ausziehe, ihn nackt aufrecht hinstelle und dann mit einem Besen ihm die Läuse vom Körper abkehre. Als es Tag geworden war, kam er gesund aus dem Heiligtume heraus. — —

Ich füge hier, dem griechischen Herausgeber folgend, noch eine von Pausanias am Schlusse seines Werkes erzählte Geschichte bei, in der ebenfalls eine Heilung durch den epidaurischen Asklepios berichtet wird, und die Pausanias auf einer der weiteren Tafeln oder auf einem Weihgeschenke des Heiligtums gelesen haben kann. „Ein Mann in Naupaktos, Phalysios, war augenkrank und nahezu blind. Da schickte ihm Asklepios die arkadische Dichterin Anyte***) zu mit einem versiegelten Briefe; dieser nämlich hatte er im Traume den Brief mit dem Auftrage gegeben, und sie, beim Erwachen, hatte den Brief in ihren Händen gefunden. Sie begab sich also zu Schiffe nach Naupaktos und hieß den Phalysios das Siegel abnehmen und das Geschriebene lesen. Der, bei seinem Zustande, verzweifelt zwar schier das zu können; indes im Vertrauen auf Asklepios nimmt er das Siegel ab, sieht in die Schrift und ist geheilt, und gibt der Anyte was in dem Briefe geschrieben stand, 2000 Goldstücke (= etwa 32 000 Mark!)." Es ist leider nicht bestimmt gesagt, ob Asklepios auf diese Weise eine talentvolle Schriftstellerin unterstützen wollte, oder ob sie ihm das Geld abzuliefern hatte; nehmen wir zu seiner Ehre das erstere an und entschuldigen damit die maßlos und gar nicht antik erscheinende Höhe des Honorars.

Was wir bisher betrachtet haben, ist alles aus vorchristlicher Zeit; es ist aber auch aus nachchristlicher Material in Fülle vorhanden. Insbesondere kennen wir das zweite nachchristliche Jahrhundert aus vielen und bedeutsamen Zeugnissen als eine Zeit sehr allgemeinen und kraffen Aberglaubens, gegen den die Epikureer von ihrem Materialismus aus vergeblich ankämpften, und den der Spötter Lukian vergeblich verspottete.

*) Asklepios hatte sich also in der Geschwindigkeit nach Sparta begeben und dort die Operation gemacht, gleichzeitig aber die Mutter (durch das übliche Traumgesicht) benachrichtigt.

**) Wie schon der griechische Herausgeber hervorhebt, wird diese Geschichte, die wie eine Reklame für Epidauros gegenüber Troizen aussieht, auch aus einem alten Historiker Hippys bei Aelian (Hist. Anim. IX, 33) berichtet. Die Abweichungen sind: daß die Frau in Epidauros inkubiert; daß die Assistenten des Gottes die Operation vornehmen (was indes nur ein Unterschied der Bezeichnung); daß nach gemachtem Schnitt der eine mit der Hand durch den Hals in den Leib hineinlangt und einen ungeheuren Wurm herauszieht; endlich daß der Gott noch in derselben Nacht zur Stelle ist, die Assistenten ausschilt und den Kopf wieder ansetzt. Man kann also wählen, welche Form dieser Münchhausenschen Lügengeschichte die geschicktere scheint.

***) Diese lebte etwa um 300 v. Chr.; es sind von ihr noch eine Anzahl kleiner Gedichte (in der griechischen Anthologie) vorhanden.

Lukian gibt in einer seiner Abhandlungen die Biographie eines Propheten seiner Zeit, namens Alexandros, aus Paphlagonien im nördlichen Kleinasien gebürtig, welcher aus Spekulation (angeblich natürlich nach empfangener Offenbarung) in seiner Heimat ein neues Heiligtum des Asklepios gründete und als Vorsteher desselben mächtig Geld verdiente. Die Offenbarungen geschahen hier nicht durch Träume, sondern durch Orakelsprüche: die Befragenden gaben einen versiegelten Brief mit der Anfrage ab, und empfingen den Brief mit unverletztem Siegel, aber mit untergeschriebener Antwort zurück. Nach Lukians Aufklärung verstand sich nämlich Alexandros auf verschiedene Mittel, um das Wachssiegel entweder unversehrt abzulösen und wieder aufzukleben, oder einen Abdruck davon zu nehmen und mit diesem neu zu siegeln. Auch Mysterien verband dieser Prophet mit seinem Gottesdienste, bei denen am ersten Tage die Proklamation erging: „Wenn ein Gottloser oder Christ oder Epikureer hergekommen ist, um bei den Weihen zu spähen, der fliehe; wer hingegen gläubig an den Gott ist, der möge sich einweihen lassen mit gutem Glück.“ Dann fand eine Austreibung statt: der Prophet sprach vor: „Christen heraus!“ die Gemeinde respondierte: „Epikureer heraus!“ Dies also ist, wie wir dem Lukian unbedenklich glauben, ein ganz gemeiner Schwindel gewesen. Aber auch hochgebildete Leute waren Gläubige des Asklepios. Ein solcher war der Rhetor — wir können sagen Litterat — Aristides aus Smyrna, seiner Zeit eine große Berühmtheit; derselbe hatte eine zehnjährige, vielformige Krankheit durchzumachen, bei der er sich von Asklepios, oft im Widerspruch mit allen andern Aerzten, behandeln ließ, nämlich auf dem Wege der Träume, und glücklich durchkam. Die Einzelheiten hat er manche Jahre danach aus der Erinnerung und nach s. Z. gemachten Notizen in fünf sogenannten „heiligen Reden“ dargelegt, und zwar hat demzufolge der Gott ihn nicht bloß kuriert, sondern auch seine litterarische Thätigkeit mit dem Interesse eines Patrons geleitet und ihm zu dem verdienten Ruhme verholfen. Es ist unzweifelhaft sehr viel mehr Litterateneitelkeit als wirkliche religiöse Wärme in diesen Reden. Ich teile auch daraus einiges in freiem Auszuge mit.

— — „Von langer Zeit her hatte mir der Gott vorhergesagt, ich müsse mich vor Wassersucht in acht nehmen, und hatte mir dagegen unter andern prophylaktischen Mitteln ägyptische Schuhe gegeben, wie sie dort die Priester tragen. Nun schien es ihm denn gut, die schlechten Säfte nach unten abzuleiten. So bekam ich ein Geschwür an den Weichen, welches zu ungeheurer Größe anwuchs. Die Aerzte wollten, ich sollte es aufschneiden oder brennen lassen; aber der Gott widerstand beständig und teilte mir in den Träumen immer wieder mit, ich solle es weiter wachsen lassen: es sei zum Heile, und diese Gärtner verständen es nur nicht, die Kanäle in der richtigen Weise zu leiten. Dies dauerte nun vier Monate lang, und in dieser Zeit bekam ich viele wunderbare Anweisungen: so mußte ich barfuß zur Winterszeit einen Lauf machen; ich mußte reiten; einmal mußte ich auch bei heftigem Winde mich über den Hafen setzen lassen und drüben, nachdem ich Honig und Eicheln zu mir genommen, vomieren. Endlich kam die Zeit, wo er mir ein Mittel offenbarte, das ich auf das Geschwür aufzustreuen hatte; an die einzelnen Ingredienzien erinnere ich mich nicht mehr, nur daß Salz dabei war. Nachdem ich nun dies angewendet, schwand sofort die Geschwulst zusammen; ich hatte dann Eiweiß aufzustreichen, und nach wenigen Tagen war die Stelle des Geschwürs nicht mehr zu finden. — —

— — Der Gott schickte mich (vom Asklepieion zu Pergamos) nach Chios; es sei dies der Purgation wegen, sagte er. Ungern machte ich mich auf den Weg aus dem wohlthuenden Schutze des Heiligtums heraus, erregte in Smyrna allgemeines Entsetzen durch mein Erscheinen und bestieg dort ein Schiff, um über den Meerbusen nach Phokaia zu fahren. Unterwegs bekamen wir einen entsetzlichen Sturm und konnten erst nach unsäglicher Gefahr und Angst endlich landen. Als es Nacht geworden war, hieß mich der Gott jetzt die Purgation vornehmen, indem er mir auch die Mittel dazu bezeichnete. Sie kam denn auch, unter Mitwirkung der Seefahrt, ganz gründlich.

Digitized by Google

Nun offenbarte mir der Gott den ganzen Zusammenhang: es sei mein Schicksal gewesen, Schiffbruch zu erleiden, und deswegen wäre dies alles erfolgt; und auch jetzt noch müsse ich um der Sicherheit willen und um mein Schicksal vollständig zu erfüllen, in einen Kahn im Hafen steigen und es so machen, daß der Kahn umschlüge und unterginge, ich selbst aber mich von jemand herausziehen und zu Lande schaffen ließe. Dies that ich nun mit Freuden. Hierauf hielt mich der Gott in Phokaia zurück, indem er mich von der Weiterfahrt nach Chios entband, und nach einigen Tagen hieß er mich wieder nach Smyrna gehen. Dort erschien er mir in einer besonderen Gestalt, und mich deuchte, daß er vor meinem Bette stehe, die Finger vorstrecke und mit denselben eine Zeitlang rechne, und dann sage: „Du hast 10 Jahre von mir und 3 Jahre von Serapis,“*) und dabei erschienen die 13 wie 17 durch die Stellung der Finger. Dann befahl er mir zu dem Flusse, der vor der Stadt fließt, hinabzugehen und mich darin zu baden. Es war nun mitten im Winter, und es herrschte starker Nordwind und Frost; die Steinchen auf dem Wege waren so zusammengefroren, daß sie zusammenhängendem Eise glichen. Die mir gewordene Erscheinung war schon ruchbar geworden, und so begleiteten mich meine Freunde und auch viele Aerzte, die einen aus persönlicher Bekanntschaft, die andern aus wissenschaftlichem Interesse, und auch sonst viel Volks. Ein Arzt war dabei, namens Herakleon, ein Freund von mir, der mir am folgenden Tage gestand, er sei in der festen Ueberzeugung mitgegangen, daß ich mir im allergünstigsten Falle einen Gliederrheumatismus holen werde. Als wir am Flusse angelangt waren, werfe ich ohne Zaudern meine Kleider ab und springe hinein wo es am tiefsten war. Dann badete ich so behaglich wie in einer Badewanne mit lauem Wasser, und als ich herauskam, fühlte ich mich warm und wohl, und diese Wärme blieb den ganzen Tag bis ich zu Bette ging.“

Aristides erzählt dann auch, wie es mit der Vorhersagung geworden: als die ihm geschenkte Zeit nahezu abgelaufen war, bekam er ein Fieber, und man meinte, er würde nicht durchkommen; aber er kam durch, nur starb ihm der geschätzteste seiner Sklaven, womit sich also die Schicksalsgöttinnen, mit denen Asklepios im Interesse seines Schützlings unterhandelte, schließlich hatten abfinden lassen.

Wir brechen hier ab, aber wahrhaftig nicht aus Mangel an weiterem Stoff. Die Summe von allem ist, daß die Menschennatur sich gleich bleibt, und daß das Altertum, wenn wir etwas schärfer hineinsehen — denn die Oberfläche des Lebens ist ja seither vielfach geändert, und Gott sei Dank auch einiges mehr — uns überall das Spiegelbild der Gegenwart zeigt. Jener Alexandros, wie Lukian sagt, hatte erkannt, daß das menschliche Leben von zwei mächtigen Tyrannen regiert werde, von Hoffnung und Furcht, und gründete darauf seine Spekulation; auf dieselben Tyrannen kann man auch heutzutage mit Erfolg spekulieren.

*) Aegyptische Heilgottheit, deren Kult seit der makedonischen Zeit sich überall in den griechischen Ländern verbreitet hatte.

Zur Würdigung Leopold v. Rankes.*)

Von

Professor Dr. L. Schaedel-Darmstadt.

„Hobbes hatte das höchste, von der Natur dem Menschen vergönnte Alter erreicht; noch alle Jahre ließ er eine Schrift erscheinen.“ Ranke, Engl. Gesch.**)

In kürzester Frist hat die Geschichtswissenschaft zwei große Tote zu beklagen gehabt! Einmal nur haben Tag und Nacht gewechselt zwischen Rankes Tode und dem von G. Waitz. Erlauchtere Namen gab es wohl nicht in dieser Provinz des Wissens; während aber der Ruhm des Einen trotz seiner Zugehörigkeit zum 48er Parlament über deren Grenzen weniger hinaustrat, gehörte Ranke, der niemals in Politik sich mischte, seiner ganzen Nation an. Aus dem Munde Sr. Majestät des Kaisers kamen, als Ungarn und Serben, Holländer und Amerikaner mit uns des greisen Forschers 90. Geburtstag feierten, die allumfassenden Worte: „Durch Ihre Werke haben Sie sich selbst für alle Zeiten ein unvergängliches Denkmal errichtet.“ Und was Ranke selbst einmal gesagt hat: „Die Geschichte eines Gelehrten muß die Geschichte der Wissenschaft werden,“ das dürfen wir, hinblickend auf die Lebensarbeit dessen, „der drei Menschenalter sah“, umkehren und sagen: „Die Lebensgeschichte dieses Gelehrten trug die Geschichte seiner ganzen Wissenschaft in sich.“ Wie die Sage von Karl dem Großen wußte, auf seiner Hand könne er den Stärksten tragen, so trug Ranke auf seiner Hand die ganze folgende historische Forschung. Aber ist vielleicht gerade wegen dieser umfassenden Wirkung die Zeit zu seiner Würdigung noch nicht gekommen? Gehört nicht eine Ferne dazu, das Große zu übersehen? Allein wir wollen ja weder das Unmögliche versuchen und all die Wirkungen erschöpfen, zu denen in dem großen Toten die Ursachen lagen, noch aber auch, da es den großen Historiker am wenigsten ehren hieße, wollte man ihn unhistorisch loben, „stehn und gaffen mit blöder Bewunderung großem Auge“ (Klopstock) und ihn mit vagen Superlativen preisen, sondern die am meisten charakteristischen Züge seiner Forschung definieren und weiteren Kreisen vor Augen

*) Gegenwärtig darf der Verf. noch die Bekanntschaft mit den in allen Zeitungen erschienenen Nekrologen voraussetzen. Nur daß wohl in sämtliche Lebensbilder des Forschers, der gerade auch zuletzt noch so viel für Chronologie gethan hat, durch eine sonderbare Schickung ein falsches Geburtsdatum sich eingeschlichen hat. Ranke selbst feierte freilich zeitlebens den 21. Dezember als Geburtstag, während das Kirchenbuch in Wiehe den 20. ausweist. — Wir machen im folgenden nur den Versuch, Rankes Eigentümlichkeit als Geschichtschreiber und seine Sinnesart zu bestimmen, wie die Werke sie geben.

**) Hobbes ist wie Ranke 90 Jahre alt geworden.

führen, thunlichst mit seinen eigenen Worten, und so daß sein Gemüt gerade und die verkannteren Seiten des Edeln genauer betrachtet werden.

Wie ein Markwart steht Ranke an der Scheide zweier Epochen der Geschichtschreibung, und künftig muß man eine Zeit vor Ranke und nach Ranke sondern. Noch nie hat ein einzelner in solchem Grad Epoche gemacht in dieser, selten in einer andern Wissenschaft. Es ist zwar eine Art Wagnis, die Geschichtswissenschaft periodisieren zu wollen; denn das maßgebende Werk von Wegele (Historiographie), vortrefflich in den Einzelheiten, sieht mit vielleicht weiserer Zurückhaltung von jedem derartigen Versuche ab. Immerhin darf man doch sagen, daß wir seit der Reformation, besonders durch Melanchthon und Sleidanus die Geschichtswissenschaft in der größten Annäherung an die religiösen Aufgaben gewahren; dann dient sie (Leibniz und Pufendorf) mehr noch territorialistischem, als vaterländischem Interesse; verirrt sich dann (die Göttinger Schule in verschiedenen Abwandlungen von Schlözer bis Joh. v. Müller und Schlosser) in die Gefahr, den Interessen der Menschheit oder ihrer lebendigen Teile zu dienen, der Nationen, — aber Rankes Kunst malt sich in der Loslösung der Geschichte von jedem außerhalb ihrer selbst liegenden Interesse. Und wie vielerlei lebendige Richtungen waren aus jener immer fortzeugenden Entwickelung herausgetreten! In Blüte stand die freisinnig-aufgeklärte Bewegung, die ihre Hochburg von Göttingen nach Heidelberg verlegt hatte; aus den mittelalterlichen Studien wuchs im Zeitalter der restaurativen Romantik eine ultramontane und gleichfalls „aus den Landen Joh. v. Müllers“ eine leider weniger aggressive evangelisch-romantische Richtung hervor. Es kam darauf an, wohin die jüngste und stärkste Kraft sich schlagen würde. Wohin? Ranke ging mitten hindurch! Hindurch auch zwischen der Versuchung, in Hegels Weise Geschichte zu konstruieren oder sie, wozu Anfänge da waren, schnöde zu materialisieren („naturwissenschaftliche Geschichtschreibung“). Und so verharrte er gegenüber jeder tendenziösen Geschichtschreibung unnahbar; die Entschuldigungen des Fanatikers wie des Chauvinisten hat er für sich nie beansprucht. Rankesche Objektivität! Das ist der Ruhm, den ihm alle Sperlinge von den Dächern nachsingen, und mancher Nachruf in liberalen Organen hat die Lobposaune nur mit diesem Winde gefüllt. Das sind „solche Leser, die in Ranke weiter nichts, als den kühlen, gefühllosen, diplomatisierenden*) Geschichtschreiber erkennen wollen.“ Steht es doch auch in der alten Quelle aller liberalen Bildung, in Brockhaus' Konversations-Lexikon, zu lesen: „seine Forschung wie seine Darstellung ist ohne jede Sympathie oder Antipathie für den Gegenstand unternommen und stets auf das Verständnis des Ganzen, des Weltgeschichtlichen gerichtet.“ Und freilich, niemand müßte sich mehr beklagen, wenn dem so wäre, daß Ranke ohne jede Sympathie oder Antipathie für den Gegenstand geschrieben hätte, als die konservative Partei, in deren Bahnen sich seine religiösen und politischen Ueberzeugungen bewegten, und der er also sein gewaltiges Zeugnis versagt hätte. Allein zunächst ist Objektivität ein durchaus zweideutiger Ausdruck. Jene Objektivität darf keinem Forscher fehlen, am wenigsten dem Historiker, welche die Thatsachen bestehen läßt, sie seien ihm nun lieb oder leid; welche nicht auswählt und ins Dunkle stellt, weil etwas der persönlichen Ueberzeugung des Forschers widerstrebt: also sub specie facti darf er Sympathie und Antipathie freilich nicht mitreden lassen; und darum hat Ranke selbst „die kritische Methode als das Wesen seiner Forschung“ bezeichnet. Aber die andere sogenannte Objektivität wird kein Mann von selbständiger Ueberzeugung sich mögen nachsagen lassen, die ihn verpflichten würde, ohne Sympathie und Antipathie für den Gegenstand zu sein. Und wie beleidigend ist es für den großen Toten, für den Freund unserer Könige, unter den Kränzen an seinem Sarge einen solchen — Strohkranz, diese falsche Objektivität d. h. Gesinnungslosigkeit, aufzuhängen! Wohl konnte derselbe Forscher die

*) Ein unseliges Mißverständnis der schöpferischen Arbeit Rankes aus den Diplomen heraus hat ihm zuerst den Beinamen des „Diplomatisierenden“ im anderen Sinne auch zuwege gebracht!

Geschichte der Reformation wie die der Päpste schaffen, konnte die Parlamentswirtschaft der englischen Revolution verständlich machen und die tiefgegründete monarchische Gesinnung Friedrich Wilhelms IV. im Briefwechsel mit Bunsen in den Rahmen des verständnisvollsten und einverstandensten Kommentars einschließen: aber die eigene Meinung hat er nicht verborgen, und sie tritt hervor „zur Zeit und zur Unzeit", d. h. in dem Hauptberichte und oft stärker noch in gelegentlichen Vergleichen, an fast unerwarteter Stelle. Denn er blieb immer, wie er selber einmal von Dahlmann sagte, „ein Mann, in welchem sittlicher Adel und theoretische Kälte sich doch mit tief innerer Leidenschaft für die Sache, die er einmal ergriffen hatte, verband." So drängt er denn mitten in die Darstellung der Freundschaftskonflikte Friedrich Wilhelms mit Bunsen seine eigene „posthume Widerrede" gegen Bunsen hinein, und wo er von den Serben redet, da sagt er mit einem jener ungeheuren Ueberblicke, welche die Höhe des Beobachtungspunktes erkennen lassen: „während im Occident zwischen geistlicher und weltlicher Gewalt ein Kampf auf Leben und Tod entbrannte, ruhmvolle Geschlechter geistreicher und großartiger Fürsten" (die Hohenstaufen) „von der geistlichen Obrigkeit mit nie zu versöhnendem Hasse als eine Beute von Ottern und Schlangen verfolgt werden."

An ein paar starken *einzelnen* Beispielen sei nun jene *tugendhafte* Objektivität zuerst dargethan: den Franziskus Saechins tadelt er in den Analekten zur Papstgeschichte, da er „parteiisch, höchst parteiisch ist, er übergeht, was ihm nicht gefällt; aus dem ihm vorliegenden Material nimmt er oft nur das Ehrenvolle." Und von dem ersten Bearbeiter des Hardenbergischen Nachlasses sagt er mit gleichem Tadel: „Schöll läßt doch auch eine gewisse politische Tendenz erkennen; er schrieb in der Epoche der Restauration, deren Intentionen er mit lebhafter Ueberzeugung teilte; es begegnet ihm wohl, daß er den Anflug von Liberalismus, welcher der Hardenbergischen Verwaltung eigen war, zu verwischen sucht." Und dergleichen begegnete nun freilich Ranken nicht; nicht im einzelnen, nicht durch Einmischung: in der Hegelschen Zeit verschmähte er jede Konstruktion des Weltverlaufs und in einer politisch hocherregten las jede Partei seine Werke ohne Furcht der leiseren Fälschung. Denn die Frage, sagt er in den zwölf Büchern preußischer Geschichte, durch die er die vaterländische Geschichte wahrhaft erst erschuf, „die Frage kann überhaupt aufgeworfen werden, inwiefern die Aufstellung allgemeiner Ansichten mit der Gründlichkeit der Forschung, die einer solchen allein Sicherheit und Eigentümlichkeit verleiht, vereinbar ist. Denn die historische Forschung richtet sich ihrer Natur nach auf das Einzelne" — „aber," fügt er hinzu, „man wird zugestehen, daß sie ihren Zweck verfehlt, wenn sie darin befangen bleibt." Und die ewig wertvollen Ideen, deren Gewinn aus der Geschichte unsere Ueberzeugung schafft oder bestätigt, sie treten aus Rankes Schriften leuchtend hervor. Seine evangelische Treue und sein gutes Preußentum verbinden sich in jenem Ausspruch, in der Abhandlung über das Vatikanische Konzil: „eine Staatsgewalt behielt den Sieg" (Deutschland 1870/71), „die im Antagonismus gegen die exklusive Herrschaft des Papstes emporgekommen war und jetzt zugleich die deutsche Sache verfocht; sie gelangte zu einer Stellung, welche ihr einen maßgebenden Anteil an der universalen politisch-religiösen Bewegung der Welt sicherte. Ein überzeugter Protestant möchte sagen: es war die göttliche Entscheidung gegen die Anmaßung des Papstes, der einzige Interpret des Glaubens und der göttlichen Geheimnisse auf Erden zu sein." Das ist es: „möchte sagen" — da verlangt man, vergessend, daß ein anderes der Historiker, ein anderes der Stadtmissionar ist — aber beide von Gott und für Gott! — „als ein überzeugter Protestant, sage ich": und das kann der Historiker als solcher nicht leisten. Er hat nicht Bekenntnisse, sondern Berichte zu geben. Denn die Geschichte darf nicht geschrieben werden vom Standpunkt des Staatsanwalts oder auch des Verteidigers, sondern von dem des Richters aus, der den Prozeß für die Geschworenen instruiert. Wäre es denn auch nur günstig und glücklich für uns Evangelische, wenn Ranke geringere Pietät vor der Unverletzbarkeit der Thatsachen besäße und eigene Meinung mildernd

in das Gedränge des Wirklichen mischte? Würde seine furchtbare Schilderung der Gegenreformation in Deutschland und in Holland (die er gewissermaßen entdeckte) so erschütternd wirken, wenn er sie mit vordringlichen Bekenntnissen versetzt hätte? Erst allmählich hat Ranke sich diese Zurückhaltung abgerungen; es lassen sich in seiner Geschichte des serbischen Aufstandes noch Spuren von stärkerem Hervortreten des Autors aufweisen.

Aber hinter dem Faktischen und außerhalb der Begebenheiten, da spricht er wohl auch warm und voll sein Urteil und seines Herzens Glauben aus; und der muß wenig gewandert sein in dem Riesenwald Rankescher Geschichtschreibung, der dieser blauen Blume nie begegnet ist. Zwar von der Geschichte der Reformation gesteht das ja wohl jedermann zu; auch das Gericht über die fanatische Tyrannei der spanischen Philippe liegt in der Schilderung von dem alles ertötenden Eiseshauch, der aus dem Eskurial Spanien überzieht. Aber wer hat anders die Worte geschrieben: „mit der militärischen Form der preußischen Armee hat das evangelische Bekenntnis nichts zu schaffen, aber es bedingte den Heldenmut der Führer und der Gemeinen," und in derselben Schrift (Fürstenbund) preist er hoch den religiösen Schwung, der in Friedrichs Heere lebte, wie uns denn eine Stelle aus dem Leben Knebels*) — Goethes Freund — sagt, daß die Offiziere Friedrichs auf der Wachtparade von der Sonntagspredigt sich zu unterhalten pflegten, in jenem Dezennium, wo reisende Franzosen und Engländer nicht laut genug über das sittenlose und freigeistige Berlin schmähen können. Vom siebenjährigen Krieg sagt Ranke: „es war ein Kampf der Religion, nicht ein ausgesprochener, aber ein solcher, der in der Sache lag." Wie hoch er den grundlegenden Wert des evangelischen Bekenntnisses anschlägt, das zeigt sein Wort von der deutschen Litteratur, und wie hoch die Gefahr durch die Jesuiten. Noch am 90. Geburtstage drang ihm seine innige Vaterlandsliebe Thränen ab, da er „des letzten Kampfes zwischen Napoleon und Preußen gedachte." Auch so ist Rankes Objektivität nicht beschaffen, daß sie moralische Verurteilungen ausschlösse, und wenn sie ihn auch viel kosteten, wie jenes kräftige Wort über Friedrich Wilhelm II.: „hätte er nur auch selbst in seinem ehelichen Leben einen regelmäßigeren Wandel geführt," wie er es von seinen Soldaten verlangte. Oder über Papst Sixtus V., dessen Bild er zuerst von den Spinnweben blinder Lobhudeleien mit wahrer Pietät gereinigt hat, worin ihm dann M. Brosch glücklich gefolgt ist, und dessen Justiz gegen Räuber er dennoch eine „orientalisch-barbarische" nennt. Den Gesandtschaftsbericht des Liudprand, den Otto d. Gr. nach Konstantinopel gesandt hatte, und der mit seinem Hohn über die anmaßende byzantinische Lumpenpracht dem gekränkten Deutschen so wohl thut, liest Ranke doch „mit Vergnügen und — Indignation." Er hat selbst für Macchiavell den einzig denkbaren Milderungsgrund — er schrieb zur Rettung Italiens von den Barbaren — aufgefunden und es fragt sich, ob Baumgarten ihm mit Recht darin widerspricht (Geschichte Karls V.): aber Gift nennt er es, was der große Litterat seinen Landsleuten verschrieben habe. Ueberhaupt hilft er den Verkannten mit schöner Vorliebe. Wieviel edler steht Haugwitz bei ihm da als in der öffentlichen Meinung oder jetzt wieder bei Treitschke! Wie weiß er den sogenannten Heerverderber Gallas (Wallenstein) rühmlicher aufzufassen, ja den italienischen Historiker Jovius (Giovio), der sich in sophistischer Laune selbst als käuflich und feil geschildert hat, nimmt er gewissermaßen gegen sich selbst in Schutz. Ja auch bei den Pariser Septembermorden hebt er hervor, wie ein Schein von Justiz gerettet ward. „So viele gibt es," klagt er bei den Memoiren der Markgräfin von Baireuth, „denen schriftliche Afterrede das größte Vergnügen gewährt." Und ein andermal äußert er: „für die Muse der Geschichtschreibung, wenn ich sie kenne, gibt es Dinge, welche sie unbekümmert auf sich beruhen lassen kann." Das kommt jenen entsetzlichen Päpsten der Renaissance zugute; und milde weiß er für

*) Ausgabe der Dichtungen und Briefe Knebels von Varnhagen.

Friedrichs Franzosentum eine allgemeinere Entschuldigung: „seit den Tagen der Römer hat man die Uebung eines erlernten Idioms für nötig gehalten, um nicht dem Einheimischen und Angestammten, wo oft die Gewohnheit als die Kunst gilt, zu verfallen." Lamettrie selbst, den wüsten, nennt er mildernd: „von allen Schriftstellern, die je gelebt haben, einen der Unbesonnensten." Nur einem Gegner ist er überall unversöhnlich: der Revolution, und die ganze neuere Geschichte begreift er einzig unter dem Gesichtspunkt des Kampfes gegen sie und ihren Cäsar. Wie er ja auch von Voltaire rühmt: „er war ein zu wohlorganisierter Kopf, um sich in destruktive Ideen zu verlieren." —

Diese unsere Auseinandersetzung an Beispielen möchte dargethan haben, in welchem Sinne Ranke objektiv genannt werden muß, und daß man ihn also nicht wohl ungeschickter loben könnte, als Mommsen es an seinem 90. Geburtstag gethan hat: „Sie haben es verstanden, die Menschen darzustellen vielleicht nicht immer wie sie waren, sondern wie sie hätten sein können", d. h. Sie haben Dichtung geschrieben, nicht Wahrheit. Es sei denn etwa, daß Mommsen durch Rankes (und M. Mendelsohns!) Urteil über Lessing: „er halte an den übernatürlichen Mächten fest" sich zunahegethan gefühlt hätte.

Ein phraseologisches Beiwort, welches der Rankeschen Objektivität meist beigesellt wird, leitet uns weiter: „kühle" Objektivität. Träfe es zu, dann würden seine Schriften gerade in Deutschland schwerlich eine Gemeinde über die Kreise der Gelehrten hinaus gefunden haben: es wäre dann kein Gemüt darin. Wir kommen zur Sache mit der Bemerkung, daß Mommsen immer hätte sagen mögen, Ranke habe die Menschen darzustellen geliebt, wie sie in ihren besseren Momenten wirklich waren, er habe sich lieber an die Lichtseite der Charaktere gehalten und an den Menschen geglaubt, wie er einmal äußert: „ich glaube an die innere Wahrhaftigkeit der Menschen in großen inneren Entschließungen." Zu seinem starken sittlichen Pathos, das schon in der Erstlingsschrift, wo er von den verrotteten Italienern des Cinquecento spricht, zur Stärke prophetischer Bußpredigt sich erhebt, gesellt sich, echt germanisch, ein warmes Gefühl für die Familienbande. Das setzt ihn instand, das Verhältnis von Gatte zu Gatten, von Vater und Sohn so zartsinnig nachzubilden. Aber keine wortreiche Sentimentalität, kein Prunken und Pochen. Wie er K. Ottos des Gr. letzten Abschied von seiner Mutter schildert, wie die innige Seelengemeinschaft des großen Oraniers Wilhelm III. mit seiner liebenswürdigen Gattin — leicht das ergreifendste Ehebild! Oder auch Kurfürst Friedrich III. im Konflikt zwischen Dankelmann und der Kurfürstin. Auch den Streit Friedrich Wilhelms I. mit seinem Prinzen durchdringt bei ihm immer der Glaube an die Wahrscheinlichkeit des Besseren auf beiden Seiten. So hat er jüngst wieder jene Waldrade in einem neuen und besseren Lichte gezeigt, die sonst als schnöde Ehebrecherin den ersten päpstlichen Uebergriff zu rechtfertigen schien. Und andererseits die Entrüstung über Hardenbergs heillose Ehe, auf welcher der Fluch einer Art innerer Untreue gegen des großen Stein schöne Schwester Luise lastete, die Hardenberg zuvor „unaussprechlich geliebt" hat. Da fährt er einmal mit dem eigenen Urteil drein und rechnet Hardenbergs schmählichen Betrug durch den Prinzen von Wales zu den größten Vorfällen, die in dem persönlichen Leben eines Mannes vorkommen können. Diese Stärke und Zartheit des Gemütslebens lassen auf ihre tiefere Wurzel schließen: sie entspricht der Aufrichtigkeit, Treue und Wärme seiner evangelisch-christlichen Frömmigkeit. „Denn" — er sagt es von Friedrich Wilhelm IV. — „über seiner weltumfassenden Weltanschauung ging ihm das Mysterium des menschgewordenen Wortes nicht verloren." Schon in seiner Antrittsvorlesung vor zwei Menschenaltern erklärte er, es werde niemand, weil Gott unsichtbar sei, Bedenken tragen zu behaupten, daß ein Gott sei, und daß alles von ihm seinen Ursprung habe. Wie oft erwähnt er das Gebet als letzten Trost auch der Höchsten. Von Karl V., Philipp III., von Friedrich Wilhelm IV., von der evangelischen Maria von England, „die das Bedürfnis und das Glück kannte, sich im Gebet in das Geheimnis der göttlichen Dinge zu versenken." Gelegentlich, und desto

bezeichnender, sagt er von dem sterbenden Otto d. Gr.: „er empfing noch das heilige Abendmahl, welches den Menschen bei seinem Abschiede aus dem Irdischen mit dem Unvergänglichen in Berührung bringt.“ Und wie sichtlich stolz berichtet er von der evangelischen Treue des großen Kurfürsten in der Versuchung mit der polnischen Königskrone. Vor allem aber, welches Bekenntnis zu unserem Heiland im Eingang der Geschichte der Päpste, die ihn so oft verleugnet haben: „Auch vom Standpunkt unserer weltlichen Betrachtung dürfen wir es sagen: unschuldiger und gewaltiger, erhabener, heiliger hat es auf Erden nichts gegeben, als seinen Wandel, sein Leben und Sterben; in jedem Hauch seiner Sprache wehet der lautere Gottesodem; es sind Worte, wie Petrus sich ausdrückt, des ewigen Lebens; das Menschengeschlecht hat keine Erinnerung, welche mit dieser von fern zu vergleichen ist.“ Und „in dem Menschensohn, Gottessohn, erschien das ewige und allgemeine Verhältnis Gottes zu der Welt, des Menschen zu Gott.“ — Eine unheilvolle Entwickelung nennt er es auch wieder vom Standpunkt der weltlichen Betrachtung, wie der Halbmond auf der Balkanhalbinsel siegt und hofft gegenwärtig einen Rückschlag. Die ultramontanen Tendenzen in der Geschichtschreibung rügt er mit Macht: der alte Khevenhiller und der moderne Kardinal Hergenröther könnten es bezeugen; und mit sichtlicher Befriedigung weist er in den Abhandlungen zur Geschichte der politischen Theorien zuerst gründlich nach, daß Jesuiten, die aufdringlichen Stützen der Throne, Lainez, Bellarmin und Mariana, die Idee der Volkssouveränität mit allen Konsequenzen zuerst verfochten haben. So ist es unmöglich, die Einwirkungen zu verkennen, die der große Preußenkönig Friedrich Wilhelm IV., der geistreichste, frömmste und edelste Mann seiner ganzen Zeit, persönlich auf Ranke ausgeübt hat. Daher denn auch der offene Blick für die eminente Bedeutung der Religionen in der Geschichte der Völker, vor welchem die Grundgedanken seiner ganzen Weltgeschichte sich erheben. In der Politik ist er nicht nur entschlossener Monarchist, sondern auch ausgesprochen konservativ. Während er das Verständnis der englischen Revolution sich noch abrang, vermag er für die französische keine Art von Würdigung zu finden, betrachtet sie als den Feind schlechthin und verzeiht eher als diese Revolution von unten, den Staatsstreich von oben. Wo der Große Kurfürst endlich die preußischen Stände meistert, da straft sie auch Ranke: „sie lehnten sich nicht sowohl gegen ihren Kurfürsten, als gegen ein historisches Ereignis auf.“ Und unserer Gegenwart gibt er die teure Belehrung, daß es Friedrich Wilhelm IV. „zuzuschreiben sei, wenn die Idee der Nationalsouveränität in Deutschland niemals festen Grund und Boden gefunden habe.“

Eine der auffallendsten Eigentümlichkeiten Rankescher Kunst ist die versagte Vollständigkeit: sie hängt mit seinen gemütlichen Eigenheiten aufs engste zusammen. Vollständigkeit ist einmal, mit dem hochseligen König zu reden, le cadue de ses soucis. Zunächst daß er häßliche Dinge womöglich ausschließt: sein Sinn ist zu vornehm dazu. So „wiederholt er ungern die schmutzigen Anklagen gegen Papst Johann X.“ Auch das Gräßliche stößt ihn ab: die schaurige Bartholomäusnacht, deren Urheberschaft er jedoch trotz Wuttkes Anfechtung auch heute noch im wesentlichen maßgebend (= Baumgarten) feststellte. Selbst Schilderungen populärer Leidenschaften mag oder vermag er nicht. Hier liegt der Grund, warum er bei aller tiefen Erkenntnis von der Größe des Kampfpreises, die er noch in seinem letzten „öffentlichen Kolleg“ anerkannte, dennoch das Jahr 1813 nicht mehr darstellte, „es erwecke ein Interesse, das vielleicht annoch mehr politisch als historisch sei.“ Darum war es besser, das Buch „Fürsten und Völker von Südeuropa“ später mit anderem Titel zu versehen; es war eben doch mehr eine Geschichte der Regierungen, der Fürsten, wie — dies deutend — allem voran die wunderbaren spanischen Königsbilder vorüberziehen. Noch weniger wünscht er „zu wiederholen, was jedermann weiß.“ Aber er wählt auch sonst. Anekdotenhaftes macht ihm leicht den Eindruck der Sage. „Nicht alles, was man darüber angenommen, will ich, indem ich davon schweige, für unwahr erklären.“ Weiß nicht Ottilie in den Wahl-

Digitized by Google

verwandtschaften mehr dergleichen über Karl I. als Ranke uns erzählt oder berichtigt? Geht er nicht über Karls V. seenhafte Reise durch Frankreich mit dem kurzen Wort „die heiterste Reise von der Welt“ hinweg? Wer wird von Roßbach oder Leuthen ein vollständiges Bild bei Ranke suchen? Nicht einmal den Entsatz von Olmütz durch Dauns schöne Kriegsthat — v. Bernhardi setzt sie ins Licht — erläutert er uns. Oder hat nicht die Schilderung des Champagnerfeldzugs eine gewisse interessante Einseitigkeit, weil sie vorzugsweise aus den schätzbaren Papieren *eines* Diplomaten hergestellt ist?

Dagegen ist es ein Zug von Seelenschönheit und nicht nur von Forschernst, daß er sich der *Stiefkinder der Geschichte* annimmt. Die dunklen, schwierigen Partien erleuchtet er, psychologische Probleme übergießt er wie mit elektrischem Lichte: Christinens von Schweden rätselhaftes Bild, Katharina von Medici, Karl V. und seines Sohnes schweigende Gestalt (sosiego!) wie Wallensteins vieldeutigen Charakter. Unausgesprochene, unaussprechliche Figuren reizen seinen Trieb zur Diagnostik: was scheinbar nahe bei einander liegt und, dennoch artverschieden, ihn anzieht. Denn „nicht so sehr in den Gegensätzen der Extreme tritt das Charakteristische der Sinnesweise hervor, als in der Sonderung des Naheſtehenden und Verwandten.“ Die vernachlässigten Gegenden mustert er besonders; so wies er noch kurz vor seinem Tode unserem erhabenen Kaiser die Regierung Ludwigs des Frommen neben der Ottos d. Gr. im 6. Band seiner Weltgeschichte als besonders beachtenswert. Erstere ist in der That mit jugendlicher Hingabe aus den Urkunden herausgearbeitet: lauter frisch behauene Steine. Bei letzterer ist die schweigende Korrektur mancher blendenden Vermutung über Ottos Wollen und Streben nicht die letzte der Tugenden. Wie liebevoll versenkt er sich in ein äußerlich so folgenleeres Ereignis wie der preußische Zug nach Holland; oder in den Donaufeldzug von 1546, über den wir noch heute besseren Lichtes warten. Die Schlacht von Lauffen von 1534, an sich schwierig, hat nie jemand annähernd so zu erklären gewußt; auch nicht die jüngste württembergische Geschichte. So hebt er, die bekannte Jesuitenmoral anderen überlassend, die wenig bekannten „geistlichen Uebungen“ heraus; um den bekannten Diderot wenig bekümmert, arbeitet er Condillac fein heraus. Und besonders versagt er wohl eine zusammenfassende Charakteristik, die sich der Leser selber aus dem gegebenen Material nicht anders als zutreffend zusammenstellen kann. Wie schon angedeutet, Volksgeschichte schreibt er nicht; auch nicht Kulturgeschichte, auch nicht wirtschaftliche oder verfassungsgeschichtliche, ja ich wage es zu sagen, auch nicht mit Litteraturgeschichte verbundene. Und so bildet er mit seiner höfischen Geschichtschreibung den denkbar entschiedensten Gegensatz zu der naturwissenschaftlichen, mit der der Himmel das kommende Jahrhundert züchtigen zu wollen scheint. Gewiß, er schreibt wesentlich nur die *eine* Seite der Begebenheiten, Geschichte der Politik — aber es ist die, welche man wesentlich zu wissen *bedarf* und, wie Ottokar Lorenz nachwies, die man wesentlich zu wissen *vermag*. Wohl sind unübertroffen jene litteraturgeschichtlichen Abschnitte, von denen Julian Schmidt und Hettner gelernt haben, und für deren tiefe Gründlichkeit jene Anerkennung über Voltaires Cäsar klassisches Zeugnis gibt: aber sie sind nie Schmuck, immer Beleg, immer Stück der politischen Geschichte. Wo die Litteratur die französische Revolution gebiert und die englische begleitend stärkt, wo sie das deutsche Nationalbewußtsein schaffen hilft, da nur ist es Rankes Sache sie zu besprechen. Mit solcher Begrenzung des Rankeschen Genius wird man seine Verehrung mehr fördern, als wenn man ins Gelag hinein von der „Universalität seines Geistes“ redet. Darum trifft bei ihm nicht minder zu, was Treitschke aus Rom geschrieben: „das Geheimnis langanhaltender geistiger Wirksamkeit liegt zumeist in der harmonischen Verbindung scheinbar entgegengesetzter Gaben.“ Anerkannt ist der *philosophische*, gern in die Tiefen allgemeiner Betrachtung hinabstrebende Zug bei Ranke. Das Rätsel des Menschenschicksals lockt ihn fast zum Grübeln. Ehe der Strom der reformatorischen Bewegung sich 1529 an dem Felsen in Marburg in zwei Güsse trennt, steht seine

Betrachtung über ihm stille: „es ist nun einmal die Natur des Menschen, daß er in allem seinen Thun unter den Einflüssen des Momentes zu Werke geht. Erhob sich aber der Blick einmal darüber, so hatte die Versammlung" (Luther, Zwingli und die anderen) „etwas Weltbedeutendes." Ja manchmal klingt es auch wohl pythisch-universal: „Das Leben von Europa besteht in der großen Energie der Gegensätze" — aber hier ist wirklich höchstes Ergebnis, was bei anderen nicht ohne Verdacht der Phrase bliebe. Der philosophisch Denkende ist auch der Bescheidene. Ehrwürdiger Anblick, wie der „Lehrer der Lehrer" — so hieß seit dem praeceptor Germaniae, Melanchthon, keiner mehr! — sich so gerne als Schüler seiner Schüler bekannte! Wie bescheiden bestimmte er jüngst noch sein Verhältnis zu der auf seinen Schultern emporgestiegenen Forschung: „ich habe nur die Anregung gegeben; was ich jetzt gebe, beruht zwar nicht im ganzen, aber im einzelnen auf den Forschungen der Freunde." Oder um diese heilige Lernbegier wie in einem Symbol auszudrücken, wie hat er, den Schwankungen der neuesten Forschungen angeschmiegt, denselben Namen zuerst Bonifacius, dann Bonifatius und wieder Bonifacius geschrieben. Seine zurückhaltende Vorsicht kommt an dunkleren Stellen nicht leicht ohne ein „gleichsam" vorbei, auch wohl nicht ohne jenes unsere Freiheit achtende „oder". „Lockes sensualistische Richtung hatte die folgenden Geschlechter zu beherrschen die Macht oder die Bestimmung." Vor dem oder sprach der Historiker, nach dem oder der philosophische Kopf. Aehnlich ist es, wenn er von Wilhelm III. sagt: „auch vertraute Freunde klagen, daß sie mit der Zeit von ihm vernachlässigt worden seien: sie gaben ihm Herzlosigkeit schuld. Das mochte daher rühren, daß er eben dann nicht mehr ganz mit ihnen einverstanden war, oder vielleicht, daß er ihrer nicht mehr bedurfte." Joseph II. ist ihm „gewissermaßen" der Märtyrer seiner Ideen geworden. So will er nie seine Meinung vor den Eindruck der Thatsachen drängen.

Welch staunenswürdige Kette, die Werke Rankes an uns vorüberziehen! In seinem frühesten Werk die Renaissance, dann die Reformation; dann ihre Geschicke in Frankreich, England und Deutschland; die Gegenreformation von ihrem festen Kerne, Spanien, aus, deren fürchterlichstes Werk wir, den 30jährigen Krieg, zum Teil im Wallenstein erkennen. Dann die Geschichte Preußens und in ihr diejenige Deutschlands und Europas bis 1813; in einzelnen Stücken selbst auch die neueste Geschichte. Aber unsere Verwunderung wird Staunen, wenn wir den uralten Forscher noch einmal die ganze Weltgeschichte von ihrem grauen Beginn emporwinden sehen bis zur Gegenwart. Das nun sollte er nicht vollenden — allein nicht Krankheit oder Alter, nur der Tod konnte ihm die Feder aus der Hand schlagen. Die öderen Jahrhunderte allein, vor Preußens „Aufnahme" bleiben außen. Aber wie geschickt sind die Hauptwerke wie durch Brücken und Bänder wieder verbunden durch Analekten und Nebenwerke. Nur eigentlich die Zeiten, wo die Weltgeschichte zur Staatengeschichte versumpft, von der Kaiserzeit bis zur Reformation, etwa rund 1000—1500 hat er nicht nachgebildet.

In diesen Werken wird die Grundlage gelegt für die richtige Betrachtung aller großen Probleme der neueren Geschichte. Handgreiflich ist es, wie Ranke die geistigen Unkosten für all die unzähligen Lutherbücher wesentlich getragen hat; und aus seiner französischen Geschichte wieder sind die Festschriften beim Hugenottenjubiläum geflossen. Auf alle Kardinalpunkte des europäischen modernen Lebens hat er den Finger deutend gelegt und die stärksten Sicherungen sind ihm gelungen. Wie die Reformation als ein Gotteswerk, wenn man sie nicht dulde, sich den streitbaren Staat organisieren müsse, der sie dann erhalten hilft; wie auch die Meerherrschaft dem evangelischen Brudervolke zugehören muß, so ist ihm beider Bündnis eine Art Glaubenssatz geblieben. Als die Welt noch geblendet stand von dem Glanz napoleonischer Großthaten, da hat er die sonnenhafte und versengende Größe des Roi soleil, Ludwig XIV., heraufbeschworen, und während man vor Schillers Wallenstein als dem verratenen Verräter noch schauderte, da hat er durch den Hinweis auf unerschöpfliches Material die gelöste Frage aufs neue zu einem unlösbaren Problem gestaltet. Und in die Zukunft weist er hinaus:

bereits vor 60 Jahren hat er die Orientfrage gewissermaßen als Pegel aller europäischen Beziehungen bezeichnet; aber vitaler noch scheint ihm die alles bewegende Frage: Revolution oder christlich geordneter Staat. Darum muß der Briefwechsel Friedrich Wilhelms IV. und Bunsens als das größte historisch-politische Lernbuch der Zukunft bezeichnet werden. Auch im Verständnis des geistigen Lebens ging er mit Führertritt voran: Reformation; die durch eine losgebundene Naturwissenschaft — nach Ranke hat der fromme Newton sie von Cartesius losgebunden — emanzipierte Aufklärung, die Entstehung des Neokatholizismus, das vatikanische Konzil. Und vor allem die Schichtung der Stoffe aus ungeheurer Blickhöhe: wo man Rankes Disposition verlassen hat, von seiner Periodisierung der Begebenheiten abgewichen ist, da ist es nie zum Vorteil der Sache gewesen. Ich nenne nur aus der Reformationsgeschichte das Kapitel: „Bildung einer katholischen Majorität 1527—30 und die Bedeutung des burgundischen Vertrages von 1542."

Es ist schon fast zum Ueberdrusse gesagt, daß er auch *formal* die historische Wissenschaft selbständig gemacht, daß er sie auf die Urkunden selbst vor allem gestellt habe, wie er das an zwei Stellen durchaus für sich in Anspruch nimmt. Man muß nicht vergessen, daß schon Joh. v. Müller gerade auf die „Ambassadorenberichte" sich stützte; aber Ranken blendete die Freude an der alten Urkunde nicht, er hieß sie untereinander kontrollieren. Noch waren längst nicht alle Keime aufgegangen, die in diesen Werken liegen, da unternahm der Ueberalte, der schon mehrfach sein Haus in der wissenschaftlichen Welt bestellt hatte, die Weltgeschichte zu schreiben. „Ein Werk," nennt es Maurenbrecher, „wie es noch nie geschrieben worden ist," wiewohl auch hier wieder J. v. Müller mit seinen posthumen 24 Büchern Weltgeschichte ein unverächtlicher Vorgänger ist. Wer im 85. Lebensjahre unternimmt, die ganze Weltgeschichte darzustellen, dem müssen, wie Ranke von E. M. Arndt sagt, „in die silbernen Locken noch die blonden Locken der Jugend spielen." Da hat er denn die Summe seiner Existenz gezogen und die Grundgesetze aller Geschichte in dem Ineinander von Religion und Staatsgeschichte dargethan. Es hätte, vollendet, die größte Verherrlichung des Protestantismus werden müssen, aber „er war nicht so glücklich", es fortzuführen.

Wie also mag es um die Wirkung stehen auf die Zeitgenossen, deren Geschichtsauffassung Ranke ja freilich indirekt durch seine Herrschaft über die Historiker meistert? Es wäre undankbar gegenüber der allgemeinen Huldigung, die sein ganzes Leben und die vor allem seinen Tod begleitete, sie begrenzen zu wollen; aber dennoch haben andere Historiker mehr in die Breite gewirkt. Wie in England nicht Gardnier, sondern die Männer der Partei, Macaulay und Carlyle am meisten Einfluß gewannen; wie in Frankreich Thiers stets stärker anziehen wird wie Taine, so waren und sind bei uns Schlosser, Gervinus, Häusser und Treitschke — von Rotteck will ich hier nicht reden — ungleich gelesener, verstandener, geliebter. Das liegt im Grundcharakter Rankescher Geschichtschreibung: nicht nur für seine Kunst, für jede Kunst und ausdrücklich für die Geschichte hat Schiller den Unterschied *naiver und sentimentalischer Auffassung* festgestellt. Jene sind sentimentalische Geschichtschreiber und legieren die Prägmasse des Stoffes mit ihren Ueberzeugungen; neben dem Gegebenen lassen sie hindurchsehen auf die Meinung über das Gegebene, während Ranke naiv erzählt: das Objekt besitzt ihn gänzlich, „sein Herz liegt nicht gleich unter der Oberfläche, sondern will in der Tiefe gesucht sein." Daher auch der Mangel an sogenannter Geistreichigkeit. Bei Ranke kein Glimmerblättchen, sondern ruhiges Gestein; keine blendenden Flitter, wie die Beobachtung, daß die Ziege der Ruin der italienischen Volkswirtschaft und Macht (Hehn), noch auch, daß es das Ausgehen von Kali und Phosphor (Liebig) gewesen. Bei ihm ist aber diese ruhmvolle Sachlichkeit *Natur*, nicht, wie leider bei manchen anderen, *Parade*. Es beseelte ihn die tiefe Ehrfurcht vor den Ereignissen, daß sie sich schon von selber auf die menschliche Seele anwenden werden und keiner Empfehlung erst bedürfen. Wer nun die Wissenschaft enger zum Zwecke zu beziehen wünscht, wird

freilich dies Verfahren nicht allgemein befolgt sehen wollen: wir brauchen ganz unzweideutige Belehrungen in dieser bösen Zeit, die meisten lieben sogar das Grelle und verlangen vom Berichterstatter, daß er zugleich Lehrer sei und Prophet.

Wunderbar wie jene stete Kette seiner Werke ist auch die stets gleiche Anlage derselben; fast von dem frühesten an übt er die gleiche äußere Zerlegung des Stoffes, gibt er die überaus fleißigen Register. Den Stil charakterisiert Kürze und Fülle. Jene Kürze, mit der er von Napoleon sagt: „er war wider alle Welt, alle Welt war wider Friedrich." Dann jene markige Stärke, mit der er an die Pforten der französischen Geschichte pocht: „ich wage es, ein Deutscher, über französische Geschichte das Wort zu ergreifen." Goethesche Fülle und Gravität; vom Großen Kurfürsten: „in jedem Augenblick erschien er würdig und gediegen, seiner Stellung bewußt, die doch großenteils sein Werk war." „Jeder weitere Fortschritt der ägyptischen Macht würde zu groß gewesen sein, um zu gehorchen." Wie Goethe liebt er wohl auch altertümliche Ausdrücke (jenes „sich aufnehmen"; oder aber von der Konfirmation des Prinzen: er nahm die Toga virilis); und wie jener vermag er im Fremdwort oft einen eigenen launigen Sinn zu verstecken, wenn er vom „Thesaurieren" eines habsüchtigen Papstes spricht. So ists auch wie eine Goethesche Volksszene, wenn er von der buntgemischten Bevölkerung Roms am Ende des 16. Jahrhunderts eine Schilderung entwirft; und hierher gehört wohl am ehesten, wie er die Blüte des serbischen Volkslebens, das Volkslied, mit dichterischem Vermögen nachschildert oder aus jenem Bericht von der alten Frankenschlacht bei Amblève das alte Volkslied herausfühlt. Seltner zwar Witziges wie, daß nahe beim Kapitol der tarpeische Fels sei; aber die Stilhaltung ist doch im ganzen so modern, daß man fühlt, wie schwer er sich in die lateinischen Formen seiner Antrittsvorlesung eingerenkt hat: wie anders bei Lessing noch! Und zum Stil im weitesten Sinne geselle ich die Beobachtung des Rankeschen Schweigens und Nichtwissens: es ist soviel lehrreicher als die vermeintlichen Ergebnisse anderer Historiker. Der Kurzsichtige, der von hohem Turm niederblickt, kann leicht rund und nett aussagen, er sehe drunten einen Volkshaufen gedrängt bei einander; der Fernsichtige unterscheidet Scharwache und Schüler, Marktleute und Arbeiter und bleibt darum die rasche, geschlossene Antwort schuldig. Und gerade darum ward Ranke, was Dante in der göttl. Komödie 1, 4, 131 von Aristoteles sagt: „der Meister derer, die da wissen"; und eines solchen Forschers Mitarbeiter zu sein, hat selbst unser Kaiser gewürdigt, wie er ihm z. B. die Kunde von der Aufnahme der Tauroggener Konvention im Potsdamer Schlosse selbst gegeben hat. Aber nicht bloß im Ausblick zu irdischen Thronen, sondern im Ausblick zu Gott sind seine Werke geschrieben. Es gibt ja schließlich nur zwei Geschichtsauffassungen: die verschämt oder unverschämt naturalistische und die christliche, ob man die Weltentwickelung im Symbol eines von Maden wimmelnden Käses oder einer von Gott selbst geförderten Marmorstatue sich abgebildet denkt. Darum können wir unsere Blumenlese aus Ranke für Ranke nicht schicklicher zusammenschließen, als in die Worte der historischen Genossenschaft in Utrecht zu seinem 90. Geburtstage: „im Glauben an die Freiheit des Menschen unter göttlicher Leitung, sagen Sie (Ranke), liegt der Adel des menschlichen Geschlechts und die Herrlichkeit der historischen Studien. Wohlan! In Ihrem Glauben an die Freiheit des Menschen unter göttlicher Leitung liegt Ihr Adel und die Herrlichkeit Ihrer historischen Studien." Er schmeckt es jetzt, was er vor bald 60 Jahren geschrieben, daß „auch ein Glück im Tode ist" für den, der Glauben gehalten hat, wie er vor 5 Jahren in diesem Gebetswort es ausgesprochen:

Allgewaltiger,
Du Einiger, Dreifaltiger,
Du hast mich aus dem Nichts gerufen.
Hier liege ich vor deines Thrones Stufen!

Alexander der Große in der deutschen Litteratur des Mittelalters.

Von

Dr. Karl Kinzel-Friedenau.

Als die christliche Kirche ihren Einzug in Deutschland hielt, getragen von einer Reihe opferfreudiger Männer, welche bereit waren, ihr Leben an die Christianisierung der tapfern, treuen, blonden Leute zu setzen, fanden sie hier ein meist heiteres, oft ausgelassenes Leben vor, das bei allen nur möglichen Gelegenheiten mit Gesang und Tanz geschmückt war. Die weltliche Lustbarkeit bot dem Vordringen christlicher Lebensanschauung einen festen Damm, und oft ging das, was die Priester in mühseliger Geduld sorgsam gepflegt hatten, an einem ausgelassenen Feste schnell zu Grunde. Man erkannte bald, daß hieran nicht am wenigsten die alten Lieder schuld waren, welche am Hofe des Fürsten wie am Herde des Bauern zu Ehren der Götter und Helden von den Sängern unter lebhafter Teilnahme des ganzen Volkes vorgetragen wurden. Daher sehen wir denn unter den Verordnungen der Kirche und der Kaiser seit Karl dem Großen die Verfügungen zur Unterdrückung der weltlichen Gesänge immer wiederkehren, während gleichzeitig die Geistlichen selbst zur Harfe griffen, um durch eigne Produktion die Volkslieder zu verdrängen. Die Folgen waren bald sichtbar. Als das Christentum eine Macht wurde und die der alten Poesie noch immer wohlwollende Gesinnung des großen Königs in den rein mönchischen Anschauungen seines Sohnes Ludwigs des Frommen untergegangen war, der, wie sein Biograph berichtet, „die volkstümlichen Lieder, welche er in seiner Jugend gelernt hatte, ausspie und weder lesen noch hören noch lehren wollte," — da zogen sich die Volkssänger mit ihrer Kunst in die Einsamkeit zurück und überließen der geistlichen Dichtung das Feld, welches sie fast ausschließlich drei Jahrhunderte hindurch behauptete. Erst allmählich begann der germanische Geist seine Schwingen wieder selbständiger zu regen und die Geistlichen selbst, einst allein vom römischen Geiste durchdrungen und den christlichen ohne weiteres mit dem römischen identifizierend, bewußte Gegner jeder freien germanischen Regung, hatten allmählich, wenn sie selbst aus dem schon christianisierten deutschen Volke hervorgingen, den Gegensatz überwunden. Es bedurfte nur eines großartigen Ereignisses, welches der Poesie neues Leben einhauchte und die Blicke der Dichter von Adam und Moses, Judith und den großen Männern des Neuen Testaments auf die Gegenwart lenkte, da traten die alten Volkssänger wieder hervor, welche lange im Geheimen von Sigfrid, Gunther, Kudrun und Dietrich gesungen hatten.

Und die Geistlichen traten ihnen kühn an die Seite, anfangs wohl noch stolz aus ihrem geistlichen Gewande auf die fahrenden Leute, die um Gabe sangen, herabblickend, bald aber lediglich darauf bedacht, mit ihnen um den Lorbeer der Kunst zu ringen.

Diese große Bewegung brachten die Kreuzzüge. Gewaltig ist ihr Einfluß auf die Entwickelung aller abendländischen Völker gewesen, welche daran teil nahmen oder davon berührt wurden. Es war nicht lauter Heilsames, was sie mit sich führten; Licht und Schatten waren stark gemischt. Aber wenn wir allein das ins Auge fassen, daß die trägen Deutschen veranlaßt wurden, allen Hader und alle Fehde zu lassen und für eine christliche Idee Gut und Blut einzusetzen, so können wir der Bewegung unsere Achtung nicht versagen. Der Einfluß auf die Poesie, das idealste der irdischen Güter, konnte unter solchen Umständen nicht ausbleiben. Die Begeisterung, welche die Besten der Nation erfaßte und Fürsten und Volk im Kampfe für das Heiligste brüderlich zusammenscharte, mußte auch hier Früchte zeitigen. Leider waren sie nicht so, wie wir sie wünschten. Zwar kam der Deutsche zum Bewußtsein seines Empfindungslebens: die lyrische Poesie erwachte und trieb in einem wonnigen Frühling herrliche Blüten. Aber die epische Poesie, auf welche man die größte Hoffnung setzen konnte, ließ die gute Hoffnung vorübergehen, die großen Thaten der Gegenwart zu erfassen und die Helden der Kreuzzüge selbst, Friedrich Rotbart u. a., zu besingen. Sie zeigte sich ihrer Aufgabe nicht gewachsen. Woran lag das? Wir können es uns nicht anders erklären, als daß die Dichter zu sehr in die alten, durch Jahrhunderte überlieferten Stoffe vertieft waren und, mit ihrem Auge in der Vergangenheit weilend, für die Gegenwart zu wenig Objektivität hatten. Sie standen so sehr in den Ereignissen ihrer Zeit, daß es ihnen unmöglich war, sich dichterisch über sie zu erheben. Das letztere bestätigt uns die gesamte epische Dichtung des 11. und 12. Jahrhunderts. Nirgend sehen wir einen selbsterlebten Stoff frei behandelt, sondern überall kleben selbst die begabtesten Dichter wie Wolfram von Eschenbach am überlieferten Stoff, kaum daß die besten ihm ein wenig nach ihrem Geiste auszugestalten wagen.

Dennoch ist es nicht zu verkennen, daß die Kreuzzüge die Dichter des 12. Jahrhunderts zu einem kühnen Anlauf trieben. Aber statt sich zur Gegenwart zu erheben, wandten sie von dieser ihren Blick zurück und suchten die Idealisierung der Großthaten ihrer Zeit in einem Bilde aus längst vergangener Zeit zu erreichen. So zeichnete ein bayrischer Geistlicher, vielleicht aus der unmittelbaren Umgebung des Herzogs Heinrichs des Stolzen, für diesen und seine tapferen Ritter die Gestalten Karls des Großen und seines wackeren Neffen Roland und besang ihre Heldenthaten, indem er die seiner eigenen adeligen Zeitgenossen hinein verwebte. Und ein anderer rheinfränkischer Pfaffe namens Lamprecht ergriff einen Stoff, der kurz zuvor nach Deutschland gekommen war und sogleich die Gemüter mächtig anzog, die wunderbaren Thaten Alexanders des Großen. Spielten dort die Erlebnisse und Kämpfe dieses Königs an den durch die Kreuzzüge so nahe gerückten Orten Griechenlands, Klein-Asiens, Syriens, ja Palästinas selbst, handelte es sich dort um dieselben Städte, an deren Mauern deutsche Helden gekämpft hatten, wie Tyrus u. a., und alles war mit eben solchem Zauber umgeben, wie er die Erzählungen der heimkehrenden Kreuzfahrer belebte.

Wahrhaft wunderbar ist es, welche Verbreitung diese in lateinischer Sprache abgefaßte und leider noch nicht vollständig herausgegebene „Geschichte von den Schlachten Alexanders des Großen“*) besonders in Deutschland gefunden hat. Während das deutsche Gedicht ziemlich kümmerlich in drei Handschriften auf uns gekommen, ist jene lateinische Quelle in mehr als 60 Manuskripten, so viel wir bis jetzt wissen, durch die Bibliotheken zerstreut, und nur wenige derselben überliefern das Werk einigermaßen übereinstimmend. Ist das nicht ein Beweis, wie groß das Interesse für dasselbe ge-

*) Anm. Das meiste und wichtigste aus den Handschriften selbst in meiner Ausgabe von Lamprechts Alexander. Halle 1884.

wesen, daß man es immer wieder abgeschrieben hat und daß jeder versuchte, an diesem Roman weiter zu dichten und das hinzuzufügen, was seine Phantasie darin vermißte? Solche Zeugnisse des Geisteslebens unserer Nation, welche dasselbe gewaltig beeinflußt haben und uns zeigen, wie die Sage an ihrem Webstuhl arbeitet, uns also einen seltenen Blick in dies Geheimnis thun lassen, sind bisher wenig beachtet und über die Kreise der Gelehrten nicht hinausgedrungen. —

Um die Mitte des 10. Jahrhunderts herrschte in Kampanien der feingebildete und fromme Herzog Johannes, der seinen Hof zu Neapel hielt. Ihm zur Seite stand seine feinsinnige Gemahlin Theodora, die ihn durch ihre Tugend beglückte. Weit und breit ward ihr Lob gesungen. Denn sie versenkte sich nicht nur in beschaulicher Muße Tag und Nacht in die heilige Schrift, sondern sie bewährte auch ihren Glauben durch die That, indem sie sich der Witwen und Waisen annahm und aller Fremdlinge Schutz war. Im Dienste des Herzogs befand sich ein treuer Archipresbyter, in allerhand diplomatischen Missionen seines Herrn erprobt. Diesen schickte er mit einem geheimen Auftrage nach Konstantinopel an den Hof der Kaiser Konstantinus und Romanus. Die Erledigung desselben erforderte Zeit, und diese wußte sich der gelehrte Mann nicht besser zu vertreiben, als durch interessante und seinem geistlichen Stande angemessene Lektüre. Bücher waren freilich ein ziemlich seltener Artikel, die landläufigen, in allen Klosterbibliotheken befindlichen „Schulbücher“ konnten ihn nicht reizen. Aber siehe, seine Nachforschungen wurden mit Erfolg gekrönt, er fand eine ihm unbekannte „historiam continentem certamina vel victorias Alexandri regis Macedonie“, eine Geschichte der Kämpfe oder vielmehr Siege Alexanders des Großen. Und da er ein fleißiger Mann war, so schrieb er es ohne Verzug ab und nahm es mit sich nach Neapel: ein neues Buch, ein kostbarer Schatz.

Es war die griechische Geschichte des makedonischen Welteroberers, welche man fälschlich dem Kallisthenes zuschrieb und daher noch heute mit dem Namen Pseudokallisthenes bezeichnet. In Alexandria um's Jahr 200 n. Chr. entstanden, enthält sie eine Sammlung aller sagenhaften Geschichten, welche damals über Alexander im Umlauf waren, und ist als der älteste Alexanderroman zu bezeichnen.

Nach Neapel zurückgekehrt, wurde er bald mit seinem Fürsten und dem ganzen Lande in große Betrübnis versetzt, denn Theodora wurde plötzlich von Gott abgerufen, bevor sie ihr 38. Lebensjahr vollendet hatte. In seiner Trauer wandte sich der Herzog einem mehr beschaulichen Leben zu und kam auf den Gedanken, seine Büchersammlung zu ordnen und zu vergrößern. Zuerst wurden die vorhandenen Schriften erneuert, d. h. aufs neue abgeschrieben, dann ließ er sich keine Mühe verdrießen, die verschiedensten Werke leihweise herbeizuschaffen und ebenfalls durch Abschrift in seinen Besitz zu bringen.

Wir sehen, aus welcher Veranlassung man im Mittelalter zu einer Bibliothek kommen konnte und auf welchem mühevollen und kostspieligen Wege. Es interessiert aber auch, einen Blick in den Katalog der neuen Sammlung zu thun. Da waren zuerst kirchliche Bücher, das alte und das neue Testament, von Grund aus erneuert und verfaßt, also vielleicht gar eine neue Uebersetzung. Dann „Historiographia et Chronographia“, repräsentiert durch Josephus, den vor allen geschätzten jüdischen Geschichtsschreiber, Titus Livius und Dionisius, letzterer durch den Zusatz der „himmlischen Tugenden bester Prediger“ als der, Areopagita zubenannte, christliche Philosoph bezeichnet, und noch viele andere gelehrte Sachen. In dieser Zeit erinnerte sich Johannes auch an den wertvollen Besitz seines Archipresbyters; er rief ihn zu sich und trug ihm auf, das Buch ins Lateinische zu übersetzen. Dies geschah, und Leo hoffte sich dadurch ein Verdienst erworben zu haben für das Heil seiner Seele und das Gedächtnis seines Namens.

Alles dies berichtet er selbst liebenswürdigerweise in einem Vorwort, ohne welches wir über die fast zufällige Entstehung des einflußreichen Buches völlig im Dunkeln

wären. Daß er durch seine Arbeit sogar ein gutes Werk im geistlichen Sinne gethan zu haben glaubte, könnte uns vielleicht Wunder nehmen. Aber auch hierüber hat er sich im ersten Teile seiner Vorrede ausführlich ausgesprochen, und es ist von Wert zu erfahren, was denn eigentlich jene Leute an den alten Schriftstellern interessierte und mit welchen Augen sie dieselben ansahen. Die Kämpfe und Siege ausgezeichneter ungläubiger Männer vor Christi Geburt, wiewohl sie Heiden waren, zu hören und kennen zu lernen, beginnt Leo, ist allen Christen gut und nützlich, sowohl Vorgesetzten wie Untergebenen, Weltlichen und Geistlichen, weil sie alle zur Besserung ihres Lebens aufrufen. Denn Vorgesetzte, d. h. Befehlshaber mögen, wenn sie sehen, wie die Heiden, welche Götzen anbeteten, sich keusch und treu und in allem untadelig hielten, durch ihr Beispiel guter Werke sich bemühen, weil sie Gläubige und Glieder Christi zu sein scheinen, in der Keuschheit, Gerechtigkeit und Frömmigkeit noch viel besser sich zu zeigen als jene. Untergebene aber, ich meine Soldaten in ihrem Beruf, mögen sich beeifern, wenn sie von solchen Kämpfen ihrer Kameraden vernehmen, die mehr Dämonen als Gott dienten, sich in allem guten Werk klüger zu zeigen als jene, wie es sich für Streiter Christi ziemt.

In der Bibliothek des Fürsten von Campanien mag nun diese Geschichte Alexanders lange geruht haben (eine genaue Durchforschung der italienischen Bibliotheken wird festzustellen haben, ob und wann sie sich von da über Italien verbreitet hat), bis einst zur Zeit der Kreuzzüge oder kurz vorher ein Kleriker oder ein von einer Fahrt ins heilige Land heimkehrender Ritter eine Abschrift nach Deutschland mitbrachte. Etwa gleichzeitig muß eine solche nach Frankreich gekommen sein, und überall wurde das Werk mit Begeisterung aufgenommen. Zwar war die Geschichte des Königs in den Kloster-Bibliotheken nicht unbekannt; aber was war des Curtius und anderer armselige Darstellung gegen den Reichtum phantastischer Erzählungen, den dieses Buch barg, besonders als es durch einige kenntnisreiche Abschreiber und Bearbeiter die Gestalt gewonnen hatte, welche sich durch ihren Umfang, der für ihre Vollständigkeit bürgte, der allgemeinen Wertschätzung erfreute. Um die Wende des 11. Jahrhunderts machte ein französischer Kleriker, Alberich von Besançon oder vielleicht von Briançon, das gelehrte Werk durch Bearbeitung in einem französischen Gedichte allgemein zugänglich. Es ist leider verloren bis auf ein Bruchstück von 105 Versen, den Anfang enthaltend, welches Paul Heyse in der Mitte der fünfziger Jahre in Florenz entdeckte. Nach dieser Vorlage verfaßte um 1130 der Pfaffe Lamprecht sein von dem Litterarhistoriker Gervinus so hochgepriesenes Gedicht. Schnell fand sein Werk Nachahmung. Fünf oder sechs deutsche Dichter beschäftigten sich im Mittelalter mit dem gleichen Stoff. Aber mit unsrer Kenntnis ihrer Werke ist es noch schlecht bestellt. Bertholds von Herboltsheim Werk, wie es scheint für den „edlen Zäringer" Herzog Berthold V. um 1200 verfaßt und das Gedicht eines ganz unbekannten Biterolf scheinen verloren zu sein. Rudolfs von Ems unvollendete Dichtung von gewaltigem Umfange, Urichs von Eschenbach und des Oesterreichers Seifried Alexandreis harren noch der schon lange vorbereiteten Veröffentlichung.

Ich will nun in folgendem versuchen, durch eine kurze Inhaltsangabe des lateinischen Werkes Leos eine Uebersicht über den Reichtum des sagenhaften Stoffes und einen Eindruck von der Art seiner Verarbeitung zu geben.

Als Nectanebus, der König der durch große Gelehrsamkeit ausgezeichneten Aegypter, erfährt, daß er von den Persern mit Krieg überzogen werde, und durch Zauberkunst den Untergang seines Reiches voraussieht, schert er sich Haar und Bart und entflieht mit seinen Schätzen in leinenem Gewande wie ein ägyptischer Priester und Astrolog nach Makedonien. Während den Aegyptern zum Trost geweissagt wird, ihr König werde als Jüngling wiederkommen, weiß Nectanebus in Makedonien die Abwesenheit Philipps zu einer listigen Verführung der Olympias auszunutzen, indem er ihr vorzaubert, sie werde vom Jupiter-Ammon einen Sohn gebären. In gleichen Zauber, der natürlich

stets ausführlich erzählt wird, verstrickt er den König, und als nun bei der Geburt Alexanders wunderbare Zeichen an Himmel und Erde geschehen, erkennt Philipp darin die Beglaubigung des Gotterzeugten und entschließt sich, ihn als seinen Sohn zu erziehen. Sein Haupthaar gleicht dem des Löwen, seine Augen sind ungleich, eins schwarz, eins weiß, er hat scharfe Zähne und Löwenungestüm: so zeigte er, was er in Zukunft sein würde. Schon in der Schule kämpfte er mit seinen Mitschülern und besiegte sie.

Philipp ist unzufrieden mit seinem Sohne, der ihm so wenig ähnlich sieht. Die Mutter läßt sich von dem Aegypter aus den Sternen trösten. Alexander wünscht von demselben einen Einblick in die Astrologie zu gewinnen und stößt ihn in unzufriedenem Uebermut in einen Graben. Als er von dem Sterbenden erfährt, daß er seinen Vater getötet habe, trägt er ihn auf seinen Schultern zu Olympias und läßt sich von ihr alles bestätigen.

Fürsten Kappadoziens schenken dem Könige Philipp den furchtbaren, menschenfressenden Bukephalus, welchem die Verbrecher vorgeworfen werden. Wer ihn reiten könne, so weissagt man, solle der Nachfolger im makedonischen Reiche werden. Da sieht Alexander im Vorbeigehen das wilde Tier. Er tritt an das Gitter, steckt die Hand hindurch, und sogleich leckt das Roß ihm dieselbe und legt sich vor ihm nieder. Alexander führt es hinaus und schwingt sich ohne Not hinauf.

Mit 15 Jahren wird der Königssohn ausgerüstet und zieht mit seinem Freunde Ephestius in den Krieg gegen Nikolaus, den König der Arider. Dieser fällt von seiner Hand, und Alexander kehrt siegreich heim. Hier findet er den Vater an der Hochzeitstafel, seine Mutter verstoßen und Kleopatra an ihrer Stelle. Voll Zorn tötet er einen Genossen des Königs, der ihm eben weissagte, der von der Kleopatra geborene werde ihm ähnlich sein. Darüber entsteht ein allgemeiner Tumult; Philipp erhebt sich gegen seinen Sohn, fällt aber und wird auf das Krankenlager geworfen. Dann gelingt es Alexander, seine Eltern wieder zu versöhnen.

Als Gesandte des Königs Darius Tribut von Makedonien fordern, schickt sie der tapfere Königssohn mit einer entschiedenen Abweisung heim, dann zieht er nach Armenien, um die abgefallene Provinz zu züchtigen. Unterdes verwundet Pausanias, der Statthalter in Thessalonien, welcher sich der Olympias bemächtigen wollte, den König. Dieser stirbt in den Armen des heimkehrenden Alexander, welcher den Mörder mit der Lanze durchbohrt.

Am Tage nach der Bestattung Philipps redet der junge König vom Throne zu den Seinen und fordert sie auf, die Waffen zu ergreifen und die Barbaren zu unterwerfen. Die Alten empfehlen ihm, sich Jünglinge auszuwählen, da sie selbst nicht mehr kräftig genug seien. Alexander aber zieht sie jenen vor, weil ein Jüngling, auf seine Jugend vertrauend, leicht den Tod findet, während ein Aelterer alles mit Ueberlegung thut.

Nun bricht er auf zu einem Siegeszuge durch Italien und Afrika. In Aegypten läßt er sich von Serapis seinen frühen Tod weissagen und gründet Alexandria. Von da geht es nach Syrien und Tyrus. Der Belagerung dieser Stadt widmen die jüngeren Texte zum Teil mit Benutzung anderer Quellen, zum Teil auf Grund eigner in den Kreuzzügen gewonnener Anschauung eine ausführliche Darstellung. Ebenso haben sie Alexanders Besuch in Jerusalem eingeschoben: dem Hohenpriester Jadelus oder Jaddus wird durch eine nächtliche Engelerscheinung geboten, den König in Jerusalem zu empfangen. Als Alexander den Namen Gottes erblickt (nomen dei tetragrammaton scriptum), steigt er ab und betet an. Die verwunderten Syrerfürsten beruhigt er; er habe den Gott im Traume gesehen. Dann zieht er in die Stadt und opfert im Tempel. Die Priester zeigen ihm die Weissagungen des Daniel, und er gewährt ihnen Geschenke und Privilegien.

Durch einen zweifachen Briefwechsel mit Darius, welcher herausfordernde Symbole an ihn schickt (einmal eine Kugel, eine Peitsche und eine Lade mit Gold, das andere

Mal Mohn, um die Unzahl seiner Soldaten auszudrücken), die Alexander fein zu seinen gunsten zu deuten weiß, spitzt sich der Konflikt mit den Persern zu. Doch kehrt Alexander wegen der Krankheit seiner Mutter noch einmal nach Makedonien zurück, nachdem er den Satrapen Aminta von Arabien in dreitägigem Kampfe überwunden.

Bevor Alexander zum Entscheidungskampfe gegen die Perser marschiert, unternimmt er noch einen ausführlich geschilderten Zug durch Griechenland. Während sich nun Darius mit seinen Satrapen über die drohende Gefahr berät, erkrankt der König in Cilicien infolge des Bades im Flusse Okeanus. Durch den Trank des Arztes Philippus, welchen er trotz der Verdächtigung des Parmenius nimmt, wird er gerettet. Jener wird reich belohnt, dieser aber enthauptet.

Durch Medien und Armenien geht der Marsch, der Euphrat wird auf einer riesigen Brücke überschritten, welche der König hinter sich abbricht. Den murrenden Soldaten sagt er: Der Sieg wird nicht denen gehören, welche fliehen, sondern allein denen, welche mir folgen. Gegen fünf Satrapen wird am Tigris die erste Schlacht geschlagen. Ein als Makedonier verkleideter Perser verwundet Alexander im Rücken. Ergriffen und vor ihn geführt, gesteht er, daß Darius ihm seine Tochter und königliche Provinzen für das Haupt des Feindes versprochen habe. Der König begnadigt ihn, nachdem er seinen Mut den Makedoniern zum nachahmenswerten Beispiel gesetzt.

In Bactra wird des Darius Familie aufgehoben und von Alexander ehrenvoll behandelt. Einen Perser aber, der seinen König in des Feindes Hand liefern will, weist er ab, da man zu einem Verräter kein Vertrauen haben könne.

Es folgt nun ein lebhafter Briefwechsel des Darius mit seinen Satrapen und dem Inderkönig Porus, der durch Krankheit verhindert ist, ihm zu helfen, Alexanders mit Darius und den unterworfenen Satrapen, und ein Brief der Mutter des Darius an ihren Sohn, in welchem sie ihn vor dem Kampfe warnt und die ehrenvolle Behandlung lobt, die sie genießt.

Durch Zweige, welche Alexander an die Füße der Pferde binden läßt, schreckt er die Perser. Im Traum von Ammon dazu ermutigt, geht er in des Gottes Gestalt als sein eigener Bote an den Hof des Perserkönigs. Dieser glaubt, es sei Mithra und ladet ihn zu Tische. Ein Perser erkennt ihn. Als Alexander das merkt, springt er auf, entreißt einem Perser die Fackel, erschlägt ihn, schwingt sich auf sein Pferd und entkommt. Ehe er das jenseitige Ufer des Straja erreicht, bricht das Eis, das Pferd versinkt, doch ihn trägt das Wasser hinüber.

Die Schlacht gegen das furchtbare Heer des Darius beginnt. Die Trompeten schmettern. Die Perser erschrecken vor Alexander auf dem Bukephalus und wanken. Darius flieht, das Heer folgt, die fliehenden Sichelwagen reißen die eigenen Kämpfer nieder und sie fallen wie die Halme in der Ernte. Ein von Darius gebotener Vergleich wird zurückgewiesen. Im Palast des Xerxes, in den Gräbern der Könige kommen allerhand Wunder zu Tage.

Unterdes wird Darius von Bissus und Ariobarzanus ermordet. Alexander findet den Verwundeten, hebt ihn auf, deckt ihn mit seinem Mantel und weint. Der Sterbende küßt ihm Hände und Brust und warnt ihn, sich nicht zu sehr zu überheben, sondern auf ihn zu blicken und das Ende zu bedenken. Nachdem er ihm seine Mutter empfohlen und seine Tochter Roxane ihm zur Gemahlin gegeben, haucht er in des Königs Armen seinen Geist aus. Dieser trägt ihn selbst mit Persern und Makedoniern zu Grabe. In einem Edikt ordnet Alexander die Verhältnisse Persiens, dann läßt er die Mörder hinrichten.

Nachdem er sodann seine Vermählung mit Roxane gefeiert, beginnt er den Kampf gegen das Heer des Porus, das den Makedoniern außer durch die Sichelwagen besonders wegen der Elefanten furchtbar war. Der König stellt ihnen glühende eherne Säulen entgegen und siegt nach einem zwanzigtägigen heißen Streite durch einen

Zweikampf mit Porus, welcher im Angesicht des ganzen Heeres echt ritterlich ausgefochten wird.

Damit sind wir an das Ende des eigentlichen historischen Teiles angelangt. Von nun an wird der Phantasie schrankenlose Bahn geöffnet.

Alexander nähert sich den Oxidraken oder Gymnosophisten, den nackten Philosophen, die ohne Staat und Wohnung leben. In einem Briefe raten sie dem König, nicht mit ihnen zu kämpfen, sie hätten ja nichts zu verlieren. Er beruhigt sie, erkundigt sich nach ihrer Lebensweise und gestattet ihnen eine Bitte. Sie fordern Unsterblichkeit. Alexander erklärt ihnen, daß er selbst ein Sterblicher sei. Auf die Frage, warum er dann solche Thaten vollbringe, nennt er sich ein Werkzeug der höheren Weisheit. Das Meer werde nur bewegt, wenn der Wind hinein blase, sein Geist treibe ihn und lasse ihn nicht ruhen.

Ueber seine weiteren Erlebnisse verfaßt nun der ruhelose Welteroberer einen Brief an seinen Lehrer Aristoteles. Derselbe enthält eine oft etwas salzlose Aufzählung wunderbarer Naturereignisse, Tiere u. a. Das Heer kämpft gegen Skorpionen, Drachen, Löwen, Krebse, Rhinozerosse, gegen riesige Schweine, Panther, Tiger, Elefanten, gegen einen Menschen mit sechs Händen, gegen den Odontotyraunos, ein riesiges Tier, stärker als ein Elefant, gegen Füchse, Krokodile, große Fledermäuse ꝛc. In Acca finden sie wilde Menschen wie Giganten, an einem Fluß fangen sie einen mit Schweineborsten behaarten Mann, der eine Jungfrau zu rauben versucht. Auf einem Felde sehen sie Bäume, welche täglich mit der Sonne emporwachsen und gegen Abend wieder unter die Erde verschwinden. Als die Soldaten die Früchte brechen wollten, werden sie von Dämonen gegeißelt, und als sie ebenda kleine zarte Vögel anfassen wollen, geht Feuer aus und verzehrt sie. Dem Basilisken, der die Soldaten durch seinen Blick tötet, hält der König einen Spiegel vor, sodaß das Untier von seinem eigenen Blick getroffen stirbt. Auf einem Baum ohne Laub sitzt der Phönix in der Nähe des Palastes der Sonne. Dieser liegt auf einem hohen Berge und ist zugänglich durch 2500 saphirne Stufen und goldene Ketten. Der Tempel ist ganz von Gold, darin auf einem Bette ein Mann in leuchtendem Gewande u. s. w. Er weist sie zu den weissagenden Bäumen der Sonne und des Mondes, die ihm seinen frühen Tod verkünden. Im Lande Prasiaka bringt man ihm reiche Geschenke. Alexander tritt in Briefwechsel mit der Königin Candacis. Sie sendet herrliche Gaben und läßt sich heimlich durch einen Maler in der Gesandtschaft ein Bild des Königs anfertigen. Einer ihrer Söhne ruft Alexanders Hilfe gegen den König der Bebrixer an, der ihm sein Weib geraubt hat. Dieser folgt dem Rufe unerkannt unter dem Namen des Ptolomeus, hilft jenem zu seinem Recht und kommt auf seine Einladung in den zauberhaften Palast seiner Mutter, wo sich allerhand Automaten, ein von 20 künstlichen Elefanten gezogenes Gemach auf Rädern u. a. m. befinden. Die Königin zeigt ihm alle Herrlichkeiten und redet ihn dabei plötzlich bei seinem Namen an. Entsetzt erkennt er die Gefahr. Doch Candacis verspricht ihm ihren Schutz und gewährt ihm denselben gegen das Andringen ihrer Söhne. Alexander rettet sich durch eine List.

Während nun die jüngeren Texte in abermaligen Erweiterungen neue Gefahren von wunderbaren Tieren berichten, wendet sich die eigentliche Bearbeitung Leos zu Alexanders Verkehr mit den Amazonen. In einem Briefwechsel erfahren wir von ihrer Lebensweise: sie wohnen auf einer wohlbefestigten Insel, 214000 Weiber. Mit den Männern kommen sie nur jenseits des Flusses jährlich einmal 30 Tage am Feste Jupiters zusammen. Doch wer will kann seine Gemahlin ein Jahr behalten. Wird ein Sohn geboren, so bleibt er 7 Jahre bei der Mutter, dann wird er dem Vater übergeben. 100000 Reiterinnen ziehen in die Schlacht, die anderen verteidigen die Insel. Die Königin rät ihm vom Kampfe gegen sie ab: von einem Siege über Frauen werde er wenig Ehre haben. Als Alexander ernstlich Unterwerfung oder Kampf fordert, senden sie Geschenke.

Nachdem man dem König aus einem Wunderkinde, das oben wie ein Mensch, unten wie ein Hund gestaltet war, seinen nahen Tod geweissagt und Antipater durch seinen Sohn Kassander Verrat an seinem Herrn vorbereitet hatte, macht Alexander sein Testament, verteilt seine Länder und bestimmt seinen Nachfolger. Bevor aber die Katastrophe eintritt, werden wir noch einmal in einen Strudel von Wundern zurückgeworfen, welche in einem Briefe des Königs an seine Mutter erzählt sind. Wir heben von allen nur zwei ausführlicher erzählte heraus, weil sie charakteristisch sind, und geben sie als Proben in wortgetreuer Uebersetzung: Von da kamen wir zum roten Meere, und es war dort ein hoher Berg. Wir bestiegen ihn und waren gewissermaßen im Himmel. Da dachte ich mit meinen Freunden, wie ich wohl eine solche Erfindung machen könnte, mit der wir in den Himmel stiegen und erführen, ob das der Himmel ist, was wir sehen. Ich richtete also Greifen ab und band sie mit Ketten und setzte Tragstangen vor sie und in der Höhe jener Futterkörbe, und sie fingen an in den Himmel zu steigen. Aber göttliche Kraft warf sie zur Erde weiter von meinem Heere als zehn Tagemärsche auf einen Acker; doch ich nahm keinen Schaden. Ich erstieg aber eine solche Höhe, daß die Erde unter mir wie eine Tenne erschien und das Meer wie ein Drache, der sie umkreiste. Mit großer Angst kehrte ich zu meinen Soldaten zurück. Als sie mich sahen, riefen sie mir jubelnd zu. Wiederum kam in mein Herz, daß ich die Tiefe des Meeres messe, und ich ließ Astrologen und Geometriker kommen. Ich trug ihnen auf, mir ein Gefäß zu konstruieren, in welchem ich in die Tiefe des Meeres hinabsteigen und die wunderbaren Tiere erforschen könnte, welche dort leben. Sie machten mir ein gläsernes Faß; es wird an Ketten gebunden und von den stärksten Soldaten regiert. Auf solche Weise stieg ich in die Meerestiefe. Ich sah dort allerlei Tiere, welche aussahen wie die Landtiere und in der Tiefe wandelten wie Vierfüßler; sie kamen zu mir heran und flohen. Dort sah ich auch noch andere wunderbare Dinge, die ich nicht erzählen kann. Freue dich, meine Herrin, teure Mutter.

So ging die Erzählung in kindlicher Naivität aus Leos Feder hervor, und bei der Art der Darstellung begreifen wir, wie leicht der Spielraum benutzt werden konnte, welcher sich für phantasievolle Fortsetzer darbietet.

Wir eilen zum Schluß. Alexander wird beim fröhlichen Mahle von Yolus vergiftet. In seinen furchtbaren Schmerzen will er sich in der Nacht in den Euphrat stürzen, doch Roxane hindert ihn daran. Als die Situation im Heere bekannt wird, fordern die Soldaten unter Androhung von Gewalt, ihn zu sehen. Er läßt sich auf einen erhabenen Ort tragen. Die Soldaten ziehen vorbei und nehmen klagend Abschied. Nachdem er noch allerhand Vermächtnisse gestiftet, stirbt er. Unter Geleit des ganzen Heeres wird er von Babylon nach Alexandria getragen. Ptolomeus geht vor der Leiche her und ruft: Du hast nicht so viele in deinem Leben getötet, als du in deinem Tode töten wirst. Mit einem kurzen Ueberblick über die Hauptereignisse seines Lebens und die Städte, die er gegründet, schließt das Werk des Leo.

Ein tiefsinniger Mönch, in Betrachtungen über die Vergänglichkeit irdischer Herrlichkeit versenkt, hat sich dann noch vorgestellt, wie die Philosophen an das Grab des großen Königs treten und sprechen: Gestern genügte ihm nicht die ganze Welt, heut genügen ihm fünf Ellen Erde. Ein anderer: Gestern hat er dem Volke befohlen, heute befiehlt es ihm. Gestern konnte er viele vom Tode befreien, heute aber sein eigenes Leben nicht. Gestern drückte er die Erde, heute drückt die Erde ihn. Gestern hatte er Freunde und Feinde, heute hat er alle gleich.

Monatsschau.

Pragmatische Tabelle.

Mai.

17. Geburt Alfons XIII., Königs von Spanien.
21. Das neue kirchenpolitische Gesetz in Preußen findet die königliche Genehmigung.
23. Leopold von Ranke stirbt.
— Kaiser Wilhelm I. eröffnet die Internationale Jubiläums-Kunstausstellung in Berlin.
26. Der deutsche Reichstag vertagt sich.

Juni.

7. Nachdem das griechische Kabinett Trikupis (seit 21. Mai) die Abrüstung begonnen, wird die Blockade der griechischen Häfen aufgehoben.
— Das irische Verwaltungsgesetz Gladstones wird vom englischen Unterhause in zweiter Lesung abgelehnt.
9. Ludwig II., König von Bayern, wird wegen Geistesstörung für unfähig zur Regierung erklärt. Sein Oheim, Prinz Luitpold, übernimmt die Regentschaft.
12. Die französische Deputiertenkammer beschließt unter Zustimmung des Ministeriums Freycinet ein Gesetz, nach welchem „die Häupter der Häuser, die über Frankreich geherrscht haben, und deren nächstberechtigte Erben" aus dem Gebiet der französischen Republik ausgewiesen werden.
13. König Ludwig II. von Bayern endet durch Selbstmord im Starnberger See bei Schloß Berg.
14. Der geisteskranke Prinz Otto, Bruder Ludwigs II., wird zum Könige von Bayern ausgerufen. Prinz Luitpold führt die Regentschaft fort.
22. Der französische Senat nimmt das Gesetz über die Prinzenausweisung an.
25. Der deutsche Reichstag tritt wieder zusammen.

Politik.

Th. M. — Ganz Deutschland steht noch unter dem erschütternden Eindrucke der Katastrophe, die uns des hochverdienten Bayernkönigs Ludwigs II. beraubt hat. Gewaltiger als alle Kunst es vermöchte, greift hier die Wirklichkeit an unser Herz und Gewissen. Groß, Bewunderung weckend durch Geist, Gesinnung und Schönheit begann der Held dieser Tragödie seine Laufbahn, entflammte unsere Begeisterung durch eine weltgeschichtliche That und gab uns Hoffnung für eine noch größere Zukunft. Doch schon lag es auf ihm wie ein ererbtes Verhängnis, das mit geheimnisdunklem Grauen uns anwehte. Zum Uebermenschlichem wuchs ihm das Bewußtsein eigner Würde und Macht. Da kränkte fremde Schuld, ja das ekelhafteste Laster seinen Stolz. Auch jeder andere Mann hätte die Kränkung kaum ertragen. Ihn vertreibt sie aus der Gegenwart der Zeugen und Mitwissenden in die Einsamkeit; nur einem Freunde, einem geistig ebenbürtigen aber gleich ihm von der Hybris befangenen Manne vertraut er sich ferner an. Da: noch ein demütigendes Unglück! Sein Geist erliegt. Eine Fiktion, ein Zerrbild dessen, was einst sein Ideal war, hält ihn noch eine Zeit lang aufrecht. Aber überall stößt er an die Grenzen der Wirklichkeit: — er sinkt tief und tiefer. Schon fühlt er selbst den schneidenden Gegensatz zwischen dem, was er ist, und dem, was er sein müßte. Wahnvorstellungen von Verrat beherrschen ihn. Sie werden ihm Wahrheit. Man entkleidet ihn der Herrschergewalt, nimmt ihm die persönliche Freiheit; seine sittliche Kraft, die stets nur aufs Handeln gerichtet war, im Ertragen nie geübt, versagt; noch ein letztes gewaltsames Aufflackern seiner geistigen und körperlichen Kraft zu einem Kampf um den Tod, und er geht aus dem Leben, — ein Opfer seines „Schicksals", fremder und *eigener* Schuld. Von Schreck und Mitleid erschüttert steht sein Volk an seiner Königsgruft, Trost suchend in dem Glauben an die Gnade Gottes, d*e*r größer ist als unser Herz. —

Das bayerische Volk sieht sich vor der Frage, ob das Land es ertragen kann, wenn für unberechenbare Zeit der hoffnungslos geisteskranke neue König, Otto I., die oberste Gewalt vertreten, vielmeh* nur wie ein totes Bild sie darstellen soll. Wir hoffen, daß die Entscheidung diese* Frage hinausgeschoben werde, bis die Leidenschaft der Parteien sich beruhigt und das Urteil über das Geschehene sich geklärt hat. Im Einzelleben wie im Leben der Völker sind wichtige Entschließungen unter dem Einflusse heftiger Gemütsbewegungen nicht ratsam. Die rechtliche Möglichkeit einer Verfassungsänderung ist unbezweifelbar. Das Ministerium Lutz wird sie aber schwerlich anregen. Während wir dies schreiben, machen sich indes immer deutlicher die Anzeichen dafür bemerklich, daß die ultramontane Partei Bayerns den Tag der Abrechnung mit demselben für gekommen hält. Gelingt es ihr, ein Ministerium Franckenstein an seine Stelle zu setzen, so wird dieser Erfolg sie weiter führen, denn ihre begehrlichen Blicke richten sich auf Ludwig (den Sohn des alternden Prinzen Luitpold), von dem man *glaubt*, daß er ein besonders eifriger Anhänger des Papsttums sei. Möchte das schwer geprüfte Land wenigstens von dem unwürdigen Parteikampf um die Krone verschont bleiben! An sich würde weder für Bayern noch für Deutschland ein katholisch-konservatives Ministerium Franckenstein bedenkliche Folgen haben. An der Reichstreue desselben wird nicht gezweifelt. Immerhin erführe aber dadurch die ultramontane Gesamtpartei wieder eine Rangerhöhung, der Liberalismus wieder eine moralische Einbuße, und das würde eine Verschiebung der Parteigruppierung im deutschen Reichstage und im Bundesrate ohne Zweifel zur Folge haben. Ja ob nicht im Zentrum selbst, dessen Einigkeit Windthorst soeben in Dortmund nicht laut genug konstatieren konnte, ein kleines Gewitter aufziehen würde? Es ist ein eigenes Ding um eine Regierungspartei. Sie würde in Bayern zu manchem ja sagen müssen, was sie einem „protestantischen" Staate nimmermehr bewilligen möchte. Namentlich auf

dem Gebiete der sozialen Reform, die immer unabweisbarer die staatliche Regulierung wirtschaftlicher Mißverhältnisse bedingt, dürfte die elementare Ueberlegenheit der konservativen Ideen das Zentrum zu einer Rechtsschwenkung zwingen.

Die Katastrophe in Bayern wird jedenfalls für lange Zeit bedeutende Nachwirkungen zeigen.

Aber auch in Preußen haben wir ein folgenschweres Ereignis erlebt. Als solches fassen wir wenigstens den „Antrag Hammerstein" auf. Das preußische Abgeordnetenhaus hat ihn zwar sehr geringschätzig behandelt und seine Beratung in der verflossenen Sitzungsperiode thatsächlich abgelehnt. Aber der Stein ist ins Rollen gekommen. Aus vielen preußischen Provinzen mehren sich die Zustimmungserklärungen. Selbst die konservativen Ultramontanen scheinen für ihn eintreten zu wollen — vielleicht in der Hoffnung auf den Dank der Konservativen bei der in Aussicht stehenden Revision der Maigesetze, vielleicht auch in der Hoffnung, daß die vom Parlament und Ministerium emanzipierte evangelische Kirche erhebliche Einbuße an Kraft erleiden werde. Denn um unsrer schönen Augen willen erfüllt uns Windthorst überhaupt keinen Wunsch, und diesmal um so weniger, als von manchen Konservativen — wie uns scheint in recht einseitiger weil negativer Weise — die Forderung des Antrages mit dem Hinweis auf den heißer gewordenen Kampf der evangelischen Kirche gegen das sieghafte Rom motiviert wird. Deutlicher liegen die Ablehnungsgründe der liberalen und konservativen Mittelpartei-Aspiranten zu Tage. Das entschlossene und schnelle Vorgehen der Antragsteller hat teilweise dem Programm „ihrer" Zukunft vorgegriffen. Darum dies verlegene Zittern im Tone der abwehrenden Polemik, diese Häufung von persönlichen Verdächtigungen, die allemal ein Zeugnis sind für eine sachlich sehr schwache Stellung. Wir halten zwar auch heute noch nicht einen schnellen Erfolg der Bewegung für wahrscheinlich. Aber wir erkennen an, daß der Zeitpunkt für den Beginn derselben mit weiser Einsicht gewählt wurde, und daß die in der Presse nachgefolgte Präzisierung der Forderungen, die in wirklich evangelischen Kreisen volle Bewilligung gefunden hat, für das allgemeinere Verständnis der Sache eine günstige Unterlage bietet. Der Antrag Hammerstein (im Herrenhause aufgenommen von v. Kleist-Retzow) hat in klarer Fassung das Prinzip aufgestellt; nur um dieses wird vorläufig der parlamentarische Kampf entbrennen. Der Sieg desselben wird aber nicht nur der evangelischen Kirche zu gute kommen, welche in ihrer halb büreaukratischen, halb demokratischen Verfassung, in ihrer Abhängigkeit von Heiden und Juden und in der geradezu widerrechtlichen Vorenthaltung einer genügenden Dotation so viel mächtige Hindernisse ihrer Wirksamkeit sieht: eine volkstümliche Kirche, die Herr im eigenen Hause ist, wird auch für die sozialethischen Aufgaben der Gegenwart eine weit erfolgreichere Thätigkeit entfalten können. Ein einziger vergleichender Blick auf die Erfolge der „inneren Mission" läßt diese Hoffnung gerechtfertigt erscheinen. Welche begeisterte Liebesthätigkeit, welche herzliche Gemeinschaft im Glauben! Hier zeigt unsere Kirche die Früchte, die von ihr erwartet werden. Das Brausen des Geistes weht durch ihre Glieder. Es ist darum auch vom sozial-politischen Standpunkte aus eine notwendige und zeitgemäße Forderung, den versöhnenden, heilenden, aufrichtenden Kräften, die hier zur Entfaltung drängen, eine Organisation zu schaffen, die ihrem Wesen entspricht.

Die neue Branntweinsteuervorlage ist von der Kommission des Reichstages abgelehnt worden. Dasselbe Schicksal hatte ein von konservativer Seite vorgeschlagener Entwurf, welcher die Idee des Monopols in einer die Interessen der landwirtschaftlichen Produzenten und die Veredelungsbetriebe gleichmäßig berücksichtigenden Fassung wieder aufnahm. Auffallenderweise verlautete einige Tage vor der entscheidenden Sitzung, daß die ultramontanen Mitglieder der Kommission diesem Entwurfe zustimmen würden, obgleich Windthorst oft genug erklärt hat, daß seine Partei überhaupt „niemals" für ein Staatsmonopol eintreten könne. Man hatte eben unter dem Geläute der Kulturfriedens-Glocken die aus der Vergangenheit herüberklingenden Kampfesworte

vergessen — oder man glaubte, daß das Zentrum für so viel „Nachgiebigkeit" der preußischen Regierung, für so viel Schmeichelworte der gesinnungstüchtigen gouvernementalen Presse in Nord und Süd doch wenigstens eine That der Dankbarkeit schuldig sei. Vae victis! Bewilligt das Zentrum eine höhere Branntweinsteuer, so geschieht es nur in einer Form, welche auch diese Einnahme nicht der finanziellen Unabhängigkeit des Reiches dienen läßt. Daß es hiermit eine vorzüglich günstige Gelegenheit vorübergehen läßt, dem kapitalistischen Monopole Abbruch zu thun, macht ihm wenig Schmerzen. Der notleidende deutsche Osten, der nebenbei von dem Branntwein-Monopol einen wirtschaftlichen Vorteil erhoffte, ist protestantisch, das heißt für die Ultramontanen so viel wie „Ausland".

* * *

Im **Orient** ist der griechische Zwischenfall im Anfang des verflossenen Monates erledigt worden. Schon denkt man kaum noch daran, obwohl einige Gefechte an der türkischen Grenze den wirklichen Krieg, der im Orient immer eine europäische Gefahr bedeutet, in sehr nahe Aussicht gestellt hatten. Die Blockade mit allen ihren im geschäftlichen und privaten Verkehr empfindlich fühlbaren Folgen hat den Uebermut des Epigonen-Völkchens schnell abgekühlt, und da dieselbe ein sichtbarer Gegenbeweis gegen die lange genährte Hoffnung auf erfolgreiche diplomatische Unterstützung seitens Rußlands und Frankreichs war, so hat das neue Kabinett, an dessen Spitze Trikupis steht, seine Aufgabe, den Frieden wieder herzustellen und damit die Absperrung des Inselreichs zu beseitigen, verhältnismäßig schnell und glatt erledigen können. Die Hellenen sind um einen schönen Traum ärmer, aber um eine nützliche Erfahrung reicher geworden. — Gegenwärtig ist wieder Bulgarien der Angelpunkt der „orientalischen Frage". Die nach Sofia berufene Nationalversammlung (Sobranje), an der auch die ostrumelischen Abgeordneten teilnehmen, hat, der begeisternden Thronrede ihres Fürsten folgend, die Union Bulgariens thatsächlich vollzogen, indem auch die ostrumelischen Abgeordneten dem Fürsten und der Verfassung den Eid der Treue leisteten. Ob sie sich nachträglich noch in spitzfindige diplomatische Begründung dieses Schrittes einlassen wird, ist zweifelhaft. Die europäische Diplomatie hat Bulgarien vor ein Dilemma gestellt, welches Fürst Alexander einfach dadurch lösen zu wollen scheint, daß er es ignoriert. Er war gezwungen worden, dem Protokoll der Botschafterkonferenz vom 5. April sich zu unterwerfen, in welchem bestimmt wurde, daß der Fürst von Bulgarien zum Generalgouverneur von Ostrumelien durch den Sultan unter Zustimmung der Großmächte und zwar auf fünf Jahre ernannt werden solle. Wenn die Sobranje dieses Protokoll anerkennt, ist bei der jetzigen Stellung Rußlands zu Bulgarien der Fall sicher vorauszusehen, daß die se Großmacht (Rußland) der Verlängerung der Bestallung Alexanders als Gouverneur von Ostrumelien nicht zustimmt. Nach dem Wortlaut des Protokolls, welcher eine Nichtbesetzung der Gouverneurstelle ebenso ausschließt, wie die Besetzung durch eine andere Persönlichkeit als eben den Fürsten von Bulgarien, würde alsdann der gegenwärtige Fürst überhaupt abtreten müssen. Nach Artikel 3 der Berliner Kongreßakte ist ihm aber die erbliche Fürstenwürde zuerkannt. Ueber diesen offenbaren Widerspruch in den diplomatischen Abmachungen setzt sich Alexander stillschweigend hinweg. Offenbar vertraut er auf die Zustimmung der Pforte, der ein für orientalische Verhältnisse so ungewöhnlich tüchtiger Fürst und heldenhafter Charakter als die willkommenste Schutzwehr gegen die russischen Uebergriffe erscheinen muß. Auch darf er in Wahrheit darauf rechnen, daß ihm im Ausbau der einheitlichen Organisation beider Bulgarien trotz aller Verträge keine andre Großmacht Schwierigkeiten bereiten wird. Was aber Rußland betrifft, so weiß er, daß er hier einem Feinde gegenübersteht, dessen Wünschen er nur so weit nachzugeben hat, als er gezwungen werden kann.

Allerdings wird **Rußland** schwerlich auf die Dauer gegenüber dem schnellen Schwin-

den seines Einflusses in den Balkanstaaten unthätig bleiben wollen; um so weniger, als sich ein formelles Bündnis zwischen der Türkei, Bulgarien und Rumänien anzubahnen scheint, dessen Spitze sich nicht gegen unbekannte Feinde richten kann.

* * *

Wann der von allen Seiten prophezeite große Entscheidungskampf der mitteleuropäischen Mächte gegen die östlichen und westlichen Nachbarn entbrennen wird, hängt wesentlich von der Entwicklung der Dinge in **Frankreich** ab. Dort ist das Ereignis des Monats das von der Deputiertenkammer und dem Senate im Einvernehmen mit dem Ministerium beschlossene Gesetz, welches die unmittelbaren Kronprätendenten nebst ihren ältesten Söhnen aus dem Gebiete der Republik verbannt und die Regierung ermächtigt, auch über die anderen Prinzen dieselbe Maßregel durch ein Dekret zu verhängen. Es ist darum von größerem geschichtlichen Interesse, weil es einen Sieg des revolutionären Radikalismus über die gegenwärtige Regierung bedeutet, die noch vor kurzem in der Vermählung der Tochter des Grafen von Paris mit dem portugiesischen Thronfolger eine für Frankreichs Beziehungen zu Portugal glückverheißende Verbindung erblickte. Dies soll nun nach offiziösen Versicherungen des Ministeriums Freycinet dessen unwiederruflich letzte Konzession an die revolutionären Grundsätze sein. Dagegen meint Jerome Bonaparte, er werde vielleicht demnächst zurückkehren, um zu verhindern, daß man denen den Kopf abschlüge, die ihn heute verbannten. Jedenfalls ist die Prinzenausweisung, die an sich weder thöricht noch klug, sondern einfach überflüssig erscheint, ein weiteres Symptom für die Herrschaft des jederzeit an den pomphaften aber leeren Demonstrationen erkennbaren Radikalismus. Wenn diesem die Laune es gebietet, wird er auch leichten Herzens von den Revanchereden zu Thaten übergehen. So weit wird Freycinet allerdings nicht folgen. Aber unser großer Freund Boulanger spart sich gern sein Portefeuille, wenn irgend möglich, bis zu jenem „Tag der Rache" auf. Es ist ein schöner Beweis für die erhabene Gesinnung unsres Kaisers, daß er den ranflustigen Herausforderungen, die selbst von Vertretern der französischen Regierung laut werden, das Schweigen des Friedfertigen entgegensetzt. Offenbar liegen die Dinge so, daß jede Verwahrung unsrerseits gegen die hart an Beschimpfung grenzende Sprache des Kriegsministers und der ihm nahestehenden Personen und Zeitungen den schwersten Konflikt heraufbeschwören kann.

* * *

Das politische Leben in **England** stand auch im verflossenen Monate gänzlich unter dem Zeichen der Homerule. Das Unterhaus hat zwar die Vorlage Gladstones endgültig abgelehnt, aber die hierbei den Ausschlag gebenden liberalen Dissenters sind keineswegs grundsätzliche Gegner der Homerule, sondern haben sich, wie Chamberlain ausdrücklich erklärte, nur durch einige präjudizierliche Bestimmungen der Gladstoneschen Vorlage in betreff der Oberhoheit des englischen Zentral-Parlamentes zu einer abweichenden Votierung bestimmen lassen. Im stärksten Gegensatz zu dem Homerule-Gedanken als solchem steht nur die um Lord Salisbury geschaarte Tory-Gruppe. Sie tritt ein für den bisherigen Stand der Verfassung und für die stärksten Gewaltmaßregeln zur Unterdrückung der irischen Bewegung, ein Konservatismus, der dem deutschen Beobachter ganz unverständlich ist. Da diese unfruchtbare Negation und diese offenbare Feindseligkeit gegen Irland bei den Wählern schwerlich Anklang finden wird, so dürften die Mitte Juli zu erwartenden Neuwahlen die Zahl der liberalen Parlamentsmitglieder noch erhöhen und damit zum wenigsten die Stellung Gladstones befestigen, welcher ja auch über die starke irische Gruppe verfügt. Die Popularität Gladstones ist im Wachsen. Er ist klug genug, in seinem Wahlprogramm auf alle

Einzelheiten, die der Opposition zum Vorwand dienen könnten, zu verzichten und lediglich die Homerule in irgend einer vom Parlament zu bestimmenden Fassung als Parole auszugeben. Damit hat er dem gefährlichsten liberalen Nebenbuhler Chamberlain die schwierige Aufgabe zugeschoben, seine Leute zu einem Sturme gegen unbesetzte Schanzen zu begeistern. Was Chamberlain an positiven Vorschlägen bringt (das zu schaffende irische Parlament soll nach ihm nur ein Provinziallandtag sein, dem völlig gleiche in England, Wales und Schottland mit einer auf munizipale Angelegenheiten beschränkten Kompetenz jeden Schein einer Ausnahmestellung benehmen sollen), das dürfte wohl die Mehrheit der englischen Liberalen für sich haben, aber gegenüber dem von Gladstone so stark begünstigten Radikalismus und den Parnelliten hat es doch vorläufig wenig Aussicht auf praktischen Erfolg.

* * *

In **Oesterreich-Ungarn** hat zum großen Ergötzen der Russen eine laute magyarische Demonstration stattgefunden, die sich des Wohlwollens des ungarischen Ministerpräsidenten und seiner jüdischen Dutzfreunde von der Presse so lange zu erfreuen hatte, bis der Kaiser persönlich eingriff und Herrn von Tisza darüber aufklärte, daß die gemeinsame Armee des Reiches doch etwas anderes sei als ein Versuchsobjekt für die „Nationalitätspolitik" oder gar für die Witzfreudigkeit jüdischer Redakteure. Der Vorfall ist trotz blutiger Straßenszenen an sich bedeutungslos geblieben; aber sein Verlauf wird hoffentlich für längere Zeit den magyarischen Chauvinismus überzeugt haben, daß man in Wien seine „berechtigten Eigentümlichkeiten" nur so weit gelten läßt, als sie sich auf die selbsteigene Blamierung beschränken.

* * *

In **Schweden** besteht die weise Einrichtung, daß den Reichstagsmitgliedern nur vier Monate lang Diäten gezahlt werden. Infolgedessen haben sich die schwedischen Abgeordneten daran gewöhnt, mit ihren Arbeiten zu rechter Zeit fertig zu werden. Ganz so unfruchtbar wie in Norwegen und Dänemark ist hier die jüngste Session auch nicht verlaufen, aber die immer noch mächtige Landmannspartei hat auch diesmal wieder fast ausschließlich Interessenpolitik getrieben und sich als ein schwerer Hemmschuh für das Staatsleben erwiesen. Obwohl der Stand der schwedischen Finanzen ein sehr glänzender ist, so war doch die Parole der Landleute immer: „Sparen, sparen, wo für den Bauernstand nichts zu gewinnen ist!" — Der bekannte „Branntweinkönig" O. Smith, der vor einigen Jahren als Organisator der schwedischen „Arbeiterringe" und gleichzeitig als Rufer im Streit gegen die so heilsam wirkende Monopolisierung des Schenkentums so viel von sich reden machte, bemüht sich nun, nachdem alle seine großartigen Pläne in nichts zerfallen und die Arbeiter in Schweden um eine große Täuschung reicher geworden sind, um die Führerschaft in der Landmannspartei, richtet aber auch hier nichts als Verwirrung an.

In **Norwegen** tritt die Uneinigkeit zwischen den beiden Fraktionen der Demokratie immer deutlicher zu Tage. Es gibt dort jetzt gerade wie in Dänemark eine Partei der „Europäer", die um jeden Preis möglichst viele, möglichst moderne Ideen je eher, je lieber zur Durchführung bringen möchte, und eine echte Bauerndemokratie, die sich vor solcher Ueberstürzung scheut und sich darauf beschränkt einerseits die Beamtenaristokratie schonungslos zu beseitigen, und andrerseits im eigenen Interesse den Staatssäckel aufs äußerste zu schonen. Der Gegensatz dieser beiden Richtungen zeigt sich besonders deutlich in solchen Fragen, welche die Religion und die christliche Moral betreffen — ein Beweis, daß sich der norwegische Bauernstand immer noch einen Fonds von kirchlicher und christlicher Gesinnung bewahrt hat. So sehr sie ihren radikalen

Volksdichter Björnson lieben, haben sie doch eine wahre Angst vor dem Ueberwuchern jener irreligiösen „Geistesaristokratie", an deren Spitze er marschiert.

Weil nun die Linke gespalten ist, kann sich die Regierung Sverdrups auch nicht mehr auf die früheren Freunde verlassen. Ja sie verfügt nicht einmal mehr über ein sicheres Organ in der demokratischen Presse. Im Storting geht die Zeit mit nutzlosem Wortgefecht hin und geschafft wird nichts Reelles für das Landeswohl. Der einzige bemerkenswerte Beschluß dieser Session ist der skandalöse, durch welchen einem Pamphletisten aus der Zeit der famosen Reichsgerichtsaktion, welcher in einer Broschüre zu Gewaltthätigkeiten gegen die damalige Regierung aufgefordert hatte und dafür ins Gefängnis gewandert war, eine Entschädigungssumme von 1500 Kronen zugebilligt wurde!

* * *

In **Dänemark** hat sich gelegentlich der letzten Grundgesetz-Feier, wie in den Provinzen, so namentlich in der Hauptstadt recht deutlich gezeigt, daß die mit großer Energie betriebene Arbeit der Konservativen zur Organisation ihrer Partei nicht vergeblich gewesen ist, während die Fraktionen der demokratischen Partei merklich an Boden verloren haben. In Kopenhagen sind die Regierungsfreunde entschieden Herren der Situation und unter ihren Gegnern haben nur die Sozialdemokraten noch wirklich etwas zu bedeuten. Aber auch der Kampf gegen die Tyrannei der sozialistischen Führer wird mit Thatkraft betrieben. Von ihren Gegnern lernend, sind die konservativen Arbeiterfreunde hier eifrig bemüht, eine ausgedehnte Organisation von nicht sozialistischen „Fachvereinen" zu schaffen, was freilich die ersteren mit List und Gewalt zu hindern suchen.

Die unter dem Provisorium ohne Mitwirkung des Parlaments entstandene Preßgesetzgebung thut ihre guten Dienste, und der Ton der dänischen Parteipresse ist schon fast auf dem Wege, wieder ein anständiger und ruhiger zu werden. Ebenso nutzbringend hat sich die neue Gendarmerie erwiesen. Die irregeleitete Landbevölkerung lernt es jetzt wieder, daß man den Behörden gehorchen muß auch dann, wenn man nicht mit der Regierung sympathisiert. Besondere Maßnahmen hat die Regierung weiter nicht ergriffen, wenn man von der sehr zeitgemäßen Bewilligung einer Betriebsanleihe, durch welche der so gedrückten Landwirtschaft zeitweilig aufgeholfen werden soll, absieht. Es wird auf diese Weise durch eine aus der Staatskasse zur Verfügung gestellte Summe von 5 Millionen Kronen den bedürftigen Landwirten die Möglichkeit geboten, sich zur Fortsetzung ihres Betriebes die nötigen Kapitalien bis zum Betrage von 8000 Kronen vorläufig auf ein Jahr zu verschaffen. Dadurch mag wohl mancher linksgesinnte Bauer in seinem Glauben, daß Estrup nur für die Großgrundbesitzer ein Herz habe, irre werden.

Wirtschaftspolitik.

Konversionen und Streiks an allen Enden — in Verbindung mit den industriellen Konventionen, den Auswanderungsprojekten der übergroß gewordenen industriellen Anstalten und den schutzzöllnerischen Bestrebungen, ohne Zweifel bedeutungsvolle Symptome der sozialpolitischen Reaktion wider das praktische Manchestertum, obgleich sie auf dessen Boden wurzeln.

Die Konversionen sind in ihrer Berechtigung verschieden zu beurteilen. Man kann nicht leugnen, soferu es sich um gewöhnliche Schulden handelt — also bei den

Staaten um Obligationsanleihen — daß, wie der Gläubiger das Recht hat, die Lage auszunutzen zur Erreichung höheren Zinsfußes, andererseits der Schuldner auch das Recht haben muß, bei Kapitalandrang seine Zinsleistungen zu ermäßigen. Allein man kann nicht verkennen, daß zu Zeiten, wo der Kapitalismus so breit geht, wie gegenwärtig und wo die Masse der Geschäfts- und Gewerbtreibenden als Hauptzweck der Thätigkeit die Ansammlung von Kapital betreibt, um einst als Rentiers vom Kapitalertrag zu leben, und wo diese Klasse der Rentiers bereits einen so erheblichen Teil des Mittelstandes ausmacht, eine Häufung der Konversionen auf die Verbrauchskraft sehr bedeutend einwirkt, was andererseits nicht ohne Folgen für die Verbrauchsproduktion bleiben kann. Außerdem treiben die Konversionen, sofern sie sichere Kapitaltitel betreffen, selbst die soliden Kapitalisten zahlreich zur Spekulation.

Das aber ist es gerade, was die Bankokratie, welche die Konversionen betreibt, beabsichtigt; und hierin sehen wir eine Gefahr für den Bestand und die ruhige Gestaltung der allgemeinen Verhältnisse, eine Gefahr ähnlich der Ueberhandnahme der Finanzmacht überhaupt, die erst in den letzten Wochen wieder gelegentlich der Branntweinsteuerfrage im deutschen Reich deutlich zu Tage trat. Das bisherige Ergebnis der Verhandlungen über eine Branntweinsteuer muß man geradezu als einen Sieg des internationalen Kapitalmonopolismus über den Fiskalismus bezeichnen. Es sollte dies eine Lehre sein, daß man dem finanziellen Internationalismus gegenüber nichts gewinnen kann, wenn man ihm den freiesten Spielraum läßt zur Ueberwucherung aller wirtschaftspolitischen Verhältnisse. Wir sind in Deutschland, wie die Behandlung der Tabak-, Zucker-, Branntwein- ꝛc. Frage zeigt, so sehr man sich maßgebenderseits durch die Millionen blenden lassen mag, oder gerade deshalb, auf dem besten Wege zu ebensolchen Kläglichkeiten, wie sie die französische Republik in der „Prinzendebatte“ bietet, und wessen sich Deutschland von der internationalen Haute-finance zu versehen hat, das zeigt ja wohl einer der ärgsten Punkte in der schrecklichen bayerischen Angelegenheit. Ein Börsenblatt selbst war es, das veröffentlicht hat, ein Sekretär Rothschilds — dessen Stammhaus in Folge der erstaunlichen Freundlichkeit des Magistrats von Frankfurt a. M. auf deutschem Boden erhalten bleiben wird als die Kaaba der modernen Prophetie von der Herrschaft des internationalen Geldsacks — habe mit der Dienerschaft des unglücklichen Königs von Bayern unterhandelt und diesem vierzig Millionen borgen (!) wollen (jedenfalls zum Dank für Deutschlands ägyptische Garantie) unter der Bedingung der Neutralität bei einem Krieg Frankreichs unter dem Grafen von Paris gegen Deutschland — des Grafen von Paris, von dem es schon seit lange zweifelhaft ist, ob man ihn noch als Vertreter der französischen Legitimität betrachten kann oder für den Günstling der internationalen Finanzclique halten muß. Unter diesen Verhältnissen wird es doppelt erfreulich, daß diese internationale Finanzclique in der Zurückweisung ihrer Konversionsgelüste durch die russische Regierung in den letzten Wochen eine schwer verwindbare Niederlage erlitten hat. Handelt es sich dabei auch nicht um eine prinzipielle Zurückweisung der nationalen Gelüste überhaupt, so ist doch zunächst der Erfolg des auf praktischen Erwägungen beruhenden Verhaltens derselbe; und es ist für weite Kreise Deutschlands, wo sich nun einmal viele Millionen russischer Werttitel befinden, von großer Wichtigkeit, daß ihnen die zugedachte Zinsverkürzung erspart blieb. Möchten diese Kreise aber daran erkennen, wie wenig die Börse und die hinter ihr stehende Haute-finance das Vertrauen, das sie ihr entgegenbringen, verdient und wie unwahr es ist, daß sie die Interessen des Kapitals vertritt. Sie vertritt nur das Interesse der Kapitalanhäufung in wenigen Händen auf Kosten des kleinen Kapitals; und auch für dieses ist es hohe Zeit, daß es sich auf seine nationalen Aufgabe besinnen und sich in denselben von der Beherrschung des finanziellen Internationalismus unabhängig zu machen suche.

In dieser Beziehung aber ist eine zweite Niederlage, welche die Börse erlitten hat, von weit größerer Wichtigkeit. Es sind nämlich auch die von uns mehrfach erwähnten

Versuche des kapitalistischen Industrialismus, in China ein Eisenbahnnetz mit westeuropäischem Kapital zu bauen, ebenfalls mißglückt. Nach den vorliegenden Mitteilungen hat die chinesische Regierung alle Konkurrenten zurückgewiesen und erklärt, daß sie den Eisenbahnbau in ihrem Lande, sofern derselbe nötig sei, selbst und mit eigenen Mitteln des Landes ausführen werde. Es ist schon anderwärts bemerkt worden, daß dieses Verhalten der chinesischen Regierung zeigt, wie genau sie über die Folgen der kapitalistischen Entwickelung des Eisenbahnwesens, der Auslieferung des Geldwesens an die Banken und Börsen unterrichtet ist. Hinsichtlich der Bedeutung dieser Entscheidung der chinesischen Regierung insbesondere auch für die industriellen Verhältnisse Deutschlands und Westeuropas können wir auf das, was wir über das Projekt seit seinem Auftauchen mehrfach bemerkt haben, zurückverweisen und sprechen nur die Hoffnung aus, daß eine derartige tadellose wirtschaftspolitische Auffassung, wie sie hier die chinesische Regierung an den Tag gelegt hat, auch bei uns immer mehr zum Durchbruch gelangen möge.

Nach dem Mißglücken der russischen Konversionsbemühungen hat übrigens die Börse sofort ihre Augen auf die italienische geworfen. Diese würde kaum mehr sein als eine wenig abgemilderte Auflage des ungarischen, und wie diese ist sie unter Kapitalvermehrung geplant. Glücklicherweise kann indes diese Konversion kaum den zehnten Teil der italienischen Schuld umfassen, da der Rest als wirkliche Rente und daher unkonvertierbar dasteht. Glücklicherweise ist damit die internationale Bankokratie so ziemlich am Ende der Möglichkeit, ihr Treiben fortzusetzen, angekommen. Zwar ist bereits die holländische Konversion in der Durchführung und die belgische soll demnächst in Angriff genommen werden; aber hoffentlich bleibt die preußische Regierung gegen die Versuche, auch sie in den Zirkel der Zinsherabsetzung zu ziehen, standhaft. Wie wir ebenfalls schon bemerkt haben, kann der Zweck der Konversionen nahezu ebenfalls erreicht werden, wenn man eine wirkliche Rente — die rechtlich nicht amortisierbar ist — auf 3 festsetzt und verkauft und die verzinslichen Kapitaltitel zurückkauft, wenn sie ausgeboten werden. Man kann diesen Rückkauf schon bis erheblich über pari fortsetzen und den höheren Preis binnen wenigen Jahren amortisieren, wenn man die neue Rente mit 95 zu verkaufen beginnt und sie nach dem Kapitalstand steigert. Damit wird den breiteren Kapitalistenkreisen ein wirklich unantastbarer Besitz geboten und werden die unausgesetzten Aufwühlungen der Besitzverhältnisse, welche schon in der wiederholten Andeutung der Möglichkeit der Konversion liegen, verhindert — wodurch ein ohne Zweifel äußerst wichtiges konservatives Staatsinteresse gewahrt und zugleich dem offenbar ebenfalls vorhandenen Interesse, die durch die Schuldverzinsung verursachten Lasten für den Staat nach Möglichkeit zu vermindern, entsprochen wird. Daher halten wir auch die neuerliche Ausgabe 3prozentiger Schuldtitel unter dem Namen Rente für eine halbe und darum falsche Maßnahme. Die Errichtung eines großen Buches der Staatsschuld hat überhaupt nur Sinn, wenn man hinsichtlich der Schuld gänzlich zum Renteprinzip übergeht und keine Anleihen mehr macht, sondern Rente auf der Grundlage von 3 Mark verkauft. Wir sind natürlich weit entfernt davon, bei uns damit ein neues Schuldsystem einführen zu wollen. Allein da doch noch große Bauten in Aussicht stehen und durch Genehmigung des Ems-, des Oder- und des Schleswig-Holsteinischen Kanals zum Teil bereits bis zur Ausführung vorgerückt sind, während zugleich der preußische Arbeitsminister die weitere Pflege derartiger Meliorationen in Aussicht gestellt hat — was bei der enormen Abscheidung und der zunehmenden Ausfuhr des Kapitals wohl berechtigt ist —, so ist es immerhin angebracht, die nötigen Kapitalbeträge auch im Eigentum möglichst sicher zu stellen, und dies läßt sich nur durch Renteverkauf seitens des Staats erreichen. Selbst die Herstellung eines Leibrentesystems durch den Staat, wobei die selbstverständlich höhere Rente an die Person gebunden ist und mit dem Tode derselben erlischt, sollte man in das Auge fassen, wo es, wie gegenwärtig, notwendig geworden ist, der Kapitalbewegung

besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden und darauf zu denken, dieselbe im nationalen Bett zu erhalten.

Sind die Konversionen nach einer Hauptrichtung ihrer Wirksamkeit hin zu beachten, weil sie die Verbrauchskraft des kleinen Kapitalisten schmälern, ohne daß dies genügend erkannt wird, so beachtet man es auch hinsichtlich der Streiks viel zu wenig, daß diese, wo sie Erfolg haben, geeignet sind, die Verbrauchskraft zu erhöhen, was ganz unzweifelhaft auf die Produktion, insbesondere auf die Urproduktion eine günstige Rückwirkung haben muß. In dem gegenwärtigen Kampfe zwischen Kapital und Arbeit, in dem Religion und Moral, Staat und Gesellschaft, Sitte und Recht in hohem Grade die Rolle der Gepreßten spielen, handelt es sich praktisch hauptsächlich um die Frage, in welchem Verhältnis der wirtschaftliche Ertrag zwischen Kapital und Arbeit geteilt werden soll; während es zugleich auf der Hand liegt, daß der Anteil jenes Ertrags, welcher der Arbeit zufällt, bis auf einen verhältnismäßig niedrigen Prozentsatz für das Leben verbraucht, der andere Anteil aber ebenfalls bis auf einen verhältnismäßig kleinen Betrag der Kapitalhäufung, also der Börse und ihren Allerlands- und Allerzwecks-Emissionen zugeführt wird. Demgemäß müssen mit steigenden Löhnen die Absatzverhältnisse der Produktion sich bessern, mit sinkenden sich verschlechtern; und daß dies in der That so ist, läßt sich aus der Gesamtlage unserer wirtschaftlichen Verhältnisse leicht erkennen. Es erklärt sich daher auch leicht, daß in den Vereinigten Staaten, wo eine große Lohnbewegung stattgefunden und meist Erfolg gehabt hat, die Geschäftsverhältnisse in der letzten Zeit sich sehr gebessert haben, und daß z. B. auch der Druck der amerikanischen Getreideausfuhr auf der europäischen Produktion gegen früher weit weniger lastet. Freilich ist damit für diese nicht sehr viel gewonnen, da andere Konkurrenzen infolge der fleißigen Begießung durch die europäischen Emissionen und sonstigen Kapitalmanipulationen wie Pilze aus der Erde wachsen. Die deutsche Wollproduktion hat wie die Zuckerproduktion einen großen Rückgang erfahren müssen und, wie die erhebliche Verminderung der Zufuhren auf den Wollmärkten beweist, in der That erfahren, und doch haben die Wollpreise wieder einen starken Rückgang erlitten und nur vereinzelt sind hie und da die vorjährigen, ebenfalls zurückgegangenen Preise wieder erreicht worden. Es ist zu befürchten, daß mit der Eröffnung der subventionierten Dampferlinien nach den antipodischen Konkurrenzländern der Rückgang immer noch stärker wird; gegen die Preise vor fünfundzwanzig Jahren beträgt der Abschlag schon 50 Prozent, während im allgemeinen das Tuch schlechter geworden und auf Shoddy herabgekommen ist und die bessern und feinern Tuchgattungen für die mittleren Stände schon fast auf der Höhe der Unbezahlbarkeit angelangt sind.

Ob die Streiks überall solche Erfolge haben werden wie in den Vereinigten Staaten, wo es denn doch immer noch nicht an Raum zur Ausdehnung fehlt, ist freilich sehr fraglich. In Frankreich hat allerdings der Streik von Decazeville einen Erfolg für die Arbeiter gehabt, aber doch erst infolge des von der Regierung auf die Minengesellschaft ausgeübten Druckes. In Belgien, wo seit dem 1. Juni wieder weit ausgebreitete und hie und da mit Gewaltsamkeiten verbundene Streiks im Gange sind, will zwar die Regierung durch öffentliche Arbeiten, wofür 43 000 000 Fr. bestimmt werden sollen, eingreifen, aber dauernd kann damit nicht viel genützt werden, da das belgische Land viel zu klein ist, um unter den veränderten Verhältnissen eine wirtschaftlich selbständige Stellung behaupten zu können. Es wird sich bald genug zeigen, daß dieser vom entstehenden kapitalistischen Industrialismus gegründete und vollständig über den kapitalistischen Leisten geschlagene Staat mit der Verschiebung des Kapitalismus auch politisch scheitern muß. Gegen die Notstände, welche dort immer mehr chronisch werden müssen, je mehr sich für seine Industrie die Kanäle des Exports verschließen, werden diejenigen, die schon einmal vor vierzig Jahren die Aufmerksamkeit Europas auf sich lenkten und eine halbe Staatshilfe veranlaßten, Kleinigkeiten sein. Jetzt hat die größte Fabrik des Landes, die Aktiengesellschaft Cockerill in Seraing, die Herstellung

großer Fabrikanlagen bei Nicolajew am Schwarzen Meer beschlossen. Das belgische Land gerät infolgedessen immer mehr in die Lage der kleinen Konkurrenten, welche innerhalb der Industriegebiete selbst von den großen erbarmungslos erdrückt werden. Die letzteren verlassen immer entschiedener wieder das System der Konventionen, nach denen die kleineren Betriebe als letzten Rettungsanker immer vergeblicher streben. In England gehen die großen Werke, nachdem als Grundsatz aufgestellt worden ist, die Ueberproduktion durch Ueberproduktion zu vertreiben, offen darauf aus, durch äußersten Preisdruck und durch intensivste Ueberproduktion die kleinen Werke zur Betriebseinstellung zu zwingen oder in den Bankerott zu treiben; und es unterliegt keinem Zweifel, daß ihnen dies gelingen wird. Und diese Vollendung des Kapitalmonopolismus, gegen die natürlich das Manchestertum kein Wort hat, vollzieht sich ganz still und unbemerkt unter dem Lärm von Homerule. Und indem der englische Liberalismus sich zu retten glaubt durch die Gewährung der Autonomie an die Irländer, brennt die Zündschnur am inneren Pulverfaß ein gutes Stück weiter; und der fortschreitende Rückgang des Handelsumschlages zeigt, wie weit dieser Brand schon vorgeschritten ist. An dem besonders bedeutenden Rückgang des Einfuhrwertes erkennt man nicht nur eine Wirkung des weiteren allgemeinen Rückganges der Preise und der fremdländischen Bestrebungen, sich durch Anknüpfung unmittelbarer Beziehungen vom englischen Zentralmarkt zu emanzipieren, sondern auch einen erheblichen Rückgang der Konsumtionskraft, welche durch den gewaltigen Druck auf die Produktion, der sich nun im letzten Stadium des industriellen, aber, da die großen Industrieanstalten fast ausschließlich in Aktienbesitz liegen, längst nicht mehr individualistischen „Wettbewerbes" sich immer schärfer spannen muß. In der That hat der Hauptrückgang der Einfuhr auch bei dem so lange vom englischen Manchestertum gerittenen Steckenpferd des sogenannten „freien Frühstückstisches der Arbeiter" eingesetzt. Dieser Frühstückstisch ist nicht freier, wohl aber knapper geworden. Erhebliche Unruhe haben auch die in der Schweiz ausgebrochenen Streiks erregt, weil sie mit starken Tumulten in Zürich verknüpft gewesen sind. Man vernahm Stimmen, welche die Veranlassung zu diesen Vorgängen sogar der deutschen Zollpolitik zuschieben wollten. Ohne Zweifel befindet sich auch die Schweiz unter der zunehmenden schutzzöllnerischen Bewegung zwar nicht in einer so schlimmen Lage wie Belgien, aber keineswegs in einer erfreulichen; und man hat auch dort an ein Verfahren wie das von Rumänien gegen Oesterreich gedacht. Allein man hat sich bald eines besseren besonnen und hat an das deutsche Reich Anträge wegen Revision des Zollvertrags gestellt und hat dabei Entgegenkommen gefunden. Die am meisten praktische Lösung der wirtschaftlichen Differenzen — Anschluß der Schweiz an den deutschen Zollverein — dürfte freilich noch nicht so bald gefunden werden. Uebrigens scheint sich auch in Rumänien die Anschauung, daß es falsch ist, staatlicherseits auf dem Zollgebiet den Wegen des Privatkonkurrenzsystems zu folgen, immer mehr Bahn zu brechen. Mit Frankreich hat man bereits wieder Verhandlungen angeknüpft. Freilich zeigt dieser Vorfall auch die bedenkliche Abhängigkeit der verschuldeten Staaten von den auswärtigen Verhältnissen. Auch in Oesterreich-Ungarn hat sich der scheinbare Interessengegensatz zwischen den agrarischen Gebieten der österreichischen und ungarischen Reichshälfte nur mit Mühe ausgleichen lassen und erst nach langen Debatten hat die eine Seite nachgegeben. Uebrigens leidet der Ackerbau beider Reichshälften sehr stark unter der spekulativen Konkurrenz. In Böhmen gab es sogar wieder einen Zuckerkrach.

Von höherer Wichtigkeit für Deutschland sind die jüngsten industriellen Insolvenzen im Luxemburgischen. Hier sitzt seit lange eine von Brüssel aus geleitete finanzielle Ausbeutungsclique, welche die dortige Industrie polypenartig umgarnt hält. Leider ist von Deutschland aus wenig geschehen, diesem für ein deutsches Zollvereinsland unwürdigen Zustand ein Ende zu machen, und die dortige Regierung mit ihrer französischen Liebängelei hat das ihrige gethan, die kapitalistische Ausbeutung durch die Pariser und Brüsseler Börse zu fördern. Hier wäre wohl ein entschiedener diplo-

matischer Druck am Platze, um die fremde Anmaßung an einem immerhin wichtigen Grenzpunkte des deutschen Wirtschaftsgebiets zu beseitigen.

Das bereits erwähnte Nichteintreten des für die Vereinigten Staaten von Nordamerika angekündigten allgemeinen Streiks scheint ebensowohl auf die Einsicht der industriellen Betriebe, daß es besser sei mit den Arbeitern sich gütlich auseinander zu setzen, als auf Differenzen zwischen dem Bunde der „Ritter der Arbeit" und den amerikanischen Gewerkvereinen zurückzuführen zu sein. Seit dem 24. Mai tagte der Kongreß der ersteren in Cleveland; doch hielt er, was für die republikanischen Verhältnisse gewiß bezeichnend ist, seine Beschlüsse geheim. Anfang Juni hat er sich dann vertagt. Die Ankündigung der „Ritter", auch die landwirtschaftlichen Angelegenheiten in den Bereich ihrer Wirksamkeit zu ziehen, scheint übrigens auch schon den Kongreß zum Eingreifen veranlaßt zu haben. Die Klagen der Landwirte waren aber auch zu dringend geworden. Das Gesetz, wonach kein Ausländer, der nicht die Absicht hat, sich anzusiedeln, in den Vereinigten Staaten Grundbesitz erwerben darf, und die Bestimmung, daß Aktiengesellschaften, mit Ausnahme der Eisenbahnen, höchstens 5000 Acres Grund und Boden besitzen dürfen, ist eine Abschlagszahlung auf die Forderungen der Farmer. Große Aufregung bei den großen Kapitalisten verursachen aber die Untersuchungen über unrechtmäßig erworbenen Grundbesitz, wobei es sich um ungeheure Flächen handeln soll.

In Deutschland mehren sich die Zeichen der Entwickelung des landwirtschaftlichen Genossenschaftswesens. Nach und nach erscheinen einige der hier und da immerhin ganz erfreulich verbreiteten Produktionsgenossenschaften auf den Märkten der Städte; hoffentlich verstehen sie, sich geschäftlich dort so zu entwickeln, daß sie Boden fassen und sich behaupten, so daß endlich einmal an den Krebsschaden des Produktenzwischenhandels, der nach jeder Richtung hin wucherisch ist, die Axt gelegt wird. Auch eine „Landliga zur Verstaatlichung des Grund und Bodens" hat sich gebildet. Die Wirksamkeit derselben, die einerseits ihr Heil von der „Demokratie" zu erwarten scheint, andrerseits aber parteilos sein will, verspricht nach diesen Voraussetzungen freilich kaum eine sonderlich weittragende zu werden. Es bezeichnet vielmehr eine seltsame Blindheit für die öffentlichen Vorgänge, zu einem Zeitpunkt, wo die Finanzdemokratie alles anstrengt, die Landwirtschaft unter dem kapitalistischen Monopolismus auszubeuten, von dieser zu erwarten, daß sie die Hand zur Verstaatlichung des Grundbesitzes bieten werde.

Kirche.

Das überwiegende Interesse der evangelischen Christen bewegte sich bei uns in den letzten Wochen um die Bestrebungen, welche sich auf die Verselbständigung der evangelischen Kirche beziehen und die durch den Friedensschluß zwischen dem Staat und Rom angeregt worden sind. Wir haben in dem letzten Berichte die dahin gehenden, in den Parlamenten gefallenen Aeußerungen konservativer und liberaler Politiker bereits erwähnt und ebenso von dem Antrage Hammerstein berichtet und den Zustimmungen, welche demselben durch verschiedene Konferenzen zu teil geworden sind. Die eigentümlichen Verhältnisse der westlichen preußischen Provinzen, Rheinland und Westfalen, hatten sich dabei in interessanter Weise offenbart. Infolge der früheren Abneigung der dortigen Christen gegen alles, was nach Politik riecht, als gegen etwas Weltliches, ist das Unterscheidungsvermögen für dasjenige, was sich auf politischem Boden abspielt, erst in der Ausbildung begriffen. So konnte es einer ganzen großen Konferenz in Hagen, für die Grafschaft Mark und ihre Umgegend, passieren, daß sie die Aeußerungen des liberalen Abgeordneten von Eynern in einen Topf warf mit dem Antrag Hammerstein und beiden Herren, im Verein sogar mit dem Hofprediger Stöcker,

ihren Dank votierte. In unserem Bericht vom Juni beschränkten wir uns auf die Bemerkung, die Herren würden noch manche bittere Enttäuschung erleben. Und so ist es denn auch gekommen. Während Herr von Hammerstein sich in einem sehr entgegenkommenden Schreiben bedankt hat, in dem er die Ziele seines Antrages weiter darlegt, knüpfte Herr von Eynern an seinen Dank Bemerkungen, welche zu wiederholten Repliken und Dupliken zwischen ihm und dem Vorsitzenden der Hagener Konferenz, Herrn Superintendent König, geführt haben. Es war wirklich einmal eine interessante Zeitungslektüre, die sogar durch den unglücklichen König von Bayern nichts an Anziehungskraft verlor, diese ausführlichen Schreiben der beiden Herren zu lesen, in denen sie sich unter den liebenswürdigsten Formen die allerhochwohlgebornsten und hochwürdigsten Grobheiten sagen.

Was das Formelle an dem Streite betrifft, so müssen wir sagen, daß Herr von Eynern im Rechte war, wenn er Entrüstung zeigte über diese Form des Dankes von dieser Seite. Er hatte es zwar verdient, etwas gegeißelt zu werden, nachdem er in seiner leichten plänkelnden Art das Gebiet der „Selbständigkeit der evangelischen Kirche" gestreift und dabei Dinge gesagt hatte, die besser aus der augenblicklichen politischen Lage als aus seiner eigentlichen Ueberzeugung zu verstehen sind. Allein so derb, wie es ihm die Hagener Konferenz gab, hatte er es nicht verdient. Denn für ihn mußte doch eine Zusammenstellung mit Herrn von Hammerstein und Hofprediger Stöcker geradezu als eine Beleidigung erscheinen, und es lag keine Veranlassung vor, ihm dieselbe anzuthun. Wenn man sich also wohl über den Ton beklagt hat, mit dem der liberale Abgeordnete gegen den Herrn Superintendenten König vorgegangen sei, so ist darauf zu erwidern, daß eine Konferenz, die so vorgegangen wie die Hagener, sich — wenn es nun einmal geschehen ist, — nachher auch etwas gefallen lassen muß. Zur Entschuldigung der letzteren ist freilich andererseits daran zu erinnern, daß die allgemeinen Redensarten von den „hierarchischen Bestrebungen der Konservativen des Ostens", von ihrem „heißen Wunsch nach einem Bündnis mit Rom" u. s. w. so lange bei den Evangelischen des Westens kolportiert sind, daß sie wirklich daran glauben, wodurch ihnen der kirchliche Gegensatz zwischen den Konservativen und Liberalen verschleiert ist. Es ist sehr schwer zu untersuchen, wie weit dieser Mangel an Orientierung ein selbstverschuldeter ist. Es nützt auch nichts, die Vergangenheit darüber abzufragen; wenn nur für die Zukunft der Segen aus den letzten Verhandlungen entsteht, daß man aller Orten einsieht, daß bei der nationalliberalen Partei für die evangelische Kirche nichts zu holen ist.

Und dies führt uns zu dem Sachlichen jenes Federkrieges. Was wir mit der Hagener Konferenz und den Abgeordneten von Hammerstein und Genossen unter Selbständigkeit der evangelischen Kirche verstehen, ist das genaue Gegenteil von dem, was die Liberalen (Kölnische und Magdeburgische Zeitung u. s. w.) darunter verstehen. Jene sehen dieselbe gewahrt, wenn irgendwo Mächte vorhanden sind, welche die Forderungen nach Geltung des Glaubens und des geoffenbarten Gotteswortes, woher dieselben auch kommen, zu bannen im stande sind. Weil sie glaubten, daß die Falk-Hermannsche Kirchenverfassung dazu dienen würde, waren sie für dieselbe. Seitdem sie sehen, daß in derselben selbständiger kirchlicher Geist sich regt, daß die Maschine im positiven Sinn arbeitet, sind sie gegen jede Erweiterung oder Ausbau derselben. Weil sie fürchten, daß der Einfluß der kirchlichen Organe auf die Besetzung der Lehrstühle an den theologischen Fakultäten im positiven Sinne sich geltend machen würde, darum treten sie mit Pathos für die „Rechte der Krone" ein. Sobald einmal zwischen einem protestantenvereinlichen oder mittelparteilichen Synodalrate und einem kirchlich gesinnten Kultusminister die Wahl wäre, würden sie für die Teilnahme der in den Synoden vertretenen evangelischen Gemeinden an diesem so äußerst wichtigen Geschäfte der Berufung der Lehrer für die künftigen Diener der Kirche, als für ein unveräußerliches Recht des Protestantismus eintreten. Weil es aber jetzt von der anderen

Seite kommt, darum gilt es für hierarchisch. Diese Leute sind die Freunde und Verehrer des verstorbenen Schwarz in Gotha; wer in dem den echten Vertreter der evangelischen Kirche sieht, der kann sich mit ihnen verbünden. Wir anderen aber denken von dem Verhältnis der jetzigen Nationalliberalen zu unserer Kirche: Timeo Danaos et dona ferentes.

Ein lehrreiches Bild geben in dieser Beziehung die Verhandlungen der Berliner Synoden, welche im Laufe des Mai und Juni abgehalten worden sind. Es wurde auf ihnen u. a. auch über die Frage verhandelt, ob etwas und was geschehen könne gegen die Beeinträchtigung der evangelischen Gemeinden durch die Mischehen mit Katholiken. Auf der Synode Friedrich-Werder (26. Mai) hatte Pastor Hoßbach das Referat über diesen Gegenstand, und die von ihm gestellten Thesen wurden sämtlich angenommen. Nur bei einer derselben erhob sich ein prinzipieller Streit. Dieselbe erklärte nämlich eine verschärfte Handhabung von disziplinarischen Maßregeln gegen diejenigen, welche, in einer Mischehe lebend, sich gleichgültig gegen ihren evangelischen Glauben zeigen, „nicht für angezeigt". Es lag ein Antrag der Positiven vor, gestellt durch Herrn von Meyern, wonach an Stelle der gesperrt gedruckten Worte gesagt werden sollte „für dringend geboten". Es ist in der That in diesem Antrage eine treffende Zeichnung des Gegensatzes gegeben, der durch die Christenheit geht. Was die einen nicht für angezeigt halten, erklären die andern für dringend geboten und umgekehrt. — Auf einer anderen der Berliner Synoden (Berlin-Köln-Stadt) hatte eine Positiver das Referat, Propst von der Goltz. Auch seine Thesen wurden angenommen, jedoch mit Ausnahme der einen, welche ebenso wie der von Meyernsche Antrag disziplinarische Maßregeln verlangte.

Auch die sächsische Landessynode, welche im Mai in Dresden tagte, hat sich mit der Frage der Kirchenzucht beschäftigt. Eine sächsische Pastoralkonferenz hatte Forderungen nach einer weitgehenden Verschärfung derselben ausgesprochen und Professor Kuntze hatte dieselben zu Anträgen formuliert, welche er auf der Synode vertrat. Allein diese verwarf dieselben und zwar unter Führung von Dr. Luthhardt, der die Mittel, welche die sächsische Landeskirche zu diesem Zwecke besitzt, für ausreichend erklärte. — An der Stellung zur Kirchenzucht offenbart sich das Verständnis für die kirchliche Aufgabe. Der Mangel an Zucht ist die schlimmste Krankheit unserer Landeskirchen. Die schlechteste Kirchenzucht ist die, welche man gegen irregeleitete Gläubige treibt. Gegen sie die ganze Schärfe zeigen, welche das Bekenntnis verlangt, und die selbstgerechten Uebertreter göttlicher Gebote einfach zum heiligen Abendmahl zulassen: das ist in der That das sicherste Mittel, um eine Kirche tot zu machen. Die Kirchenzucht sollte darum damit beginnen, daß die Geistlichen die ihnen bekannten Sünder unter vier Augen in ihren Häusern strafen, und zwar nicht etwa bei den Säufern und Ehebrechern des vierten Standes, sondern hübsch ordentlich nach der Reihe mit dem ersten Stande beginnend. Das übrige ergibt sich bei solchem Anfang von selbst. Bei den disziplinarischen Maßregeln gegen die in Mischehen lebenden Evangelischen ist natürlich zwischen Mann und Frau zu unterscheiden. Von der letzteren kann natürlich nicht verlangt werden, daß sie sich gegen den Willen des Mannes empöre, während der evangelische Mann, der der katholischen Frau die Kinder folgen läßt, es erfahren muß, daß die Kirche darin eine Gleichgültigkeit sieht, die darauf schließen läßt, daß er ihr innerlich nicht angehört.

Von der sächsischen Synode soll noch erwähnt werden, daß dieselbe u. a. ein Kirchengesetz angenommen hat, wonach Geistliche auf Wartegeld gesetzt werden können, wenn sie „zwar nicht im allgemeinen für ein Amt untüchtig sind, deren erfolgreiche Wirksamkeit als Prediger oder Seelsorger aber infolge besonderer Verhältnisse entweder als fast ganz aufgehoben oder für längere oder kürzere Zeit beeinträchtigt sich erweist." — Das scheint Kirchenzucht gegen die Pastoren zu sein, — ein sehr ehrenswertes Stück derselben und für keine Kirche zu verachten!

In Spanien haben sich die verschiedenen Zweige des dortigen Evangelisationswerkes zu einer „evangelischen Kirche“ vereinigt. Es ist darüber um so größere Freude, als man wohl Annäherung, keineswegs aber völlige Verständigung erhofft hatte. Und es ist in der That immer etwas ebenso Seltenes als Erfreuliches, wenn persönliche Liebhabereien hinter sachlichen Erwägungen zurückstehen. Die Sekten, nämlich die Episkopalen, die Baptisten und Methodisten, evangelisieren natürlich auch in Spanien noch auf eigene Hand weiter.

Herr Dr. Karl Munding ist leider durch eine lang andauernde Krankheit bisher verhindert gewesen, die Fortsetzung seiner Arbeit „Der Sondergeist in der deutschen Kulturgeschichte“ zu schreiben.

Die Redaktion.

Neue Schriften.

1. Politik.

— Der moderne Staat und das Judentum. Von Friedr. Wilh. Toussaint. (Minden i. Westf., J. C. C. Bruns Verlag.) 1886.

Auf 52 Seiten entwickelt der Verfasser dieser Brochüre seine Ansichten über den modernen Staat und das Judentum. Er hat sein Thema in einen geographisch-statistischen, einen staatswirtschaftlichen und einen geschichtsphilosophischen Teil gruppiert. Ein Spruch des alten Horaz: „Sit modus in rebus" steht als Motto über der Einleitung. „Immer mäßig und menschenfreundlich" ist ein Hauptgrundsatz des Verfassers. Demgemäß ist in seiner Schrift auch viel von Humanität die Rede. Zuviel. Unsere Ansicht geht dahin, daß man mit Humanitätsphrasen keineswegs die sozialen Probleme löst und am wenigsten die Judenfrage, welche so eminent realer Natur ist, daß man sie mit etwas mehr Nüchternheit behandeln muß, als dies in der vorliegenden Schrift geschehen ist. Die antisemitischen Ausschreitungen mißbilligen auch wir entschieden, aber die Bewegung an sich können wir doch nicht als „sozialen Irrtum" betrachten. Sie ist mindestens so tief begründet, als die Emanzipationsbestrebungen der Arbeiter. Der Kampf gegen das moderne Judentum ist für uns ein Kampf gegen den Liberalismus in Religion, Sitte und Volkswirtschaft. Parallel mit der Herausbildung dieses Liberalismus läuft die Machtentwickelung des Judentums in Staat und Gesellschaft. Dies hat der Verfasser zwar eingesehen und in wirtschaftlicher Hinsicht auch betont, aber er kommt dabei zu dem unseres Erachtens ganz falschen Schlusse, daß es mit der Eindämmung des Kapitalismus, mit der Beschränkung der freien Geldwirtschaft auch mit den Gefahren der jüdischen Rasseneigentümlichkeiten vorüber sei. Letztere bedrohen aber nicht nur das ökonomische, sondern auch das ethische Leben unseres Volkes, was man freilich leicht übersehen kann, wenn man die Ethik der Zukunft à la Julius Fröbel auf ein pantheistisch potenziertes Christentum und einen ziemlich klar dargelegten Logenhumanismus baut. Im Zeichen des Freimaurertums hat sich nun gerade vorzugsweise die Verjudung und Liberalisierung der modernen Gesellschaft vollzogen und die Kosten hat das echte Christentum und die wahre, werkthätige Humanität getragen. Wann endlich wird weiteren Kreisen die Erkenntnis tagen, daß die freimaurerische Humanität vom religiösen Indifferentismus ausgeht und notwendig zu dem ethischen Radikalismus führen muß, zu einem Radikalismus, der teils versteckt, teils offenkundig dem Atheismus huldigt? Zu der Verherrlichung, welche der Verfasser dem Logenwesen angedeihen läßt, stimmt seine Klage über die Aufhebung der Simultanschule, die er als einen „sehr zu beklagenden Rückschritt in der weiteren Kulturentwickelung des modernen Staates" betrachtet, weil dadurch „ein Nähertreten der einzelnen Religionsgesellschaften im Sinne der Humanität wieder in weite Ferne gerückt worden ist." Da sollte man denn doch wissen, daß dieses humane „Nähertreten" schon einen hohen Grad von religiöser Gleichgültigkeit voraussetzt und, wenn nicht gerade die Tendenz, so doch den Effekt hat, den positiven Glauben in den Schlauch des Humanitätskultus zu leiten. Als die gebildete und verbildete Gesellschaft des 18. Jahrhunderts, als die sogenannten „Aufgeklärten" den Glauben verloren hatten, da erfanden sie ein armseliges Surrogat — die Humanität, mit der gerade seit der Zeit, da der Liberalismus in der politischen Oekonomie zu triumphieren begann, ein großartiger Unfug getrieben wird. Dem Verfasser scheint es entgangen zu sein, daß das Judentum in der modernen Gesellschaft nicht nur kapitalistisch, sondern auch litterarisch wühlt. Wie das mobile Kapital, so handhabt es auch den mobilen Gedanken, und die Freizügigkeit der Ideen hat es wohl für sich auszunützen verstanden. Soweit haben wir es mit der Philosophie der Humanität gebracht, daß die jüdische Presse, die andrerseits wieder im Dienste des jüdischen Kapitals steht, eine thatsächliche Hegemonie über unser politisches und gesellschaftliches Leben, unsere religiösen und sittlichen Anschauungen ausübt. Der Verfasser meint, das jüdische Element könne nach Beseitigung des herrschenden Kapitalis-

Digitized by Google

mus wohl in dem christlichen Staat aufgehen und verficht deshalb eine gründliche Einordnung in die verschiedenen Staatsämter. Das ist ein Irrtum. Entweder ist das Judentum religiös indifferent oder radikal und dann negiert es mit der ihm eigenen Energie den christlichen Staat und arbeitet an dessen Zerstörung, oder aber, es ist orthodox und dann sondert und schließt es sich freiwillig ab, wobei von Assimilation nicht die Rede sein kann, da es in diesem Falle die Tendenz hat, sich als besondere Rasse zu erhalten, gleichsam ein Volk im Volke zu bilden. Es ist die mosaische Religion so recht eine Staatsreligion und schwer von dem Glauben an die Rassengemeinschaft, d. h. an die Volkspersönlichkeit zu trennen. Wir haben die Juden politisch emanzipiert, die Folge davon ist, daß wir nun in die Lage versetzt sind, uns ökonomisch von ihnen zu emanzipieren, falls wir nicht geneigt sein sollten, uns in ihre Herrschaft zu fügen. Nur wer, wie der Verfasser, so stark ausgeprägten staats-sozialistischen Anschauungen huldigt, kann die Gefahren, welche jüdische Geistesart und jüdische Geschäftspraxis enthält, mit Humanitätsmaßregeln beseitigen wollen. Die Meinung des Verfassers deckt sich vollständig mit den Ansichten, welche der radikale Sozialismus über die Judenfrage hegt, was aber wohl weniger auf eine besondere Neigung zu diesem, als auf eine gewisse Unklarheit über Wesen, Ziel und Umfang der praktischen Sozialreform zurückzuführen ist. An diesem Fehler leidet denn auch die ganze Schrift. Vieles hat der Verfasser gelesen, aber weniges in sich verarbeitet, durchdrungen und vertieft. Sehr stark scheint er von dem sogenannten Katheder-sozialismus beeinflußt zu sein. Dagegen hat er das Nationalitätenprinzip fast ganz außer acht gelassen und doch hat sich gerade dieses in unserer Zeit zu einem hervorragenden Machtfaktor des Staatslebens entwickelt. Weist der moderne Staat innerhalb der zivilisierten Welt auch allenthalben dieselben Gebrechen und Krisen auf, so darf man deshalb bei den Lösungsversuchen der verschiedenen sozialen Fragen das nationale Prinzip doch nicht beiseite schieben. Ein praktischer Vorschlag des Verfassers, für die jüdischen Elemente auf Kolonien Raum zu schaffen, auf daß sich daselbst Handelsrepubliken bilden, gehört in das Gebiet der — frommen Wünsche. Und ein frommer Wunsch ist und bleibt auch die Lösung der Judenfrage durch die Humanität. Das kann man getrost den Logen überlassen. Der konservative Sozialpolitiker wird andere Mittel suchen müssen. K. M.

2. Kirche.

— Ausgewählte Reden von Joseph Josenhans, weiland Miss.-Insp. in Basel. Herausgeben von Cornelius Josenhans und Gottlob Gutbrod. (Basel, Missions-Buchhandlung.) 1886. V. 242 S. 8°.

Was das in der Februar-Nummer angezeigte Büchlein über den verstorbenen Missions-Inspektor Josenhans in einer trefflichen Charakteristik kurz angibt, wird durch diese 16 ausgewählten Reden aufs beste bestätigt. Diese zeigen in der That einen ganzen Mann, einen Seelsorger, Pädagogen, Organisator und Missions-Inspektor, von dem man wohl verstehen kann, daß ein Schüler ihn den Inspektor der Baseler Mission nennt, der ganz in seinem Beruf aufging, und dessen Wirksamkeit sich darum in allen Weltteilen spürbar machte. Es ist mit der Veröffentlichung dieser Reden nicht bloß den zahlreichen Freunden und Schülern des Entschlafenen ein Dienst erwiesen, auch nicht nur denen, die sich zur Baseler Missions-Gemeinde rechnen, sondern allen Missionsfreunden, die einen Einblick in das innere Getriebe einer großen Missions-Gesellschaft thun wollen. Eine Fülle von Missions-Gedanken und -Erfahrungen ist in denselben ausgebreitet, welche ein beredtes Zeugnis geben von dem Geiste der Kraft, der Liebe und der Zucht, der in ihm war und der ihn befähigte, Organisation und Konzentration aufs beste zu vereinigen. — Schreiber dieses, der vor längeren Jahren auf einer Missions-Konferenz in der Schweiz von seiner geistesmächtigen Persönlichkeit, seiner vollen Hingabe an die Sache und seinem kernigen Wesen ein tiefen Eindruck bekam, wüßte kaum etwas aus der Missions-Litteratur, was er diesen gehaltvollen Reden an die Seite setzen könnte. Er kann nur dringend wünschen, daß mit der Veröffentlichung weiterer Reden fortgefahren werde und die darin für die Mission wie für das christliche Leben überhaupt enthaltenen Winke verwertet werden.

Das einzelne anlangend, so gibt die erste Rede einen Einblick in die bedeutungsvolle Visitationsreise des Inspektors auf das ostindische Missionsgebiet. Die zweite, bei der Einweihung des neuen Missionshauses gehaltene Rede zeigt, von was für Leuten das Missionshaus gefüllt sein soll. Die dritte hält bedeutsame Züge aus der Vergangenheit der Baseler Mission der Gegenwart als Spiegelbild vor. Die vierte, eine der inhaltreichsten, eine kleine Pädagogik enthaltend, legt dar, wie das Zusammenleben der verschiedenen Glieder des Missionshauses beschaffen sein soll. Die fünfte hat zum Thema die Wichtigkeit des Studiums der Welt- und Kirchengeschichte für Missionsarbeiter. Nr. 6 und 7 sind eigentliche Missions-Festreden. Ein besonders anschauliches Bild von Einsegnung und Verabschiedung ausgehender Missionare geben die drei folgenden Reden. Die beim 25jährigen Amtsjubiläum im Jahre 1874, sowie die beim Abgang im Jahre 1879 gehaltene Rede ist ein hochbedeutsamer Beitrag zur Charakteristik des Verfassers, während die Reden zum Gedächtnis des alten Dr. Felicin Zaremba und des Präsidenten der Missionsgesellschaft, des Ratsherrn Christ, darthun, wie sehr er die Mitarbeit solcher bedeutenden Persönlichkeiten zu schätzen weiß. Als Anhang sind zwei Examensreden über die Jugendgeschichte der Baseler Mission beigegeben.

P. S.

— System der christlichen Sittenlehre von Dr. J. A. Dorner, herausgegeben von Dr. A. Dorner. (Berlin, Wilh. Hertz.) 1885. XI. 560 S. 8°. 9 M.

Das (posthume) Buch bezeichnet den vorläufigen Abschluß einer wichtigen Entwickelungsstufe der bibelgläubigen Theologie, nämlich der Arbeit einer

ganzen Generation bedeutender spekulativer Theologen der evangelischen Kirche: Tholuck und Müller, Rothe und Lange, Darner und Beck. — Ihnen allen gemeinsam war das Bestreben einer Retraktation wesentlicher formaler Grundbestimmungen im protestantischen Lehrsystem, zu welcher die Vorbedingungen durch den Wendepunkt im Leben unseres Volkes zu Anfang dieses Jahrhunderts und der Anstoß durch Schleiermachers gewaltige Persönlichkeit gegeben war. Es handelte sich hierbei wesentlich um solche Lehrpunkte, welche eine engere Beziehung zur persönlichen Freiheit des Menschen haben, vor allem um das Verhältnis und die Vereinigung der göttlichen und menschlichen Züge im Bilde Christi und um einen richtig vermittelten Inspirationsbegriff. Ehe nämlich die Reste scholastischer Denkweise innerlich überwunden waren, vor allem die mangelhafte Vorstellung von der Wichtigkeit der persönlichen Freiheit, welche durch Augustinus aus dem griechisch-römischen Altertum in das Mittelalter hinübergenommen war, konnte auch der Rationalismus, diese neue Auflage des Pelagianismus, nicht als überwunden gelten. Darner macht (§ 25—30) den unschätzbaren Fingerzeig von Rothe und Beck für die Kirchenlehre fruchtbar: „daß eine Offenbarung Gottes an den Menschen sich auf einem andern als dem sittlichen Wege überhaupt nicht vollziehen kann. Nur derjenige kann weiterer Erkenntnis gewürdigt werden, welcher treu gewesen ist mit dem bisherigen Maße von erkannter Wahrheit." Hiermit ist das lösende Wort gefunden für die schwierigsten Fragen über die Vermittelung zwischen göttlicher Gnade und menschlicher Freiheit. Was die Grenze einer jeden „Prädestinationslehre" wird bleiben müssen, sofern sie den Anspruch macht, eine christliche (also biblische) zu sein — oder wie eine Inspiration und ihre Wirkung auf die Entwickelung der Menschheit als thunlich und sittlich berechtigt zu denken sei, darüber verbreitet sich von hier aus ein ebenso helles Licht, als über die Lehre vom göttlichen Ebenbilde und über die communicatio idiomatum, das allmähliche Ineinanderwachsen der göttlichen und menschlichen Momente in der Person Jesu Christi. Ein ethisches Wachsen und Werden muß dann Jesus nicht mehr bloß als unser Vorbild durchmachen, sondern mit aller Naturnotwendigkeit ist die innere Herrlichkeit des unsichtbaren Gottes gegangen, wenn sie sich überhaupt offenbaren will (Ev. Joh. 1, 18), diesen unerhörten Schritt zu thun aus der Unwandelbarkeit des ewigen Gottes in die zeitliche Existenzform eines allen möglichen wechselnden Einflüssen unterworfenen Lebens. Ein Weg zur Lösung der Rätsel jener Sphinx, der communicatio idiomatum — was will man mehr zum Lobe eines systematisch-theologischen Buches sagen können?

Im besondern möchten wir noch hinweisen: 1) auf die Art, wie der Verf. die schwierige Frage von Verhältnis der Dogmatik und Ethik löst. § 1: Die christliche Sittenlehre oder Ethik hat ihren gemeinsamen Quellpunkt mit der Dogmatik im Glauben, welcher ein unmittelbares Wissen wie von Gott und seinen Thaten, so auch vom Menschen und seinem Verhältnis zu Gott und dem göttlichen Willen in sich schließt; 2) auf die Auffassung der Stellung des Menschen innerhalb der Natur (und die Endlichkeit als ein Gut.) § 10 (1); 3) auf die Begründung der christlichen Selbstliebe § 56; — ferner auf solche lichtverbreitende Aussagen wie § 7: „Ohne Selbstliebe Gottes wäre auch keine ethische Mitteilung Gottes", oder § 41: „Christus ist die menschgewordene Liebe Gottes, dadurch die persönliche Tugend oder Tüchtigkeit unsers Geschlechtes und der Gott genugthuende Mensch. Gewissermaßen die Probe für eine Ethik ist die Durchführbarkeit ihrer Grundsätze in den Tagesfragen der individuellen Sittlichkeit — man wird sich gerade hier aufs höchste befriedigt und oft überrascht finden durch die Einfachheit der Formeln, mit welchen Verf. die Lösung der schwierigsten Aufgaben ermöglicht.

Es folge noch, weil gerade bei einer noch in der Ausgestaltung begriffenen Wissenschaft vom höchsten Interesse, die Einteilung:

I. Grundlegender Teil: Von der göttlichen Weltordnung, wodurch die Möglichkeit des Sittlichen überhaupt begründet wird. 1. Von der schöpferisch gesetzten Weltordnung Gottes an sich, abgesehen vom sittlichen Prozeß. 2. Von der Weltordnung, sofern in ihr ein formaler sittlicher Prozeß angelegt ist. 3. Von der sittlichen Weltordnung als dem inhaltlichen Ziel des sittlichen Prozesses.

II. Teil: Die Welt des christlich Guten. 1. Christus, der Gottmensch, die prinzipielle Verwirklichung des Sittlichen in der Menschheit. 2. Die christlich tugendhafte Persönlichkeit. 3. Der Organismus der christlich-sittlichen Welt: die sittlichen Gemeinschaften des Reiches Gottes. Fl.

— Aus der Apostelzeit. Von Friedrich Zündel, Pfarrer. (Zürich, S. Höhr.) 1886. 534 S. 8°.

Der Verf. von Blumhardts Leben bietet mit dem vorliegenden Werke den Gliedern der Gemeinde, welchen es um gründliche Erkenntnis zu thun ist, eine höchst dankenswerte Darstellung des apostolischen Zeitalters. Auf Grund eingehender Kenntnis der diesem Gebiet zugewandten Forschung entrollt er im wesentlichen den Resultaten Hofmanns folgend in einer Darstellung, welche Vergangenes durch Anknüpfung an die Gegenwart uns nahe bringt, ein höchst ansprechendes Bild der Apostelzeit. Dem Sinn des modernen Menschen kommt er entgegen, indem er die in jener Zeit wirksamen Kräfte, die sie bewegenden Gegensätze und deren Ausgleich in geschichtlicher Entwickelung darlegt; den Sinn des gläubigen Christen befriedigt er, indem er die Uebertreibung dieser Gegensätze seitens negativer Richtungen zurückweist und die Einheit aufdeckt, in welcher die leitenden Persönlichkeiten jener Tage verbunden sind. Gedanken und Ueberzeugungen, wie sie Blumhardt vertrat, kommen vielfach in dem Werke zum Ausdruck, besonders findet der großartige Universalismus des begnadigten Gottesmannes in dem Verf. einen warmen Verteidiger; ja wir hatten das Gefühl, daß der Eindruck von Gottesnähe und Gemeinschaft mit der unsichtbaren Welt, welchen Blumhardt um sich verbreitete, dem Verf. der Weg geworden ist, das Geheimnis der Apostelzeit zu ahnen und dann

zu erkennen. Jedenfalls durchweht die Schrift Paradiesesluft, nicht wehmütig, nicht Sehnsucht weckend, sondern stärkend, ermunternd, tröstend; denn es ist die Lust nicht des verlorenen, sondern des wiedergewonnenen Paradieses. — Auf die großartige Fülle des Inhalts im einzelnen einzugehen, verbieten die dieser Anzeige gesteckten Grenzen. Es sei nur bemerkt, daß ein erster Teil das Leben des Petrus und Paulus im Anschluß an die Apostelgeschichte mit Benutzung der sonstigen Quellen erzählt, während ein zweiter Teil die Lehre des Paulus und den Inhalt von Galater- und Kolosserbrief entwickelt. Im ersten Teil sind die Darstellung der ersten Christengemeinde zu Jerusalem und das Charakterbild des Paulus wahrhaft großartig. Der zweite Teil mutet dem nichttheologischen Leser viel zu und verlangt liebevolle Hingabe und stilles, sinnendes Studium, wofür er aber auch reichlich belohnen wird. — Uns Norddeutsche berühren die zahlreichen oberdeutschen Provinzialismen unangenehm, wir möchten den Vers. bitten, eine hoffentlich bald notwendige zweite Auflage einer sorgfältigen Revision nach dieser Richtung zu unterziehen, damit nicht Kleinigkeiten den Eindruck des sonst so trefflichen Werkes schwächen. A. H.

— Der Einfluß der Religion auf das Recht und den Staat. Von G. Maaß. (Gütersloh, Bertelsmann.) 1886. IV. 306 S. 8°. 5 M.

Der Verfasser errichtet das Recht auf der Religion. Diese hat im „Glauben an die Dreipersönlichkeit Gottes, welche die Wurzel der modernen Freiheitsentwickelung ist, an die Menschwerdung Gottes, welche die Wurzel der modernen Gleichheitsentwickelung ist, an die Selbstopferung des Gottmenschen, welche die Wurzel der modernen, brüderlichen Humanität ist“ für alle Konfessionen ihre Grundlage, S. 106. Damit sind wir mitten in die vorliegende Sache und Denkweise getreten. Wir können es nur dankbar anerkennen, daß Vers. auf diesem Untergrund nun z. B. den Fanatismus trefflich zeichnet, welcher die Irrenden nicht nach der Weise „des Heilandes als Gegenstände der Bekehrung, sondern nach der Weise des Teufels schlechthin als Gegenstände der Zerstörung betrachtete“. Vers. argumentiert glücklich über das religiöse Gebiet als grundlegende Macht, weshalb alle Verirrungen auf diesem Gebiete mit solch verheerender Vehemenz auftreten. Es ist ebenso anzuerkennen, wenn Vers. die ausschließliche Möglichkeit für das Wohlsein der einzelnen und der Staaten nur in der Bejahung der christlichen Grundlagen finden will. Aber — seine Arbeit ist zu wenig sachlich begründet gehalten, die Behauptungen werden rund und oft viel zu apodiktisch hingestellt. Daß der jüdische und türkische Staat untergingen, „weil den Juden und Türken ihr überweltlicher Gott zu fern ist“ — es ist ganz gut, doch fehlen die Uebergänge und Vermittlungen. Hinsichtlich des Rechts der Staaten fehlt den Darlegungen die nötige Objektivität. Es will uns oft bedünken, als sei der Maßstab gerade ausschließlich der preußischen Tradition entnommen. Forderungen wie: „Philosophen müssen im Prinzip konservativ sein“, sind freundlicherer Art, unbewiesen sind sie auch. Es ist zu sehr nur der gottesfürchtige preußische Pastor hier, welcher redet, preußisch die Geschichte malt, und die nötigen immer etwas theokratischen Wünsche ausspricht. Es fehlen Systematik und Objektivität, welche allein einen Stoff wie den vorliegenden zentral fassen, aus dem Kernpunkt entfalten und in siegreichen Konklusionen abschließen können. R.

— Das Volk Israel und die Christenheit. Vortrag von Gerhard Heine, Seminar-Direktor. (Cöthen, Paul Schettlers Verlag.) 1886.

Ohne gerade Neues zu bieten, gibt der Vortrag in warmer Sprache für noch Fernerstehende eine gute Uebersicht über die biblischen und historischen Voraussetzungen der Judenmission. A. H.

3. Geschichte.

— Haman von Holzhausen. Eine Frankfurter Patriziergeschichte nach Familienpapieren erzählt von M. K. 4. Aufl. (Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing.) 1885. VIII und 423 S. Eleg. geb. 6 M.

Sonst pflegt in „geschichtlichen Erzählungen“ die Geschichte übel wegzukommen und von den Phantasiegebilden der Erzähler zurückgedrängt zu werden, im vorliegenden, mit verdientem Beifall aufgenommenen Buche ist es zum Glück umgekehrt. Die Vers. hat ein Stück Reformationsgeschichte, mit dem Frankfurter Patrizier Haman von Holzhausen im Mittelpunkt, in so geschickter, unparteiischer Weise erzählt, daß ihr der Mut gefehlt hat, den historischen Boden mit Roman- oder Novellenstoff in üblicher Weise zu beleben. Diesen Stoff hat sie allerdings nicht ganz unterdrückt, aber die Schicksale der beiden Hauptpersonen des Novellenstoffes, Gilprechts und Annas, sind so ungenügend erfunden und in so unsicheren, hier und da nur in Andeutungen bestehenden Linien vor das Auge des Lesers geführt, daß wir den Wunsch nicht unterdrücken können, es möchte jener Stoff von der Darstellung völlig ausgeschlossen worden sein. — Vortrefflich ist der Vers. das Bild Hamans von Holzhausen und seiner bejahrten Mutter Katharina gelungen. Auch die Art und Weise, wie Luther in den Gang der Geschichte während seiner Reise nach und von Worms zurück eingeführt wird, verdient alles Lob. Etwas zu günstig wird der Humanist U. von Hutten, etwas zu ungünstig Karl V. beurteilt. Für die fünfte Auflage machen wir auf die Beseitigung eines S. 7 sich vorfindenden Fehlers aufmerksam. Das Lied: Ez stuont ein vrouwe al eine ist kein „Volkslied“ des 14. Jahrhunderts, sondern ein Lied des Thurgauers Dietmar von Eist, welcher dem 12. Jahrhundert angehört. O. K.

— Hessisches Historienbüchlein. 3. verm. Aufl. (Marburg, Elwert.) 1886. IX u. 191 S.

Verfasser dieses meisterhaft erzählten, gehaltreichen, von christlicher Erfahrung und weitreichender Geschichtskenntnis auf jedem Blatte zeugenden Historienbüchleins ist kein geringerer als Vilmar, der das, was er in Hessen da und dort hat erzählen hören, zusammengestellt und als „Historien-

büchlein", ich weiß nicht, wann zum erstenmal, herausgegeben hat. Die zweite 1845 erschienene Auflage und die vorliegende dritte unterscheiden sich dem Inhalte und der äußeren Erscheinung nach. Die zweite Auflage mit einem recht armseligen, St. Georg darstellenden Holzschnitt auf dem Titelblatt geziert, ist auf das elendeste Löschpapier gedruckt, rauh, grau. Die neue Auflage, das alte Marburg in wohlgelungenem Holzschnitt und am Rande in stilisiertem Ranken- und Blattwerk den hessischen Löwen zeigend, ist auf schönes Papier gedruckt. Den 58 Stücken Vilmars hat der Herausgeber, Pfarrer Kolbe in Marburg, 21 Stücke aus dem von ihm im Geiste Vilmars gesammelten hinzugethan. Und dieser Zuthat kann man sich nur freuen. — Wer zum erstenmal außerhalb der Litteraturgeschichte die Bekanntschaft Vilmars in dem vorliegenden kleinen Buche machen will, trotz dem von der Unwissenheit um den Namen des großen Mannes gewobenen Schleier des Mißtrauens, der lese beispielsweise das 14. Stück: „Ein Schulmeister-Examen". Wo ist ein theologischer Professor in Deutschland, der so erzählen kann? O. K.

— Geschichte der Kriegsereignisse zwischen Preußen und Hannover 1866. Mit Benutzung authentischer Quellen von Fr. von der Wengen. 4. und 5. Lieferung. (Gotha, F. A. Perthes.) 1886.

Das vorliegende Werk haben wir schon mehrfach seiner ruhigen Gründlichkeit wegen unsern Lesern empfehlen können und auch die vorliegenden Lieferungen verdienen das Lob, welches wir den früheren gespendet haben. Die Darstellung der Ereignisse schreitet auch da, wo schwierige Verwickelungen vorliegen, mit Klarheit und Sicherheit fort und die Richtigkeit aller einzelnen Urteile und Behauptungen, namentlich auch da, wo es sich um Auseinandersetzung mit den welfischen Tarstellern dieser Periode z. B. Onno Klopp handelt, ist in dem engen Rahmen einer Rezension nicht möglich. Aber wir behalten uns vor, einmal in einem gründlichen und sachlichen Artikel die streitigen Fragen jenes Zeitabschnitts eingehend zu behandeln. Die 5. Lieferung schließt unmittelbar vor der Schlacht bei Langensalza ab, so daß uns wohl die nächste Lieferung den Schluß des ganzen Werkes bringen wird. D. v. O.

4. Länder und Völker.

— Heroen der Afrikaforschung. Der reiferen deutschen Jugend nach den Quellen dargestellt von Dr. Ludwig Gaebler. Mit 33 Illustrationen und einer Routenkarte. (Leipzig, Fues' Verlag [R. Reistand]).

Das im hübschen Gewande vorliegende Werk zerfällt in drei Abschnitte: Im ersten wird „die Erforschung des Nilgebietes" durch Speke, Baker und Schweinfurt geschildert, im zweiten die „Erforschung von Sahara und Sudan" durch Barth, Rohlfs und Nachtigal, im dritten „die Erforschung von Süd- und Zentralafrika" durch Livingstone, Stanley und Serpa Pinto. Die einzelnen Schilderungen sind sämtlich auf Grund der Original-Werke der angegebenen Reisenden geschrieben worden, und entsprechen nicht allein dem Zwecke, die reifere Jugend zu unterhalten und zu belehren, vielfach werden auch alle diejenigen, denen Zeit und Mittel nicht verstatten, die Originalwerke selber anzuschaffen, das Buch nicht unbefriedigt aus der Hand legen. Die Illustrationen sind durchweg gut und nur das Bild auf S. 314 hätten wir lieber nicht aufgenommen gesehen. Uebersichtlicher wäre es gewesen, wenn die einzelnen Reiserouten auf der beigegebenen Karte in Farben ausgeführt worden wären. D. Gr.

5. Biographisches.

— Hermann Hettner. Ein Lebensbild von Ad. Stern Mit einem Porträt. (Leipzig, Brockhaus.) 1885.

Es ist ein anziehendes Lebensbild, das uns hier von einem Freunde des geistvollen Herm. Hettner geboten wird. Alle die zahlreichen früheren Zuhörer des immer anregenden Dozenten, der insbesondere durch einen trefflichen Vortrag zu fesseln wußte, werden die Biographie mit großem Interesse lesen. Wir erhalten einen Einblick in die Art, wie Hettner seine Studien betrieb. Die Reisebriefe aus Italien, aus Griechenland, aus England, Belgien und Holland legen Zeugnis ab, wie gewissenhaft er überall beobachtete und studierte. Dem Referenten ist die Wirksamkeit Hettners an der Universität Jena (1851—54) in der lebhaftesten Erinnerung. Die Thätigkeit an der kleinen thüringischen Universität gestaltetete sich für Hettner, der in Heidelberg als akademischer Lehrer großen Beifall gefunden hatte, sehr angenehm. Mit geistvollen Männern wie Goettling, Danz, Hase und anderen trat er in nahe Beziehungen. Die reizende Lage der Stadt, der Besitz eines eigenen Hauses und Gartens verbreiteten auch über seine Studien eine gewisse Behaglichkeit. Das Gefühl einer beschränkteren Wirksamkeit legte freilich mit der Zeit den Wunsch nahe, eine weitgreifendere Thätigkeit zu gewinnen. Daher waren die Aussichten, an der rheinischen Universität eine größere akademische Wirksamkeit zu finden oder in Zürich am Polytechnikum eine seinen Studien entsprechende Stellung einzunehmen, für ihn äußerst angenehm. Doch ganz unverhofft bot sich ein Ruf nach Dresden als Direktor der königlichen Antikensammlung. Die Stelle war zwar zunächst nur mit 700 Thalern dotiert, ließ aber zu eigenen Arbeiten hinreichende Muße. Der Abschied von Jena und den lieben Menschen, die er hier gefunden, wurde der Familie Hettner sehr schwer, man empfand, daß sich tiefe, fürs ganze Leben feste Beziehungen geknüpft hatten. Hettner hat auch in der neuen Heimat der thüringischen Universitätsstadt ein treues Andenken bewahrt. In Dresden fand der geistvolle Kunst- und Litteraturkenner den geeigneten Boden, auf dem er eine überall anerkannte Thätigkeit entwickeln konnte. Sein häusliches Glück erlitt einen gewaltigen Stoß durch den am 16. Mai 1856 erfolgten Tod seiner treuen, geistreichen Gattin Marie, der Tochter des vielgenannten bedeutenden Freiherrn von Stockmar, des Freundes und Leibarztes des Gemahls der Königin Viktoria. Im Jahre 1858 schloß er mit Anna Grahl, die ebenfalls ganz und voll

auf die wissenschaftlichen und künstlerischen Bestrebungen ihres Gatten einzugehen vermochte, einen neuen Ehebund, der sein Leben ebenfalls glücklich gestaltete. Bereits 1886 hatte sich Hettner in Dresden ein ländliches Haus mit Garten und herrlicher Aussicht gekauft, um hier in Beschaulichkeit seinen Studien und seinen Freunden zu leben. Wiederholte Anfälle von Gelenkrheumatismus im Jahre 1879 hinterließen ein unheilbares Leiden, das trotz ärztlicher Sorge nicht gehoben werden konnte. Am 29. Mai 1882 entschlief Herm. Hettner, beinahe bis zuletzt völlig klaren Geistes, nicht ohne Ahnung seines nahen Endes, dem er mit ruhig ernster Fassung entgegenblickte. Ein in vieler Beziehung glückliches Erdendasein hatte seinen Abschluß gefunden. Hettner wurde am 12. März 1821 in Niederleisersdorf bei Goldberg in Schlesien, wo sein Vater Rittergutsbesitzer war, geboren, er besuchte das Gymnasium in Hirschberg, machte dann seine Studien in Berlin, Heidelberg, Halle und Breslau, hielt sich längere Zeit zu weiterer Ausbildung in Italien auf, habilitierte sich in Heidelberg als Dozent, wurde dann nach Jena und von dort nach Dresden berufen. Seine Litteraturgeschichte des 18. Jahrhunderts hat weithin Anerkennung gefunden und ist in vier Auflagen verbreitet. Allen, welche an dem Lebensgange geistvoller, um die Darstellung litterarischer Zustände verdienter Männer Interesse nehmen, empfehlen wir dieses, wie sich bei der Brockhausschen Verlagsbuchhandlung von selbst versteht, gut ausgestattete Buch.

St. G. L.

— Elisabeth, Prinzessin Karl von Hessen und bei Rhein, geb. Prinzessin von Preußen. Ein Lebensbild von Ferdinand Bender, Dr. theol. und Oberhofprediger zu Darmstadt. Mit 2 Porträts und 4 Ansichten. (Darmstadt, J. Waitz.) 1886. 192 S.

Am 21. März 1885 ist in Darmstadt Prinzessin Elisabeth, die Witwe des ihr acht Jahre im Tode vorausgegangenen Prinzen Karl von Hessen und bei Rhein, zur ewigen Ruhe eingegangen. Am Tage der Schlacht von la belle Alliance geboren, hatte die Prinzessin zu Paten: Wellington, Blücher und Bülow, in dessen Korps ihr Vater, Prinz Wilhelm von Preußen, am 18. Juni 1815 an der Spitze einer Reiterbrigade mitgekämpft hat. Die Mutter der Prinzessin war Maria Anna von Hessen-Homburg, eine Schwester der Heldenbrüder, welche in den deutschen Freiheitskämpfen auf österreichischer wie preußischer Seite ihr Blut vergossen haben. Der großen Zeit entsprach Wesen und Charakter der fürstlichen Frau. Deutscher Sinn und Christenglaube war im Hause des Prinzen Wilhelm von Baden, auf welchem der bescheidene, einfache, nüchterne, fromme Charakter des trefflich erzogenen Kindes von Jahr zu Jahr sich entwickeln und bis zu dem Tage reifen konnte, an welchem die Entschlafene für ihren Tod niedergeschrieben hat: „Mein Begräbnis wünsche ich so einfach wie möglich, wie bei Karl, nur Sprüche und Gebet, keine Ansprache. Gesang der Diakonissinnen aus: „Ach bleib mit deiner Gnade“ und „Wenn ich einmal soll scheiden.“ Kein langer Zug zur Rosenhöhe, lieber nur die hiesige Familie und Freunde, keine Abgesandten, höchstens ganz nahe Verwandte. Kein Gedächtnisgottesdienst! Besucht meinen Sarg nur an den Tagen, wo ihn Papa in der Kapelle aufsucht. Da findet ihr mich nicht, sondern nur mein altes Kleid!“ „Wie mir mein Lebenlang aller Luxus gegen die Natur war, so auch derjenige, der jetzt mit der Blumenspende für die Verstorbenen getrieben wird. Mir würde es eine Genugthuung sein, wenn ich wüßte, daß das Geld, welches die Liebe zu Blumen für mich bestimmt, den Armen zu gute käme.“ Den Armen wurde sie von der frommen Mutter schon in früher Jugend zugeführt. In ihrem 12. Jahre ist das Waisenhaus Elisabethstift in Pankow bei Berlin nach ihr genannt worden. In ihrem 42. Lebensjahre hat sie das Diakonissenhaus „Elisabethenstift“ in Darmstadt ins Leben gerufen, auf wenig günstigem Boden. Nächst Nassau ist bei keinem deutschen Lande der vulgäre Rationalismus so lange am Ruder geblieben als in Hessen-Darmstadt. Der Verf. weiß das mit starken Exempeln zu belegen (S. 75). Daß die Prinzessin Karl lange Jahre in Stadt und Land als das Haupt der Pietisten verschrieen war, gereicht ihr zur größten Ehre. — So einfach äußerlich das Leben der fürstlichen Frau verlaufen ist, so reich an Freud und Leid war ihr inneres Leben. Das unvergeßliche Elternhaus, die Verlobung mit dem kindlich frommen, durch und durch edeln Prinzen Karl von Hessen, die heranwachsenden Kinder, der Ehebund ihrer liebenswürdigen, innigfrommen einzigen Tochter Anna mit dem wackeren Großherzog Friedrich Franz II. von Mecklenburg-Schwerin, die Verheiratung ihres ältesten Sohnes und der seiner Ehe geschenkte reiche Kindersegen — alles das waren Quellen reichster Freude. Fast noch reicher war die Saat der Thränen, welche die treue Christin Elisabeth als Tochter, Schwester, Gattin, Mutter und Großmutter während ihres ganzen Lebens bei aller Ergebung in Gottes Willen, bei allem natürlichen Gefaßt- und Starksein am Kreuze Christi vergossen hat. Alles konnte der Verf. in dieser Hinsicht aus naheliegenden Gründen nicht mitteilen, nicht einmal andeuten. Wenn auch die verewigte Prinzessin Elisabeth nicht so viel Kummer und Schmerzen zu tragen hatte, als so viele ihrer Standesgenossinnen, an niederbeugenden tieftraurigen Erfahrungen hat es ihr wahrhaftig nicht gefehlt. — Der Verf., der langjährige Seelsorger der Prinzessin, hat das ihm zur Verfügung gestellte und ihm erreichbare Material zu einem durch und durch wahren Lebensbild verarbeitet. Den Zeitgenossen mögen vielleicht einzelne als Ein- und Uebergänge dienende Stellen zu sehr in das Gebiet der allgemeinen Zeitgeschichte fallen, für die nächsten Generationen liegt jedoch in diesen Exkursen eine notwendige, den Hintergrund der Zeit- und Weltlage darbietende Ergänzung des Lebensbildes. Sonst wird man bisweilen an den Stil einer Hofchronik erinnert. Das beste, was uns der Verf. geboten hat, sind die — leider nicht zahlreichen — Briefauszüge. Briefe, wie der des Prinzen Karl S. 107, oder wie der vom Großherzog Franz

Friedrich von Mecklenburg S. 99 und S. 146 sind unschätzbar.

Wenn irgendwo so muß das vorliegende Buch in den Kreisen der Monatsschrift, die für das christliche Deutschland erscheint, dankbare Aufnahme finden. Die Ausstattung ist vorzüglich. Die Bildnisse der Prinzessin und ihres Gemahls sind vortrefflich. Eine hübsche Erinnerung sind auch die vier Bilder, welche das Geburtszimmer der Prinzessin im königlichen Schlosse in Berlin, die Wohnung in Bessungen bei Darmstadt und die Landsitze Fischbach und Rosenhöhe darstellen. O. K.

5. Poesie.

— Der junge Mönch. Eine Novellette in Liedern von Heinrich Alfred Bulthaupt. 2. Aufl. (Hinricus Fischer, Norden.) 1886.

Eine kleine Novellette in trefflichen kecken Versen abgefaßt. Der Held ist ein ritterlicher Mönch, der wider seinen Willen ins Kloster gesteckt ward, nachdem er draußen den Gegenstand seiner Liebe hat zurücklassen müssen. Ein Angriff auf das Kloster, bei welchem dasselbe in Flammen aufgeht, bringt ihm Befreiung und führt ihn ans Ziel. — Die Dichtung ist, wie gesagt, ganz niedlich, nur die Entwickelung — es sind nicht mehr als 22 Gedichtchen von zum Teil äußerst geringem Umfang — doch etwas summarisch. D. v. O.

6. Pädagogik.

— Grundlegende Gedanken von der Erziehung und dem erziehenden Unterricht von G. Heine, Seminar-Direktor. (Köthen, Paul Schettlers Verlag.) 1886. 8°. 95 S. 80 Pf.

Auf diese Programm-Abhandlung eines Mitarbeiters dieser Zeitschrift sei kurz empfehlend hingewiesen. In dem Ton inniger Ueberzeugung will sie der christlichen und evangelischen Weltanschauung ihre berechtigte Stelle als Mittelpunkt der Volksschul- und demnach auch der Seminar-Bildung sichern, bezw. wiedergewinnen. Das Bedürfnis einer Auseinandersetzung mit den Forderungen der Herbartschen Schule ist der Anlaß ihrer Entstehung gewesen; jedoch hat der Verf. nicht den Ton der Polemik gewählt, sondern sein pädagogisches Glaubensbekenntnis in seinem inneren Zusammenhang als seine „Lebensanschauung" dargelegt. Die Darstellung zeigt, daß auch die Anschauungen der Gegner gewissenhaft geprüft sind und befruchtend auf die eigene Ueberzeugung gewirkt haben. Möchte es dem verehrten Verf. gelingen, alle seine Schüler mit dem Geiste zu erfüllen, der aus seiner kleinen Schrift redet, möchte derselbe immer weiteren Eingang in den Kreisen der Lehrer finden zu gesteigerter Berufsfreudigkeit für sie selbst, zum Segen für die ihnen anvertraute Jugend! A. H.

7. Litteraturgeschichte.

— Max von Schenkendorf. Ein Sänger der Freiheitskriege von E. Heinrich. Mit Vorwort von Dr. W. Baur, Gen.-Sup. (Hamburg, Rauhes Haus.) 1886. VI 166 S. 8°.

Max von Schenkendorf, einer unserer besten und echtesten Lyriker überhaupt, ist unter jenen begeisterten und begeisternden Sängern, die zur Zeit der Befreiungskriege das deutsche Lied pflegten, an erster Stelle zu nennen, und Arndt und Körner, ja selbst H. v. Kleist, dessen überragende Größe freilich überhaupt nicht auf dem Gebiete der Lyrik zu suchen ist, müssen — ganz wenige ihrer Hervorbringungen ausgenommen — weit hinter ihm zurückstehen, wenn man ihre Gedichte prüfend vergleicht nach dem darin niedergelegten Empfindungsgehalt, nach der darin sich offenbarenden Reinheit und Feinheit der Form, nach ihrem künstlerischen Werte und nicht bloß nach ihrer Wirkung. Das ist die Ansicht aller Litteraturkundigen von lauterem Geschmack und freiem Urteil. Dieser leicht zu begründenden Ansicht hat aber der Erfolg nicht Recht gegeben, der Erfolg zu Lebzeiten des Dichters und in unserer Zeit. Schenkendorf gehört zu den am wenigsten gelesenen Dichtern jener großen Tage und er ist, wie die Buchhändler sagen, nicht mehr „lebig" zu machen, während Theodor Körner, der seichte, leere, phrasenhafte, immer noch in allen Bibliotheken an der Spitze der deutschen Klassiker marschieren muß und wenn nicht die Alten so doch die Jungen begeistert und verzieht. Es wäre zu wünschen, daß dem anders wäre, daß das anders würde, und jeder Versuch, den Dichter in sein Recht wieder einzusetzen und einer größeren Zahl von Lesern näher zu bringen, ist löblich. Es steht aber zu befürchten, daß alle solche Versuche nichts nützen, so lange nicht eine gründliche und grundsätzliche Wendung des Geschmackes in unserer Lesewelt, soweit sie überhaupt noch fähig ist und geneigt, lyrische Produkte aufzunehmen, eingetreten sein wird, so daß man dann nicht mehr gefallsüchtige Geistreichelei oder lärmendes Pathos oder Sprachkünstelei sucht in unserer Lyrik, sondern tiefsinnige, wahrhaftige Empfindung in einfacher, schlichter, keuscher Form. Die hundertjährige Gedenkfeier der Geburt des Dichters vor zwei Jahren hätte dem deutschen Volke reichlich Gelegenheit geboten, sich zu erinnern und zu besinnen. Sie ist vorübergegangen, ohne besonderen Widerhall zu erwecken, und außer ein paar Notizen, Aufsätzen, Reden und dem Entschlusse, dem Dichter in seiner Geburtsstadt Tilsit das unvermeidliche Denkmal zu errichten, ist nichts Besonderes aus diesem Anlaß hervorgegangen. Auch das vorliegende Büchlein, das, wie der Verfasser in der Einleitung mitteilt, seine Veranlassung in eben jener Gedenkfeier hat, wird den Zweck nicht erreichen, Schenkendorf weiteren Kreisen näher zu bringen. Doch der Verfasser verfolgt ja diesen Zweck gar nicht, wenigstens unmittelbar nicht, der ihm hier unterschoben wird. Schenkendorfs Lieder seien schon Gemeingut des deutschen Volkes, sagt er mit tönender, rechtloser und irreleitender Phrase, aber es sei ihm, als ob sein Leben im Volke noch nicht so recht allgemein wäre, und so wolle denn er durch Darbietung eines neuen Lebensbildes die Anregung geben, daß dieses Leben mehr bekannt werde. Möchte immerhin dieses Dichterleben wenig bekannt sein, wenn es nur richtig wäre, daß die Lieder des Dichters mehr wären als nur ein Gemeingut einer sehr kleinen Gemeinde! Uebrigens ist es leicht zu wetten, daß jeder, der einmal ein Gedicht von Schenkendorf las, und wahrscheinlich schon, ehe er es las, das Wesentliche aus dem Leben

dieses Dichters wußte, da ja doch die Mittel zu diesen Quellen zu steigen gegenwärtig wahrlich nicht schwer zu erlangen sind. Mehr als das Wesentliche aber wird der gewöhnliche Leser und Freund des Dichters nicht zu wissen verlangen, zumal das Leben dieser stillinnerlichen Natur an bewegteren Momenten, an stolzen Thaten und ergreifenden Schicksalswendungen allzu arm ist. Denjenigen aber, die aus irgend einem Grunde vertrauter werden wollen mit diesem Dichterleben, ist in Hagens Biographie der sichere und kundige Führer gegeben und nicht in dem vorliegenden Lebensbilde, dessen Verfasser selbst gesteht, daß er für Wissende nichts Neues biete. Also hätte sich der Verfasser die Mühe — wenn es eine war — sparen können? Nein, er hätte sie immerhin aufwenden mögen zu einem Versuche, in echt volkstümlicher Weise uns das Leben und Dichten seines Helden zu schildern. Wir sind an derartigen Büchern nicht allzu reich. Soll aber ein solcher Versuch glücken und wirken, so sind mehr und andere Gaben nötig, als sie der Verfasser des vorliegenden Lebensbildes zu zeigen für angebracht hielt, so ist mehr nötig, als die mehr oder minder fruchtreiche Lektüre von fünf oder sechs Büchern, Papierscheere und Kleister, hochschlagende Begeisterung für den Gegenstand, annähernd genügende Fertigkeit mit der Feder, ein angesehener Protektor, der das Büchlein bevorwortet, und ein Verleger, der es übernimmt und gefällig ausstattet. Nur eine ganz ausgeprägte litterarische Individualität, nur das höchste Maß schriftstellerischer Kunst — es kann das nicht oft genug gesagt werden in einer Zeit, so reich an angeblich volkstümlicher Schriftstellerei, die nichts anderes ist als Buchmacherei — vermag es, auf würdige und nachhaltige Weise wahrhaft volkstümlich zu wirken. — Von einzelnem, was auffällig ist in diesem Büchlein, sei nur ganz Weniges erwähnt und von der rügenden Aufzeigung zahlreich vorkommender Flickwörter und Flickphrasen, Inkorrektheiten im Ausdruck, Gemeinplätze ꝛc. ꝛc. ganz abgesehen. Z. B. heißt es S. 13 ebenso rührend als schön: „Am liebsten hätte er ja das Examen so bald als möglich hinter sich gehabt, doch konnte er nicht unmittelbar nach dem Abgange von der Universität in dasselbe steigen.“ Und das soll nicht volkstümlich geschrieben sein! Daß der Verfasser aber nicht nur den volkstümlichen Stil, um etwa nach seiner Weise volkstümlich zu reden, „los hat“, sondern auch den historischen, beweise u. a. der Satz S. 48: „Wohl war Deutschland ausersehen, daß in ihm die Freiheitsfackel entzündet werde, aber — aber — noch sah es trübe aus.“ Welcher wuchtige Inhalt, welche dramatische Lebendigkeit in diesem kurzen Satze! Daß der Verfasser auch ergreifend moralisieren kann, beweist er u. a. S. 40 und S. 42. Da wird Schenkendorf nachträglich der Text gelesen, daß er gewöhnlich lieber Gedichte gemacht habe als Akten studiert, und das andere Mal erhalten wir des Verfassers höchsteigene Meinung über das Duell. Auch für den Biographen gilt aber das Wort: „Bilde, Künstler, rede nicht!“ J. L—r.

— Deutsche Litteraturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts. 23. Bd. Anton Reiser, ein psychologischer Roman von K. Ph. Moritz. 24. Bd. Ueber meine theatralische Laufbahn, von A. W. Iffland. (Heilbronn, Gebr. Henniger.) 1886. XXXVIII und 443 S. CVI und 130 S. 8°. 3.80 M. und 2 M.

Die heute in Deutschland herrschende Litteraturgeschichtsschreibung und noch mehr die Litteraturgeschichtsforschung wird vielfach als Alexandrinertum getadelt. Es ist nicht zu leugnen, daß dies manchmal mit Fug und Recht geschieht. Aber nicht allemal ist dies der Fall und man muß sich immer die Leute genau ansehen, von denen solcher Tadel ausgeht. Sind es nicht Dilettanten, denen es an wissenschaftlicher Bildung gebricht, Ziel und Methode der neuen Litteraturwissenschaft zu fassen, sind es nicht Publizisten, welche die Litteratur auch der Vorzeit gern ausdeuten möchten für ihre Parteizwecke und nun nicht mehr so können, weil ihnen genauer und weiter und vorurteilsfreier Sehende auf die Finger sehen und im Notfall auch klopfen, so sind es Aesthetiker, deren Seichtigkeiten, Schwindeleien, Tüfteleien und Geistreicheleien der Garaus gemacht wird durch die mühsam und langsam gewonnenen, aber um so fester dastehenden Resultate echt historischer Methode-Aesthetiker, deren lang behauptete Vorherrschaft auf dem Gebiete der Litteraturgeschichte, namentlich der deutschen, zum Heile der Wissenschaft nun bedroht und gebrochen wird. Zum Heile der Wissenschaft, das möchten wohl die meisten gern zugeben, ob aber diese neue Weise auch denen, die, nicht gelehrt, nur Freunde und Pfleger und Leser der Litteratur sind, von Nutzen sei und sein könne, daran wird stark und vielfach gezweifelt. Gleichwohl gehen auch sie nicht leer aus bei einer Verteilung der Ergebnisse wissenschaftlicher Arbeit. Wie schwer war es nur vor wenigen Jahren, Ausgaben älterer Dichterwerke zu erlangen, die man doch gar zu gerne einmal mit eigenen Augen angesehen hätte, von denen man nichts wußte, als was ein Litteraturgeschichtsschreiber einem andern nachgeschrieben hatte, der es vielleicht auch nur vom Hörensagen wußte, was er angab, gelesen zu haben. Wie ist das heute anders! In leicht zugänglichen Büchern werden der Nation allmählich ihre Schätze und Denkmale mit Genauigkeit und Sorgfalt wiedergegeben, und was sonst kaum der eine oder der andere wohlbewanderte Litterator in Händen gehabt hatte, das steht jetzt in der Bücherei des Liebhabers, der nichts weniger als ein Bücherwurm ist. Von den verschiedenartigen Unternehmungen, die es gegenwärtig gibt, um durch Neudrucke an sich oder litteraturgeschichtlich bedeutende aber selten gewordene Bücher weiteren Kreisen der Gebildeten zugänglich zu machen, nehmen die von B. Seufert herausgegebenen „Deutschen Litteraturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts“ nicht die letzte Stelle ein. Sie haben in ihren bisherigen Veröffentlichungen eine Reihe der wichtigsten und interessantesten Erscheinungen geboten, von denen kaum zwei oder drei gewesen sind, die lediglich beim Fachmann Aufnahme und Anklang zu finden geeignet waren. Auch das oben benannte 23. und 24. Bändchen kann auf Teilnahme in weiteren Kreisen rechnen, abgesehen von den Litterarhistorikern, von denen

auch nicht jeder den so wertvollen Moritzschen Roman wird gelesen haben. Dieser psychologische Roman enthält die versteckte Selbstbiographie eines unserer originellsten Schriftsteller K. Ph. Moritz (1757—1793), allerdings nur bis zum Abschluß der Jugendjahre 1776. Eine sehr bewegte, eine sehr lehrreiche, eine sehr anziehend geschriebene Jugendgeschichte, die viel Einblick gewährt in das kulturelle Treiben jener Zeit, namentlich in die engen Kreise des damaligen deutschen Kleinlebens, und einen noch tieferen in die Rätsel und Kämpfe einer nach Klarheit emporringenden Jünglingsseele, die sich in der Weise ihrer Zeit fortwährend selbstbetastet, selbstbeschaut, selbstbelobt, selbstquält und selbsterzieht, ganz im Gegensatze zu der Weise unserer Zeit, da kein Mensch mehr von einer Arbeit an sich selbst, von einer Selbstzucht wissen mag. Das Buch, das vor nun hundert Jahren zum erstenmale gedruckt wurde, ist in trefflicher Weise von Ludwig Geiger eingeleitet worden. Nach einer Würdigung des Romans kommt er auf die Vorarbeiten des Romans zu sprechen, wie sie in Zeitschriften und kleineren Bruchstücken erschienen, sodann gibt er eine etwas weit hergeholte Erklärung des Namens „Anton Reiser", hierauf folgen Nachweise über die Aufnahme des Buches bei den Zeitgenossen, den Schluß der Einleitung bilden löbliche Versuche zur Erklärung einzelner Stellen. In einem gewissen Zusammenhange mit dem Moritzschen Roman steht der im 24. Bande veröffentlichte Teil der Ifflandschen Selbstbiographie. Iffland war nämlich ein Schulkamerad des Moritz und sie beide schwärmten als Knaben für Shakespeare und glühten für das Theater. Ohne Zweifel wird dieser 24. Band mehr Liebhaber finden als der „Anton Reiser", weil der Name Iffland auch heute noch nicht ohne Wirkung ausgesprochen wird, zumal wenn man ins Auge faßt, in welch enger Beziehung dieser Schauspieler zu unserem Schiller steht. Gleichwohl darf nicht verhehlt werden, daß der Moritzsche Roman bedeutender und, obschon Roman, um vieles wahrhaftiger ist als Ifflands Büchlein, das als erster Band seiner „dramatischen Werke" zum erstenmal erschienen ist (1798) und den Lebenslauf und Bildungsgang des Künstlers von seinem ersten Auftreten in Gotha an bis zu seiner Berufung nach Berlin schildert. Es ist somit selbstverständlich, daß es einen wertvollen Beitrag zur Geschichte des deutschen Theaters in jener Zeit liefert. Die neue Ausgabe hat Hugo Holstein besorgt und mit einer umfangreichen Einleitung versehen. J. L—r.

8. Unterhaltungslitteratur.

— Lebensskizzen aus ernsten und heitern Tagen erzählend gezeichnet von Johannes Renatus. 2 Bdchn. (Dresden, von Zahn & Jänsch.) 1885. 199, 213 S. 8°. 5 M., geb. 6 M.

Der Verfasser hat sich durch dialektische Skizzen in seiner Heimat einen gewissen Namen gemacht. Das mag ihn zu vorgenanntem Buche ermutigt haben — nicht zu seinem Glücke. Man ist sehr geneigt, den Willen bei demselben zu loben, muß aber die Kräfte vermissen, was man um so mehr bedauert, da der Verfasser offenbar ein frommer und liebenswürdiger Mensch ist. Doch darf uns letztere Erwägung nicht abhalten zu bemerken, daß die Sprache manches sehr sonderbare enthält. Die Charakterzeichnung ist nicht bestimmt genug, der Humor gehört so ausgesprochen in die Klasse des Lokalhumors, daß er außerhalb Sachsens wohl von niemand als solcher empfunden werden wird. Eine weitere Verbreitung wird auch das im Buche häufige Auftreten des Oberlausitzer Dialektes unmöglich machen. Schfr.

— Erzählungen von Th. von Rothschütz. 1) Bei Gott ist kein Ding unmöglich. 2) Die Wunderblume ꝛc. 3) Gabriels Heirat ꝛc. 4) Führe uns nicht in Versuchung ꝛc. 5) Die Witwe von Sarepta ꝛc. 6) Durch Nacht zum Licht. (Anklam, Bugenhagenstift.) 6 Heftchen broch. à 20 Pf.

Jedes der sechs kleinen Heftchen enthält 1—3 kleine Geschichten mit stark ausgeprägter religiöser Tendenz, wie es bei den meisten schon die Ueberschrift zu erkennen gibt. Die Sprache ist überall gut, die Erzählung gewandt. Neben sehr schönen finden sich auch minderwertige Gaben. So erschien mir Heft 1, sowie die erste Geschichte im 5. etwas schablonenhaft. Heft 3 und 6 dagegen finde ich vortrefflich und echt volkstümlich. Das schöne symbolische Märchen in H. 2 eignet sich nur für sinnige Gemüter. Die Schriftchen werden am besten ihren Platz finden bei Weihnachtsbescherungen in Sonntagsschulen, Anstalten ꝛc. Schfr.

— Der Sternsteinhof. Eine Dorfgeschichte von Ludwig Anzengruber. 2 Bde. (Leipzig, Breitkopf & Härtel.) 1885. 182, 194 S. 8°. 5 M.

In dieser Dorfgeschichte wird erzählt, welche Gefahren die Schönheit hat für den, der sie besitzt, wie für andere, und wie es vorkommt, daß im Menschenleben die Treue gegen das eigene Selbst mit dem Verrate an anderen gar manchmal verknüpft ist. Das wird veranschaulicht an der bewegten Geschichte eines Dorfmädchens, das bildsauber ist und früh anfängt, sich sagen zu lassen, daß es rechtschaffen sauber sei und das sauberste zu werden verspreche im ganzen Landviertel, das bettelarm ist und einer Mutter gehört, die von den Hungerleidern im Dorfe am allermeisten nichts hat, das aber doch noch nach mancher Fährlichkeit und nicht weit ab vom Wege des Verbrechens Bäuerin wird auf dem Sternsteinhof und stolz herabschaut auf das Drangsal und Elend unten, wie die kindische Seele es einst gewünscht und ersehnt hatte, das dann den Leuten doch noch als ein Kernweib in allen Stücken gelten muß, nachdem sie vergessen haben, was das Kernweib einst gewesen und gegolten. Der Sternsteinhof, der auf der Höhe stand wie ein Schloß, war aber auch etwas Erstrebenswertes. Denn so reich war man da, daß die Leute sagten, dem Bauern falle alles wie vom Himmel, seit er den feurigen Stein, die Sternschnuppe, die just zur Zeit, als er den neuen Hof zu bauen begann, auf seinen Grund herniederschoß, aus der Erde heben und in das Fundament einmauern ließ. Um den Hof hätte vielleicht auch manche andere als die Heldin der Geschichte, die Zinshofer Helene, den Sohn des Bauern gewünscht und genommen, und wenn er blind gewesen wäre. Aber den Mut

und den Trotz hätte vielleicht manche nicht gehabt wie die und die zielbewußte Ausdauer auch nicht, und so schwach und schlecht und verräterisch hätte man auch nicht leicht sein wollen. Da war doch vieles zu ertragen und zu leiden, ehe sie es erreicht hat, und anderen hat sie auch müssen vieles Leid bereiten. Der Toni vom Sternsteinhof war zwar schon vernarrt in sie und sie hat das ihrige dazu gethan, daß ers war und blieb. Aber der hat doch auch einen Vater gehabt, der klug war und hart und Herr im Haus. Der hat ihn und sie abgewiesen, auch als es schon so weit war, daß sie in die Schande kam. Aber der brave Herrgottschnitzer Muckerl breitet den Mantel der christlichen Nächstenliebe über die Schande und nimmt die Helene als Weib in sein Haus. Der Toni hat Soldat werden müssen. Nach seinen drei Jahren ist er zurückgekommen. Die Helene hat er nicht leicht und nicht ganz vergessen, er heiratet aber doch die reiche Sali. Die bringt ihm ein krankes Kind und siecht selber dahin. Aber auch beim Muckerl treten Zeichen des Siechtums ein. Es finden nächtliche Zusammenkünfte des jungen Bauern und der Helene in ihrer Mutter Haus statt. Man rechnet auf den Tod der hindernden Personen, man ist nicht weit davon entfernt, ihn zu wünschen. Die Bäuerin weiß von dem unehrlichen Einverständnis der beiden. Sie meint, der Muckerl könne und müsse dem Unfug steuern, und klärt ihn auf. Das aber ist der Nagel zu seinem Sarge gewesen. Kaum eine Woche nach der Beerdigung des Braven wagt es der junge Bauer, die junge Witwe auf den Sternsteinhof zu nehmen, auf daß sie die kranke Bäuerin pflege. Ein Jahr nach deren Tod wird Helene Bäuerin. Der Alte lebt noch. Sie zahlt ihm seine erbarmungslose Hoffart heim, die er damals gezeigt hat, als er alle nachfolgende Sünde und Schande, alles Unterkriechen und Verstellen ihr sparen hätte können Die Ueberlegene ist jetzt sie. Sie überrascht ihn, wie er bei Nacht arbeitet, ihnen das Glück auszugraben, wie er meint, dadurch, daß er seinen Sternstein aus dem Grundgemäuer holt, und vermag ihn zu demütigen. Bald schließen sie vollen Frieden. Denn der junge Bauer hat einrücken müssen zu seinem Regimente, das ausmarschiert ist in den Krieg. Bald darauf ist ein Schreiben gekommen, das besagte, daß er seit den letzten Gefechten vermißt werde. Er kehrt nicht mehr wieder. Die beiden teilen sich nun in die Erziehung der Kinder, das Hausweseu gedeiht. Wohlthaten werden gespendet, und nun gilt sie, die ehemalige Zinshoferdirne und Herrgottlmacherin, die jetzige Sternsteinhofbäuerin als das „Kernweib in allen Stücken." — Das ist der Hauptinhalt dieser Dorfgeschichte Anzengrubers. Sie ist einfach, kann alle Tage vorkommen und ist vielleicht der Hauptsache nach wirklich vorgekommen. Von dem darin waltenden Hauptreize kann aber freilich eine Wiedergabe des Inhaltes keine Vorstellung geben. Von der tiefen, sicheren Motivierung der einzelnen Handlungen und Begebenheiten nämlich, von der kunstvollen Ineinanderfügung des einzelnen, von der glänzenden Kunst und merkwürdigen Kraft der Charakterzeichnung, von dem Reichtum feinster Einzelzüge, von der zwingenden Gewalt dieser Sprache, von der poetischen Wirkung des einzelnen und des ganzen, von der darin eingeschlagenen künstlerischen Richtung. Auch nicht von den etwaigen Mängeln und Fehlern. Mängel und Fehler? Bei Anzengruber? Aus einer unserer Rezensieranstalten ging letzthin eine Anzeige dieses Romans hervor. Die hatte, wie es dort üblich, ein Professor geschrieben, der sonst wohl auch, wie es ihm ziemlich, genau ist in seinen Rezensionen und peinlich dabei auch im Kleinen. Aber in der Anzeige stand nichts anderes als freundliches Lob über das oder das und namentlich, daß der Roman wieder einmal „ein echter Anzengruber" sei und zur Kritik kam es gar nicht, als ob der echte Anzengruber geradezu und unbesehen der fehllose wäre. So leicht und gut geht es dem Schreiber dieser Zeilen nicht. Er ist zwar ein warmer Verehrer und leidlicher Kenner dieses eigenartigen Schriftstellers: er hat schon manchmal Anlaß genommen, auf ihn, den Bedeutenden und Reichen, hinzuweisen, ihn auf den Schild zu erheben, namentlich der läppischen Ueberschätzung gegenüber, mit der andere Erscheinungen derselben Gattung, wie etwa Ganghofer u. a. von der Kritik, namentlich der norddeutschen, aufgenommen und beehrt werden: aber es ist ihm immer vorgekommen, daß Anzengruber, wie er kaum je ein Werk schuf, das nicht die allergrößten Vorzüge hatte, so auch keines je vollendete, an dem man seine volle Freude hätte haben können. Das ist nun auch bei dieser Dorfgeschichte der Fall. Sie erweckt das höchste Interesse, aber wir beendigen sie mit einem Mischgefühl von Befriedigung und Aerger, wir altfränkischen Leute nämlich, die noch nicht an das neue Evangelium glauben, daß es Narretei sei und ein Unrecht, von einem Kunstwerke zu verlangen, daß es Versöhnung der Gegensätze biete und Sühne für jeglichen Fehl. Wie schließt die Geschichte? Helene hat ihr Ziel erreicht, ist glücklich und anerkannt und gilt als Kernweib in allen Stücken. Und die zwei oder eigentlich drei Leichen, über die ihr der Weg zum Ziele führte? Und die Untreue und Sünde und Schande, in der sie lebte? Soll das etwa gedeckt sein und gesühnt durch den Tod des jungen Bauern? Der war ihr ja auch nur Mittel zum Zweck. Oder dadurch, daß sie ein ordentliches Weib macht, gut haushält und rechtschaffene Kinder erzieht? Was thut sie denn dadurch mehr als ihre verdammte Pflicht und Schuldigkeit? Und schließlich: können wir denn so recht daran glauben, daß dieses Weib mit der eitlen Seele, mit dieser Vergangenheit, wirklich rechtschaffene Kinder erzieht? Anzengruber ist ein Realist und ein Pessimist zugleich, beides nicht von der gewöhnlichen und landläufigen, kopfschwachen und herzsiechen Sorte. Er sagt: so ist es einmal in der Welt und um kein Haar anders und besser, und ich habe nichts unterlassen zu zeigen, wie alles gekommen ist. Ein anderer Realist und Pessimist aber wäre weiter gegangen. Ein Ibsen beispielsweise. Der hätte wohl die Folgen verlotterter Unwahrhaftigkeit und empörenden Verrats etwa gerade an der Unfähigkeit der Mutter, die Kinder rechtschaffen zu erziehen, gezeigt, und die rächende Sühne dadurch herbeigeführt, daß die Kinder wurden, zum Schmerz und Verderben der

Mutter, wie sie einst war. Das wäre tiefer gewesen und hätte trotz alledem befreiender und befriedigender gewirkt. Und wäre das nicht etwa auch realistisch gewesen? Ein weiteres Mißbehagen macht uns leider nicht ganz selten eine nicht ganz berechtigte Eigentümlichkeit des Verfassers. Mitten drin in der Erzählung fühlt er da den Drang, seine eigene Meinung uns aufzuhalsen. Da moralisiert er und philosophiert er, wodurch nicht nur der epische Ton unterbrochen, sondern auch, da namentlich der Ton dieser Zwischenreden ein ironischer, ja sarkastischer ist, die Wirkung der Situation und der Glaube an das Erzählte erschüttert und gebrochen wird. Er fällt auch im einzelnen aus dem erzählenden Ton. Und er verstünde ihn so gut zu handhaben, diesen Ton! Und wie er dann wirkt, dieser Ton! Das sieht man z. B. in dem Abschnitte, wo Helene vor ihrer ersten Hochzeit beichtet und wo Anzengruber Künstler genug bleibt, um alle ironischen und frivolen und anscheinend überlegenen Bemerkungen zu unterdrücken. Beispiele aber, wie er durch längere Zwischenbemerkungen oder durch einzelne Ausdrücke aus dem Tone fällt, finden sich genug, so S. 24, 61, 125, 127, 162, 179 im ersten Teile, S. 30, 99, 151 im zweiten. Derartige persönliche Bemerkungen sind wohl dem Schilderer erlaubt, obwohl sie auch dem nicht immer zu- und anstehen, nicht aber dem Erzähler, der sich unter die Gesetze seiner Kunst zu beugen hat, wenn er anders künstlerische Zwecke verfolgt. Und die verfolgt doch Anzengruber! Und er ist und bleibt ein Künstler! Warum also diesen ironischen Beiklang? — Es seien nun aber diese Bemerkungen über die vorliegende Dorfgeschichte, obwohl noch einige Vergeßlichkeiten des Verfassers, einige Unrichtigkeiten (z. B. die Albe legt man nicht zum Beichthören an, sondern höchstens den Chorrock; auch heißt man Albe, samt Stola ꝛc. noch immer nicht Ornat), und einige Mängel im sprachlichen Ausdruck (z. B. II 68 und 194) zu betrachten wären, nicht geschlossen, ohne daß noch einmal auf die überwältigenden Vorzüge in derselben aufmerksam gemacht worden wäre. Das Werk steht turmhoch über solchen, gegen die sich vielleicht gar wenig einwenden läßt, und die Zeit ist nicht verloren, die man mit dem aufmerksamen Lesen desselben zubringt. J. L—r.

— Lebenswege. Geschichte zweier Pensionsfreundinnen. Für erwachsene Töchter erzählt von Bertha Mathé, geb. Hüffell. (Karlsruhe, H. Reuther.) 1886. 326 S. 8°. geb. 4 M.

Zwei Freundinnen geloben sich beim Scheiden aus der Pension ihren Lebensweg „mit Gott" zu gehen. Flora, die eine, wird von einer gewissenlosen Mutter sofort in den Strudel der Welt gezogen. Das Gelübde ist schnell vergessen. Trotz einer geheimen Neigung zu einem gediegenen Manne läßt sie sich zu einer sogenannten „guten Partie" überreden. Die Ehe wird unglücklich, völliger Ruin folgt.

Anna, die andere, tritt, in die Heimat zurückgekehrt, in ein zerstörtes, aus allen Fugen gegangenes Familienleben und ihre jungen Schultern müssen die unerhörten Lasten tragen, welche Krankheit, Schulden und häusliches Elend mit sich bringen. Ein verschwenderischer Bruder erhöht noch die Sorgen. Zwischen dessen Freund, einem Maler, und dem jungen Mädchen entspinnt sich eine tiefe Liebe, die zum Verlöbnis führt. Da treten, hervorgerufen durch den Leichtsinn des Bruders, durch die steigende Schuldenlast, durch das Drängen der Eltern, welche ihre Rettung allein in der Verbindung ihrer Tochter mit dem um sie werbenden reichen Hausbesitzer sehen, so zwingende Gründe auf, daß die junge, gepeinigte Seele ihrer Liebe entsagt, und Anna sich mit dem ihr widerwärtigen Manne verbindet, eingedenk des Wortes: „Mit Gott". Schließlich werden beide jungen Frauen Witwen und heiraten ihre erste Liebe.

Warum die Vers. so verworrene und unerquickliche Verhältnisse ihren jungen Leserinnen vorführt, zumal gebrochene Treue als Lösung des Konfliktes doch sehr zu beanstanden ist, bleibt schwer verständlich. Sie hat ein volles Licht auf das Opfer fallen lassen wollen, welches Kindesliebe brachte; dabei kann man aber nicht übersehen, daß Anna das Lebensglück ihres Verlobten zerstörte. Vers. ist auch nicht glücklich in der Gestaltung der handelnden Personen, sie ermangeln der plastischen Abrundung, des pulsierenden Lebens; der Leser fühlt sich immer außerhalb der Begebenheiten stehend, nie mit fortgenommen. Ganz vereinzelt treten Szenen lebendig hervor, z. B. der Salon der Generalin, Floras Heimkehr aus der Pension; auch die Szenen in Annas kleiner Villa, welche das glückliche Ende herbeiführen, sind anteilwert. Immerhin dürfte das Buch auch älteren Lesern empfohlen werden, da es manche Perle schöner Gesinnung, tiefer Gedanken und reizvoller Schilderung enthält. —y.

— Dornenkronen. Roman von Ida Boy-Ed. (Berlin, Rudolf Waldern.) 1886. 267 S.

In der numerisch kleinsten Reihe produktiver Litteraturdamen, welche unsere Belletristik in die Breite treiben helfen, steht die geborene Schriftstellerin, die Künstlerin, welche schreibt, weil sie muß, um einem mächtigen inneren Drange zu genügen. Es ist gar nicht übertrieben, wenn wir sagen: diese Geister kann man an den Fingern abzählen. Ida Boy-Ed, die Verfasserin des vorliegenden Romans, gehört zu ihnen.

Die geistige Produktionskraft des Weibes ist im allgemeinen viel enger und von kürzerer Dauer als die des Mannes. Sie ist gewissermaßen an ein bestimmtes Lebensalter gebunden. Die bedeutendsten der modernen Schriftstellerinnen stehen im Alter von 30—40 Jahren oder etwas darüber und alle behandeln im Grunde dieselben Probleme und schreiben denselben, fast zur Manier verbildeten Stil. So Ossip Schubin (Lola Kürschner), so die Baronin Bertha von Suttner (B. Oulot), so Franziska von Kapff-Essenther, so auch Ida Boy-Ed. Die poetischen Leistungen der dieser Gruppe angehörenden Damen hängen immer mit ihrer Bildungs-, Gefühls- und Gesellschaftssphäre zusammen. Ihre Schilderungen machen den Eindruck des Erlebten und Geschauten. Ihr Lieblingsproblem ist das Weib im Geisteskampfe mit

dem Manne, oder die sittlich-geistige Uebermacht, welche eine starke Frau über einen schwachen Mann ausübt. Nicht selten haben in ihren Darstellungen die Geschlechter die Rolle getauscht und meistens ruht der Schwerpunkt des Seelenkonfliktes in dem Gemüte des Weibes, während der Charakter des Mannes das treibende Moment versinnlicht, das gleich einer Schicksalsmacht in das Leben der weiblichen Heldenseele eingreift. Dieses Lieblingsproblem hat auch den Schauplatz der Handlung bedingt. Es ist meistens der Salon der Geburts- und Geistesaristokratie, in denen sich die Romane, Novellen und Geschichten der modernen Schriftstellerin von dreißig oder vierzig Jahren abspielen. Das ist kein Zufall, keine Laune, keine Willkür, das ist eine ganz natürliche Konsequenz. In jenen Kreisen der Gesellschaft hat sich die Scheidung der Geschlechter in auffallender Weise vollzogen, hier hat die Bildung das Weib dem Manne zugleich näher und ferner gerückt, hier steht die Frau individuell und sozial fast gleichberechtigt oder doch mit demselben ausgeprägten Persönlichkeitsbewußtsein neben dem Herrn der Schöpfung; hier figurieren auch die kläglichsten Typen eines entarteten Mannesgeschlechtes, Sklaven ihrer Leidenschaften, entnervte Naturen, Charaktere ohne moralische Widerstandskraft, schwache, willenlose Menschen. Dem in aristokratisch-nobler Passionen verkommenen Manne entspricht das verdummelte Genie, das z. B. eine Lieblingsfigur von Ossip Schubin ist. In solcher Gesellschaft übernimmt die Frau die Herrscherrolle. In den Romanen unserer Schriftstellerinnen ist es aber das durchgeistigte, das intellektuell entwickelte Weib, welches eine Tendenz, eine bestimmte Willensrichtung verfolgt, es ist das Weib, welches seine Individualität zu behaupten sucht, kurz, es ist das Weib, das um die Emanzipation seiner Persönlichkeit kämpft. In den meisten Romanen dieser Schriftstellerinnen weht ein agitatorischer Geist. Es ist aktuelle Litteratur. Darum spielt auch das sozialethische Problem eine so bedeutende Rolle darin, soweit dieses die höheren Kreise der Gesellschaft berührt, in denen eben das auf einer fortgeschrittenen geisten Bildungsstufe stehende Weib im stande ist, einen sozialethischen Konflikt mit den Fühlhörnern des Intellekts zu fassen. Bei allem modern-sittlichen Pathos strömen uns aber aus diesen Romanen starke Parfümduftwellen entgegen, welche teils narkotisch aufregend und erhitzend, teils einschläfernd und betäubend wirken. Diese Litteratur ist gemünzt auf kranke und ruinierte Nerven. (Da hat sie freilich ein großes Publikum.) Es fehlt ihr das Moment der behaglichen, festen, gesunden Ruhe, es geht ihr ab die Stetigkeit. Unstet und flüchtig sind in ihr die Empfindungen, Gefühle und Entschlüsse der Menschen, unsicher und wandelbar ihre Neigungen und problematisch unzuverlässig ihre Thaten. Die Charaktere sind wie Gallerte. Sie sind schwer zu fassen und zu halten, in einem halb flüssigen Zustande. — So ist die Litteratur bereits in den Dienst unserer nervösen Kultur gebracht und allem Anschein nach gerät sie noch tiefer in diese Strömung hinein, bis schließlich der letzte Rest von Poesie zu Grunde geht.

Da ist es denn sehr tröstlich und erquickend, wenn Erscheinungen aufkommen, die auf eine gesunde Reaktion gerade innerhalb dieser Strömung hinweisen. Die Existenz des vorliegenden Romanes scheint uns dafür einen Beleg zu bieten. Es ist nicht schwer, in Ida Boy-Ed sofort eine gemäßigte Vertreterin der eben angedeuteten Richtung zu erkennen. Aeußerlich wenigstens gehört der neueste Roman dieser genial beanlagten Schriftstellerin jener Schule an. Sie arbeitet mit denselben Mitteln, derselben Technik. Das Problem ist ungemein geschickt entworfen und entwickelt, der Stil kurz, prägnant, lebendig und geistsprühend. Er verrät Temperament, Rasse! Eine gewisse nervöse Unruhe und die Neigung zu pointierten Pikanterien ist auch ihr eigen, doch tritt dieses Moment in einem weniger störenden Grade hervor. Es verschwindet unter dem Eindruck, den die Grundstimmung, das durchaus gesunde ethische Prinzip des Romans hervorruft. Die Verfasserin bewegt sich in der Behandlung des Problems immer um die Peripherie der Schule, meidet aber vorsichtig den eigentlichen Mittelpunkt der ethischen Tendenz derselben. Die Schule vertritt das Dogma vom Rechte des Blutes; sie will die ungehinderte Freiheit der Natur, sozusagen das sittliche „laissez faire, laissez aller", sie reklamiert das bereits in der politischen Oekonomie bankerott gewordene Manchesterprinzip für die Moral. Daher ist der Ehebruch ein überaus beliebtes Thema dieser Schule, oder, wenn's nicht gerade der ist, so ist es irgend ein anderes verschrobenes, gesellschaftswidriges Problem aus dem intimeren Verhältnis der Geschlechter, um nicht gerade zu sagen: aus dem sexuellen Gebiete. Es sind eben die naturalistischen Bahnen, welche diese Geister ziehen. Ida Boy-Ed steht diesem Treiben ferne. Sie beobachtet in heikeln Situationen stets eine strenge, vornehme Dezenz. Sie ist eine echte Realistin, die ihre Stärke nicht in dem Kultus und der Aesthetik des Häßlichen, sondern in lebenswahrer Charakteristik erprobt. Alle ihre Gestalten sind aufs feinste individualisiert, sie haben Fleisch, Blut und Knochen. Es taucht in dem ganzen Roman keine einzige Person auf, die nicht volle Lebenswahrheit offenbarte, sei es nun, daß die Verfasserin ein oberflächliches, leichtfertiges und selbstgefälliges Wesen schildert, oder einen seelisch gesunden, einfach-biederen Kernmenschen, oder einen mißtrauischen, haltlosen und selbstquälerischen Egoisten. Sie findet für jede Gemüts- und Geistesart, für jede Leidenschaft und Laune, für den Schrei des Schmerzes und die Lust der Freude den richtigen Ton und das rechte Wort Diese Melitta, diese Mimi und Erna, dieser Haas und Alfred und besonders dieser halbverrückte Brasilianer, ein exotischer Liebhaber, — halb Faust, halb Don Juan — alle sind sie prächtige Gestalten. Die Verfasserin versteht es vorzüglich, mit wenigen kurzen Sätzen die Umrisse eines Charakters rasch hinzuwerfen und dann allmählich auszuführen, zu entwickeln und zu vertiefen. Sie versteht auch die Kunst, die

Handlung oder an sich ganz geringfügige Momentsituationen in den Dienst der psychologischen Ausmalung zu stellen, d. h. die einzelnen Personen in Verhältnisse, Lagen und Konflikte zu bringen, in denen der Charakter eine Feuerprobe zu bestehen hat. So wird der obenerwähnte Brasilianer Juan, dessen Charakter eigentlich darin besteht, daß er keinen besitzt, so wird dieser wurmstichige, von einem verzehrenden Mißtrauen gegen sich und andere durchwühlte Stimmungs- und Augenblicksmensch auf Proben der Selbstbeherrschung gestellt, die für ihn zur wahren Folterbank werden. Die Schilderung eines derartigen Seelenzustandes ist durch und durch modern und die Verfasserin steht hier der Schule auch in der Tendenz sehr nahe. Offenbar aber wollte sie in dem Verhältnis zwischen Melitta und Juan weniger die moralische Suprematie des Weibes als eine Verirrung des genialen, künstlerisch angelegten Frauenherzens betonen. Freilich drängt sich da wieder die Frage auf, wie eine so edle, kerngesunde und grundgescheite Frauenseele an einem so unsäglich hohlen, verlotterten Menschen, der nichts weiter aufzuweisen hat als eine interessante Larve und einen schönen Augenaufschlag, hängen bleiben kann, wenn man anders nicht einen ganz naturalistisch-fatalistischen Zug des Blutes als treibendes Moment der Verirrung annehmen will, was der Verfasserin wahrscheinlich vorgeschwebt hat. Im übrigen ist in der Schilderung dieses Verhältnisses das beste geleistet, während die Dornenlaufbahn der Ruth weniger grell ausklingt, aber an psychologischer Feinheit lange nicht so hoch steht. Ruth ist zu passiv geschildert. Es sind ihr zuviel Konflikte aufgebürdet, woraus eine gewisse Zersplitterung des Charakters und eine wesentliche Verschiebung des Hauptproblems resultiert. Weit konsequenter und innerlich wahrscheinlicher ist das Schicksal Melittas.

So hat die Verfasserin das Grundproblem ihres Romanes eigentlich doppelt gelöst. Die Frage scheint dahin zu lauten: Kann die Frau den Beruf des Weibes und der Künstlerin harmonisch vereinen? Als Antwort stellt Ida Boy-Ed zwei weibliche Künstlernaturen auf den Plan und gestaltet ihr Schicksal dermaßen, daß bei der einen die Frage bejaht, bei der andern aber, wenn auch nicht gerade offenkundig, so doch thatsächlich verneint wird. Soviel aber bezeugt ihre Geschichte klar und deutlich, daß die Laufbahn dieser weiblichen Doppelseelen dem Herzen keine rechte Befriedigung, keinen erfrischenden Ruhepunkt gewährt, und daß der Lorbeerkranz, der einzige ideale Lohn, welcher sehr oft um den Preis einer natürlichen und viel beglückenderen Stellung erkauft werden muß, nichts weiter ist, als eine — Dornenkrone, falls das Weib gewillt ist, in den Schranken der Sitte und des Gewissens zu bleiben, die es ohne Gefährdung des ganzen Geschlechtes und seines wahren Glückes nie durchbrechen wird. Für das Weib oder die Künstlerin ist somit der Rest — Entsagung. Diese eminent konservative Tendenz haben wir aus dem Romane herausgelesen. Im übrigen hat er uns einen hohen ästhetischen Genuß bereitet und mit Freuden haben wir daher die Gelegenheit wahrgenommen, in die Dornenkrone der genialen Verfasserin einige Lorbeerblätter zu flechten. K. Mdg.

9. Verschiedenes.

— Ruperto-Carola, illustrierte Festchronik. Offizielles Organ für das Heidelberger Universitätsjubiläum. Vom 1. Juli an. 12 Nr. von 2—3 Bg. Folio. (Heidelberg, Petters.) 6 M.

Die älteste Hochschule des deutschen Reiches, die altehrwürdige Ruperto-Carola, begeht vom 2.—9. August d. J. die Feier ihres fünfhundertjährigen Bestehens. Ein halbes Jahrtausend der Geschichte deutschen Geisteslebens findet damit seinen Abschluß. Die Erinnerung an die Jubiläumsfeier festzuhalten ist die erwähnte, unter Redaktion von K. Bartsch erscheinende Festchronik bestimmt. Sie soll in Wort und Bild den Verlauf des Jubiläums von den dasselbe vorbereitenden Schritten an bis zu seinem Ende vor Augen führen. Die Festchronik wird einen aktenmäßigen Bericht über die Feier, mit Einschluß der unserer Universität zu teil gewordenen Ehrungen, der Ehrenpromotionen, der Reden und Trinksprüche liefern. Sie wird den Blick zurücklenken auf die ruhmvolle Vergangenheit der Hochschule und aus der ereignisreichen Geschichte von Stadt und Universität Darstellungen und Skizzen bringen. Poetische Beiträge ernsten und heiteren Charakters werden die Mannigfaltigkeit des Inhalts erhöhen. Bilder der Festakte und Festräume, Gruppen aus dem die fünf Jahrhunderte umfassenden historischen Festzuge, Originalzeichnungen deutscher Künstler, Reproduktionen von Porträts bedeutender Persönlichkeiten u. a. sollen den illustrativen Teil der Festchronik bilden. Ein alphabetisch geordnetes Verzeichnis sämtlicher Festteilnehmer soll am Schlusse beigegeben werden. Jedem, dem es vergönnt das Jubiläum mitzufeiern, wird die Festchronik ein willkommenes Gedenkbuch sein, aber auch den Fernstehenden, die im Geiste in diesen Sommertagen am Neckar weilen werden, wird sie eine Fülle des Interessanten bieten.

K.

— Das Menschen-Ideal und seine Erfüllung. Von Otto Spielberg. (Zürich, Verlagsmagazin. [J. Schabelitz.]) 1886. 119 S. 8°. 2.40 M.

„Ich habe darüber nachgedacht, sagt der Verfasser, wie es möglich ist, den Menschen glücklich zu machen.“ — Besser wäre es gewesen, er hätte sich darüber nicht den Kopf zerbrochen, der Herr Otto Spielberg. Jedenfalls hätte er seine Weisheit nicht auskramen sollen. Er wäre ein Philosoph geblieben. Sein Elaborat kennzeichnet sich als Sturm- und Brandschrift wider Staat und Gesellschaft. Es ist ein wilder, wahnsinniger Aufschrei, der aber keinen Augenblick zweifeln läßt, daß es das Geschrei eines Simulanten ist, der mit der Leidenschaft kokettiert. Es ist das so Mode geworden. Nordau, der konventionelle Kulturlügeneiferer, hat Schule gemacht. Im Poltern und Schimpfen aber ist Spielberg dem Herrn Nordau weit überlegen. Er räumt auch viel gründlicher auf im modernen Kulturstaat. Hinaus wirft er den König, den Diplomaten, das Mandarinentum, „Frau Justizia,“ „des Teufels Kollegen“, womit er

den Advokaten meint, ferner den Offizier, natürlich auch den Geistlichen, selbst der Akademiker muß hinaus, sodann der Großindustrielle, der Deputierte, der Mann der Rente, das falsche (!) Schriftgelehrtentum (Herr Spielberg rechnet sich natürlich zu dem wahren, sonst müßte er sich ja selbst hinauswerfen) und schließlich die sogenannte Geld- und Geistesaristokratie. Hat man diese Proskribiertenliste gelesen, so muß man staunend fragen, wen denn eigentlich dieser moderne Prophet beglücken will, sintemal er nebst den aufgezählten „Kulturschmeichlern“ auch noch die „Schöngeister“ und „Unterrockspoeten“ mit flammendem Schwerte aus der Gesellschaft hinaustreibt. Wozu der Lärm? An positivem Gehalte ist die Schrift bettelarm. Ihr Grundgedanke: „Der Ackerbau muß wieder die Grundlage werden, auf welche Haus und Familie zu stehen kommen,“ ist nichts weniger als neu. Schon vor Jahren hat Henry George diese Forderung aufgestellt. Die Wissenschaft wies sie ab. Andererseits fröhnt Spielberg der Naturschwärmerei Rousseaus. „Zu der Natur zurückgekehrt, meint er, sind die Menschen einander nicht mehr im Wege.“ Die Resultate der Forschungen über das Leben der Naturvölker scheinen an Herrn Spielberg spurlos vorübergegangen zu sein. Was ist die Gütervergeudung des Kulturstaates gegen den Vernichtungskampf naturwüchsiger Rassen! An einer anderen Stelle sagt der Verfasser selbst: „Der Mensch verleugnet nie seinen tierischen (!) Ursprung. Er schleppt trotz höchster Kultur und Bildung, die Raubtiernatur durch sein ganzes Leben mit sich.“ Die Schrift ist überhaupt voller Widersprüche, wie alle radikal-sozialistischen und anarchistischen Ergüsse. Um einen „selbst denkenden und selbst handelnden Freiherrn-Mensch“ schaffen zu können, muß erst „aller Grund und Boden Gemeinschaftgut“ werden.“ Die Art und Weise, in der sich der Ausbau dieses „Menschen-Ideals“ vollziehen soll, erhält eine seltsame Beleuchtung, wenn Spielberg mit kecker Offenheit bemerkt: „Es könnte die Hälfte der Menschheit getrost totgeschlagen werden und man könnte gleich bei seinem nächsten Nachbar anfangen.“ Da „niemand über uns ist, der uns lenkt und leitet,“ so wird natürlich die Omnipotenz des Ichs gepredigt, wüster und frecher, als es Stirner und Bakunin gethan: „Die Welt ist mein Spielzeug, mein Kartenhaus. Ich reiße es nieder, wenn ich will . . ich baue es wieder auf, wenn ich will. In meinem Willen liegt mein oberstes Gesetz, außer welchem ich niemand zu fragen habe!“ — Ferner: „Der Mensch ist nicht zur Arbeit geboren. Er soll arbeiten nach seinem Bedarf.“ — — Auf Seite 70 der Schrift findet sich denn auch eine direkte Aufforderung zur Rebellion, ein Appell an die „Werkstätten“, an die „Reit- und Arbeitsgäule“ — an die „Narren für andere.“ Auf der Landkarte der Zukunft sieht Spielberg nur eine Farbe, und das ist die Farbe in Strichen, die die Drähte und die Schienen der Eisenbahnen andeuten, auf welchen der Chinese nach Schottland und der Araber nach Hinterpommern zieht.“ In der Wüste Sahara aber werden Sodabuden stehen. Doch genug der Proben aus diesem wüsten Produkt eines hirnverbrannten Naturalismus. Den Verfasser einer ernsteren Beachtung zu würdigen, wäre wahrlich verlorene Mühe und ihn gar sachlich zu kritisieren, verbietet uns das Gefühl des Mitleids, daß wir jedem Kranken schuldig zu sein glauben. K. M.

— Naturgeschichte des Pflanzenreichs. Großer Bilderatlas mit Text für Schule und Haus. Herausgegeben von Dr. M. Fünfstück, Privatdozent am Polytechnikum zu Stuttgart. 40 Lieferungen à 50 Pf. (Stuttgart, Emil Hänselmann.)

Die vorliegenden 9 ersten Lieferungen zeigen, daß hier ein Prachtwerk im Entstehen begriffen ist, welches weit über das Niveau des mittelmäßigen hervorragt und alle vorhandenen ähnlichen an Gediegenheit und Brauchbarkeit übertreffen wird. Schon das ist ein ausgezeichneter Vorzug, daß auch die für den Welthandel wichtigen exotischen Gewächse, wie Coeos-, Sago-, Dattelpalme, Ingwer, Kardamom, Vanille u. s. w. ihren gebührenden Platz in Wort und Bild finden. Namentlich seitdem Deutschland selbst Kolonien erworben hat, deren Hauptreichtum stellenweise in solchen Produkten besteht, ist das Interesse an denselben noch lebhafter geworden. Schule und Familie haben jetzt das entschiedene Bedürfnis, eine Anschauung von diesen längst verwendeten Erzeugnissen tropischer Breiten zu gewinnen. Ebenso ist die Sorgfalt hervorzuheben, welche auf einer ganzen Reihe von prächtigen Großfolio-Tafeln in diesen ersten Heften neben anderen Kryptogamen den Pilzen gewidmet wird. Welcher Natur-, speziell Pflanzenfreund hat nicht schon den Wunsch empfunden, eine geordnete Folge von so naturgetreuen, kolorierten Abbildungen dieser schwierigen, gefährlichen und doch so schätzbaren und hochinteressanten Vegetabilien zu besitzen, welche größtenteils gar nicht oder doch nur höchst mangelhaft in Herbarien zu konservieren sind. Zu Grunde gelegt ist dem ganzen Werke das bekannte kleine Heft von Prof. Eichler: „Syllabus der Vorlesungen über spez. und medizinisch-pharmazeutische Botanik,“ welches an Universitäten, landwirtschaftlichen Schulen und verwandten Instituten in Gebrauch ist. Für die Abbildungen hat die weitverbreitete Flora von Deutschland von Dr. Schlechtendahl zum Muster gedient. Der außerdem mit zahlreichen Holzschnitten veranschaulichte Text bringt in sorgfältig geordneter Uebersicht das physiologische und biologische Material und darauf die konzis und praktisch gehaltene Determination. Ueberall sind den lateinischen die gangbarsten deutschen Namen hinzugefügt. Mit großem Interesse sehen wir dem weiteren Erscheinen dieses nützlichen und schönen Werkes entgegen, in welchem das Wissenschaftliche mit dem Praktischen so geschickt vereinigt wird, daß es mit gleichem Nutzen von dem botanischen Fachgelehrten und vom bloßen Liebhaber gebraucht, wie auch dem Schüler in die Hand gegeben werden kann. Wo die übrigens im Verhältnis zu dem Gebotenen geringen Mittel zur Verfügung stehen, bietet sich hier ein ausgezeichnet dienliches Weihnachts- oder Geburtstagsgeschenk für solche Kinder dar, welche entweder schon Neigung für dieses anmutende und edle Studium besitzen oder in welchen man solche zu erwecken wünscht. Für

Lehrer, Studierende, Pharmazeulen, Landwirte, Forstleute und alle irgendwie an der Natur Interessierten gibt es kein besseres und förderndes Hilfsmittel.

Z. C. S.

— Aus Welt und Kirche. Bilder und Skizzen von Dr. Franz Hettinger. 2 Bände 8°. Rom und Italien VI u. 472 S. Deutschland und Frankreich V u. 467 S. (Freiburg i. B., Herder.) 1885. 7 M.

Der berühmte katholische Theologe bietet uns im vorliegenden Werke Reisefrüchte dar, die er im Laufe von mehr als dreißig Jahren auf größtenteils katholischem Boden gesammelt hat. Vertrocknet sind diese Früchte in dieser langen Zeit nicht. — Der Vers. zeichnet sich durch einen klaren Stil aus. Wenn für nichtgelehrte Leser allzu oft Citate aus den alten Klassikern, aus Dante und den Kirchenvätern angebracht werden, so muß man das dem Professor zu gute halten. Unbefangene evangelische Leser werden sich auch nicht daran stoßen, daß der ultramontane Autor die römische Kirche, wo er nur kann, lobt und preist und gelegentlich den Reformatoren am Zeug flickt. Da, wo der Vers. von der Parteileidenschaft irre geleitet im Geleise römischer Ignoranz einherfährt oder Geschichte à la Janssen schreibt, ist er von Herzen zu bedauern. Wir werden in dieser Hinsicht unten auf einige im evangelischen Thüringen und in Paris aufgelesene verkrüppelte Reisefrüchte aufmerksam machen. Zunächst haben wir die angenehme Aufgabe den reichen Inhalt und die gefällige Darstellung des Vers. rückhaltlos anzuerkennen. Der erste Band zerfällt in sechs Abschnitte: Im deutschen Kollegium zu Rom. — Von Rom nach Assisi und Portiunkula. — Siena und Fra Bernardino Ochino. — An drei Gräbern. — Nach zehn Jahren 1859—1869, erste und zweite Periode. Hettinger hatte das Glück durch einen seiner Lehrer, den nachmaligen Bischof Stahl von Würzburg, Zögling des deutschen Kollegiums in Rom zu werden. Die Einrichtung dieser Anstalt, die Ausflüge von da aus, mancherlei Erlebnisse in dem Kollegium werden in fesselnder Weise erzählt. Am Allerheiligentag 1843 hat Hettinger im Vatikan vor Gregor XVI. seine erste öffentliche Predigt gehalten; die zweite hielt er in einem Filialdorfe an den Abhängen des Spessart. Der Papst kam liebevoll, herzlich, väterlich dem jungen deutschen Priester entgegen, erkundigte sich nach Bayern und nach König Ludwig I. „Dann kam er auf meine Predigt zu sprechen. Lächelnd sagte er, indem er mir einen leichten Backenstreich gab: „Aber warum seid ihr Deutschen denn immer so ruhig beim Predigen? Più fuoco, più fuoco! Mehr Feuer, mehr Feuer!" Am Schlusse gab er mir zur Belohnung eine große silberne Denkmünze mit seinem Bildnis." — Im zweiten Abschnitte spricht die Art und Weise an, wie der Vers. den heiligen Franz schildert. Die Mitteilung über die Stigmatisation des Heiligen, welche kein Verständiger in Abrede stellen kann, schließt er mit dem maßvollen, vorsichtigen Satze: „Ist die Stigmatisation kein übernatürlicher Vorgang, dann stehen wir vor einem noch ungelösten Rätsel." — Von besonderem Interesse ist, was der Vers. von seinen Erlebnissen beim Unfehlbarkeits-Konzil mitteilt. Schon das, was er sagt, erinnert an das Sprichwort: es ist nicht alles Gold was glänzt. Wieviel mehr mag dieses Wort von dem gelten, was der kluge Hettinger verschweigt. — Der zweite Band enthält überwiegend Bilder aus den deutschen Alpen: Gastein, Nordtirol, Südtirol, der Kurat in Tirol, ein Fortbildungsverein von Priestern in Tirol, Kirche und Bildung in Tirol, die Bäder Tirols, eine Primizfeier in Meran, Admont. In dem Abschnitt „ad montes" versteigt sich der Verfasser zu einem Lobpreis der lateinischen Sprache, der völlig unbesonnen ist. Wir verstehen es, wenn Hettinger es auf dem Konzil tief beklagt hat, „daß selbst hochgebildete und hochstehende Geistliche nicht in einer ihrer Stellung und persönlichen Bedeulung entsprechenden Weise sich zu präsentieren wußten, eben darum, weil sie keine Gewandtheit im lateinischen Ausdruck hatten," wie aber ein verständiger Mann fordern kann, daß die Laien, auch die Frauen, im Lateinischen unterrichtet werden, um in den Geist der Liturgie einzudringen, ist uns unbegreiflich. — Im zweiten Abschnitt „Wanderungen durch den Thüringer Wald" (1862) will uns der Vers. zeigen, was er in der Heimat und Geburtsstätte Luthers von dem Protestantismus in der Nähe wahrgenommen hat. Denn da, wo Protestanten mit Katholiken zusammenwohnen, sei nach Hengstenbergs Geständnis das kirchliche Leben viel kräftiger, der Glaube positiver, der Kirchenbesuch besser. Daß genau dasselbe umgekehrt gilt, scheint Hettinger nicht zu wissen. Darum kommt er auch zu der Illusion: der Protestantismus vorab in Bayern lebt und zehrt von den katholischen Elementen, die mehr oder weniger im Volke liegen u. s. w. In dem Abschnitte „ad montes" hat der Vers. zwar die Sätze einfließen lassen: „Es geht eben mit großen historischen Gestalten wie mit einem Kunstwerke; die Fehler sehen, sagt einmal der Maler Feuerbach, kann jeder Ignorant; aber loben mit Einsicht ist Sache des Kenners." Mit diesen Sätzen hat sich Hettinger selbst das Urteil über das gesprochen, was er von Luther mitzuteilen für gut gefunden hat. Daß Luther eine große historische Gestalt war, wird der Vers. nicht bestreiten wollen, — wie ist der Würzburger Professor aber mit Luther umgegangen! Zwar die „Macht populärer Sprache" will er ihm lassen, aber nimmt man ihm dieses „reizende Gewand", so stehen seine „Gedanken in ihrer ganzen Nacktheit, Armseligkeit und Unwahrheit da." Hettinger hat nie eine Predigt von Luther gelesen, sonst könnte er eine so massive Unwahrheit nicht in die Welt hinein schreiben. Luther soll, soviel an ihm lag, nicht bloß das Papsttum, sondern auch das Kaisertum vernichtet haben!! Das erste bezweifelt kein Mensch, dafür konnte der Verfasser sich jeden Beweis schenken; welche Beweise kann er aber für das zweite beibringen? Mit bloßem Stillschweigen ist's hier nicht gethan. Wenn Hettinger Luther den „heiratslustigen Mönch" nennt, so hat er offenbar nicht gewußt, daß er erst 1524 geheiratet hat, noch weniger, unter welchen Umständen er zur Ehe mit Katharina von Bora gekommen ist. Wenn

Hettinger leichtfertig, wie ein Skribent der Gartenlaube, von den „Zwiegesprächen“ Luthers mit dem Teufel redet, so hat er augenscheinlich keine Ahnung davon, welchen Anfechtungen ein Mann wie Luther ausgesetzt war. Teufelsknechte pflegen keine „Zwiegespräche“ mit dem Satan zu haben. Wenn Hettinger die Behauptung wagt, Luther habe ein jungfräuliches Leben für eine Unmöglichkeit gehalten, so entschuldigt jenen seine Unwissenheit. Er soll doch beispielsweise einmal in der Erlanger Ausgabe der Werke Luthers, Band 33, S. 58 aufschlagen. Wenn Hettinger die in Thüringen vorkommende Liederlichkeit der Verachtung der Jungfräulichkeit durch Luther zuschreibt, so sind wir begierig, von ihm zu erfahren, woher er die Liederlichkeit der katholischen Großstädte Wien und Paris ableitet! Sind daran auch die Lutheraner schuld? Zweimal kommt Hettinger darauf zu reden, daß Luther erklärt habe, er werde die Pestkranken nur besuchen, wenn ihn das Loos träfe: II., 247 und II., 440. An der letzten Stelle werden ganz richtig die Tischreden XXII „Vom Predigtamt und Kirchendienern“ citiert. Was steht aber an dieser Stelle? Genau das Gegenteil. Ohne Hexerei mit purer Jansſen-mäßiger Gewandtheit wird — gelinde gesagt — jene Unwahrheit zu stande gebracht. Wir setzen die ganze Stelle her. Erlanger Ausgabe Bd. 59, S. 282: „Da einer sagte, daß zu Nürnberg zweene Prediger an der Pestilenz gestorben wären, ward gefragt: ob auch ein Prediger, der allein zum Predigampt bestellet ist, seinen Dienst möge mit gutem Gewissen kranken Leuten versagen zur Zeit der Pestilenz, daß er sie nicht besuche? Hierauf antwortet Doktor Martin Luther und sprach: „Bei Leibe nein! Es müssen die Prediger nicht allzusehr fliehen, damit sie das Volk nicht furchtsam machen. Und daß man bisweilen sagt, man soll der Pfarrherr und Prediger verschonen und sie zur Zeit der Pestilenz nicht zu sehr beladen, das geschieht darumb, daß, wo je bisweilen die Pestilenz die Capellanen eins Theils wegnähme, daß man Ander hätte, die die Kranken besuchten. Item, daß nicht Jedermann zu solcher Zeit die Priester scheue, wie man siehet, daß Niemand zu ihnen will, und Jedermann fleuhet sie. Darumb wär es wohl sein, daß man nicht Alle damit beslüde, sondern einen oder zweene. Wenn mich das Loos träfe, wollt ich mich nichts scheuen oder fürchten. Ich bin nu drei Pestilenzen ausgestanden; bin auch bei etlichen gewest, die sie gehabt, als Schadewald, der hatte ihr zwo, die begreif ich gar wohl; aber es hat mir nichts geschadt, Gott Lob; ich kam noch dasselbe Mal heim und greif meiner Margarethen, die da zur Zeit noch kleine war, umb das Maul mit ungewaschenen Händen; aber ich hat es wahrlich vergessen, sonst hätte ichs auch nicht gethan, denn es wäre Gott versuchet!“ Die von Hettinger aus dem Zusammenhange gerissene Stelle lautet fast so, als ob Luther es auf eine Art Lotterie hätte ankommen lassen, deren Ergebnis er sich einfach gefügt hätte, während aus der ganzen Stelle Luthers Gottvertrauen, ja eine so geringe Vorsicht sich ergibt, daß er die Präservativmittel anzuwenden vergaß. — Wenn Hettinger auf S. 248 von dem „seisten Doktor“ Luther spricht, der sich an Speise und Trank gütlich gethan habe, so hat er das auf S. 249 schon wieder vergessen, denn er preist daselbst sein bayrisches Bier und wieder eine Seite weiter den Nordhäuser Doppelkümmel und den Herrnhuter Aromatique. Wer im Glashaus sitzt, soll nach anderen nicht mit Steinen werfen. — Sogar das Beten hat der Protestantismus nach Hettinger verlernt; ja im protestantischen Gottesdienst ist keine Stelle und in der Kirche kein Platz für das Gebet da. Dazu ist nur zu bemerken, daß sich der Vers. in diesem Punkte ebenso gründlich geirrt hat, als ihm ein gröblicher Irrtum bei der heiligen Elisabeth untergelaufen ist, die er zur Zeitgenossin Friedrich Barbarossas macht. Statt des giftigen, gallsüchtigen Aufsatzes über die Reise in das evangelische Thüringen hätte Hettinger besser einen gleichermaßen wohlgelungenen Bericht geliefert als der unmittelbar folgende ist: „Mit Alban Stolz durch den Schwarzwald.“ Auch der letzte Abschnitt „Frankreich“, der in die vier Kapitel zerfällt: Paris, Der Klerus in Paris, Die Wohlthätigkeit in Paris, Die Königsgräber zu St. Denis, ist nicht arm an gewagten Dingen. Da soll, wie die Stürme von Frankreich zu uns gekommen seien, von dort auch eine bessere Zukunft für Europa kommen. Da soll die französische Nation, die älteste Tochter der Kirche, trotz allen ihren großen und entsetzlichen Verirrungen dennoch ein katholisches Herz haben. Da soll die übertriebene Strenge des französischen Klerus „Spuren des jansenistischen Geistes“ enthalten. Da soll die innere Mission, welche Hettinger irrtümlich durch Wichern erst nach 1848 entstehen läßt, eine laute, öffentliche Verurteilung des Protestantismus sein. Da soll von den Protestanten nur in der Erinnerung das Opfer Christi festgehalten werden u. s. w. Wir bedauern, daß ein Mann von so großen Gaben und, so lange er auf römischem Boden bleibt, von relativ großer Unbefangenheit, wie Hettinger seinen Lesern die beiden Reisebücher dadurch besonders schmackhaft zu machen gesucht hat, daß er an den protestantischen Splittern herum zu experimentieren für gut fand. Er hätte uns „außerkirchliche“ Christen, für deren Seelen im Fegefeuer niemand betet — auch die römischen Christen nicht? — am besten ganz unbeachtet gelassen und die Axt an die gewaltigen römischen Balken gelegt, an denen die Welt nicht gerade arm ist. Damit hätte er seiner Kirche besser gedient und sich vor einer Menge von Schlägen ins Wasser gehütet.

O. K.

— Zur Frage des Militär-Strafprozesses und seiner Reform. Von G. Reinsdorff. (Berlin, Liebel.) 1885. 43 S. 8°. 75 Pf.

Die kleine Brochüre will die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf die 1876 zuletzt im Reichstage angeregte Reform des Militär-Strafprozesses lenken, eine in der Presse häufig und nicht immer in einer der preußischen Militär-Strafgerichts-Ordnung günstigen Weise besprochene, offene Frage. Der Herr Verfasser, aktiver Offizier, behandelt sein

Thema in sehr klarer, übersichtlicher Art, stellt die charakteristischen Formen des Zivil- und Militär-Strafprozesses einander gegenüber und gelangt zu dem Schluß, daß die preußische Militär-Strafgerichts-Ordnung keineswegs veraltet sei, daß sie vielmehr große Vorzüge besitze, welche nicht unterschätzt werden dürfen. Die Brochüre kann in jeder Hinsicht zur Orientierung über die verwickelte und nicht leicht zu lösende Frage empfohlen werden.

v. H.

— Vernunftreligon und Kirchenglaube. Festrede beim Stiftungsfeste der deutsch-katholischen Gemeinde zu Leipzig von J. G. Findel, d. Z. Vorsitzender. (Leipzig, J. G. Findel.) 1886. VI. 24 S. 8°. 50 Pf.

Das auf dem Titel dieser Schrift angegebene Thema wird im Text eigentlich gar nicht behandelt; denn was der Verfasser als „Vernunftreligion" ausgibt, ist weder Religion, noch vernünftig, und was er unter „Kirchenglaube" versteht, wird in dieser Form von keiner Kirche geglaubt. Referent hat sich alle Mühe gegeben, irgend einen Sinn in dem Ganzen zu entdecken; da aber der Verfasser sich fortwährend selbst widerspricht, so war diese Mühe vergeblich. Versuche jemand, einer Maske in die Augen zu sehen! Und das war eine Festrede für eine besonders weihevolle Stunde der deutsch-katholischen Gemeinde, deren „Vorsitzender" Herr J. G. Findel ist? — Da lernt man das Urteil von D. F. Strauß verstehen, der solche freireligiöse Erbauungsstunden „trübselig bis zum Schauerlichen" fand, und man möchte Herrn Findel den Rat geben, doch lieber ehrlich auf die Frage: „Sind wir noch Christen?" mit Strauß zu antworten: „Nein". Th. M.

Zum Gedächtnis Friedrichs des Großen.

Von

Dr. Hugo Landwehr.

Befangen von dem unsere Zeit allzu sehr beherrschenden naturwissenschaftlichen Geiste, machte ein Engländer den Versuch, die Geschichte „zum Range einer Wissenschaft zu erheben“. Es sei dies nur möglich, behauptete er, wenn man die allgemeinen Gesetze der Geschichte erforsche und auf Grund ihrer an eine Beurteilung der vergangenen Zeiten herantrete. Wenn er sich dann weiter zu der Behauptung verstieg, daß der Fortschritt der Zivilisation durch den Triumph der intellektuellen über die moralischen Gesetze bezeichnet würde, so lag darin eine Präzisierung seines anderen Ausspruches: das Maß der Zivilisation sei der Triumph der geistigen über die natürlichen Gesetze.

Es läßt sich nicht leugnen, daß, wenn einmal die Naturwissenschaften als die einzig methodischen hingestellt werden, sich die Folgerung ergibt, auch die Geschichtswissenschaft könne auf dem Wege der Empirie vorwärtsschreiten, und um so mehr wird eine derartige Lehre berechtigt erscheinen, da auch in der Geschichte gleichartige Vorgänge wiederkehren. In auf- und absteigender Linie bewegt sich das Geschick der Völker; Periode folgt auf Periode, und in ihrem Wechsel scheint zuweilen Gesetz obzuwalten. Freilich muß man sich hier ganz besonders vor übereilten Schlüssen hüten, denn chronologische Zufallsspiele sind noch lange nicht allgemein giltige Gesetze. Gerade in der preußischen Geschichte ist es leicht für denjenigen, der danach sucht, derartiges zu finden. Es muß doch auffallen, daß das Jahr vierzig in fast jedem Jahrhundert dem Hause der Hohenzollern den Tod des regierenden Fürsten gebracht hat. Dann ist wiederum in drei Jahrhunderten hintereinander der Fall eingetreten, daß in der zweiten Hälfte ein Herrscher den Thron inne hatte, welcher das Reich zu neuer Macht erhob. Der große Kurfürst, Friedrich der Große und Wilhelm I. bilden in der preußischen Geschichte drei Marksteine neuer Perioden. Ganz nahe liegt daher der Gedanke, sie zu vergleichen; am meisten aber drängt sich das Bedürfnis dazu auf bei Friedrich dem Großen und Kaiser Wilhelm. Beiden haben gleichartige Fragen zur Lösung vorgelegen. Gegenüber dem österreichischen Einfluß das preußische Staatswesen zu emanzipieren, haben sie beide unternommen und in verschiedener Weise zu erreichen gewußt. Auch darin ähneln sie einander, daß sie nach ruhmreichen Kämpfen, die ihrer Herrschaft bedeutende Gebietserweiterung brachten, an die Ordnung der inneren Verhältnisse herantraten, daß vornehmlich soziale Fragen die Gedanken ihres Lebensabends beschäftigten.

Nicht zum geringsten ist es Friedrich dem Großen als Verdienst anzurechnen, daß er durch seine planvolle Regierung es verstanden hat, die Wogen der Revolution von Preußen abzuhalten. Hierdurch wurde Preußen zu einer Hochburg des Konservativismus, von der dann die Regeneration des von Napoleon völlig daniedergeworfenen Europa ausgehen konnte.

Es war in den Tagen der Blüte des Nationalliberalismus, als häufig zwischen Friedrich und dem Fürsten Bismarck die Parallele gezogen wurde. Als dann aber dieser in gleicher Weise wie Friedrich der Große die sozialen Fragen zu behandeln begann, da schwenkte man von ihm ab. Auch die wissenschaftliche Forschung der Linksliberalen mußte nun in Thätigkeit treten. Martin Philippson setzte seinen Ehrgeiz darein, die hehre Gestalt Friedrichs des Großen in den Staub zu ziehen. Aber er begnügte sich nicht damit, an Friedrichs Wirtschaftspolitik angeblich auf Grund eingehender Aktenstudien herbe Kritik zu üben, vielmehr suchte er auch den materiellen Bankerott des friderizianischen Systems unter dem Nachfolger des großen Königs zu erweisen. Er meinte, ein Werk zu schaffen, welches seinen politischen Gegnern unbequem sein müsse, weil er den Zusammenbruch eines starren Schutzzollsystems und einer verfolgungssüchtigen Orthodoxie darin geschildert habe. Leider versäumte die Kritik, diesem Werke, welches in den liberalen Organen lebhaften Beifall fand, auf Grund ebenso eingehender Archivforschung energisch entgegenzutreten. Dies wäre um so mehr notwendig, als unsere heutige Zeit in mehr als einem Punkte zu friderizianischen Gedanken zurückgekehrt ist und die Linke wie in den Tagen des großen Friedrich voll Erwartung auf den Thronfolger blickt, da dieser angeblich ihren Ideen geneigt ist.

Wenn wir nunmehr an seinem hundertjährigen Todestage des großen Monarchen gedenken wollen, so wird es sich verlohnen, gerade diesen Gesichtskreis zu verfolgen, um der Mitwelt zu zeigen, wie viele friderizianische Gedanken noch gegenwärtig in unserem Staatsleben wirksam sind, und wie vieles wir aus jener Vergangenheit mit Nutzen verwenden können. Daß wir von der äußeren Politik Friedrichs absehen, wird um so begreiflicher erscheinen, da seine Erfolge auf diesem Gebiete allseitig gewürdigt werden, und nur eine gewisse Partei, deren ultramontaner Mantel schlecht die wahre Gestalt verhüllt, ihre Befriedigung darin sucht, mit Konsequenz diesem Herrscher den Beinamen des Großen zu verweigern. Was jedoch Friedrich auf wirtschaftlichem Gebiete geleistet hat, pflegt den Gebildeten wenig bekannt zu sein und auch den Gelehrten ist nicht immer völlige Klarheit über die Fragen, deren Lösung der König in seine Hand nahm, gegeben. Erst gegenwärtig ermöglicht die Erschließung der Akten des Geheimen Staatsarchivs ein genaues Eingehen auf jene Wirtschaftsprinzipien. Man darf Friedrich nicht nach Mirabeaus Weise tadeln, er habe seinem Lande zu große Opfer auferlegt, wenn man nicht gleichzeitig den Beweis bringt, daß es dem König auf andere Weise hätte gelingen können, seiner Monarchie dieselbe geachtete Stellung zu verschaffen.

Friedrichs Schriften liefern den Beweis, daß auf ihn der nationalökonomische Standpunkt des achtzehnten Jahrhunderts von entscheidender Einwirkung gewesen ist. Physiokratische Ansichten treten uns in seinen Schriften wohl entgegen, aber der Hauptcharakter der friderizianischen Wirtschaftspolitik ist ein merkantilischer. Dieses System wird häufig von den Theorien aus beurteilt, welche ihren Ursprung in der Kritik desselben, in der Hervorkehrung der Uebertreibungen und Irrtümer hatten. Aber erst die Anlehnung der jeweiligen, wesentlichen wirtschaftlich-sozialen Einrichtungen an die wichtigsten oder an einzelne wichtige politische Körper macht es möglich, das Merkantilsystem in das richtige Licht zu setzen. Damals, belehrt uns Schmoller, handelte es sich um die Entstehung wirklicher Volkswirtschaften als einheitlicher Körper, in welchen nicht bloß eine große, nach allen Seiten ausgreifende und sich einmischende staatliche Wirtschaft, sondern der lebendige Pulsschlag eines einheitlichen Geistes, großer einheitlicher Interessen den Mittelpunkt abgab. Nur wer so den Merkantilismus begreift, wird ihn verstehen; er ist in seinem innersten Kern nichts anderes als Staatenbildung — aber

nicht Staatenbildung schlechtweg, sondern Staats- und Volkswirtschaftsbildung zugleich, Staatsbildung in dem modernen Sinne, die staatliche Gemeinschaft zugleich zu einer volkswirtschaftlichen zu machen und ihr so eine erhöhte Bedeutung zu geben. Nicht etwa nur in der Lehre von der Geldvermehrung oder von der Handelsbilanz, nicht nur in Zolllinien, Schutzzöllen und Schiffahrtsgesetzen liegt das Wesen dieses Systems, sondern vielmehr in der totalen Umbildung der Gesellschaft und ihrer Organisationen, sowie des Staates und seiner Einrichtungen, in der Ersetzung der lokalen und landwirtschaftlichen Wirtschaftspolitik durch eine staatliche und nationale. Die Ideale des Merkantilismus, mochten sie auch in übertriebener Form vorgetragen werden, bedeuteten praktisch nichts anderes als den energischen Kampf für eine gesunde Staats- und Volkswirtschaftsbildung, für eine Ueberwindung der lokalen und provinziellen Wirtschaftsinstitutionen; sie bedeuteten den Glauben an Deutschlands Zukunft, die Abschüttelung der immer drückender werdenden Handelsabhängigkeit vom Ausland, die Erziehung zur volkswirtschaftlichen Autarchie.

Unter dem Gesichtswinkel dieser Ideen muß das, was Friedrich zum Besten seines Landes erstrebte, Beachtung finden. Allerdings ist mit Recht darauf hingewiesen worden, daß der Ausdruck „friderizianische Wirtschaftspolitik" kein völlig zutreffender sei; Friedrich habe Gedanken, für die der Grund schon vor vielen Jahrhunderten gelegt war, verfolgt. Daß in den Zeiten des großen Kurfürsten die ersten Fundamente dieses Baues zu suchen sind, darf nicht geleugnet werden, aber Friedrich war doch derjenige, dem es zuerst gelang, dem nationalen Gedanken zum völligen Durchbruch zu verhelfen. War der große Kurfürst zuerst bestrebt, daß seine Unterthanen des Westens sich mit denen im fernsten Osten als Glieder eines und desselben Organismus fühlen lernen sollten, so konnte doch erst eine Heldenthat des gesamten Volkes dies völlig durchführen. Der siebenjährige Krieg ist es gewesen, der die Nation Preußen schuf; vorher existierte der Name nur als leerer Schall ohne Inhalt. Man redete von Brandenburgern, aber hierzu wollten sich nur die Bewohner der Marken bekennen, alle anderen hegten ihre territorialen Nebengedanken. War nun der siebenjährige Krieg in der Politik von der höchsten Bedeutung, indem er Preußen unter die Zahl der europäischen Großmächte einführte, so ist er es nicht minder für die Wirtschaftsgeschichte. Wenn Friedrich auch schon nach dem Abschluß des Dresdener Friedens der wirtschaftlichen Entwickelung des Landes sein Augenmerk zuwandte, so ließ ihn doch die Besorgnis, daß jeden Augenblick wieder ein neu ausbrechender Krieg den Erwerb Schlesiens in Frage stellen konnte, nicht zur Ruhe gelangen. Immer galt es nach wie vor auf der Warte zu sein vor neuen politischen Gewittern. Erst als nach siebenjährigem Kampfe gegen beinahe das gesamte Europa Preußen seine Tüchtigkeit erwiesen hatte, da schien es glaublich, daß Maria Theresia sich in den Verlust ihres Kronlandes finden würde.

Auch auf Friedrichs Persönlichkeit war der siebenjährige Krieg nicht ohne Einwirkung geblieben. Als der König in seine Residenz nach vollzogenem Friedensschluß zurückkehrte, empfanden es die Berliner sehr wohl, daß ihr Herrscher ein anderer geworden war. Den festlichen Empfang, welchen man ihm zugedacht hatte, verschmähte er. Im Verlauf der Jahre machte sich dann die Einwirkung des Feldzuges noch bemerkbarer. Friedrichs Herz schien zu vertrocknen; er gewöhnte sich in seiner Abgeschlossenheit von der Welt daran, die Menschen nur als Maschinen zu betrachten, gleichsam als ob sie Nullen wären, die nur hinter der großen Eins seines eigenen Ich auf eine Bedeutung Anspruch erheben könnten. Doch war er stets einzig und allein nicht um das eigene Ich, sondern um den Staat, um dessen willen ihm das Leben lebenswert erschien, besorgt. „Ich glaube, daß das Interesse meiner Länder auch das meinige ist, und daß ich kein Interesse haben kann, was von dem ihrigen verschieden wäre", hatte der jugendliche Monarch am Tage seiner Thronbesteigung gesagt. Von Anbeginn seiner Regierung war all sein Denken und Schaffen mit nie ermüdender, grenzenloser Pflichttreue nur um den Staat besorgt. In diesem Streben schonte er ebenso wenig wie sich selbst

seine nächsten Freunde, seine Blutsverwandten. „Ich vergesse," schreibt er 1750 seinem Bruder, dem Prinzen von Preußen, „alle Verwandtschaft, um meine Pflicht zu thun, die darin besteht, zeitlebens alles in Ordnung zu halten." In gleicher Weise äußerte er sich dann am Abend seines Lebens in seinem Essay über die Regierungsformen und die Pflichten des Herrschers: „Die Fürsten, die Regenten, die Könige sind nicht mit der höchsten Gewalt betraut, um sich ungestraft den Ausschweifungen und jeder Art des Aufwandes hingeben zu können; sie sind nicht über ihre Mitbürger erhaben, damit ihr Stolz sich auf dem öffentlichen Schauplatz entfalte und die Armut und den Elenden niedertrete; sie stehen nicht an der Spitze des Staates, um neben sich einen Haufen von Müßiggängern zu halten, deren Nichtsthun und deren Unbrauchbarkeit alle Arten von Lastern erzeugt. Der Fürst ist verpflichtet zu verfahren, als wenn er jeden Augenblick seinen Mitbürgern über seine Staatsverwaltung Rechenschaft ablegen sollte."

So war Friedrich bemüht, nach Beendigung seines glorreichen Kampfes, das Innere seines Staatswesens zu ordnen. Denn der Grundsatz, den er einst im Anti-Macchiavell ausgesprochen hatte: „Ein Fürst erfüllt nur halb seinen Beruf, wenn er sich nur mit dem Kriegshandwerk beschäftigt" kam jetzt zur vollen Geltung. Es war harte, anstrengende Arbeit notwendig, um die zerrütteten Finanzen zu konsolidieren und auf diesem Wege Preußen die Fähigkeit zur Behauptung der gewonnenen Großmachtstellung zu verschaffen. Freilich wäre sein Unternehmen ein doppelt schwieriges gewesen, wenn nicht schon früher die ersten Schritte dazu gethan worden wären. Friedrich Wilhelm I. hatte, wie Schlözer einen Königsberger Korrespondenten in seinem Briefwechsel schreiben läßt, „das große Staatsproblem, ein faules Volk sparsam, einen verschuldeten Staat reich zu machen, aufgelöst." Von welchem Vorteil der vom Vater gesammelte Staatsschatz war, hat Friedrich gleich bei seinem ersten Auftreten gegen Oesterreich erkannt. Das Verbrauchte durch Sparsamkeit zu ersetzen, mußte dann immer die Arbeit der Friedensjahre sein. Denn dem Lande fehlten die großen finanziellen Hilfsquellen, über die andere Staaten verfügten. „Preußen," schreibt er, „hat weder ein Peru, noch reiche Handelsgesellschaften, noch Banken, noch sonstige Hilfsquellen wie Frankreich, England, Spanien; Preußen hat nur seine regelmäßigen Einkünfte und im Falle eines dringenden Bedürfnisses kann man im Lande selbst nicht mehr als höchstens zwei Millionen Anleihe erhalten." Auf den Kredit hin konnte Friedrich also keine Kriege führen, ihm mußten die Barmittel sogleich zur Verfügung stehen. Daher sehen wir ihn vor dem siebenjährigen Kriege bestrebt, immer noch den Ausbruch der Feindseligkeiten hinzuhalten. Noch ein Jahr Frieden, schreibt er 1752, und ich habe Mittel, um drei Feldzüge führen zu können. So erklärt sich denn die fortwährende Einwirkung der inneren Politik auf die äußere.

Die Steigerung der Einnahmen ist stets des Königs Bestreben gewesen. Der zweite schlesische Krieg hatte die Staatskasse völlig erschöpft, aber schon 1751 sind wieder 5 600 000 Thaler in derselben, und Friedrich hegt die feste Zuversicht, daß die Summe 1756 auf 15 400 000 Thaler gestiegen sein wird. Im Jahre 1752 berechnet er die Gesamteinnahmen des Staates auf 13 150 000 Thaler, wovon Schlesien 3 400 000, die Münze 1 Million aufbringt. Die Einnahme aus der Accise hat sich in den Jahren 1746—1752 um 140 000 Thaler gehoben. Die Domänenkasse, welche außer den Apanagen die Kosten für die Verwaltung und die Gerichte trug und jährlich 170 000 Thaler an die Kriegskasse abführen mußte, hatte jährlich einen Ueberschuß von einer Million, die in die Staatskasse floß. Um die hohen Einnahmen zu erzielen, mußte das Land allerdings stark belastet werden; aber die Abgaben waren doch nicht unerschwinglich für die Unterthanen. Wenn man die damals schon in Frankreich herrschenden Zustände zum Vergleich heranzieht, so muß sich ein günstiges Urteil für Preußen ergeben. Denn während dort der allgemeine Wohlstand unter der drückenden Last der Steuern von Jahr zu Jahr zurückging und nur wenige sich auf Kosten der Masse bereicherten, stieg die Handelsbilanz in Preußen mit jedem Jahr. Das politische

Testament vom Jahre 1752 sucht durch ein Beispiel zu erweisen, daß die Provinzen sich bei dem gegenwärtigen Zustande erhalten könnten: Die Neumark zahlt an Accise, Kontribution und Domänengefällen 700 000 Thaler, davon bleiben 520 000 Thaler in der Provinz zur Besoldung der dortigen Beamten und Garnisonen, 180 000 Thaler werden nach Berlin geschickt. An Aus- und Einfuhr hat die Neumark nach Ausweis der Handelsbilanz 445 000 Thaler Gewinn. Werden nun hiervon die Kosten für die Ausfuhr und die Abgaben an den Staat in Abzug gebracht, so bleiben 265 000 Thaler, um die das Land jährlich reicher wird.

Sich selbst legte der König die größte Sparsamkeit auf. Indem er die Ansprüche seiner Person nach Möglichkeit beschränkte, bestritt er aus seiner Schatulle Ausgaben im Interesse des Staatswohles, wie den höheren Sold des dritten Bataillons des Leibregimentes, die Ueberzähligen, die Uniformen der Offiziere.

Das System dieses gesamten Staatswesens war streng monarchisch. Nur der König allein war im stande, von seinem Kabinett aus jederzeit das Gesamtgetriebe dieses Organismus überschauen zu können. Allerdings gehörte die Arbeitskraft, die Sachkenntnis, der Geist Friedrichs dazu, um alle Funktionen des Staates zu überblicken und alle selbst zu leiten. Wenn er sich auch der Gefahren, die das monarchische Regiment in sich schloß, sehr wohl bewußt war, so erachtete er dennoch eine parlamentarische Verfassung, eine ministerielle Regierung, die Selbstverwaltung für Stadt und Land, die Herrschaft des nationalen Willens für sein Reich am allerwenigsten zweckentsprechend. „Preußen ist ein zu armer, ein erst werdender, ein von allen Seiten gefährdeter Staat; er darf nicht erst in parlamentarischen Debatten seinen inneren Schwerpunkt immer von neuem suchen; er umfaßt nur Bruchstücke einer Nation, die zerfallen ist, weil sie sich nie zu einem nationalen Willen erhoben hat; er hat sich innerlich erst aufzurichten begonnen, seit er die teuerste und schlechteste Art der Verwaltung, die Selbstverwaltung, beseitigt hat. Er kann nur monarchisch sein; ein König von Preußen muß selbst regieren; so wenig Newton seine Gravitationslehre hätte erfinden können, wenn er mit Leibniz und Descartes zusammen gearbeitet hätte, so wenig läßt sich ein politisches System finden und durchführen, wenn es nicht aus Einem Kopf entspringt, aus dem des Fürsten, wie die bewaffnete Minerva aus dem des Jupiter. Alle Zweige der Regierung stehen mit einander in innigem Zusammenhang, die Finanz, die äußere und innere Politik, das Kriegswesen sind untrennbar; es genügt nicht, daß eins dieser Ressorts gut verwaltet werde, sie müssen es alle sein; sie müssen in gleicher Linie geleitet werden, wie die Rosse vor dem Wagen der olympischen Spiele, die mit gleichem Feuer die vorgezeichnete Bahn durchliefen und das Ziel erreichend ihrem Führer den Sieg gewannen." So schreibt er in seinem Testament von 1752; in dem von 1768, in den politischen Schriften der siebziger Jahre wiederholt er denselben Gedanken, nur mit gedämpfterem Ton: „Denn so ist das Geschick hienieden, daß man nie zu dem Grade der Vollkommenheit gelangt, den das Glück der Völker fordert; und im Regieren wie in allen Dingen wird man sich mit dem mindest Unvollkommenen begnügen müssen."

Friedrich hatte den Grundsatz, das Geld so viel als möglich im Lande zu halten. Es kam ihm deshalb darauf an, alles, was nur anging, im Lande selbst produzieren zu lassen. Jeglichen Industriezweig, der eine vorhandene Lücke ausfüllte, suchte er deshalb zu fördern. Bis in die kleinsten Details ging in dieser Beziehung sein Bestreben; so erließ er z. B. 1783 eine besondere Verfügung, „daß im Lande mehr Meerrettig und Bollen und soviel erbaut wird, daß wir uns allein hinlänglich damit versorgen können, und nicht weiter nötig haben, solche aus Sachsen herzunehmen." Unter dieser allseitigen Fürsorge hoben sich Preußens Manufakturen bedeutend. Ein Nationalökonom preist sie 1758 als völlig vollendet, sie seien zu Rate zu ziehen, wenn es sich um derartige neue Einrichtungen in anderen Ländern handle.

Die spätere Wirtschaftspolitik Friedrichs hat vielfach Angriffe gefunden, weil sie

Monopole einführte. Aber man darf bei der Beurteilung derselben nicht des Königs eigene Worte vergessen: „Ich lasse sie (Privilegien, Monopole) nicht aus den Augen, und wenn ich finde, daß ihr Gewinn zu ansehnlich ist, so hebe ich das Privilegium auf, damit Konkurrenz entstehe.“ Also auch hier sucht der König den Kleineren gegen den Größeren zu schützen. Privilegien sollen nicht dazu da sein, den einzelnen zu bereichern. Das Tabaksmonopol, welches Friedrich nach dem Vorbilde anderer Länder einführte, brachte dem Staate ein Einkommen von $1\frac{1}{4}$ Million Thaler. Gegen dasselbe darf nicht der Umstand ins Treffen geführt werden, daß nach Aufhebung der Beschränkung die Tabaksindustrie sich erst richtig entwickelt hätte; vielmehr liegt die Sache so, daß erst durch das Monopol eine Entwickelung dieses Industriezweiges herbeigeführt wurde, die dann dem Freihandel zu gute kam. Gleichfalls um der Nation entbehrliche Genußmittel zu verleiden, monopolisierte Friedrich den Kaffeehandel. Denn nur ungern sah er, daß dies Genußmittel, dessen Gebrauch er für überflüssig erachtete, in immer weiteren Schichten des Volkes Verbreitung fand. Der Kaffee wurde nur an Personen der höheren Stände und auch diesen nur unter lästigen Formen verkauft. Als sich die Ritterschaft des Fürstentums Halberstadt darüber beschwerte, als ob es ein Eingriff in ihre Privilegien wäre, antwortete der König: „Zu der Zeit, da sie ihre Privilegien erhalten, ist der Kaffee noch nicht dagewesen; es geschieht denselben also kein Eingriff. Uebrigens ist Seine Majestät höchstselbst in ihrer Jugend mit Biersuppen erzogen worden, mithin können die Leute dorten eben so gut damit erzogen werden.“

Der jüngere Moser hat Friedrich den Newton der Staatswissenschaften genannt, und das nicht ohne Grund; denn er führte zuerst wieder gesunde Wirtschaftsprinzipien ein. Da er zur Ermittelung derselben der Statistik einen großen Wert beilegte und sie als notwendige Grundlage für seine staatswirtschaftliche Thätigkeit erachtete, so ordnete er die seit dem großen Kurfürsten üblichen, aber längere Zeit unterbliebenen Erhebungen im Jahre 1747 wieder an. In diesen monatlichen statistischen Berichten über den Zustand des Landes mußten die Kammerpräsidenten sich insbesondere auch über den Nahrungszustand der einzelnen Distrikte, Städte und Dörfer aussprechen. So gewann Friedrich eine Grundlage, von der aus er seine Maßnahmen treffen konnte. Er ging von der Ueberzeugung aus, daß jedes Land nach seinen besonderen Interessen zu behandeln sei. Nur eine einseitige Geschichtsschreibung kann sich zu der Meinung bekennen, daß Friedrich die Landwirtschaft gegenüber der Industrie benachteiligt habe. Angesichts der Millionen, die Friedrich zur Hebung der Landwirtschaft jederzeit zu bewilligen geneigt war, klingt das mehr als paradox. Wenn Philippson schreibt: „Der Pflug und die Hacke, mit denen der Landmann seinen Acker bestellte, das Hemd, der Rock und der Hut, die er trug, der Zucker, den er für seine Speisen gebrauchte, der Tabak, den er in seine Pfeife stopfte, — alles das wurde ihm wesentlich verteuert durch die hohen Eingangszölle und die Einfuhrverbote, mit denen der große König die heimische Industrie gegen die fremde Konkurrenz zu schützen suchte,“ so ist das eher würdig, auf den Blättern der Tagespresse, die kommen und vergehen, seine Stelle zu finden, als in einem historischen Werke, welches um der Wahrheit selbst willen geschrieben ist. Friedrich hat die Landwirtschaft unterstützt, und zwar eben weil er erkannte, daß Preußen gerade für sie und nicht für die Industrie geschaffen sei.

Zudem wußte der König, daß gerade aus der Landwirtschaft seiner Kasse die bedeutendsten Einnahmen erwuchsen, und daß die Landbevölkerung es war, welche ihm die tüchtigsten Elemente für das Heer zu stellen im stande war.

Nach dem siebenjährigen Kriege war es vor allem notwendig, den Landwirten billige Kredite zu verschaffen. Mehr als einmal hat Friedrich den Bedrängten Gelder zu dem billigen Zinsfuße von 1 Prozent vorgeschossen, damit sie diese Summen zur Verbesserung ihrer Güter verwerteten. Aus diesem Gedanken erwuchsen auch die Pfandbriefinstitute, mit deren Gründung des Königs Geist schon vor dem siebenjährigen

Kriege beschäftigt war. Freilich fand er nicht in allen Landschaften Teilnahme dafür. Die Magdeburger und Halberstädter haben sich nie zu der Durchführung eines derartigen Planes bestimmen lassen. In Schlesien wurden sie zuerst eingeführt und ihre Papiere fanden selbst auf dem Geldmarkt des Auslandes guten Absatz. Infolge dessen kam es auch, daß der Zinsfuß von 5 Prozent auf $4^2/_3$ Prozent und nach zwei Jahren sogar auf 4 Prozent herabgesetzt werden konnte. Wer hätte es voraussehen können, daß auf diese Weise dem Landmann billiges Geld verschafft würde. Die segensreiche Wirkung dieser Institute hat ihre Fortdauer bis in die Gegenwart gehabt. Allerdings wurde das Unternehmen gleich von Anfang an solide eingerichtet. Wer Pfandbriefgeld auf seine Güter nahm, stellte sich damit unter die spezielle Aufsicht des Königs. Denn Friedrich trug Sorge, überall „sichere Leute zu ermitteln, die auf die Wirtschaft derjenigen, welche Pfandbriefgelder entliehen, genau Achtung gaben, damit solche ordentlich wirtschaften und ihre Güter nicht deteriorieren".

Um aber den Landwirten eine vernünftige Bewirtschaftung vor Augen zu führen, hielt er die Pächter der Domänen dazu an, sich gegen Neuerungen nicht zu verschließen und nicht nur in der Bewirtschaftung, sondern auch in der Behandlung der Gutsunterthanen allen anderen mit leuchtendem Beispiel voranzugehen. „Die Aemter," äußerte Friedrich, „sollen Exempel guter Wirtschaft sein." Nur wenn die Pächter in diesem Punkte ihrer Pflicht und Schuldigkeit nachgekommen waren, wurde ihnen die neue Pachtung wieder zugesprochen. Dies konnte der König mit vollem Rechte verlangen, denn die damalige Verpachtungsweise war eine durchaus gesunde. Die Höhe des Pachtzinses wurde im preußischen Staate nach den Getreidepreisen bestimmt, für welche die Kammern feststehende Taxen vorgeschrieben hatten. Als dann gegen Ende der vierziger Jahre eine andauernde Preissteigung eintrat, wurde auch eine Erhöhung der Taxe bestimmt.

Zur Hebung der Landwirtschaft mußte es ferner auch beitragen, daß die Verwaltungsbeamten einer strengen Kontrolle unterworfen waren. Des Königs Auge ließ überall hin seinen Blick schweifen, um den kleinen Städten Nahrung zu schaffen, den Bauer vorwärts zu bringen, den Gutsherren zu helfen. Auf einen Zettel schreibt er sich seine notations für die nächste Reise zur Revue in Schlesien auf: da und da fehlt noch eine protestantische Kirche; da liegen die katholischen Kirchen und Schulen so, daß mehrere Dorfschaften ihre Kinder nicht hinschicken können; man kann da und da noch mehr Schafe halten; da, der polnischen Grenze zu, müssen die Wälder besser gehalten, sie müssen in 50—60 Schläge geteilt werden; die Städte sind noch weit zurück, man könnte in Tarnowitz eine Fabrik für kleine Spiegel, in Sorau Tuchfabrikation zum Vertrieb nach Polen und Teschen anlegen; die Bauern ziehen in ihren Gärten zu wenig Obst, zu wenig Gemüse; man muß Stiere aus Podolien beschaffen, um die Rasse zu verbessern; warum baut man keinen Buchweizen? u. s. w. So ist dieses Königs Geist fortwährend um das Wohl seines Landes besorgt; die Vielseitigkeit der notierten Punkte zeigt, wie er alles ins Auge faßt. Bei den Inspektionsreisen mußten die Landräte stets zugegen sein, um über die Verhältnisse ihres Distriktes Auskunft geben zu können. Friedrichs scharfem Blick entging selten ein von ihnen begangener Fehler oder ein Mangel in ihrem Wissen. Genau wurde jeder einzelne examiniert, ob er sich des königlichen Vertrauens würdig erwiesen hatte. Hiervon hing die Beförderung, wohl auch die sofortige Entlassung aus dem Dienst ab. „Habile, dabei hurtige, vor allem aber ehrliche Leute" sollten Anstellung finden, „Windbeutel kann ich in meinem Dienst nicht gebrauchen; sollte man aber doch solche angestellt haben, werde ich mich bald von ihnen loszumachen wissen."

Für die Hebung der Landwirtschaft war des ferneren von nicht geringer Bedeutung die Kolonisation. Friedrich ist während seiner Regierung stets bestrebt gewesen, Kolonisten aus allen deutschen Ländern herbeizuziehen. Während seiner Regierung sind gegen 900 Dörfer gegründet und eine Summe von 300 000 Kolonisten dem Lande

zugeführt. Im Oderbruch wurden mehrere Quadratmeilen dem Sumpf entrissen und vierzig neue Dörfer mit 1200 Kolonistenfamilien gegründet; ebenso im Wartebruch. In den letzten Regierungsjahren des Königs stellte es sich heraus, daß ein Drittel der Gesamtbevölkerung aus Kolonisten oder Nachkommen derer bestand, die seit den Tagen des großen Kurfürsten eingewandert waren. Aus Staatsmitteln hat Friedrich für die Kolonisation 20 Millionen Thaler verausgabt. Es war dies für den preußischen Staatssäckel eine bedeutende Ausgabe, um so mehr, da den Eingewanderten auch andere Vergünstigungen, wie Freiheit von Abgaben auf mehrere Jahre u. a. m. gewährt wurden.

Der hohe Grad des Interesses, welches der König für die Kolonisation hegte, ergibt sich aus den zahlreichen Aeußerungen gegen die Beamten. Als ein Präsident der pommerschen Kammer anzeigte, man sei im Amte Spartikow damit beschäftigt, nach einem Schatze zu graben, den man an einer bestimmten Stelle vermute, wurde ihm der Bescheid des Königs: er spreche ihm im voraus von diesem Schatze den Zehnten zu, „aber," fügte er hinzu, „ich erinnere Euch, daß Ihr die neuen Etablissements in Pommern und eine solide Ansetzung guter neuer Unterthanen als den größten Schatz ansehen sollt, den ihr in Pommern finden könnet." Ein anderer Fall lehrt dasselbe. Als 1777 der Minister von Derschau dem König meldet, daß abermals 19781 Morgen Lücher und Brücher abgetrocknet seien und 1564 neue Familien darauf angesiedelt werden könnten, schreibt Friedrich hocherfreut eigenhändig: „Dieses ist vortrefflich guht und danke Ihm vohr Seine Mühe und werde Solche eingedenk Seind."

Daß aber nur solche in das Land gezogen wurden, die voraussichtlich Nutzen bringen würden, war ebenfalls Bestreben des Königs. Der Grundsatz: „Es muß vor allem nach Gewerben gesucht werden, die im Lande noch fehlen" tritt uns in mehr als einem Erlaß entgegen. So wurden Holländer zur Besserung der Molkereiwirtschaft, Pfälzer für die Obstzucht und den Gartenbau, Franzosen zur Hebung der Kunstgewerbe, Württemberger zur Förderung des Ackerbaues herbeigerufen; aus Sachsen und Thüringen wurden Wollspinner, Weber und Stahlarbeiter, aus der Schweiz Uhrmacher geholt.

Ganz kürzlich ist in einem Aufsatze der „Preußischen Jahrbücher" durch Beheim-Schwarzbach auf die friderizianischen Kolonien hingewiesen, und sie sind von ihm der Gegenwart als Beispiel zur Nachahmung vorgehalten. Freilich der Vorschlag, welcher hieran anknüpfend gemacht wird, die in Siebenbürgen arg bedrängten Sachsen sollten für eine Ansiedlung im Deutschen Reiche gewonnen werden, ist kühn. Zunächst wäre wohl die Frage zu erheben, ob unsere heutige Zeit noch für derartige Masseneinwanderung geeignet ist. Zudem sind die Sachsen in Siebenbürgen zu einem einheitlichen Ganzen so verwachsen, daß sie sich schwer entschließen würden, getrennt von einander sich eine neue Heimat zu begründen. Denn die gegenwärtig im Deutschen Reiche obwaltenden Verhältnisse bieten keinen Raum für eine Massenansiedlung. Sie würden namentlich im Osten zerstreut werden müssen, um hier zur Germanisierung der slavischen Elemente beizutragen. Es wäre schwer, selbst doktrinär zu entscheiden, ob die Sachsen eine derartige Maßnahme über sich ergehen lassen würden. Wäre es dann nicht die Folge, daß viele nationale Eigentümlichkeiten, welche die Siebenbürger sich gewahrt haben, durch den Verkehr mit anderen Deutschen abgeschliffen würden, Eigentümlichkeiten, für deren Erhaltung sie heute mit den Magyaren ringen? Allerdings wäre es im Sinne des großen Friedrich gehandelt, wenn wir den von den Magyaren und Slaven arg bedrängten deutschen Elementen unsere Arme öffneten; aber zuerst müßte doch von jenen der Wunsch geäußert werden, ihren heimatlichen Boden zu verlassen, und dies Verlangen könnte doch nur aus der Ueberzeugung entspringen, daß sie eine Position verteidigen, die nicht mehr zu halten ist. Früher war im Osten das deutsche Element der Träger der Kultur; soll es gegenwärtig von dieser Mission zurücktreten, weil die Berechtigung hierzu ihnen von Völkern bestritten wird, die bis jetzt noch nicht fähig waren, eine selbständige Kultur zu erzeugen? Zudem würde Oesterreich schwerlich diese Deutschen gerne missen, deren Fleiße und angestrengter

Thätigkeit es so vieles verdankt. Wenn wir uns zu einem derartigen Prinzip bekennen, dann werden wir sehr bald darauf geführt, auch der Deutschen in den Ostseeprovinzen zu gedenken. Dies sind Gebiete, die einst zum heiligen römischen Reiche gehörten und demselben auf eine unverantwortliche Weise verloren gingen, denn hier ist jedes Stück Land mit deutschem Blut erkauft. Aber eine solche Nationalitätspolitik würde uns in Gegensatz mit Nachbarn bringen, deren Freundschaft für uns von höchster Wichtigkeit sein muß, so lange uns von anderer Seite fortwährend Gefahr droht. Auch hier sind deutsche Lande zu verteidigen, die erst vor kurzem durch das Kriegsglück uns wieder zu eigen geworden sind. In der richtigen Bemessung der Aufgaben liegt ihre Lösung. Utopischen Träumereien dürfen wir uns nicht hingeben.

In den Kreis dieser Gedanken gehört auch Friedrichs Stellung zu dem Adel. Um der historischen Wahrheit willen darf es nicht geleugnet werden, daß der König denselben in gewisser Beziehung bevorzugte. Aus ihm konnten nach seiner Ansicht nur diejenigen hervorgehen, denen Mut und Kühnheit angeboren war. Zu allen Zeiten ist er deshalb nicht nur auf die Erhaltung des Adels bedacht gewesen, sondern er war auch ein abgesagter Feind irgend welcher Vermischung von Adligen und Bürgerlichen. „Meine Herren," sagte er in diesem Sinne 1770 zu den Etatsministern, „ich empfehle Ihnen besonders die Erhaltung und Unterstützung meines Adels; ich halte viel auf ihn, denn ich brauche ihn für meine Armee und meine Staatsverwaltung. Es ist Ihnen bekannt, wie viel wichtige Männer ich bereits daraus gezogen, und was ich durch sie ausgerichtet habe. Ich bemerke mit Unzufriedenheit, daß er hier und da zu sinken anfängt; und das möchte und wollte ich nicht gern, besonders da er mir jetzt viel Freude macht, daß er anfängt, gesitteter, ordentlicher und brauchbarer zu werden." Lag nun die Absicht vor, den Adel zu konservieren, so mußte zuerst darauf hingearbeitet werden, daß die finanzielle Lage desselben eine gute war. Jene schon oben erwähnte Schöpfung der Pfandbriefinstitute arbeitete darauf hin. Dann war der König auch darauf bedacht, die Güter in den Händen der Adligen zu erhalten, und zu diesem Zwecke wurde mehr als eine Maßregel ergriffen. Als eine Arrondierung des Krongutes geplant wurde, erging an das Generaldirektorium 1748 die Verordnung: „Weil S. K. Majestät die adligen Familien im Lande konserviert wissen wollen, so soll die Ankaufung solcher Güter gänzlich aufhören; und wenn auch die Aemter durch dergleichen Kombinationes aufs alterum tantum verbessert werden könnten, so sollen dennoch bei dero Lebzeiten die Kriegs- und Domainenkammern daran nimmermehr denken, weniger aber S. K. Majestät von dergleichen etwas vortragen." In gleichem Sinne war auch die Verordnung ergangen, daß ein Adliger ohne königliche Genehmigung sein Gut nicht verkaufen durfte. Damit sollte auch verhindert werden, daß Bürgerliche in den Besitz von Rittergütern gelangten, da sie ihr Geld besser und mit größerem Nutzen in Handel und Gewerbe anlegen könnten. Daß Friedrich stets zu dieser Anschauung sich bekannte, geht daraus hervor, daß er noch im Jahre 1785 einen darauf hinzielenden Befehl erließ.

Ebenso ist es nicht zu leugnen, daß der König den Adel bei den Landesmeliorationen bevorzugte. Viele Millionen Thaler wurden dem Adel teils zur Bezahlung seiner Schulden geschenkt, teils zu einem Prozent Zinsen geliehen, damit er hierdurch in die Lage versetzt würde, die dem Lande so nötigen Meliorationen vornehmen zu können. Denn der König wünschte, daß er gleicher Weise wie er in allem den Unterthanen mit leuchtendem Beispiele voranginge. Aber mann kann deshalb Friedrich nicht beschuldigen, er habe durch eine derartige Politik das Interesse des Landes geschädigt. Denn altpreußischer Grundsatz war es, für jede Gabe eine Gegenleistung zu verlangen. Auch der Adel mußte die ihm zu teil werdenden Privilegien durch schwere Arbeit sich erkaufen. Friedrich stellte an die Edelleute die Anforderung, daß sie es sich zur hohen Ehre anrechneten, für knappen Sold dem Staate in Heer und Verwaltung ihre Dienste zu widmen. Wehe dem, der sich unterstand, müßig auf seinen Gütern zu sitzen! Was somit auf der einen Seite gegeben wurde, unterließ die Staatsgewalt nicht, auf der

anderen wieder zu nehmen. Es war eine Bevorzugung des Adels, welche diesem Vorteil zu bringen schien, aber in der That nur die Aequivalenz erstrebte. Im Interesse des Staates war es, einen bestimmten Stand scheinbar zu bevorzugen, um ihn dann für die empfangene Wohlthat in stärkerem Maße zu den Leistungen heranzuziehen.

Die Gerechtigkeit dieses Systems tritt noch mehr hervor, wenn man auch auf anderen Seiten die errichteten Schranken sieht. So war den Adligen der Ankauf bäuerlicher oder bürgerlicher Grundstücke untersagt, denn es sollte eben jedem Stande der Vollbesitz seiner Rechte gewahrt werden. Auch darin war für die Freiheit des Adels eine Beschränkung zu finden, daß ihnen Friedrich das Handeltreiben untersagte. Indem er von der falschen Voraussetzung ausging, daß jedem Stande bestimmte Charaktereigenschaften inne wohnten, auf Grund deren seine Beschäftigung zu bestimmen sei, glaubte er den Edelleuten Handel und Gewerbe verschließen und sie allein für den Kriegsdienst in Anspruch nehmen zu müssen.

Ueber die Wichtigkeit des bäuerlichen Elementes der Bevölkerung war Friedrich nicht im Unklaren. Er wollte es nicht nur gegenüber den adligen Gutsnachbarn vor Auskauf schützen, sondern auch die allgemeine Lage desselben so viel als möglich verbessern. Denn einmal erkannte er die Bedeutung der mittleren und kleineren Wirtschaften für die soziale Gliederung, dann war es ihm klar, daß gerade dieser Stand für die Armee die tüchtigsten Elemente liefern konnte. Damit daher die Zahl der bäuerlichen Bevölkerung nicht gemindert würde, untersagte er durch das Edikt vom 12. August 1749 in der gesamten Monarchie das sogenannte Bauernlegen, die Einziehung bäuerlicher Höfe zu eigener Bewirtschaftung durch den Gutsherrn. Es fehlte dann nicht an Verordnungen, die der „Mißhandlung, Bedrückung und mißbräuchlichen Ausbeutung der Unterthanen" durch die Herrschaft entgegentraten. „Es geht meine Intention," schreibt er, „dahin, daß die Bauern freie Leute sein sollen und keine Sklaven." Die Lage der Bauern war ungünstig. Die erwachsenen Kinder der „Unterthanen", d. h. der hörigen Bauern, mußten auf Verlangen der Herrschaft derselben fünf Jahre lang Gesindedienste leisten; dafür erhielten sie sehr schlechte Verpflegung (z. B. Fleisch nur an hohen Festtagen) und der Knecht $6^2/_3$ Thlr., die Magd 4 Thlr. Jahreslohn. Sollte hier Abhilfe geschaffen werden, so mußte der König zunächst auf seinen eigenen Besitzungen beginnen. Eine Kabinettsordre vom Jahre 1777 verbot daher, auf den königlichen Domänen einen Bauer ohne Grund zu vertreiben und einen anderen an seine Stelle zu setzen.

Vor allem aber war eine Regelung der drückenden Frondienste dringend geboten. Wiederholt hat sich Friedrich in seinen Schriften über die Härte derselben ausgesprochen, aber sogleich durchzudringen gelang ihm nicht, da er gezwungen war, auf die Interessen der adligen Kriegerkaste und den zähen Widerstand eines büreaukratischen und zum großen Teil mit dem Adel eng verknüpften Beamtentums Rücksicht zu nehmen. Hiermit war die völlige Aufhebung der Leibeigenschaft verknüpft. Das System der Hörigkeit war im preußischen Staate durch Maßnahmen Friedrichs I. und Friedrich Wilhelms I. schon sehr durchlöchert. Namentlich der Grundsatz des letzteren, daß der Bauer, welcher den bunten Rock getragen hatte, nicht mehr der Mann des Gutsherrn, sondern des Königs sei, war ganz dazu angethan, einen bedeutenden Umschwung herbeizuführen. Freilich die Junker traten kräftig gegen derartige Regierungsgrundsätze auf, aber vergebens bei einem Könige, der „die Souveränität wie einen rocher de bronce stabilieren" wollte. Friedrich ist auf dieser Bahn noch weiter gegangen. Für Pommern dekretierte er, „daß alle Leibeigenschaft ohne das geringste Raisonieren, sowohl in königlichen, als Stadteigentums-Dörfern von Stund an gänzlich abgeschafft werde und alle Opponenten in Entstehung der Güte mit Force dahin gebracht würden, daß diese von Sr. Majestät festgesetzte Idee zum Nutzen der ganzen Provinz ins Werk gerichtet werde". Allein Friedrichs Maßregel fand bei dem Adel energischen Widerspruch. Es gelang ihm nicht, denselben auf die Höhe der Anschauung, wie sie ihm innewohnte, zu bringen. Mit schwerem Herzen sah er sich gezwungen, von dieser Maßregel Abstand zu nehmen. Als

aber Polen zum Teil sein Eigentum wurde, wollte er dieses Land nicht eher übernehmen, bis ihm die Aufhebung der Leibeigenschaft gelungen war. So war denn gleich einer seiner ersten Erlasse für die neu gewonnenen Landesteile darauf bedacht, daß hier der die Menschheit empörende Zustand, „nach welchem der Bauer dem Acker gehöre und Knecht seines Edelmannes sei", abgeändert würde. Aber er mußte es dann erleben, daß die Leute „die ihnen zugedachte Wohlthat nach ihrem wahren Werte" nicht erkannten.

Die Behandlung der polnischen Frage durch Friedrich den Großen verdient auch bei den gegenwärtig obwaltenden Verhältnissen noch Beachtung. War er es doch, unter dessen Regierung zuerst polnische Elemente dem preußischen Staatswesen einverleibt wurden. Daß dieselben nicht in ihrer Gesondertheit weiter bestehen sollten, war ihm sogleich feststehender Grundsatz. Nur durch ihr Aufgehen in einem völlig neuen, wohlorganisierten Staatswesen schien eine Regenerierung der entarteten Polen möglich. Friedrich selbst schreibt: „Das sicherste Mittel, diesen slavischen Leuten bessere Begriffe und Sitten beizubringen, wird immer sein, solche mit der Zeit mit Teutsche zu melieren, und wenn es auch anfänglich nur mit 2 oder 3 in jedem Dorfe geschehen kann." Des ferneren erachtete er es als ein bedeutsames Mittel, die Erziehung der Jugend derartig einzuleiten, daß sie von allem polnischen Einfluß ferngehalten würde. Als nun zwei Gräfinnen das Gesuch an ihn richteten, ihren jüngeren Bruder in Polen ausbilden lassen zu dürfen, mit der Motivierung, daß ihm dort eine ihrem Glauben entsprechende Erziehung zuteil werden könnte, antwortete er, daß der preußische Staat gerade derjenige wäre, in dem ein Jeder nach seiner Religion erzogen würde. „Die Erziehung ist unendlich viel besser als in Polen. Da Ihr Bruder außerdem mein Vasall ist und die polnische Sprache nicht im geringsten nötig hat, so sehe ich keinen Grund, um die für ihn beabsichtigte Erziehung, Ihrem Wunsche nach zu verhindern."

Die preußische Regierung war gleich nachdem sie diesen neuen Besitz übernommen hatte, nicht gewillt, dem polnischen Elemente irgend welche Konzessionen zu machen; ihm aber Gerechtigkeit zuteil werden zu lassen, war sie nicht abgeneigt. Dies beweist ein anderer Erlaß Friedrichs: „Unter den Katholischen und Evangelischen muß nicht der allermindeste Unterschied gemacht werden, sondern selbige müssen bei der Kriegs- und Domänenkammer ohne Rücksicht auf die Religion auf gleichen unparteiischen Fuß schlechterdings gehöret und auf alle Weise behandelt werden."

Das letztere führt uns gleich zu einem anderen Punkte, in dem das friderizianische Regiment für die heutige Zeit als vorbildlich bezeichnet werden kann. Es ist die Kirchenpolitik. Nachdem in den letzten Jahren die Akten durch die preußischen Staatsarchive weiteren Kreisen bekannt gemacht sind, hat man Gelegenheit, auch aus diesen sich genau über die Grundsätze Friedrichs zu unterrichten. Wenn auch von katholischer Seite auf Grund dieses Materials Angriffe gegen Friedrich erfolgt sind, so darf die Regierungspolitik desselben nicht allein deshalb, weil einige Härten sich nachweisen lassen, verdammt werden, sondern es erhebt sich die Frage, ob er der Staatsraison gemäß sein Thun und Handeln eingerichtet habe. Als durch die Besitzergreifung Schlesiens die katholische Bevölkerung der preußischen Lande bedeutend vermehrt wurde, mußte Friedrich auf eine genauere Ordnung der Dinge bedacht sein. Enthielt doch der Breslauer Friede die bedenkliche Bestimmung, daß in den religiösen Fragen an dem früheren Zustande festgehalten werden sollte. Nun wußte er, daß die katholische Geistlichkeit mit ihren Interessen noch völlig in Oesterreich wurzelte und gern Maria Theresias Macht anrief, um bei irgend welcher Benachteiligung der Kirche Rückhalt zu finden. Eine Kirchenpolitik konnte nur dann gesunder Natur sein, wenn sie in erster Linie Verständigung mit dem römischen Stuhle suchte. Der milde Papst Benedikt XIV. war nicht abgeneigt, mit Friedrich Hand in Hand zu gehen; rechnete er ihm doch den Bau der Hedwigskirche in Berlin besonders hoch an. Auf Grund dieser günstigen Konstellation wollte nun Friedrich die Verhältnisse seines Landes schon im ersten Jahrzehnt seiner Regierung

ordnen. Der Weg, welchen er einzuschlagen willens war, hielt sich von allen Gewaltthätigkeiten, wie sie selbst katholische Fürsten beliebt hatten, fern. Ihm kam es darauf an, daß seine katholischen Landeskinder im Besitze der vollen Freiheit waren, ihres Glaubens zu leben, aber gleichzeitig wollte er sie auch vor der Willkür der Hierarchie und ihres Hauptes sicher stellen. Er gedachte seine Unterthanen römischen Glaubens von der Mitherrschaft geistlicher Fürsten, die nicht unter dem Gesetz seines Staates lebten und von der obersten Herrschaft eines italienischen Potentaten zu befreien. Dies hoffte er dadurch erwirken zu können, daß für seine Lande ein katholisches Kirchenregiment, das rein preußisch war, geschaffen wurde. Zu diesem Zwecke sollte ein Generalvikar bestellt und diesem alle Befugnis der höchsten kirchlichen Jurisdiktion, Verwaltung und Disziplin, kurz mit Ausschluß der Lehre alles, was dem Bischof von Rom in höchster Instanz zukam, überwiesen werden; derselbe sollte ebenso an die Stelle der auswärtigen Ordensgenerale, der auswärtigen Bischöfe treten, soweit Klöster ihres Ordens, Teile ihrer Diözese in Preußen lagen. Der Staat beanspruchte nur die Beaufsichtigung der Verwaltung des Kirchenvermögens, die Bestätigung der Wahlen, die Anzeige der Exkommunikationen. Es genügte Friedrich, daß der Generalvikar ein geborener Preuße sein, und daß alle geistlichen Aemter und Pfründen mit preußischen Unterthanen besetzt werden müßten.

Leider ist es Friedrich nicht gelungen, diesem maßvollen Plane völlige Verwirklichung zu verschaffen. Er war lediglich auf Verordnungen und Verwaltungswege angewiesen, da er bei dem auf Benedikt folgenden Papste Clemens nicht ein gleiches Entgegenkommen fand. Auf diese Weise wurde die Frage der gemischten Ehen geordnet. Hier wurde im Anschluß an das Edikt Kaiser Karls VI. vom 27. Juli 1716 festgesetzt, daß die Kinder nach dem Geschlechte der Religion der Eltern folgen sollten. Vor der Kopulation getroffene Bestimmungen sollten keine Gültigkeit haben; mit dem vierzehnten Jahre aber stand es den Kindern frei, selbständig sich eine Religion zu wählen.

Die Gerechtigkeit Friedrichs gegenüber der katholischen Kirche geht auch daraus hervor, daß er die Suspension eines Kirchenfürsten von seinen geistlichen Funktionen durch die weltliche Macht als nicht zu Recht bestehend erachtete, „da solches wider alle Rechte der römisch-katholischen Religion läuft, auch selbst der König von Frankreich, sowie die Kaiserin-Königin und andere katholische Puissances keinen Bischof von seinen geistlichen Funktionen suspendieren können".

Aus dem späteren Leben Friedrichs wäre noch seine Stellung zu den Jesuiten zu erwähnen. Während in sämtlichen katholischen Ländern die Gesellschaft Jesu aufgelöst wurde, ging dieser protestantische Fürst nicht daran; vielmehr eröffnete er ihr in seinem Lande eine Zufluchtsstätte, indem er sehr wohl die Fähigkeiten ihrer Mitglieder zu schätzen wußte. Sie waren es, denen er die Schulen seines Landes anvertraute. Sie sollten des Ferneren die Erziehung des katholischen Klerus in die Hand nehmen. Es waren eben im höchsten Grade gebildete Männer, die Friedrich durch jahrelangen Verkehr erprobt hatte und deshalb seinem Lande zu erhalten wünschte. „Die Jesuiten," schreibt er, „werden bei mir deshalb geduldet: in den Provinzen, wo ich sie schütze, haben sie sich des Mordmessers nicht bedient; sie beschränken sich in ihren Gymnasien darauf, die Schulstudien zu lehren. Wäre das ein Grund, sie zu verfolgen? Wird man es mir zum Vorwurf machen, daß ich eine Gesellschaft von Gelehrten nicht ausrottete, weil einige einzelne Mitglieder dieser Gesellschaft zweihundert Meilen von meinem Staate Frevelthaten begingen? Die Gesetze bestimmen die Bestrafung der Schuldigen, aber sie verdammen zugleich die grausame und blinde Erbitterung, die in ihrer Rache den Schuldigen mit den Unschuldigen vermengt."

Nicht minderer Beachtung möchte unserer Gegenwart Friedrichs Vorgehen auf dem Gebiete des Schulwesens anzuempfehlen sein. Auch hier tritt uns mehr als ein Gedanke entgegen, der unserer Zeit noch fruchtbringend sein könnte. Von der Landschule bis zur Universität hat Friedrich überall bessernd einzugreifen gesucht. Das General-Land-

Schul-Reglement von 1763 traf bis ins kleinste gehende Bestimmungen, welche uns einen Einblick in das Gesamtgetriebe der Schule gestatten. Zwei Lehrgegenständen hat Friedrich vornehmlich seine Aufmerksamkeit gewidmet: der Religion und der Geschichte. Man ist wohl gewohnt, aus dem Munde des Philosophen von Sanssouci zu zitieren: „Jeder kann nach seiner Façon selig werden", und damit wird dann gern ein Seitenblick auf seine geringe Gottesverehrung geworfen. Aber aus allen Erlassen, welche sich auf dem Gebiete der Pädagogik bewegen, blickt doch ein so tiefes religiöses Gefühl, daß es unmöglich etwas nur Aeußerliches gewesen sein kann. Alles unnütze Auswendiglernen will der König verbannt wissen, ihm kommt es vor allem darauf an, auf das Gemüt einzuwirken. Genügende Zeit gab er dazu der Landschule, indem er bestimmte, daß die erste Stunde eines jeden Unterrichtstages eine Religionsstunde sein sollte. Freilich unsere heutige Generation will nur wenig von einer Vermehrung der Religionsstunden wissen; glaubt man doch vielmehr berechtigt zu sein, diese gerade für das spätere Leben so wichtige Disziplin zu beschränken, um dadurch den Naturwissenschaften einen größeren Spielraum zu verschaffen.

Den Geschichtsunterricht wünscht Friedrich in ähnlicher Weise, wie den in der Religion gehandhabt zu sehen. Hier kommt es nicht auf ein Memorieren nackter Zahlen an, sondern „daß man die Ursachen darlegt, die Revolutionen hervorgebracht haben, daß man nachweist, wie meistens das Laster bestraft und die Tugend belohnt wird". In den höheren Schulen wünscht Friedrich vor allem eine Behandlung der Geschichte seit Karl V., denn „diese interessanten Ereignisse", schreibt er in der Instruktion für die Ritterakademie in Berlin, „hängen mit unserer Zeit zusammen, und es ist einem jungen Menschen, der in der großen Welt leben will, nicht gestattet, Ereignisse nicht zu kennen, die in die Kette der in Europa geschehenen Dinge gehören und sie bilden." Es ist das eine Mahnung, die auch heute noch um geneigtes Ohr bitten muß. Denn was nützt eine genaue Kenntnis der längst vergangenen Zeiten bei einer Unkenntnis auf dem Gebiete der Ereignisse, die gerade für unsere Gegenwart von hoher Bedeutung sind? Aus den Anordnungen betreffs des höheren Schulwesens mag noch zweierlei Erwähnung finden. Dem griechischen Unterrichte wies Friedrich einen breiteren Raum zu. Die Schüler des Joachimsthalschen Gymnasiums gelangten hierin zu einer solchen Fertigkeit, daß bei einem öffentlichen Examen die zweite olympische Ode des Pindar von den Schülern „ohne Fehler, ja ohne einigen Anstoß übersetzet, erkläret, analysieret" wurde.

Dann machte man unter Friedrichs Regime zum erstenmale den Versuch, neben dem Gymnasium eine zweite höhere Anstalt zu schaffen. Im Jahre 1747 wurde die Berliner Realschule gegründet. Hierbei unterstützte den König vornehmlich der um das preußische Schulwesen hochverdiente Konsistorialrath Hecker. Die damals geschaffene Schule war von dem gesunden Gedanken getragen, allen denen, die nicht studieren, die nicht lateinisch werden wollten, wie man sich ausdrückte, eine nützliche Berufsbildung zu geben. Sie wäre also insofern mit der heutigen Ober-Realschule zu vergleichen. Auch hier wäre somit ein friderizianischer Gedanke zu konstatieren, zu dem die Gegenwart zurückgegriffen hat.

Bei der Fürsorge, die Friedrich den Universitäten angedeihen ließ, suchte er einen Fehler zu beseitigen, über den auch jetzt noch häufig Beschwerde geführt wird. Von den Professoren verlangte er in erster Linie das regelmäßige Halten der Vorlesungen. Vor allem sollten sie danach trachten, die Jugend zu selbständigem Arbeiten anzuhalten. Deshalb bezeichnet er den leider auch heute noch herrschenden Unfug des Diktierens „als unnütz und zerstreuend, auch von dem wahren Zweck jeder Wissenschaft abführend".

Es darf in diesem Gedankenkreise nicht unerwähnt bleiben, daß Friedrich bestrebt war, auf dem Gebiete des Rechtes durchgreifende Reformen anzubahnen. Seine Stellung zur Justiz wird in der Regel durch die bekannte Erzählung vom Müller Arnold illustriert.

Lediglich in dem Bestreben, die volle Gerechtigkeit walten zu lassen, ließ sich Friedrich zur offenbaren Ungerechtigkeit und Gewaltthätigkeit hinreißen. Sonst mischte er sich nicht in den Gang der Gerechtigkeitspflege ein, vielmehr verwies er die in Rechtssachen bei ihm klagenden Unterthanen immer an die gehörigen Gerichte und ermahnte diese höchstens zu möglichster Beschleunigung. „In allen Justizangelegenheiten," läßt er am 14. August 1780 schreiben, „hat sich Se. Majestät ein Gesetz daraus gemacht, der Gerechtigkeit freien Lauf zu lassen, und zwar um so mehr, als der aufgestellte Instanzengang jede Besorgnis einer Ungerechtigkeit unmöglich macht." „Die Gesetze müssen sprechen, und der Souverän muß schweigen," sagte Friedrich in seinem polstischen Testamente von 1752. Den Gang der Prozesse verfolgte er im einzelnen auch mit Sorgfalt, und etwaige Mißstände rügte er sogleich in seinen Verordnungen. So bemerkte er mißfällig, daß die Strafen gegenüber den begangenen Verbrechen zu gering waren. Als ein Gerichtshof einen des Brudermordes Ueberführten zu sechsjähriger Festungsstrafe verurteilte, schrieb er: „Sie sind wohl nicht gescheit, dergleichen Urteil zu sprechen; denn derjenige, der einen andern um's Leben bringt, muß notwendig wieder am Leben bestraft werden, und will ich wissen, wer die Richter sind, die diese Urteile gemacht haben." Mit Unwillen sah Friedrich ferner, daß das gemeine Volk von den Advokaten gar häufig zur Widerspänstigkeit oder zum Prozessieren aufgewiegelt wurde. „Das ist," schreibt er, „nur auf lauter Geldschneiderei abgesehen, und der gemeine Mann ist einfältig genug, sich von dergleichen schlechten Advokaten und bösen Menschen aufregen und um sein Geld bringen zu lassen. Das muß also mit Ernst abgestellet und die das thun, müssen scharf bestraft werden, damit das gemeine Volk von dem unnützen Querulieren zurückgebracht und wieder ruhig werde."

Schon seit dem ersten Jahrzehnt seiner Regierung war Friedrich auf die Reorganisation der Rechtspflege bedacht. Vor allem erachtete er es als dringendes Bedürfnis, daß in der gesamten Monarchie das gleiche Recht Geltung habe. Aber ein allgemeines Landrecht auszuarbeiten, bedurfte es jahrelanger, angestrengter Thätigkeit. Erst sein Nachfolger konnte das Resultat derselben, das gegenwärtig noch geltende allgemeine preußische Landrecht, publizieren.

In einem weiten Kreise bewegen sich die friderizianischen Reformen, mehr als ein Gebiet wird von ihm mit neuen Gedanken befruchtet. Ueberall sehen wir ihn thätig eingreifen, indem er an Vorhandenes zwar anknüpft, aber demselben immer eine neue, geniale Gestaltung zu geben weiß. Schon ein kurzer Ueberblick der gesamten inneren Verwaltung zeigt den Gedankenreichtum und die Fülle von dem, was unserer Zeit lehrreich sein kann. Auf sozialem Gebiete ist es mehr als ein Punkt, der heute wieder, wenn auch in anderem Gewande, zur Erörterung uns entgegentritt. Um hier segensreich wirken zu können, würde es nicht ohne Nutzen sein, die Wirtschaftspolitik des großen Königs bis in die kleinsten Züge zu verfolgen. Freilich läßt sich das nicht auf so geringem Raume erledigen. Schon die Darlegung, wie Friedrich zur Einführung der Monopole kam, welche eingehenden Erwägungen dem vorausgingen, würde ein Thema für sich sein. Aber die Gegenwart soll sich vor allem dessen bewußt sein, daß dieser große König völlig im Wohl seines Staatswesens aufging, daß er vor allem als ein Beschützer des pauvre peuple taillable auftrat, daß er die Lage der misera contribuens plebs immerdar mildern wollte. Nie reichte er seine Hand dazu, die Kleinen zum Vorteil der Großen zu beschädigen. In mehr als einer Instruktion warnte er seine Beamten davor. Von vielem nur eins. Als im Jahre 1786 der Geheime Rat von Taubenheim den Vorschlag machte, die Staatseinkünfte dadurch zu mehren, daß den Unterbeamten Gehaltsabzüge gemacht würden, fand Friedrich dies „um so weniger applikable, da die armen Leute jener Klasse ohnehin schon so kümmerlich leben müssen, da die Lebensmittel und alles jetzt so teuer ist, und sie eher eine Verbesserung als Abzug haben müssen". Friedrich ging dann insofern auf den Vorschlag des Geheimrates ein, daß er diesem jährlich 1000 Thlr. mit dem Vorbehalte an

dem Traktament abziehen wollte, „daß er sich übers Jahr wieder melden und berichten kann, ob dieser Etat seinen eigenen häuslichen Einrichtungen vorteilhaft oder schädlich sei“. „Im ersten Falle,“ schrieb der König, „will Ich Ihm von seinem so großen als unverdienten Gehalte von 4000 Thalern auf die Hälfte heruntersetzen und bei seiner Beruhigung seine ökonomische Gesinnung loben, und auf die andern, die sich deshalb melden werden, diese Verfügung in Applikation bringen.“

Wenn eine französische Sensationsschrift, die man wegen ihres sonstigen Inhaltes nicht gern zitieren mag, sich dahin ausgesprochen hat, daß Prinz Wilhelm die Anlagen besäße, um dem preußischer Staatswesen ein zweiter Friedrich der Große zu werden, so können wir dem nur mit guter Hoffnung entgegensehen. Denn wie es einst Friedrich dem Großen gelungen ist, aus der Aufklärungsphilosophie des achtzehnten Jahrhunderts das für Deutschland Ersprießliche herauszulesen und mit Nutzen zu verwenden, so müssen auch auf sozialem Gebiete die verborgenen Körner der Wahrheit aus dem großen Haufen Spreu der sozialistischen Irrlehre herausgelesen werden. Wohl ist schon der Anfang dazu gemacht, aber es werden noch Jahrzehnte vergehen, bevor es uns trotz harter Arbeit gelingt, unsere inneren Zustände so weit zu regeln, daß wir der sozialen Revolution anderer Länder getrost ins Auge blicken können, in der Ueberzeugung, daß derartige Ideen bei uns keinen Boden finden. Aber hierzu bedarf es der vollen Thatkraft eines energischen Herrschers, der die einmal begonnene Arbeit planvoll fortsetzt. Die Gestalt des großen Friedrich mag begeisternd auf uns einwirken und den Glauben erwecken, daß Gott, der unser Vaterland schon oftmals in Not und Gefahr geschirmt hat, zur richtigen Zeit den Helfer uns nicht entbehren lassen wird.

Heinrich W. J. Thiersch.

Von

Dr. Paul Wigand.

(Schluß.)

Wir wollen in der Erzählung nicht weiter gehen, bevor wir noch Thierschs politische Anschauungen betrachtet haben.

Thiersch war Süddeutscher mit Leib und Seele. Sein politischer Standpunkt ist für Norddeutsche nicht leicht zu verstehen. Wenn wir uns der geläufigen, von ihm selbst freilich stets gemiedenen Schlagwörter bedienen wollen, so müssen wir diesen Mann einen Liberalen nennen, freilich einen christlichen Liberalen. Er war ein Feind jeglichen Absolutismus, aller Büreaukratie und jeden Polizeiregimentes. Er durchschaute die Schäden des Konservatismus, der zuzeiten mit diesen Prinzipien verquickt war. Er war ein Mann der Freiheit und kämpfte für die freie Entwickelung des einzelnen wie der Völker. Er verkehrte in Marburg gern mit Liberalen und wurde daher nicht selten von christlichen Freunden mißverstanden. Da gerade er von der damals konservativen Staatsgewalt in Hessen, besonders betr. der Religionsfreiheit viel zu leiden hatte, so mag ihn dies in seinem Urteile wohl etwas blind gemacht haben. Er ging oft in seiner Verurteilung zu weit, hat aber auch viel Schlimmes mit ansehen müssen, daß z. B. einem Baptisten vom Gendarmen das Kind in die Kirche zur Taufe geschleppt wurde. Wie die Gefahren des Konservatismus, so durchschaute er aber auch die des Liberalismus. Wo man Freiheit mit Revolution verwechselte und vertauschen wollte, da wandte er sich mit Abscheu hinweg. Seine ganze politische Anschauung war eben getragen und bestimmt von dem Prinzip des Rechtes. Er betonte die Freiheit und sprach als Liberaler gern von ihr; ist aber konservativ gleichbedeutend mit Treue und Recht, so war er ein ausgeprägter Konservativer. Streng liberal war er, wo es sich um die Freiheit des göttlichen Rechtes handelte, streng konservativ, wo es galt, göttliche Ordnungen zu schirmen und zu erhalten.

Das Jahr 1848 sollte, wie jedes deutschen Mannes, so auch seine politische Anschauung prüfen. Und sie hat diese Prüfung bestanden. Der Freiheitstaumel dieses unglücklichen Jahres war von Thiersch vorausgesehen worden. Er erfaßte auch die ruhigen Hessen und zog sie gewaltsam mit sich in seine Kreise. Viele hielten noch eine Zeitlang der Versuchung des Freiheitstraumes stand. Auch diese wurden allmählich mit fortgerissen. Und als nun alles den Liberalismus mitmachte, als mancher der Treuesten wankte, als selbst die Besten kein Bedenken mehr trugen, mit der nationalen Richtung, wenn auch nach ihrer besseren Seite, zu gehen: da ist es Heinrich Thiersch

gewesen, der allein, alles als von der Revolution durchsäuert erkennend, festgestanden ist, ein lauter Zeuge für das heilige Recht der Fürsten, gegen alle Revolution. Da war er ein strenger Konservativer, ein hartnäckiger Monarchist, nicht aus Begeisterung für den Monarchismus als solchen, sondern weil das göttliche Recht der Monarchen hier angegriffen wurde. Und das mußte er verteidigen.

Professor Bayrhoffer hatte in den vierziger Jahren offen den Unglauben gelehrt. Thiersch hielt gegen ihn Vorlesungen über Apologetik und die neuere Philosophie. Als nun die Revolution kam, fand sie in jenem einen beredten Vertreter, der den Sozialismus und die Demokratie von den Dächern verkündete. Die Juristen und Staatsrechtslehrer schwiegen. Da trat Thiersch aus seiner theologischen Sphäre heraus, und im großen Hörsale der Propstei hielt er nun Vorträge über Monarchie, Konstitutionalismus, Republik, Revolution, Sozialismus und Kommunismus. Vilmar, der in seinem „Volksfreunde" für Wahrheit und Recht kämpfte, und er hielten treu zusammen. Durch Bayrhoffers Wirken war die studentische Jugend vergiftet worden. Thiersch führte durch sein mutiges Auftreten und klares Zeugnis, wie zur selben Zeit in München sein Vater, viele zurück. Studenten, sowie viele Pfarrer des Hessenlandes kamen und suchten bei ihm Licht. Er ist gar manchem in der Zeit, wo alles wankte, der Stern und Halt gewesen.

Dies hat man ihm nicht vergessen. Er ist sich treu geblieben und hat bis zuletzt mit Mut und Kraft Zeugnis abgelegt für das Recht gegen alles Unrecht, auch in den großen Fragen der Zeit. Aber man hat ihn auch bis zuletzt um sein Urteil gefragt, und als im Frühling vorigen Jahres zwischen zwei christlichen deutschen Männern ein Streit entstand über sittlich-politische Fragen und beide sich auf Thiersch, den „treuen unbestechlichen Zeugen der Wahrheit und des Rechtes" beriefen, so war dies unter vielen nur ein Zeichen dafür, daß Heinrich Thiersch dem christlichen Deutschen in Fragen des Rechtes und der göttlichen Ordnung auf dem Gebiete der Politik eine Autorität ist.

Seine ganze Anschauung bestimmte auch sein Urteil über die zweite große Katastrophe Deutschlands, über die Ereignisse des Jahres 1866. Seine Autobiographie, welche bis 1864 reicht und 1866 geschrieben wurde, schließt mit den Worten: „Hier (in München) kam ich wieder zu meinen Verwandten und den Freunden meines Vaters, und hier bin ich der Katastrophe des Jahres 1866, die in Hessen den Thron und die Verfassung umgestürzt hat, glücklich entgangen." Die Vorgänge dieses Jahres hat er auf das entschiedenste verworfen. Sein sittlicher Widerspruch fand einen deutlichen Ausdruck in einem an Missionsdirektor Fabri gerichteten Schreiben vom 21. August 1866, in welchem er mit maßvoller Ruhe, aber klarer Entschiedenheit für die Allgemeingültigkeit des göttlichen Gesetzes eintrat. Hier zeigte er sich wieder als Konservativer. L. v. Gerlach besuchte ihn in München. Beide haben sich sehr verstanden und zusammen um Deutschland getrauert.

Als im Jahre 1884 und 85 die deutsche Frage noch einmal in den Vordergrund trat, wollte auch er noch einmal seine Stimme erheben. Sein schweres Leiden hat es verhindert. Aber bis zuletzt ist er ein entschiedener Gegner der Politik Bismarcks gewesen.

Allen politischen Machereien und jedem Parteiwesen war er feind. Was wir eigentlichen Patriotismus nennen, hatte Thiersch nicht. Er war frei von seinen großen Gefahren, aber auch ohne seine ideale Seite. Er liebte Deutschland als Deutscher, war von England, das er infolge seiner weiten Reisen dorthin genau kannte, wegen seiner politischen und religiösen Freiheit und seiner Sitten (was sich zu gewissen Zeiten auch in häuslichen Einrichtungen zeigte) sehr eingenommen und fühlte sich in der Schweizer Republik die letzten zehn Jahre seines Lebens sehr wohl. Für eine bestimmte Form des Regimentes, Königtum oder Republik, hat er sich nie begeistert, wenn nur gut regiert und gut gehorcht wurde. Er war eigentlich mehr Kosmopolit, und gegenüber

der rein sittlichen Beurteilung, die eben alles bei ihm beherrschte, traten die speziellen politischen Fragen als widerwärtig mehr zurück.

Deutschland hat er sehr geliebt und trug es bis zuletzt auf dem Herzen. Das Landgut, auf welchem er seinen letzten Sommer zubrachte, lag nahe der deutschen Grenze. Von seinem Krankenlager aus sah er durchs Fenster die Höhen des Schwarzwaldes. „Paul," sagte er mir eines Morgens mit großer Rührung, „ich sehe von meinem Bett aus Deutschland und denke mit Wehmut an seine Zukunft." Und daß der Bayer doch nicht ganz ohne Patriotismus war, mußten zwei Freunde erfahren, die ihm 1866 in Berlin einen Platz anboten, um das Schauspiel des siegreich einziehenden preußischen Heeres mit anzusehen. Er wies sie streng zurück mit den Worten: „Nein. Wenn ich an diesem Feste teilnehmen soll, so ist mein Platz als besiegter Bayer nur hinter dem Wagen des Triumphators!"

In München lebte Thiersch bis zum Jahre 1869. Dann zog er nach Augsburg, wo er bis zum September 1875 gewohnt hat. In beiden Städten lag ihm die Pflege der dortigen apostolischen Gemeinde ob. Er bereiste häufig Süddeutschland und die Schweiz, später auch Oesterreich zum Besuche der Gemeinden und nahm alljährlich zu Pfingsten an der kirchlichen Konferenz in England teil. Hier freute er sich immer ganz besonders an dem einmütigen Zusammensein so vieler Diener Christi, die aus allen Ländern der Christenheit dort zusammenkamen. Daneben hielt er in München geschichtliche, mehr populäre Vorträge, hatte regen Verkehr mit seinen Verwandten und alten Freunden, z. B. Döllinger, und widmete sich besonders der Schriftstellerei. Die Biographien seines Vaters Friedrich Thiersch und seines Schwiegervaters Heinrich Zeller sind seine bedeutendsten Werke aus jener Zeit. Er schrieb kleinere und größere historische und theologische Sachen, unter welchen „Die Bergpredigt", „Die Gleichnisse" und „Die Genesis", Darlegungen dieser heiligen Texte mehr nach ihrer moralischen und prophetischen Bedeutung hin, am meisten Verbreitung gefunden und vielen zu reicher Erbauung gedient haben. Eine bedeutende Arbeit aus dieser Zeit ist noch das später zu besprechende Buch „Ueber den christlichen Staat", das 1875 in Basel erschien.

Der schwerste Schlag seines Lebens sollte ihn in dieser Zeit treffen. Es war der Tod seiner Frau. Bertha Thiersch, geb. Zeller, starb, wie bereits erwähnt, in München am 12. Juli 1868. Achtundzwanzig Jahre lang hat sie als treue Gehilfin Freud und Leid mit ihrem Manne geteilt. Ihre Liebe, Hingabe und Glaubensgemeinschaft mit ihm hat dem um seiner Ueberzeugung willen so viel Leidenden alles erleichtert. „Mit meiner Frau ist mir mein größtes Glück in diesem Leben zu Grabe gegangen" hat er oft gesagt. An diesem Trauertage sah er den schönsten Teil seines Lebens, vor allem seines Familienlebens zu Ende gehn. Er war tief gebeugt; aber er glaubte an die Gemeinschaft der Heiligen und an eine Auferstehung aus den Toten.

Zu ihrem Geburtstage 1851 hatte er ihr einst in Marburg gesungen:

Sprich nicht, o Herz, in deinem Zagen:
Wer bringt die Jugend mir zurück,
Die in vergangnen schönen Tagen
Aufsucht mein sehnsuchtsvoller Blick?

Die Jugend ist dir nicht verschwunden,
Der Kindheit ungetrübter Sinn,
Er lächelt dir zu allen Stunden,
O sieh auf diese Kleinen hin.

Wenn bei der Vöglein heiterm Sange
Der trübe Kummer flieht dahin,
Soll nicht bei Kinderstimmen Klange
Auftauen sorgenfrei der Sinn?

Und wenn die Blumen Trost verkünden
In sanfter Schönheit unbewußt,

Darf nicht in Kindes Augen finden
Das Mutterherz die höchste Lust?
Sind doch die schweren Prüfungsstunden
Verklärt in der Erinnrung Bild;
Denn alle tiefen Seelenwunden
Hat Himmels Balsam uns gestillt.

O schau empor und sieh ihn leuchten,
Der Hoffnung hellen Morgenstern,
Und laß nur Freudenthränen feuchten
Dein Auge, weil das Heil nicht fern.

Die letzten zehn Jahre seines Lebens hat Thiersch in Basel zugebracht. Er hatte jetzt nicht mehr die Pflege einer einzelnen Gemeinde, sondern lag nur seiner oberhirtlichen Aufsicht über die Gemeinden in Süddeutschland, Schweiz und Oesterreich ob. Zu diesem Amt gehörte z. B. die ziemlich jährlich sich wiederholende Vorbereitung jüngerer und älterer Männer zum Priesteramte und die Unterweisung zur praktischen Ausführung desselben. Von seiner amtlichen Thätigkeit läßt sich an dieser Stelle nicht viel sagen. Wie das Wirken der apostolischen Gemeinden überhaupt, so ist auch seine Wirksamkeit eine stille gewesen. An jenem großen Tage aber, der alles klar machen soll, wird es sich auch vor aller Welt offenbaren, wie viel Segen der Herr seinen Kindern durch diesen treuen Knecht während der siebenunddreißig Jahre seines priesterlichen Wirkens hat zu teil werden lassen.

Betreffs seines außeramtlichen Wirkens hat sich seine Thätigkeit in diesem seinem letzten Jahrzehnt noch einmal in ganz besonderer Weise entfaltet. Es scheint uns mehr wie in München und Augsburg und ist wohl besonders auf den regen Verkehr mit christlichen Freunden und die große geistige Anregung, die er in Basel, der Universitätsstadt, fand und deren er stets bedurfte, zurückzuführen.

Was an Thiersch geradezu bewundernswert erscheint, ist seine große Vielseitigkeit, die aber durchaus mit Gründlichkeit verbunden war. In unserer Zeit, wo der einzelne sich immer mehr und mehr auf Spezialfächer konzentriert und isoliert, ist eine derartige Erscheinung, wie sie Thiersch als Polyhistor bot, eine große Seltenheit. Wir müssen dies etwas näher ins Auge fassen.

Als Lehrer und als Schriftsteller hat er in Basel vor allem auf dem Gebiete der Theologie gewirkt. In den letzten sechs Jahren fand sich stets ein Kreis von Studenten, mit denen er in einem gemütlichen Privatissimum wissenschaftliche Theologie trieb und die Apostelgeschichte, den Hebräerbrief u. a. durchging. Diese Erinnerung an frühere Zeiten haben dem alten Dozenten viel Freude gemacht, und er fand sehr dankbare Zuhörer. Daneben hielt er häufig im Vereinshause und Arbeiterverein, auch in einem eigens zu diesem Zwecke von einer Dame gebildeten größeren Privatkreise Vorträge über theologische oder geschichtliche Gegenstände. Seine Muße im Sommer benutzte er dann meist zur Vorbereitung der Wintervorträge. Er bearbeitete quellenmäßig und durchaus selbständig in seinem Urteile einen Gegenstand, gestaltete ihn allgemeinverständlich, trug ihn vor und übergab seinen Vortrag dann meist dem Drucke. Die ausgezeichneten Lebensbilder Luthers (aus früherer Zeit), Melanchthons, Wesleys, Lavaters und die „Blicke in die Lebensgeschichte des Propheten Daniels“ sind auf diese Weise entstanden. Außerdem verfaßte er an theologischen Schriften in dieser Zeit eine ausgezeichnete, als Manuskript gedruckte kleine Pastoraltheologie und sein letztes Werk „Inbegriff der christlichen Lehre“. Dies leider unvollendete Werk ist sein geistiges Vermächtnis, die edele, gereifte Frucht eines vielerfahrenen Lehrers der Gerechtigkeit. Einmal ist er auch in Basel als Evangelist aufgetreten. Er hielt öffentliche Vorträge über die Gefahren und Hoffnungen der christlichen Kirche und legte hier ein Zeugnis ab von dem Werke, das er als ein göttliches erkannt hatte, notwendig zur Vorbereitung der Kirche auf die Wiederkunft des Herrn. Auch diese Vorträge sind gedruckt worden und haben die weiteste Verbreitung gefunden.

Die Erscheinungen auf dem Gebiete der Theologie und der Kirche verfolgte er mit dem lebhaftesten Interesse und äußerte sich gern darüber. Wo sich Erfreuliches in der Christenheit begab, da freute er sich mit; wo aber der Ehre des Herrn zu nahe getreten wurde, wo der Unglaube sich zeigte, da hat er gewaltig geeifert. An dem Baseler Missionsfest und dem Beuggener Jahresfest nahm er regelmäßig teil. Dies Mitleben wurde ihm sehr erleichtert durch den großartigen, meist persönlichen Verkehr, den er mit so vielen großen Männern aller Länder, welche ihn aufsuchten, pflegte. Mit tiefer Betrübnis sah er den Niedergang der deutschen evangelischen Theologie mit an, wie er durch Ritschl signalisiert wird. Er hat strenge Worte über die Theologie dieses Mannes geredet und wollte noch in seinen letzten Lebensjahren eine Streitschrift gegen die Göttinger schreiben. In dem Vatikanum sah er die letzte Schranke der römischen Kirche vor ihrem inneren Zusammenbruche fallen. Durch dieses Dogma war für ihn die römische Kirche eine ganz andere geworden. Ueber den Altkatholizismus äußert er sich unter dem 4. Oktober 1871 an einen Freund: „Ich war am 21. September in München, besuchte meine verehrten Freunde Döllinger und Liano (Jansenist), lernte drei Geistliche der église d'Utrecht kennen und den Père Hyacinthe, der als ein bescheidener Mann, ein gut unterrichteter Theolog und ein Mann mit einem priesterlichen Herzen meine Erwartungen übertraf. Dies mouvement allemand, wie Hyacinthe (Loyssón heißt er eigentlich) es nennt, ist ein Chaos. Ich sprach den Herren den Wunsch aus, es möchte ihnen gelingen, die Samaritaner (die halb- und ungläubigen Katholiken) vom Tempelbau fernzuhalten — nach dem Vorbilde Esra 3. Alles will mitthun, nur um die Geistlichen zu ärgern und den Ruhm der Freisinnigkeit zu genießen. Des Volks ist zu viel. $^9/_{10}$ Fleisch, wenig Geist. Bezeichnend für diese gemischte Gesellschaft ist, daß man in München nach einem Gebet des Père Hyacinthe applaudierte. Wenn die Leute nicht erkennen, daß die Zeit da ist, wo Gott ein Amt und einen Altar aufrichtet für die Verlassenen und Ratlosen, so ist das beste, was sie thun können, Anschluß an die Kirche von Utrecht, an die letzten Reste der Schule von Paskal und von Port-Royal zu suchen, wo eine gläubige Theologie, ein rechtmäßiges Episkopat und eine schöne Kirchenordnung noch existiert. Döllinger ist für diesen Anschluß; es sollen zwei Missionsbischöfe für Deutschland konsekriert werden." Père Hyacinthe war später noch einmal mit seiner Frau bei Thiersch in Basel. Wie einst die altlutherische Bewegung in Preußen, so verfolgte er in den siebziger Jahren mit großer Liebe und Teilnahme die kirchlichen Kämpfe in Kurhessen. Für Abessinien, seine kirchlichen Verhältnisse und die evangelische Mission hat er durch die gehaltvolle Abhandlung in dieser Zeitschrift (Jahrgang 1884) auch andere zu interessieren gewußt. In seiner Erlanger und Marburger Zeit waren es mehr Hofmann und Delitzsch, Schöberlein, Vilmar, Henke und Hupfeld, in späteren Jahren Döllinger, Abt Hahneberg, auch A. Stolz, Godet und Gobat, die ihm persönlich näher kamen. Bischof Martensen hat ihn in Basel aufgesucht, aber nicht angetroffen. Er hat ihm in seiner Biographie ein schönes, beide Männer ehrendes Denkmal gesetzt. In Thierschs Bibliothek finden sich die Werke des dänischen Theologen als „Geschenke des Verfassers" und mehrere Briefe. Thiersch verehrte diesen großen Mann sehr, wenn ihm auch in seinen Schriften zu sehr der Schöngeist hervortrat. Die Besuche deutscher Männer, eines L. v. Gerlach, M. v. Nathusius, Schimmelpfeng und dieses und jenes hessischen Pfarrers haben Thiersch immer sehr erfreut.

Die der Kirche so nahestehende Schule lag ihm sehr am Herzen. Er sah einen Niedergang des deutschen Schulwesens durch das „Prinzip der Vielwisserei". Dies betrübte ihn und er gedachte mit Wehmut seines Vaters und dessen Lebensaufgabe. Thierschs Ideal war nicht das moderne Gymnasium mit seinen vielen Lehrfächern, wo Sammlung des Geistes und Gründlichkeit nicht möglich sei. Er wollte wie sein Vater eine Zurückführung der Schule zu der altreformatorischen Einfachheit. Das Studium der alten Sprachen und Litteratur und der Mathematik sollte als wahrhaft

geist- und herzbildend in den Vordergrund treten und fast ausschließlich behandelt werden. Auf einer derartigen gesunden Basis baue sich alles weitere Wissen leicht und gern auf. Gründliche Kenntnis der Klassiker, der Naturwissenschaften und der modernen Sprachen und Litteratur verlangte er von einem Manne gediegener Bildung (er maß eben nach seinem Maßstabe). Dieses alles sollte nicht zu gleicher Zeit, sondern nach einander und zwar gründlich gelehrt werden, damit aller Zerstreuung, Oberflächlichkeit und Zerfahrenheit des Schülers gesteuert werde. Er hatte auf dem Gebiete der Schule viele praktische Erfahrungen gemacht an seinen Kindern wie besonders an seinen Zuhörern, und er war nicht der Mann bloß bei Ideen stehen zu bleiben. Besonders von Marburg aus hat er diese seine Ansichten zu wiederholten Malen in Eingaben dem kurfürstlichen Ministerium entwickelt und eine Reformation der Gymnasien als eine Aufgabe der Gegenwart bezeichnet und gefordert. Aber die Richtung unserer Zeit ist gewaltsam über diese immerhin sehr beachtenswerten Ideen eines Mannes, der die Schule und die Jugend so liebte, hinweggegangen, und klagend mußte Thiersch vieles Traurige auf diesem Gebiete sich erfüllen sehen, was er einst geweissagt hatte.

Doch noch ein Wort über den Theologen. Thiersch hatte eine geradezu wunderbare Art, über göttliche Wahrheiten zu reden. Er hatte über jede Frage ein ganz bestimmtes Urteil und hielt nie damit zurück. Aber er stritt und disputierte nicht und sprach über göttliche Dinge mit einer Weihe, mit einer Ehrfurcht, ja einer Anbetung, wie ich es nie von einem Theologen gehört habe. Als ich Thiersch zum erstenmal sah, kam ich direkt aus den Vorlesungen auch gläubiger Theologen, welche die göttlichen Wahrheiten im Einklange mit der heiligen Schrift vortrugen und mir verehrungswürdig erschienen. Aber der Ton ihrer Behandlung, ihrer Kritik und Beweisführung war doch von dem eines ernsten Historikers oder Mathematikers eben nicht verschieden. Da machte diese geheiligte Behandlungsweise Thierschs einen tiefen Eindruck auf mich. Dieser würdevolle Greis mit seiner tiefen, so klangvollen Stimme und seinen oft geschlossenen Augen redete mit einer Weihe und einem heiligen Ernste, daß Orelli ganz mit Recht sagt: „Man glaubte den Besuch eines würdigen Bischofs von Antiochia oder Smyrna aus dem vierten Jahrhundert zu haben, wenn er etwa über die Mysterien der Trinität oder des Abendmahls oder andere Punkte, über welche die heutige Theologie beinahe die Sprache verloren zu haben scheint, sich verbreitete und von den alten Konzilien mit einem Feuer sprach, als wäre er dabei gewesen.“ Ja, seine kirchliche Anschauung hatte ihn nicht von den Ereignissen der Kirchengeschichte abgezogen, sie hatte vielmehr sein Auge für alles Wahre in ihr geschärft und seine Begeisterung gemehrt.

Thiersch war ein Meister in der Geschichtschreibung. Sein beständiger geistiger Umgang mit den Alten, die objektive Ruhe seines Wesens und sein klares Urteil haben diese Gabe in ihm gefördert. Sie ist zur Reife gediehen und hat herrliche Früchte gebracht. Größere historische Werke von Bedeutung sind die schon erwähnten Biographien seines Vaters, seines Schwiegervaters und die seines Schwagers, des Bischofs Gobat. Aus seinen Vorträgen entstanden in früherer Zeit die ausgezeichnete Schrift „Griechenlands Schicksale vom Anfang des Befreiungskrieges bis auf die gegenwärtige (1863) Krisis,“ die Lebensbilder von Gustav Adolf und Maximilian I., in der Baseler Zeit „Ursprung und Entwickelung der Kolonien Nordamerikas“, eine Würdigung Johannes von Müllers und „Edmund Ludlow und seine Unglücksgefährten in der Schweiz“. Den Lesern dieser Zeitschrift sind seine Abhandlungen über Napoleon I., über Abessinien und der geistvolle Aufsatz „Die Stoa des Zeno und die Halle Salomonis“ gewiß noch in guter Erinnerung. Er interessierte sich für alle geschichtlichen Fragen, nahm an den Sitzungen der historisch-antiquarischen Gesellschaft teil und hörte noch in seinem hohen Alter die Kollegien über Welt- und Kunstgeschichte von Jakob Burkhard, den er sehr verehrte. Wenn wir unter selbständig urteilenden Männern philosophische

und historische Naturen unterscheiden wollen, so gehörte Thiersch jedenfalls zu den letzteren. Ueber eine Sache zu philosophieren pflegte er nicht. Er entwickelte alles gleich historisch, zeigte, wie es geworden, und legte seinen Zusammenhang mit Vergangenheit und Zukunft dar. Er hat nicht zuviel gesagt, wenn er sich den Beruf eines Geschichtsschreibers zuschreibt. Seine große Bedeutung als solcher hat er als Biograph. Nicht weniger wie zwölf Lebensbeschreibungen sind von ihm verfaßt worden. So viele Männer der verschiedensten Zeiten und verschiedensten Sphären wußte er in sich aufzunehmen und dann ihr Leben und Wirken in einem friedlichen und gerechten Geiste und in einer edlen, allgemein verständlichen Sprache wiederzugeben. Thiersch nimmt hierdurch eine nicht unwichtige Stelle in der neueren Geschichtsschreibung ein.

Auch in der Geschichte der Philosophie war er zu Hause. Er hatte von Anfang an eifrig Philosophie getrieben, hatte viel Interesse und Verständnis für die Probleme und hörte bis zuletzt nicht auf, sich mit diesen Fragen zu beschäftigen. Noch im Jahre 1877 besuchte er die Vorlesungen des Professors Steffensen über die Geschichte der neueren Philosophie. Sein Kollegheft zeigt nur wenige Lücken.

Eng verbunden mit seinem historischen Interesse war das für die Fragen der Politik. Thiersch war kein passionierter Zeitungsleser und ging in den Fragen der Händel dieser Welt nicht auf. Sein Augenmerk war auf den Gang des Reiches Gottes gerichtet, und er sah mit Sehnsucht dem Kommen des Königs aller Könige entgegen. In der Aufrichtung seines Reiches in sichtbarer Herrlichkeit erblickte er das Ziel und den Mittelpunkt aller Weltgeschichte. Dies hinderte ihn jedoch nicht, dem Laufe der Dinge dieser Welt aufmerksam zu folgen und zu Zeiten ein Zeugnis abzulegen. Die bedeutendste politische Leistung Thierschs ist sein Werk „Ueber den christlichen Staat". „Die Anwendung der christlichen Grundsätze auf Staats- und Volksleben soll gezeigt, die auf diesem Gebiete gegenwärtig hervortretenden Probleme sollen im Lichte der christlichen Lehre betrachtet werden. Die Geltendmachung christlicher Grundsätze für den Staat ist ebenso berechtigt, ebenso notwendig, ebenso wohlthätig wie für die Familie", heißt es im Vorwort. Hier finden wir die oben entwickelte politische Anschauung Thierschs niedergelegt und nach allen Seiten hin klar begründet. „Ihr Buch kommt leider zu spät", schrieb ihm ein Freund, und es war wahr. So fern Thiersch auch den politischen Händeln selbst stand, so war er doch, und das hat er jedenfalls von seinem Vater, ein feiner Politiker, der es auch nicht scheute, öffentlich Politik zu beurteilen und positive Ratschläge zu geben. Wahrhaft großartig ist der Schluß seiner Schrift über Griechenland, wenn er die politische Zukunft dieses Staates und die Aufgaben der europäischen Großmächte darlegt. Ein sehr treffendes Urteil über die Politik Englands in Abessinien enthält seine Abhandlung über dieses Land. Am 8. Juli 1876 brachte die „Allg. Schweizer Zeitung" einen längeren Artikel von ihm „das Verhalten Englands zu der Krisis im Orient." Gordon hat er sehr beklagt, Gladstone verurteilt.

Was man ein Steckenpferd nennt, hat Thiersch nicht gehabt. Sammlungen oder fernliegende Liebhabereien kannte er nicht. Aehnlich aber wie Newton, der als Astronom sich am Abend seines Lebens der Theologie zuwandte, vertiefte sich dieser Theologe in seinen letzten Jahren in die Astronomie. Die Schönheiten der Natur fanden bei ihm ein offenes Auge und Herz. Für Naturwissenschaften hat er immer viel Interesse gehabt, weniger für Botanik und Zoologie als vielmehr für Physik und Astronomie. Mathematik und Physik hielt er ja mit für Grundlagen jeder wahren Bildung und hat sich stets damit beschäftigt. Früher war des Engländers Smith Abhandlung über den Schiffbau der Alten von ihm übersetzt worden. 1879 schrieb er mit seinem Sohn August „Die Physiognomie des Mondes", eine mit Abbildungen versehene Studie zur Erklärung der Mondoberflächen. Hier entwickelt er ganz selbständige, höchst originelle Gedanken über diesen Gegenstand. (Vergl. die ausführliche Besprechung derselben in dieser Zeitschrift.)

Größere Vergnügungs- oder wissenschaftliche Reisen hat Thiersch nie gemacht. Als Jüngling war er einmal kurz in Oberitalien. Er hätte gern die um das Mittel-

meer gelegenen Länder der alten Kulturvölker besucht. Sein lahmes Bein machte ihm dies unmöglich. Von seinen vielen amtlichen Reisen her kannte er Deutschland, Oesterreich, England, Frankreich, Holland und die Schweiz. Er predigte deutsch, englisch und französisch, sprach geläufig neugriechisch und verstand italienisch und holländisch. Bei seiner großen Liebe und seinem besonderen Verständnis für die alten Sprachen hatte er doch auch viel Sinn für moderne Sprache und Litteratur.

Ueber Kunst hörte man ihn selten reden, nie urteilen. Er verfolgte die architektonischen Bestrebungen seiner Söhne mit Interesse, war ein großer Freund schöner Bilder und der Musik, besonders der Hausmusik und schätzte gute Poesie sehr hoch. Im Kreise seiner Familie las er abends Shakespeare, Longfellow, Schiller, Jean Paul, Platen und Rückert vor. Er selbst hat zur Freude seiner Kinder und Enkel häufig Rätsel gemacht, auch einmal eine kleine Sammlung derselben als „Rätselkurzweil" herausgegeben und manches Familienfest durch ein gehaltvolles Gelegenheitsgedicht in lateinischer oder deutscher Sprache verherrlicht.

Zur Jubiläumsfeier seines Vater, am 18. Juni 1858 dichtete er im Namen der Söhne folgende Ode (vergl. Horat I., 15):

Sahst du heute den Kreis liebender Schüler sich
Um dich sammeln, die sonst saßen zu Füßen dir
Und mit willigem Ohr lauschten des Lehrers Wort:
Laut wird heut mit Recht ihr Dank.

Sieh mit ihnen auch uns, denen du mehr noch bist,
Mehr als Lehrer, zugleich Vater und Lehrer; die
Einst auf Armen du trugst, die dir ins Herz geblickt,
Wie du Milde mit weiser Zucht

An uns übtest und übst. Geistiger Vater warst
Du uns, prägend in uns deines Charakters Bild,
Sinn für Edles allein, Haß dem gemeinen Thun.
Wer kann würdiges Dankeswort

Dafür finden? Zu leicht wiegen die Worte hier!
Unermüdliche That werde mit That belohnt.
Ja, ein Leben geweiht höheren Zielen stets,
Solch ein Leben sei unser Dank!

Hilfreich bieten die Hand, wenn in des Leidens Nacht
Schwer aufseufzt die Natur, mildern des Lebens Not —*)
Mit tiefsinnigem Blick in der Gestalten Wert
Mehr als irdisches Schöne schaun —**)

Wahrheit, die aus dem Staub hebt die Verzagenden,
Treu erforschen und kühn allen verkündigen,
Daß aus göttlichem Quell Weihe des Lebens kömmt —***)
Dreifach schöner Beruf ward uns,

Doch ein Streben zumal bis auf den letzten Hauch:
Dein, o Teurer, zu sein würdig in solchem Thun.
Das ist Freude, doch ach, leise befällt uns heut
Wehmut um das geliebte Haupt,†)

Das im festlichen Kreis blühender Kinder fehlt,
Der ein lebender Kranz heute sich um dich schlingt.
Ach, ein Vierter — er war Bruder mit uns genannt,
Nicht der Vierte, der Erstgeborene

Vor uns andern an Geist, dem in Natur und Kunst,
Dem im Glauben zugleich Wunder sich thaten auf —

*) Zweiter Sohn Karl, Prof. der Medizin in Leipzig.
**) Dritter Sohn Ludwig, Maler in München.
***) Heinrich.
†) Schwiegersohn E. A. v. Schaden, Philosoph in Erlangen, gest. am 13. Juli 1852.

Früh ging jener voran uns in das stille Reich,
Doch schwebt tröstend auf seinem Grab

Hoffnung; denn es verschwand nicht für die Ewigkeit,
Was er Edles besaß, nein, es erhebt und verklärt
Sein vollendeter Geist über der dunkeln Kluft
Am jenseitigen Ufer sich,

Wo aufopfernder That bleibende Frucht erscheint,
Wo dem forschenden Blick leuchtet die Wahrheit selbst,
Wo die Stätte für uns Christus bereitet hat,
Unvergänglichen Heimatort.

Wie Thiersch offen und frei für das Recht und das Rechte in den großen Weltfragen eintrat, so auch da, wo er ein öffentliches Aergernis oder eine allgemeine Gefahr zu erblicken glaubte. Gegen die Abschwächung der Strafgesetze zum Schutze der Sittlichkeit in Bayern hatte er einst ein lautes Zeugnis abgelegt. In Basel warnte er öffentlich in der Zeitung vor einem Magnetiseur, der eben seine Vorstellungen anzeigte, ferner vor dem Besuche der angekündigten Verhandlungen des britischen, kontinentalen und allgemeinen Bundes zur Hebung der Sittlichkeit von seiten der Frauen. Für die öffentliche Ruhe des Sonntages hat er mit Erfolg gewirkt. Auch schrieb er 1879 ein beachtenswertes theologisches Gutachten über den Impfzwang, dessen ausgesprochener Gegner er war.

Er war ein Feind alles Zwanges, jeglicher Unterdrückung und darum ein Schützer aller ungerecht Verfolgten. Nicht allein Witwen und Waisen und manche alleinstehende Dame fanden bei ihm Schutz, liebevollen Rat und Teilnahme. Nein, er konnte überhaupt nicht ungerecht leiden sehen und trat mit Mannesmut für den Verfolgten ein, auch wenn er dessen Ueberzeugung nicht ganz teilte. In Marburg hatte Jordan schon viele Jahre gefangen gesessen. Da nahm Thiersch, nachdem er sich von seiner Unschuld überzeugt hatte, offen für ihn Partei und bezeugte laut seine Unschuld. Er zog sich dadurch viele Unannehmlichkeiten zu. 1845 wurde Jordan freigesprochen. Die Kämpfe der kurhessischen renitenten Pastoren erregten seine größte Teilnahme, und er verwandte sich bei dem bayerischen Minister für sie behufs Anstellung in diesem Lande, freilich ohne Erfolg. Wurde der römische Bischof Greith in St. Gallen nach seinem Tode geschmäht, so war es Thiersch, dem er persönlich bekannt gewesen, der ihn verteidigte, Wollte ein politisch verbannter deutscher Pastor in Basel wohnen, so konnte er auf Thierschs Fürsprache rechnen. Wurde die Heilsarmee in verschiedenen Orten der Schweiz von der Polizei gegen die Gemeinheiten des Pöbels nicht geschützt, so stand Thiersch nicht an, einen appel au peuple zu verfassen und Religionsfreiheit auch für diese Sonderlinge zu fordern.

Das Lebensbild des Entschlafenen würde unvollständig sein, wenn wir Thiersch nicht auch noch im Kreise seiner Familie betrachten würden. Wie er das christliche Familienleben beschrieben, so, kann man sagen, hat er es auch gelebt. Der Kreis der Seinen war groß. Seine Frau war ihm die treue Gehilfin in der Erziehung von vier Söhnen und sechs Töchtern. Drei Kinder waren ihnen in Marburg im zartesten Kindesalter gestorben. In seinem Hause waltete er wie ein Patriarch. Sein Geist und seine väterliche Autorität war bestimmend und drückte dem Ganzen so seinen Stempel auf, daß das große Hauswesen auch während der häufigen und oft langdauernden Abwesenheit des Vaters doch seinen guten Gang ruhig weiterging. Aber, wenn auch sein Geist dem ganzen Hause seinen Charakter verlieh, so ließ der Vater doch jedem Kinde die freie Entwickelung seiner Persönlichkeit. Und so ist es zu verstehen, daß so manches seiner Kinder, wenn auch mit ihm eines Geistes, doch so ganz verschiedenen Wesens ist.

Im Thierschschen Hause ging alles nach der Uhr. Um 7 Uhr morgens und $^3/_4$10 Uhr abends fand die Hausandacht statt, in welcher der Vater ein ganz besonders

reiches Maß an Fürbitte für die Seinen, für Verwandte und Freunde, für die Leidenden und besonders für die ganze Kirche dem Herrn darbrachte. Von 2—3 Uhr in der „Gemütlichkeitsstunde“ und am Abend war er im Kreise der Seinen; die übrige Zeit des Tages arbeitete er in seinem Studierzimmer. Die Kinder wurden streng, aber doch mit großer Milde erzogen, und sie hingen alle an Vater und Mutter mit unbegrenzter Liebe. Ein Freund des Thierschschen Hauses schreibt mir eine kleine Geschichte, aus der Thierschs heiliger Ernst zu erkennen ist. „Als ich in Marburg einmal Thiersch besuchte, kamen um 4 Uhr die Knaben aus der Schule, und einer stürzte, keinen Besuch ahnend, ins Zimmer mit leidenschaftlichem Rufe: Er ist zum Tod verurteilt! Da habe ich den Vater das einzige Mal im Zorne gesehen. „Hinaus, schäme Dich!“ und entsetzt fuhr der arme Junge zum Zimmer hinaus. Es war vom Vater weniger die Störung des Besuchs, als die wilde Art, solch ein Ereignis zu verkünden, gemeint. Der Mörder Hilberg war verurteilt, und sein Prozeß hatte ganz Marburg in Aufregung versetzt, den Knaben natürlich auch.“

Bei Thierschs war eigentlich immer Besuch. Es mag wohl wenige so gastfreie Häuser geben. Seit dem Tode der Mutter stand die älteste, nach deren Verheiratung die zweite Tochter dem Hause vor, und jeder, der kam, war herzlich willkommen. Die große Verwandtschaft und Freundschaft, der weite Verkehr des Vaters in den verschiedenen Ländern führte eine Menge Gäste in das offene Haus. Einmal stellte es sich heraus, daß Vertreter aus allen fünf Weltteilen am großen Tisch im Eßzimmer zusammen saßen. Oft schwirrten mehrere Sprachen durcheinander.

Es ging bei Thierschs immer recht heiter zu; der „Papa“ und die „Mama“ waren fröhlich, die Kinder oft ausgelassen. In früheren Jahren liebte es der Vater sehr, sich nach Tisch noch ein wenig mit den Kindern zu unterhalten, selbst wenn er dadurch seine Mittagsruhe einbüßte. Dann gab er ihnen und später den Enkeln Rätsel auf oder erzählte ihnen Aesopische Fabeln. Auch machte es großen Spaß, wenn sich die Kleinen zuweilen auf die eine Seite des großen Eßtisches setzten, der Papa die andere Seite hob und dann alle übereinander purzelten und eins nach dem andern sich aus dem Knäuel herausarbeiten mußte. Es wurde besonders am Sonntagabend viel gesungen und musiziert. Den Kleinen erteilte dann wohl auch der Vater einen katechetischen Unterricht oder zeigte ihnen biblische Bilder.

Besonders erfreuten ihn seine Enkel, deren er vierundzwanzig hatte. Ueberhaupt liebte er Kinder sehr. Einst fuhr die Frau Direktor W. aus Fr. mit ihrem kleinen Kinde in der Eisenbahn. Ein Herr stieg ein, nahm gegenüber Platz und beobachtete mit großer Rührung das Kind, offenbar in Erinnerung an sein eigenes zu Hause. Der Herr steigt aus und segnet vorher das Kind. Als Frau W. fragt, hört sie, es sei der Professor Thiersch gewesen. Das Kindlein wurde später die Frau meines Freundes Fr. in U.

Von den neun noch lebenden Kindern sind der älteste und der jüngste im Baufache Professoren in München, die beiden andern Söhne Geistliche in den apostolischen Gemeinden, wohnhaft zu Basel und Albury in England. Drei der Töchter sind an Geistliche in den apostolischen Gemeinden verheiratet, die beiden anderen waren beim Vater.

Und soll ich über diesen unsern teuern Vater noch etwas sagen? Wer ihn nicht gesehen, ihn nicht gehört hat, dem wird es doch trotz allen Beschreibens schwer sein, sich diesen Mann mit seinem Herzen voll Liebe und Demut vorzustellen. Es vereinigten sich in ihm so wunderbar die Gegensätze. Er war so würdevoll und trat bei allem mit einer so imponierenden Feierlichkeit auf, und doch habe ich noch nie einen Mann von solcher tiefen Demut gesehen. Er war so ernst, so elegisch gestimmt, so leicht gerührt und doch so heiter, liebte Späße und scherzhafte Anekdoten und konnte so herzlich lachen. Von düsterer oder pessimistischer Anschauung war bei diesem Manne keine Spur. Er war so anspruchsvoll gegenüber Leuten von Geist und

Bildung und konnte leeres Gerede nicht ertragen. Es wurde dem, der ihn zum ersten male sah, wohl ein wenig angst. Seine Erscheinung war ja so imposant, sein Wort so mächtig. „Tout le monde vous craint, ma fille tremble devant vous," sagte ihm eine französische Schweizerin. Aehnlich mag es jenem deutschen Professor ergangen sein, von dem Orelli erzählt. Und doch fühlte man sich so behaglich in seiner Nähe. Mit ihm zusammen zu sein ist gar so schön gewesen. Das haben viele Menschen erfahren. Er war so anspruchslos gegenüber Geringen, interessierte sich so für den einzelnen und seine Verhältnisse, er war ein so kindlicher, durchaus menschenfreundlicher Mann. Mich rührte es oft, wenn ich Thiersch mit den Landleuten aus dem Wiesenthale im Dialekt reden hörte, und mag sich jene Schweizerin auch vor ihm gefürchtet haben, die Armen und Elenden und die oberhessischen Bauern haben sich sicher nicht vor ihm gefürchtet. Sie kannten keinen „herzigeren", keinen „gemeineren" Mann als den „Herrn Professor".

Thierschs ganzes Wesen war beherrscht von der heiligen Ruhe und der himmlischen Freude eines Christen, der im Frieden mit Gott steht. Diese Ruhe verließ ihn nicht. Seine Nähe übte auf den, der sich ihm hingab, eine heiligende Wirkung aus. Er hat viel Schweres in seinem Leben zu ertragen gehabt. Aber der HErr hat ihn auch Seine Gnaden reichlich schmecken lassen. Daß er das apostolische Werk kennen und glauben gelernt, hatte ihn innerlich so viel reicher gemacht. Dies erkannte er stets mit Dank gegen Gott an. Seine wie dieser Gemeinden Zukunft legte er getrost in die Hand des HErrn, dessen Kommen er freudig und erwartungsvoll entgegensah. Ich erzählte ihm einst, in Norddeutschland fragten unsere Gegner so oft, was wir thun wollten, wenn nun auch noch der letzte Apostel vor dem Kommen des HErrn stürbe? Er antwortete: „Nicht wir werden etwas thun, sondern wir haben nur darauf zu achten, was der HErr thut. Und was der in dem gesetzten Falle zu thun vorhat, wissen wir nicht, kann uns auch nicht beunruhigen."

Zwei Ereignisse, die ernstesten nach dem Tode der Mutter, hatten in den letzten Jahren die Familie in ganz besonderer Weise bewegt: das eine ein Grund freudigsten Dankes, das andere tiefster Trauer und Demütigung. Ein Schwiegersohn Thierschs lag an einem Knieleiden lange krank, endlich ganz hoffnungslos darnieder. Das Bein wurde im Frühjahr 1883 amputiert, aber der Kranke genas wunderbar, und völlig wiederhergestellt kann er jetzt seines Amtes warten. Das andere Ereignis beugte den alten Vater tief und hat ihm in seinen letzten Lebensjahren viele schwere Stunden bei Tag und bei Nacht gemacht. Seine zweite Tochter wurde im Sommer 1882 infolge eines Stoßes an den Kopf nervenleidend. Dies wurde immer ärger. Sie verfiel endlich in vollständige Melancholie, in welcher sie im Sommer 1884 auch starb. Der Tod dieser Tochter, die ihm vielleicht ganz besonders nahe gestanden hat, war ein furchtbarer Schmerz. Er hat sich nicht von ihm erholt.

Das letzte Jahr seines Lebens war für Thiersch auch ein Jahr schwersten körperlichen Leidens. Im allgemeinen erfreute er sich einer guten Gesundheit und war selten krank, wenn er auch auffallend früh grau geworden war und wie ein Greis aussah. Im Winter 84 auf 85 wurde er hinfälliger, seine Hände schwollen an, schmerzten und hinderten ihn, mit Hilfe seiner Stöcke auszugehen. Vielleicht mit infolge der großen Gemütsbewegungen der letzten Zeit entwickelte sich Tuberkulose, die den ganzen Körper ergriff und überall Geschwüre bildete. Kurz vor Pfingsten mußte er eine sehr schmerzhafte Operation vieler dieser Geschwüre durchmachen. Die unheimliche Krankheit ging trotzdem ihren Gang fort. Im Sommer und Herbst wohnte er in einem Landhause in dem schönen Park eines Freundes in Richen unweit Basel. Dort besuchte ich ihn im Juli und August. Da lag der teure Mann im Bett oder auf dem Sopha in seinem Zimmer oder auf der schönen Terrasse unter den hohen Bäumen ohne Klagen, ohne Seufzer. Er ahnte sein baldiges Ende und sprach davon, hoffte aber immer noch, wieder arbeitsfähig und dem Gebete der Seinen geschenkt zu werden. Er genoß

außerordentlich viel Liebe und Teilnahme von nah und fern, bekam und empfing wie früher viele Besuche und er hatte die Freude, in dieser Zeit noch einmal alle seine Kinder, mit Ausnahme einer Tochter, bei sich zu sehen. Wer ihn aber loben oder zu sehr beklagen wollte, wurde von ihm zurechtgewiesen. Er wollte nicht, daß man so viel Wesens von ihm mache. Und dabei war er geistig so frisch, sein Gedächtnis scharf, sein Urteil klar. Er beschäftigte sich viel mit dem unglücklichen Kaiser Maximilian von Mexiko, dessen siebenbändiges Tagebuch er in dieser Zeit las. Es waren Stunden schönsten Zusammenseins und köstlichsten Austausches, die ich da zum letzten Mal mit ihm zubringen durfte. Nicht lange nachher folgte eine zweite schwere Operation. Der Schwerkranke wurde in seine Wohnung nach Basel gebracht. Es war fast Winter geworden. Still und ergeben in den heiligen Willen seines HErrn litt er noch mehrere Wochen. Die Aerzte sahen sein nahes Ende. Sie hatten sich nicht getäuscht. Ende November verlor er zuweilen die Besinnung; dazwischen war er klar. Auf die Frage, ob er sich vor dem Tode fürchte, antwortete er: „Was man den natürlichen Tod nennt, ist nicht schwer." Ein anderes Mal sagte er: „Ich habe nur zu loben und zu danken." Am letzten Tag segnete er seine Kinder, die anwesenden wie die fernen, und am Morgen des 3. Dezember, früh 6 Uhr, zu der Stunde, wo das Volk dem HErrn im Frühdienst naht, ist auch dieser Knecht seinem HErrn genaht und verschieden. „Selig und heilig ist der" (sc. der teil hat an der ersten Auferstehung) sind seine letzten Worte gewesen. Sein Ende war sanft und friedlich im Lichte und in der Kraft der Hoffnung auf ein fröhliches Erwachen bei der nahen Wiederkunft des HErrn Jesu Christi.

Uns Kindern ist unser irdisches Haupt genommen, und in tiefem Schmerze möchten wir dem Dahineilenden nachrufen: Mein Vater, mein Vater, Wagen Israels und seine Reiter! Wir fühlen uns aber verbunden mit den vielen, die in dem Teuren einen geistigen Vater verloren haben, in der festen Hoffnung, daß bald die Stunde kommen wird, wo der HErr erscheint und die aus den Gräbern ruft, die in Ihm entschlafen sind, und die Lebenden verwandeln wird. Diese Vereinigung wird dann nie ein Ende finden. Und in dieser Hoffnung sind wir fröhlich.

Das Begräbnis ging dem Wunsche des Entschlafenen gemäß still von statten. Nach einer liturgischen Feier in der Kapelle der Gemeinde zu Basel wurde der Sarg unter großer Beteiligung auf den Baseler Totenhof gebracht. Dort hat Heinrich Thiersch seine letzte Ruhestätte gefunden.

Bei der Leichenfeier wurde dasselbe Lied wie einst in München bei dem Begräbnis seiner Frau gesungen: Herzlich lieb hab ich Dich, o HErr. Die inhaltreichen Anfangsworte dieses dem Entschlafenen stets so teuren Liedes sprechen kurz den ganzen vollen Inhalt des so reichen Lebens dieses treuen Zeugen Christi aus.

Sinkende Welten.

Novelle in Versen

von

Dietrich von Hertzen.

(Schluß.)

VIII.

Tagebuchblätter.

Fort von Waldin und fort von Neustadts Mauern,
Von Steinburg fort, wo ich die Treue brach! —
So klang es schon mit bittren Hasses Schauern
Durch mich hindurch seit jenem grauen Tag,
Da nachts die Glut, die zehrende und rasche,
Der Väter Schloß verkehrt in graue Asche.

Nun lieg ich still im Bann der großen Stadt
Mit siechem Leib und krank in Seelenqualen,
Die Brust so leidend und der Pulsschlag matt:
Der Jugend Thorheit muß ich büßend zahlen.
Der Arzt war hier und er entschied dem Müden:
Ergreif dein Zelt und trags zum fernen Süden.

Mag Eckard denn der fernen Scholle warten,
Aus der ein hartes Schicksal mich verstieß.
Und wär' der Heimat liebgewordner Garten
Mir nun für stets verlorenes Paradies,
Ich werde nicht aufs neue darum werben,
Was mich verlangt, ist scheiden und ist sterben.

* * *

Durch Berg und Thal auf ihrem Eisenwege
Trieb mich des Dampfs gewalt'ge Riesenkraft.
Ich bin am Ziel. Doch matt und kraftlos lege
Ich mich aufs Lager, bis ins Mark erschlafft.
Was mir an Kraft im Leiden noch geblieben,
Der letzte Gruß der Heimat hats vertrieben!

O Schicksalstücke, die in meinen Wagen,
Als mir die letzte Abschiedsstunde schlug,
Zwei Zeitungsblätter höhnisch noch getragen.
War ich schon tot, sie sind das Leichentuch,
Die, was ich vornahm, kämpfend zu erfüllen,
In kalten Spott und eis'gen Hohn verhüllen.
„Was will der Junker bei den Bürgern streiten? —
Er meints nicht ernst, Vertrau'n erwirbt er nie."
„Ein Edelmann auf der Empörer Seiten? —
Schallt es von rechts, Verrat und Felonie!"
Und — beide — beide wissen dann Geschichten
Aus meiner Jugend Sturmzeit zu berichten!

Hat mich die Flamme aus Waldin vertrieben,
Von Neustadt fort ein unerbittlich „Nein",
Aus Steinburgs Schloß in Haß verkehrtes Lieben,
Und blieb die Hauptstadt Zuflucht mir allein — —
Auch das ist aus. Die letzten Fugen krachen,
Seit über mich auch noch die Freunde — — lachen!
O wie sie lachen, jener Kreis von Spöttern,
Daß meiner Hoffnung Traumgebäude fällt,
Und ich — mag grimmer Hohn mich auch umwettern —

Ich lache mit — ich lache, daß es gellt.
Wie bald, wie bald wird auch dem letzten Lachen
Ein letzter Tag ersehnte Endschaft machen!

* * *

Ist's wirklich wahr? — Ich kann, ich mags nicht glauben,
Daß ich mit ihr — o könnt ich's doch vergessen —
Daß ich mit ihr am Weidenstamm gesessen,
Und daß ein Wort, ein Nein von ihrem Munde,
Ein Wort genügt, um mir mein Glück zu rauben,
Ihr festes Wort in jener finstren Stunde.

Ich kam, gewohnt die Herzen zu besiegen,
Drang wahnverblendet auf die Falsche ein;
Dem zagen Kinde mußt ich unterliegen,
Ihr Lächeln war und ihre Gunst nur Schein,
Nur Schein gewesen, gaukelhaftes Lügen,
Mich, den Erfahr'nen, tückisch zu betrügen.

Das fromme Kind, das ich erwählt vor vielen,
An das ich Stolzer meine Gunst gewandt,
Hat sich ergötzt, mit dieser Gunst zu spielen,
Mit leichtem Herzen und mit leichter Hand,
Hat mich benutzt, um Eifersucht zu schaffen,
Hat mich benutzt, daß sie den frommen Laffen —
Ein gutes Glück: zwei Freier um die Wette —
Nur desto enger an ihr Schicksal kette.

O Weiberherzen! Manche lange Jahre
Kenn ich euch schon, und habe nie getraut.
Trug und Verstellung sind für euch das Wahre,
Ich hab's gewußt, und hab euch stets durchschaut.
Ein erstes Mal jetzt ward ich zweifelnd schwach,
Ein wenig Wahrheit und ein wenig Treue
Hab ich geglaubt. — Verflucht sei jener Tag,
Was er gebar, war Bitterkeit und Reue. —

Und dennoch stand es gut um meine Sache,
Hielt ich das andre Thor in Vorsicht offen —
Dann nahm ich lächelnd an dem Kinde Rache,
Erfüllte dann in Steinburg warmes Hoffen.
Doch, ach, im Vorwitz schloß ich mir das Thor.
Getäuscht, betrogen steh' ich nun davor!

* * *

Dringe zur Klarheit
Ringendes Herz,
Eins nur ist Wahrheit,
Das ist der Schmerz.
Einem bekenn dich
Für alle Zeit!
Eins ist beständig,
Das ist das Leid,
Das ist der Sorgen
Nagender Zahn,
Welche dich morgen
Wie heute umfahn.
Ruf es nur offen,
Wenn sie sich nahn:
Glauben und Hoffen,
Alles ist Wahn.
Feind und geschieden
Dem allen zu sein,
Das zieht als Frieden
Zur Seele ein.
Einer sei Meister,
Der uns behagt:
Das ist der Geist, der
Allem entsagt.
Fort die Gebäude
Hoffnunggefügt,
Fort mit der Freude,
Welche uns lügt.
Gib sie zum Raube
Den Thoren der Welt.
Erst wenn der Glaube
Schwindet und fällt,
Leuchtet uns schöner
Das Morgenrot.
O komm Versöhner,
Befreier Tod.

* * *

O wohl, ich fühl's. Die Lüfte weh'n hier linder,
Erleichtert atmet die beschwerte Brust.
Schnee in Waldin. Hier sprießen Frühlingskinder,
Hier grünt das Laub in Sommersonnenlust.

Doch ach, was hilft's dem Matten, Todeswunden,
Was hilft es dem, dem Leib und Seele krank?
Kann ich erstehn und wiederum gesunden,
Seit Kraft und Hoffnung — alles — mir versank?
Ich kann es nicht. Und falte meine Hände,
Doch nur in Ohnmacht, nimmer zum Gebet
Und warte still auf das ersehnte Ende,
Für andre Hoffnung ist es mir — — zu spät.

Ich bin bereit, mein Leben zu verhauchen.
Was liegt daran? — Ich war's nicht, der es nahm.
Wie in das Meer Schaumblasen schwindend tauchen,
So taucht die Seele in das ew'ge Brahm.

* * *

Welch ein Besuch! — Ich sah zum Meeresstrande
Zerstreut hinab vom ragenden Altan,

Und blicke auf! — Ein Gruß vom Heimatlande,
Steht plötzlich lächelnd vor mir — der Kaplan.
Woher des Wegs? — Er sei nach Rom gekommen,
Von seinen Obern zum Gespräch zitiert — —
Durch Zufall habe er dann dort vernommen,
Wie mich mein Weg nach Napoli geführt;
Wie ich hier liege nun schon viele Wochen,
Vom Druck der Krankheit und vom Leid gebrochen.
Nun wollt er schauen, wie es mir ergehe,
Ob ich noch leide, ob Genesung naht —
Doch wenn ich prüfend ihm ins Auge sehe,
Glaub ich ihm nichts, — er kommt als Diplomat.
Doch bat ich ihn, nicht allzusehr zu eilen,
Mir zu berichten, was die Heimat treibt.
Er war nicht spröde und will gerne weilen,
Ich bot ihm freundlich Obdach und — er bleibt.

* * *

Das Eis zerschmolz. Ich hab mit ihm gesprochen,
Von dem geredet, was mein Herz bewegt.
Er frug, warum ich denn mit ihr gebrochen,
Und welch ein Hemmnis mir den Weg verlegt.
Wie ichs gemacht, daß ich das stolze Herz,
Das doch in tiefer Liebe für mich glühte,
Was ich gethan, daß es in bittrem Schmerz
Nun wilden Haß in hellen Funken sprühte.
Ich hab' ihm alles kurz erzählt und frei,
Wie ich geschwankt und lange unentschieden
Bei mir erwog, ob es nicht Bertha sei,
Die mir gefehlt für meines Hauses Frieden.
Ich hab erzählt, wie ich erschrocken stand,
Als ich durchschauend mehr und mehr erkannte,
Wie sie so scharf mit Zunge und mit Hand
Fest in Gehorsam ihren Vater bannte.
Wie an der Rose mich der Dorn verletzt,
Der Herrschsucht stachelstarrendes Geäste,
Wie ich geschwankt, gezaudert und zuletzt
Ihr grad herausgesagt, es sei das beste,
Wenn unsere Wege sich für immer schieden,
Denn was ich suchte: stillen Hausesfrieden,
Den würde ich doch niemals bei ihr finden —
Wie sie erblaßt und dann mit Ueberwinden
Doch festem Handdruck Lebewohl gesagt,
Und wie ich dann — Gott sei es heut geklagt —
Um ihr recht tief den Pfeil ins Herz zu stechen,
Gesagt, ich sei bereit nach Neustadt aufzubrechen,
Dort harre mein so friedlich und so lind,
Im stillen Haus, Marie, das stille Kind — —

Wie wenn ein Wind, der scharf von West her braust
Und manchen Tag umsonst am Laub gerüttelt,
Weil er mit Kraft und unermüdet zauste
Doch endlich Blatt um Blatt vom Baum geschüttelt,
Und sie davontrug über Thal und Hügel
Auf schnellem Fittich seiner Sturmesflügel, — —
So trug mit frohem Seufzer mir vom Munde
Der Pfaff aufatmend, — wie ein Meisterwort,
Um das er sich verzweifelt manche Stunde
Den Kopf zermartert — das Geheimnis fort.
Nun wußt ers endlich, was so rätselhaft,
So ganz und plötzlich sie und mich geschieden,
Und er begann sofort mit List und Kraft —
Ich sah es deutlich — seinen Plan zu schmieden.

* * *

Wie lieblich lagert auf dem blauen Meere
Auf Bucht und Berg Neapels Sonnenschein.
Wie trinkt das Herz, das dürstende und leere,
Mildwarmen Lufthauch zur Belebung ein!
Der sieche Leib, der welkende und kranke,
Unwiderstehlich hebt er sich zur Stund',
Unwiderstehlich packt mich der Gedanke:
Noch winkt dir Rettung — du wirst doch gesund!

Und dann? — Hinweg, du doch vergeblich Hoffen!
O meine Jugend, die ich wild durchstürmt!
Einst stand auch mir das Thor zum Glücke offen,
Doch hab' ich frevelnd Schuld auf Schuld getürmt.
Nun büß ich aus auf schwerem Krankenbette
Den Todesweg, in den ich mich verirrt.
An mich geschmiedet ist die Schicksalskette,
Die zentnerschwer um meine Seele klirrt.

Wüßt ich ein Mittel, vor mir selbst zu fliehen!
Wär ich doch endlich vor mir selbst allein!
Selbst in der Landschaft Zaubermelodien
Mischt sich der Grundton des Verzagens ein.
Und doch — unmöglich, daß wir nur hienieden
Vorausbestimmt für nichts als Leid und Pein — —
Gott — wenn du lebst — so sende endlich Frieden
Mir in das wirre, öde Herz hinein.

* * *

Der Plan ist da — er hat ihn offenbart —
Er selber will den Abgrund überbrücken.
Kalt wohl und herrisch sei des Fräuleins Art,
Doch mild ihr Herz und ohne Falsch und Tücken.
Sie liebe mich mit voller Seelenglut,
Nur wen man liebe, könne so man hassen,
Wie sie mich jetzt. Doch werde ihre Wut
Vor gutem Worte schnell und leicht erblassen,
Wenn ich vertrauend in des Pfaffen Hände
Mein Schicksal lege, daß ers glücklich wende.

Und zu des Ziels verheißender Erringung
Sei nur ein einzig Wörtlein ihm von Not,
Ein einziges Gelöbnis ihm Bedingung.
Als ich den Preis zu nennen ihm gebot,
Schlug er voll Salbung seinen Blick zur Erden
Und thränenzitternd, wie ein Kind, das weint,
Sprach er mit Inbrunst: zum Verbundenwerden
Fehlt nur der Glaube, der euch selig eint.
Sprichst du mirs aus in kurzen, festen Worten,
Du willst ein Kind der großen Kirche sein,
Dann öffnen weit sich unsres Schlosses Pforten — —
Du ziehst in Steinburg als Befreier ein.
Dann ging er fort. Und ließ mich sinnend schwanken.
Soll ich ihm fluchen oder soll ich danken?

* * *

Nun ists heraus, das schwere Herz erleichtet,
Was mich bedrückte hab ich ihm gesagt,
Was mich geängstet dem Kaplan geklagt,
Ihm alles, alles gestern früh gebeichtet.
Was ich ihm vortrug hat er still vernommen,
Als er im Sessel lauschend vor mir saß,
Mich dann am Arm zur Messe mitgenommen,
Die man um zehn in St. Theresa las.
Ob Geist und Form auch wunderbar verschieden —
Ich folgt ihm gern, als er zum Betstuhl ging,
Und mir ward wohl, als stiller Kirchenfrieden
In hoher Wölbung schauernd mich umfing.
Andächtig Volk lag betend auf den Knieen
In matten Lichtes bunt gebrochnem Strahl,
Und hoch vom Chor in Himmelsharmonien
Klang Palestrinas ewiger Choral.
Des Priesters Hand vollzieht die heil'ge Handlung,
Die Schelle tönt und jeder Odem lauscht,
Wie bei der hehr geheimnisvollen Wandlung
Gott gegenwärtig durch die Hallen rauscht.
Gott gegenwärtig? — Was man früh mir raubte
Mit harter Lehre festen Eisenzangen —
Es fehlt nicht viel, daß ich es dennoch glaubte,
So tief sind jetzt noch Herz und Sinn gefangen!

* * *

Schwarz liegt er da, wie eine Riesenbeule,
Der finstre Berg, der soviel Unheil schuf.
Wie grade steigt die Rauch- und Feuersäule,
Hoch vor mir auf vom nächtigen Vesuv!
Sei mir ein Bild, du flammende Rakete,
Sei mir Gewähr und liebes Hoffnungszeichen,
Daß auch aus dunkler Seele die Gebete,
Die erdentstiegnen, in den Himmel reichen!

* * *

Wenn durch den Sinn aus der Erinn'rung Grunde
Mir Heimatbilder, Jugendbilder gleiten —
Wie blättr' ich dann in stiller Feierstunde
In längst vergessnen und vergilbten Seiten.
Wie taucht allmählich, ob noch weit entfernt,
Die Lehre auf, die ich so tief verachtet,
Wie wird lebendig, was ich einst gelernt,
Wie es sich kräftig zu gestalten trachtet.
Wärs wirklich wahr, daß wir so ganz dem Bösen
In seiner Hand, in seiner Kräfte Bann,
Und daß nur Einer diese Fessel lösen,
Daß uns nur Einer ledig machen kann?
Wärs wirklich wahr? Und hätte nur ein Schleier
Auf mir gelegen — eine Seelennacht — —
HErr, wenn du willst, so schick mir den Befreier,
Schick mir den Heiland, der mich sehend macht!

* * *

Wärs wirklich wahr? — O wohl ich sah es kommen.
Mein Leib war siech, doch klar mein Geistesblick.
Der Krankheit Rückschlag hat er wahrgenommen.
Hab' ich's gesagt: ich werde Katholik!?

Als ich gepeinigt von Erinnerungsqualen
Und Körperleid mich auf dem Lager dehnte,
Und schon den Tod mit klappernden Sandalen
Und scharfer Hippe um mich schaffen wähnte,
Als schon auf Stunden Sinn um Sinn mir schwand,
Und ich umsonst nach Frieden rang und flehte,
Legt er mir säuftend auf die Stirn die Hand
Und seine Lippen murmelten Gebete — — —

Ergab ich mich? Gehorcht ich dem Kaplan?
Was hätt ich nicht in meiner Seele Bangen,
Was hätt ich nicht, um Frieden zu erlangen,
Was hätt ich nicht an jenem Tag gethan?
Ist es geschehn? Ist mein Geschick gewandelt?
Was ich geworden, muß ich's nun auch sein?
Hab' ich gesündigt, hab' ich recht gehandelt?
Gott, wie es endet, weißt nur du allein!

* * *

Oft kehr ich heim in meiner Kindheit Zeiten
Zu dir, zu dir, mein heimatlich Waldin,
Laß alterlebtes sanft vorübergleiten,
Und liebe Bilder durch die Seele zieh'n.
Des Schlosses denk ich, wie es still verborgen
Im Schatten ragte; doch der Platz ist leer.
Der Vater starb, gebeugt vom Druck der Sorgen,
Um mich erduldet — alles ist nicht mehr!

Der Mutter Auge, jenes ernste, blaue,
Sieht mich dann oft so still und traurig an,
Und Stein fragt bleichen Munds, als ob ihm graue:
O Philaleth, was hast du nun gethan?
Er war so gut; und doch, ich weiß, er haßte
Mich jetzt, weil er mich für verloren hielte,
Wenn er geseh'n, wie ich gehorsam faste,
Wie in der Hand der Rosenkranz mir spielte — —
Und er hat recht! Was man in Todesbangen
Von mir erpreßt — es binde mich nicht mehr!
Mag Klang und Weihrauch euch den Sinn umfangen,
Mir lechzt die Seele und die ließt ihr leer!
Wenn ich im Leiden meinen Gott gefunden,
Zum Glauben kehrte, der nun sonnig lacht,
So war's das Erbteil ferner Jugendstunden,
Zu neuem Leben froh in mir erwacht.
Ja dorthin will ich, wo die Kirche Klarheit
Dem gläubgen Volk aus ihrem Schatze gibt.
Ich will zur Schrift, ich will zum Wort der Wahrheit,
Ich will zu dem, den meine Seele liebt!

* * *

Nun ist er fort! Wie er zerschmettert stand,
Als er erkannt, daß ihm sein Plan mißlungen,
Trotz weiter Fahrt in dieses ferne Land,
So nah' am Ziel, das er schon fast errungen.
Er hielt mir vor, was ich ihm doch versprochen,
Als ich am Tod lag mit zerstörtem Leibe,
Er hielt mir vor, daß ich mein Wort gebrochen,
Wenn ich nun dennoch Ketzer sei und bleibe.
Ich gab zurück, daß was dem Todesblassen
Von ihm erpreßt, mich nimmermehr verbinde,
Wie es dem Mann nicht gelte, was vom Kinde
Die Amme gierig sich versprechen lassen.
Dann, sprach er, sei auch keine Hoffnung mehr
Für mich in Steinburg. Und ich bat ihn sehr,
Sich meinethalben ferner nicht zu sorgen.
Was er gethan an mir, dem armen Kranken,
Das werde ich ihm stets von Herzen danken.
Doch seiner Pläne hohes Luftschloß sollt er morgen
Kurz und getroster Hand zusammenschlagen
Und wohlverpackt mit in die Heimat tragen.
Und er ging fort. Doch wie er geht und zieht —
Er hofft noch weiter und sein Plan zieht mit.

* * *

Was sie uns beut, die große Stadt am Tiber,
Einst Haupt der Welt und auch der Christenheit,
Hab ich durchkostet, seit vom schweren Fieber
Langsam genesend mich die Zeit befreit:
Die alt und grau aus längst vergangnen Tagen
Fernher hinein in gegenwärtge Zeit
Aus Schutt und Erde auferstanden ragen,
Die Tempel sah ich, Götterkult geweiht.
Und aus der Vorzeit halbzersetztem Reste
Sah ich die Stadt, die groß und neu erstand,
Der Kirchen Pracht, die schimmernden Paläste,
Der Kunst Gebilde von der Meister Hand.
Was kühner Sinn vermocht hat zu erdenken,
Was himmelher die Phantasie gebracht,
Hier ists, die Seele tauchend zu versenken,
Nicht Ideal mehr, nein — es ist vollbracht!

Doch, ach, wem gilt der Gotteshäuser Feier?
Gilt sie dem HErrn, der Seine Erde trägt?
Gilt sie dem Sohn, dem siegenden Befreier?
Gilt sie dem Geiste, der das Herz bewegt?

Vorbei! vorbei! an diesen Lichtgestaden,
So weit sie reicht, Roms stolze Kirchenmacht,
Hat man Marie zur Mutter aller Gnaden,
Hat man die Magd zur Königin gemacht.

That man nicht dem, der schon so viel erlitten —
Ich sah es selbst — zum letzten auch noch das,
Prägt ihn in Wachs, zerstochen und zerschnitten,
Und sperrt sein Zerrbild unter Holz und Glas,
Hängt ihm dann sorglich, als ob man versehe
Sich eines Fehltritts oder Unglücksfalls,
Als Amulett, daß ihm kein Leid geschehe,
Der Mutter Bild um den entblößten Hals,
Und wie der Mutter Bild, der wesensgleichen,
Des Sohnes Brust als treuer Schutzgeist ziert,
Ist er nun selbst aus seines Geistes Reichen
Von ihr verdrängt, verscheucht, depossediert!
Und man entringt, die Göttin zu vollenden,
Selbst schon das Kind aus ihren Mutterhänden!

O gebt nur fort solch glänzendes Exempel,
Die stumme Herde folgt euch blind und stracks.
Macht doch die Kirche zum Marientempel,
Pflegt Bilderdienst vor Pappe und vor Wachs!

Das letzte große Band, das uns noch weiland
Mit euch vereint, zerriß ein Augenblick!
Nein, euer Christus ist nicht unser Heiland.
Er ist nur noch — — moderner Katholik!
Mich treibt es fort, will wieder nordwärts reisen
Zur alten Heimat drängts mich mächtig hin.
Zu werden soll dort Stein mich unterweisen,
Was ich nicht war, zu bleiben was ich bin.

Klingender Hufschlag,
Rasselnde Räder!

Frisch geht es hinein
In das lachende Land
Waldin entgegen.
Dem Ost entgegen,
Der von des Meeres
Wallender Fläche
Pfeifend daherfährt,
Die Stirn umkühlend,
Einlaß begehrend
In die Falten des Mantels.
Frisch geht es hinein
In des Lenztags sonnigen Morgen!

O Heimaterde,
Wie ich dich liebe!
Feld um mich her,
Ein kahles ödes Feld.
Dort nur und hier
Beut dem zerstreuten Blick
Zerstreuter Hofstatt,
Niederer Hütten,
Ragender Scheuern
Trauliche Eintracht
Sich friedlich dar,
In krausem Busch
Und hohem Baumkranz
Die Flur belebend.

Sonst Feld umher,
Nur kahles Feld.
Und über mir
Nur blauen Himmels
Strahlende Wölbung.
Fernhin am Horizonte
Ein schmaler Streifen
Noch nicht ergrünten
Blauroten Waldes,
Aus dessen Wipfeln
Aschfahl und grau
Dunstiger Wolke
Dämmernde Wandung
Dräuend emporsteigt.

O sprich, was willst du,
Bleierne Wolke?

Ach in des frischen,
Sonnigen Morgens
Selig Genießen
Mischt unerbittlich sich das Leid,
Das tiefe Leid
Der armen Erde.

Sprich wohin fährst du
Singender Wandrer?

Schau um dich her!
Siehst du des Vorjahrs
Erstorbene Halme?
Siehst du den Landmann,
Der dort mit Seufzen
Die Furchen zieht?
Siehst du die Wolke,
Die fern am Himmel
Langsam emporsteigt?
Siehst du das Eichblatt,
Das welke, gelbe,
Das durch den Winter
Dem Sturme standhielt,
Und aus den Kronen
Der kahlen Waldung,
Die dich nun aufnimmt,
Flatternd herabfällt?

Zerdrück die Thräne,
Die dir ins Auge
Langsam emporsteigt,
Wenn auf die Lippen
Sich dir die Frage drängt:
Warum, warum
Kann dieses Feld
Nicht ewig tragen,
Kann dieser Wald
Nicht ewig grünen,
Und über Wald und Feld
Leuchtende Sonne
Nicht ewig strahlen?

O still, mein Herz!
Ist heute noch
Das kleine welke Blatt
Ein schmerzlich Bild dir
Der großen Erde,
Siehst du in seinen krausen Falten
Dich selbst,
Und fühlst du deine Glieder unabweisbar
Welken,
Sei unverzagt!

Einst kommt auch dir der Tag,
Da keine Thränenbäche mehr
Der Staubgeborenen Arbeit
Perlend geleiten,

Da keiner Wolke Grau mehr
Die Bläue trübt,
Da dieſe Felder
Vom Fluch befreit,
Da dieſe Wälder
Ewig grünen!

O ſtill, mein Herz!
Auch dir erblüht einſt
Nach dieſer Erde
Laſten und Leiden
Ewiger Frühling!

IX.

Heimkehr.

Still auf das Krankenlager hingebettet,
Das man bei Tag zum Fenſter hingerückt,
Liegt matt der Freiherr. Vor ihm, leicht gebückt,
Steht Fräulein Bertha, die den Pfühl ihm glättet,
Und blickt in ſorgenvollen Herzens Bangen
Auf ſeine bleichen, eingefallnen Wangen.
Der Arzt war da. Sie hatte noch geglaubt,
Von ſeiner Kunſt ihm Heilung zu erlangen.
Doch er hat troſtlos nur das weiße Haupt
Schweigſam geſchüttelt und iſt ſtill gegangen.

Was würd' aus ihr, wenn ſie des Leidens Schluß,
Rings um ſich her die Einſamkeit erlebte,
Wenn erſt des Todesengels Eiſeskuß
Das Leben ſtahl, das er ſchon nah umſchwebte.
O, Einen gabs, den ſie ſo heiß geliebt,
Der Falter war's, der ſie ſo ſüß umflogen!
Doch das war aus. Wie Spreu im Winde ſtiebt,
War er davon, der ſie ſo hart betrogen.

Sie ging zum Vorſaal. Sommerſonnenſchein
Strömt wärmend durch die hohen Fenſter ein.
Sie ſetzt ſich nieder und in tiefem Sinnen
Greift ſie zum Rade und beginnt zu ſpinnen.
Da tönen fernher Schritte durchs Gemach.
Der Diener iſts. In eiliger Bewegung
Birgt der Geſchulte mühſam die Erregung,
Schaut ſich noch um, als käm' ein andrer nach.
Dann zu der Herrin, die ſchon fragend blickt,
Spricht er in Ehrfurcht: „Graf von Schenk iſt unten —
Er wünſcht das Fräulein alſobald zu ſprechen."

Wie vor dem Löwen die Gazelle ſchrickt,
Sprang Fräulein Bertha auf des Bodens bunten
Und weichen Blumenteppich: „Sage gleich dem Frechen,
Er ſoll ſich packen, ſag es unumwunden —
Sonſt hetz' ich ihn — ich hetz' ihn mit den Hunden!"

Der Diener geht, greift leiſe an die Thüre —
Da ſchiebt ihn ſicher Philaleth beiſeite,
Tritt in den Saal, durchmißt ihn in die Breite,
Als ob er ſelbſt das Regiment hier führe.
Er blickt umher und wie in Blitzesſchnelle
Tritt er mit ſchlanker, blendender Geſtalt
Keck vor das Fräulein, das noch auf der Schwelle
Hochaufgerichtet daſteht, und macht ſicher Halt.

— „Da bin ich," ſpricht er, „von der weiten Reiſe
Nun heimgekehrt und biet Euch Gott zum Gruß" —

— „Ich kenn Euch nicht — vor allem redet leiſe,"
Spricht kurz das Fräulein und verſchließt die Thüre,
Die zu des kranken Vaters Zimmer führt.
„Und dann, Verwegner, wendet Euren Fuß!
Hebt Euch hinweg, — bleibt, wo Ihr hergezogen!
Nehmt den Empfang, der einzig Euch gebührt!
Einmal genügts, daß Ihr ein Weib betrogen" — —

— „Ihr redet hart, und redet nur gerecht.
Doch gönnt ein Wort dem heimgekehrten Wandrer.
O wahrlich, Bertha, ich war kalt und ſchlecht,
Doch glaub es mir, ich bin, ich ward ein andrer.
In ſchweren Leidens gramerfüllten Stunden,
In ſchwerer Not, die mich zu beten trieb,
Hab ich jetzt Gott, den ich geſucht, gefunden,
Und bitte nun: erhör' mich und vergib.
Dein will ich ſein in einem neuen Leben — —
O Bertha, Bertha, kannſt du mir vergeben?"

Wie wenn ein Hirt zum ſtillen Erlenweiher
Die Herde treibt und nun im Ried verſteckt,
Steinüberdacht, umſpäht vom Silberreiher,
Im dichten Kraut ein Otternneſt entdeckt,
Und mit dem Stab das Höhlendach verſchiebt,
Den ſchweren Steinblock vom Gezüchte wendet,
Das ſchreckbeſtürzt, vom Tageslicht geblendet,
In Bruch und Heide wirbelwindig ſtiebt,
Hier züngelnd, ringelnd abwärts zu dem Schilfe
Dort gleitend, ſchleichend auseinandereifert,
Bis augenblitzend, ihrer Brut zu Hilfe,

Die Otter ſchäumend ihm entgegengeifert —
So plötzlich hob die ſelbſtgeſetzten Schranken
Des Grafen offnes, herzenswarmes Wort
Vom ſtolzen Herzen ſeines Fräuleins fort,
Und rief zum Krieg die ſtreitenden Gedanken.
So ließ es erſt nur Haß und Neid und Eifer,
Verletzten Stolz ſich ringelnd, zügelnd bäumen,
Und ekler Ottern ſchwarzen Sündengeifer
Wild ziſchend, ſpeiend durcheinanderſchäumen,
Doch dann — — vom Zauber ſeiner Augenſtrahlen
Unwiderſtehlich ward ihr Groll gebannt;
Halb nahm er ſie, halb gab ſie ihm die Hand,
Halb noch im Zorn, halb in der Wonne Qualen
Beſiegt zu ſein von ſeiner Blicke Blitzen,
Und ſelig doch, das vielgeliebte Herz
Nach hoffnungsloſer Trennung bittrem Schmerz,
Als Siegerin den Flüchtling zu beſitzen.
Der Strom der Küſſe bricht ſich freien Lauf —
Da klingt ein Glöcklein — eine Thür geht auf —
Ein tritt der Diener, deſſen immer gleiche
Granitne Miene doch ein Lächeln letzte,
Wie hochgerötet ſeine ſonſt ſo bleiche
Und ſtolze Herrin ihren Todfeind — hetzte.
Doch an das Lager ſeines kranken Herrn
Rief ihn das Glöcklein, während jene ſchnell
Sich müht, daß ſie die Spuren der Verwirrung glätte.
Da tönt ein Schrei, durchdringend laut und grell —
— „Um Gott, er ſtirbt!“ Das Fräulein eilt hinein —
Da mit erhobnen Armen in dem Bette
Stürzt jählings, der ſich eben aufgerichtet,
Der Freiherr rückwärts in des Lagers Pfühl.
Angſtſchweiß bricht aus der Stirne eiſig kühl,
Das Auge ſtiert wie gläſern auf ſein Kind.
— „Ruft den Kaplan, o den Kaplan geſchwind.“
Der Diener eilt, doch wie er haſtig geht,
Das Leben flieht, ein Röcheln, — ein „Zu ſpät!“
Klingt angſterfüllt von ſeines Kindes Munde.
Unwiederbringlich ſchlug die letzte Stunde!

Erſchrocken war auch aus dem Vorgemach
Noch an das Lager Philaleth getreten,
Sah in das Auge, welches ſterbend brach,
Und blickt empor in gläubigen Gebeten,
Um für die Seele, welche ausgelitten,
Ein offenes Thor im Himmel zu erbitten.
Und als er aufſieht, ſchaut auch Bertha um,
Dem Blick des Grafen irrend zu begegnen,
Da ſieht ſie vor ſich, vor Verwundrung ſtumm,
Den Prieſter ſtehn im vollen Meßgewand.
Er hebt und ſenkt wie unbewußt die Hand,
Mit heil'gem Naß des Freiherrn Leib zu ſegnen,
Und ſinnt dabei, daß ihm das Rätſel weiche:
Wie konnts geſchehn, daß, die doch ſonnenweit
Durch Haß getrennt, hier an des Vaters Leiche
Friedlich vereint, enthoben allem Streit?
Seit wann Verſöhnung und ſeit wann die Reue
Um alten Groll, um die gebrochene Treue?
Und doch, er ſah's, ſie waren ausgeſöhnt,
Ein liebend Pärlein, wie des Weihers Schwäne;
Wie ſtand's damit? War er's, den man verhöhnt?
War's die Zerſtörung aller ſeiner Pläne?
Zerſtört? Noch nicht! Der Freiherr war nicht mehr,
Doch er war da, der Kirche treuer Hüter, — —
Steinburg wird dennoch Kloſter! und die Güter
Gibſt du, mein Kind, mir für die Kirche her,
Kehrt nicht, nur dann geſtatt' ich dir dein Glück,
Der Graf, der Schenk, zur Kirche mir zurück.

Drei Tage ſchwanden. In des Abends Schimmer
Saß in des Turmes rund gewölbtem Zimmer
Das Fräulein ſtill. Die linde Sommerluft
Umſpielt ſie ſanft. Man hatte heut zur Gruft,
Zur letzten Raſt den Freiherrn beigeſetzt.
Und ſie? — Ihr Schickſal, es entſchied ſich jetzt —
Ja es entſchied ſich noch am Abend ſpät.
Denn in die Thür trat grüßend Philaleth.

— „Die Zeit iſt da,“ ſprach er mit leichtem Beben
Der ſchönen Stimme, „da ein Wort zum Schluß
Von deinen Lippen mir Entſcheidung geben,
Und uns das letzte Rätſel löſen muß.
Was uns vereint — wir habens längſt erfahren,
Es iſt die Liebe, die im Herzen brennt,
Doch ſtehn wir noch vor jener offenbaren,
Vor jener Kluft, die uns im Glauben trennt.
Zu Eurer Kirche ſtarren Formen kehren —
Ich kann es nicht, ſeit ich ſie ſelbſt erkannt.
Bleibſt du in ihr, ich will dirs nimmer wehren,
Und biete dennoch heute Herz und Hand.
Doch ſollen, Bertha, jene Ketten fallen,
Und kommſt du zu uns, wo die Freiheit weht,
Willſt du mit mir zu Einem Tempel wallen,
O ſprich es aus — auch Glauben und Gebet
Soll dann fortan für immerdar uns beiden
Gemeinſam werden und uns nie mehr ſcheiden.“

Und Bertha ſprach: „Dem Glauben, der ſo lang
Dir, liebes Herz, eh' wir uns trennten, fehlte,
Hab ich geflucht, als ich mich ſchwer und bang
In wildem Leid um dein Verlaſſen quälte.
Doch ſeit ich ſehe, wie du nun gehandelt,
Da du im Leide deinen Gott gefunden,

Und seit ich sehe, wie er dich verwandelt,
Der Ketzerglaube in den Leidensstunden,
Nun folg ich gern, wohin dein Herz mich führt.
Und wenn du willst, daß ich von Rom mich wende —
Zeig mir den Weg! — ich lege still gerührt
Mein ganz Geschick in deine lieben Hände!"

— „Wenn du denn willst, so sei es, liebe Seele,
Sei völlig mein, folg mir auf meiner Bahn,
Und laß zum Abschiedsgruße dich umfassen!
Und Gott mit dir, daß er die Kraft dir stähle.
Doch dann noch eins: was wird aus dem Kaplan?"
— „Aus dem Kaplan? — Der wird noch heut entlassen!"

Wie wenn im Süd, im Land der Sonnengluten,
Weithin die Wüste öde Flächen streckt,
Und keiner Quelle, keines Stromes Fluten
Aus dürrem Erdreich grünes Leben weckt,
Und doch der Pilger durch des Sonnenlandes
Gefahrumdrohte Steppenpfade strebt,
Weil inselgleich im Ozean des Sandes
Sich palmenprangend die Oase hebt —
So strebt der Mensch, als ob der Feind ihn triebe,
Durch Wüstenmeer, in dem der Fuß versinkt,
Zum stillen Eden, das am Ziele winkt,
Zur Palmenstatt, zum Paradies der Liebe!

„O Liebeswort, du zauberhafter Segen,
O Liebessehnsucht, die kein Herz erdenkt,
Die sich wie Tau, wie milder Maienregen,
In meiner Seele starren Winter senkt.
Spinnst du auch mich" — sprach Philaleth mit Schauern —
„Spinnst du auch mich in deinen Bannkreis ein —
Kehrst du auch mir in hohe Lust das Trauern,
Sprengst du auch mir die spröden Kerkermauern,
Ziehst mir ins Herz als Ueberwinder ein?
Nun wohl — es sei! — Ich eile und ich weiche —
Frei, ihr Gedanken, nehmt nun Euren Lauf;
In ihrer Jünger wundervollem Reiche,
Nimmt mich die Liebe, ja die Liebe auf!"

X.

Endlich glücklich.

Bei Abenddämm'rung im geschweiften Sessel
Saß hingestreckt in Sinnen Philaleth.
Auf seinem Tisch ein singend heißer Kessel,
Ein karger Imbiß, silbernes Gerät.
Und wie die Dämpfe kräuselnd aufwärts steigen,
Sich selbst umwirbeln in geschäftgem Reigen,
So ziehn bald hüpfend, bald in stetem Schritt
Des Philaleth Gedankenwolken mit.

— „Und wieder" — sprach er — „steh ich pfeilgetroffen.
O bittres Leben, das nur zehrt und kargt!
Die schöne Welt voll Sehnen und voll Hoffen,
Die mir erstanden, hab ich eingesargt!
Nein, ich erkenn es, jeder Schlag der Stunden
Schlägt unermüdlich mir nur neue Wunden;
Und Schmerz, Enttäuschung, leerer Glücksjagd Pein —
Nur das ist Leben und soll Leben sein!"

— „Laß doch den Zorn" — sprach Franz — „und laß das Schelten.
Wer mit dem Schicksal hadert, zürnt mit Gott!"
— „Ja du hast recht, die Mahnung soll mir gelten.
Doch schwer, fast zu schwer ists, auch noch den Spott
Zu allem Leid der Seele zu ertragen" —

— „Und wann entfloh sie?"

— „Erst vor wenig Tagen.
Genaue Nachricht war nicht zu erfragen;
Nur hier der Brief von Berthas eigner Hand —
Es war das Einz'ge, was im Schloß ich fand."

— „Nun und sie schreibt?"

— „Sie schreibt, daß sie der Welt
Für immer abgesagt, ins Kloster eile,
Am Fels der Kirche sei der Plan zerschellt,
Notwendig sei's, daß ich den Glauben teile
Der wahren Kirche ohne Scheu und Wanken.
Sie aber könne nur der Jungfrau danken —
Gewiß nur durch der Unbefleckten Bitte
Sei sie bewahrt vor unbedachtem Schritte.
Sie werde niemals wieder vor mich treten,
Doch Tag um Tag für meine Seele beten."

— „Und wohin sind sie?"

— „Jede Spur verweht!
Fern in Tirol? Auf Salzburgs schroffen Hängen?
Ich forsche nicht! Wär' selbst der Ort erspäht —
Die Thore wird kein Sterblicher uns sprengen.
Doch mag es sein — mag mich der HErr doch schlagen,
Mag er mich peitschen, dazu sind wir da — —"

— „Halt ein, halt ein, und laß das sündge Klagen" —

— „Ja du hast recht. Vergib, HErr, sei mir nah!
Wohl hab ich jetzt den festen Grund gefunden,
Die Ankerstätte, die mein Schifflein wiegt,
Und ich erkenn's, daß nur in Jesu Wunden
Der müden Seele Kraft und Labung liegt;
Doch ist es schwer, den Schmerz zu überwinden,
Zerbrochenen Herzens tiefe Marterpein —
Nur im Gebet zieht stets mit ihrem linden
Und süßen Trost die Himmelsruhe ein."

— „Und wie ein Vorschmack aus dem ewgen Leben
Dringt seligmachend an das Herz hinan
Der Gottesfriede, den die Welt nicht geben,
Doch auch nicht rauben kann."

— „Doch rede, Franz! — Stets kehrt mir der Gedanke:
Geht sie nicht recht auf ihrer Lebensbahn?
Zieht nicht mit Fug ihr die verhaßte Schranke
Er, dem ich fluchen möchte, der Kaplan?"

— „O nicht! Wenn statt des alten Bundesdoms,
Statt der Gesetze harten Felsenquadern,
Lebend'ge Steine, Blut in ihren Adern,
Der Christ gesetzt — dann hat die Kirche Roms
Aufs neue Fels gesetzt anstatt des Lebens,
Ja des Messias Werk ist ganz vergebens
Für sie und ihrer Kinder Kreis geschehen,
Da sie von ihm sich himmelweit entfernt,
Und bis auf unsre Stunde nicht gelernt,
In Christi Freiheit siegend zu bestehen."

— „Doch sprich, wo ist der Grenzwall meines Glaubens,
Der Form und Inhalt unzweideutig zeigt?
Die Sünden nagen's und die Zweifel rauben's,
Wenn Christi Kirche schweigt.
Wo ist die Norm?"

— „Die Schrift!"

— „Die Schrift ist keine!
Wer legt sie aus? wer deutet ihren Sinn?"

— „Die Glaubensregel, wie sie die Gemeine
Vereint bestimmt hat."

— „Sei es. Immerhin!
Doch stehn sie, sag' mir, diese starren alten,
Unwandelbar für alle Zeiten fest?
Gibt es noch Zweifel, gibt es einen Rest,
Dem Spruch der bessren Einsicht vorbehalten?"

— „Kein Rest allein. Die Kirchenlehre lebt,
Der ganze Glaube bleibt in steter Häutung!"

— „Das ist das Chaos; jeder Jünger strebt,
Und jeder Christ ersinnt sich eigne Deutung!"

— „Willst du," sprach Franz, „mit Augen und mit Händen
Die Kirche greifen, schau'n, wie einen Dom,
Dann, Philaleth, mußt du die Schritte wenden,
Dann kehr zurück zu deinem stolzen Rom.
Doch willst du nichts, als schon auf Erdenwegen
Ein sel'ger Christ, ein Zionsbürger sein,
So fordre nicht, wie Thomas einst allein,
Die Hand in Christi Male einzulegen.
Des halben Glaubens Fetzen droht Zerreißung
Und Zweifel tötet, der den Glauben raubt;
Der Christ allein hat seines HErrn Verheißung,
Der wie ein Kind dem Wort des Heilands glaubt.
Ach, Menschenwort in seiner Schwachheit Schranken
Bleibt ewig unzulänglich und zu klein,
Auch nur Gewandung göttlicher Gedanken,
Auch nur ein Abglanz Seines Lichts zu sein.
Doch suchst du ernst des Glaubens wahres Wesen,
Suchst du den Geist, suchst du die Jesuskraft,
Die siegreich streitet mit dem Reich des Bösen,
Die Wunder glaubt und darum Wunder schafft.
O meine nicht, ob man es prahlend riefe,
Jenseit des Meeres sei ihr Paradies,
O nein, sie lebt in wunderbarster Tiefe
In deutscher Herzen herrlichem Verließ.
Nein diese Welt wird nimmermehr versinken!
Wahr sie, mein Volk, die Wahl des besten Teils,
Ewige Jugend darfst du durstig trinken
Aus diesem Quell, dem Jungborn unsres Heils.
Greif demutvoll in zagender Verehrung
In Gottes Reichtum glaubenshungrig ein,
Und in des Weltalls wachsender Verklärung
Sollst du des ewgen Lichtes Brennpunkt sein.
Ja deutsches Volk, du herrlichstes vor allen,
Sei was du warst, das große Herz der Welt;
Laß jenen Drachen, der mit falschen Krallen
Noch manchen Edlen deiner Söhne hält!
Laß ihm die Lehre, die vom festen Worte

Zum schwanken Bau der Menschensatzung schweift,
Und die, getäuscht, zum selbsterwählten Horte
Dem ewgen Gott an seine Krone greift.
Laß ihm die Stadt mit ihren sieben Hügeln,
Die gold'ne Kuppel, die zum Himmel blinkt.
Schwing dich empor auf lichten Glaubensflügeln
Aus jener Welt, die rettungslos versinkt,
Empor vom Bann des Werkes und Gesetzes
Zu Geist und Kraft aus toten Litanei'n!
Fort aus den Maschen jenes Fischernetzes
Zu unsres Glaubens seligem „Allein".
Allein, Allein — das Wort laß nicht verrücken,
Allein der Glaube führt uns himmelwärts —
O wirf dich ganz in jauchzendem Entzücken
Ans große, volle, liebe Heilandsherz.
Kein Mittler mehr, als Jesus, unser König,
Und „los von Rom" soll Christenlosung sein.
O ruf es endlich hunderttausendtönig
Voll Feuersglut ins welsche Land hinein.
Es kommt der Tag, wo endlich ausgerungen
Der letzte Streit, der Tag, der Frieden bringt,
Und wonneschauernd mit den Flammenzungen
Ihm die Gemeine dreimal heilig singt.
Es kommt der Tag, da unser HErr dort oben
Die Stunde preist des seligsten Vereins,
Und jubelnd vor ihm alle Engel loben:
Nun endlich, Vater, sind sie alle eins.
Er kommt, der Tag. — Doch daß man ihn erreiche,
Daß wir der Einheit hohe Gabe erben,
Führt uns der Weg nur über eine Leiche — —
Der Einheit größter Todfeind — Rom —
muß sterben."

— „Ein Bursch ist da, der Euch zu sprechen
bittet —"

— „Tritt ein! Wer ists?" — Im Glanz des
Lampenscheins
Stand vor des Grafen Wiegensessel Heinz,
Den Hut im Arm, doch ernsten Trotz im Blick.

— „Ich wär Euch dankbar," sprach er, „wenn
Ihr littet,
Daß ich um das, was zürnend das Geschick
In Euer Leben unheilspendend brachte,
Euch um den Schloßbrand ein Geständnis
machte" —

— „O sprich nur zu," sprach Philalethes kalt,
Und maß vom Fuß zum Scheitel die Gestalt.
„Nur glaube nicht, daß über jenen Brand
Und seine Ursach Zweifel je bestand."

— „Ich wähne doch, Ihr irrt. Denn der
Verdacht,
So hört ich wohl, der blieb auf mir noch haften.
Und da Ihr einst zu meinen Eigenschaften
Den Undank zähltet, den ich Euch gebracht,
So sprech ichs aus seit Strafe und Verrat
Unmöglich ward: Auf Else ruht die That!
Verzweiflung trieb die zürnende und schwache
Zu jenem Werk, zu jener wilden Rache.
Doch als sie dann, was sie verübt, erkannt,
Als sie vernahm von Eurer Krankheit Tagen,
Sind Schmerz und Reue tief in ihr entbrannt.
Und gestern hab ich sie — hinausgetragen.
Sie legte sich, hat mich dann rufen lassen,
Hat mir berichtet mit dem Mund, dem blassen,
Wie sie's gemacht, um zu Verdruß und Schrecken
In jener Nacht das Schloß Euch anzustecken."

Stumm in Verzweiflung blickte auf den Knecht
Der junge Graf. Dann faßt' er seine Hand:
— „Vergib mir Heinz. Vergib, Gott ist gerecht!
Du bist ein Bote mir, von Ihm gesandt!"

Der lächelte: „Das, Herr, will ich nicht sein.
Mit Eurem Gott steh ich nicht in Verbindung.
Das Wort schon kostet stets mir Ueberwindung.
Zu solchem Glauben sag' ich spöttelnd: nein!
Wozu ich kam, ich hab es ausgerichtet.
Ich denk, Ihr sprecht mich vom Verdachte frei.
Und wenn Ihr auch auf meinen Dank verzichtet,
Glaubt doch nur nicht, daß ich undankbar sei.
Euch selbst erwies' ich gern, was Ihr begehrt,
Nur Eurem Stand, nur allen, die besitzen,
Nur dem Besitz hab' ich den Krieg erklärt,
Auf die Besitzer nur soll es einst blitzen" — —

— „So lebst du ganz in jenem traur'gen Wahn" —
Sprach Philaleth mit mitleidvoller Stimme.

— „Kein Wahn, Herr Graf, die Zeit geht ihre
Bahn,"
Gab Heinz zurück in kaum verhehltem Grimme.
„Wir wissen's jetzt, was uns die Freiheit nützt:
Ein trüber Born, Unheil daraus zu trinken.
Ich seh es klar: mit Kot und Blut bespritzt,
Und anders nicht wird Eure Welt versinken;
Mag sie noch kämpfen und die Frist verschieben,
Wie einst der Sklaven lang getragnes Joch
Nur langsam fiel. Vernichtet und vertrieben
Wird doch ihr Reich — versinken muß sie doch!
Und in der Mächte buntem Kampfesreigen
Auf den verdienten Thron — die Arbeit
steigen!"

Und Heinz ging fort. In tiefem Sinnen blieb
Mit Franz allein der Graf im weiten Raume.

— „Ein neuer Schmerz“ — sprach der — „daß es ihn trieb,
Mich zu verklagen. Alles liegt im Träume
Vor meinem Blick. Und hat er denn nicht recht,
Der sich so bitter hier an mir gerächt?
Ist es denn recht, daß hier die Beutel platzen,
Dort alle Welt dem schnöden Mammon zinst,
Daß aus der Rose uns des Hasses Fratzen,
Aus Blüten Tod uns wild entgegengrinst.
Was Gutes hat die Freiheit uns errungen?
Wir wurden klüger, doch wir wurden alt.
Ist die Natur oft wunderbar bezwungen,
Die Seele fröstelt und das Herz bleibt kalt.
Wuchs jener Schatz, den keine Diebe rauben,
Wuchs uns des Oelbaums grünendes Gezweig?
Wuchs uns die Hoffnung und der fromme Glauben,
Wuchs uns der Liebe wundervolles Reich?“

— „O Freund, da fehlts. Die Liebe wurde kalt.“

— „Auf müssen wir, der Selbstsucht Wunden heilen
Und mit der Liebe brennender Gewalt
Das Volk erobern, seine Leiden teilen.
Ist einst in Schutt die Pracht der alten Welt,
Der reichen, großen, herrlichen gesunken,
Nur an der Selbstsucht Fels ist sie zerschellt —
Ihr fehlte tief der Liebe Gottesfunken!
Uns kam der Christ. Wir haben ihn verträumt.
Denn, sag' es, Gleichheit, Bruderliebe, Freiheit
Kam nicht von ihm nur diese hohe Dreiheit?
Wir, seine Jünger, haben es versäumt
In unsrer Brüder schwerem Arbeitsleben
Voll Geist und Wahrheit ihr Gestalt zu geben,
Nicht nur für uns, auch für die Schwachen, Armen
In Liebesthaten feurig zu erwarmen.
Was wir versäumt, der Aufruhr hats enthüllt,
Flucht unsrer Schuld auf allen seinen Wegen
Und trägt uns nun ein wunderliches Bild,
Des Dreiklangs Zerrbild widerlich entgegen.“

— „Gewiß, das ist's. Und Tag um Tag vergeht.“

— „Spät ist die Stunde, doch noch nicht zu spät,
Vorwärts zu gehn in Leiden und Entsagen,
Der Andren Bürde fühlend mitzutragen.
Bleibt sie bestehn, des Goldes Sklaverei,
Bleibt unser Herz am eitlen Mammon hängen,
Dann muß Gericht, muß Kampf und Kriegsgeschrei
Uns zur Erfüllung der Versäumnis drängen.
O daß es doch zuvor uns brennend triebe,
In festem Glauben, treu und ohne Graun,
Das Himmelreich, das ew'ge Reich der Liebe
Auf Schutt und Tod als Weltreich aufzubaun.
Jawohl ich seh's, der Staaten Fugen wanken.
Hab acht! so winkt es auch den stärksten Thronen,
Und aus der Völker eng gewordnen Schranken,
Aus schmalem Grenzgebiete der Nationen,
Hebt sich's empor mit greifender Gebärde,
Das große Weltreich unsrer kleinen Erde!
Wes soll es sein? Wer soll als König schalten?
Wer nimmt den Thron des großen Weltreichs ein?
Steht's nicht im Buch, dem wunderbaren, alten:
Es wird Ein Hirt und Eine Herde sein!
Wohl brennt noch heut auf ragenden Altären
Viel Götzenfeuer, glüht in manchem Hirn,
Und, ach, so viele tragen auf der leeren,
Das Mal des Tiers auf ihrer Eisenstirn.
Wir sind nicht viel, doch unsres Glaubens Worten
Winkt doch der Kranz, den man dem Sieger wand.
Wir sind gefeit. Denn auch der Hölle Pforten
Hält unser HErr, hält unsre Fahne stand.
So stell ich denn, was ich an Kraft noch habe,
Was mir an Gut bleibt, stell ich froh und gern
Von dieser Stunde bis zu meinem Grabe
Nur in den Dienst des hochgelobten HErrn!“

Mit Flammenauge sank in seinen Sessel
Erschöpft und matt, der also sprach, hinein.
Dann ward es still. Nur zischend sang der Kessel
Hin durch das Schweigen seine Litanei'n.

Zuletzt sprach Franz: „Groß ist, was du gesprochen,
Doch wird des Willens Dienerin, die Kraft,
Wird sie durch Stunden, Tage, lange Wochen,
Und selbst durch Jahre stark sein, unerschlafft?“

— „Sie wird's. Ich fühl' es. Ob ich viel verloren,
Viel edle Zeit — der Selbstsucht Welt versinkt.
Mein altes Herz, ich fühl' es neu geboren,
Seit es voll Inbrunst Jesusliebe trinkt.“

— „Wohl! führ' es aus! Doch Freund, vertraue nicht
Der eignen Kraft, den eigenen Entschlüssen.
Wir siegen nur, wenn Christus für uns ficht;

Zu hohen Mut wirst du bereuen müssen.
Acht es nicht leicht! Hoch über Thal und Hügel,
Hoch in die Wolken hob sich manch ein Flug —
Doch matt und lässig wurde manch ein Flügel,
Der himmelauf in erster Liebe schlug.
Wärst du in Rom, es würde dir nicht fehlen,
Dem Grafen nicht aus adligem Geschlecht.
Man macht euch zu Prälaten, Kardinälen,
Und stolzer Weltsinn findet auch sein Recht.
Doch willst du uns, willst du der Kirche dienen,
Die wie ihr ewig unsichtbares Haupt,
In Knechtsgestalt und alles Schmucks beraubt
Auch auf dem Schutt, auf wankenden Ruinen,
Das höchste Gut in treuen Händen hält,
Das höchste Licht, das keine Schatten trüben,
Das Reich versicht, das nicht von dieser Welt:
Dann mußt du Demut, Demut, Demut üben!"

— „Entsinnst du dich, daß ich dir einen Traum
Ohnlängst erzählt, da wir zusammen gingen,
Von einem Engel, der durch weiten Raum
Von Berg zu Berg mich auf der Glücksjagd führte,
Dann sich erhob und aufwärts mit den Schwingen
Dem Aug' entschwand, nachdem er mit der Hand,
Da ich Enttäuschung nur im Herzen spürte,
Daß ich das Glück an meinem Weg nicht fand,
Den Blick zu einer lichten Wolke wies.
Dort, sprach er, dort — dort liegt das Paradies.
Was lange Zeit mir nur ein Rätsel war,
Jetzt ward mir's endlich, ward mir's hell und klar.
Jetzt seh ich wohl, Glück winkt hier unten nicht.
Enttäuschung folgt dem Jagen und dem Ringen.
Nur schwacher Abglanz von dem ew'gen Licht
Kann dämmernd ein in unser Dunkel dringen.
Zur Erde führt erst das verlorne Glück
Der Ruf: „Ich mache alles neu", zurück."

— „So weichst du schon? Und du begannst doch kaum?"

— „Ich weiche nicht. Noch heut beginnt das Ringen.
Nicht zu verzweifeln lehrt mich jener Traum,
Verachtung nur von allen Erdendingen.
Gott stell ichs heim, ob er Erfolg des Strebens,
Der Arbeit Frucht in Gnaden geben wird.
Um Kraft und Demut ringt man nicht vergebens,
Die reicht er stets, der treue Seelenhirt.
Doch bleibt auch nichts hier unten mehr zu hoffen,
Des Himmels Thore stehn ja ewig offen.

O wie wird's sein, wenn jene große Stunde
Im Donnertone diesem Weltall schlägt,
Wenn Hauch und Odem von des Ew'gen Munde
Aus ihren Seelen alle Leiber fegt.
Wenn Schöpferwort, das einst zu Kraft und Leben
Durch tönend Werde diese Welt bestimmt,
Mit Allmachtsgriff das, was es einst gegeben,
Aus den Gedanken Staub und Erde nimmt.
Nun steht es da in wundersamer Schöne,
Was Menschengeist empfunden und gedacht,
Hier Harmonie im Glockenreich der Töne,
Dort Bild und Bau in zauberischer Pracht.
Sieh jenen Dom, den wundervollen, schlanken,
Wie er durchsichtig in den Himmel gleißt,
Wie er, gefügt aus strahlenden Gedanken
Und lichtem Golddust, seinen Schöpfer preist.
Kein Instrument mehr mit verstimmten Saiten,
Kein Farbenspiel, das in der Sonne bleicht,
Kein Bau von Stein, dem sich die Fugen weiten —
Wohin du blickst: das Ideal erreicht!"

— „Ja droben trägt es des Vollkommnen Siegel,
Hier unten nicht; hier hinkts an jedem Ort!
Hier nur der Abglanz, nur das Bild im Spiegel,
Das schwache Bild in einem dunkeln Wort."

Und Franz ging fort. Im matterhellten Gang
Hob sich ein Arm, der liebend ihn umschlang,
Und bei der Ampel gelbem Dämmerscheine
Legt eine Hand sich selig in die seine.

Bewegt, allein, in sinnendem Gebet
Ließ er zurück im Zimmer Philaleth.

„Werd' ich" — sprach der — „das große Ziel erreichen?
Schwer ist das Ringen. Werd' ich niemals weichen?
Ja Franz hat recht; und mehr gelingt wohl nicht,
Als was der Blume, die im Dunkel, eigen:
Wie man sie kehrt — — dem hellen Sonnenlicht
Wird immer wieder sie die Blüte zeigen.
So gilt es nur, daß wir des Herzens Blume,
Wenn je sich Nacht und Dunkel um sie legt,
Daß wir sie kehren treu und unentwegt
Zum ew'gen Licht, im ob'ren Heiligtume.

Soll ich mir nicht den frohen Ausblick gönnen,
Die Siegeshoffnung, die zum Wirken treibt —
Nun wohl, ich weiß, daß alles Thun und Können,
Auch für den HErrn nur eitel Stückwerk bleibt.

Du Kirche dort! — Aus dichtem Hausgedränge
Strebt ſtolz empor dein dunkler Zackenbau,
Hebt aus der Gaſſen ſchattenſchmaler Enge
Sich hoch empor ins reine Himmelsblau.
Wie deine Pfeiler keck durchbrochen ragen,
Und ſich verjüngen zum gewölbten Dach,
Wie herrlich deine Steingebilde ſagen,
Was Menſchenkunſt als Meißelſchlag vermag!
Und noch erhab'uer in der ſteilen Schöne,
Und höher noch in Wetter und in Sturm,
Daß er des Baues Quaderfügung kröne,
Ragt zu den Wolken jener hohe Turm;
Zeigt mit der Spitze, fingergleich erhoben,
Der trägen Welt den ſteilen Weg nach oben,
Erſchließt zuletzt im blaſſen Mondenſchein
Ein Roſenkreuz, den Roſenkelch von Stein.

O, nicht den Kelch! — Da wir es kaum gewahren,
Dort in der Höhe und im fernen Duft,
Keimt noch aus ihm, ein Sinnbild aller wahren
Und echten Kunſt die Knoſpe in die Luft.
Ach, keine Blüte darf ſich dort erſchließen,
Wo Menſchenwerk dem Himmel zugewandt,
Nein, nur die Knoſpe darf dort ſchüchtern ſprießen,
Nur Heimweh ziemt uns nach dem Heimatland!

HErr ſei mit mir! Du wirſt es gnädig ſprechen,
Das letzte Wort nach ſchwerem Erdenlauf.
O ſchließ die Knoſpe, wenn die Augen brechen,
Den Seelenkelch zur Himmelsblüte auf."

Der deutsche Offizierstand im vorigen Jahrhundert.

Von

W. von Hagen, Generalmajor z. D.

(Schluß.)

Um unserer Aufgabe gerecht zu werden, haben wir noch ein allgemeines Moment in den Kreis unserer Betrachtungen zu ziehen, nämlich den Bildungsstand der deutschen Offiziere. Wir sahen bereits früher, wie noch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts in den meisten Kontingenten die niederen Offiziere ein Gemisch der verschiedensten Elemente mit nur äußerlich gleichem Anstrich waren, und wie diese von den höheren Befehlshabern durch eine weite Kluft getrennt wurden. Von einer gleichartigen Bildung innerhalb des Offizierstandes konnte unter diesen Umständen nicht die Rede sein. Die schönste und herrlichste Blüte echter, d. h. auf religiös-sittlicher Grundlage emporgewachsenen Bildung ist ein unverfälschtes, rechtschaffenes Ehrgefühl. Daß dies bei jenen Offizieren in seiner ganzen und vollen Schärfe wenigstens nicht gleichmäßig ausgebildet war, ist wohl sicher anzunehmen. Den Hohenzollern gelang es zuerst, eine sowohl äußere wie innere Gleichartigkeit in ihr Offizierkorps hineinzutragen und in demselben nicht nur ein aufopferndes Pflichtgefühl zu erwecken, sondern auch die Herzen mit hoher Begeisterung für die Ehre ihres Standes zu erfüllen. Trotzdem begegnen wir hier, wie überall im Militärwesen des vorigen Jahrhunderts, mancher Einrichtung, mancher Erscheinung, die bei unseren Vorfahren durchaus keinen Anstoß erregte, die wir jedoch mit unserem heutigen verfeinerten Ehrbegriff kaum in Einklang bringen können. Beurteilen wir jedoch Erscheinungen der Vergangenheit auch mit dem Auge derselben.

Sicher ist, wie es in Shakespeares Richard II. heißt, „der reinste Schatz in diesem irdischen Leben unbefleckte Ehre". Das Gefühl für dieselbe ist im echten Menschen so unerläßlich und unveräußerlich, wie der religiöse Glaube. Durch das Christentum ward der Ehrbegriff vertieft, und die Idee der Ritterlichkeit, der ritterliche Sinn hat darin seine Wurzel. Der echte Ritter setzte seine Ehre darein, Gott wie den Menschen Treu und Glauben zu halten, das Gemeine in der Gesinnung wie im Handeln zu fliehen, die Frauen zu ehren, die Unschuld zu schützen und der Hilflosen Schirm zu sein. Solchen ritterlichen Sinn betrachten wir auch heute noch als den Inbegriff alles dessen, was speziell den Offizierstand in Bezug auf Gesinnung und Handlungsweise kennzeichnen soll. Bei alledem läßt sich der Begriff der Ehre in allgemein und absolut gültiger Weise nicht so leicht definieren. Selbst ein echter Christenmensch, der nur Gott

als Richter und sein eigenes Gewissen als vollgültigen Zeugen anerkennt, weiß am besten, daß die Aussprüche des Gewissens nicht immer unfehlbar sind. Wenn wir das Ehrgefühl als eine sittliche Macht bezeichnen, die uns antreibt, immer das Rechte zu thun, um der Wertschätzung unserer Genossen sicher sein zu dürfen, so bleibt dann immer noch zu erörtern, was das Rechte ist. Dafür hat, ganz abgesehen von den Vorschriften schlichter Moral, die indessen auch Schwankungen unterworfen sind, jede Zeit, jedes Volk und jeder Stand, ja auch jedes der beiden Geschlechter, einen besonderen Gesetzeskodex. Welchen Einfluß religiöse Anschauungen, die Macht der Sitte, Eindrücke der Erziehung, sowie der Grad der Bildung auf die Entwickelung des Ehrbegriffes haben, das lehrt nicht nur die Kulturgeschichte, sondern auch die tägliche Erfahrung. Wie alles, sogar bis zu einem gewissen Grade auch im Gebiete des Sittlichen, dem Wechsel der Zeiten unterworfen ist, so haben auch die Anschauungen über das, was die Ehre verletzt oder nicht verletzt, Wandlungen erfahren. Wenn es im Mittelalter Rittermaxime war, „Riten und Roben ist keine Schand", wenn das ganze vorige Jahrhundert hindurch die Disziplin hauptsächlich im Stocke ruhte und nur die Junker den Vorzug genossen, anstatt mit dem Hasel mit der Klinge gefuchtelt zu werden, so läßt sich sicher nicht leugnen, daß unsere gegenwärtige Generation in Bezug auf den Ehrenpunkt feinfühliger geworden ist. Ob nicht in mancher Beziehung zu feinfühlig, wollen wir dahingestellt sein lassen. Jedenfalls krankt unsere Zeit, wahrlich nicht zu Nutz und Frommen der ehrlichen und ehrliebenden Leute, — nur Strolche und Vaganten finden ihre Rechnung dabei — an einer schwächlichen Humanitätsempfindsamkeit. Vielleicht trägt gerade diese mit die Schuld daran, daß der Begriff der Ehre, welcher nach altgermanischer Tradition in der Treue gipfelt, in weiten Kreisen des Volkes als ein thörichtes Phantom angesehen wird.

Die Worte „Ehre und Pflicht" waren auch in den Offizierkreisen des vorigen Jahrhunderts kein leerer Schall, und da, wo man nicht im Sumpfe einer friedfertigen Söldnerzunft festsaß, bildeten sie die Träger eines echten Soldatengeistes. Ohne Hochhaltung des Begriffs der Ehre, und zwar in seiner schärfsten Bedeutung, kann keine Armee bestehen. Für den Offizier aber muß die Ehre der Regulator seines ganzen Lebens sein, der eigentliche nervus rerum gerendarum, die Haupttriebfeder zu großen Thaten.

Dieselben Umstände, welche einer Gleichartigkeit der Bildung im allgemeinen hindernd in den Weg traten, machten gleicherweise auch ihren Einfluß auf die intellektuelle Bildung geltend. Auch diese war, namentlich im Anfang des Jahrhunderts, in den Offizierkreisen durchaus nicht gleichartig.

Mehr oder weniger ging immer ein Teil der Offiziere aus dem Unteroffizierstande hervor. Ohne vorbereitende Jugenderziehung, von der Pike auf gedient, hatten sie sich, nach einer langen Reihe von Dienstjahren oder vom Kriegsglück besonders begünstigt, emporgearbeitet. Im Kriegslager geschult, war ihnen infolge langer Dienstroutine das Handwerksmäßige ihres Berufes ganz zu eigen geworden, während von einer wissenschaftlichen Bildung nicht die Rede sein konnte. Dieselbe beschränkte sich höchstens auf eine notdürftige Fertigkeit im Lesen und Schreiben. Eine etwas bessere Vorbildung war im Durchschnitt bei denjenigen Offizieren anzutreffen, die den gebildeten Ständen, meistens dem Adel angehörend, als Volontäre eingetreten waren. Wie schwach es jedoch auch in diesen Kreisen mit der Wissenschaft bestellt war, erfahren wir aus einer Aeußerung des großen Königs in der Vorrede zu seiner Geschichte des Hauses Brandenburg, wo es heißt: „Der junge Adel, welcher sich dem Kriege widmete, glaubte sich durch Studien herabzusetzen, und wie der menschliche Geist stets zur Entartung geneigt ist, so hielten sie Unwissenheit für einen verdienstlichen Titel und das Wissen für abgeschmackte Pedanterie". Es bezieht sich diese Aeußerung auf die Offiziere aus der Schule Friedrich Wilhelms I.; dieser hatte allerdings keinen großen Respekt vor der Wissenschaft, legte jedoch um so mehr Werth auf eine tüchtige Charakterbildung.

Digitized by Google

Dem niederen Adel, auf seiner Scholle sitzend, fehlten allerdings nur zu häufig die Mittel und auch die Gelegenheit, dem jungen Nachwuchse eine angemessene wissenschaftliche Ausbildung zu geben. Meistens war es ein Hauslehrer oder der Prediger des Ortes, welcher die heranwachsenden Junker im Lesen und Schreiben unterrichtete, in die Geheimnisse der vier Spezies mit benannten und unbenannten Zahlen einführte und ihnen einige lateinische Brocken beibrachte. Außerdem lernten sie noch die Pferde tummeln, und als beste Mitgabe für ihren künftigen Stand ward ihnen Gottesfurcht, ein scharfes Ehrgefühl und ein rechtschaffener Ehrgeiz eingeprägt. So vorbereitet traten sie schon als Knaben in den Heeresdienst. Etwas günstiger gestaltete sich das Verhältnis für diejenigen jungen Edelleute, die, wie in Preußen, Aufnahme in eine militärische Vorbereitungsanstalt fanden. Die Söhne des höheren und begüterten Adels sowie derjenigen Edelleute, die im Hof- oder höheren Staatsdienst standen, hatten vielleicht den immerhin zweifelhaften Vorzug, durch französische Informators, durch den Dienst als Pagen oder auch durch Reisen einen feineren Schliff zu erhalten; von einer wirklich wissenschaftlichen Ausbildung der zum Militärdienst bestimmten jungen Leute war jedoch auch hier nur selten die Rede. Die wenigen Auserlesenen, welche ihre Kenntnisse für Standeszwecke erweitern wollten, studierten hauptsächlich die Kriegsschriftsteller des Altertums; denn wenn auch neuere militärwissenschaftliche Werke, wie die von Folard, Vauban, Montecuccoli existierten, so waren sie doch im allgemeinen wenig bekannt.*) Die meisten beschränkten sich auf das Studium des Reglements, das die Offiziere, wenigstens in der preußischen Armee, auswendig kennen mußten. Mit größtem Ernst wurden aber gewisse Fertigkeiten gepflegt, die zuweilen in das kulinarische Gebiet streiften. So bildete in der österreichischen Armee die Kunst des „Tranchierens" der Fleischgerichte einen Gegenstand des Unterrichts der jüngeren Offiziere. Sonach blieb es dem einzelnen überlassen, sich eine höhere militärische Ausbildung zu verschaffen; die große Masse hielt sich an die Tradition, an die eigene Erfahrung, und ganz besonders bevorzugt waren diejenigen, welche unter dem persönlichen und belehrenden Einflusse hervorragender Kriegsmänner standen.

Erst das Beispiel Friedrichs des Großen regte zu militärwissenschaftlicher Thätigkeit an und weckte das Interesse dafür in weiten Kreisen. Wie er im Staate einen sich entwickelnden Organismus erkannte, so auch in der Armee. Dieselbe ward mit einem neuen frischen Geist erfüllt, und der König, in der vollsten Bedeutung des Wortes, der Erzieher und Lehrer seiner Offiziere. Während der fast halbhundertjährigen Thätigkeit Friedrichs als Kriegsherr erklingt durch Wort und Schrift in immer neuen Akkorden der Mahnruf an seine Offiziere: „Applicieret Euch in Eurem Beruf!" Darunter verstand er wahrlich nicht die handwerksmäßige Aneignung gewisser Fertigkeiten, sondern ein eingehendes Studium der Wissenschaften überhaupt und der Kriegswissenschaften im besondern. „Sattel- und Stiefelmajors," wie der König solche Offiziere nannte, die nur im Kleinen groß waren, fanden vor ihm keine Gnade: „Man mußte in Friedrichs Schule viel arbeiten, um viel zu lernen," so lautete das Zeugnis eines seiner Offiziere.

Solches Beispiel konnte natürlich nicht ohne Einfluß bleiben; er machte sich überall mehr oder weniger geltend, wo überhaupt noch ein militärisches Leben pulsierte. Kadettenanstalten existierten bereits mehrfach, so in Preußen bereits unter Friedrich Wilhelm I.; es handelte sich jedoch bei ihnen mehr um die technische Ausbildung von Knaben für ihren künftigen Stand. Durch Friedrichs Einfluß kam auch die wissenschaftliche Seite mehr zu ihrem Recht. Im Laufe der Zeit entstanden in mehreren der kleineren Militärzentren dergleichen Anstalten, so in Dresden, in Kassel u. s. w. Auch

*) Die Schriften des Fürsten Montecuccoli gehörten in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts sicher zu den bedeutendsten Erscheinungen der Militärlitteratur. Die erste Gesammtausgabe erschien 1692 in italienischer Sprache, die erste deutsche Uebersetzung derselben erst 1736.

Maria Theresia erkannte, wie sehr ihren Offizieren eine bessere Vorbildung not thue. Sie errichtete im Jahre 1752 eine Militärakademie und räumte derselben die kaiserliche Burg zu Wiener-Neustadt ein. Im Hinblick auf die Unterrichtsgegenstände — Mathematik, französische, italienische und böhmische Sprache, Tanzen, Reiten, Fechten und Exerzieren — war die Bezeichnung der Anstalt als Akademie wohl etwas zu hoch gegriffen. Sie war eben ein Kadettenkorps, das, zu zwei Kompanien mit je hundert Köpfen formiert, in der einen Kompanie die Söhne von Mitgliedern des Herren- und Ritterstandes, in der zweiten aber Offizierssöhne aufnahm. Da nur Unbemittelte zugelassen wurden, so waren Kost und Wohnung frei. Als Vorschule für diese Akademie errichtete die Kaiserin noch in Wien eine Anstalt für 100 Knaben von acht bis dreizehn Jahren, die, wenn sie sich tadellos hielten, mit dem vierzehnten Lebensjahre nach Wiener-Neustadt versetzt wurden. Für diese ihre Akademie zeigte die Kaiserin Zeit ihres Lebens ein lebhaftes Interesse und eine ganz besondere Vorliebe.

Weniger Freude hatte Maria Theresia an der von ihr im Jahre 1754 zu Wien errichteten Ingenieurakademie. Sie war nur zur Aufnahme von Söhnen des vornehmen und reichen Adels bestimmt, also für eine Kategorie von jungen Leuten, die, wenn sie in die Armee eintraten, die nächste Anwartschaft auf höhere Stellungen hatten. Sie sollten hier durch tüchtige, ernste Arbeit für den Militärdienst vorbereitet werden, doch war der ganze Studienplan der Art eingerichtet, daß er auch für den Zivilstaatsdienst eine Vorbereitung bildete. Gegenstände des Unterrichts waren die Ingenieurkunst, Geschichte, Geographie, fünf verschiedene Sprachen, böhmisch, ungarisch, italienisch, französisch und englisch, ferner Tanzen, Fechten, Reiten und Exerzieren. Die Zöglinge waren jedoch nicht gehalten, sich an allen diesen Fächern zu beteiligen, vielmehr stand ihnen die Auswahl frei, ebenso war es ihnen gestattet, die Vorlesungen an der Universität zu besuchen. Wenn die jungen Leute ihre Hofmeister und Diener mitbringen mußten, wobei sich jedoch mehrere Zöglinge zusammenthun durften, wenn ferner die Verpflegung in drei verschiedenen Preisabstufungen der Art war, daß die jungen Akademiker zu Mittag fünf, sechs oder sieben Gerichte und je ein Maß Wein zu beanspruchen hatten, so kann man nicht sagen, daß sie sehr spartanisch gehalten wurden. Keinenfalls waren die ganzen Einrichtungen dazu angethan, um das Bewußtsein der unterschiedslosen Zusammengehörigkeit des Offizierkorps schon in der Jugend zu fördern. Trotz des anlockenden Programms fand diese Stiftung bei dem vornehmen Adel, der von der Notwendigkeit tüchtigen Lernens noch keineswegs überzeugt war, durchaus nicht den gehofften Anklang. Die Kaiserin, welche ihre guten Absichten vereitelt sah, war darüber nicht wenig indigniert. Es spricht sich dies unzweideutig in einer Bemerkung von ihrer eigenen Hand aus: „Unglaublich ist es, daß niemand von diesen Gnaden profitieren mag."

Daß trotz der staatlichen und militärischen Verkommenheit in den meisten der kleinen Staatsanwesen die Strahlen des friderizianischen Geistes doch hie und da bis in kleinste Territorien hineinleuchteten, dafür gibt die kleine Militärkolonie auf der Feste Wilhelmstein im Steinhuder Meer Zeugnis. Der bekannte Graf Wilhelm zur Lippe errichtete in der von ihm erbauten kleinen Festung eine Kriegsschule, die, mit einem tüchtigen Lehrerpersonal und allen nötigen Unterrichtsmitteln ausgestattet, in der That dem „Sublimen im Kriegsmetier" nachstrebte. Graf Wilhelm, hochgebildeten Geistes, bewährter Feldherr und feuriger Verehrer des großen Königs, war ganz der Mann dazu, um seine Schüler für ihren Stand zu begeistern. Aus so kleinlichen Verhältnissen auch die Anstalt emporwuchs, man darf ihren Wert nicht unterschätzen. Es ging eine Reihe tüchtiger Kriegsmänner aus ihr hervor, und der Reorganisator der preußischen Armee, Scharnhorst, hat dort während einer fünfjährigen Lehrzeit seine ersten Eindrücke empfangen. Schon auf der Höhe seines Ruhmes stehend gedachte er noch mit Dankbarkeit und mit einer gewissen Begeisterung des längst heimgegangenen gräflichen Lehrmeisters.

Auch an anderen Orten entstanden ähnliche Bildungsanstalten, so die von Herzog Karl Eugen von Württemberg 1776 gegründete Karlsschule, die erst später den rein militärischen Charakter verlor. Mochten diese militärischen Schulen mehr oder weniger der Kunst und Wissenschaft des Krieges neue Bahnen ebnen, der Ausgangspunkt aller dieser Bestrebungen lag in Potsdam, wo der Weise von Sanssouci seine Generale in der Truppenführung praktisch unterwies, noch heute mustergültige Instruktionen schrieb und unsterbliche Werke verfaßte. Damit hat der große König uns einen Geistesschatz hinterlassen, von dem wir noch immer zehren, an dem sich noch heute jeder echte Soldat begeistern kann.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Thaten Friedrichs selbst in den Kreisen Deutschlands, die ihm feindlich gegenüber standen, einen gewissen Enthusiasmus erzeugten, der sogar hie und da eine nationale Färbung annahm. Hatte doch das Ausland zu seinem Erstaunen erkennen müssen, daß auf deutschem Boden mannhafter Sinn und heldenmütige Begeisterung noch nicht ausgestorben waren. Solche Empfindungen konnten jedoch nicht von Dauer sein. Die unglückliche Zerrissenheit Deutschlands ließ keine großen politischen Gesichtspunkte, kein großes vaterländisches Interesse aufkommen. Man rettete sich in ferne Geisteswelten, und auf dem Boden eines zertretenen Vaterlandsgefühls wucherte das seltsame, bereits tief eingewurzelte Unkraut eines überschwänglichen Kosmopolitismus lustig fort. Während in den geschlossenen, kräftig auftretenden Staaten Gesinnung und Thatkraft des einzelnen sich am großen Ganzen erproben konnten, und dem berechtigten Ehrgeiz ein großes Feld offen stand, mußte inmitten der deutschen Kleinstaaterei jedes hohe Streben, sobald es aus der Sphäre des Litteratentums in das öffentliche und politische Leben hinaustreten wollte, gleichsam in einem Sumpfe von Erbärmlichkeiten zu Grunde gehen. Am tiefsten steckte aber das Soldatenwesen im Sumpfe. Die Wehrverfassung war des deutschen Reiches brennendste Wunde.

Bei solchen Zuständen darf man sich nicht wundern, daß deutsche Kriegsleute in großer Zahl, zum Teil aus alten berühmten Geschlechtern, der Heimat den Rücken kehrten, um außerhalb des Vaterlandes eine oft ruhmreiche Laufbahn zu betreten. Auch in den Offizierkorps deutscher Kontingente fand sich eine stattliche Anzahl ausländischer Namen — die Zeiten des Kondottiereweſens waren eben noch nicht gänzlich abgestorben —, aber keine Nationalität lieferte dem Auslande so viel Offiziere, wie die deutsche. Selbst der damalige Hauptwerbeplatz von Europa, die Schweiz, wo ähnliche politische Zustände ähnliche Verhältnisse erzeugten, trat hinter das deutsche Reich zurück. Hierbei sehen wir noch gänzlich ab von der großen Anzahl deutscher Truppen, welche fremden Mächten in Subsidien gegeben oder mietweise überlassen wurden. Unter den französischen Fremden-Regimentern waren nach den schweizerischen die deutschen am zahlreichsten. An ihrer Spitze finden wir bis zum Ausbruche der französischen Revolution bekannte deutsche Namen, so Graf v. d. Marck, von Zanthier, von Haak u. a. m. Die Generäle von Dieskau und von Wimpffen-Berneburg werden in der französischen Kriegsgeschichte ruhmvoll genannt. Nirgends waren wohl die Deutschen zahlreicher vertreten, als in russischen Diensten. Graf von Münnich, ein geborener Oldenburger, erwarb sich in Rußland, nachdem er in darmstädtischen, hessenkasselschen, sächsischen und schwedischen Diensten gestanden, den Feldmarschallstab und wurde Reichsratspräsident. Der Prinz von Nassau-Siegen, zuerst in der französischen Armee, dann spanischer General, starb als russischer Admiral, und endlich brachte es der hessenkasselsche Feuerwerker Bauer zum russischen Generalleutnant und Chef des Ingenieurkorps. Groß ist ferner die Zahl der Deutschen, die in den zahlreichen Kriegen Venedigs, namentlich mit den Türken, neben den Signori ruhmvoll genannt wurden. Unter den Feldherren dieser Republik finden sich Prinzen von Braunschweig, Grafen von Mansfeld, von Waldeck, von Trautmansdorf und viele andere deutsche Kriegsmänner mit mehr oder weniger bekannten Namen; der berühmteste aber von

allen diesen Kriegshelden ist der Graf v. d. Schulenburg, der Verteidiger von Corfu. So finden wir in fast allen größeren Staaten, nicht nur Europas, sondern auch jenseits des Weltmeeres, deutsche Männer die Heldenlaufbahn betreten. Nennen wir unter ihnen zum Schluß nur noch den bereits früher erwähnten Grafen Wilhelm zur Lippe, der sich als Reorganisator und Feldherr der portugiesischen Armee einen Namen in der Geschichte erworben hat, sowie die beiden Helden des nordamerikanischen Freiheitskrieges v. Steuben und Kalb. Der erstere derselben, aus friderizianischer Schule hervorgegangen, erwarb sich, als treuer Gehilfe Washingtons bei Organisation des jungen Heerwesens, hohe Verdienste, während Kalb, zuerst in französischen Diensten, als einer der ausgezeichnetsten Generale im Dienste der Union den Heldentod erlitt.

Während so im Auslande deutsche Offiziere ihre Tüchtigkeit bewährten und zu hohen Ehren gelangten, verkümmerten im eigenen Vaterlande viele der besten Kräfte unter einer politischen Verfassung, die, wie einst der schwedische Kanzler Oxenstierna geäußert, nur durch die göttliche Vorsehung erhalten wurde.

Wenn wir vorher das Wehrwesen des deutschen Reiches brennendste Wunde nannten, so war deren Unheilbarkeit schon längst, jedenfalls zur Zeit der Niederlage von Roßbach, unwiderruflich konstatiert worden. Die nachstehenden Mitteilungen, gewissermaßen Illustrationen zu einer Studie über den deutschen Offizierstand, genügen vielleicht schon allein, um darzuthun, wie der Zersetzungsprozeß unaufhaltsam fortschreiten und schließlich zu einer Katastrophe führen mußte. Die Schuld hiervon trifft nicht einzelne Personen, sondern lediglich die verrotteten Institutionen, welche mit der politischen Verfassung eng zusammenhingen. Wenn wir bei den nachstehenden Schilderungen auch auf sehr unerfreuliche Zustände in den größeren Kontingenten zu sprechen kommen, so liegt es keineswegs in unserer Absicht, diese letzteren — obgleich sie unter dem heillosen Zustande der Reichswehrverfassung gleichfalls mit zu leiden hatten — mit denjenigen Bestandteilen so ohne weiteres gleichzustellen, aus denen die eigentliche Reichsarmee bestand.

An der Spitze der eigentlichen Reichsarmee stand der Reichs-General-Feldmarschall. Er wurde vom Reichstage zu Regensburg gewählt, vom Kaiser bestätigt und von Kaiser wie Reich in Pflicht genommen. Während des Krieges war er in allen wichtigen Beschlüssen an den Reichskriegsrat, sechs von Kaiser und Reich ernannte und verpflichtete Generale beider Glaubensbekenntnisse, gebunden. Er mußte dessen Gutachten hören, ehe er Schlachten lieferte, Belagerungen anordnete oder aufhob, Orte besetzte oder entsetzte, Kapitulationen oder Waffenstillstände abschloß. In der Teilung der Armee war er so beschränkt, daß er nicht einmal Parteien über tausend Pferde ohne Genehmigung des Kriegsrates abschicken durfte. Endlich wurde er auch noch durch Instruktionen des Hofkriegsrates in Wien gebunden, ein Recht, das zwar vielfach bestritten wurde, das man aber schließlich stillschweigend gelten ließ. Ebenso beschränkt war auch sein Einfluß bei Besetzung der Offizierstellen im allgemeinen, und der höheren Führerstellen im besonderen, was bei einer aus so unendlich vielen Kontingentsbestandteilen zusammengesetzten Armee auf ihre Brauchbarkeit und Verläßlichkeit im Kriege doppelt störend einwirken mußte.

In der dem Reichs-Feldmarschall Montecuccoli im Jahre 1672 erteilten Instruktion, welche 1794 dem Reichs-Feldmarschall Herzog von Sachsen-Teschen zur Richtschnur seines Verhaltens eingehändigt wurde, heißt es in obiger Beziehung unter 5. wörtlich: „Wenn von den Generalspersonen, Obristen und andern Offizieren jemand mit Tode oder sonsten abgehen sollte, so ist zwar derselben Ersetzung resp. Ihro Kaiserlichen Majestät und den Kurfürsten und Ständen so sie bestellet zu reservieren: weilen aber solches viele Zeit erfordern würde und inzwischen der Armee, und sonderlich den Regimentern dabei die Obristen abgegangen, durch Mangel derselben Schaden und Nachteil zugezogen werden könnte, als wird, wenn ein General, Obrister und anderer

Offizier bei währendem Feldzuge abgeht, dem Herrn General-Feldmarschall anheim gegeben, ad interim und bis von Ihro Kaiserlichen Majestät, oder Kurfürsten und Ständen, denen es gebühret, anderweitige ordentliche Besetzung geschehen sein wird, die Generalstellen durch den nachgesetzten General, bei denen Regimentern aber den erledigten Platz nach Befinden verhaltungsweise versehen zu lassen, maßen denen auch er, Reichs-Feldmarschall, solche begebende Vacatur nebenst seinem Gutachten, den er hinwieder für kapabel befinden wird, zu anderweitiger Bestellung alsbald an diejenigen kreisausschreibenden Fürsten, dahin diese abgehenden Obristen gehörig gewesen, zu berichten und zu überschicken hat. Wenn aber ein Obristlieutenant oder anderer nachgesetzter Offizier mit Tod abgeht, so hat der Obrist die Interimsbestellungen, jedoch in alle Wege mit Vorwissen des General-Feldmarschallen, gleicher Gestalt mit dem Nächsten in der Charge stehenden Offizier zu thuen, und gleicher Weise den Kreis oder Stand, denen die beständige Ersetzung zukommt, förderlich zu berichten." Welchen Erfolg bei eingetretenen Vakanzen die Empfehlung tüchtiger Offiziere von Seiten des General-Feldmarschalls oder des Obristen fast immer hatte, darauf werden wir später noch einmal zurückkommen.

Außer dem die Reichsarmee kommandierenden General-Feldmarschall und den Mitgliedern des Reichskriegsrates ward noch eine Anzahl Generale von Kaiser und Reich ernannt. Obwohl die Reichsarmee im Frieden nur ein ideeller Begriff war, fehlte es zu keiner Zeit an Reichsgeneralen. Nach einer von der gesamten Reichsgeneralität unterzeichneten, an Kaiserliche Majestät gerichteten Eingabe vom Jahre 1786*) gab es damals vier General-Feldmarschälle, zwei katholische, Herzog Albert von Sachsen-Teschen und Fürst von Hohenzollern-Hechingen, sowie zwei evangelische, Prinz Ludwig von Braunschweig und Prinz Christian von Baden, ferner sechs General-Feldzeugmeister und sechs General-Feldmarschallleutnants, ebenfalls nach den Confessionen gleichmäßig verteilt. Sämtliche Generale sind aus fürstlichen oder gräflichen regierenden Häusern. Ob sie auch ohne Ausnahme für ihre hohen Stellungen geeignet und befähigt waren, mag dahingestellt bleiben; unseres Wissens stellt die Geschichte nur über den Herzog Albert von Sachsen-Teschen ein Zeugnis aus. Von den vier General-Feldmarschällen konnte natürlich nur einer an die Spitze der Reichsarmee gestellt werden, die drei übrigen dürften sonach nur honoris causa dazu ernannt worden sein. Daß man der Parität wegen bei Wahl der Reichs-Generäle auf das Glaubensbekenntnis Rücksicht nehmen mußte, war dem militärischen Interesse sicher nicht entsprechend. Daran hielt man jedoch streng fest.**)

Nächst der von Kaiser und Reich bestellten Generalität wählte nun auch noch jeder Kreis seine Generale, die zur Führung der Kreistruppen bestimmt waren. Sie wurden bei der allgemeinen Kreisversammlung vereidigt und in Pflicht genommen. Regierende Fürsten und Erbprinzen brauchten nicht persönlich den Eid zu leisten, sondern hatten nur Reverse auf ihren Staat, bei fürstlich wahren Worten, Ehre und Treue, auszustellen. Selbstverständlich mußte in den Kreisen mit gemischter Konfession

*) In Ermangelung wichtigerer Angelegenheiten beschäftigte sich die Reichsgeneralität zu jener Zeit mit der Frage, welche Uniform sie zu tragen habe. Die österreichische Generaluniform anzulegen war untersagt, und anderweitige Vorschriften fehlten. Trotz der Eingaben scheint diese Frage nie zur Entscheidung gekommen zu sein.

**) Als 1672 in dem französisch-holländischen Kriege die Aufstellung einer Reichsarmee beschlossen wurde, waren von Reichs wegen vier Generalmajorsstellen, zwei der Kavallerie und zwei der Infanterie, zu besetzen. Die Wahl des Reichstages fiel zufällig für die beiden ersteren auf zwei Protestanten, für die beiden letzteren auf zwei Katholiken. Darüber entstand unter den Katholiken die heftigste Aufregung. Man fand sich gekränkt, daß die Glaubensgenossen nur bei der Infanterie kommandieren sollten. Dem entsprechend wurde beschlossen, die Angelegenheit für eine Religionssache zu erklären und man verzögerte dadurch das Zustandekommen eines gültigen Beschlusses um volle zwei Monate. Endlich gelangte man dadurch zu einem Ausgleich, daß noch zwei Generalmajore ernannt wurden, ein katholischer für die Kavallerie und ein evangelischer für die Infanterie.

auf eine gleichmäßige Verteilung nach dem Glaubensbekenntnisse ebenfalls bedacht genommen werden, wie denn überhaupt die paritätischen Rücksichten in einer fast unglaublichen Weise und in den kleinlichsten Dingen geltend gemacht wurden.

Außer den ausdrücklich erwählten und bestätigten Reichs- resp. Kreis-Generalen hatte noch jedes Kontingentsheer das Recht, Generale zu ernennen, resp. mit seinen Truppen ins Feld zu schicken, die allerdings hinter den ersteren rangierten. Wenn die größeren Reichsstände, die mindestens ganze Regimenter zur Armee schickten, dies thaten, so hatte das noch einen Sinn: solche Beschränkung glaubte man sich jedoch keineswegs immer auferlegen zu müssen. Dadurch entstanden zuweilen die eigentümlichsten Verhältnisse. So sandte unter anderen der Fürstbischof von Würzburg im Jahre 1757 mit den wenigen Kompagnien, die er zu der damaligen Reichsexekutions-Armee gestellte, zwei General-Feldmarschalleutnants ins Feld.

Allerdings waren nicht nur die größeren, sondern auch die kleineren Kontingente vielfach in einer wahrhaft luxuriösen Weise mit Generalen, überhaupt mit höheren Offizieren, ausgestattet. Man vermeinte dadurch die Würde und das Ansehen des Standes zu erhöhen.

Die ganze Kriegsmacht des Kurfürsten Emmerich Josef von Mainz bestand nur aus 2800 Mann Infanterie in vier Regimentern, 50 Husaren, 50 Jägern, 120 Artilleristen, 6 Mineurs und 6 Sappeurs. Diese nicht viel über 3000 Mann betragende Truppe wurde von zwölf Generalen und einem Hofkriegsrat geleitet, der aus zwei Präsidenten und sechs Räten bestand. Für den Dienst im Innern des Palastes hatte der Kurfürst außerdem noch eine Garde von 50 Mann, unter den Befehlen eines Kapitäns mit dem Range eines General-Feldmarschalleutnants, und eines Stabskapitäns mit dem Range eines Generalmajors.

Die Rangliste der kurbayerischen Armee vom Jahre 1752 zählt auf einen Effektivbestand von 6144 Mann und 264 Pferde — Sollbestand 6406 Mann und 270 Pferde — drei General-Feldmarschälle, zwei Generale der Kavallerie, zwei General-Feldzeugmeister, zehn General-Feldmarschalleutnants, vierzehn General-Wachtmeister, in Summa 31 Generale. Sonach kam ein General auf etwa 200 Mann. Nach Vereinigung der kurpfalz-bayerischen Armee seit Juli 1778 zählte bei einem nicht zu zwei Dritteln erreichten Soll-Etat von 20 847 Mann die Generalität sogar 55 Köpfe. Ebenso verschwenderisch waren auch die Stabsoffiziersstellen besetzt. So kamen auf die 18 Infanterie-Regimenter 31 Obersten, 28 Oberstleutnants und 43 Majore, wobei zu bemerken ist, daß das Regiment nur aus je zwei Bataillonen bestand. Als Kuriosum mag noch erwähnt werden, daß die pfalz-bayerische Kriegsmarine, die aus zwei oder drei kleinen bewaffneten Wachschiffen bestand (wahrscheinlich auf dem Rhein), von einem „Großadmiral" befehligt wurde.

Auch die österreichische Armee war wenigstens noch im Anfang des Jahrhunderts in übertrieben luxuriöser Weise mit Generalen ausgestattet. Im Jahre 1705 zählte das Heer 22 Feldmarschälle, 11 Generale der Kavallerie, 11 Feldzeugmeister, 36 Feldmarschalleutnants, 60 Generalwachtmeister, also 140 Generale gegen 58 Obersten der Infanterie und Kavallerie. In Brandenburg-Preußen war man denn doch zu sparsam, um sich einen solchen Luxus zu erlauben.

Was nun, abgesehen von den Generalen, die übrigen Offizierstellen bei der Reichsarmee anbetrifft, so ernannten die größeren Stände, welche ganze Regimenter, Bataillone oder Kompagnien stellten, natürlich auch die sämtlichen dazu gehörigen Offiziere von den betreffenden Kommandeuren abwärts.

Bei den gemischten Regimentern und Bataillonen wurden die Stellen der Stabsoffiziere von den kreisausschreibenden Fürsten mit Zustimmug des Kriegskonvents besetzt. Ein ähnliches Verfahren fand bei Besetzung der übrigen Chargen des Stabes statt. Die unter der Benennung „extra aufgestellte Stabspartien" begriffenen Regimentsquartiermeister, Auditore, Feldprediger, Regimentsfeldscher, Wagemeister, Hoboisten u. s. w.

wurden entweder von den kreisausschreibenden Fürsten oder von dem betreffenden Regimentschef vorgeschlagen; die wirkliche Ernennung erfolgte nach einem Beschluß des Kreiskonvents und zwar, wenigstens im schwäbischen Kreise, in zwei Konferenzen, einer katholischen und einer evangelischen, damit die Stellen gleichmäßig zwischen den Angehörigen beider Religionsarbeiten verteilt werden konnten.

Bei den übrigen Chargen vom Hauptmann abwärts, also bei der prima plana, stand das Recht der Ernennung den resp. Ständen, nach Maßgabe der laut Matrikel ein für allemal geschehenen Verteilung, der Art zu, daß wenn ein Stand keine höhere Charge, als einen Fähnrich zu einer gemischten Kompagnie zu stellen hatte, von einem Avancement desselben nie die Rede sein konnte; der Fähnrich blieb Fähnrich für ewige Zeiten. Hatte ein Stand nur einen Leutnant zu stellen, so konnte er nie Oberleutnant und ebenso der Oberleutnant in derselben Lage nie Hauptmann werden. Der betreffende Stand hatte eben keinen höheren Posten zu vergeben, und so mußte der Oberleutnant, Leutnant oder Fähnrich, war er matrikelmäßig in seinem Kontingent der einzige seiner Art, schon von Haus aus auf jedes weitere Avancement verzichten. Man fand daher auch bei den Reichstruppen uralte Fähnrichs und blutjunge Hauptleute. Während bei den Hauptleuten, die in ihren Kontingenten auch nicht höher aufrücken konnten, wenigstens die Möglichkeit vorlag, bei den gemischten Regimentern auf Vorschlag des kreisausschreibenden Fürsten zum Stabsoffizier ernannt zu werden, konnten einem Subalternoffizier in gleicher Lage auch die besten und dringendsten Empfehlungen seiner Vorgesetzten wohl nur in seltenen Fällen etwas helfen. Nehmen wir an, daß bei einem der schwäbischen Kreis-Regimenter die von der Stadt Lindau zu besetzende Hauptmannsstelle vakant geworden wäre und der kommandierende General hätte dazu den ältesten Oberleutnant, den thätigsten und tüchtigsten Offizier des ganzen Regiments, der jedoch im Dienste des Grafen Oettingen-Wallerstein stand, dazu empfohlen, so würde eine solche Empfehlung auf den wohlweisen Magistrat der Reichsstadt Lindau voraussichtlich gar keinen Eindruck gemacht haben. Die Grafschaft Oettingen-Wallerstein war für die Reichsstadt Lindau Ausland, und wie hätte man wohl einem Ausländer einen so schönen Posten zukommen lassen dürfen. Bei einem großen Teil der Kompagnien waren aber auf solche Weise die Offizierstellen von verschiedenen Ständen besetzt. So stellten z. B. zu ein und derselben Kompagnie des schwäbischen Kreises die freie Reichsstadt Gmünd den Hauptmann, die freie Reichsstadt Rottweil den ersten, die Aebtissin von Rottenmünster den zweiten Leutnant und der Prälat zu Gengenbach den Fähnrich. In den anderen Kreisen war es nicht ganz so schlimm, aber noch immer schlimm genug. Bei einer Dragoner-Kompagnie des obersächsischen Kreises stellte das Herzogtum Pommern den Hauptmann, die sächsischen Fürstentümer abwechselnd den Leutnant, und den Fähnrich endlich die Fürsten von Schwarzburg und die Grafen von Stolberg gemeinschaftlich.

Daß bei Besetzung dieser Stellen die militärische Qualifikation sicher nicht immer den Ausschlag gab, vielmehr nur zu häufig ganz andere Rücksichten maßgebend waren, unterliegt keinem Zweifel; wurde doch mit Offizierspatenten vielfach Handel getrieben.

Schon unter Kurfürst Karl Albrecht († 1745) waren in der kurbayerischen Armee die Offizierstellen käuflich geworden, und zwar kostete die eines Fähnrichs 300, die eines Hauptmanns 800, die eines Oberstwachtmeisters 2000 und die eines Oberstleutnants 4000 Gulden. Solcher Stellenverkauf fand von oben Begünstigung, weil ein gewisser Prozentsatz der Kaufsummen an den Hofkriegsrat gezahlt werden mußte. In der später vereinten kurpfalz-bayerischen Armee blieben zwar die Stabsoffizierstellen vom Handel ausgeschlossen, der Preiskurant bis zum Hauptmann mit Kompagnie wurde jedoch bedeutend erhöht. Es kostete die Charge eines Leutnants 2000, eines Oberleutnants 3000, eines Stabskapitäns 5000 und eines Hauptmanns mit Kompagnie sogar 8000 Gulden. Um besonders gut gedienten aber mittellosen Offizieren die Möglichkeit zu verschaffen, vorwärts zu kommen, erließ Kurfürst Karl Theodor

1788 ein Reskript, wonach alte treugediente Stabskapitäne, selbst wenn sie ihre Stellen nicht gekauft hatten, dieselben dennoch zu dem reglementsmäßigen Preise verkaufen durften, um dieses Geld bei vorhabendem Kauf einer höheren Charge benutzen zu können. Erst Kurfürst Max Josef stellte bald nach seinem Regierungsantritt (1799) in Bayern den Verkauf der Offizierstellen gänzlich ab.

Wir haben bereits früher erwähnt, daß auch in der österreichischen Armee der Stellenhandel gebräuchlich war, und daß es dem Prinzen Eugen trotz aller Bemühungen nicht gelang, ihn gänzlich auszurotten. Dort hatte jedoch der Handel eine andere Gestalt angenommen. Allerdings gab es Kanzleitaxen, die bei jeder Beförderung, bei jeder Rangerhöhung dem Hofkriegsrate gezahlt werden mußten. So kostete das Patent eines Feldmarschalls 2000, eines Feldzeugmeisters 1000, eines Feldmarschallleutnants 800, eines Obersten 450 Gulden u. s. w. Beiläufig gesagt waren diese Taxen bei den Zivilbehörden noch viel höher gestellt, namentlich war der Exzellenztitel sehr teuer, und schon ein Geheimeratspatent kostete 4000 Gulden. In einem gewissen Sinne ließ sich also der Staat jede Beförderung bezahlen. Ebenso werden auch bei dem Verkauf von Stellen die bisherigen Inhaber derselben sich schadlos gehalten haben; der eigentliche Handel wurde jedoch von den Regimentsinhabern betrieben. Es warf dies Geschäft noch im Anfange des vorigen Jahrhunderts auf das Regiment die für die damalige Zeit nicht unbeträchtliche Summe von 10—12 000 Gulden ab. Die Regimentsinhaber, denen das zu gute kam, waren alte verdiente Generale; sie sahen in dem Verkauf der Offizierstellen eine durch lange Gewohnheit vollkommen berechtigte Einnahme, und jede Schmälerung derselben betrachteten sie als einen Akt von Beraubung an rechtmäßig erworbenem Eigentum. Solche Praxis hatte ihren Ursprung und fand eine gewisse Rechtfertigung in einigen in gesetzlicher Kraft stehenden Bräuchen. So namentlich in den vorgeschriebenen „Präsenten", welche die Beförderten mehreren bei Verleihung der Stelle thätig gewesenen Personen überreichen mußten. Der General, welcher den wirklichen Obersten seinem Regimente vorstellte, erhielt ein Pferd mit Sattel und Zeug „zur Verehrung". Wer sonst dem Regimente einen neu beförderten Offizier vorstellte, empfing von diesem ein Paar Pistolen „zur Diskretion". Daraus läßt es sich erklären, weshalb es dem Prinzen Eugen nicht gelang, den Stellenhandel gänzlich zu unterdrücken; in der einen oder der anderen Weise blieb er das ganze vorige Jahrhundert hindurch in Uebung.

In einem Teil der kleinen und kleinsten Kontingente sah es in dieser Beziehung nicht besser aus, wie in Oesterreich und Bayern. Im Herzogtum Sachsen-Eisenach waren sogar bis zum Anfall an Weimar die Unteroffizierstellen käuflich. Einem aus österreichischen Diensten herübergezogenen Wachtmeister wurde die Einweisung in seine Stellung versagt, bis er 400 Thaler für dieselbe gezahlt haben würde, eine Bedingung, die man ihm von Haus aus nicht gestellt hatte. Der nachmalige Landmajor von Harstall beschwerte sich bei der Herzoglichen Regierung, daß ihm eine Hauptmannsstelle, um die er sich früher beworben, nicht zugewiesen worden sei, obgleich er 1500 Thaler für dieselbe bezahlt und das Geld weder zurückgefordert, noch zurückerhalten habe.

In einer Chronik der Reichsstadt Ueberlingen, die einen Hauptmann und 72 Mann zu Fuß zu den schwäbischen Kreistruppen zu stellen hatte, lesen wir, daß, als im Jahre 1745 der Hauptmann, ein Herr von Gswender, an einer Brustkrankheit unrettbar darnieder lag, die Expektanz von dem Leutnant der Kompagnie, einem Baron von Osterberg, erkauft wurde. Derselbe entrichtete 1000 Gulden an die Stadtkämmerei, ferner erhielt der regierende Bürgermeister 25 und jeder Ratsherr 10 französische Thaler „Diskretion". Wir sehen daraus, unter welchen Umständen auch ein Ausländer, denn ein solcher war Baron Osterberg für die Ueberlinger, eine Offizierstelle bei einem fremden Stande erlangen konnte.

Wir haben bereits früher erwähnt, wie während des spanischen Erbfolgekrieges

die Reichsstadt Mühlhausen in Th. die Uebernahme ihrer im Felde stehenden Kompagnie von Hinterlegung einer nicht unbedeutenden Kaution abhängig machte, außerdem hatte sich der Hauptmann gewissen kontraktlich festgestellten Bedingungen zu unterwerfen, die einen Rückhalt an barer Münze voraussetzten. Aus einer Originalkorrespodenz ersehen wir, daß nach Absterben des Hauptmanns jener Kompagnie, eines Herrn von Bögenburg-Lengsfeld, der Bruder desselben der Nachfolger wurde. Beides waren ebenfalls Ausländer, d. h. einer hessischen Adelsfamilie angehörig. Der Vater bedankt sich bei seinen hochverehrten Freunden und Herren zu Mühlhausen für die seinem Sohne verliehene Kompagnie, und wir dürfen wohl mit Bestimmtheit annehmen, daß es mit einem bloßen Danke und ohne „Diskretion" nicht abgethan war.

Ein anderer das Ansehen und die Tüchtigkeit des Offizierstandes schädigender Mißstand, der nicht etwa vereinzelt vorkam, war die Verleihung von Offizierpatenten an unmündige Kinder. Noch im Anfange des vorigen Jahrhurderts wurden in Oesterreich Kinder aus vornehmen Häusern, oft kurz nach ihrer Geburt, mit Leutnantsstellen oder gar schon mit Verleihung einer Kompagnie begnadigt. Sie avancierten im Regimente fort, wurden im Dienste durch einen anderen Offizier vertreten, oder auch nicht, und gelangten, kaum dem Knabenalter entwachsen, in verhältnismäßig hohe Stellungen. Wenn auch Prinz Eugen gegen verschiedene andere Mißbräuche umsonst ankämpfte, diesen alten Brauch der sogenannten „Expektanz" zu beseitigen gelang ihm glücklich.

Welche Konsequenzen dergleichen Gnadenbeweise nach sich zogen, davon gibt eine Verordnung des Kurfürsten Clemens August von Köln vom 25. Mai 1750 in recht drastischer Weise Zeugnis. Wir theilen das betreffende Edikt nachstehend wörtlich mit: „Nach demmahlen Ihrer Churfürstl. Durchlaucht Anzeig geschehen, wasmaßen diejenigen Officiers, deren Kinder aus besonderer Gnad zu Fähnrich oder Cadetten ernannt seyend und kaum das Alter von sechs Jahren erreichet haben, das Quartier-Geld für dieselben prätendiren und sich hergeben lassen, Höchst dieselben aber dieses zu des Quartiers-Mann gereichendes Beschwer abzustellen gnädigst gemeint seyend, und wollen, daß gemelten Officiers begnädigten Kindern, das Quartier ehender nicht angeschaffet, weniger Geld dafür gereichet werden solle, bis daran sie ihre Chargen selbst versehen. So befehlen Höchstgemelte Seiner Churfürstlichen Durchlaucht sambtlichen Dero mit dergleichen begnädigten Kindern versehenen Officiers gnädigst und ernstlich hiemit, gestalten mit Anforderung des Quartiers in natura oder Quartier-Gelds sich fürs künftige, bei Vermeydung Höchstdero Ungnad, zu entübrigen; und damit gegenwärtige Churfürstliche gnädigste Verordnung zu deren Militaire Wissenschaft gelangen möge, so solle dieselbe durch Höchstdero Generalen Freyherrn von Nothafft obgemelten Officiers gehörend verkündet, weniger nicht Bürgermeister und Rath deren bequartierten Städten zu ihrer Wissenschaft und Nachricht commniciret werden."

Nirgends wurde aber wohl mit Verleihung von Offizierpatenten an unmündige Kinder ein solcher Unfug getrieben, wie in Bayern. War in Kur-Köln eine solche Verleihung anscheinend nur Gnadensache, so wurde in Bayern ein schamloser Handel damit getrieben. Es kam dahin, daß man durch Gunst und Geld schon für Kinder in der Wiege, wenn nicht noch früher, Offizierpatente erlangen konnte. Wie es Brauch geworden war, mit Anwartschaft auf Zivilbedienstungen Handel zu treiben — im Staatsadreßkalender von 1799 befindet sich im Oberamte Neustadt kein einziger Beamter ohne beigefügten Amtserben — ebenso konnten auch die Offiziere, wenn sie nur die Mittel dazu besaßen, für die Zukunft ihrer Söhne Sorge tragen. Die Standeslisten wiesen denn auch so viele Offiziere nach, daß immer auf fünfzehn bis sechszehn Soldaten ein Offizier kam.

Daß bei solchem schmachvollen Handel der Offizierstand heruntergesetzt, seine militärische Brauchbarkeit aufs äußerste beeinträchtigt wurde und ein echter Soldatengeist in demselben nicht aufkommen konnte, liegt auf der Hand. Berichtet doch Fr. Münch

in seiner Geschichte der Entwickelung der bayerischen Armee seit zwei Jahrhunderten, daß als 1794 das für den westfälischen Kreis bestimmte Bataillon formiert werden sollte, in den Garnisonen Düsseldorf und Jülich, wo beiläufig gesagt fünf Regimenter standen, nur ein Stabsoffizier aufzufinden war, dem man das Bataillon wirklich anvertrauen durfte. Dabei wollen wir noch an eine früher gemachte Bemerkung erinnern, wonach die bayerische Armee eine sehr große Anzahl von Stabsoffizieren besaß; es kamen durchschnittlich drei derselben auf ein Bataillon. Hiernach kann man sich vorstellen, wie es mit den Stabsoffizieren der aus vierzig und mehr Kontingentsteilen zusammengesetzten Kreis-Regimenter, bei denen man sicher weniger wählerisch war, ausgesehen haben mag. Uebrigens sei hier beiläufig bemerkt, daß wir ein wenn auch nicht ganz so abschreckendes, doch sicher sehr ähnliches Beispiel aus einer Zeit, die zwanzig Jahre hinter uns liegt, bezüglich eines der damaligen kleinen Bundeskontingente anführen könnten.

Wirkte ein solcher Stellenhandel nachteilig auf die dienstliche Brauchbarkeit der Offiziere, so nicht weniger auf ihre moralische Qualifikation. Der vorerwähnte Verfasser macht uns in seiner Schrift Mitteilungen, welche grelle Streiflichter auf den damaligen bayerischen Offizierstand und seine gesellschaftliche Stellung werfen. Nach ihr hatten die kurbayerischen Offiziere in den ersten Jahren der Regierung Max Josefs (1745—1777) viel Kummer und Elend zu erdulden, welches zu mildern nicht in der Macht dieses gütigen Fürsten lag, denn die Staatskassen waren leer und das Land vollständig erschöpft. Das Elend war so groß, daß in Donauwörth, Ingolstadt und anderen Orten die Garnison die auf dem Wochenmarkte anwesenden Verkäufer truppweise überfiel und ihnen alles abnahm. In Braunau streckte die Wache des Regiments Monleon das Gewehr und erklärte, daß sie vor Hunger keinen Dienst mehr versehen könne. Der Hofkriegsrat berichtete unter dem 28. Februar 1746 dem Kurfürsten, daß der Notstand der Armee und der Pensionisten unbeschreiblich und zu fürchten sei, daß ganze Regimenter auseinander laufen würden. Leutnants und Fähnrichs lebten wochenlang von Wasser und Brot. In Ingolstadt war es so weit gekommen, daß Offiziere und Mannschaften keine Schuhe hatten, um mit Anstand auf die Wache ziehen zu können. Die Offiziere waren deshalb nur zu sehr der Güte und dem Wohlwollen ihrer Quartiergeber überlassen und hatten oft schmähliche Behandlung von ihnen zu erdulden. Solche finanzielle Kalamitäten und der Stellenhandel standen in einem sehr nahen ursächlichen Zusammenhange. Bei der nur zu häufigen Ebbe in den Kassen glaubte man einer Einnahmequelle, wie sie jener Handel darbot, nicht entraten zu können. Beides wirkte gleich nachteilig auf den Geist und auf die Gesinnung der Offizierkorps. Wie es damit aussah, darüber läßt ein Dekret vom Jahre 1753 — aus einer Zeit, wo sich die Zustände im Lande wesentlich gebessert und der Sold wieder regelmäßig gezahlt wurde — kaum einen Zweifel aufkommen. Wir beschränken uns auf eine kleine Blumenlese aus jenem Dekret und führen folgende Stellen an; „Ihro Kurfürstl. Durchlaucht wollen nicht hoffen, daß Offiziere sich so vergehen, mit Kellnerinnen und gemeinen Dienstmädchen in den Wein- oder Bierhäusern zu tanzen; sollte es vorgekommen, so müssen diese Offiziere wegen ihrer Niederträchtigkeit exemplarisch bestraft werden. — Das Räsonieren über den Dienst in den Wirts- und Kaffeehäusern steht wohl einem unwissenden Offizier an, welcher vermeint, durch seine Rede fremde Leute glauben zu machen, daß er den Dienst verstehe, aber keinem, der eine wahre Kenntnis vom Militär hat. — Das Kostgeben ist verheirateten Offizieren an Offiziere erlaubt, nicht aber an Leute vom Zivil. Sollte aber ein Offizier seine Frau mit dem Korbe am Arme auf den Markt oder die Fleischbänke zum Einkaufen gehen lassen, so soll jedem gemeinen Soldaten erlaubt sein, der Offiziersfrau das Eingekaufte mit aller Höflichkeit abzubegehren und zu nehmen, und wenn sich ein Offizier darüber beklagt oder gar widersetzt, so soll er eine ganze Monatsgage in die nächste Kaserne bezahlen. — Kurfürstl. Durchlaucht wollen nicht hoffen, daß solche nieder-

Digitized by Google

trächtige Offiziere sein sollen, welche Geld auf Unterpfänder leihen und sich mit jüdischem Wucher befudeln; sie sind nicht gewillt, solche Offiziere in ihren Diensten zu dulden. Ein gleiches gilt für Faktionärs, oder Parteimacher und Spieler. Schuldenmacher werden arretiert und sollen beim Profos-Leutnant solange mit Musketierlöhnung sitzen, bis ihre Schulden vollständig getilgt sind; dann können sie nach Umständen kassiert werden. — Die Regiments-Kommandeure sollen das Herumreisen der Offiziere bei den Kavalieren auf dem Lande verhindern. Seine Kurfürstliche Durchlaucht geben den Offizieren genug Traktament, damit sie nicht nötig haben, sich den Löffel hinter der Thür messen zu lassen."

Das vorstehende Dekret bedarf wohl keines weiteren Kommentars, nur möchten wir bezüglich der hervorgehobenen Zulänglichkeit des Traktaments noch einige Worte über die pekuniäre Lage namentlich der Subalternoffiziere hinzufügen. Man hört und liest so häufig, daß gerade diese so überaus karg besoldet worden seien. Das trifft, abgesehen von einzelnen Ausnahmen, sicher nicht zu, wenigstens waren die deutschen Subalternoffiziere im vorigen Jahrhundert keinenfalls schlechter gestellt, als heutzutage. In Preußen betrug zur Zeit Friedrichs des Großen das Traktament eines Premier-Leutnants 13 Thaler 18 Groschen, das eines Sekonde-Leutnants und Fähnrichs 11 Thaler; nach dem Reglement von 1788 war das Gehalt beider Chargen um je 2 Thaler aufgebessert worden. In Württemberg erfreuten sich 1758 die Subalternoffiziere einer gleichmäßigen Gehaltseinnahme von 21 Gulden, im Jahr 1794 ward dieselbe beim Oberleutnant auf 25, beim Unterleutnant auf 24 Gulden festgestellt. Außerdem erhielten die Offiziere entweder Naturalquartier oder eine Servisentschädigung. Das Servisweſen war seit Anfang des vorigen Jahrhunderts, in Brandenburg-Preußen schon unter dem großen Kurfürsten, überall reguliert worden. Nach hessen-kasselscher Verpflegungsordonnanz vom Jahre 1713 erhielten der Leutnant 1 Thaler 16 Albus, der Fähnrich einen Thaler monatliche Mietsentschädigung, während nach der Friedens-Gagierung des schwäbischen Kreises das ganze vorige Jahrhundert hindurch der Premier-Leutnant drei, der Sekonde-Leutnant zwei Gulden Quartiergeld bezogen. Diese Angaben aus dem Norden und Süden Deutschlands dürften den ungefähren Durchschnittssatz des Diensteinkommens der Subalternoffiziere darstellen. Wir glauben jedoch noch erwähnen zu sollen, daß es außer jenen Gehaltsbezügen für einzelne Chargen gewisse, teils reglementarisch festgesetzte, teils gebräuchlich gewordene Nebeneinkommen gab, die wir mit unseren heutigen Anschauungen nicht in Einklang bringen können. Nach dem preußischen Reglement von 1743 bezog nicht nur der General-Auditeur, der im Felde die Oberaufsicht über die Marketender zu führen, sowie die Taxe von Bier und Fleisch zu regulieren hatte, von jenen eine Abgabe, sondern auch der Major und sein Adjutant erhielten von jedem Marketender des Bataillons — es durfte nur einer für jede Kompagnie mit ins Feld genommen werden — eine Donation von 16 resp. 8 Groschen. Es war jedoch nachdrücklich bei Kassation verboten, mehr zu fordern, oder mehr anzunehmen. Diese Marketenderabgaben waren überall in der einen oder anderen Form gebräuchlich. In einzelnen Kontingenten stand dem Regiments-Adjutanten von jedem Faß Bier, das im Lager verzapft wurde, das Probe- oder Ansteckmaß zu. Zuweilen hatten die Platzmajore in den festen Plätzen die bedenkliche Berechtigung, arretierte Zivilisten, wenn keine gröberen Vergehen oder gar Verbrechen vorlagen, gegen eine zu entrichtende Geldstrafe wieder frei zu geben. Ferner war es im Reich vielfach Sitte, daß sich die Platzmajore und auch andere Offiziere während der Jahrmärkte in den Garnisonorten von den Krämern Wachgeld oder andere Abgaben in Geldeswert zahlen ließen, mutmaßlich als Gegenleistung für die in der Garnison ausgestellten Posten und ausgesandten Patrouillen, die ja den Warenlagern eine gewisse Sicherheit verbürgten. Dabei kam es vor, daß man den Krämern auch ohne deren Verlangen für die Nacht eine militärische Bewachung aufnötigte. Wie schwer dergleichen Mißbräuche auszurotten waren, davon geben die sich immer wieder-

holenden Verbote in den kurkölnischen Landen Zeugnis. Die Uebertreter derselben wurden schließlich mit Dienstentlassung bedroht. Nur wenn die Krämer ausdrücklich um Bewachung ihrer Ware baten, durfte dem Wachhabenden eine billige Belohnung zu teil werden, „welche gleichwohl nach eines jederen Krämeren Willkühr abgetragen, keineswegs aber gewaltsamer Weise erpresset werden solle".

Sehen wir jedoch ganz ab von dergleichen immerhin etwas zweifelhaften Nebeneinkünften und halten wir uns an das einfache Diensteinkommen, so dürfte es wohl keinem Zweifel unterliegen, daß vor hundert Jahren ein Leutnant mit 13 Thaler monatlichen Gehaltes besser versorgt war, als heute mit einem solchen von 25 Thalern. Die Preise alles dessen, was zu des Leibes Nahrung und Notdurft gehört, sind durchschnittlich weit über das Doppelte gestiegen, ausgenommen vielleicht die der Uniformierung, die damals, wenigstens für die Infanterie, verhältnismäßig kostspieliger war. In der altpreußischen Armee war es ferner Herkommen, daß die Subalternoffiziere bei ihren Kompagniechefs — sämtliche Stabsoffiziere hatten ebenfalls Kompagnien, die von Stabskapitänen geführt wurden — freien Mittagstisch hatten. Sonach gab es im vorigen Jahrhundert noch keine Tischrechnungen, die heutzutage im Debet des Gehaltsbuches oft Zahlen von bedenklicher Höhe nachweisen. Auch von anderweitigen monatlichen Abzügen, außer denen für die Kleiderkasse, wußte man damals noch nichts. Vor allem lebte man aber einfacher, hatte weniger Bedürfnisse, und vieles, was heute als ein notwendiges Erfordernis des Lebens angesehen wird, galt damals als ein unsoldatischer Luxus; kurz das ganze häusliche, gesellige und kameradschaftliche Leben hatte einen einfacheren Zuschnitt. Von den übermäßigen Zulagen, wie sie als eine Errungenschaft der Neuzeit — wahrlich nicht zu Nutz und Frommen der Armee — bei einzelnen Regimentern gefordert werden, war im altpreußischen Heere keine Rede. Weder die alten Offiziere, noch der kleine Landadel, die für den Offiziersatz hauptsächlich sorgten, waren mit irdischen Gütern so reich gesegnet, um ihren Söhnen bedeutende Zuschüsse geben zu können. Die meisten der Junker hatten gar keine Zulage und mußten sich mit Anstand durchschlagen. Heute kommt man mit vielem nicht immer aus, damals hielt man mit wenig haus. Das war die spartanisch-preußische Schule.

Spartanisch waren auch die Vorschriften gegen das Schuldenmachen. Subalternoffiziere, die ihren Etat überschritten, sollten so lange auf der Hauptwache in Arrest sitzen und ihren Dienst dabei thun, bis die betreffende Schuldsumme abgetragen war, jedoch nicht im Interesse der Kreditoren — diese wurden vielmehr noch bestraft — sondern zum besten der Armee. Noch nach dem preußischen Reglement von 1788 mußte die Ordre gegen das Schuldenmachen in den Garnisonen alle halben Jahre mit Trommelschlag publiziert und außerdem von sämtlichen Kanzeln verlesen werden. In den meisten größeren Kontingenten bestanden ähnliche Vorschriften; in Hessen-Kassel entsprachen sie fast wörtlich den preußischen Bestimmungen.

Hatte man in Brandenburg-Preußen, wo die Truppen regelmäßig bezahlt, verpflegt und bekleidet wurden, zu einem so scharfen Schuldenmandat volle Berechtigung, so war dies nicht überall der Fall. Dergleichen Zustände, wie wir sie aus Bayern berichtet, gehörten nicht etwa zu den ganz ungewöhnlichen Ausnahmen. Aus der kursächsischen Heeresgeschichte ließen sich aus verschiedenen Perioden ganz ähnliche Vorkommnisse mitteilen. Oesterreich war fast immer in Geldnot und nur zu häufig dringen in der Geschichte Klagen über Zahlungseinstellungen bei den Truppen zu uns herüber. Nicht besser sah es in vielen der kleineren Länder aus; hier wußte man sich jedoch durch Subsidien- oder Mietsverträge mit dem Auslande aus der Verlegenheit zu helfen.

Um der Wahrheit die Ehre zu geben, dürfen wir nicht verschweigen, wie in einzelnen Kontingenten die Offiziere so schlecht besoldet und gehalten wurden, daß sie ohne Schulden oder Nebenverdienst kaum bestehen, keinenfalls eine ihrem Stande entsprechende Existenz führen konnten. Wir greifen ein Beispiel heraus: Im Jahre 1791 erscheint zu Mühlhausen i. Th. der Stadtleutnant Helmsdorff, früher Offizier in

dänischen Diensten, als unterthänigster Supplikant vor dem hochedlen und hochweisen Magistrat und bittet um Verleihung des Charakters als Stadthauptmann, sowie um Erhöhung seines Gehalts. Dieses war allerdings so gering, daß man heute kaum einen Nachtwächter damit zufriedenstellen würde. Der oberste Militärbefehlshaber der Reichsstadt Mühlhausen erhielt alle zehn Tage 1 Thaler 8 Groschen Gage, jährlich 5 Thaler Quartiergeld und 10 Thaler Kleinmontierungsgeld, sowie alle drei Jahre 24 Thaler zur Beschaffung einer neuen Uniform. Er bezog demnach an baaren Einnahmen 71 Thaler im Jahr. Ferner wurden ihm jährlich noch an Naturalien geliefert 6 Malter Roggen, 2 Malter Klafterholz und 4 Schock Reisig. Berechnet man das nach damaligen Preisen, so kommt eine Jahreseinnahme von noch nicht hundert Thalern heraus. Der wohledle Magistrat hatte in seiner Weisheit so viel Einsehen, daß er in Anerkennung der mehrjährigen treuen Dienste des pp. Helmsdorff demselben zunächst den Charakter als Stadthauptmann verlieh, jedoch unter der ausdrücklichen Voraussetzung, „daß er bei der ihm anvertrauten Kompagnie gute Ordnung halte, dem eingerissenen Branntweintrinken steuern, auf Abstellung der den wachhabenden Soldaten zur Last gelegten Bettelei bedacht sein möge und seinem Stande überall Ehre zu machen sich bemühen werde". Die mit der Chargenerhöhung verbundene Gehaltsaufbesserung war der neuen Würde wohl nicht ganz entsprechend. Die Gage wurde für die Dekade auf 2 Thaler und das jährliche Quartiergeld auf 12 Thaler erhöht, ferner wurde zur Beschaffung einer neuen Uniform ein Extrazuschuß von 6 Thalern gewährt, sobald die Stadtsoldaten neue Montierungen erhielten, ein Fall, der wohl nur alle zwei oder drei Jahre eintrat. Endlich begnadigte man den neuen Stadthauptmann noch mit einem Deputat von 12 Malter Hafer, um sich beritten zu machen. Wir nehmen an, daß der Herr Hauptmann die Ration selbst verspeist hat und die reichsstädtischen Magnifizenzen klug genug waren, hierbei die Augen zuzudrücken. Aus den in dieser Angelegenheit geführten Korrespondenzen konnten wir auch die Gehaltskompetenzen des Stadthauptmanns der Reichsstadt Nordhausen ersehen, die allerdings etwas reichlicher als in Mühlhausen bestellt waren. Der dortige Stadthauptmann erhielt eine monatliche Gage von 12 Thalern, jährlich 16 Thaler Quartiergeld, die kleinen Montierungsstücke in natura und alle zwei Jahre eine Staatsuniform mit Schärpe und Ringkragen, deren Wert auf 120—130 Thaler geschätzt wurde, endlich noch „von allen douçeurs, welche für postes und honneurs gewährt wurden, die Hälfte".

In welchem Ansehen konnten wohl dergleichen Offiziere stehen, die, abhängig von Gevatter Schneider und Handschuhmacher, an der Spitze einer bettelnden Soldateska, in ihrer kärglichen Einnahme zum Teil noch auf Trinkgelder angewiesen waren. Der Offizier als solcher, besonders in den niederen Chargen, spielte in den Reichslanden meist eine traurige Rolle, namentlich in den Reichsstädten. In den kleinen fürstlichen Staatsanwesen, wo die Offiziere kaum etwas anderes waren, als ein integrierender Teil der fürstlichen Haus- und Hofdienerschaft, hing ihr gesellschaftlicher Rang ganz wesentlich davon ab, welche Stellung sie außerdem noch bei Hofe oder in der Verwaltung hatten. Schon aus Ersparungsrücksichten mußten die kleinen Herren darauf bedacht sein, ihre wenn auch nur wenigen Offiziere zwiefach zu verwerten. Waren sie von Adel, so fanden sie meist Verwendung im Hofdienste als Hofmarschälle, Kammerherren u. s. w., denn diese durften in einem wohlgeordneten Hofhalte auch des kleinsten regierenden Grafen, dessen Landesgrenzen von der Residenz aus mit einem Büchsenschuß zu erreichen waren, nicht fehlen. So erfahren wir aus einem Reisebericht aus den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, daß in Hessen-Homburg ein Hauptmann v. B. als Generalissimus der Armee und gleichzeitig als Hofmarschall fungierte. Das Exerzitium der Truppen, die aus 70 Invaliden bestanden, von denen zwanzig als Grenadiere durch Bärmützen ausgezeichnet waren, besorgte der Hofjourier.

In den größeren Kontingenten war die Stellung der Offiziere sicher eine ange-

sehenere, indessen meistens, wenn auch nicht immer, mußte der Kriegsstaat weit hinter den Hofstaat zurücktreten. Wir ersehen das aus den offiziellen Hofrangreglements des vorigen Jahrhunderts. Greifen wir eine Verordnung Augusts des Starken vom Jahre 1716 heraus, „wie es mit dem Rang an Dero Hof und in kurfürstlich sächsischen Landen gehalten werden soll". Die Rangordnung enthält 86 Nummern. Danach rangieren der General-Feldmarschall als Nr. 2 hinter dem Hofmarschall, die Generale von der Kavallerie und Infanterie als Nr. 9 hinter den Titular-Wirklichen-Geheimräten, die Generalleutnants unter Nr. 29 hinter den Vize-Präsidenten, die Generalmajore unter Nr. 35 hinter den Kammerherren, die Obersten unter Nr. 45 hinter den Stallmeistern, die Oberstleutnants unter Nr. 53 hinter den Kammerjunkern, die Majors unter Nr. 81 hinter den Landrentmeistern, und die Kapitäne machen endlich den Schluß der ganzen Rangordnung. Selbst am Hofe der Landgrafen von Hessen-Kassel hatten nach dem Rangreglement von 1710 zwar die Generale den Vortritt vor den Kammerherren, indessen schon „die Obristen zu Roß und zu Fuß" mußten hinter den Hofmeistern der Prinzen und den Kammerjunkern zurücktreten, die Kapitäne und Rittmeister aber rangierten hinter den Hofjunkern. Die Offiziere der Garde hatten insofern eine bevorzugte Stellung, als ihre Charge der nächst höheren in den Feldregimentern entsprach, der Rittmeister in der Garde also Majorsrang hatte. War der jüngste Kornet von der Garde gleichzeitig Hofjunker, dann rangierte er als solcher vor den Rittmeistern und Kapitänen der Feldregimenter.

Vergleicht man mit diesen Rangreglements das preußische vom Jahre 1713, so ersieht man schon daraus, welche ganz andere Stellung der Offizierstand im Staate der Hohenzollern hatte. Der General-Feldmarschall steht an der Spitze, die Generalmajore rangieren schon unter Nr. 9 gleich hinter den Rittern vom schwarzen Adlerorden und die Obersten unter Nr. 19 hinter den Präsidenten und Kanzlern bei den Provinzial-Regierungen, die Kammjunker aber haben ihren Platz, statt vor den Obersten, hinter den Kapitänen.

Wir haben schon früher auf das Verhältnis Friedrichs des Großen zu seinen Offizieren hingewiesen und wie er ihren Stand geehrt wissen wollte. Der Witwe eines Feldmarschalls wurde ausdrücklich der Vortritt vor einer Herzogin eingeräumt. Es existieren eine Menge von Anekdoten, nach deren Inhalt Kammerherren, die sich mit Offizieren in Rangstreitigkeiten einließen, vom König zuweilen recht derb abgefertigt wurden. Bei dem Uebertritt des Grafen Kayserlingk aus der Armee in die Diplomatie 1784 erteilte der König demselben den nachgesuchten Kammerherrentitel, jedoch mit dem Hinzufügen, „obwohl in meinen Staaten ein Leutnant mehr gilt als ein Kammerherr". Wenn Friedrich in dienstlicher Beziehung die höchsten Anforderungen an seine Offiziere stellte und von ihnen beanspruchte, daß sie sich mit Leib und Seele ihrem Berufe hingeben sollten, so verlangte er auch, daß man diesem beschwerlichen Stande, mit dessen Blute der Ruhm und die Ehre des neuen Staatswesens erkauft worden war, äußere Achtung erwiese.

Durch solche Stellung des Offizierkorps wurde in demselben nicht nur ein scharfes Standesbewußtsein erzeugt, sondern auch der Geist echter Kameradschaft gefördert. Wie es gerade damit in den bunt gemischten Offizierkorps der Reichsarmee aussah, läßt sich leicht denken. Die Uneinigkeit der verschiedenen Vaterländer kam auch im Feldlager zum Ausdruck. Der Haß, der Neid und die Eifersucht der kleineren Stände gegen die größeren, und wiederum die Geringschätzung, mit welcher die größeren Stände auf die kleineren herabsahen, dies Alles kam auch im Verkehr der Offiziere untereinander zum Ausdruck. Bei den gemischten Regimentern waren Kabalen und Intrigen an der Tagesordnung. Die von Kaiser und Reich ernannten Generale wurden von den übrigen Offizieren mit keineswegs freundlichen Augen angesehen und, gleich wie die von den Kreisen bestellten höheren Führer, nur so lange respektiert, als der Krieg dauerte. Mit Eintritt des Friedens ging der nun wieder auf sich gestellte Hauptmann, Leutnant

oder Fähnrich nach seiner Heimat zurück und bekümmerte sich fernerhin nicht mehr um seine Vorgesetzten, die ihm in der That auch nichts mehr zu befehlen hatten.

„Des Kaisers Rock ist der höchste Titel" heißt es im Wallenstein, und mit Stolz sprach man in Preußen von „des Königs Rock". Im Reiche ward der Soldatenrock verachtet und verabscheut. Unmöglich konnten daher die Söldner der Reichsstädte Aalen oder Bopfingen, des gefürsteten freiweltlichen Damenstifts zu Buchau, oder des Domkapitels zu Konstanz in solchem Rock ein Ehrenkleid sehen, und wie hätte sich wohl bei ihnen ein militärischer Geist entwickeln sollen! Dem Fähnrich des Prälaten von Gengenbach, der mit sechs Mann, oder gar dem Fähnrich des deutschen Ordens, der ganz allein zur Reichsarmee zu stoßen hatte, ihnen standen keine Mittel zu gebote, um ihr Feldherrentalent, das sie vielleicht in sich verspürten, zur Reife zu bringen. Bei den kleinen fürstlichen und gräflichen Kontingenten sah es nicht besser aus. Gefielen sich auch einzelne der kleinen Herren darin, wahre Enaksöhne in die Uniform zu stecken, so waren diese doch zunächst herrschaftliche Lakaien und dann noch nebenbei Soldaten. Des vormittags in der Wachparade, warteten sie mittags bei Tafel auf und standen abends als Haiducken auf den Wagentritten. Der Offizier aber, welcher das Kommando über solche Statisten hatte, war vielleicht ein vortrefflicher Kammerherr und verstand es, den Hofmarschallstab mit Würde zu führen, Soldat war er aber sicher nicht. Unter solchen Offizieren konnte eine ideale Auffassung ihres Standes, ein Streben nach höherer militärischer Ausbildung, nach Auszeichnung, ein rechtschaffener soldatischer Ehrgeiz nicht aufkommen, es fehlte jede Anregung, jeder Sporn dazu. Sie verkamen entweder in der Misere eines in Mißachtung stehenden städtischen Söldnertums, oder gingen unter in dem Sumpfe kleinlicher höfischer Interessen.

Was nun die größeren Kontingente anbetrifft — sehen wir ganz ab von der österreichischen und preußischen Armee — so hatte sich in einzelnen derselben, trotz aller Hindernisse, unter dem Einflusse soldatisch gesinnter Fürsten, ein tüchtiger militärischer Geist herangebildet und zum Segen Deutschlands von Geschlecht zu Geschlecht vererbt. Indessen auch diese Kontingente, die ja zum Teil unter dem schlaffen Regimente des Krummstabes standen, waren sicher nicht von dem Gefühl durchdrungen, das Geschick der Welt auf ihren Bayonetten zu tragen. Einzelne der weltlichen Fürsten, mit ausgedehnterem Länderbesitz, unterhielten ja eine ganz stattliche Anzahl von Truppen, und da sie vielfach sogar weit über Bedarf mit Generalen und Stabsoffizieren versehen waren, so schien es den strebsamen Offizieren nicht an Aussichten zum Vorwärtskommen zu fehlen. Indessen war bei Besetzung der höheren Stellen die militärische Tüchtigkeit keineswegs immer das Entscheidende, und dann erwiesen sich die staatlichen Verhältnisse doch immer noch zu beengt, als daß sich ein militärisches Talent, abgesehen von außergewöhnlichen Glücksumständen, zu voller Blüte hätte entwickeln können. Auch da, wo der militärische Geist eine bleibende Stätte fand, war diese doch meistens nur eine Handwerksstätte. Mochte man es hier mit dem Kriegswesen noch so ernst nehmen, es fehlte jeder höhere, namentlich jeder nationale Gedanke.

Die vorstehenden Schilderungen aus deutscher Vergangenheit, nur musivisch zusammengefügt, zeigen uns gleich Holbeinschen Bildern die schärfsten Gegensätze. Hier Heldengestalten, deren hoher Sinn und kühnes Wagen mit herrlichem Lohn gekrönt wurde, dort eine Schar Söldlinge, die mit niedrigem Geistesflug und feigem Genügen an der Gewohnheit des Lebens die Reichsarmee zum Spott der Deutschen und des Auslandes werden ließ. Die Gegensätze sind aufgelöst und die Schande der Reichsarmee in dem Blute des geeinten deutschen Kriegesheeres für ewige Zeiten getilgt. Wenn jedoch die Geschichte unsere beste Lehrmeisterin ist, so kann ein Blick auf die Zerrüttung der deutschen Heereseinrichtungen vergangener Zeit die Wertschätzung der neuen militärischen Ordnung im deutschen Reiche nur erhöhen. „Lerne Gutes vom Bösen — und Weisheit auch von den Thoren."

August Schwartzkopff.

Von

Dr. Paul Schwartzkopff-Wernigerode.

Motto:
Alles ist euer; ihr aber seid Christi.

Der Name meines am 10. Juli d. J. entschlafenen Vaters hat bei den Lesern der Allgemeinen konservativen Monatsschrift einen allbekannten Klang, da er Jahrzehnte hindurch Mitarbeiter am „Volksblatt für Stadt und Land" und an dieser Zeitschrift gewesen ist. Auch ist ja zu meiner Freude der Bedeutung dieses einzigartigen Mannes, der übrigens von der papiernen Unsterblichkeit nie viel gehalten hat, selbst von manchen Gliedern fernerstehender Parteien eine wohlthuende Anerkennung in Nekrologen nicht versagt worden. So darf wohl ein Lebensbild desselben bei den Lesern dieser Zeitschrift auf Interesse rechnen. Und doch wollte mir, als nun an mich selber die ehrenvolle Aufforderung gerichtet wurde, dies Lebensbild schon jetzt für die Allgem. kons. Monatsschrift abzufassen, zuerst die rechte Freudigkeit dazu nicht kommen, was wohl bei der Neuheit des mir persönlich so schweren Verlustes entschuldbar ist. Wenn ich nun dennoch glaube, mich diesem Auftrage nicht entziehen zu dürfen, so geschieht dies in der Erwägung, daß gerade die Leser dieser Zeitschrift den Wunsch haben werden, ein solches Lebensbild möglichst bald in ihren Händen zu haben, und weil ich als ältester Sohn, der in seinem treuen Vater zugleich seinen besten Freund verloren hat, es als eine Art Ehrenpflicht betrachten muß, den ersten ausführlicheren Nachruf dem zu widmen, dessen vertrautester Umgang mir durch viele Jahre eine unvergleichliche Freude war.

Natürlich kann es sich hier nur um eine vorläufige Skizze seines Lebens handeln, während ich mir ein ausgeführteres Lebensbild, zu welchem das erforderliche Material erst noch gesammelt werden muß, für einen andern Ort vorbehalte.

August Schwartzkopff, der älteste Sohn von Franz Schwartzkopff, wurde am 14. Juli 1818 zu Magdeburg geboren. Sein Vater war Wirt zum „Goldnen Schiff" am Fischerufer und zugleich Besitzer einer Holzstrecke. Schlichtheit, Geradheit und Mut waren die Hauptzüge des Charakters dieses tüchtigen Mannes, der in seiner herzensguten, thatkräftigen, mit beweglicher Phantasie und reichem Mutterwitz begabten Frau, welcher die Wallungen eines schnellen und kräftigen Gefühls nicht fremd waren, eine schöne Ergänzung fand. Sie war eine vorzügliche Märchenerzählerin und regte so frühzeitig den poetischen Sinn des Knaben an. Daneben wurde die religiöse Anlage

desselben durch den Ton schlichter Frömmigkeit und ungekünstelter Rechtgläubigkeit geweckt, wie er, mitten in der Zeit des Rationalismus und am späteren Hauptsitze der Lichtfreunde, doch in seinem Vaterhause noch gute Sitte war.

Der heranwachsende Knabe war kein sogenanntes Wunderkind. Doch zeigte er schon früh eine gewisse Selbständigkeit seines Geistes- und Willenslebens, ein gutes Gedächtnis, eine leicht bewegliche Phantasie und ein feuriges Gefühl, meist Erbstücke der Mutter, während er eine gewisse derbe Kraft seines Körpers und Geistes dem Vater zu danken hatte. Es lebte in ihm eine eigenartige Mischung von Wildheit und Träumerei. Obgleich er gelegentlich auch zu tollen Streichen aufgelegt war, so war sein eigentliches Gebiet doch schon früh das Sinnen und Dichten, und sehr bald wurde er der Gelegenheitsdichter, welcher den Geschwistern zu jedem kleinen Familienfeste ihre poetischen Rollen zuteilte. Seinen Mitschülern gegenüber wußte er sich durch ein Paar kräftige Fäuste eine geachtete Stellung zu verschaffen und nahm sich wohl auch ritterlich unterdrückter, schwächerer Genossen an, wie ihm denn ein sehr reizbares Gerechtigkeitsgefühl bis in sein Alter eigen war. Von seinem neunten Jahre an besuchte er das Domgymnasium in Magdeburg. Nur wenige Lehrer vermochten den Knaben wirklich zu fesseln. Das war wohl um so erklärlicher in einer Zeit, wo ein dürrer Rationalismus das Schulwesen im ganzen mit seinen „Lehren der Weisheit und Tugend" beherrschte, einer Weisheit, deren wesentlichster Zielpunkt eine philisterhafte Nützlichkeit war, und einer, wenn auch redlichen, doch vielfach hohlen und selbstgerechten Jugenddressur, wie sie gewiß einem gesunden Knaben wenig behagen konnte.

Die mit jenem Titel versehene, in gewisser Weise für das Erziehungsideal jener Zeit typische, damals vielgebrauchte Chrestomathie ist in gewisser Weise für das Erziehungsideal jener Zeit typisch. Wie oft hat mein Vater moralisch sein sollende Stellen aus derselben, die bei ihm mit oder wider Willen haften geblieben waren, mit dem nötigen hohlen Pathos aufgesagt! Wer denkt nicht ferner mit Grauen an die Gesangbuchsverwässerung der damaligen Zeit? Und waren nicht ganz entsprechend auch die übervernünftigen Predigten jener alle geschichtlichen Positivitäten und so auch die des Christentums völlig verkennenden Zeit? Wie viele wurden ganz in dem Sinne gehalten wie die Karfreitagspredigt jenes bekannten Lichtfreundes, welche später zum besten eines Leichenhauses herausgegeben wurde. Ihr Thema lautete: Was die Toten zu uns reden, und ihr praktischer Teil: Begrabt uns nicht lebendig! Doch genug davon.

Lateinisch und griechisch lernte der Knabe leicht, wie ihm überhaupt ein gewisses Sprachgefühl angeboren war; was ihm später als Dichter zu gute kam. Indes waren doch die gewissenhaft auswendig gelernten und später noch oft gern von ihm zitierten Reimungeheuer grammatischer Regeln nicht eben nach seinem Geschmack. In der Mathematik leistete er das seinige, hatte indessen weder mathematischen Kopf noch mathematisches Herz. Dagegen liefen ihm die deutschen Aufsätze leicht, fließend und reichlich strömend von der Feder und brachten ihm besonders in späterer Zeit manches Lob wegen ihrer Originalität, ihrer Gedankenfülle und ihres Mutterwitzes bei Lehrern und Schülern ein. Als einst der Lehrer den Vorzug eines kurzen Aufsatzes vor einem langen bei gleicher Güte des Inhalts hervorgehoben hatte, war der nächste Aufsatz unseres Sekundaners — das mochte er sein — kaum eine Seite lang; da aber wirklich die Kürze desselben eine inhaltreiche war, so verstand der Lehrer den Humor der Sache zu würdigen. Indessen fand sich seine Großmutter väterlicherseits, als er eines Tages aus der Schule kommend erzählte, wie man seinen Mutterwitz gelobt habe, fast in der Seele seines Vaters gekränkt, indem sie in naiver Entrüstung einwendete: „Nun, ich dächte, dein Vater wäre doch auch nicht auf den Kopf gefallen!"

Von der Schullektüre interessierten den Jüngling am meisten die griechischen Dichter, vor allem Homer, Sophokles und Euripides. Daneben aber hatte sich ihm schon jetzt eine Quelle erschlossen, aus der er bis an sein Ende immer von neuem seinen Durst gestillt hat, nämlich Shakespeares Dramen. Schon als Sekundaner

begeisterte er oft seine Mitschüler und Freunde durch sein vortreffliches Vorlesen derselben.

Zwei Bücher waren es, die seine eigentliche geistige Nahrung sein ganzes Leben hindurch gebildet haben, die Bibel und Shakespeare. Nirgends fand er voller, reicher und treuer das Leben und die Menschenwelt abgespiegelt, als in den Schauspielen des großen Briten. Eine neue Welt erschloß sich ihm hier, und während ihn die wirklichen Menschen des alltäglichen Lebens öfter langweilten, fand er bei Shakespeares wahren Menschen stets die interessanteste Unterhaltung.

Mit 18½ Jahren absolvierte der Jüngling das Gymnasium und wurde Student der Theologie zunächst in Halle. Er hatte das theologische Studium fürerst wohl mehr erwählt als den Weg, ein tüchtiger Volksredner zu werden, als aus entschiedener religiöser Neigung. Spürte er doch in sich die Fähigkeit und Lust, die Menge zu entzünden und auf den Schwingen der Begeisterung mit sich fortzureißen, ja eine Zeitlang hatte der Lorbeer des Theaterdichters und Schauspielers für den schnell shakespeareseſt gewordenen, poetisch reich beanlagten jungen Mann, dem die Gabe mündlicher und mimischer Darstellung in hohem Grade eignete, manches Verlockende. Doch hat er es in späteren Jahren oft ausgesprochen, daß er Gott danke, der ihn vor so versuchlichen Bahnen, welche nur wenige ohne Schaden für ihren inneren Menschen durchlaufen, bewahrt habe. Sein umfassender Geist interessierte sich nicht bloß einseitig für die Theologie, sondern für alles Menschliche, und wenn er auch nicht alle belegten Kollegia allzu regelmäßig besuchte, wußte er sich doch von allen Seiten her die ihm entsprechende Nahrung zu schaffen und zu assimilieren. Auch konnte die derzeitige Theologie ihn um so weniger befriedigen, als eben auch ihre meisten Professoren noch in den nun bald ausgetretenen Gleisen des Rationalismus einherfuhren, dessen nüchterne, herzenskalte Verständigkeit weder seiner Phantasie etwas zu bieten, noch sein Gemüt zu erwärmen vermochte.

Mehr Eindruck als diese kahlen Moralitäten machten dem jungen Idealisten die kunstvollen Schellingschen und Hegelschen Gedankenbauten. Man kann sich heutzutage schwer eine Vorstellung machen, wie vollständig damals Schelling und besonders Hegel das Denken aller besten Köpfe beherrschte. Schien doch nun die absolute Weisheit gefunden, um die titanische Unendlichkeitssehnsucht phantastischer junger deutscher Köpfe zu stillen. Und ist es nicht etwas Großartiges, die ganze Welt aus einem einzigen Prinzip abzuleiten, mußte es nicht Balsam sein für das Herz genialer Jünglinge, in diesem Prinzip selbst den Geist zu erkennen, war es nicht erhebend, sich diesem Weltgeiste völlig gleichartig, ja als sein Haupt fühlen zu dürfen, und befriedigte es nicht den wissenschaftlichen Drang nach einheitlicher Weltanschauung, die Entwickelung dieses göttlichen Geistes durch alle Phasen hindurch, scheinbar in strengster, geschlossenster Stetigkeit, verfolgen zu dürfen?! In des jungen Studenten Herzen brannte mit heißer Glut ein ideales Feuer. Alle Fragen, die des Menschen Herz und Geist an das Leben und seine Ziele stellt, waren seinem suchenden Gemüte persönliche Lebensfragen. Wie hätte die Philosophie nicht sein tiefstes Inneres ergreifen und bewegen sollen? Erst als er sich selbst durch die inneren Kämpfe auf direkterem Wege hindurchgerungen und den Frieden gefunden hatte, den diese Welt, auch die philosophische Welt allein nicht zu geben vermag, nahm das spekulative Interesse allmählich mehr ab, und er sah die Welt im großen und ganzen mehr als gläubiger Christ und als Dichter, denn als Philosoph an.

Daß aber auch schon damals das bloße Denken und Spekulieren einen so ganzen und vollen Menschen nicht einseitig ausfüllen konnte, versteht sich von selbst. Er wollte und konnte das Leben nicht nur denken; er mußte es auch darstellen und selbst leben. Sein Drang, mit sich über das Erlebte durch künstlerische Wiedergabe aufs Reine zu kommen, war so groß, daß ihm alles wichtigere Erleben zum Gedicht wurde. Wo er ging und stand, sang und klang es in ihm, wobei ihm noch seine musikalische Begabung

zu gute kam, die er zwar niemals zu hoher Kunstrichtigkeit entwickelt hat, die ihn aber doch befähigte, auch im späteren Leben seinen musikalischen Ideen phantasierend auf dem Klavier Gestaltung zu geben.

Aber neben dem Drange, über das Leben und seine tiefsten und höchsten Geheimnisse zu denken und, was sein Herz kräftig bewegte, dichterisch darzustellen, wohnte in dem stürmischen Studenten auch ein derber Trieb, das Leben wirklich zu leben, und zwar zu leben im Vereine junger, lustiger Gesellen, von denen zwar nicht viele ein rechtes Verständnis für die hohen Ziele hatten, nach denen im tiefsten Grunde das Sehnen dieses für Ideen geschaffenen Herzens stand, bei denen er aber doch eine gesunde Natur, gute Laune, derben Humor, leidliche Gesellschaft und als junger Denker, Dichter und Darsteller ein dankbares Publikum fand. Außerdem stets freudige Genossen zu burschikosen Streichen. Denn wenn er auch stets zu sehr in sich selbst ruhend und beschlossen war, um ein Herdenmensch zu sein, wenn er auch als Altmärker niemals so recht ein sorglos lustiger Korpsbruder werden konnte, so hatte er doch manche Eigenschaften, welche geeignet waren, ihm selbst bei solchen Jünglingen, deren höchstes Ideal eine mit Schläger oder Seidel ritterlich ausgepaukte Mensur war, während sie weniger mit den geistigen Waffen vertraut waren, Achtung und Berücksichtigung zu verschaffen. War er nicht eben flott, so war er doch forsch, und die Vokabel der Furcht stand nicht in seinem Lexikon. Ja öfter erfaßte ihn der schon berührte ritterliche Trieb, besonders die Tyrannei hohler Fechtrenommisten selbst mit der Klinge zu züchtigen. So war ein schwächlicher Freund von ihm, der mehr zu den Stillen im Lande gehörte und sich von dem geräuschvollen, zum Teil wilden Treiben des Durchschnittsstudentenlebens mehr fern hielt, von einem frechen, auf seine geübte Klinge grausam pochenden Knmpan beleidigt worden. Sobald dies unser Bursche hörte, forderte er diesen nebst seinen fünf Gesellen, die an demselben Tisch saßen.

So hat er es denn auch mit durchgelebt, das Leben dieser hoffnungsvollen, vielfach aber auch am übermütigen Mißbrauch ihrer freien Burschenherrlichkeit zu Grunde gehenden Jugend, ohne jedoch jemals selbst ein Bramarbas zu werden oder in pennalistischen Trivialitäten sich wohl zu fühlen. Und wenn er auch nicht nötig hatte, einer besonderen Stählung seines Mutes zu bedürfen, da er dessen von Natur reichlich besaß, so erfuhr doch immerhin damals sein Leben eine Bereicherung in der Richtung eines gewissen praktischen Idealismus, angehaucht vom Abendrot einer echt deutschen Ritterlichkeit.

Wenn sich in dem feurigen Studenten noch in einer gewissen frischen Naivität eine vom eigentlichen Christentum innerlich wenig berührte ungebrochene Naturkraft austobte, so sollte nun bald für ihn eine alle Fasern seines Wesens erschütternde und erneuernde Umwandlung kommen. Er hatte im ganzen vier Jahre in Halle und Berlin studiert, in Halle sein erstes theologisches Examen gemacht, sich dann zu Hause auf das zweite vorbereitet und dieses ebenfalls in Halle und zwar glänzend bestanden. Darauf war er noch auf einige Zeit nach Berlin gegangen, um hier vor allem noch etwas Philophie zu studieren. Hier lernte er nun durch den Missionar Brandt in dem „alten Gossner" einen Mann kennen, in welchem ihm zum erstenmal ein Fleisch gewordenes Christentum mit seiner packenden Gewalt entgegentrat. In der ausgereiften, demütigen, im Glauben starken, in der Liebe brennenden, sich selbst aufgebenden und das Heil der Brüder suchenden Persönlichkeit dieses Gottesmannes lebte sich ihm Christi Bild wie in einem Spiegel dar, und was Spekulation und Poesie nicht vermocht hatten, den Weg des Friedens ihn finden zu lassen, das bewirkte der Beweis des Geistes und der Kraft. Eine Zeitlang trug er sich ernstlich mit dem Gedanken, Missionar zu werden, zu welchem er wohl auch durch den Verkehr mit Brandt angeregt wurde, gab ihn indes nach einiger Zeit auf. Er trat nun in den v. Gerlachschen Konvikt ein und zugleich in den Dienst der „inneren Mission", wie wir das heute nennen, auf verschiedenen Gebieten. So hielt er allwöchentlich in der Brunnenstraße seine Erbauungsstunden für Droschkenkutscher. In der ersten derselben setzte er

in seiner humoristisch funkelnden und doch auf tiefernstem Hintergrund ruhenden Weise auseinander, was der Unterschied zwischen einem Droschkenkutscher und einem Droschkenpferd sei. Die Leute hingen außerordentlich an dem redemächtigen Kandidaten, der so menschlich und launig auf ihr wirkliches Leben einzugehen und dasselbe nach oben zu richten verstand.

Am 7. April des Jahres 1847 führte mein Vater sein geliebtes Weib, die Tochter des Kaufmanns Schwenkert in Magdeburg, heim und siedelte mit ihr nach Stettin über, wo er schon ein halb Jahr Konrektor an der französisch-reformierten Elisabethschule war. Die fünf Jahre seiner Lehrthätigkeit hierselbst waren reich an vieler Arbeit in Schule und innerer Mission, zumal der stets arbeitslustige und arbeitskräftige Mann auch noch mancherlei andere Lasten und Pflichten übernahm. So waren selbst seine Abende eine Zeitlang fast alle durch Vorträge, Erbauungsstunden u. dergl. besetzt, so daß für die junge Frau wenig Zeit übrig blieb. Indessen fühlte er sich im ganzen in seiner Stellung recht wohl. Die regelmäßige Verteilung der im Lehramt schnell verfliegenden Stunden empfand er als wohlthuenden Regulator, welcher die raschen Pendelschwingungen seines kräftigen körperlichen und geistigen Lebens in ein gewisses behagliches Gleichgewicht brachte. Dazu kam, daß seine Schülerinnen, zumal die besseren, mit größter Begeisterung an den leuchtenden Blicken und zündenden Worten ihres Lehrers hingen. Zwar hatte er, der den Blick stets auf das Große und Hohe gerichtet hatte, weniger Sinn für das Kleine und Kleinliche in der Lehrpraxis, für die in gewissen Grenzen notwendige Schulpedanterie. Doch begriff man sehr wohl, daß die Gabe unmittelbarer geistiger Befruchtung vom Standpunkte des höchsten Zieles alles Unterrichts doch noch höher zu schätzen sei, als eine etwas entwickeltere Routine. So vermochte er denn häufig ein Interesse zu entzünden, dessen Feuer noch nach Jahrzehnten in hellen Flammen stand. Wie oft haben ihn nach 20, 30 Jahren alte Schülerinnen besucht, die noch an seine Unterrichtsstunden als die geistig fruchtbarsten Momente ihres ganzen Lebens zurückdachten, auch wohl nachträglich ihm Gedichte zeigten, die ihnen damals die Schwärmerei für den geistsprühenden Mann eingegeben hatte. Besonders beliebt waren seine Litteraturstunden, in denen er sie in Schiller und Göthe einführte und seinen großen Freund Shakespeare kennen lehrte. Besonders anregend wirkte er auch auf das große Ganze der Schule durch eine Anzahl kleiner Schulaufführungen, deren eingelegte Lieder zum Teil von einem geschickten Komponisten in Musik gesetzt wurden.

Indes wuchs die Zahl seiner eigenen Kinder. Ein Mädchen und zwei Knaben schenkte ihm seine Gattin in der Zeit seines Stettiner Aufenthalts. Mancherlei Freuden und Sorgen brachte ihm das Familienleben, auch manche Krankheit von Frau und Kindern. Der gesellige Verkehr außer dem Hause beschränkte sich auf wenige näherstehende Familien, wie er überhaupt den Verkehr in kleineren Kreisen demjenigen in größeren vorzog, weil eben dort im ganzen mehr für Geist und Gemüt herauskommt.

Daß sich der furchtlose Mann im Jahre 1848, wo es galt, als treuer Bekenner seines Gottes und Königs bewährt hat, bedarf kaum der Erwähnung. Verschiedene damals in der Stettiner Zeitung erschienene vortreffliche Gedichte bezeugen dies. In jener Zeit erschien auch sein „Rotdeutschland", ein längeres Gedicht mit sehr treffenden und poetischen Stellen, in welchem er das bekannte Märchen vom Rotkäppchen als allegorische Hülle einer beißenden Satire auf die rote Demokratie benutzte.

In der Folgezeit trat nun für sein Berufsleben ein bedeutsamer Wendepunkt ein. Es handelte sich darum, ob er sich endgültig für die Lehrerlaufbahn entscheiden oder Geistlicher werden sollte. Es war ihm nämlich die Uebernahme einer Privatschule angeboten worden. Fast hätte er die ihm stets lieber gewordene erziehliche Thätigkeit als dauernden Beruf festgehalten. Da jedoch gleichzeitig die Stelle des Hofkapellans, d. h. des zweiten Schloßpredigers des Grafen Henrich zu Wernigerode vakant geworden war, so bemühte er sich um dieselbe und erhielt sie auch. Die

Stellung hier lockte ihn um so mehr, als er Gelegenheit fand, nicht nur die ihm bereits teuer gewordene Kanzel regelmäßig zu betreten, sondern auch zugleich als Rektor sämtlicher Wernigeroder Schulen mit Ausnahme des Lyzeums seine erzieherische Thätigkeit unter zwar arbeitsreichen, aber ihn ansprechenden Verhältnissen fortzusetzen. Im Jahre 1852 zog er in den Harz, welchem er die ganze zweite Hälfte seines Lebens angehört hat.

Als Hofkapellan bezog er in dem zweiten Stock eines Häuschens am Fuße des Schloßberges eine zwar räumlich etwas beschränkte, aber reizend gelegene Wohnung mit dem Blick auf den von ihm so geliebten und oft besungenen Brocken. Hier fand der Dichter nun in der herrlichsten Natur eine täglich neue Quelle poetischer Anregung. War er doch einer von denen, für welche die Natur selbst eine Sprache besitzt und welche wiederum die Sprache der Vögel nicht nur, sondern des Wildes im Walde, der scherzenden Quellen, des klagenden Windes, die Sphärenharmonie des Sonnenauf- und -unterganges verstehen. Hier in Wernigerode vertiefte und erweiterte er seine Erfahrung als Seelsorger und Schulberater, während er zugleich auch immer mehr als Versorger seiner kleinen Hausgemeinde ein in die Wirklichkeiten des Lebens hineinzwingendes und das Kleine beachten und achten lehrendes Feld der Arbeit und Erholung fand. Schon damals knüpfte sich ein Verhältnis herzlichster Zuneigung zwischen dem Hause des jungen Hofkapellans einer- und des Hofpredigers Radecke und seiner Frau andererseits. Ersterer eine liebevolle, johanneische Persönlichkeit, seine Frau eine feinsinnige, taktvolle und ernstlich nach Heiligung ringende Seele. Dem kinderlosen Ehepaare wuchsen die Kinder des jungen Schloßpredigers fast wie eigene an das warme Herz.

Doch eines ließ einen Wechsel des Aufenthalts in nicht zu langer Zeit als dringend wünschenswert erscheinen, nämlich die für die heranwachsende Familie immer weniger ausreichende Wohnung. Daher nahm mein Vater nach drei Jahren den Ruf des Grafen Botho in die Pfarrstelle im benachbarten Flecken Ilsenburg dankbar an.

Dieser Ort, unmittelbar am Eingange des schönen Ilsethals gelegen und zum Teil in dasselbe hineingebaut, bot in seiner reichen Einsamkeit nicht nur dem Dichter das malerischste Berg- und Waldidyll, sondern auch seinen Kindern ein wahres Kindheitsparadies, zumal die Pfarre selbst in ihrer Lage wohl zu den schönsten Deutschlands zu zählen ist.

Das Feld, das er in Ilsenburg als Seelsorger beackern mußte, hatte etwas von dem schroffen und steinigen Charakter der Umgebung. Den Hauptkern der Ilsenburger Bevölkerung bildeten Hütteleute, Holzhauer, Waldarbeiter und Köhler. Den derben Fäusten der Hütteleute entsprachen derbe Neigungen, deren energische Bekämpfung das Einsetzen einer ganzen Manneskraft erforderte. Die Holzhauer und Waldarbeiter aber wohnten meist auf dem Buchberge zusammen, und zwar, da, wie das Sprichwort hieß „Dat Holt den Grafen ook nich oppen Puckel ewossen is", nahm man es mit der Einführung dieses Artikels nicht immer genau. Forst- und Wildfrevel galten vielfach als berechtigte Eigentümlichkeiten eines Bergstädtchens. Bergbewohner pflegen mit der Zähigkeit ihrer Fichten und Eichen an alten Sitten und Gewohnheiten festzuhalten, und auch hier wurde es manchem schwer, sich von der altcheruskischen Anschauung zu entwöhnen, welche Wald, Wild und Wasser als Volkseigentum betrachtet. So gab es eine sogen. „Amtmann" S., welche in kurzer Zeit Erbauerin und Besitzerin mehrerer Häuser wurde, deren Geburtsschein schwerer festzustellen war, als ihre Existenz. Dieselben waren, wie der Volksmund sagte, aus Buchsbaumholz (buchsen = stehlen) gebaut, und zwar schenkte die zärtliche Mutter jedem ihrer Kinder eines, oder, wie sie sich ausdrückte, „jedem Vagelken en Buerken".

Mannigfacher Aberglaube war bei diesen Köhlern und Holzhackern tief eingewurzelt. So verbreitete sich, wie ich mich aus meiner Kindheit erinnere, eines Tages in Ilsenburg das Gerücht, morgen werde die Welt untergehen, und zwar, wie einige ernsthaft hinzufügten: in Berlin. Die Aufregung war so groß, daß mein Vater sich bewogen

fand, einen besonderen Gottesdienst anzusagen. Er that dies nicht nur, um als echtes Gemeindehaupt die Leute zu beruhigen, sondern vor allem, um die Gelegenheit zu einer ernst mahnenden und aufklärenden Beleuchtung dieser Frage aus Gottes Wort zu benutzen.

Bei solchen Veranlassungen zeigte sich dann seine besondere Begabung, auf das Fühlen und Treiben gerade des niedrigsten Volkes einzugehen und es in die rechte Bahn zu lenken. Die Auffassung der Sachlage und Behandlung der Menschen war oft ganz anders, als man erwartete, mutete wohl anfangs selbst eigenartig an und erschien doch, rückwärts gesehen, meist so aus der Sache selbst hervorgewachsen, daß man sich wunderte, daß man sich habe wundern können. Der Stempel einer seltenen Ursprünglichkeit war allem aufgeprägt, was er dachte und that. Drastisch bis zur Lutherischen Derbheit, bis ins kleinste individualisierend trat er an das Ereignis heran, um das es sich handelte. Er kannte als ganzer Mensch und Dichter das Menschenherz und zwar das wild und zahm gewachsene, mit seiner wunderlichen Mischung von Licht und Finsternis, mit seinen scheinbar unvereinbaren und doch nebeneinander bestehenden Gegensätzen; er suchte als Seelsorger mit seinem bergmännischem Takte die Stellen auf, wo er mit dem Stahl des Wortes, das Felsen zerschmeißt, den göttlichen Funken herauslocken konnte. Er fand den Punkt, worauf es ankam, in Sachen, denen mancher ratlos gegenüber gestanden hätte, oft augenblicklich mit genialem Instinkte und traf den Nagel auf den Kopf.

Ein kleines Beispiel seiner feinen pastoralen Weisheit. Bei einem Ilsenburger Schützenfeste zog mit Pauken und Trompeten die Schützengesellschaft auf seinen Hof, um ihm eine Ovation zu bringen. Mein Vater trat heraus und dankte ihnen, griff aber sofort die Sachlage von derjenigen Seite an, von welcher er seinen Dank durch die Wohlthat einer freundlichen Warnung bethätigen konnte. Er erzählte ihnen in seiner drastisch-humoristischen Art, durch welche jedoch der Lebensernst durchblickte, die einfache Geschichte: wie einmal Studenten unter ausgelassenem Jubel zu einem Kommers gefahren und am Häuschen eines Chausseeeinnehmers vorbeigekommen seien; wie sie auf dessen Frage, wo sie denn hinwollten, mit maßloser Lustigkeit geantwortet und den ernsten Mann gefoppt hätten; wie sich aber dann, als sie Tags darauf wieder beim Zolleinnehmer vorbeigekommen, das Blatt gewandt habe, als er nun an die kleinlauten und tiefsinnigen Passanten lächelnd dieselbe Frage gerichtet habe, wo sie denn hinwollten? — Um die brausepulverartige Wirkung dieses Geschichtchens zu würdigen, muß man allerdings die nicht wiederzugebende meisterhafte Art seiner volkstümlichen Beredsamkeit hinzunehmen, die sich zugleich als Abdruck eines machtvollen sittlichen Pathos darstellte.

Nur dadurch freilich verstand er so gut auf seine Pfarrkinder einzugehen, daß er sie mit all ihren kleinen Freuden und Nöten, ja auch mit ihren Schwächen und Sonderbarkeiten auf warmem Herzen und zartem Gewissen trug. Wie oft ließ er die Leute stundenlang ihm ihr Herz ausschütten, ohne durch ihre entsetzlich breite, sich im Kreise drehende, immer von vorne anfangende Art sich ermüden zu lassen. Dabei war er durchaus nicht rigoristisch in der Beurteilung erlaubter Lebensfreuden, suchte sie vielmehr als Volkserzieher zu heben, zu veredeln und mit dem rechten Inhalte zu füllen, ihnen wohl auch, wenn es anging, die höchste, religiöse Weihe zu geben.

So fand er, als er nach Ilsenburg kam, die Sitte der sogen. Oktoberfeuer vor. Am Abend des 18. Oktobers wurden zur Erinnerung an die Leipziger Schlacht auf vielen Harzbergen, auch bei Ilsenburg, große Feuer angezündet. Die jungen Leute zogen, wenn es dunkel geworden war und die Glocken das Andenken an die Leipziger Schlacht einläuteten, mit Pechfackeln hinaus, steckten die Holzstöße an und ließen ihre patriotische Begeisterung und ihren Jugendmut durch Lösen von Böllern, Pistolenschießen, Jauchzen und Kreischen laut werden. Die an sich schöne Sitte war, da niemand sie ins rechte Gleis gewiesen hatte, zum Teil in groben Unfug und Schlimmeres

ausgeartet. Da nun mein Vater durch seine Kraft, Geradheit und Güte sich bald das Vertrauen der Besseren erworben hatte, so durfte er versuchen, auch hier das Korn von der Spreu zu sondern. Viele Jahre lang zog er selbst, wenn die Glocken zu läuten begannen, mit Frau und Kindern auf den Wienberg hinaus und hielt angesichts des brennenden Holzstoßes begeisternde Ansprachen, in welchen er in körniger und packender Weise der andächtig lauschenden Menge die Bedeutung des Tages klar machte. So gelang es ihm, der Feier ihren rechten Inhalt zu geben.

Auch eine Volksfeier grausiger Art hatte er mit seinen Ilsenburgern im Jahre 1858 auf dem Kirchhofe zu halten. Die durch plötzlichen Wolkenbruch zu seltener Wildheit angeschwollene Ilse hatte ihre Ufer überstiegen und rollte in schäumender Wut unter weit hörbarem Gedonner und Getöse meterhohe Felsblöcke wie Kieselsteine mit sich fort. Schon waren verschiedene Brücken bei Ilsenburg gebrochen. Einer steinernen Brücke aber in der Mitte des Ortes ganz in der Nähe der Pfarre traute man die nötige Haltbarkeit zu, und eine Volksmenge drängte sich auf ihr, welche neugierig über das Steingeländer in das schauerliche Spiel kämpfender Wasser hineinsah. Da ertönt ein furchtbarer Krach. Die Brücke bricht zusammen und fünf Personen stürzen in die erbarmungslosen Fluten. Ein braver Mann, der noch jemand ans Ufer zurückreißen wollte, fand als sechster seinen Heldentod in dem empörten Elemente. Wenige Minuten vorher hatte mein Vater warnend die Brücke verlassen. So wurden nun die sechs Leichen hintereinander in langem Trauerzuge durch das Städtchen getragen und nebeneinander in die Gruft gesenkt. Gewiß eine Gottespredigt in grausigen Zeichen, denen mein Vater nur die Zunge leihen durfte, um erschütternd auf die ganze Gemeinde zu wirken. Das eiserne Geländer der neuen Brücke enthält eine Gedenktafel. Darauf stehen die Worte:

Einst in meiner letzten Not
Laß mich nicht versinken,
Sollt' ich auch den bittern Tod
Well' auf Welle trinken!
Reiche mir dann liebentbrannt
Jesu, deine starke Hand!

Das Christenthum war meinem Vater nicht nur eine Sache des einzelnen im stillen Kämmerlein, sondern seinem zugleich gläubigen und patriotischen Herzen erschien es fähig und bestimmt, die Völker, und zumal sein deutsches Volk, im Innersten zu erneuern. Er glaubte noch an das Ideal eines christlich-deutschen Volkes, wenn es diesem Glauben auch nicht ganz an Erschütterungen gefehlt hat. Die Kirche als die vor allem berufene Dienerin des Wortes an den Seelen zu einer Volksmacht zu gestalten, dazu suchte er an seinem Teile beizutragen. So war er derjenige, welcher nach dem Vorbilde der Hermannsburger Missionsfeste im Freien diese auch in den Harz eingeführt hat. Das erste derartige Harzer Volksmissionsfest feierte er im Ilsethal auf dem jetzt sogenannten Zanthierplatz, einer schönen Waldwiese unmittelbar unter dem himmelragenden Ilsestein. Das Beispiel fand Anklang, und sehr bald folgten Missionsfeste in Wernigerode und an anderen Orten unseres Harzes.

Im Gemeindeleben selbst suchte er Formen zu schaffen oder auszunützen, geeignet, einesteils als Mittelpunkt seelsorgerischer Thätigkeit zu dienen, andererseits Gemeindeglieder in ihren Vertretern und durch dieselben immer mehr zur selbstthätigen Beteiligung an den Gemeindeinteressen heranzuziehen. Der Entfachung eines regeren kirchlichen Lebens mußten vor allem auch die Gottesdienste und eine strengere Handhabung der Kirchenzucht dienen.

Als Prediger war er oft ein donnernder Gesetz- und Glaubenseiferer, so daß man die Gestalt des Moses vor sich zu sehen glaubte, welcher in heiligem Zorn die steinernen Tafeln zerschmeißt. Die prophetischen Schilderungen der Schrecken des Todes,

der Hölle und des Gerichts erschütterten manches in frechem Sündentrotz dahinlebende Herz. Und dann konnte er doch wieder — und das überwog, je älter er wurde — in milden, weichen Tönen, welche bei dieser starken Natur um so mehr rührten, bitten und flehen: Laßt euch versöhnen mit Gott!

Die Disposition seiner Predigten war eine Stärke von ihm. Sie war populär, öfter poetisch, meist schlagend, immer originell. Doch kam es wohl vor, daß die Begeisterung des Augenblicks ihn von derselben abspringen ließ. Dann fand er oft mit erstaunlicher Geschicklichkeit seinen Weg zurück. Er arbeitete das Schriftwort, das seine ganze Persönlichkeit ergriffen hatte, im Schmucke nur zu willig zuströmender Bilder, aus dem Schachte des Textes heraus und in das Leben hinein und verkündigte es dann auf der Kanzel mit einer oft wahrhaft dramatischen Wirkung. Allerdings lag darin eine gewisse Gefahr, zuweilen auch an solchen Stellen zu dramatisieren, wo manchem eine schlichtere Art der Darstellung erbaulicher gewesen wäre.

Eine eigentliche Predigtsammlung hat mein Vater nicht erscheinen lassen. Doch existieren drei Bändchen unter dem Titel „Körner und Aehren", das erste als „Nachlese vom Evangelienacker", (Neu-Erkerode. Verlag der Buchhandlung der Idiotenanstalt); das zweite „Vom Epistelacker", und das dritte „Gesammelt auf dem Rain zwischen Evangelien- und Epistelacker" (Braunschweig, in demselben Verlag). Sie werden besonders von Predigern gern gebraucht, als kurze homiletische Beleuchtungen der Perikopen, welche mit Geist und Lebenserfahrung gesättigt sind.

In den Nachmittagsgottesdiensten oder „Kinderlehren" wurde er selbst Kind mit den Kindern. Ja auch dies hatte er wohl kaum nötig. War er doch, richtig verstanden, bis an sein Ende, vor allem in der ihm eigenen Frische und Unmittelbarkeit ein echtes Kind. Lautere kindliche Herzensfreude, ein offener Sinn für das Kleinste in Natur und Menschenleben, eine große Unbefangenheit, harmlose Natürlichkeit in Formen und Ausdruck, eine innere Beweglichkeit, welche ihm gestattete, ohne Gewaltsamkeit und doch fast unvermittelt aus einem Ton in den entgegengesetzten, aus einer spaßigen Stimmung in eine ernste überzugehen; ein Gemüt, das zu dem wahrhaft Großen mit Kinderaugen aufschaute, und dem doch nichts vor der Welt Großes eigentlich imponieren konnte; eine Glaubenseinfalt, die von Gott alles erwartete und auch oft erbetete, mochte dies nun die Genesung eines körperlich oder seelisch Kranken oder auch schönes Wetter sein; eine Jugendfrische, wie sie Jünglinge beschämt, und ihm noch in grauen Haaren eignete; eine Demut, durch die er sich mit den Kleinen auf du und du stellte, ohne doch der Würde seiner Stellung etwas zu vergeben; ein Humor, dem das Scherzen und Lachen mit den Kindern zuweilen selbst im Gotteshause erlaubt war, indem er dadurch das Heilige selbst den Kleinsten öfter menschlich nahe brachte: alle diese Eigenschaften seines kindlichen Dichterherzens haben die Kinder und solche, die sich ihre Kindlichkeit auch in späteren Jahren bewahrt hatten, oft entzückt, und so hat er, indem er sich ganz auf den Standpunkt der Kinder herabzulassen verstand, manche Ahnung von der Güte und Größe Gottes und der Liebe des Heilandes als fruchtversprechenden Keim in ihr Herz gesenkt. Wie er mit den Kindern zu fühlen und sich in ihre Seelen hineinzuversetzen wußte, bezeugen auch seine oft vortrefflichen Kinderlieder. So tauchte er in der Kinderlehre den Gegenstand, welchen seine dichterische Anschauung konkret und individuell angegriffen hatte, tief ins wirkliche Leben hinein und bot diejenige Seite desselben dar, von welcher ihn selbst die Kleinsten wenigstens mit dem Gefühle erfassen, wenn nicht immer mit dem Verstande begreifen konnten. Und dabei lockte er alles, was sich dazu eignete, aus den Kindern heraus durch eine teilweise höchst originelle, selbst schelmische Frageſtellung, welche die richtige Antwort gleichsam herausforderte oder doch eine prickelnde Unruhe des Suchens danach. erzeugte. Sehr belebend wirkte auf seine Kinderlehren das Einlegen von passenden Liedern, die er allenfalls, wenn die Verse ausgingen, aus dem Stegreif weiterdichtete.

Auch den Kultus suchte er auf die mannigfaltigste Weise zu heben; es würde indessen zu weit führen, hier auf das Einzelne einzugehen.

Auf nicht geringe Hindernisse stieß mein Vater bei der Kirchenzucht, deren strenge Ausübung ihm als eine Lebensfrage für die ernste innere Erneuerung der Gemeinde erschien, und welche ihm daher Herzens- und Gewissenssache war. Unerbittlich hielt der mutige Zeuge darauf, daß die alte Sitte unangetastet bliebe, der leichtsinnigen Braut nicht das Symbol jungfräulicher Unschuld, den Myrtenkranz bei ihrer Trauung zu gewähren und scheute sich nicht, die erschlichene Ehre öffentlich von der Kanzel zu brandmarken oder den frech ertrotzten Kranz nötigenfalls eigenhändig von ihrem Haupte zu entfernen. Geschiedene zu trauen, weigerte er sich, da eine solche Ehe gegen den ausdrücklichen Befehl des Herrn gehe. Ebenso ließ er sich weder durch Bitten noch Drohungen dazu bestimmen, solche, die als entschiedene Kirchenverächter gestorben waren, bei ihrer Beerdigung als Pastor zu begleiten. Eine derartige Weigerung, einem Kirchenfeinde die letzte kirchliche Ehre zu erweisen, erregte einmal so böses Blut, daß man seine Hofpforte zu stürmen versuchte. Er aber wies den Abgesandten heraus und schloß vor den übrigen die Thüre zu. Ein andermal hätte ihm seine Ueberzeugungstreue fast das Leben gekostet. Der Betreffende gestand ihm später unter Reuethränen, daß er ihm bei seinem Kirchgange aufgelauert habe, um ihn zu erschießen.

So mußte er sich vielfach erst Schritt vor Schritt den Boden erkämpfen gegenüber seinen knorrigen Ilsenburgern. Aber wie er es verstand, störrischen Trotz durch überlegenen Mut und, wenn es sein mußte, selbst mit kraftvollem Arm zu bändigen, übte er doch wieder oft die demütigste und langmütigste Nachsicht und ließ sich, wie man sagt, alles gefallen, wo er hoffen durfte dadurch Seelen zu retten.

Man kann sein Verhältnis zur Gemeinde nicht charakteristischer zusammenfassen als, wie dies jemand treffend ausdrückte: er war das Gewissen seiner Gemeinde. So kam es denn aber, daß diejenigen, welche mit ihrem eigenen Gewissen keinen Frieden hatten, sich auch öfter gegen ihr wandelndes Gewissen auflehnten. Er fühlte die vollste Verantwortlichkeit für alles, was irgend in seiner Gemeinde vorkam; ja es ging so weit, daß, wenn z. B. jemand stahl, ihm dies nicht anders am innersten Mark zehrte, als wenn er selbst schuld daran wäre.

Bei den mancherlei Schwierigkeiten, mit welchen er zu kämpfen hatte, war es ihm von großem Werte, daß bald sich treue Gehilfen in der Gemeinde selbst ihm zur Seite stellten. Es waren dies zum Teil so mutvolle, energische Menschen, daß sie, in ihrem Beruf tüchtig und von anerkannter Gewissenhaftigkeit, manche dem Christentum fernstehende Seelen demselben durch persönliche Einwirkung gewannen. Ihr furchtloses Bekenntnis, ja an seinem Orte schroffes und rücksichtsloses Rügen sittenloser Zustände rührte das Gewissen von vielen oder machte sie doch bei andern zu den bestgehaßten Feinden.

So darf man wohl mit Dank gegen Gott bekennen, was er aus Demut sich selbst fast niemals gestanden hat, daß die $7\frac{1}{2}$ Jahre seiner Thätigkeit in Ilsenburg im ganzen und großen reiche Frucht gebracht haben.

Indes hatte dieser Eifer der ersten, glühenden Liebe, mit welcher er alle seine Berufspflichten angriff, die Schonungslosigkeit gegen sich selbst, mit welcher er auch den unangenehmsten Verwickelungen entgegentrat, die Gewissenhaftigkeit in der Seelsorge, mit der er jedem einzelnen, oft weit verirrten Gemeindeglied nachging, überhaupt die große Treue auch im Kleinen, die seine mehr für das Große angelegte Natur oft geradezu aufrieb: alles dies hatte nach einigen Jahren, zumal er sich nicht die nötige Erholung gönnte, zur Folge, daß die Nerven dieses von Hause aus besonders kräftigen Mannes, in hohem Grade abgespannt und verbraucht waren. Sie waren so ermüdet, daß er aus bloßer Nervosität wochenlang das Bett hüten mußte und in Schweiß geriet, wenn er nur die Feder in die Hand nahm. Hatte doch auch der außerordentlich rege sommerliche Fremdenverkehr im Ilsenburger Pfarrhause oder „Gasthause zum ge-

duldigen Lamm", wie man es scherzhaft nannte, wenn er einerseits bedeutende geistige Anregung aller Art brachte, doch auf die Dauer auch dazu beitragen müssen, die Abspannung des mit Arbeiten überladenen Mannes noch zu steigern.

So mußte er auf den Rat des Arztes zum erstenmal das Meer aufsuchen, um sich dort Stärkung für seine Nerven zu holen. Es wurde diesmal das Seebad Norderney und nach drei Jahren das Bad Blankenberghe bei Ostende als Kuraufenthalt gewählt. Die Kur war beide Male für ihn von dem besten Erfolge. Um doch einige Beschäftigung zu haben, da ihm strengeres geistiges Arbeiten untersagt war, begann er in Norderney die poetische Bearbeitung der Psalmen, deren vollendete Sammlung vor drei Jahren herausgekommen ist.

Eine andere Art der Erholung bot ihm der Verkehr mit einigen durch Geistes- oder Gemütsgaben ausgezeichneten Familien. So fand er Erquickung in dem wohlwollenden Verständnis, das ihm von seiten der gräflichen Familie zu Ilsenburg entgegengebracht wurde, so erfrischte er sich im Austausch der Ideen mit der echten Künstlerfamilie Krola. Der treuherzige und originelle Künstler, dessen Landschaften schon damals in weiteren Kreisen bekannt waren, übte auf ihn eine eigenartige Anziehung aus, und die fein und tief angelegte, für Poesie sehr empfängliche „gnädige Krolan", wie die Ilsenburger sie nannten, zeigte nicht nur für die poetische Seite meines Vaters einige Sympathie, sondern half auch thätig und wohlthätig mit in der Arbeit an Armen und Kranken. So befruchtete sich hier Kunst und Poesie in harmonischem Verein, wie mein Vater denn auch vielfach die Hochzeiten oder bedeutenderen Familienfeste zumal dieses Hauses durch höchst gelungene melodramatische Aufführungen verherrlichte. So arrangierte er auch beim Einzuge des jungen gräflichen Paares Otto und Anna im Freien unter dem Ilsenstein einen kleinen Festakt.

Nicht ohne Bedeutung für seine innere Entwicklung während der Ilsenburger Zeit waren übrigens seine öfteren Besuche in Hermannsburg, von wo er ja auch, wie wir schon andeuteten, manche kirchliche Einrichtung nach Ilsenburg übertragen hat. Er hegte eine außerordentliche Verehrung für Ludwig Harms, diesen Mann, der durch unüberwindlichen Glaubenstrotz und altkirchlichen Bekennermut, durch eiserne Energie in der Zucht gegen sich selbst und seine Gemeinde und eine seltene seelsorgerliche Begabung, vor allem aber durch die Aufopferung seiner ganzen Persönlichkeit im Dienste der Seelen suchenden Liebe ein dürres Feld zu einem Garten Gottes umgeschaffen hatte. Denn was die Verleumder auch sagen mochten, mein Vater hatte sich durch eigene Anschauung überzeugt, daß hier ein geistliches und kirchliches Leben blühte, wie es in unserer glaubenslosen oder gleichgültigen Zeit als halbes Wunder dastand. War es doch statistisch nachzuweisen, daß öffentliche grobe Sünden in diesem Orte so gut wie gar nicht vorkamen oder sich doch demütig unter die Macht der kirchlichen Sitte beugen mußten. Mochte den Formen, in denen sich das kirchliche Leben hier darstellte, auch eine gewisse Herbheit, Schärfe und Engigkeit anhaften, so war doch augenscheinlich eine seltene Glaubenskraft darin, und meinem Vater machten die realen Mächte des Lebens immer mehr Eindruck, als blasse, wenn auch regelrechte Theorieen. Wird doch auch der Horizont einer Landbevölkerung in christlicher Erkenntnis nicht zu weit überschritten werden dürfen, falls er noch zu der bestimmten Stufe geistiger Entwickelung passen und ihren Lebensinhalt fassen soll, wie nur durch straffe Konzentration der Blutgefäße ein kräftig pulsierendes Leben in denselben ermöglicht wird. So sprach meinen Vater selbst aus einer gewissen Starrheit der Schale, mit welcher das konfessionelle Luthertum hier seinen unverletzlichen Inhalt schirmte, doch die jugendlich kernige Kraft an.

Von diesem Standpunkte aus mußte das geringere Betonen des kirchlichen Bekenntnisses leicht als eine Art sittlicher Schlaffheit, als Lauheit gegen die jungfräuliche, strenge Wahrheit erscheinen, die doch nur eine sein kann. Und hatte auch Friedrich Wilhelm III. die Union nur als eine Gemeinschaft der Verfassung, des Gottesdienstes

und der Verwaltung des Kirchengutes beabsichtigt, in welcher die unangetastete Verschiedenheit der Bekenntnisse fernerhin keinen Grund für die äußere Trennung der aus der Reformation hervorgegangenen nächstverwandten Schwesterkirchen bilden sollte, so hatte doch andrerseits bei der wirklichen Durchführung dieser Idee die gegenseitige kirchliche Duldung vielfach als Deckmantel völligster Gleichgültigkeit gegen die Bedeutung der einzelnen Bekenntnisse, wohl gar der Kirchenfeindschaft oder des Widerchristentums dienen müssen, so hatten doch Vorgänge, wie jene in Hönigern, der Union in vieler treuer Christen Augen den Stempel der Unionsmacherei nicht ganz ohne Grund aufgedrückt.

Schon das Jahr 1848 hatte auch meinem Vater, wie so vielen anderen, den Wert alles auf solider geschichtlicher Grundlage gewordenen auf der Folie radikaler Neuerungssucht in das rechte Licht gesetzt und ihn feste, kräftige Formen als Schutz und Stütze von Thron und Kirche achten gelehrt. So hatte der verschärfte Gegensatz gegen jene alles Bestehende auflösende Gleichmacherei auch auf religiösem Gebiete die Reaktion einer Neubelebung des Konfessionalismus zur Folge, der sich nun in desto schärfer ausgeprägten Formen zusammenschloß. Viele der eines festen äußeren Haltes auch für ihr kirchliches Bekenntnis bedürftigen und durch die Union verstimmten Geistlichen und Laien waren damals zu den seit einigen Jahren auch staatlich anerkannten, von der Landeskirche getrennten sogen. Alt-Lutheranern übergetreten. Mein Vater hatte dies zwar nicht gethan, konnte aber einen solchen Schritt wohl erklärlich finden, zumal er gerade in den streng konfessionellen Formen dieser strammen Pommern ein kräftiges Glaubensleben und die eigenartigen Vorzüge des Lutherschen Glaubensbekenntnisses hatte kennen und schätzen lernen.

In ähnlichem Sinne wurde er nun durch die nähere Bekanntschaft mit dem kirchlichen Leben in Hermannsburg beeinflußt, und es fehlte jetzt und noch einmal in einem späteren Lebensabschnitt nicht viel, daß auch er sich von der Landeskirche getrennt hätte. Doch hielt ihn sein gesunder, aller unorganischen Vereinzelung abholder Gemeinsinn, sein großes Auge, für das kleinere Abweichungen nicht den Wert wichtiger Hauptpunkte beanspruchen durften, sein allen vermeidbaren Spaltungen abgeneigtes friedfertiges Herz und die Erkenntnis der großen Gefahren selbstgerechten Pharisäertums, denen gerade der Separatismus ausgesetzt ist, auch jetzt von diesem Schritte zurück.

Auch blieb sein weites, christliches Dichterherz im Grunde immer interkonfessionell und ließ den Wert jener Unterschiede gegenüber der gemeinsamen Hauptsache des Glaubens an Jesu soweit zurücktreten, daß er sogar den Pearsall-Smithschen Methodismus als ein, wenn auch etwas ketzerisches Salz der Kirche eine Zeitlang fast zu überschätzen vermocht hat.

Er für seine Person aber war bis an sein Ende ein überzeugter Lutheraner, weil er in keiner anderen Konfession eine evangelischere und biblischere Darstellung des Christentums fand. War bei der katholischen Kirche die Gefahr, daß der Geist im Sinnlichen ersticke, und stieß ihn bei den Reformierten eine Uebergeistigkeit und zu geringe Wertschätzung sinnlicher Vermittelung ab, so fand in der Lutherschen Auffassung der Mensch und Dichter seine Befriedigung, insofern diese, wie er oft mir gegenüber äußerte, die rechte Mitte halte zwischen der Ueber- und Unterschätzung des Sinnlichen in seinem Verhältnis zum Geiste Denn wie der Geist den Leib nicht entbehren könne und das Ende der Wege Gottes die Leiblichkeit sei, so wolle auch das Göttliche nicht nur geistig, sondern mit allen Organen vom geistleiblichen Menschen ergriffen sein, so jedoch, daß das Geistige auch hier das Leibliche als seine äußere Vermittelung beherrsche.

Von diesem Gesichtspunkte aus fand er dann auch die Stelle für die Kunst im Dienste des Christentums und der Kirche, zu deren Aufweisung und helleren Beleuchtung er als christlicher Dichter vor vielen berufen war, und welche in Klang, Bild, Wort und Stein reden zu lassen die größte Freude seines Herzens war. Doch bevor

wir seine Stellung zur Kunst, zumal zur Poesie noch mit einigen Zügen kennzeichnen können, müssen wir den äußeren Faden seines Lebens wieder aufnehmen.

Ostern 1855 bis Neujahr 63 hatte er das Ilsenburger Pfarramt verwaltet und sich in jener Zeit nicht nur die Liebe und Anhänglichkeit aller guten Elemente und die Achtung selbst seiner Gegner erworben, sondern war auch persönlich mit seiner Gemeinde immer enger verwachsen. So wurde es ihm außerordentlich schwer, von dem reizenden Fleckchen Erde mit seinen Bewohnern scheiden zu müssen. Dennoch wurde dies nun nötig. Hatte sich doch die Zahl seiner Kinder von drei um das Doppelte, die sogen. „zweite Auflage" vermehrt, hatten doch die drei ältesten Kinder zu ihrer besseren Ausbildung nach auswärts in Pension gegeben werden müssen, und war es doch für die Erziehung der Söhne höchst erwünscht, das Gymnasium am Orte zu haben.

So nahm mein Vater die ihm vom Grafen Otto an der Johanniskirche zu Wernigerode in der Neustadt angebotene Stelle an, und hier hat er noch fast ein Vierteljahrhundert bis zu seinem Ende in ununterbrochener Thätigkeit gestanden. Er kam hier in eine Gemeinde, welche in vielen Beziehungen den entgegengesetzten Charakter hatte, als die Ilsenburger. War jene derb und zäh, so war die Neustadt dies weit weniger, jedoch setzten dafür manche bei äußerer Nachgiebigkeit öfter einen nicht leichter zu überwindenden passiven Widerstand entgegen. Dazu wurde besonders die Seelsorge im Laufe der Jahre immer schwerer bei der stetig wachsenden Zahl der Bevölkerung, welche im Laufe seiner 23 Amtsjahre hier auf mehr als das Doppelte stieg. So baute sich in dieser Zeit ein ganz neues Viertel vor dem Neustädter Thore an, die Johannisvorstadt, oder, wie der Wernigeröder sie euphemistisch getauft hat, „Das neue Jerusalem". Dies bestand fast durchweg aus einer Wanderbevölkerung moderner Nomaden, welche durch neu errichtete Cigarren- und andere Fabriken, zumal seit Eröffnung der Wernigeröder Eisenbahn, dort hingezogen waren und nun die Gemeinde um ein fluktuierendes, meistenteils bettelarmes, unkirchliches Proletariat vermehrten, so daß mein Vater sich öfter in schmerzlichem Humor den Proletariatspastor nannte. Beherbergte doch die Neustadt allein infolge dieser Zustände zuletzt fast $^3/_4$ der sämtlichen städtischen Armen. So gab es denn auch hier reichlich zu thun, und zwar nicht nur in der Seelsorge, sondern auch in der hier damit unumgänglich verbundenen Leibsorge, worin ihn vor anderen seine treue Gattin als echte „Frau Pastorin" mit Einsetzung aller Kräfte unterstützte. Da konnte er die soziale Frage an der Quelle studieren und lernte aus dem Grunde die Not und den Jammer der Armen kennen, aber auch den unverantwortlichen Leichtsinn, mit welchem sie vielfach wie die Eintagsfliegen nur in den Tag hinein lebten, ohne — eine Travestie auf das Bibelwort — „für den morgenden Tag zu sorgen". Hier lernte er auch, daß zwar Gesetze manches bessern mögen und müssen, der innerste Schade aber, von welchem bei weitem das meiste Elend ausgeht, tiefer liegt, nämlich in der Sünde der Menschen, die allein der Heiland heilen kann. Natürlich half er auch leiblich, soweit er irgend vermochte, ohne dabei im geringsten auf Dank zu rechnen. So kam ein naiver Konfirmandenvater und erklärte: „Seihn Se, Herr Paster, ek hebbe nu bi Sei mienen Jungen iunen Kunfermandenunderricht jeben. Daderjejen könnt Sei nu woll ook von dei Frieheit sinn un mienen Sähn en Jesangbauk un en Rock taun Abendmahle schenken."

Der Konfirmandenunterricht war dasjenige, was ihm alljährlich den allergrößten Herzenskummer machte. Wie oft zagte und zitterte er für das Heil der, wie er fürchtete, geistig und geistlich nicht genügend vorbereiteten jungen Seelen. Um sie nach Möglichkeit vor Versuchung wenigstens in der Zeit der Konfirmation und unmittelbar danach zu schützen, scheute er kein Opfer an Kraft und Zeit. So lud er sie unmittelbar nach der Einsegnung regelmäßig in seinen schönen Garten ein, wo der Kinderfreund dann in humoristischer Weise selbst ihre Beschäftigungen und Spiele leitete und zum Schluß den weichen Herzen noch ein ernstes Mahnwort mit auf den Weg gab, für manche von jenen Kindern eine unvergeßliche Erinnerung.

Bei der stets wachsenden Zahl solcher Kinder, um welche sich die Eltern, weil sie als Tagelöhner oder sonst auf Arbeit mußten, nicht bekümmern konnten, stellte sich immer dringender das Bedürfnis einer Erweiterung der Kleinkinderschule und vor allem der Stiftung eines eigenen Hauses für diesen Zweck heraus. Ein solches wurde denn auch bald auf seine Anregung erbaut. Bei vielen verwahrlosten Kindern sorgte er dafür, daß sie ins Neinstedter Rettungshaus gebracht wurden, zu dessen Vorstand er selbst mehrere Jahrzehnte gehörte. Dafür erhielt er von gewissen Eltern, welche ihr Kind nun nicht mehr zum Betteln gebrauchen konnten, den Ehrentitel eines „Kinderröbers".

Für die Bestrebungen seines Freundes, des Professors V. A. Huber hierselbst, den arbeitenden Klassen, besonders aber den Handwerkern aufzuhelfen, hatte er nicht nur ein entgegenkommendes Verständnis, sondern stellte ihm auch nach Kräften Hand und Mund, besonders auch seine poetische Gabe zur Verfügung. In dem „Vereinshause", welches jener als „Herberge zur Heimat" und für andere Zwecke der inneren Mission gegründet hatte, beteiligte auch er sich fast alljährlich an dem Cyklus der im Interesse der Vereinshaussache gehaltenen wissenschaftlichen Vorträge, für welche er meist Shakespearesche Stücke zum Thema wählte. Und als ein Jahrzehnt später dem Kopfe Hubers in Stöcker ein thatkräftiger und thatbereiter Arm erwachsen war, da erkannte er in dem viel verlästerten und bemäkelten und doch an Verdiensten um das Volkswohl von keinem Krittler und Feinde erreichten Helden mit dem Kinderglauben und dem Mannesmute, mit der schlagfertigen Zunge und den unermüdlichen Händen ein auserwähltes Werkzeug in Gottes Hand, um die sozialen Krebsschäden im Mittelpunkte des Reiches anzugreifen und alle Mittel der neueren Zeit flüssig zu machen zur Erneuerung des deutschen Volkstums auf christlicher Grundlage. So nahm er den treuen Kämpfer auch gern in sein Haus auf, als derselbe einst auch hier für die Berliner Stadtmission warb und zugleich eine Volksversammlung abhielt, und bewahrte ihm auch fernerhin ein anerkennendes Herz, wie verschiedene seiner Gedichte bezeugen. Ja als er bei einem vorübergehendem Aufenthalte in Berlin kurze Zeit vor seinem Ende auch einmal Stöckers christlich-soziale Versammlung besuchte, ist er auf dessen Bitte zum ersten und letztenmale bei einer solchen Gelegenheit als Redner aufgetreten und hat noch die Freude gehabt, mit Erfolg zum Frieden reden zu dürfen.

Auch in Wernigerode fand seine männliche Geradheit und milde Freundlichkeit, vor allem sein aufopfernder Eifer für das äußere und innere Wohl seiner Gemeinde, welcher ihn verzehrt hat, von Jahr zu Jahr mehr Anerkennung. Niemand, der ihn näher kannte, konnte ihm feind sein. So war denn auch seine Gemeinde in ihren Vertretern und Kirchenältesten stets willig, ihn und seine Bemühungen um die Verbesserung der kirchlichen und sonstigen Gemeindeverhältnisse zu unterstützen.

Zwar fand er sich nur nach schweren und in hohem Grade aufreibenden inneren Kämpfen in die Neugestaltung der Kirchenverfassung hinein, von welcher er besonders anfangs ernstlich fürchtete, sie möchte zur direkten Zerstörung der Kirche ausschlagen; aber er erfuhr von Jahr zu Jahr immer mehr, daß das Reich Gottes nicht in äußeren Geberden, auch nicht in äußeren Gemeindeverfassungen und Kirchenordnungen liegt, sondern stark genug ist, die verschiedensten menschlichen Formen mit seinem Lebensgeiste zu durchdringen. Die anfänglich in die Gemeindevertretung hineingewählten oppositionellen Elemente verschwanden bald, dankten auch wohl direkt ab unter dem moralischen Druck der Besseren oder wurden selbst ins kirchliche Interesse hineingezogen.

So hob sich auch in seiner Gemeinde das kirchliche Leben mehr und mehr, und manche schöne Einrichtung dankte meinem Vater ihren Ursprung. Wurde ihm doch in einem Wernigeröder Nekrolog geradezu die ehrenvolle Anerkennung zu teil, daß er wesentlich dazu beigetragen habe, dem kirchlichen Leben unserer Stadt das demselben eigentümliche Gepräge zu geben. In seiner Gemeinde aber stiftete er sich auch ein

äußeres dauerndes Denkmal durch die stilvolle Erneuerung der Johanniskirche; noch ein Jahr lang hatte er die Freude, in der restaurierten Kirche zu predigen.

Während er aber so in der äußeren und inneren Arbeit für seine Gemeinde aufzugehen schien, hatte er auch ein Herz für die Fortschritte des Reiches Gottes im großen. Hat er doch einen nicht geringen Teil der vom evangelischen Bücherverein in Berlin herausgegebenen Missionshefte geschrieben, mußte aber später wegen der zu großen Last seiner sonstigen Arbeit die Fortführung derselben anderen Händen übergeben. Die von ihm geschriebenen Hefte zeichnen sich besonders aus durch ihre vorzüglichen Natur- und Kulturschilderungen. Auf Grund eingehender Studien gab er vermöge seiner sich in alles hineinwohnenden Phantasie Schilderungen von Gegenden aus völlig fremden Himmelsstrichen mit so täuschender Anschaulichkeit und Naturtreue, als hätte er sie selbst als Reisender mit eigenen Augen gesehen, ebenso verstand er sich in die seltsamsten Lagen, Gefühle und Kulturzustände mit völliger Lebenswahrheit hineinzuversetzen.

Auch für die äußere Geschichte der Welt, zumal seiner Zeit, hatte er ein lebhaftes Interesse, obwohl er zu sehr Dichter war, um Politiker zu sein oder im Parteitreiben aufzugehen. Aber heiß schlug sein Herz für sein Vaterland und seinen geliebten König und Kaiser. Das beweisen zahlreiche seiner Gedichte. Er gehörte nicht zu denen, welchen erst durch die Erfolge die Augen geöffnet wurden, daß das Jahr 1866 nur der unvermeidliche Anfang war für den Wiederaufbau des deutschen Reiches. Von Anfang an hatte er die Reorganisation des Heeres in ihrer Bedeutung erkannt und verfolgte die Maßregeln des Mannes von Blut und Eisen, den er hoch verehrte, mit Spannung und Zukunftsahnung. Begeistert feierte er die ersten 64er Siege mit: die Erstürmung der Düppeler Schanzen, die Eroberung Alsens. Zwar nicht ohne eine gewisse Wehmut, aber überzeugt, daß Formen, die alles Wahrheitsgehaltes entleert sind, von Gottes auch die Völkergeschicke durchwaltender Hand zertrümmert werden, sah er den 66er Krieg kommen. So sehr er die Legitimität selbst unwürdiger gekrönter Häupter achtete, billigte er doch die Annexion jener kleinen deutschen Staaten durch Preußen als einen durch ihren Eigensinn aufgenötigten Akt der Notwehr, politischer Selbsterhaltung und einer verdienten Züchtigung der durch Jahrzehnte verübten Beeinträchtigungen Preußens durch den deutschen Bund. Stolz hob sich seine Brust in dem Gedanken an sein wehrhaftes Preußenvolk und seinen König, als er die Sieger aus dem siebentägigen Kriege heimkehren und in Berlin unter den Linden ihren Einzug halten sah. Hatte er doch längst Preußens deutsche Sendung erkannt, und es geschah nicht ohne unwillkürlichen Einfluß seiner eigenen patriotischen Begeisterung, daß zwei seiner Söhne in die Armee seines Königs eintraten, obwohl dieser Neuerung in der Familientradition einige Wenns und Abers anhingen. Und wenn ihm auch Gott im Jahre 1870 das Opfer seines zweiten Sohnes ersparte, der als Artillerieleutnant bei Sedan und Paris mit kämpfte, so war er doch innerlich zu jedem Opfer, selbst dem schwersten seines eigenen Fleisches und Blutes bereit, das Gott und Vaterland von ihm fordern würden. Denn er wußte den Kampfpreis zu schätzen, die so lange auch von ihm erträumte und ersehnte Einheit des deutschen Reiches. Hell und mutig klang seine Harfe im Jahre 1870 und begleitete jeden Sieg unserer Heere mit ihren Klängen, wie sein Auge den Heereszug auf einer genauen auf seinem Tische aufgeschlagen liegenden Karte. Nach dem Kriege freilich verstummten bald ihre frohen Töne. Die leichtsinnigen Gründungsjahre, die schnell zerrinnenden Milliarden, die im Rausche des Sieges und der deutschen Größe zunehmende Gottlosigkeit; die kirchenpolitischen Gesetze, welche ihm heilig gewordene religiöse Volkssitten in einer das christlich-deutsche Volkstum ernstlich gefährdenden Weise zu schädigen schienen; manche sich daran schließende unerquickliche Streitigkeiten; später dann die furchtbaren Attentate auf unsern Kaiser, als Symptome einer gott- und sittenlosen Sozialdemokratie; der Klassenhaß und die Erbitterung, die durch das Volk zogen und auch in unserem Städtchen, dessen untere

Stände zum Teil durch zuchtlose Blätter vergiftet wurden, sich deutlich fühlbar machten: dies alles erfüllte den treuen Volksfreund und Christen mit herzfressendem Kummer und bitterem Gram und zehrte sichtlich an seiner Lebenskraft, wie er denn im Jahre 1874 infolge gehäufter innerer Aufregungen zum erstenmal seine äußerst schmerzhaften Krankheitsanfälle bekam. Das letzte Jahrzehnt aber brachte ihm wieder vieles Erfreuliche. Durfte er es doch noch erleben, wie einem großen Teile des Volkes und seinen vortrefflichen Führern an der Spitze die Augen aufgingen über den Abgrund, vor dem sie standen; wie alle besseren Elemente sich immer mehr zusammenschlossen, um gemeinsam die Gefahren zu bekämpfen, die den teuersten Gütern des Volkstums, seiner Religion und Sitte drohten; wie die barmherzige Liebe, das „praktische Christentum" anfing sich der armen Klassen energischer anzunehmen und dem Notstand nach Möglichkeit gesetzliche Abhilfe zu schaffen; wie sich auch unter der Jugend ein neuer, frischer Luftzug des alten Glaubensgeistes bemerklich machte; wie endlich das deutsche Reich machtvoll in die geachtete Stellung eines europäischen Friedensstifters eintrat und achtunggebietend auch in den fernsten Weltteilen seine schützende Flagge aufhißte.

War ihm doch auch in seiner engeren Familie ein selten reiches Lebensglück beschieden. Dies erkannte er nicht am wenigsten auch darin, daß er vor allem seinen Kindern, aber auch seiner weiteren Familie zeigen durfte, worin das wahre Lebensglück besteht.

Jahrzehnte hindurch bildeten die Abende, an welchen er Shakespearesche Dramen rezitierte, den Glanzpunkt häuslicher Genüsse. Außer den Kindern hatten zu denselben nur Freundinnen seiner Töchter Zutritt, welche ein besonderes litterarisches Interesse besaßen. Schreiber dieses — und es geht wohl vielen so — kennt kaum eine größere ästhetische Erbauung als diese Shakespeareabende. Hatte mein Vater sich doch durch ein halbes Jahrhundert mit seltener Congenialität in seinen Lieblingsdichter hineingelebt und kannte ihn daher fast auswendig und, noch mehr, inwendig. So besaß seine Auffassung der Shakespeareschen Charaktere eine Wahrheit und Tiefe, wie sie eben nur bei seiner eigentümlichen Anlage als Frucht einer lebenslangen Beschäftigung reifen konnte.

Ihm eignete vor allem der Kern der schauspielerischen Begabung, nämlich die Fähigkeit, sich in Charaktere, Leidenschaften und Stimmungen hineinzufühlen in seltenem Umfange. Diese wurde durch eine genauere Bekanntschaft mit dem Menschenherzen in allen Ständen und Lebenslagen, wie er sie aus seinem pastoralen Berufe schöpfte, zu individueller Lebensfrische erhoben. So wußte er sich in die Seele eines Othello eben so gut zu versetzen, als in diejenige eines Shylock, einer Cordelia, eines Falstaff oder eines Schlehwein und Holzapfel. Aber was er fühlte, konnte er auch wiedergeben. Denn er besaß eine gewiß auch bei guten Schauspielern nicht häufige Vereinigung von Darstellungsmitteln. Ihm stand eine gewaltige Kraft, eine große Klangfülle und erstaunliche Modulationsfähigkeit der Stimme zu Gebote, so daß dieselbe sich mühelos für den Ausdruck jeder Empfindung darbot. Und dazu kam ein Feuer und eine Ausdrucksfähigkeit des großen, jede Stimmung schon von Natur unmittelbar wiederspiegelnden Auges, ferner eine Beweglichkeit und Geschmeidigkeit aller Gesichtsmuskeln, welche ihm erlaubte, nicht nur Mund und Auge, sondern das ganze Gesicht sprechen zu lassen. Die Lebhaftigkeit seiner Gesten aber ließ den Zuhörer oder besser Zuschauer selbst die Lage, die Stellung, das körperliche Benehmen des gerade dargestellten Charakters mehr als erraten. Dies unterstützte ihn, und die der Rezitation beiwohnten, ganz wesentlich beim Uebergange von einer Rolle zur andern. Man brauchte nur sein Gesicht zu sehen, so wußte man oft, noch ehe er ein Wort gesprochen, wer nun auftreten werde. Nur war wohl an einzelnen Stellen die Darstellung eine etwas zu realistisch natürliche. Am meisten zu bewundern an seinem Talente war vielleicht die Vielseitigkeit desselben, so daß er nicht nur durch die Darstellung tragischer Charaktere zu erschüttern verstand, sondern daneben mit so unübertrefflichem Humor die komischen Rollen vortrug, daß selbst ein Heraklit hätte lachen müssen.

Auch mit diesem ihm von Gott verliehenen Pfunde hat mein Vater für das Reich Gottes zu wuchern gesucht. Hatte für ihn doch zuletzt alles nur Wert unter dem Gesichtspunkte dieses höchsten und letzten Zweckes, und war es doch sein Ideal, daß alle Mächte und Mittel der Welt, auch Kunst und Wissenschaften, dem Reiche Gottes dienstbar würden. Schon in jenen Shakespeareabenden, wenn die Herzen bebten vor dem weltrichterlichen Zwange sittlicher Notwendigkeit, mit welchem aus der Schuld der Helden Schritt vor Schritt ihr Verderben erwuchs, wies er stets hin auf die einzige Erlösung von aller Schuld und allem Verderben in Christo. Aber auch für weitere Kreise hatte mein Vater gerade in dieser Richtung einen besonderen Beruf. Dieser bestand zwar auch darin, daß er in seinen Vorträgen vieles am Gang der Handlung und den Charakteren nicht hinreichend Beachtete oder Gewürdigte durch ihm eigene Schlaglichter beleuchtete, aber noch mehr darin, daß er einer der ersten war, welcher weiten christlichen Kreisen das Verständnis für Shakespeares Größe und Bedeutung erschlossen hat. Waren doch infolge davon, daß vielfach ungläubige oder halbgläubige Wortführer den Shakespeare erklärten und zu den Ihrigen zählten, bei vielen Christen Vorurteile und Bedenken gegen denselben gäng und gäbe geworden, ja man fürchtete von seiner unverhüllten Darlegung der tiefen Schäden im Menschenherzen und in der Gesellschaft wohl gar Schädigung christlichen Glaubens und christlicher Sittlichkeit. So lag hier die Gefahr pharisäisch engherzigen Abschließens gegen Kunst, Dichtung und Wissenschaft nicht gar fern, und eine aus Kleinglauben stammende, feige Verzweiflung daran, daß gerade die wahre Kunst berufen ist, auch an ihrem Platze den höchsten Zwecken des Reiches Gottes zu dienen.

Eine solche Entfremdung und Verständnislosigkeit mancher Frommen gegenüber echter Poesie äußerte sich dann auf der anderen Seite in jener von der Welt mit Recht lächerlich gemachten Geschmacklosigkeit stroherner erbaulicher Reimereien, welche sich in aller Harmlosigkeit breit machten und ihren Verfassern die billige Märtyrerkrone verkannter christlicher Dichter verschafften. Mein Vater hat nicht verfehlt, diese anmaßende, christlich sein sollende Impotenz solcher, die die poetische mit der religiösen Stimmung verwechselten, auch öffentlich zu geißeln. Er hat dies auch als Rezensent dieser Zeitschrift gethan, als welcher er Jahre lang die eingegangenen Poesien zu beurteilen hatte, obwohl er sonst vermöge seiner noblen und idealisierenden Natur im ganzen ein milder Korrektor war, welcher oft das Objekt unwillkürlich aus dem eigenen reichen Innern verschönte.

Für alle wahre Poesie dagegen, besonders gegen diejenige Shakespeares, hat er sein Leben lang, zumal in gläubigen Kreisen, Achtung und Verständnis zu verbreiten gesucht. Der Grundgedanke aller seiner Shakespearevorträge, die er auch an verschiedenen Orten des deutschen Vaterlandes auf Bitten christlicher kunstsinniger Freunde gehalten hat, war immer: — und so lautet auch ein Vortrag von ihm — Shakespeare der Dichter des Gewissens. Und dieses Gewissen war eben das christliche, welches in Shakespeares Helden so heftig und lebenswarm schlägt und seine Unbezwinglichkeit selbst in den heißen inneren Kämpfen seiner Verbrecher auf Thronen und hinter Büschen bewährt. Bewies doch dies uns hier so naturkräftig, ungeschminkt und unbestechlich entgegentretende Gewissen an jedem ehrlichen Herzen unwiderleglich die Thatsache des selbst dem verworfensten Menschen unaustilgbar innewohnenden Schuldgefühls, deshalb der Erlösungsbedürftigkeit und führte so an die Pforten des Christentums. So wurde ihm Shakespeare ein Erzieher für Christum, und von ihm ist mittelbar oder unmittelbar nicht zum geringsten Teile die Anregung zu jener erfreulichen Erscheinung ausgegangen, daß man auch in größeren christlichen Kreisen heutzutage wieder angefangen hat, sich für Shakespeare zu interessieren. Welchen großen Dienst er damit indirekt auch der Kirche erwiesen hat, wird wohl noch deutlicher werden, wenn die Sammlung seiner litterarischen, zumal seiner Shakespearevorträge demnächst (bei Georg Böhme in Leipzig) erschienen sein wird. Von bisher separat herausgegebenen

sind erschienen: 1) Shakespeare in seiner Bedeutung für die Kirche unserer Tage, 2) Faust, Lear und Macbeth.

Wir haben nun zum Schluß noch seine Bedeutung als Dichter mit einigen Worten zusammenzufassen. Daß er ein Dichter von Gottes Gnaden war, hat zum Teil schon die Mitwelt erkannt und wird die Nachwelt gewiß noch williger anerkennen, wenn das Beste zumal seiner noch ungedruckten lyrischen Gedichte herausgekommen ist.

Nicht deswegen ist er zu den wenigen wurzelechten Dichtern zu zählen, weil er etwa ein Meister des Reimes war, der das Reimlexikon nur vom Hörensagen gekannt hat. Allerdings ist das schon etwas. Die Reime flossen ihm, ohne daß er auf die Reimkunst irgend welche absichtliche Uebung verwendet hätte, wohl leichter vom Munde als manchen, die aus dem Improvisieren ein Geschäft machen. Und seine Reimgabe fand noch in seiner unverwüstlichen Naturfrische und kindlichen Unbefangenheit eine kräftig unterstützende Resonanz. Hat er doch oft halbe Stunden lang die Gesellschaft damit belustigt, daß er seine Unterhaltung, zumal mit Kindern, unmittelbar in Reimform, oft originellster Art, führte. Es war ihm in der That im allgemeinen leichter, seine Briefe in Reimen abzufassen, als ohne Reim, sodaß er unzählige entweder von Anfang an in Versen schrieb oder doch unwillkürlich nach einer Weile in den Reim verfiel. Mehrere Bilderbücher, unter andern das große naturgeschichtliche Werk von Schubert, hat er zum Zeitvertreib auf Bitten seiner kleinen Kinder mit humoristischen Kinderreimen versehen. Kaum ein Bildchen oder Blättchen prosaischer oder poetischer Art wurde von ihm an Bekannte versendet, welches er nicht noch mit einem längeren oder kürzeren Widmungsgedichtchen versehen hätte. So hat er in diesen Verschen ein gut Teil seines Kleinlebens niedergelegt, auf das er, ein Kind der Ideen und des Augenblicks, nachträglich selten zu reden kam.

Er war ein trefflicher Reimschmied, aber deswegen war er noch kein Dichter. Dichter war er, weil er die Welt und das Leben bis an sein Ende mit solchen Augen ansah, die überall ganz von selbst und mit völliger Unmittelbarkeit den idealen Kern der Wirklichkeit entdeckten, weil er einen Geist besaß, der aus innerem Zwange das Erschaute zu einem Ganzen verdichtete, dessen Inhalt ein Stück Leben war, und einen Mund, welcher dasselbe mit völliger Beherrschung der Sprache in gereimten und ungereimten Weisen darstellte.

Es ist wohl schwer denkbar, daß jemand einseitiger alles vom dichterischen Standpunkte anschaute, als mein Vater. So erschien er in seinem ganzen Leben, Streben und Behaben allen, die ihn näher kennen lernten, als Typus einer Dichterexistenz. Darin war aber eben auch seine Einseitigkeit gegeben. Für alles wahre Leben hatte er angeborenen Sinn und Takt, für die *nur* wirklichen Verhältnisse weit weniger. Da war er vielfach, was man nennt: unpraktisch. Einen einfachen Schein zu schreiben oder ein rein formales Schreiben an eine Behörde zu verfassen, hat ihm oft wahre Herzensnot gemacht oder bedrohte doch auf Augenblicke ernstlich das Gleichgewicht seiner inneren Gemütslage. Hätte er die Sache in packenden Versen abfassen dürfen oder in Märchenform: seine Feder wäre nur so über das Papier hingeflogen.

Seine kindlich bewegliche Natur war leicht zur Freude zu erregen. Er brauchte nur ein Kindergesicht zu sehen oder einen guten Witz zu hören oder eine Naivität, die er dann oft sogleich mit Begleitung seiner Kinder in improvisierte Verse brachte und nach Melodien sang, welche die Laune eingab. Ebenso leicht aber konnten scheinbar unbedeutende Dinge, etwa kleine Unannehmlichkeiten, die seinen Kindern zugestoßen waren, mit denen er sich eins fühlte, sein Gemüt im tiefsten bewegen und den Spiegel seiner Seele in eine fast tragische Trübung versetzen.

Als Dichter, dessen Herz allem, was er erlebte, mit tiefen und feinen Gefühlsschwingungen antwortete und dasselbe in poetischem Widerhall zurückgab, ist er vorzugsweise den Lyrikern zuzuzählen. Die erste Sammlung seiner Gedichte, die er als „Lyrisches und Episches" (Berlin 1845, in Kommission der Enslinschen Buchhandlung)

Digitized by Google

herausgab, enthält neben Erzeugnissen von tiefer Ursprünglichkeit und poetischem Metall naturgemäß manche noch nicht ganz abgeklärte Gedichte. Gerade die außerordentliche Leichtigkeit, mit welcher ihm die Reime zuflossen und die oft wie Kunstfeuer funkelnde und prasselnde Fülle von Bildern und Gedanken, welche ihm die Phantasie zuspielte, störte nicht selten, zumal in früherer Zeit, das ruhige Ausströmen eines einheitlichen, reinen lyrischen Flusses und löste ihn zum Teil in geistvolle Rhetorik auf. Oder es verführte ihn wohl auch seine dramatische Neigung zu schnellem Stimmungswechsel, und drastische Dialoge, wuchtige, zusammengepackte Gedankenmassen, witzige Antithesen, sprühende, blitzende Lichter zersprengten oder belasteten den einfachen lyrischen Faden. So versteckten oder erstickten die von selbst emporschießenden üppigen Schößlinge unter schmückenden Ranken die reife Traube, den poetischen Kern.

Je mehr er aber mit zunehmender innerer Reife die Wucherungen seiner Ueberkraft beschneiden gelernt, was er anfangs in stolzer jugendlicher Achtlosigkeit verschmäht hatte, je mehr er das Feilen lernte, desto echter und reiner wurde der Klang seiner Leier, und gerade in den letzten 15 Jahren floß seine eine Zeitlang unter der Ueberlastung durch prosaische Arbeiten etwas verkümmerte lyrische Ader nicht nur in sprudelnder Fülle, sondern was ihr entströmte, waren meist gediegene Lieder, tief, warm und schlicht. Er hatte ungekünstelte Einfalt und ruhiges Gleichmaß gelernt.

Im Jahre 1868 erschien ein zweites Bändchen seiner Gedichte bei Bartel in Halle unter dem Titel: Gedichte von August Schwartzkopff. 1875 erschienen in Kissingen seine „Kissinger Erinnerungen von einem Badegaste". Die schönsten seiner lyrischen Gedichte aber sind zum Teil noch ungedruckt oder doch ungesammelt.

Reiche lyrische Ausbeute boten ihm in den letzten Jahren auch die fast alljährlich auf 4 oder 5 Wochen stattfindenden Badereisen nach Kissingen, Reichenhall, Karlsbad, in die Schweiz und sonst, zu denen er sich wegen seiner allmählich anfälliger gewordenen Gesundheit genötigt sah. Auf solchen Reisen öffnete ihm auch wohl bei zufälligen Begegnungen und Unterhaltungen die Kunst den Eingang zum Allerheiligsten des Glaubens.

Aber nicht nur das bedeutendste Erzeugnis seiner Muse, sondern nach dem Urteil von Sachkundigen in seiner Art das Beste, was jemals auf diesem Gebiete geleistet ist, sind seine oben berührten „Psalmenklänge" (Verlag von Georg Böhme in Leipzig. 1883). Langsam und allmählich, mit manchen Pausen von Monaten, wohl gar Jahren ist diese Sammlung sämtlicher Psalmen herangewachsen, indem er bald diesen bald jenen herausgriff, je nachdem ihn eben die poetische Stimmung trieb, und sie ist im Lauf der Jahre wieder und wieder umgearbeitet worden. So stellt sich in ihnen die ausgereifte Frucht eines Vierteljahrhunderts dar. Schon der Titel besagt, daß der Dichter durchaus nicht eine möglichst getreue Wiedergabe des Psalmeninhalts beabsichtigte. Dergleichen konnte er vom praktischen Gesichtspunkte aus nur für eine überflüssige Wiederholung, vielmehr Abschwächung der in ihrer Einfalt und Größe nach Inhalt und Ausdruck unerreichbaren religiösen Hymnen des Gottesvolkes ansehen. Vielmehr sollten seine Psalmenklänge nur ein Widerhall der Grundstimmungen sein, aus denen ein David seine Psalmen gesungen hatte. Und zwar ein Widerhall aus deutschem Dichterherzen. Hatte sich mein Vater in einem von demselben religiösen Grundton getragenen langen Leben in diese Stimmungen hineingelebt, so konnte er nun aus ihnen heraus in die eigene Farbe persönlichen Erlebens getauchte Lieder erzeugen, wie sie einer jener alten Sänger etwa in unserer Zeit singen möchte. Waren doch gerade seiner Natur die in den Psalmen vorherrschenden Gefühle starken Gottvertrauens, freudigen Glaubensstolzes, bußfertiger Zerknirschung, kindlicher Freude an der Schöpfung u. a. so besonders verwandt und standen doch gerade ihm die der Psalmendichtung unentbehrlichen Stimmungstöne des Urwüchsigen, Gewaltigen, Erhabenen und deren poetischer Ausdruck wie wenigen zu Gebote.

Zwar schien meinen Vater seine Befähigung, sich in Charaktere und Leiden-

schaften mannigfaltigster Art hineinzuleben und manche andere Züge seines Wesens auch zum Dramatiker zu stempeln. Aber er hat doch, abgesehen von einigen dramatischen Entwürfen früherer Zeit, nur ein einziges Drama zum völligen äußeren Abschluß gebracht, und zwar im Laufe der letzten Jahre, nämlich den „Judas“. In diesem Stücke sucht er das ohne Zweifel höchst interessante psychologische Problem dramatisch zu lösen, wie ein Judas dazu kommen konnte, der Welt Heiland, seinen Herrn und Meister, zu verraten. Der Kampf der Leidenschaften im Herzen des Judas, welcher endlich den furchtbaren Entschluß zur Reife bringt, ist mit seiner Seelenkenntnis, reicher Lebenserfahrung, packender Anschaulichkeit geschildert. Die Folge der Szenen ist von durchsichtiger Einfachheit. Der, um den sich alles dreht, wie um den halb verborgenen Mittelpunkt, wird meist keusch im Hintergrunde gehalten, oder wenn er hervortritt, dann geschieht dies in einfach würdiger, biblischer Weise, fast durchweg mit den Worten, stets im Geiste des Evangeliums. Auch die anderen Charaktere, vor allem der Hohepriester Kaiphas, ferner Petrus, Maria Magdalena, Thomas, sind mit knappen, aber markigen Zügen dargestellt. Die Katastrophe übt einen schauerlichen Reiz aus.

Die schon länger beabsichtigte Herausgabe des Stückes wird nun wohl in nicht zu langer Zeit in irgend einer Form erfolgen.

Dies sind die hauptsächlichsten Richtungen, in welchen mein Vater als Schriftsteller thätig war. Obwohl er für eine ziemliche Anzahl von Zeitschriften arbeitete, in welche von ihm mancherlei, besonders litterarische Aufsätze oder Gedichte erschienen, so war er doch einer der treuesten Mitarbeiter gerade an dieser Zeitschrift, zumal in ihrer früheren Form als „Volksblatt für Stadt und Land“. So darf ich wohl hoffen, daß die Leser derselben gerade in diesem kleinen Bilde gern den ihnen teilweise persönlich seit lange bekannten und von vielen verehrten Verewigten zum Abschied noch einmal begrüßen werden.

Ueber seinen Heimgang ist nur wenig hinzuzufügen. Eine besonders schmerzhafte Krankheit, welche meinen armen Vater auch zeitweise zu hypochondrischen Stimmungen aufgelegt machte, hatte sich seit 12 Jahren immer hartnäckiger festgesetzt, so daß besonders nach Gemütsaufregungen leicht das alte Uebel wiederkehrte. So trat es denn auch Anfang Juni dieses Jahres nach besonders gehäuften Amtsanstrengungen und damit verbundenen inneren Aufregungen in starker Form auf und warf ihn auf ein nur zehntägiges Krankenlager. Schon hofften wir fest, daß die Folgen der Krankheit gebrochen seien. Ja er selbst ergriff mit neuer Hoffnung und nur zu großem Pflichteifer den Gedanken, am folgenden Sonnabend die letzte der auf seine Anregung seit einigen Jahren in der Johanniskirche eingerichteten Pfingstbetstunden persönlich halten und am ersten Pfingsttage seiner lieben Gemeinde wieder predigen zu können. Da traf Donnerstag, den 10. Juni, den mit guten Hoffnungen Aufgestandenen, während er beschäftigt war, seine Pfingstgedichte zu versenden, ein Gehirnschlag, der schon nach zehn Minuten den wieder zu vollem Bewußtsein Gekommenen in die ewige Heimat abrief. Seine letzten Worte waren: „Herr, mein Licht, mein Fels, meine Burg, mein starker Helfer!“ und noch einmal mit flüsternder Lippe: „Herr Jesu!“ Dann war er selig entschlafen. Am ersten Pfingsttage ward seine leibliche Hülle unter allgemeiner Teilnahme durch das steinerne Thor des soeben erneuerten Kirchhofs getragen und als erstes Samenkorn zum ewigen Leben in die Gruft gesenkt. Gewiß die ergreifendste Pfingstpredigt! Wir aber wollen nicht klagen, denn wir kennen den Spruch, den er selbst auf die Kirchhofspforte gesetzt hatte: Selig sind die Toten, die in dem Herrn sterben! und schließen mit einer der Lieblingsstrophen dieses Gotteskindes, an dem die Demut das Größte war:

An mir und meinem Leben
Ist nichts auf dieser Erd'.
Was Christus mir gegeben,
Das ist der Liebe wert!

Digitized by Google

Schriftsprache und Dialekt.

Von

H. Colonius.

Die außerordentliche Popularität und Verbreitung einzelner im Dialekt geschriebener Werke, wie der Reuterschen Erzählungen und Dichtungen, hat in der letzten Zeit mehrfach Anlaß zu der Frage gegeben, ob nicht der Gebrauch des Dialektes der Litteratur eine besondere Anregung und Befruchtung zu verleihen im stande sei. Die Stellung der Frage beweist, daß man sich über die Natur der Schriftsprache und des Dialektes bei weitem nicht so klar ist, als es vom Standpunkte der allgemeinen Bildung wünschenswert sein dürfte.

Dem Dialekte in der Litteratur seine Berechtigung absprechen, hieße gewiß zu weit gehen; die Schriftsprache als solche setzt jedoch der Anwendung der mundartlichen Sprache bestimmte Schranken. Bevor sich über diese und die Gebiete, die von ihnen gesondert werden, etwas Näheres sagen läßt, bedarf es einer kurzen Verständigung über das Wesen sowohl der Mundart wie der Schriftsprache.

Die Sprache ist die lebendige Verkörperung des Volksgeistes. Völker, die ihre Sprache ablegen, verlieren ihre Nationalität, und je mehr ein Volk seine Sprache pflegt, um so stärker wird unter seinen Angehörigen das Gefühl der Zusammengehörigkeit. Wie mit den Völkern, so verhält es sich mit den Volksstämmen, und wie diese, je weiter ein Volk sich ausdehnt und entwickelt, um desto zahlreicher und schärfer von einander abgesondert auftreten, um, wenn ein gewisser Punkt der Ausdehnung und Entwickelung erreicht ist, konzentrisch zu einem die Sonderart vermittelnden und ausgleichenden Mittelpunkte zurückzustreben, genau so zersplittern sich und wachsen auch die Dialekte, um schließlich, wenn das Geistesleben des Volkes bis zu einer bestimmten Entwickelung gediehen ist, in der Schriftsprache einer Art Auflösung entgegenzugehen.

Die divergierende Natur des Dialektes wird vielfach verkannt, wie über die Eigenart seines Wesens überhaupt noch eine Menge von Irrtümern verbreitet ist. Wie oft wird nicht der Dialekt, die Stammessprache, mit dem Jargon, d. h. der meist verderbten, für besondere Zwecke oder besondere Gesellschaftskreise gebildeten Sprache verwechselt! An und für sich ist die mundartliche gleichberechtigt mit der Schriftsprache und ebenso vollwertig wie sie; nur der geistige Gehalt gibt der letzteren das Uebergewicht. Zu diesem kann jedoch jeder Dialekt gelangen, ja die meisten Schriftsprachen sind nichts anderes als bestimmte Mundarten, deren geistiger Wert sich über benachbarte Stammesmundarten erhoben hat, und denen infolgedessen ein Vorrang vor anderen ihresgleichen zu teil geworden ist. Ganz irrig ist die Ansicht, als sei der Dialekt die niedere und die Schriftsprache die höhere Form der Sprache, und doch ist sie fast die allgemein verbreitete. Wie oft werden nicht die Ausdrücke „Hochdeutsch“ und „Plattdeutsch“, die doch nur identisch sind mit „Oberdeutsch“ und „Niederdeutsch“ und den Unterschied in

Digitized by Google

den Sprachen des deutschen Hoch- und Flachlandes bezeichnen, als die Versinnlichung des Unterschiedes zwischen dem höheren und dem niederen Deutsch aufgefaßt! Auch die Meinung, als sei die Dialektdichtung im Rückgange begriffen und werde allmählich absterben, muß als eine irrige bezeichnet werden. Es ist vorhin zwar schon flüchtig angedeutet worden, daß der Anwendung und somit in gewissem Sinne auch der Lebens- und Fortbildungsfähigkeit der mundartlichen Sprache bestimmte Schranken gezogen sind; die eigentliche sprachbildende Kraft wird davon jedoch nicht berührt; die Sprachteilung schreitet unaufhaltsam fort, so lange in dem Volke selbst die Sonderart der Stämme gepflegt wird und bei dieser ein Fortschreiten stattfindet. Ein merkwürdiges Beispiel der fortschreitenden Dialektspaltung bietet die rheinfränkische Mundart während der letzten Jahrhunderte dar: Mannheim, Mainz, Koblenz und Köln erscheinen uns heutzutage als Mittelpunkte mundartlicher Gebiete, zwischen denen nur ein geringer Zusammenhang besteht, die Endpunkte könnte man sogar als geradezu fremdartige Sprachgebiete berührend bezeichnen, und doch hat es einst eine Zeit gegeben, in der von den nördlichen Abhängen des Schwarzwaldes bis in die Gegend von Cleve nur ein Idiom gesprochen wurde, ein Idiom, das rechts und links in die Seitenthäler des Rheines hinüberstreifte und bis heute sich in einzelnen Eigenarten noch als ein gemeinsames zu erkennen gibt. Noch im sechzehnten Jahrhundert zeigen in Köln und Koblenz abgefaßte Urkunden eine und dieselbe Sprachform; zwei Jahrhunderte früher ist das Gleiche mit Mainz der Fall, ja wir gewahren die rheinfränkischen Eigenarten bis in die Wetterau und die Pfalz hinein. Die Einheitlichkeit des rheinfränkischen Stammes ist vielfach bestritten worden und man hat in der Regel angenommen, es liege in ihm eine Mischung verschiedener Elemente vor. Kennzeichnet der Stamm sich auch als einen vermittelnden, so dürfte man doch von einer derartigen Ansicht immer mehr zurückkommen, wenigstens dürften die dem Sprachgebiete entnommenen Beweisgründe ganz ausfallen; denn sprachlich bemerken wir eine Eigenart ganz gleichen Gepräges, die erst mit dem Fortschreiten der Zeit allmählich schwindet oder vielmehr in besondere Eigenarten sich auflöst.

Der Dialekt stellt die besondere Gestaltung einer ursprünglich allgemeinen und einheitlichen Sprache dar, die sich infolge der bei jedem Stamme in besonderer Weise entwickelten Eigentümlichkeiten gebildet hat; er ist also sprachliche Entwickelung und nicht sprachlicher Zerfall, wie oft irrtümlich angenommen wird. Wie er aber in seiner Vielgestaltigkeit einer Einheit entflossen ist, so wird er zu dieser zurückgeführt, ganz genau so, wie die verschiedenen Stämme des Volkes, die ja auch einmal eine Einheit gebildet haben, den Drang nach nationaler Vereinigung nicht verwinden können. Wie bei dem Volke, so ist aber auch bei der Sprache die zentripetale Strömung Folge der kulturellen Entwickelung: die geistige Ausbildung zieht der Lebensfähigkeit des Dialektes Schranken und ruft die Schrift- und Verkehrssprache hervor.

Nicht immer bildet diese sich in gleicher Weise. Wir haben schon darauf hingewiesen, daß sehr oft eine Mundart zu dem Range der Schriftsprache erhoben wird. So war es beispielsweise im alten Italien. Hier begegnen uns verschiedenartige Völkerschaften verschiedenen Stammes; wir finden im Norden die Veneter und Ligurer, auf der eigentlichen Halbinsel die Etrusker, über deren Herkunft noch immer ein gewisses Dunkel schwebt, die sogenannten japygischen Völkerschaften und die Opiker und Italiker im engeren Sinne. Letztere waren in verschiedene Stämme gesondert, von denen jeder seine besondere Mundart hatte; so unterscheiden wir die Sprache der Latiner, das Umbrische, das Oskische oder Samnitische, die Dialekte der Volsker und Marser, der Sabiner, Hirpiner und Pizenter. Die Sprache der Latiner umfaßte ursprünglich ein ziemlich weites Gebiet und ging in früherer Zeit wahrscheinlich bis nach Sizilien herüber. Sie wurde eingeschränkt durch die Gründung griechischer Kolonien und die Einwanderung der Samniten. Und doch entwickelte sich aus ihr durch die Machtstellung Roms die lateinische Schrift- und Verkehrssprache, die zur römischen Weltsprache wurde

und aus der nach dem Untergange des weströmischen Reiches die romanischen Sprachen hervorgingen.

Auch in dem modernen Italien hat eine Mundart, das Toskanische, sich zur Sprache des litterarischen und gesellschaftlichen Verkehrs entwickelt. Aehnlich verhält es sich in Frankreich, wo das Nordfranzösische, das lange mit dem Idiome des Südens die Herrschaft teilte, und in Spanien, wo das Kastilianische die Grundlage der Schriftsprache abgab.

Deutschland kann eigentlich als das einzige Land gelten, in welchem die Schriftsprache nicht direkt aus einer Mundart hervorgegangen ist. Hier begegnen uns eigentümliche und im Verlaufe der Zeit sich vielfach ändernde und verschiebende Verhältnisse. Die Stammessonderung war in Deutschland von alters her eine besonders ausgeprägte und wir finden sie frühe schon in der sprachlichen Eigenart wiedergespiegelt. Aus den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung fehlen uns allerdings genügende Denkmale, um uns ein zutreffendes Bild von dem Stande der Sprache zu entwerfen. Im vierten Jahrhundert tritt uns das Gotische entgegen, eine deutsche Sondersprache, deren Eigentümlichkeiten sich in keiner der späteren Sprachen erhalten oder fortgebildet zeigen. Zur Zeit der Völkerwanderung fand auf dem Gebiete der deutschen Sprache eine jener gewaltigen Umwälzungen statt, welche das ganze Gepräge des Bestehenden in ein anderes verwandeln. Merkwürdig ist dabei zweierlei: daß zwischen den mundartlichen Sondergliedern dieselben durchgreifenden Verschiebungen des Lautstandes eintraten, die sonst nur bei der Scheidung von Sprache zu Sprache wahrzunehmen sind, und daß Vorgänge sich in historischen Zeiten abspielten, von denen uns sonst nur Spuren begegnen und die wir als vor die historische Zeit fallend uns denken müssen. Die deutschen Mundarten, wie sie nach der Zeit der Völkerwanderung sich uns darstellen, bilden zwei Gruppen, die fast wie zwei gesonderte Sprachen sich gegenüberstehen: das Sächsische mit seinem archaistischen Gepräge und die neueren Bildungen des schwäbisch-alemannisch-bayerschen Sprachkreises, jenes das Fränkische, das, gleich dem Charakter des Volksstammes, unter sich große Verschiedenheiten aufweist und bald dieser, bald jener Gruppe sich nähert.

Von einem Vorrange dieser oder jener Mundart kann in Deutschland zunächst die Rede nicht sein; in der sogenannten althochdeutschen Epoche, d. h. von den frühesten Tagen der Sprachspaltung bis zu dem elften und zwölften Jahrhundert waren alle Dialekte gleichwertig. Wo überhaupt die Heimatsprache zu litterarischen Zwecken benutzt wurde, da bediente sich der Schreiber der Mundart, die ihm geläufig war. Ein ähnliches Verhältnis gewahren wir das ganze Mittelalter hindurch. Man hat viel von dem Uebergewichte des Schwäbischen während der Hohenstaufenzeit gesprochen und ihm wohl auch vorwiegend den Charakter der „höfischen" Sprache beigelegt, allein durchaus mit Unrecht. Die Zustände der althochdeutschen erhielten sich im großen und ganzen auch während der mittelhochdeutschen Periode. Von einem Vorrange oder gar einer Herrschaft des Schwäbischen kann die Rede nicht sein. Allerdings schwand der große Unterschied, der früher unter den einzelnen Mundarten bestanden hatte; die alten tönenden Flexionsvokale schwächten sich ab und das Sprachgepräge wurde ein gleichmäßiges. Der Einfluß des Kaiserhofes war ein unverkennbarer und es bildeten unter seiner Einwirkung sich Regeln, denen die Schreiber sich fügen mußten, wenn sie ihren Werken Eingang in den tonangebenden Kreisen verschaffen wollten. Es mag vorgekommen sein, daß einzelnen älteren Werken ein modernes Gewand verliehen und daß ihre Diktion dem herrschenden Tagesbrauche angepaßt, d. h. daß Archaismen und mundartliche Eigentümlichkeiten beseitigt wurden, von einer „Uebersetzung in das Schwäbische", wie sie von einzelnen Litteraturgeschichten angeführt wird, kann man aber deshalb durchaus nicht sprechen; die Mundart herrschte in der deutschen Litteratur vor, bis Luther sein großartiges Bibelwerk schuf und infolge dessen eine eigentliche Schriftsprache, d. h. eine Sprachform für die litterarische Produktion und den geistigen Verkehr sich bildete.

Mit Luther erlosch die Herrschaft des Dialektes, und wo sich später in der deutschen

Digitized by Google

Litteratur Schriftsteller der mundartlichen Sprachweise bedienten, da geschah es mit Bewußtsein und in der Absicht, bestimmte Wirkungen zu erzielen. Nach dem dreißigjährigen Kriege riß noch einmal eine sprachliche Verwilderung ein, welche dialektischen Anklängen Raum verstattete und die Schriftsteller oft zu der Versicherung zwang, daß sie sich bemüht hätten, „nur die reine sächsische Sprache“ zur Anwendung zu bringen, bis die große Litteraturperiode des vorigen Jahrhunderts allen Sonderbestrebungen auf dem Gebiete der Sprache ein- für allemal ein Ziel setzte.

Die größte Eigentümlichkeit der Lutherschen sowohl wie der modernen deutschen Schrift- und Verkehrssprache besteht darin, daß sie keine Dialektsprache ist. Luther selbst sagt: „Ich habe keine gewisse sonderliche eigene Sprache, sondern brauche der gemeinen deutschen Sprache, daß mich beide, Ober- und Niederländer, verstehen mögen. Ich rede nach der sächsischen Kanzlei, welcher nachfolgen alle Fürsten und Könige in Deutschland. Kaiser Maximilian und Kurfürst Friedrich haben im römischen Reiche die deutschen Sprachen also in eine gewisse Sprache gezogen.“ Die Sprache der sächsischen Kanzlei war die offizielle Sprache der Reichsbehörden, wie sie sich in Regensburg während des ständigen Reichstages ausgebildet hatte. Sie zeigte daher die besonderen Eigentümlichkeiten der österreichisch-bayerischen Mundart, welche sich etwa seit der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts ausgebildet hatten und wesentlich darin bestanden, daß gewisse, allen anderen Mundarten eigentümliche Vokale eine Umwandlung erfuhren und zwar derart, daß i zu ei, ü und uo zu au und iu zu eu wurden. In der sächsischen Kanzlei hatte diese offizielle Reichssprache noch einige Eigentümlichkeiten obersächsischer Mundarten angenommen, ohne indes ein eigentlich dialektartiges Gepräge zu bekommen. Luthers Sprache beruhte demnach in ihrer Grundlage auf mundartlicher Eigentümlichkeit, eine Mundart war sie aber ebensowenig wie sie je gesprochen worden ist. Noch heute wird unsere, wesentlich aus der Lutherschen Bibelsprache erwachsene Sprache nicht gesprochen und es ist daher ein müßiger Streit, wenn man darüber debattiert, wo in Deutschland das beste Deutsch gesprochen werde. Für die Aussprache unserer Schriftsprache gibt es keine Norm, es spricht sie vielmehr jeder mit dialektischem Anfluge. Soll eine Norm geschaffen werden, so kann dieselbe nur auf Grundlage einer Konvention ins Leben gerufen werden; eine natürliche Grundlage gibt es nicht, kann es nicht geben, weil unsere Schriftsprache nicht zu den lebenden zählt.*)

Es ist das vielleicht ihr größter Vorzug und der Grund, der ihr stete Erhaltung sichern wird. Unsere Schriftsprache ist ein ideales Gut und das geistige Symbol der Zusammengehörigkeit aller deutschen Stämme. Der Oesterreicher wie der Sachse, der Bayer wie der Brandenburger, der Schwabe wie der Westfale, alle haben gleichen Teil an ihr, jeder kann sie, wenn er geistig thätig ist, sich zu eigen machen, und doch ist sie selbst frei und keinem unterthan als dem, der sich liebend ihr naht.

Ueber die Anwendung des Dialektes und der Schriftsprache erübrigt nach dem Gesagten wohl kaum noch ein Wort. Der Dialekt ist die Sprache des Hauses und des traulichen Verkehrs, die Schriftsprache umfaßt das Gebiet des öffentlichen Lebens und der geistigen Bewegung. Wo es sich um die Darstellung einfacher, ursprünglicher Verhältnisse handelt und ein warmes, zart und reich schattiertes Kolorit erforderlich ist, da tritt der Dialekt in seine unveräußerlichen Rechte; wo es aber gilt, den Flug nach idealer Höhe zu richten, wo von geistigem Kämpfen und Ringen Rechenschaft abgelegt werden soll, da kann nur diejenige Sprache zur Verwendung kommen, die Luther ins Leben gerufen hat und der ein Lessing, ein Goethe und Schiller das geistige Gepräge aufgedrückt haben.

---

*) Ueber die dialektischen Verschiedenheiten in der Aussprache der neuhochdeutschen Schriftsprache bringen wir demnächst eine auf den umfassendsten Forschungen beruhende Abhandlung von Dr Georg Wenker-Marburg. Die Redaktion.

Monatsschau.

Pragmatische Tabelle.

Juni.

26. Schluß des deutschen Reichstages.
— Auflösung des englischen Parlaments.
30. Das preußische Herrenhaus nimmt den Antrag Kleist-Retzow auf „Gewährung größerer Freiheit und Selbständigkeit für die evangelische Landeskirche“ mit großer Majorität an.

Juli.

11. Die Gemeinderatswahlen in Straßburg und Metz ergeben eine Minderheit für die Protestpartei.
20. Das Ministerium Gladstone reicht infolge seiner Niederlage bei den Wahlen zum Unterhause seine Entlassung ein.

Politik.

Th. M. — Das Bestreben der Regierung, den kirchlichen Frieden in Preußen herzustellen, ist immer deutlicher als eine Folge der sozialistischen Bewegung und der bedrohlicher werdenden Haltung unserer Nachbarvölker im Osten und Westen zu erkennen. Es ist vorauszusehen, daß der nächste Krieg mit Frankreich und seinen etwaigen Verbündeten einen „sozialistischen Hintergrund“ haben wird. Auch dem Auge des nicht Eingeweihten wird diese Aussicht klarer, wenn er die überall zum Kampfe treibenden Elemente vergleicht und ihren wachsenden Einfluß im öffentlichen Leben wahrnimmt. Daß solchen gefahrdrohenden Verwicklungen gegenüber der religiöse Gegensatz nach Möglichkeit zum vorläufigen Schweigen gebracht werden soll, ist offenbares Bemühen der deutschen inneren Politik. Die Kriege von 1866 und 1870 sind vielfach als Religionskriege aufgefaßt worden, unserer Meinung nach mit vollem Rechte. Der in jenen Kriegen besiegte Romanismus hat jetzt seine „Revanche“ genommen. Nun soll er als Bundesgenosse gewonnen werden für den Kampf gegen Sozialismus und Anarchie. Die

Digitized by Google

Präliminarien des Vertrages sind abgeschlossen, ein Waffenstillstand ist zu stande gekommen, und es ist wahrscheinlich, daß weitere Zugeständnisse an den Papst uns für einige Zeit den politischen Frieden mit ihm verschaffen.

Indes der „soziale Krieg“ im offenen Felde ist immerhin nur eine Möglichkeit, und den Nutzen des päpstlichen Segens für diesen Zweck mag man sich noch so groß vorstellen: wir sind doch nicht ganz sicher, ob wir auch werden Gebrauch davon zu machen haben. Thatsache aber ist, daß die sozialen Friedensaufgaben auf sittlichem und wirtschaftlichem Gebiete schon jetzt die Mitwirkung der katholischen Partei nicht entbehren können. Und da scheint es uns noch immer sehr fraglich, ob eine wirkliche Verständigung über Ziele und Wege sich vollziehen wird. Der moderne Staat als solcher vertritt andere sittliche Grundsätze als die römische Kirche und macht selbst auf wirtschaftlichem Gebiete Ansprüche an den einzelnen, die vom Papste als Uebergriffe in seine Machtsphäre betrachtet werden müssen. Dieser Gegensatz muß sich naturgemäß mit der Weiterentwickelung des modernen Staatsbegriffes verstärken. Er wird aber durch die bekannten „ungeschickten Diener“ in der Presse noch dadurch künstlich vergrößert, daß sie eine Art Staatsreligion predigen, welche der Idee nach die konfessionellen Verschiedenheiten in einer höheren Einheit versöhnen soll, in Wirklichkeit aber den kirchentreuen Katholiken und Evangelischen gleichermaßen als unvereinbar mit dem ersten Gebote erscheint. Die psychologische Entstehungsgeschichte dieses nationalen Religionssurrogates ist leicht nachzuweisen. Da den Evangelischen eine Beteiligung am Kulturkampfe unmöglich war, fielen sie in Ungnade, Preußen als protestantische Vormacht galt als veralteter Begriff; der im Namen der Protestantismus angefangene Kampf brauchte aber eine „Idee“, auf die man sich zur Erweckung einer dauerhaften Begeisterung berufen konnte. Die politische Einigung der deutschen Stämme, die wir alle in Wahrheit als ein ideales Gut von unermeßlichem Werte heilig halten, die dem deutschen Volke als ein göttliches Gnadengeschenk auf so viel demütiges Beten hin erscheint, die anzutasten wirklich als eine Sünde gegen Gott anzusehen ist — sie wurde zum Idol gemacht nach der uralten Weise der Abgötterei, göttliche Wirkung mit der göttlichen Ursache zu vertauschen. Die „Idee des Deutschtums“, der „deutsch-nationale Geist“, dem man nach Bedürfnis Personen und Einrichtungen als seine greifbaren Erscheinungsformen substituieren kann, wurde als Erlöser von allem nationalen Uebel anerkannt. Große Kreise unseres Volkes machen unbewußt und in wirklicher Unschuld diesen Kultus mit. Es klang wie eine tragische Vorahnung, als wir einst von dem Kronprinzen die ernste Warnung vernehmen mußten, daß die Selbstüberschätzung für das deutsche Volk die größte Gefahr bedeute. Aber diese Worte sind verklungen. Immer mehr gilt das deutsche Selbstbewußtsein als politisches und religiöses Ein und Alles, und welche Mißgestalten dieses Ideal annehmen kann, davon muß man sich bei allerlei Festreden und bei den moralischen Leitartikeln der konfessionslosen Presse selbst überzeugen, um es für möglich zu halten.

Diese Religion soll also den Staat vor der Ueberflutung durch den Romanismus schützen. Die evangelische Kirche hat „ausgedient“. Sie ist größerer Freiheit auch nicht eher würdig, als bis sie den Glauben an den „deutsch-nationalen Geist“ in ihren Katechismus aufgenommen hat. Dann aber wird sie auch den Glauben an „deutsche Kunst und Wissenschaft, an deutsche Geistesfreiheit und Geistesmacht“ bekennen. Dann werden die heutigen Orthodoxen vom Schlage des Freiherrn von Hammerstein, der Herren Stöcker und Hegel sehr weit abseits von der Tagesordnung ihr dunkles Dasein fristen; andere Männer werden den Antrag Hammerstein „in klarerer Fassung“ wieder aufnehmen und er wird opportun sein und sich aufs trefflichste in die Gesamtpolitik einfügen. — Auch die Macht Roms über deutsche Gewissen gehört dann schon der Vergangenheit an. Wie könnte sie vor der sieghaften Gewalt des deutsch-nationalen Geistes bestehen!

Selbsttäuschungen dieser Art sind die tägliche Speise der mittelparteilichen Streber.

Aber es wird immer vergeblich sein, die unversöhnlichen Gegensätze der evangelischen und der katholischen Weltanschauung prinzipiell auszugleichen. Die eine muß die andere überwinden, und zwar nicht durch Worte, sondern durch Thaten. Die Kirche wird siegen, welche die reinere Offenbarung durch Beweise größeren Segens im sozialen und privaten Leben und auf allen Gebieten der Geistesthätigkeit aufzeigt. Darum halten wir dafür, daß der Staat, der in diesem Wettstreit von der Wirksamkeit beider Teile Vorteil ziehen wird, auch beiden Kirchen gleiche Freiheit der Bewegung geben muß, soweit diese sich mit den rein weltlichen Interessen des Staates verträgt. Die wirklich unabhängigen Vertreter der christlich-konservativen Anschauungen im öffentlichen Leben zeigen sich fest entschlossen, diese Forderung mit allem Nachdruck geltend zu machen. Gelingt es, der evangelischen Kirche dieselbe Freiheit zu verschaffen, die man der katholischen gegeben hat und noch erweitern will, so wird die nächste Folge sein, daß unsere Kirche den Aufgaben der neuen Zeit gegenüber ihre Verfassung wesentlich ändern wird. Darüber haben wir an diesem Orte nicht eingehender zu sprechen. Gelingt es nicht, so wird man vergeblich auf die Mithilfe der Konservativen rechnen bei der weiteren Revision der Maigesetze. Das ist die Konsequenz eines alten Programmsatzes, der zwar halb vergessen ist und darum bei seiner rechtzeitigen Erneuerung von der ultramontanen Partei mit lautem Geschrei begrüßt wurde, der aber im Interesse des preußischen Staates selbst jetzt praktisch werden muß. Diese Notwendigkeit wird die konservative Partei freilich, so lange die Regierung in ihrer ablehnenden Haltung gegen den Antrag Hammerstein verharrt, voraussichtlich in die schwersten Kämpfe gegen die ultramontane Partei und die Regierung selbst verwickeln. Darum erweckte es ernste Besorgnisse, als die Minister bei der Beratung des kirchenpolitischen Antrages im Herrenhause am 30. Juni in auffälliger Weise den Sitzungssaal verließen. Noch bleibt die Hoffnung, daß diese Ablehnung an der Schwelle nicht für alle Zukunft Regierungsprogramm bleibt. Die Antragsteller können und dürfen nicht wieder zurück, und täglich mehren sich die Zustimmungserklärungen aus allen Teilen Preußens, die sie des kräftigsten Rückhaltes in der evangelischen Bevölkerung versichern. Vielleicht gelingt es, das Ministerium von der Notwendigkeit und Gerechtigkeit unserer Forderungen zu überzeugen und so nicht nur den verhängnisvollen Störungen in unserem Parteileben, das wahrlich reich genug ist an unlösbaren „Fragen", vorzubeugen, sondern auch positiv ein neues, unschätzbares Mittel für die soziale Gesundung zu schaffen.

Die Ereignisse in Bayern haben seit der Abfassung unseres letzten Berichtes thatsächlich keine weiteren Folgen gehabt. Das Ministerium Lutz bleibt einstweilen am Ruder und beruft sich der patriotischen Partei gegenüber auf günstige Zensuren des Vatikans. Ein müßiger Streit darüber, ob dieser Beifall des Papstes apokryph oder echt, ob er aufrichtig oder nur höflich gemeint gewesen sei, wird von der „Germania" immer wieder aufgerührt, während ernstlich niemand bezweifeln wird, daß ein stramm ultramontanes Ministerium in München dem Papste noch etwas besser gefallen würde, als selbst der nachgiebige Herr von Lutz. — Ueber den verstorbenen König Ludwig sind inzwischen Enthüllungen mannigfaltigster Art gegeben worden, die das Bild in wesentlichen Zügen berichtigen, welches von ihm aus seinen gesunden Tagen überliefert war. Sein Anteil an der Aufrichtung des deutschen Kaisertums wird als ein unfreiwilliger nachgewiesen, und noch so manches andere, was die fromme Sage erfunden hat, um ihm einen Schimmer geistiger Größe zu verleihen, wird nun geleugnet. Es ist bisher unmöglich, in den sich widersprechenden neuen Fabeln über seine letzten Schicksale und die Motive derer, die ihn so lange auf dem Thron erhalten und dann zur letzten verzweifelten That getrieben haben, die Wahrheit zu erkennen. Doch müssen wir berichtigend noch erwähnen, daß die frühere Darstellung seiner unglücklichen Verlobung, die zur Zeit ohne Widerspruch geblieben war, jetzt von glaubwürdiger Seite als eine romanhafte Erfindung bezeichnet wird. — Sehr erfreulich und glückverheißend wirkte nach allen den widerwärtigen Nachrichten aus Bayern die Kunde von der herzlichen Aufnahme,

welche dort Kaiser Wilhelm auf seiner Reise nach Gastein erfahren hat. Das volle Vertrauen, welches er auf die monarchische Gesinnung dieses Volkes ausgesprochen hatte, fand eine so begeisterte Antwort, daß keine Schwarzseherei mehr im stande ist, die reichstreue Gesinnung der Bayern zu bezweifeln.

Die Maßregeln zur Einschränkung der sozialdemokratischen Agitation sind in Berlin fortgesetzt worden. Einige Vereine (auch der Arbeiterinnen) sind geschlossen, Singer und andere Hetzer sind ausgewiesen worden. Es wurde berichtet, daß trotz der Einschränkung der Versammlungsfreiheit die Maurer Berlins wesentliche Lohnverbesserungen erzielt hätten. Ob die armen Näherinnen einen ähnlichen, für sie noch weit wünschenswerteren Erfolg gehabt haben, ist zu bezweifeln. Sie waren außer stande, sich selbst zu helfen; ihre Vereine haben keinerlei Besserung ihrer Lage herbeiführen können und würden auch wohl bei längerem Bestehen nichts erreicht haben. Aber sie haben wenigstens aller Blicke auf die entsetzlichen Notstände der Arbeiterinnen hingelenkt und hoffentlich werden diese nicht wieder vergessen, während jeder Tag neue Opfer fordert. Der gesetzliche Schutz dieser Schwächsten im Kampfe um des Lebens Notdurft ist eine der dringlichsten Forderungen der Gegenwart. Es ist freilich das schon ein überaus schwieriges, von manchen für geradezu unlösbar erklärtes Problem, wie die Hausindustrie mit wirksamen äußeren Schutzbestimmungen zu versehen sei. Dagegen hat der Reichstag beschlossen, die verbündeten Regierungen zu ersuchen, daß sie die Zahl der Fabrikinspektoren vermehren möchten; aber der Bundesrat hat dies abgelehnt. Wohin es indes führt, wenn die staatliche Beaufsichtigung der Fabriken nur in unvollkommener Weise ausgeübt werden kann, dafür bringt z. B. die katholische „Oesterreichische Monatsschrift für christliche Sozial-Reform" erschreckende Beispiele. In diesen und manchen anderen Punkten bleiben die Fortschritte auch der deutschen Gesetzgebung für den Arbeiterschutz noch hinter dem Bedürfnis zurück, während das polizeiliche und richterliche Einschreiten gegen die doch nur auf Grund wirklich vorhandener Mißstände überhaupt möglichen Wühlereien an Energie nichts mehr zu wünschen übrig läßt. Der Erfolg dieser einseitigen Maßregeln kann unmöglich der erhoffte sein, denn soweit sind die Massen schon in sozialdemokratischem Sinne „aufgeklärt", daß sie ohne weiteres die Einschränkung der Versammlungsfreiheit, die Ausweisung und gerichtliche Verfolgung ihrer Führer als eine bewußte und beabsichtigte Begünstigung der Kapitalsherrschaft auffassen, und das wenigstens ist wahr, daß durch die mitbewirkte (obgleich nicht beabsichtigte) Unterdrückung der Lohnstreitigkeiten die Regierung ihr Schwert auf die Wagschale der Arbeitgeber legt. Die Folge wird also eine immer tiefere Erbitterung gerade derjenigen Arbeiter sein, deren patriotische Gesinnung besonders wünschenswert und notwendig ist, nämlich der Führer kleinerer Kreise. —

In Metz und Straßburg haben die Gemeinderatswahlen den versöhnlichen Parteien mit der altdeutschen große Mehrheiten über die Protestler verschafft. Es ist dies zwar zunächst nur ein Sieg des Lokalpatriotismus über die unfruchtbare Franzosenschwärmerei, aber derselbe berechtigt uns doch zu der Hoffnung, daß in absehbarer Zeit die Ausnahmezustände in den Reichslanden werden beseitigt werden dürfen und daß, nach Bismarcks Auffassung, aus den guten Elsässern der Gegenwart gute Deutsche werden.

* * *

Unsere freundlichen Beziehungen zu **Oesterreich-Ungarn** haben wieder einen Ausdruck gefunden in dem Besuche des Grafen Kalnoky bei dem Fürsten Bismarck in Kissingen und in der ausgesprochenen Absicht des österreichischen Kaiserpaares, sich Anfangs August zum Besuche unseres Kaisers nach Gastein zu begeben. Sehr erfreulich für den deutschen Beobachter sind auch die ferneren Maßregeln gegen die magyarischen Gegner der gemeinsamen Armee. Nachdem Tisza sich zur Beschönigung seiner inkorrekten Rede im Reichstage auf den kommandierenden General von Budapest, Grafen

Edelsheim, berufen hatte, wurde dieser nach Galizien versetzt und nahm den erwünschten Abschied, während General Janski, der durch eine Handlung pietätvoller Erinnerung gegen die im ungarischen Aufstande gefallenen österreichischen Offiziere die Erbitterung der Magyaren verursacht hatte, ehrenvoll befördert wurde. Einstweilen ist damit die Angelegenheit offiziell zum Abschlusse gekommen, doch erwartet man für den Herbst eine Fortsetzung der chauvinistischen Angriffe im ungarischen Reichstage. Für den 1. August wird in Pest eine große Volksversammlung vorbereitet, in welcher der Reichstag angegangen werden soll, für die Verletzung der ungarischen Ehre Genugthuung zu verschaffen. Die Regierung macht diesem Treiben gegenüber zunächst ihren Einfluß auf die hauptstädtische Presse geltend, um sie zur Beruhigung des Chauvinismus zu veranlassen.

* * *

In **England** haben sich die Verhältnisse durch den Ausfall der Wahlen zum Unterhause erheblich zu gunsten der österreichisch-deutschen Friedenspolitik geändert. Gladstone ist gefallen, die Tories mit Lord Salisbury an der Spitze haben die meisten Stimmen erhalten und wenn sie auch nicht die absolute Mehrheit erhielten, so fällt ihnen doch die Bildung des neuen Ministeriums zu. Mit Spannung sieht man der Entscheidung entgegen, ob Lord Hartington, der Führer der von Gladstone in der Homerule-Frage abgefallenen Liberalen, zu einer ehrlichen Unterstützung des in der Bildung begriffenen Tory-Kabinetts sich verstehen wird, oder ob letzteres wieder ohne Parlaments-Mehrheit regieren muß. Große Aufgaben erwarten außer der irischen das neue Kabinett, und Deutschland hat alle Ursache, ihm den besten Erfolg und die größte Dauer zu wünschen; denn es wird ohne Zweifel in Konstantinopel wie in Sofia seinen Einfluß in demselben Sinne geltend machen, wie die Wiener und Berliner Regierungen, und Rußland gegenüber ein weiteres Kriegshindernis bilden. Auch ohne einen offiziellen Beitritt Englands zu dem österreichisch-deutschen Friedensbündnis, wie ihn englische Blätter für wünschenswert halten, ist also das Kabinett Salisbury der deutschen Sympathien sicher. — Während der Wahlen traf die Nachricht ein, daß der Zar die Ausnahmestellung Batums als Freihafen aufgehoben habe. Wie weit dieses Ereignis auf den Ausfall der Wahlen eingewirkt hat, läßt sich nicht nachweisen. Doch hat dasselbe zu weiteren Verwickelungen bisher nicht geführt, da von den anderen Großmächten die formale Berechtigung zu diesem Schritte nach dem Wortlaute des Berliner Vertrages nicht angezweifelt worden ist. Man nimmt an, daß auch das zumeist betroffene England sich einstweilen in die vollendete Thatsache fügen wird. — Die Homerule-Frage scheint durch den Ausfall der Wahlen einstweilen von der Tagesordnung abgesetzt zu sein; aber die irische Frage hört darum nicht auf, für die inneren Verhältnisse der Parteien und des Königreiches die gefährlichste zu sein. Die Nationalliga prophezeit für den Herbst, wo die Pachtgelder fällig werden, eine allgemeine irische Revolution. Eine solche würde, wie von verschiedenen Seiten als wahrscheinlich angenommen wird, eine Zustimmung der liberalen Unionisten zu dem irischen Programm der Konservativen zur Folge haben. Es würde in diesem Falle wiederum die Gewalt entscheiden, vor welcher die Billigkeit und Versöhnlichkeit zu schweigen pflegt.

* * *

In **Frankreich** gehörte die öffentliche Aufmerksamkeit im verflossenen Monate fast ausschließlich Herrn Boulanger. Seinen früheren Vorgesetzten, den Herzog von Aumale, vor dem er ehemals im Staube lag, ließ er aus dem Heere stoßen, dann ihn ausweisen, trat sogar mit unglaublicher Tollkühnheit in einem Pistolenduell für diese seine Handlungen ein, ließ sich darob von allen Franzosen und allen Telegraphenbüreaux bewundern, zeigte den Parisern am Bastillefest wieder eine farbenprächtige militärische Parade

Digitized by Google

und gilt trotz alledem auch bei uns als ein ernsthaft zu nehmender Mann. Er wurde selbst vom Herzog von Aumale mit dem Zeugnisse versehen: „Große militärische Fähigkeiten, eifrig im Dienste, aber gemeiner Charakter.“ Inzwischen hat er sich auch als befähigt erwiesen, Gambettas Platz im Herzen der heldenbedürftigen Franzosen einzunehmen; zur Verwirklichung dieser Absicht fehlt es ihm nur noch an einigen großen Thaten. Das ist's, was ihn dem Frieden gefährlich macht, denn er kann durch seine Wünsche auf den Weg der Abenteuer geleitet werden. — Noch ein anderer französischer Nationalheros in spe macht von sich reden. Es ist Paul Déroulède, den die franzosenfreundlichen Artikel russischer Zeitungen nach Rußland gelockt hatten, wo er das, was er sich unter „öffentlicher Meinung“ in jenem Lande vorstellt, für die Revanche zu gewinnen hofft. Für die französischen Zustände ist es charakteristisch, daß der radikale Wortführer sich als den eigentlichen Vertreter der Republik ansehen und es nicht für unfruchtbar halten kann, in der auswärtigen Politik zum mindesten der Zukunft vorzuarbeiten. Da bei den letzten Wahlen fast die Hälfte der Stimmen für monarchistische Kandidaten abgegeben wurde und der gesamte höhere Bürgerstand den radikalen Bestrebungen unbedingt ablehnend gegenübersteht, so müßte der Glaube Déroulèdes an den eigenen Erfolg als unsinnig erscheinen, wenn eben nicht die Politik der Gasse in Frankreich stets mehr Aussicht gehabt hätte, als ein Rechenexempel ihr zubilligen kann. — Einigkeit herrscht in Frankreich nur in der allgemeinen Fürsorge für die Armee. Es ist zwar nicht gelungen, uns in der Einführung des Repetirgewehres einen Vorsprung abzugewinnen. Aber in der Opferwilligkeit aller Parteien für des Vaterlandes Schutz und Wehr beschämen uns die Franzosen nach wie vor. Eine recht deutliche Mahnung, wie unökonomisch der Geiz gegenüber dem Heere ist, liefert uns jetzt wieder der Marquis de Belleval in seinem Buche „Souvenirs de guerre“. Er erzählt mit Humor von den Raubplänen, welche die französischen Offiziere 1870 vor dem erhofften Einmarsch in Baden gemacht hatten. „Die Bewohner würden an unseren Besuch ein schreckliches Andenken bewahrt haben“ — und, so fügen wir hinzu, die Frankfurter und andere Demokraten würden vielleicht niemals wieder gegen die dringendsten Geldforderungen der preußischen bezw. deutschen Heeresverwaltung gezetert haben.

* * *

Rußland hat sich in die bulgarischen Ereignisse fügen müssen, da seine Gegenvorstellungen bei den übrigen Großmächten keinen Erfolg hatten, und da die Pforte wie Bulgarien alle extremen Schritte vermieden. Wenn es auch keineswegs für immer darauf verzichtet, die Geschicke Bulgariens mit väterlichem Interesse zu lenken, so ist es vorläufig doch genötigt, beobachtend in der Ferne zu stehen, bis sich einmal wieder ein Abgrund zeigt, dem der jugendlich unbesonnene Staat zutaumeln könnte. „Die ewig gereizte Stimmung des Lord Salisbury“ läßt freilich befürchten, daß nun auch England sich zur kritischen Begutachtung solcher Abgründe und ihrer Gefährlichkeit für Bulgarien einfinden wird. Darum ist es einstweilen geraten, vorsichtig aufzutreten, auch die Batum-Angelegenheit so harmlos als möglich darzustellen, obwohl die Aufhebung der Freihafenstellung dieses Ortes den Handel Europas, namentlich Englands, seines freien Eingangsthores nach Kaukasien, Armenien, dem nördlichen Persien und weiterhin nach Turkestan beraubt. Die unbeschränkte Verfügung über Batum, auch wenn es noch so furchtbar befestigt wird, ist freilich im Sinne Rußlands nur ein sehr geringer Ersatz für den bulgarischen Vorposten; aber der Zar hat solcher kleiner Eroberungen im Frieden schon viele gemacht, und einmal wird einer der Betroffenen doch vielleicht sich ernstlich sträuben. Diesmal wäre der Moment für Rußland wenig günstig, selbst wenn es den sauren Apfel eines Bündnisses mit dem revolutionären Frankreich schmackhafter fände; aber man bescheinigt ihm von allen Seiten, daß die Aufrechterhaltung des europäischen Friedens nicht sein Verdienst ist. Vielleicht wäre man mit dieser Behauptung etwas zurückhaltender, wenn wieder seine Draikaiser-

Zusammenkunft in Aussicht stände; allein selbst der geplante Besuch des Herrn von Giers beim Fürsten Bismarck wird als aufgegeben betrachtet, und ob die bevorstehende Reise des österreichischen Erzherzogs Karl Ludwig an den russischen Hof diplomatische Zwecke überhaupt hat oder ob sie gar diplomatische Erfolge erzielen wird, darüber wagt niemand eine bestimmte Ansicht zu äußern. Steht doch auch eine unzweideutige Erklärung des Zaren noch aus über das Verhalten seines Vertreters bei der Chanzy-Feier in Nouard, des Militär-Attachees Grafen Fredericks, welcher sich zum wenigsten den Zudringlichkeiten der bündnishoffenden Franzosen nicht in der rechten Weise zu erwehren vermochte. Die russische Presse sieht in diesem Zwischenfall einen Beweis dafür, daß ein russisch-französisches Bündnis dann nicht mehr undenkbar sei, wenn erst in Paris „die Macht in die Hände einer dauerhaften, starken und festen Regierung gelangen würde". Diesen Eindruck hat man auch in Deutschland gehabt, da man es hier für unmöglich hält, daß das deutsche Reich sich den Orient-Interessen Rußlands ebenso förderlich erwiese, als Frankreich dies zu thun versprechen kann.

* * *

In **Schweden** nimmt die seit einiger Zeit ruhende Arbeiterbewegung einen neuen Anlauf. Ein großer Arbeiterkongreß, der zu Oerebro abgehalten wurde, hat zunächst ein Programm aufgestellt, das seinen Ursprung nicht verleugnet. Die wichtigsten Punkte desselben sind: vollständige Religionsfreiheit, Trennung der Schule von der Kirche, direkte, progressive Einkommen- und Erbschaftssteuer, zehnstündige Arbeit, allgemeine Unfall- und Altersversicherung mit staatlicher Beihilfe und besonderer Verantwortlichkeit des Arbeitgebers. Es fragt sich nun, ob die Arbeiterwelt Schwedens nicht durch die vorige, im Sande verlaufene Bewegung zu sehr entmutigt ist, um sich um das neue Programm in achtunggebietenden Massen zu scharen.

In **Norwegen** hat das Storting, ehe es auseinander gegangen, noch den Beschluß gefaßt, „treu gegen König und Vaterland der Regierung zur Seite zu stehen, damit es gelinge, in Bezug auf die auswärtigen Angelegenheiten der Union Norwegen das Maß von Mitbeteiligung zu wahren, das ihm als einem selbständigen, Schweden gleichgestellten, Staate zukomme". Auch die Rechte eignet sich diesen Beschluß an. Interessant ist es zu beobachten, wie selbst bei der Demokratie die fernere Erweiterung des Stimmrechts, die doch Sverdrup noch vor zwei Jahren als eine der ersten Errungenschaften der neuen Aera in Aussicht stellte, bedeutend im Kurs gesunken ist. Der norwegische Bauer fängt an einzusehen, daß es um seine Macht geschehen ist, wenn in Norwegen die letzten Konsequenzen der demokratischen Idee gezogen werden. — Norwegische Patrioten ahmen jetzt den dänischen den Versuch nach, die Bevölkerung für die Landesverteidigung zu interessieren. Sie haben zu diesem Zweck einen Verein gegründet, der wieder zusammenbringen soll, was der bittere Parteihaß getrennt hat. Wahrscheinlich aber wird auch hier ebenso gut wie in Dänemark diese Angelegenheit bloß Parteisache der Konservativen bleiben. — Aus gewissen Teilen des Landes vernimmt man jetzt eine sonderbare Klage: die Enthaltsamkeitsbewegung habe nunmehr solche Dimensionen erreicht, daß sie zur Landplage geworden sei. Manche Amtsvorsteherschaften, denen eine weitgehende Macht eingeräumt ist, suchen eine Ehre darin, daß innerhalb ihres Bezirkes kein Mensch mehr auch nur einen Trunk Bier bekommen könne. Auch so ein Stück demokratischer Tyrannei!

* * *

In **Dänemark** sind wieder die massenhaften politischen Versammlungen unter freiem Himmel an der Tagesordnung. Die Gegenstände, über die hier geredet wird, sind dürftig genug. Auf der Rechten weiß man allein durch dringende Empfehlung der vermeintlich notwendigen Landesbefestigung die Gemüter zu begeistern; auf der Linken muß man den Wählern die völlige Ohnmacht und Aussichtslosigkeit der Partei künstlich

Digitized by Google

verdecken, um einer drohenden Entmutigung zu begegnen. Da man hier in der großen Politik nichts mehr auszurichten vermag, ist man um so eifriger bemüht, alle Kommunal- und Ehrenämter möglichst mit Männern der Linken zu besetzen und bedient sich dabei der erbärmlichsten Fechterkünste. Der Fanatismus des Parteihasses zeigt sich hier in seiner ganzen Häßlichkeit, und der nahe bevorstehende Kampf um eine Reihe von Neuwahlen zur ersten Kammer, in welcher die Linke bisher fast ohne Bedeutung geblieben ist, bietet dazu reichliche Nahrung. Man sucht die Leute glauben zu machen, das dänische Volk sei nun, seitdem thatsächlich alle Macht in den Händen der Regierung allein liege, nächst Türken und Russen das unfreieste aller zivilisierten Völker. Das Ministerium aber hat jüngst wieder durch zwei seiner Mitglieder auf verschiedenen Volksversammlungen deutlich erklärt, daß es seiner Sache völlig gewiß sei und, wenn auch stets bereit, mit der Opposition in Verhandlung und zwar zuerst in Bezug auf die Verteidigungsfrage, zu treten, der Ministerstürmerei der Linken niemals nachzugeben gedenke.

Dem Folketingspräsidenten Berg, der seine sechsmonatliche Haft nunmehr glücklich beendet hat, ist am 25. Juli die Märtyrerkrone feierlich aufgesetzt worden, ohne daß es zu Störungen der öffentlichen Ordnung gekommen wäre. Die Linke lebt jetzt allein von Demonstrationen; wie sie alle möglichen Personen, die wegen politischer Vergehen bestraft worden, selbst Schulknaben, die für politische Bubenstreiche die verdienten Prügel empfingen, gebührend auszuzeichnen pflegte, so konnte sie sich eine rechtschaffene Berg-Feier unmöglich entgehen lassen.

Die dänischen Sozialisten veranstalteten jüngst eine starkbesuchte Versammlung zu Horsens in Jütland, auf welcher der Hauptredner der Kopenhagener Sozialdemokraten sich auf die Gefahr hin, dafür zum zweitenmal ins Gefängnis zu wandern, in starken Beschimpfungen gegen den König und seine Minister erging, zugleich aber erklärte, daß mit einem Ministerium Berg dem Volke nicht gedient sein würde.

Wirtschaftspolitik.

Die wirtschaftspolitische Bewegung und Erörterung ist jetzt, wo die Hundstage bereits begonnen haben, fast lebhafter, als zur Zeit der parlamentarischen Hochflut. Und man erkennt in der Schärfe, mit der sowohl Reden als Thatsachen gegen einander stoßen, daß der Vollzug einer durchgehenden Wendung, für die Betreffenden und Betroffenen meist unbewußt, sich dem entscheidenden Punkte immer mehr nähert.

Was Deutschland angeht, so hat die Frage einer nationalen Ausstellung im Jahre 1888 wohl den breitesten Raum in der Erörterung eingenommen. Die Entscheidung des Bundesrates, welche die für jene Ausstellung geforderte Reichsunterstützung ablehnte, hat wenig Beifall in den breiteren Kreisen gefunden. Und selbst da, wo man den Ausstellungen und ihren Erfolgen nicht ohne Zweifel gegenübersteht, hat man den Bundesratsbeschluß bedauert und die Haltung der Großindustrie, welche diesen Beschluß hervorrief, mit Entschiedenheit verurteilt. Man hat nach den großen Vorteilen und Begünstigungen, welche der Großindustrie nicht erst seit Eintritt in die Schutzzollpolitik auf nationale Kosten zugewandt worden sind, auch erwartet, daß jene einmal eine gewisse Dankbarkeit, die sie nach gemeinen Begriffen dafür schuldet, zu Tage fördern und nicht immer bloß den rohen Tagesvorteil, der sich kapitalisieren oder an der Börse verspielen läßt, an die Spitze ihrer Ziele stelle — um so mehr als eine Unternehmung wie eine nationale Ausstellung ganz unzweifelhaft auch ihre Rückwirkungen auf die vorteilhafte Seite der Betriebe äußern muß, wenn sie zunächst auch einige Kosten verursacht. Hierzu kam auch noch der Hinblick auf die in Frankreich geplante, wenn auch noch nicht ganz sichere Revolutionsausstellung, die schon nach der politischen und wirt-

Digitized by Google

schaftlichen Haltung Frankreichs gegen Deutschland nicht zu beschicken als eine moralische Pflicht der deutschen Industrie zu gelten hat — welcher Pflicht gegenüber indes dieselben Großindustriellen, welche die Beschickung der deutschen Ausstellung abgelehnt hatten, sich merkwürdig lau zeigten. Die Mehrheit der Großindustriellen hat sich zur Frage gar nicht geäußert, obgleich sich dies gelegentlich ihrer Agitation gegen die deutsche Ausstellung ohne Zweifel geschickt hätte. Zwar hat dann ein offiziöses Blatt sich dahin ausgesprochen, daß man deutscherseits schwerlich die Pariser Ausstellung beschicken werde, und auch der Generalsekretär der rheinischen Industriellen hat seine Privatansicht nach dieser Richtung hin geäußert. Allein dadurch wird sich kein Industrieller gebunden fühlen und wirklich offizielle Kundgebungen derselben sprechen sich für die Beschickung aus — z. B. der Bericht der Handelskammer zu Gera. Wie notwendig es aber ist, daß den Großindustriellen ihre Pflichten gegen ihr eigenes Land ernstlich klar gemacht werden, hat ein Vorgang, der mit der Weigerung, die deutsche nationale Ausstellung zu beschicken, fast zusammenfällt, vor Augen geführt. Bei einer Verdingung von Eisenbahnmaterial bei der königlichen Eisenbahndirektion Altona sind die größten deutschen Werke trotz des Schutzzolles von auswärtigen geschlagen worden. Damit hat sich die oft gehörte Behauptung, die Großindustriellen würden die Schutzzölle nur benutzen, um den deutschen Bedarf zu Gunsten des Exports auszubeuten, leider bestätigt. Durch das internationale Kartell der Eisenwerke war die ausländische Konkurrenz bisher von Deutschland fern gehalten; kaum daß jenes Kartell aufgelöst ist, sieht sich unsere Industrie in ihrem eigenen Lande durch die fremde geschlagen — dies kann ihr schwerlich zur Ehre gereichen, am allerwenigsten in einem Augenblick, wo sie ihre Enthaltung von der heimischen Ausstellung damit motiviert, daß sie behauptet, die Konkurrenzindustrie fürchte sie auf dem internationalen Boden und daß sie besorgt sei um Beschäftigung für ihre Arbeiter! Das Altonaer Ergebnis ist für beide Behauptungen eine schwere Widerlegung, die wettzumachen dringend nötig ist.

Nachdrücklich betonen wir daher, daß die Aufgaben unsrer Industrie in erster Linie nationale, nicht internationale sind; und wenn sowohl der Vorgang in Altona als die Erfahrungen, die bei dem beabsichtigten großen chinesischen Geschäft zwar zunächst eine gewisse Finanzclique, indirekt aber doch auch die in ihrem Schlepptau segelnde deutsche Großindustrie gemacht hat, für dieselbe einigen Nutzen haben sollten, so wäre dies das Erwünschteste, das uns begegnen kann. Daß die chinesische Schlappe eine wirklich arge für die internationale Finanzclique, fast ebenso arg wie die russische Konversionsschlappe gewesen ist, das geht insbesondere daraus hervor, daß alle möglichen Anstrengungen in der Presse gemacht werden, um den Sachverhalt zu vertuschen. Die chinesische Regierung hat allem Anschein nach erklärt, daß sie keine fremden Gesellschaften zum Eisenbahnbau im Lande zulassen werde. Damit hat aber die chinesische Regierung nicht nur hohe politische Weisheit bewährt, sondern auch eine schwere Gefahr nicht nur für ihre eigene sondern auch für unsere Wirtschaftlichkeit abgewendet; und es ist zu hoffen, daß China bei dieser Haltung verharrt. Allerdings hat China bereits einige Anleihen in England gemacht; doch sind dieselben nicht sehr groß und sie sind Kriegsanleihen gewesen, haben also, während sie in den alten Industrieländern der Börse Nutzen brachten, nicht dazu gedient, der eigenen Industrie Schaden zu thun. Beharrt China bei diesem System, so werden die Handelsbeziehungen zwischen China und Europa auf dem Wege ruhiger Entwickelung bleiben, und das manchesterliche Treiben von Krisis zu Krisis wird uns wenigstens auf diesem Boden erspart werden. Mögen auch für den Anfang einige Materialien zum Eisenbahnbau von Europa nach China gehen — und es soll ja eine Schienenbestellung von 1500 Tonnen bei Krupp gemacht worden sein — so wird dies doch eine Verschiebung der wirtschaftlichen Verhältnisse nicht herbeiführen; während der Plan der Börse, zwei Milliarden Mark an Kapital binnen wenigen Jahren aus Europa bez. Deutschland nach China zu übertragen, eine ungeheuere Umwälzung angebahnt haben würde. Denn wenn schon die etwa

Digitized by Google

100 Millionen an Zins- oder Kapitalertrag, welche jährlich infolge einer solchen Uebertragung von China nach Europa zu remittieren gewesen sein würden, eine entsprechende Steigerung der chinesischen Ausfuhr und zwar nicht von Industrieerzeugnissen, da China außer Thee an landwirtschaftlichen Erzeugnissen nichts entbehren kann, zur Folge gehabt haben würde, so würden auch sicher der ersten großen Kapitalanleihe in China noch weitere gefolgt sein; und während jetzt das wirtschaftliche Verhältnis zwischen China und Europa im wesentlichen noch so ist, daß für die Arbeitserzeugnisse, welche aus einem Gebiete in das andere gehen, andere dagegen geliefert werden, weshalb die Beschäftigung chinesischer Arbeiter für unseren Bedarf wiederum Beschäftigung unsererseits für China in einfachem glatten Verhältnis bedingt, so hätte selbstverständlich eine chinesische Einfuhr nach Europa in einem Umfang von mehr als 100 Millionen jährlich, die nicht durch europäische Gegeneinfuhr, sondern mit dem Zinskoupon bezahlt würde, selbstverständlich eine erhebliche Außerbrotsetzung europäischer Arbeiter zur notwendigen Folge — ein Ergebnis für das eine rasch vorübergehende übermäßige Arbeitsausdehnung, durch welche die nachfolgende unausbleibliche Krisis nur noch verschärft werden müßte, ohne Zweifel allzu teuer erkauft wäre. Wir würden dieselben Folgen abermals erleben, wie sie Belgien durch die allgemeine industrielle Ueberflügelung, England durch die industrielle Entwickelung in den Vereinigten Staaten erlebt hat und wie wir sie selbst durch die Entwickelung in Rußland jetzt zu erleben haben — nur weit schärfer und überwältigender.

Man kommt aber über dergleichen Vorgänge nicht hinweg, indem man dieselben auf das politische Gebiet schiebt und auf Rechnung der politischen Gegensätzlichkeit bringt, wie dies gegenwärtig in Beziehung auf Rußland geschieht. Schutzzöllnerisch ist Rußland von jeher gewesen; und daß in dieser Beziehung eine Erleichterung nicht eintreten kann, wenn auch die finanziellen Bedürfnisse des Staats infolge der zunehmenden Verschuldung in schärferer Weise ins Spiel kommen, ist leicht begreiflich. Wahrscheinlich hätte auch ohne die Beschlüsse der russischen Industriellen, welche von der Regierung geradezu die Ausschließung der fremden Konkurrenz verlangen, eine neue Steigerung der russischen Schutzzölle stattfinden müssen; und jede neue Anleihe, die Rußland macht, wird eine weitere Steigerung der Zölle mit sich bringen, da zunächst die Möglichkeit, die inneren Auflagen noch zu steigern gegenwärtig sehr beschränkt scheint. (Man sollte übrigens einsehen, daß es für die Wirkung auf den Verbrauch ziemlich gleichgültig ist, ob die Verbrauchspreise für die Zölle gesteigert werden oder ob die Möglichkeit des Verbrauchs durch die Einschränkung der Mittel des Verbrauchs durch direkte Steuern beschränkt wird.) Es ist ganz natürlich, daß, nachdem einmal industrielle Anlagen in Rußland begründet sind, dieselben nach Ausdehnung streben und daß die dortigen Industriellen sich die auswärtigen Konkurrenten aus ihrem Gehege zu halten suchen. Auch wird kaum etwas dagegen einzuwenden sein, wenn Rußland seine eigenen Industriellen nach Thunlichkeit zu begünstigen sucht. Mit diesem Vorgang sich abzufinden, muß den Industrien, welche bisher in Rußland herrschten, überlassen bleiben. Für diese aber wird alles darauf ankommen, wie sie dies anzufangen wissen, und es scheint uns, als müsse sich dies bald zeigen. Was man bis jetzt in dieser Beziehung leistet, entspricht der gestellten Aufgabe nicht im mindesten, widerspricht ihr vielmehr direkt. Jedenfalls ist es ein Unsinn, einerseits die Industrie im Inlande durch Schutzzölle zu decken, dagegen das Kapital, das beim industriellen Betriebe ausgeschieden wird, in das Ausland zu exportieren und es dort zur Anlage und Verstärkung von Konkurrenzbetrieben zu verwenden. Hinsichtlich der wirtschaftlichen Beziehungen nach dem Ausland im allgemeinen und unter der gegenwärtigen Gestaltung im besonderen muß vor allem zweierlei beachtet werden: nämlich, daß bei dem Stande unserer Kulturentwickelung immer ein sehr erheblicher Teil unseres Verbrauchs vom Auslande bezogen werden muß, selbst wenn wir wirtschaftlich wieder dahin gelangt sind, wenigstens die nationale Ernährung von äußeren Einflüssen unabhängig zu

machen und nach Thunlichkeit auf eigenem Boden sicher zu stellen. Es wird daher immer von Wichtigkeit bleiben, daß unsere eigene Ausfuhr, die wir als Rimesse für unsere Einfuhr geben müssen, möglichst vorteilhaft erfolge. Es ist also von Wichtigkeit, daß unsere Ausfuhr von der internationalen Konkurrenz nicht allzu stark gedrückt werde. Andererseits ist zu erwägen, daß unsere Industrie schon viel zu sehr auf den Konkurrenzexport zugespitzt und daß sie allzu sehr ausgeweitet ist, als daß sie sonderlich rasch sich auf sich selbst zurückziehen und die im Auslande verlorengehenden Absatzgebiete leicht im Inland ersetzen könnte. Wenn man sich daher auch darein finden muß, durch das Anwachsen der Industrie in den bisherigen Exportländern mit dem industriellen Absatz aus denselben verdrängt zu werden, so muß doch die Klugheit unserer Industrie, sofern sie sich als eine nationale betrachtet, lehren, ihrerseits nichts oder doch so wenig als möglich zu thun, dem Anwachsen der Industrie in den bisherigen Absatzländern Vorschub zu leisten. Wenn nun aber die deutsche Großindustrie, wie es bei der Verdingung in Altona geschehen ist, von der Konkurrenzindustrie sich durch Billigkeit schlagen läßt, im Auslande aber, wie es gleichzeitig bei einer holländischen Verdingung geschehen ist, erheblich billiger liefert, so schlägt sie offenbar den angedeuteten Grundsätzen und ihrem eigenen Interesse in das Gesicht.

Allein gleichzeitig, wo die Börsenhäupter einen neuen Finanzkrieg gegen Rußland in Szene zu setzen versuchten — selbstverständlich nicht zum Schaden Rußlands, sondern zum Schaden der breiten Kapitalistenkreise, denen man vordem die russischen Anleihetitel massenhaft verkauft hat — ist die Börse in Verbindung mit ihrer großindustriellen Clientel in voller Wirksamkeit, die Konkurrenzunternehmungen gegen die heimische Industrie in den bisherigen Exportländern nach Thunlichkeit zu fördern. Wie die englische Großindustrie vielfach nach den Vereinigten Staaten und nach Indien ausgewandert ist oder dort Filialanstalten, die in Wirklichkeit Konkurrenzanstalten sind, errichtet hat, und beides noch thut; wie ferner die Kapitalerübrigungen von den industriellen Betrieben in ganz bedeutenden Beträgen zur Erwerbung von Grundbesitz in den Vereinigten Staaten verwendet worden sind und dazu gedient haben durch landwirtschaftliche Massenproduktion der heimischen Landwirtschaft in Raubkonkurrenz die Produktionsfähigkeit zu entziehen: ebenso verfährt die festländische Großindustrie in Verbindung mit der Großfinanz gegenwärtig hinsichtlich Rußlands. Erhebliche Beträge Aktienkapitals, die anscheinend in deutschen Unternehmungen angelegt sind, sind bereits nach Rußland übergeführt und nach den uns vorliegenden Nachrichten vollziehen sich gegenwärtig eine ganze Reihe derartiger Ueberführungen. Hier liegt aber der Schwerpunkt der Gefahr für unseren industriellen Bestand und hier findet sich die Quelle einer Krisis, an der alle unsere Bestrebungen, durch eine weise Sozialpolitik, welche auch den arbeitenden Ständen das Ihrige gönnen will, scheitern können. Und wenn die offiziösen Stimmen die russische Schutzzollpolitik angreifen, so ist ihr Zielpunkt ein entschieden falscher. Gegen die mißwirtschaftlichen Agitatoren im Lande selbst, gegen die Konversionisten und Emissionäre, gegen die „Geldabundanz", vermöge deren die obenerwähnten Uebertragung sich so leicht bewirken lassen, sollte man sich wenden, aber praktisch. Und überhaupt sollte man die Geschäftsführung der Aktiengesellschaften und der Kapitalüberführungen, die sie betreiben, besser im Auge behalten. Zu einem Zeitpunkt, wo unverkennbar — wie die gestiegenen Erträgnisse bei vielen Aktiengesellschaften beweisen — durch die Schutzzollpolitik die Industrie viel Vorteil gehabt hat, erscheint es doppelt auffallend, wenn ein Unternehmen wie das Harkotsche sich am Rande der Existenz befindet und wenn im Luxemburgischen Gebiet, das durch seine Verbindung mit dem Zollverein doch dem deutschen Gebiet angehört, die industriellen Aktiengesellschaften sich geradezu in einer Krisis befinden.

Die außerordentlichen Zuwendungen des deutschen Reichs für internationalen Handel und Großindustrie berechtigen dasselbe unbedingt zur Untersuchung und Einflußnahme, wo es sich um Bewegungen von unabsehbarer Tragweite handelt. Durch

die am Scheitelpunkt des Jahres erfolgte Eröffnung der vom Reich unterstützten Schiffahrt nach den entferntesten Gewässern, durch den Beginn der Arbeiten für den Nordostseekanal, durch die durch Preußen beschlossene Herstellung des Dortmund-Ems-Kanals und durch viele andere Einrichtungen, wie die bevorstehende Eröffnung der Mainverstauung zwischen Mainz und Frankfurt a. M., zahlreiche im Interesse der Verkehrsverbesserung hergestellte Bahnhofs- und Nebenbahnbauten, welche den Eisenbahnertrag nicht steigern werden, sind Beweise dafür, daß unsere Großindustrie nicht mehr sagen kann, sie entbehre der Staatshilfe. Um so mehr ist aber zu erwarten, daß dieselbe nicht falschen Zwecken und Zielen, welche den nationalen Interessen scharf entgegenstehen, zugeführt werden.

An dem Verhalten der französischen Industriellen und Kapitalisten, wenn es ein nationales Unternehmen gilt, können sich die unserigen immer noch ein Beispiel nehmen. Dort hat offenbar die Industrie auch kein rechtes Gefallen an einer internationalen Ausstellung im Jahre 1889, aber es ist gar kein Zweifel, daß, wenn dieselbe ernstlich aufgegriffen wird, von Seiten jener alle Opfer gebracht werden, um sie glänzend zu gestalten. Auch das Panamakanalunternehmen, das als ein nationalfranzösisches aufgefaßt wird, ist dafür ein Beweis. Zwar haben sich die Kammern nicht entschließen können, dem Wunsche, eine Losanleihe zu bewilligen, schleunigst zu willfahren; aber sämtliche framzösische Finanzinstitute werden für die — freilich losähnliche Gewinnaussichten bietende — neue Obligationenanleihe wirksam sein.

Inzwischen zeigt sich, daß, je weniger Grund wir haben, mit der Wirtschaftspolitik unserer Großfinanziers und Großindustriellen zufrieden zu sein, desto mehr die durch die kaiserliche Botschaft vorgezeichnete Sozialpolitik — so sehr ihr vielleicht ein etwas rascherer Gang zu wünschen wäre — allenthalben Befriedigung und Beifall erweckt, obgleich gerade sie vom kapitalistischen Industrialismus bekämpft und in ihrer Durchführung erschwert worden ist. Auch die Unfallversicherung, die vor allem schweren Widerstand gefunden hat, ist nun in voller Wirksamkeit, nachdem, fast genau zwei Jahre nach der Unterzeichnung des Gesetzes am 6. Juli 1884, am 12. Juli die erste Sitzung des Reichsversicherungsamtes stattgefunden hat. Trotz mancher Mängel, welche das Gesetz, wie die ganze soziale Gesetzgebung in der Praxis besonders in formaler Hinsicht zeigt, wird doch allseitig der große Segen derselben und insbesondere beim Haftpflichtgesetz für den sozialen Frieden anerkannt. Und es ist nicht die am wenigsten erfreuliche Seite, daß auch im Auslande die Aufmerksamkeit sich immer mehr unserer sozialen Gesetzgebung zuwendet und man dort ihre Grundsätze zu verwerten sucht. Fast spaßhaft aber ist es, daß selbst die ehemals ärgsten Gegner, die Nationalliberalen, sich ein Verdienst an den sozialpolitischen Gesetzen zu sichern suchen — immerhin aber auch erfreulich, weil sich dadurch die Macht der guten Sache wieder einmal bewährt hat.

Auch in Belgien fährt man fort, im Angesicht der zunehmenden Schwierigkeiten der Industrie die sozialpolitische Lage zu prüfen und auf Herstellung besserer Verhältnisse zu sinnen — vielleicht für dieses kleine und dem Industrialismus gar kein wirksames Gegengewicht bietende Land ein aussichtsloses Unternehmen. Es scheint, daß man beabsichtigt, sich mit den Niederlanden wegen gemeinsamer Behandlung der sozialen und wirtschaftlichen Angelegenheiten ins Einvernehmen zu setzen. Denn auch in letzterem Lande erregt die soziale Lage sehr breiter Bevölkerungsschichten immer größeres Bedenken, und einige Vorgänge in Amsterdam gewannen sogar ein drohendes Ansehen.

Auch in Schweden, wo die finanzielle Krisis seit vorigem Herbst eine Menge spekulativer Firmen zu Boden warf, ist vielleicht infolge dessen die Arbeiterfrage auch später in den Vordergrund getreten. Seit 1882 hatte dort eine größere Arbeiterzusammenkunft nicht stattgefunden. In diesem Jahre waren jedoch Anfang Juli in Oerebro die Vertreter von 76 Vereinen versammelt und faßten eine Anzahl von Entschließungen im Sinne der deutschen sozialpolitischen Gesetzgebung. Indes bezeichnet

man als das Bemerkenswerteste bei dieser Versammlung, daß bei derselben nur ein Bruchteil der Arbeiter vertreten war, und daß sich gerade die sozialdemokratischen, welche stark in der Zunahme seien, ferngehalten hatten. Man zeigt daher gerade wegen des Fernbleibens der Sozialdemokraten von jenem Kongreß in Regierungskreisen sehr viel Besorgnis, da man annimmt, daß ihr Fernbleiben auf auswärtige Einflüsse zurückzuführen sei.

Selbst in der republikanischen Schweiz, und zwar in einem Kanton, der politisch zu den vorgeschrittensten gehört, in Zürich, hat die sozialdemokratische Bewegung bereits zu Gewaltthätigkeiten geführt; und die Wirkung dieser Vorgänge war dem Manchestertum so beklemmend, daß selbst die Börse, die sonst der sozialdemokratischen Bewegung mit voller Gleichgültigkeit gegenübersteht und sich bisher nur durch die Arbeiterbewegung in den Vereinigten Staaten einigermaßen hat beeinflussen lassen, von ihnen angegriffen und zur Verstimmung gebracht wurde. Dagegen haben sich die in Italien zum Ausbruch gekommenen Bewegungen nicht in der Weise als sozialen Charakters erwiesen, als zuerst angenommen war. Es handelte sich bei der Bewegung in Trani offenbar mehr darum, der Beseitigung eines althergebrachten Feiertages Widerstand zu leisten, als eine Bewegung im Sinne der Sozialdemokratie zu machen. Dagegen waren die neuesten belgischen Unruhen in der Gegend von Mons unzweifelhaft ernsthaften und sozialdemokratischen Charakters. In dem Kohlenbergwerk, wo der Tumult ausbrach, ist freilich der Wochenverdienst der Arbeiter auf höchstens 8 Frcs. herabgedrückt. Obgleich die Gensd'armerie mit Waffengewalt einschritt und zahlreiche Verhaftungen vornahm, währt die Arbeitseinstellung noch fort, erstreckt sich bereits über zahlreiche Werke und über fast 10 000 Arbeiter. Die belgische Sozialdemokratie macht gegenwärtig insbesondere drei Forderungen geltend: Normalarbeitstag von 8 Stunden, Minimaltaglohn von 4 Frcs., allgemeines Wahlrecht; auch in den Niederlanden stellt die Sozialdemokratie ähnliche Forderungen.

Auch in England hat die eigentlich erst in die sozialdemokratische Form eintretende und während der letzten Zeit von der Homerule überflutete Arbeiterbewegung wieder neuen Anstoß erhalten. Das Einschreiten der Polizei gegen eine zum Zweck der sozialistischen Bearbeitung veranstaltete große Volksversammlung war nutzlos; man mußte dieselbe gewähren lassen, und nach dem Ergebnisse derselben scheint man das neue Parlament, das im August zusammentritt, schon mit der Arbeiterfrage befassen zu wollen — ist doch die Homerule-Frage in ihrem Ursprung auch wesentlich Arbeiterfrage und zwar eine zu schwerer politischer Gefahr schlecht gelöste.

Nach wie vor bedenklich lauten die Nachrichten aus den Vereinigten Staaten. Dort ist der Kampf zwischen dem zentralisierten Kapitalismus und den strebenden Bevölkerungselementen offenbar in sehr scharfem Fortschritt; er findet nicht nur seinen Ausdruck in den heftigen Streiks, die z. B. auf der Lake-Shore-Bahn wieder zu gewaltsamen Zusammenstößen geführt haben; auch die Farmer sind offenbar in großer Bewegung. Man meldete kürzlich, daß aus Europa Kartoffeln nach den amerikanischen Städten gebracht würden, weil die amerikanischen Eisenbahnfrachten dafür so hoch seien, daß sich dies lohne. Wir können die Begründung dieser Angaben nicht feststellen; allein in der That sind die Marktpreise in Newyork z. B. seit zwölf Jahren fast auf das Doppelte gestiegen und erreichen mit wenig Ausnahmen europäische Stadtpreise, während die Farmer kaum Absatz haben und zu Spottpreisen losschlagen müssen. Die Aufregung in deren Kreisen ist also leicht erklärlich.

Hinsichtlich dieser allgemeinen Bewegung hat nun freilich Amerika nichts voraus. Erfreulich zu erwähnen ist in dieser Hinsicht die deutsche Bauernbewegung, die wenigstens hinsichtlich der Frage der Verschuldung den Nagel immer schärfer auf den Kopf zu treffen scheint. Auf einer Versammlung des Lippeschen Bauernvereins wurde in der That die Beseitigung des modernen Verschuldungssystems als Kardinalpunkt der agrarischen Ziele bezeichnet. Freilich kommt es in erster Linie darauf an, wie man

dieses System zu beseitigen gedenkt. Und da beginnt die Dunkelheit, welche durch die neugegründete „Landliga zur Verstaatlichung des Grundbesitzes“ kaum beseitigt werden dürfte.

Auch die Handwerkerbewegung zeigt, wie schwer es im Augenblick noch ist, feste Ziele zu stecken. Wenn der Westfälische Handwerkertag für die Meister beanspruchte, auf den ersten Lehrling drei Gesellen halten zu dürfen, den Gesellen aber verbietet, bei Nichtmeistern zu arbeiten, so ist dies weiter nichts als die alte Selbstsucht, an der das alte Zunftwesen zu Grunde gegangen ist. Und auch der Sächsische Handwerkertag stellte zu viele Forderungen an den Staat und sich selbst zu wenig Leistungen.

Kirche.

Um nicht über den Hauptfragen, welche gegenwärtig die kirchlichen Kreise bewegen, allerlei Nebenereignisse zu kurz kommen zu lassen, beginnen wir sofort mit den letzteren und geben die allgemeinen Betrachtungen über die Lage erst am Schluß unseres heutigen Berichtes.

Aus der Hauptstadt ist zunächst zu berichten, daß der Fall Dieckmann endgültig erledigt ist. Der bekannte protestantenvereinliche Agitator aus Wesselburen sollte nach der Absicht des Berliner Magistrats eine kirchliche Zierde der Residenz werden. Das Konsistorium hatte der Wahl die Bestätigung versagt und der Evangel. Oberkirchenrath hat gegenüber einer Beschwerde des Magistrats jene Entscheidung lediglich bestätigt. Zwar sei Dieckmann aus dem Amte, in dem er gestanden, nicht entfernt; allein seine Ueberzeugungen sowohl als sein Benehmen lasse ihn für ein neues Amt, und besonders auf dem kirchlichen Boden Berlins, für ganz untauglich erscheinen. — Die Berliner Stadtsynode ist im Juli versammelt gewesen. Nach der Besserung der Wahlen in einzelnen Gemeinden hatte man eine Zeitlang auf eine Veränderung der Parteiverhältnisse gehofft. Allein für die nächsten drei Jahre hat doch wieder der Protestantenverein eine unbestrittene Majorität. Schröder und Hoßbach wurden mit ca. 130 gegen ca. 30 Stimmen in das Präsidium gewählt. Prinzipielle Fragen und Differenzen kamen übrigens diesmal außer den Wahlen nicht zur Verhandlung.

Der Protestantenverein hat in der letzten Zeit einige seltsame Kundgebungen erlassen. Die eine besteht in einem Aufrufe des ständigen Ausschusses, der Ende Juni in Berlin versammelt war und an die „verhängnisvolle Wendung in der Politik gegenübee der römischen Kirche“ anknüpft. Darin wird, nachdem die Gefahren der orthodoxen Bestrebungen in bekannten Wendungen geschildert sind, folgende Aufforderung ausgesprochen: „Lasset in der Einigkeit des Geistes und durch das Band des Friedens uns zu einem großen evangelischen Bunde zusammenschließen, damit der wachsenden Macht der römischen Weltkirche der Geist und die Kraft des geeinigten deutschen Protestantismus entgegenstehe, und die Quelle der deutschen Geistesfreiheit rein bewahrt werde!“ — Was ist dann nun wohl die Quelle deutscher Geistesfreiheit? Wir wüßten kaum eine passendere Antwort zu finden als: die Bibel. Aber wie nimmt sich in dem Munde der negativen Kritiker die Aufforderung aus, diese Quelle rein zu bewahren! — Die andere Kundgebung besteht in einer Rede, die Professor Pfleiderer auf einer Versammlung des Allgem. protest. Missionsvereins gehalten hat, und die man zuerst geneigt ist für die Erfindung eines Witzboldes zu halten. Er hat nämlich die orthodoxe Richtung mit ihren Werken der inneren und äußeren Mission der Martha, aber die protestantenvereinliche der Maria verglichen, die sich still in das Anschauen der Herrlichkeit des HErrn versenkte, und hat nun seine Freunde gemahnt, über dem Mariasinn doch die Thätigkeit der Martha nicht zu vergessen. Wirklich eine bewunderns-

werte Formel für die seit Jahren von jener „Richtung" so drückend empfundene Unfruchtbarkeit an praktischen christlichen Werken. Aber auch sie wird, wie der ganze allgemeine evangelisch-protestantische Missionsverein, nur zu den äußerlichen Lebenszeichen gehören, mit denen sich der Protestantenverein behängt, um doch nichts anderes zu werden als was er ist: ein umwandelnder Leichenbitterstock seines eigenen inneren Todes.

Von dem Gebiete der inneren kirchlichen Arbeit ist als eine löbliche Einrichtung der Kursus für Kandidaten im Rauhen Hause zu erwähnen, den Prediger Wichern angekündigt hat, und ferner die Aufforderung zur Bildung einer Genossenschaft von Felddiakonen, die in Verbindung mit der Bruderschaft des Rauhen Hauses im Kriegsfalle der freiwilligen Pflege der Kranken und Verwundeten sich widmen wollen. An verschiedenen Orten sind Vorträge gehalten und Ansätze zur Bildung einer solchen Genossenschaft gemacht worden. Zu bemerken ist, daß der patriotische Zweck dabei in den Vordergrund gestellt wird. „Ein jeder deutsche Mann soll und muß begeistert sein, dem Vaterland zu dienen, so oder so," heißt es in einem Vortrage. Dies ist gewiß eine unbestrittene Sache. Allein um ein Felddiakon zu werden in dem Sinne, wie es die Unternehmer meinen, ist doch gerade eine über dem Patriotismus stehende christliche Liebe, die auch dem zerschossenen Feinde die gleiche Sorgfalt zuwendet, erforderlich. Nur keine Verwischungen und Vermischungen! — Verschiedene Versammlungen im Westen des Vaterlandes geben uns Gelegenheit, der regen Thätigkeit zu gedenken, welche dort auf die Gewinnung der arbeitenden Klasse für das Evangelium gerichtet ist. Der „Verein für christliche Volksbildung", der seinen Sitz in Köln hat, verbreitet viele und gute Flugblätter, und ein Vereinstag der „Evangelischen Arbeitervereine" in Essen führte über 6000 Menschen zusammen, wodurch bewiesen wird, welch großen Einfluß diese noch gar nicht alten Bestrebungen schon gewonnen haben. Unter den Arbeitern der Industriebezirke in Rheinland und Westfalen gibt es eine große Anzahl, welche der Führung der Sozialdemokraten nur deshalb folgen, weil sie bisher keine andere Partei kannten, die sich ihrer Interessen annahm. Sollten sie etwa der Kölnischen oder Rheinisch-Westphälischen Zeitung folgen? Viele hatten sich deshalb schon den katholischen Arbeitervereinen angeschlossen. Durch die Gründung der evangelischen Arbeitervereine ist nun für sie ein geeigneter Mittelpunkt geschaffen, und hier liegt noch ein großes Feld für kirchliche Arbeit. — Erwähnt mag bei dieser Gelegenheit werden, daß mehrere evangelische Geistliche Belgiens rühmend hervorgehoben haben, wie ihre Gemeindeglieder trotz des Druckes, der auch auf ihnen gelastet, sich von den Zerstörungen und Empörungen ganz fern gehalten hätten, ja wie diese Zeiten der Erregung und der Not einen besonderen geistlichen Segen gebracht in einem lebendigeren Hunger nach Gottes Wort. Ueber die Notlage der Arbeiter werden dabei Mitteilungen gemacht, die das Verhältnis zwischen den aufgeregten Massen und dem belgischen Kapitalismus in eine interessante Beleuchtung setzen, man weiß doch schließlich kaum, auf welcher Seite die schlimmere Räuberbande sich befindet.

In Eisenach ist Ende Juni die alle zwei Jahr stattfindende Versammlung deutscher Kirchenregierungen gehalten worden. Der wichtigste der verhandelten Gegenstände war die praktische Vorbildung der Kandidaten für das Pfarramt. Es wurde allgemein anerkannt, daß in diesem Punkte mehr als bisher geschehen müsse, und wurde dazu auf die Aufgabe der Superintendenten hingewiesen, ferner wurden Kandidatenvereine empfohlen, sowie die Vermehrung der Predigerseminare und der Vikariatstellen. Es ist sehr erfreulich, daß diese Eisenacher Kirchenkonferenz sich mit so hervorragend praktischen Dingen beschäftigt; möchten ihre Empfehlungen einigen Erfolg haben!

Nur einer kurzen Erwähnung bedarf, nach dem gründlichen Artikel über die baltischen Zustände im Juniheft dieser Zeitschrift, die dortige Verfolgung lutherischer Geistlichen durch die russische Regierung. Pastor Brandt, welcher einigen Letten, die

durch die bekannten Vorspiegelungen der griechischen Geistlichkeit sich zum Abfall vom evangelischen Glauben hatten bewegen lassen, nun aber wieder zurücktreten wollten, bei ihrer darauf hingehenden Bittschrift behilflich gewesen war, ist nicht nur abgesetzt, sondern auch nach Smolensk verbannt. Er bekommt dort für seinen und seiner Frau Unterhalt täglich 30 Pfennig, und muß sich das Fehlende durch Straßenkehren, Steinetragen ꝛc. verdienen, da ihm jede geistige Beschäftigung, auch die Erteilung von Unterricht, untersagt ist. Mehrere andere Geistliche sind inzwischen gleichfalls zur Verantwortung gezogen. Da ist die Fürbitte unseres Kirchengebetes (in der preußischen Agende) wieder sehr am Platze, und verschiedene kirchliche Konferenzen haben den geängsteten Glaubensgenossen herzliche Trostesworte zukommen lassen.

Gehen wir nun auf die in der Gegenwart im Vordergrunde stehenden Interessen unserer Kirche ein, so treffen wir da immer noch die beiden an, die wir schon durch die letzten Monate hin mehrfach als solche bezeichneten. Weitweg vor allem die Frage nach der Selbständigkeit der evangelischen Kirche, — daneben auch noch immer die Frage nach Mission und Kolonien. — Die Behandlung der ersteren knüpft sich an den Hammersteinschen Antrag, zu dem jetzt von allen Pastoralkonferenzen und Synoden Zustimmungen einlaufen. Daß die Gegner sich dadurch nicht schrecken lassen, ist ihnen bei dem Einfluß, den diese Instanzen bisher auf das öffentliche Leben gehabt haben, nicht zu verdenken. Ihr Trost ist die Stellung, welche die Regierung zu diesem Bestrebungen einnimmt. Allein wir dürfen die ganze Bewegung doch keineswegs unterschätzen. Es wird für die Zukunft von außerordentlichem Einfluß sein, ob die kirchlichen Kreise künftig werden in ihren Anschauungen einigermaßen einig sein und den Bestrebungen für Selbständigkeit der Kirche nicht mehr diejenigen Hindernisse bereiten, die sie selbst doch in erster Linie seit den vierziger Jahren denselben in den Weg gelegt haben. Was haben sich die Leute von der Richtung unseres „Volksblattes für Stadt und Land" darüber alles sagen lassen müssen, daß sie für dasjenige eintraten, was gegenwärtig die Sperlinge von den Dächern pfeifen. Höchst interessant ist nun aber, daß neben der Dotationsfrage die Verfassungsfrage in besonderer Weise aus all den vielen Forderungen, die gestellt werden, hervortritt. Ein neuer Beweis, daß die Kirche unserer Zeit in der Aufgabe, über sich selbst, ihren Begriff und ihre Organisation zur Klarheit zu kommen, noch mitten darin steht. Schon aus den Thesen der Bielefelder Konferenz klang der bischöfliche Gedanke heraus, in der Forderung der Rückverlegung des Schwerpunktes des Kirchenregiments in das geistliche Amt. Und eben dieser Gedanke ist es, der unter der Not der Zeit mehr und mehr die kirchlichen Kreise erfaßt, auch diejenigen, welche sonst wohl vor dem Romanisierenden, das schon in dem bloßen Namen liege, zurückschrecken. Wir bekennen, daß, wo der Wunsch nach episkopalerer Gestaltung unserer Kirchenleitung hervortritt, dies erst geschieht im Gegensatz zur Laienthätigkeit in der Kirche, nicht im Gegensatz zu der Synodalverfassung, sondern im Gegensatz zum Bureaukratismus. Als ein bedeutungsvolles Zeichen der Zeit geben wir an dieser Stelle einige Auslassungen aus dem Organ der Positiv-Unierten, der Kirchlichen Monatsschrift (Juliheft) wieder: „So wie jetzt kann es kaum fortgehen. Es kann gegenwärtig ein lauer Pastor, mehr Tagelöhner als Mithelfer Christi, ein Menschenalter hindurch und länger viel mehr sich selbst als die Herde weiden, ungeistlich durch und durch, vielleicht bei aller rechtgläubigen Predigt, wenn er nur seine Formalien korrekt erledigt, seine Berichte pünktlich schreibt, vor allem dem juristischen Dezernenten für die Externa die Sache recht macht, alle Aufregung in der Gemeinde vermeidet ꝛc. .... Was hier not thut, das ist in erster Linie die „Bekehrung der Pastoren", dies wahrhafte pium desiderium, in zweiter aber die Ermöglichung kräftigerer amtlicher Impulse von seiten geistgesalbter Väter in Christo. Wenn jeder Pastor wirklich genötigt und zugleich beglückt genug wäre, sein Amt allzeit zu führen vor den Augen seines Bischofs (aber es müßte dann wirklich ein Bischof von Gottes Gnaden sein, kein bloßer noch so verehrlicher Dezernent vom grünen Tisch aus), es stünde manches anders um

die Arbeit der Kirche, womit wir dem evangelischen Grundgedanken, daß Einer unser Meister und Einer unser Bischof ist, nicht das mindeste vergeben haben wollen. Andererseits gibt es zahllose Pastoren, die bei redlichstem Willen in treuer Arbeit doch in der Gefahr stehen, je länger je mehr in ein tiefes Verzagen an den Aufgaben des geistlichen Amtes hineinzugerathen, weil sie bei ihrer Isolierung, bei der herrschenden Zersplitterung, ja dem Widerstreite in der Amtsführung der einzelnen Pastoren, Aeltesten und geistigen Mithelfer sich verlassen und verwaist fühlen, ohnmächtige verlorene Posten ohne Fühlung mit der Armee, ohne Kommando und ermunterndes Führerwort. Es gibt wirklich gut evangelische Pastoren genug, die — man entsetze sich nur nicht! — nach einer lebendigen, im biblischen Sinne bischöflichen Organisation der Kirche zu gemeinsamer Arbeit förmlich hungern und dürsten und die katholische Kirche, die freilich ein Zerrbild daraus gemacht hat, um diesen mächtigen Hebel ihrer Kraft beneiden möchten: vollends wenn sie mit der Vollmacht verbunden sein könnte, an jeden rechten Ort den rechten Mann zu stellen ohne Rücksicht auf Pfründe und auf schmachvolle Pfarrwahlintrigen. Wir stehen längst bereit, uns organisieren zu lassen und warten auf das Losungswort, aber es erklingt nicht, und schmerzlich fühlen wir unsere Isolierung täglich neu." — Wir fügen diesen treffenden und trefflichen Ausführungen kein Wort hinzu.

Daß der bischöfliche Gedanke nicht früher zum Durchbruch gekommen ist, hat seinen Hauptgrund darin, daß der Mann, der ihm wohl dazu hätte verhelfen können, Friedrich Wilhelm IV., nicht zur vollen Klarheit über das Verhältnis des neuen evangelischen Bischofsamtes zu dem alten in der anglikanischen Kirche kommen konnte, mit andern Worten, daß ihm die apostolische Succession noch nachging. Auch in den kirchlichen Kreisen, welche eine episkopale Verfassung vertraten, waren dieselben Hindernisse wirksam. Gegenwärtig ist man wohl darüber hinaus. Die Stelle, aus der das Bischofsamt heraus geboren werden müßte, in dem Sinn, in dem es auch oben geschildert ist, sind die Synoden.

Bekannt ist, daß in der lutherischen Freikirche die Verfassungsfragen wiederholt zu erneuten Separatideen geführt hat. In letzterer Zeit ist das wieder in Hannover geschehen, wo die sogenannte hessische Richtung das Kirchenregiment über den Pastoren betont, während die eigentlichen alten Hermannsburger an der Selbständigkeit des einzelnen Pastors, natürlich mit der nötigen Autorität desselben für die Gemeinde, festhalten, also die prinzipielle Zersplitterung auf Grund einer päpstlichen Stellung jedes ordinierten Theologen. Interessant ist nun, daß sich der junge Harms, der neue Direktor der Mission, von der „hessischen Richtung" frei gemacht, sich durch einen Pastor der Immanuelsynode hat ordinieren lassen, wodurch in dem Orte Hermannsburg drei Gemeinden entstanden sind: eine lutherische landeskirchliche, eine lutherische freikirchliche hessischer Richtung, und die Missionsanstalt mit Immanuel-Färbung. In Hannover gibt es Leute, welche von dieser Trennung die Möglichkeit erhoffen, daß die Hermannsburger Mission sich wieder in eine freundlichere Stellung zu den landeskirchlichen Missionsfreunden hineinfinde; so der neue Herausgeber des Hannov. Missionsblattes, Dr. Wyneken. Wir fürchten, daß dieses Freundes weitherzige Gesinnung den entsetzlichen Fanatismus, der in diesen kleinen freien theologischen Cliquen zu Hause ist, übersieht, doch soll es uns herzlich freuen, wenn er recht behält. Die Sache hat nun aber zu erneuten Auseinandersetzungen der „Oberhirtenfrage in der Theorie und in der Praxis" (in der Hannov. Past.-Korrespondenz durch Dr. W. selbst) den Anlaß gegeben und es werden auch seitens der früheren Gegner eines prinzipiellen Kirchenregimentes jetzt Versuche zu einem vermittelnden Standpunkt gemacht. Im ganzen hegen wir den Wunsch, daß man auf Einigung in der Theorie nicht warte, an dieser ist manches Gute in der evangelischen Kirche zu Grunde gegangen. Die Theorie darf in kirchlichen Dingen nicht der Riß sein, nach dem wir das Gebäude aufführen (das wird oft zum Eingriff in die Rechte des einzigen Bauherrn Christus), sondern sie gleicht besser dem Schatten, den das fertige Gebäude nachher in das Leben wirft.

Neue Schriften.

1. Politik.

— Der Einfluß der Sitten und Gebräuche auf die Entwicklung des Eigentums. Von Ludwig Felix. (Leipzig, Duncker & Humblot) 1886. 462 S. 8°. 9 M.

Das Buch ist der zweite Band einer „Entwicklungsgeschichte des Eigentums", deren erster Band unter dem Titel: „Der Einfluß der Natur auf die Entwicklung des Eigentums" früher erschienen ist. In nachfolgenden Teilen soll die Entwicklung unter der Einwirkung religiöser und staatlicher Einflüsse behandelt werden. Das Werk in seiner gesamten Anlage ist ein redender Beweis für die großen Fortschritte, welche die Volkswirtschaft in den letzten fünfzig Jahren gemacht hat. Während sie sich früher mit der Betrachtung der materiellen Güter an sich, ihrer Vermehrung und allenfalls noch ihrer Verteilung begnügte, setzt sie heute mehr und mehr den produzierenden und konsumierenden Menschen in den Mittelpunkt ihrer Betrachtungen, ist im eigentlichen Sinne des Wortes aus Kameralwissenschaft Sozialwissenschaft geworden Damit wird selbstverständlich eine Geschichte des Eigentums zu einer volkswirtschaftlichen Kulturgeschichte. Was nun die Art und Weise betrifft, in welcher der Verfasser seinen Gegenstand behandelt, so ist anzuerkennen, daß er sich einer streng objektiven, auf historisch beglaubigte Thatsachen gegründeten Darstellung befleißigt; wir dürfen aber unsern Lesern gegenüber nicht unerwähnt lassen, daß er diese Thatsachen aus einem Gesichtspunkte auffaßt und deutet, welcher nicht der christlichen bezw. biblischen Weltanschauung entspricht. Die Weltanschauung des Verfassers hat zur Voraussetzung, daß der Mensch als solcher nicht nach dem Ebenbilde Gottes geschaffen ist, sondern sich aus gewissen, nicht zu schildernden Urzuständen allmählich aufwärts strebend entwickelt hat. Als maßgebende Faktoren dieser Entwicklung betrachtet er die Natur, die Sitten und Gebräuche, die Religion und den Staat, und hat sich zur Aufgabe gesetzt, den Einfluß dieser Faktoren auf das eine Kulturelement, das Eigentum, an der Hand der überlieferten historischen Thatsachen nachzuweisen. Abgesehen nun davon, daß er dabei unserer Ueberzeugung nach von einer unrichtigen Grundanschauung ausgeht, scheint uns auch sein Verfahren historisch nicht ganz unanfechtbar. Als Ausgangspunkt unserer heutigen Kultur betrachtet er den Zustand der heutigen, sogenannten Naturvölker, der Wilden, und setzt die unter ihnen herrschenden Sitten und Gebräuche als die primitiven Sitten und Gebräuche des Menschengeschlechts, und als Ausgangspunkte der Entwicklung unserer heutigen Kulturvölker. Die Berechtigung zu diesem Verfahren ist nun aber nirgends erwiesen. Es ist nicht erwiesen, daß sich die Wilden im Zustande aufsteigender Entwicklung befinden. Viele derselben stehen offenbar seit Jahrtausenden in ihrer Entwicklung still, andere sind im Rückgang begriffen, — wer kann behaupten, daß sie dem Urzustande der Menschheit näher stehen, als z. B. die Germanen vor 2000 Jahren oder die Griechen zur Zeit Homers? Kann man nicht mit demselben Rechte annehmen, daß unsere heutigen sogen. Naturvölker Menschheitstrümmer darstellen, welche von ihrer Entwicklungsgrundlage abgeirrt, entartet und zur Tierähnlichkeit herabgesunken sind. Wenn wir die Menschheitsgeschichte nach dem ganzen Umfang, in welchem sie uns heute bekannt ist, überblicken, so können wir kaum den Eindruck empfangen, daß in ihr bedingungsloser Fortschritt, aufsteigende Entwicklung die Regel ist; es tritt uns im Gegenteil auch sehr häufig unaufhaltsamer Niedergang bis zur gänzlichen Vernichtung oder Verwilderung entgegen. Wir sind darum durchaus nicht berechtigt, Zustände niedriger Gesittung als die ursprünglichen zu setzen, sofern wir nicht imstande sind, zu beweisen, daß dieselben wirklich eine Stufe in einem durch keinen Rückgang unterbrochenen Entwicklungprozeß darstellen. Nun ist aber von keiner der uns bekannten wilden Völkerschaften bewiesen, daß sie sich in aufsteigender Entwicklung befinde. Es muß somit in ihrem Leben ein Faktor fehlen, welcher im Leben der entwicklungskräftigen Völker von Anfang an wirksam gewesen sein muß; d. h. der Sittlichkeitszustand der entwicklungslosen oder gesunkenen Völker kann nicht derselbe sein, wie derjenige war,

Digitized by Google

von welchem die heutigen Kulturvölker ursprünglich ausgegangen sind. — Aber nicht bloß der grundsätzliche Standpunkt des Verfassers gegenüber seinem Gegenstand ist nicht der unsrige; auch das historische Material, welches er seinen Ausführungen zu grunde legt, scheint uns der vollen Beweiskraft für das, was es beweisen soll, zu ermangeln. Die historische Berichterstattung hält sich vorzugsweise an das Ungewöhnliche, Auffallende. Sie berichtet mit Vorliebe Vergehen, Unthaten und Verbrechen; sie läßt das Bessere nur zur Geltung kommen, wo es im heroischen Gewande auftritt. Für die vorliegende Frage dagegen, für die Ermittlung der Beziehungen zwischen Sitte und Eigentum, handelt es sich nicht sowohl um das Heroische und Ungewöhnliche, als um das Gewohnheitsmäßige und Alltägliche. Das historisch Ueberlieferte kann darum in vielen Fällen nur indirekt als Maßstab für die sittlichen Anschauungen einer vergangenen Zeit gelten Wir halten dafür, daß dieses der Verfasser nicht allezeit genügend berücksichtigt hat. Wenn z. B. der Verfasser die bekannte Episode aus Jephtas Leben als Nachklang einer Zeit auffaßt, in welcher Raub als rechtmäßiger Erwerb galt, so ist diese Auffassung gewiß nicht der berichteten Thatsache gemäß; denn dieselbe ist offenbar als etwas Ungewöhnliches berichtet, um die Not der damaligen Zeit zu kennzeichnen, beweist also für das sittliche Urteil der Zeitgenossen gerade das Gegenteil dessen, was der Verfasser daraus folgert. — Obwohl wir nun in manchen Punkten anderer Ansicht sind, als der Verfasser, und uns namentlich seine naturalistische Anschauung nicht aneignen können, müssen wir doch das Werk nach seinem Gesamtinhalt als eine hochbedeutsame Erscheinung bezeichnen, die unseres Wissens bis heute einzig in ihrer Art dasteht. Auch wer die Grundanschauungen des Verfassers nicht teilt, kann doch sein Werk mit ungeschmälertem Interesse und unbestreitbarem Nutzen genießen, weil er stets die historischen Thatsachen sprechen läßt, und nirgends seine eigene Deutung derselben in aufdringlicher oder gar verletzender Weise in den Vordergrund treten läßt. Die mitgeteilten Thatsachen ordnen sich leicht und ungezwungen der Weltanschauung auch des bibelgläubigen Lesers unter, weil sie objektiv berichtet sind; ja es will uns scheinen, als ob sie dieselbe weit besser bekräftigen helfen, als des Verfassers eigene Anschauungen. Mindestens von uns selbst müssen wir bekennen, daß es uns auch nach gründlichem Durchlesen der vorliegenden Schrift immer noch als ein ungelöstes Rätsel erscheint, wie auf dem Wege rein naturalistischer Entwicklung sich sittlicher Fortschritt herausstellen soll und kann. — Den Inhalt der Schrift im besonderen betreffend, ist zu bemerken, daß derselbe in einen allgemeinen Teil, umfassend Urzeit, Altertum, Mittelalter und neue Zeit, und in einen zweiten Teil zerfällt, welcher besondere Verhältnisse, Sklaverei und Leibeigenschaft, die Behandlung der Greise, der Fremden und der Naturvölker behandelt. Ein letztes Kapitel betrachtet den Luxus nach seinen Beziehungen zum Kulturleben. — Eine umfassende Belesenheit hat dem Verfasser ein außerordentlich reiches Material von Thatsachen für seine Darstellung geliefert. Eine Annehmlichkeit bietet die Schrift in Beziehung auf dasselbe dem Leser dadurch, daß die berichteten Thatsachen in den Text aufgenommen, und nicht, wie in anderen Schriften, in die Noten verwiesen sind. Das Studium der Schrift wird dadurch dem Leser ganz bedeutend erleichtert, während für das Nachschlagen der Quellen kurze Andeutungen in den Noten genügen. Ein ernst sittlicher, humaner und der sozialen Reform zugewendeter Sinn tritt dem Leser in jedem Teile der Schrift sympathisch entgegen. Auch in der Schilderung des Gemeinen, Schlechten und Unsittlichen hält sich der Verfasser stets in den Grenzen strengster Decenz. Der vorliegende Band bildet nach Form und Inhalt ein Ganzes für sich.

F. R.

2. Kirche.

— Die Gemeindeordnung in den Pastoralbriefen. Von Dr. Ernst Kühl, Inspektor am Johanneum zu Breslau. (Berlin, Hertz) 1885. 152 S. 2,80 M.

Die Verfassung der christlichen Kirche in den ersten beiden Jahrhunderten und die Beziehungen derselben zu der Kritik der Pastoralbriefe. Von Dr. Johannes Müller, Pastor in Gatzen bei Groitsch. (Leipzig, Scholtze) 1885. 52 S. 1 M.

Zwei Schriften, welche den gewöhnlich nur für kurze Zeit belangreichen Wert der Zeitbroschüren weit übersteigen und trefflich geeignet sind in eines der hervorragendsten Probleme der heutigen kritischen Forschung über die Entstehung der einen christlichen Kirche und des neutestamentlichen Kanons einzuführen. Die Anschauungen der sog. Tübinger (Baurschen) Schule beginnen auch bei der kritischen Schule der neueren Zeit, wenigstens bei den gemäßigteren Kreisen, sich als Nebelgebilde zu erweisen. Jenen verschmelzenden Prozeß, durch welchen das Christentum als weltbildende Macht auch auf das Heidentum Einfluß gewann, setzt man heutzutage nicht mehr an das Ende des zweiten, sondern an die Wende des ersten Jahrhunderts. Die rechte ritschlische Schule will, daß das Heidentum damals in das Christentum eindrang und von diesem vielfach zur eigenen Verunreinigung aufgesaugt wurde. Aber warum nicht annehmen, wie der Verlauf dieses Prozesses schon in den Pastoralbriefen dargestellt wird, daß vielmehr das Christentum reinigend, heiligend und belebend auf die natürlichen Gebilde des Heidentums eindrang und sie in seinen Dienst nahm; womit sehr gut bestehen kann, daß besonders später zu Konstantins Zeit sich wieder böse Einflüsse geltend machten. In jedem Falle liegt die apostolische Zeit vor dem Abschluß dieses Prozesses. Sie ist die originale und reine Schöpferzeit des Christentums, aus deren Schoß das genuine Christentum geboren wurde. Können ihr nun auch die Pastoralbriefe zugerechnet werden? Eine gewichtige Instanz hat man aus der ausgebildeten Gemeindeordnung, welche diese Briefe zeigen, entnommen. Die obengenannten Schriften von Kühl und Müller treten dagegen den Nachweis an — Kühl in sehr eingehender Weise — daß diese Instanz nicht maßgebend ist. Sie zeigen, daß die ältesten Benennungen der christlichen Gemeindeämter zwar vielfach von jüdischen und heid-

Digitized by Google

nischen Gemeindeämtern entnommen sind, daß aber ihre Thätigkeit bei den christlichen Gemeinden keineswegs innerhalb der heidnischen und jüdischen Amtsgrenze stehen blieb. Sehr verständlich wird, warum die Christen ihre Vorsteher auch Episkopen, Prostamenoi, Presbyter u. s. w. nannten, dadurch ihre Gemeinden der heidnischen Obrigkeit als Parallelen zu den griech. Thiasoi oder Eranoi, den röm. Collegia erschienen, ein Punkt, auf welchen um 200 n. Chr. ein Tertullian im Apologeticus K. 38 f. sich beruft und sich bemüht, zu beweisen, daß diese Vereine der Christen eine licita factio seien und keineswegs zu den sodaliciis, welche staatsgefährliche Tendenzen verfolgten, gehörten. Unmöglich kann man aber daraus folgern, daß jene altchristl. Episkopen gar nichts Anderes zu thun gehabt hätten, als auch die heidnischen, daß sie also nicht, wie sie in den Pastoralbriefen erscheinen, schon Lehrer und Hirten der Gemeinden, sondern nur Verwalter ihrer äußeren Angelegenheiten gewesen seien. Wer unbefangen zusieht, dem erscheinen im ganzen neutestamentlichen Kanon die Episkopen als Diener Christi, die der Gemeinde durch Lehren und Leiten dienen. Und es ist merkwürdig, daß dieses diakonein oder kopian, diese selbstverleugnende Mühewaltung, welche so recht der Ausdruck für die Amtsführung der christlichen Episkopen ꝛc. ist, in allen Urkunden und Monumenten religiöser Genossenschaften nichtchristlichen Charakters nie rühmend erwähnt ist. Und doch entfaltet sich in dieser kräftigsten Aeußerung der christlichen Bruderliebe gerade die christliche Pflichterfüllung und muß nach diesem Vorbilde immerdar von den christl. Hirten gefordert werden, daß sie ihre Amtspflicht durch Dienen nicht durch Herrschen erfüllen, andernfalls sie durch weltliche Beamte ersetzt werden. Also aus der apostolischen Zeit gehen die Episkopen schon als lehrende und leitende Vorsteher der christl. Gemeinden hervor. Damit ist ausgeschlossen, daß 100 Jahre später jemand das Bedürfnis empfunden habe, eine solche Ordnung in den christlichen Gemeinden einzuführen und seine Einrichtung mit dem Namen des Apostels Paulus, der schon einen Timotheus und Titus als Bischöfe eingesetzt habe, zu decken. Wie sollte eine solche grobe Fälschung auch nicht bald entdeckt worden sein! Vor dem Uebergang der Episkopen in die einheitliche Leitung der Gemeinden durch *einen* Bischof findet sich also keine andere Ordnung als die der Pastoralbriefe. Stammen sie aus dieser Zeit, so können sie ebensogut von dem Apostel Paulus verfaßt sein, als von einem Anonymus. Beide angezeigte Schriften kommen zu diesem Resultat. Kühl in ausführlicher Darstellung der Gemeindeordnung der Pastoralbriefe und eingehender Abwägung der auf sie bezüglichen modernen Hypothesen, Müller, indem er in kurz zusammengefaßter, überaus klarer Weise (die Broschüre war ursprünglich ein Vortrag) darthut, daß der Annahme nichts entgegensteht, daß Paulus den 1. Timotheus- und den Titus-Brief in der Zwischenzeit zwischen der ersten und zweiten Gefangenschaft (eine solche nimmt er auf Grund von Euseb. hist. eccl. 2, 22 und Clemens Romanus ad Cor. 5 an) und den II. Timotheus-Brief nach der zweiten Gefangenschaft geschrieben habe. Wie man sich das Nähere nun auch zurecht legt: darin sind beide Schriften einig: Aus der Gemeindeverfassung der Pastoralbriefe läßt sich nichts finden, das die apostolische Zeit als ihre Abfassungszeit unmöglich mache. Da nun, wie Müller darthut, der Erweis aus der sprachlichen Eigentümlichkeit der Pastoralbriefe scheitert, daß Paulus, wie geniale Menschen öfters, in seinen Briefen überhaupt viele einzigartige Worte hat (im Galater-Brief 50, im Epheser- und Colosserbrief 140); und da man, je näher man mit jener Zeit Christi und der Apostel bekannt wird, desto mehr einsieht, wie vielfach sektiererisch dieselbe zerrissen war, so daß also die Warnung vor den Irrlehren in den Pastoralbriefen schon ganz gut am Ort sind: so wollen wir uns wohlgemut unserer Pastoralbriefe als ächter Pauliner freuen. Selbst Männer, die sie kritisch angriffen, wie Plitt, Hausrat ꝛc. haben ja zugestanden, daß aus ihnen rechte paulinische Glaubensfreudigkeit hervorleuchte und haben deshalb die Hypothesen von Verwertung paulinischer Reminiscenzen in denselben erfunden. Die kritische Schule hat an den Pastoralbriefen wie an so vielen anderen Schriften der Bibel herumgerupft, wie ein Naturforscher eine schöne Blume zerzupft, um ihre Blätter mikroskopisch zu untersuchen. Haben sich die Herren Kritiker vielfach auch selbst um den Genuß gebracht, den ein einfältiges Gemüt an solchen göttlichen Blüten hat, schließlich kommt man doch zu der Erkenntnis: es sind liebliche Blumen, die uns Gottes Geist in den Garten der Schrift gepflanzt hat.

B. F.

— Sechs Briefe über die kirchlich-religiösen Zustände im Abendlande und die ökumenische Kirche vom Standpunkt eines morgenländischen Christen. Bevorwortet von Hermann Dalton. (Bremen und Leipzig, Müller.) 1885. 1,20 M.

Ein hochgestellter russischer Staatsbeamter hat diese Briefe und zwar in deutscher Sprache geschrieben. Das ist eine erfreuliche Thatsache; denn man ist nicht gewöhnt, in den Kreisen hoher Staatsmänner in Rußland ein so ausgesprochenes religiöses Interesse und Studium zu finden. Auch in Deutschland sind die hochstehenden Staatsmänner dünn gesäet, die, außer so weit die Kirche als „politische Stütze, Macht oder Magd" in betracht kommt, auch ein warmes Herz für die „arme Magd Gottes" haben. Aus der Autorschaft aus solcher Feder ist auch verständlich, daß Pastor H. Dalton, der vor 3 Jahren die Rede des wirkl. Geheimrates Probedanoszeff „Ein herzliches Wort an unsre Jugend" in Deutschland eingeführt hat, die Briefe trotz begründeter Bedenken, besonders in bezug auf die Beurteilung der evangelischen Kirche, mit seiner empfehlenden Vorrede versehen hat. Unserer Ansicht nach kommen wir aber in keiner der verwickelten kirchlichen Fragen, und ganz besonders nicht in der nach der „Una sancta", welche auch in diesen Briefen Besprechung findet, weiter, wenn man nicht immer von der Erkenntnis der eigenen Verfehlung und dem Bekenntnis der eigenen Verderbnis, hier natürlich der kirchlichen, ausgeht. Wir unsrerseits geben dem Vertreter der griechischen Kirche gerne zu, daß die

Digitized by Google

Verderbnis, welche die lutherische Kirche in dem Rationalismus, den Sekten, dem Unitarismus gefunden hat, eine furchtbare ist, auf welche die Klage Ps. 80, 13 f. ihre Anwendung findet. Aber wir dächten, statt auf die fremde wunde Stelle zu deuten, hätte die griechische Kirche alle Ursache, auch des eigenen Schadens zu gedenken, des Abfalls und toten Christentums in ihr und der Entartung in den Sekten. Daß die Lehre der griechischen Kirche reiner geblieben ist, als die der römischen, geben wir gerne zu. Aber es ist eine Folge der Stagnation. Versteinerungen erkranken und entarten nicht. Auch den Vorwurf der Cäsaropapie, der uns in den Briefen gemacht wird, müssen wir als verdient anerkennen, wenn wir auch darauf hinweisen können, daß in immer weiteren Kreisen das Recht der Kirche gegenüber dem Staat und der staatlichen Obrigkeit ernst zurückgefordert wird. Ob aber die griechische Kirche wirklich Ursache hat, zur Prüfung ihrer Zustände nach dieser Seite hin aufzufordern? Wir bezweifeln es. Es klingt recht erfreulich, wenn der Verf. erzählt, daß ein hochgestellter griechischer Geistlicher im öffentlichen Vortrag in Petersburg erklärt habe, die Lehre der orthodoxen Kirche stimme völlig mit der protestantischen oder richtiger gesagt göttlichen Lehre, daß der Mensch nur durch den Glauben gerettet wird. (S. 15.) Aber ist das wirklich unsere evangelische Lehre von der Rechtfertigung aus dem Glauben an Christum? Ohne Glauben ist überhaupt keine Religion möglich. Und wenn selbst diese lutherische Lehre gemeint wäre — wir fragen: Hat denn die griechische Kirche auch Ernst gemacht mit dieser centralen Lehre? Wir merken nichts davon. Wir können darum auch nicht an eine Union zwischen evangelischer und griechischer Kirche denken. Sie ist ja schon Projekt gewesen. Wir gestehen gerne zu, daß es einen treuen gläubigen evangelischen Christen beschämt, wenn ihm der Abfall in seiner Kirche vorgehalten wird, wie S. 8 der Briefe. Aber wir müssen auch gestehen: das, was wir bedürfen, eine Belebung der uns gegebenen Gaben und Kräfte, eine Belebung besonders auch in weiten Kreisen der Gemeinden, das könnte uns die griechische Kirche nicht geben.

B. F.

— Aus dem geistlichen Amte. Erinnerungen und Winke, vornehmlich jüngeren Amtsbrüdern dargeboten von Franz Splittgerber. (Leipzig, Georg Böhme) 1886. 252 S. 2,60 M., geb. 3,40 M.

Auf des verstorbenen Generalsuperintendent Jaspis Wunsch hat der durch seine psychologisch-apologetischen Schriften „Schlaf und Tod", „Aus dem inneren Leben", „Das Sterben wahrer Gotteskinder" ꝛc. bekannte Pastor Splittgerber dieses sich den Erinnerungen Büchsels würdig an die Seite stellende Buch herausgegeben und dadurch gewiß manchen Amtsbruder zum Dank verpflichtet. Denn aus dem Boden eines gläubigen Gemütslebens, das unter dem Druck von Krankheit und Anfechtung gereift ist, kann der Verf. aus seiner reichen Erfahrung in der ansprechendsten Form bieten, was heilsam und nützlich ist zu einem gesegneten, geduldigen Amtswirken. Tritt sonst bei derartigen Arbeiten leicht die Eitelkeit hervor, so atmet hier alles eine tiefe Demut; die Erkenntnis: durch Gottes Gnade bin ich, was ich bin. Er hat selbst im Auge gehabt, was er uns allen zum Schlusse zu bedenken gibt (S. 252): „Pestalozzi soll einmal im Zorneseifer über den Dünkel mancher jüngerer Lehrer, die sich mit ihrer angelernten Methode brüsteten, das Wort ausgerufen haben: Es ruht ein Fluch auf dem Wirken eines jeden Schulmeisters, welcher vom Dünkel besessen ist! So ist ohne Zweifel auch in der geistlichen Amtsführung jede Eitelkeit gleich dem giftigen Meltau, welcher unvermerkt die im Aufwachsen begriffenen Saaten verdirbt." Das Buch wirkt um so packender, da es bei allem Eingehen auf das pastorale Leben doch uns gerade Splittgerbers Wirken als Militärgeistlicher in Kolberg darstellt und sich dadurch jeder blassen Allgemeinheit entschlägt. Wir werden hineingeführt in seinen Kampf mit den unliebsamen Bußprediger hassenden Offizieren, sehen aber auch, wie er durch seine aufrichtige Treue sich Respekt gewinnt und, wenn auch nicht ohne Fehler zu machen, Liebe erwirbt. Wer aber glauben sollte, das Buch sei nur für Militärgeistliche, der würde sich irren, denn, wie Splittgerber wiederholt betont, überall wendet sich die Arbeit des Pastors gegen die freilich so oder so geartete Sünde und ruft zu demselben Heilande. Goldene Worte redet der Verf. für jeden Pastor „über seinen Verkehr und Umgang" (S. 142). Das Kapitel „Hindernisse in der Amtsführung" (S. 59) zeigt, wie er, der begeistert für unsere Armee eintritt und deswegen sogar von bürgerlicher Seite verklagt und in der liberalen Presse angegriffen wurde, doch auch ein offenes Auge hat für ihre Schäden und zwar in Offiziers- und Soldatenkreisen. Aus seiner Erfahrung beweist er, daß die, gewiß ihr gutes Teil Wahrheit habende Rede „Die Armee ist die beste Schule" auch ihre Schattenseite hat. Der Soldat lernt auch Schlechtes. Wie groß muß darum die Verpflichtung von Staat und Kirche sein, dafür zu sorgen, daß durch Gottesdienst, Bibelstunden, Seelsorge, Krankenbesuche, Schriftenverteilung, aber auch durch Einrichtung von Sälen in den Kasernen, in welchen die Soldaten lesen und Briefe schreiben können, dem Verderben entgegengearbeitet wird. In ganz richtiger Weise beurteilt Splittgerber auch das Offiziersduell. Einige Glossen zu Spl.'s Buch dürfen wir uns jedoch auch gestatten. Sehr ehrlich ist es von dem Verf., daß er S. 11 Knak als die Quelle seines in der Antrittspredigt gebrauchten Bildes: „Das Leben, ein Wandel auf morscher Brücke" nennt. In der That aber führt es seinen Ursprung auf den großen Anselm von Canterbury (Meditationes) zurück. Splittgerber muß traurige Erfahrungen mit den Breslauer Lutheranern gemacht haben, daß er (S. 85) so betont, „selbst aufrichtig fromme lutherische Separatisten hätten seine Kirche besucht". Und doch gibt er dem verstorbenen Dr. Besser ein so schönes Zeugnis. Das gilt von noch gar vielen dieser Brüder, die sich einen weiten Blick erhalten haben. Auch in unserem Buche findet sich die leidige Sitte, die Namen, auch wenn sie recht gut ganz stehen könnten, bloß mit den Anfangsbuch-

Digitized by Google

staben zu bezeichnen (z. B. S. 167 „Gymnasialdirektor G. St., ältester Sohn des bedeutenden Theologen R. Stier"). In Bezug auf die Glasmalerei, speziell im Kölner Dome, können wir die Vorliebe für die moderne Kunst nicht teilen. Effekt und Klarheit ersetzt nicht Kunst und ideale Wahrheit. — Allein trotz dieser Geringfügigkeiten: wir haben das Buch mit Freuden gelesen und seufzen gar nicht darüber, daß der Verf. noch zwei weitere Bändchen „Erfahrungen aus seinem späteren Amtsleben" in Aussicht stellt.

B. F.

3. Geschichte.

— Johann Wiclif und seine Zeit von Buddensieg. Zum fünfhundertjährigen Wiclifjubiläum (31. Dezember 1884). Achtes Tausend. (Gotha, Perthes.) 1885. 214 S. 3 M.

Der gelehrte Forscher, dessen musterhafte Ausgabe von 26 lateinischen Schriften Wiclifs wir bereits bei unserem in dieser Zeitschrift (Dezemberheft 1884) abgedruckten Lebensbilde Wiclifs dankbar erwähnt und benutzt haben, hat in dieser Jubiläumsschrift eine ebenso auf strengem wissenschaftlichem Studium ruhende als in der Form klar und schön geschriebene, weiten Kreisen zugängliche Darstellung des Lebens und der Lehre dieses Morgensterns der Reformation und der ihn umgebenden kirchlichen, politischen und socialen Verhältnisse geliefert. Ist Lechlers zweibändiges Werk, welches als eine der bedeutendsten Wiclif-Biographien auch in England anerkannt ist, nur für Gelehrte bestimmt, so kann das Werk Buddensiegs, welcher übrigens auch eine Festschrift in englischer Sprache: John Wiclif, Patriot and Reformer. F. Fisher Unwin, London hat erscheinen lassen, von jedem Gebildeten mit Genuß gelesen werden. (Wir hätten gewünscht, daß, wo ein lateinischer oder englischer Satz vorkommt, diesem auch eine deutsche Uebersetzung beigefügt worden wäre.) Die Schrift gewährt einen trefflichen Einblick in jene Zeit, welche in ihrem Ringen zwischen imperium und sacerdotium, ihrem Klassenhaß, ihrem Drang nach neuen Verhältnissen in Kirche, Staat und Gesellschaft soviel Aehnlichkeit mit unserer Gegenwart hat. Eine neue Angabe über Wiclifs Geburtsort macht Buddensieg sehr wahrscheinlich. Derselbe teilt mit, daß die Stelle in Lelands Itinerary, auf welche gestützt man bisher ein Spreswell bei Richmond als Geburtsort Wiclifs annahm, lädiert und der Zusatz „ein Dörfchen, eine Meile von Richmond" von Lelands Fortsetzer Stow zugefügt sei. In einer älteren Abschrift, welche Stow von Leland gemacht habe, fehle dieser Zusatz, und das Dorf heiße Ipreswel (Ipswell, Hipswell), wovon sich noch Ruinen bei Wyclyffe fänden. Bewähren sich diese Angaben, so sind alle bisherige Schwierigkeiten mit Richmond in Yorkshire gehoben. Mit möglichster Gewißheit hat Buddensieg auch dargethan, daß Wiclif in Oxford gleich anfangs in das Balliol-College eintrat, und daß jener Wiclif, welcher 1356 als Seneschalc (Rentmeister) des Merton-College vorkommt, nicht mit ihm identisch ist. Dagegen können wir uns auch durch Buddensiegs Ausführung nicht für überzeugt halten, daß die Klagen gegen Wiclif bei der Kurie nicht von dem englischen Episkopat, sondern von den Bettelmönchen ausgegangen seien. Den Ausdruck Apostaten konnte Wiclif von seinen Anklägern auch in dem Sinne nehmen, daß sie vom Herrn abgefallen seien. Der Ausdruck pueri, mit welchem Walsingham, der Chronist, sie belegt, ist uns unverständlich, ob wir ihn auf Bischöfe oder Mönche anwenden. Was aber für die Thätigkeit des Episkopates in der Sache spricht, ist die hohe Bedeutung, welche man der Klage in Rom beilegte. Wir denken, diese Biographie wird die Geschichte des für die deutsche Reformation hochbedeutsamen Mannes, von dem ein zeitgenössischer Gegner, der Kanonikus H. Knigthon in Leicester, gesagt hat: „er ist ein Mann tiefen Wissens, in der Disputation stark und mächtig und von der großen Masse der Theologen einem Gott fast gleichgeachtet", weiten Kreisen bekannt geben.

B. F.

— Friedrich der Große. Denkwürdigkeiten seines Lebens nach seinen Schriften, seinem Briefwechsel und den Berichten seiner Zeitgenossen. (Leipzig, Fr. Wilh. Grunow.) 1886. I. S. XII und 592. II. S. 504. 8°. 10 M.

Es wird in dieser Sammlung der Gedanke verfolgt, Friedrich den Großen aus den Quellen selbst kennen zu lernen. Als solche Quellen haben in erster Linie die Akten zu gelten, die in letzter Zeit zahlreich bekannt geworden sind. Die Auswahl ist nicht immer glücklich. Zuerst macht es sich als empfindlicher Mangel für das Ganze geltend, daß die ganze Publikation der politischen Korrespondenz Friedrichs des Großen nur bis zum Beginn des siebenjährigen Krieges vorgeschritten ist. Für die spätere Zeit waren dann nur die oeuvres vorhanden und das von Lehmann und Stadelmann Publizierte. Ueber den bayerischen Erbfolgekrieg, die Entstehung des Fürstenbundes ist so gut wie gar nichts zu finden. Auch für die frühere Zeit hat die Sammlung preußischer Staatsschriften keine genügende Berücksichtigung gefunden. Gerade unter den Flugschriften findet sich vieles für Friedrich Charakteristische, was eher eine weitere Verbreitung verdient hätte, als die aus Stein und Nicolai entlehnten Anekdoten, über deren Glaubwürdigkeit im einzelnen Falle doch mehr als ein Bedenken erhoben werden kann. Ganz überflüssig aber erscheint mir der Abdruck von Zimmermanns Salbaderei, der über seinen Aufenthalt beim König ausführlich in einer besonderen Schrift berichtet hat. Konnten denn fünfzig Seiten mit nichts Besserem ausgefüllt werden? Einiges aus den Aufzeichnungen Lucchesinis über die Tischgespräche Friedrichs in dem letzten Jahrzehnt seiner Regierung hätte sicher Interessanteres geboten. Ueberhaupt ist es zu tadeln, daß die inneren Verhältnisse des Landes keine ausreichende Berücksichtigung gefunden haben. Hier hatten doch die neuesten Publikationen aus preußischen Staatsarchiven vorgearbeitet. Für die Stellungnahme Friedrichs zur katholischen Kirche, insbesondere zu der Schlesiens, ist aus Lehmann nicht immer das Treffende ausgewählt. Gerade hier hätte sich ein Abweichen von der chronologischen Reihenfolge, eine Abteilung nach Materien em-

pfohlen. Es wäre so dem Laien eher möglich, in eine Beurteilung der Fragen einzudringen, während er gegenwärtig in bunter Folge ein Stück ohne inneren Zusammenhang an das andere gereiht dargeboten erhält.

Der Verfasser dieser Sammlung ist ohne Zweifel derselbe, wie der Uebersetzer der Memoiren de Catts, mit dem die Verwaltung der preußischen Staatsarchive in Konflikt geriet. Die Noten der vorliegenden Publikation bieten die gleichartigen textkritischen Versuche. Wenn einmal geäußert wurde, jener Anonymus sei ein hochgestellter Beamter, mit dem v. Sybel ungern Streit begonnen hätte, wenn er seinen Namen gewußt, so ist doch von der Wissenschaftlichkeit dieses Anonymus gering zu denken, wenn man die jedem Bande beigefügten Anmerkungen einer genaueren Durchsicht unterzieht. So löblich auch der Zweck ist, Friedrich den Großen in seinen eigenen Schriften und den Aeußerungen seiner Zeitgenossen uns vorzuführen, die vorliegende Ausgabe kann nicht den Anspruch erheben, einen unbedingten Empfehlungsbrief mit auf den Weg zu nehmen. H. L.

4. Länder und Völker.

— Geographische Charakterbilder. Von Berthold Volz, Direktor des Viktoria-Gymnasiums in Potsdam. Mit mehr als 300 Illustr. (Leipzig, Fues' Verlag [R. Reisland]). 1886. 45 Lief. à 50 Pf.

Wie der Prospektus besagt, wird das ganze Werk in sieben Hauptabteilungen zerfallen, nämlich in: Afrika, Asien, Amerika, Australien, Polarländer, Europa und Deutschland. In den uns vorliegenden drei ersten Lieferungen wird mit Nord-Afrika begonnen und soweit wir darnach schon urteilen können, ist der bekannte Herausgeber bei der Auswahl der einzelnen Stoffe mit geschickter Hand vorgegangen. Die Darstellungen, denen überall die besten Quellen — z. B. die Werke von Lenz, Nachtigal, v. Fritsch, Schwarz, Zöller u. A. — zugrunde liegen, sind dadurch, daß sie mehr, als im Geographieunterricht geschehen kann, das Einzelne berücksichtigen und es der sinnlichen Anschauung näher bringen, auch mehr geeignet, die Phantasie zu fesseln und das Gemüt zu erwärmen. Die Bilder werden aber auch noch eine weitere Wirkung üben, sie werden den Blick des jugendlichen Lesers von dem Einzelnen auf das Ganze lenken und seinen Geist das Bedürfniß empfinden lassen, jene geschilderten Gegenden, die seine Teilnahme gewonnen haben, auch mit Verständnis in das große Gesamtbild der Länder- und Völkerkunde einzureihen. Volz' Werk wird nach seiner Vollendung eine empfehlenswerte Ergänzung zu weniger eingehenden Handbüchern der Geographie (z. B. die von Daniel, Hellwald ꝛc.) bilden. Sei das Werk somit warm empfohlen. Auch die äußere Ausstattung läßt nichts zu wünschen übrig.

Gr.

5. Biographisches.

— Mitteilungen aus dem Leben des Grafen Terenzio Mamiani nach der „Commemorazione di Terenzio Mamiani" von Luigi Ferri. Rom 1886.

Aus der Reihe der bedeutenden Männer, welche zu der politischen Neugestaltung Italiens wesentlich beigetragen haben, ist am 21. Mai 1885 einer der letzten durch den Tod ausgeschieden, dessen Name auch in Deutschland nicht vergessen werden wird: wir meinen den Grafen Terenzio Mamiani. Eine ausgezeichnete Gelegenheit, auch die Leser unsrer Monatsschrift mit diesem als Dichter, Philosoph, einflußreicher Schriftsteller und Staatsmann bedeutenden Manne näher bekannt zu machen, gewährt die Rede, welche sein edler Freund, der Professor an der Universität zu Rom Luigi Ferri in der Akademie dei Lincei am 10. Januar d. J. zum Gedächtnis des Verstorbenen gehalten hat und aus der wir das Folgende hervorheben.

Graf Terenzio Mamiani della Rovere ist den 18. September 1799 in Pesaro geboren, in einer Familie, in der die Liebe zur Bildung, die Freiheit der Lebensformen und das staatsmännische Talent traditionell waren. Dem Wunsche des Vaters gemäß, daß der Sohn die kirchliche Laufbahn einschlage, lebte Terenzio bis Ende 1819 im Seminario Romano in Rom, wandte sich aber alsbald aus der klösterlichen Richtung dem freieren gesellschaftlichen Leben, dem Umgange mit Gelehrten und dem ernsten Studium der Physik und der klassischen Litteratur zu. Die Jahre 1825—27 verlebte er in Florenz in nahem Verkehr mit den damaligen Hauptführern der italienischen Bildung in Kunst und Wissenschaft, Poesie und Politik, unter denen Leopardi, Giordani, Manzoni, Forti, Capei u. a. hervorragten. Hier entschied sich auch Mamianis Geist für die Richtung, in welcher er bis zu seinem Tode litterarisch und staatsmännisch thätig gewesen ist, nämlich sich nur „von der Idee des Vaterlandes, von der Sehnsucht nach Wiedererneuerung seiner Herrlichkeit und seiner ruhmreichen Zukunft" leiten zu lassen. Im Jahr 1827 übernahm er an der Militärakademie zu Turin die Professur der italienischen Litteratur, und nicht wenige Männer, welche in den späteren Vaterlandsschlachten mit kämpften, haben seiner Vorträge mit Dankbarkeit gedacht, durch die ihre Liebe zum Vaterlande hervorgerufen und genährt worden war. Aus dieser Stellung riß ihn die Nachricht von dem Ausbruche der französischen Julirevolution 1830 und trieb ihn zur lebhaftesten Teilnahme an der auch in mehreren Ortschaften Italiens ausgebrochenen Bewegung. Er ging nach Bologna und trat als Minister des Innern in die errichtete provisorische Regierung ein. Diese Revolution mißglückte, hat aber doch nachweisbar für die Volkserhebung von 1848 wesentlich vorgewirkt. Die Theokratie siegte und die Rebellen wurden verbannt: Mamiani ging ins Exil nach Frankreich. In Paris begann die Epoche der Entbehrung, ja der Dürftigkeit und der Arbeit, deren fünfzehnjährige Dauer Mamiani durch gründliche Studien und durch zahlreiche Produktionen einer reiferen geistigen Thätigkeit ausgefüllt hat. Seit 1832 ist nicht mehr die Poesie die einzige Quelle, aus der seine Vaterlandsliebe ihre Aussprüche schöpft, sondern mit ihr verbindet sich die eingehende Beschäftigung mit der Geschichte der Philosophie und den Systemen der sozialen Wissenschaften. Der Grund-

Digitized by Google

gedanke, welchen Mamiani in seinen zahlreichen aus dieser Epoche stammenden Schriften verfolgt, ist, die politische Emanzipation Italiens durch eine intellektuelle Bildung vorzubereiten, die nicht bloß auf den Verstand, sondern auch auf die Gesinnung und den Charakter der Nation läuternd und veredelnd einwirken sollten.

Die nächste Unterbrechung der schriftstellerischen Thätigkeit Mamianis trat im Vorjahre der Revolution von 1848 ein, als auch in Italien der Nationalgeist sich unter dem Drucke der thatsächlichen Verhältnisse rührte und einflußreiche und beredte Schriftsteller, wie Gioberti u. a., der Nation in Rückerinnerung an die frühere Größe ein imposantes Bild ihrer Befähigung vor Augen stellten, während auch einzelne Regierungen selbst auf den Weg der Reformen übergingen. Auch der päpstliche Hof schien sich der evangelischen Vorschrift der Verzeihung zu erinnern, indem eine vom Papst bewilligte Amnestie den Emigranten des römischen Staates die Rückkehr ermöglichte. Mamiani konnte sich jedoch, durch frühere Erfahrungen gewarnt, nicht zur Rückkehr entschließen, und die Entwickelung der Geschichte war ihm so günstig, daß ihm schließlich auch der Papst ohne Vorbehalt erlaubte, sich im römischen Staat aufzuhalten.

Die hier nun eintretenden Ereignisse führten den schroffsten Konflikt zwischen der Demokratie und der päpstlichen Regierung herbei, welcher auch durch durch die Bewilligung einer ständischen Verfassung durch Pius IX. nicht geschlichtet werden konnte. Mamiani, der zwar auf der Seite des nationalen Einheitsstrebens stand, ebenso sehr aber auch allen demokratischen und republikanischen Ausschreitungen kühn entgegen zu treten wagte und durch Reden und Schriften, wie durch privaten Verkehr mit den maßgebenden Personen die Parteien zu beruhigen suchte, wurde vom Papst für geeignet gehalten, in der von Widersprüchen und Gefahren erfüllten Situation des Staates und des ersten konstitutionellen Ministeriums unter Präsidentschaft des Kardinals Ciacchi zur Leitung der inneren Angelegenheiten berufen zu werden. Der gehoffte Erfolg entsprach Mamianis Absichten und Bestrebungen nicht: der zum Ministerpräsidenten erhobene Pellegrino Rossi wurde, als er der Anarchie durch strengere Maßregeln wehren wollte, vom Pöbel ermordet, Mamiani übernahm das Portefeuille des Aeußeren, konnte aber gleichfalls die Ausschreitungen der republikanischen Partei so wenig hindern, daß unter der Herrschaft des Pöbels jedes geordnete Regiment ganz unmöglich wurde, und das Staatsoberhaupt aus Rom nach Gaeta entfloh. Mamiani entsagte nunmehr einem Amte, welches sich mit der geschworenen Treue und den konstitutionellen Prinzipien nicht mehr in Einklang bringen ließ, bewies jedoch ebenso sehr seinen persönlichen Mut, wie seine Vaterlandsliebe dadurch, daß er sich der Wahl zum Deputierten der von den Republikanern für Konstituierung der römischen Republik einberufenen Versammlung nicht entzog. Am 9. Februar 1849 hielt er in derselben, ohne sich durch die unbestraften Gewaltthätigkeiten der Fraktionen abschrecken zu lassen, eine feurige Rede, worin er die republikanische Regierungsform bekämpfte, welche nur die Kräfte zu spalten und die gerechten Hoffnungen der Nation für lange Zeit zu vereiteln im stande sei. Die Richtigkeit dieser Ansicht bestätigte sich bald, indem, wie bekannt, durch fremde Waffen die absolute Macht des Papstes wieder hergestellt wurde. Mamiani fand ein Asyl in Piemont.

Der Raum gebietet, aus der zweiten Hälfte seines Lebens nur noch einige Hauptpunkte hervorzuheben. Zunächst wandte Mamiani sich wieder der Wissenschaft zu und gründete in Genua die Akademie der italienischen Philosophie, in der er sechs Jahre als Präsident eine große Anzahl bedeutender Männer aus verschiedenen Provinzen zu gemeinsamer nationaler Arbeit vereinigte. Alsdann zum Deputierten ins Parlament gewählt übte er als Rat der Krone, im Verkehr mit den fremden Gesandten, im Unterrichtswesen und besonders auch durch seine beredte Unterstützung der nationalen Politik des Grafen Cavour einen großen Einfluß aus. Dieser Einfluß erweiterte sich durch die in Turin 1857—1859 gehaltenen Vorlesungen über Philophie und Geschichte, die er 1871 in Rom wieder aufnahm und deren Grundgedanken er in mehreren Schriften, sowie namentlich auch in den zahlreichen Abhandlungen der von ihm 1870 in Florenz unter dem Titel „Die Philosophie der italienischen Schule“ gegründeten Zeitschrift niederlegte. Auch als Minister des öffentlichen Unterrichts im Turiner Ministerium war er in hervorragender Weise thätig und hat die Grundsätze seiner Verwaltung in einer instruktiven Schrift veröffentlicht. Die allmähliche Entscheidung der Geschicke seines Vaterlandes hat Mamiani meistenteils in Rom erlebte, wo auch der Verfasser dieser Skizze das Glück hatte, diesen bedeutenden Mann von liebenswürdigster Persönlichkeit kennen zu lernen.

Während der letzten Lebensjahre widmete er seine Kräfte vornehmlich der Ausgestaltung seines philosophischen, dem Platonismus zugeneigten Systems, dem Studium der Kunstgeschichte und den Werken der Menschenliebe. Noch auf dem Sterbelager korrigierte er die Druckbogen seines letzten Werkes „Ueber das Papsttum“. St.

6. Poesie.

— Fridericus redivivus. Oden und Episteln Friedrichs des Großen. Deutsch von Theodor Vulpius. Mit Beifügung des französischen Textes und historischer Erläuterungen. (Berlin, Richard Eckstein Nachfolger [Carl Hermann]). 1886. XI u. 284 S. gr. 8°. 5 M.

Friedrich der Große hat von der deutschen Litteratur nur gering gedacht; zum Ausdruck poetischer Gedanken schien ihm nur die französische Sprache geeignet. Nur einmal hat Friedrich in deutscher Sprache gedichtet (oeuvres XXVII, 3, 182), und dieser Versuch hätte in dieser Sammlung um so mehr Aufnahme zu finden verdient, da er den Beweis liefert, wie schwer es Friedrich wurde, in die ungelenke deutsche Sprache seine Gedanken einzukleiden. Betreffs der Auswahl aus den Gedichten Friedrichs hätte ich gern eine Berücksichtigung der frühesten Gedichte gesehen, z. B. die während des polnischen Erbfolgekrieges verfaßten haben

einen ganz eigenartigen Charakter, dessen Wiedergabe sich lohnte. Die Uebersetzung ist wohl formgewandt, doch fehlt es nicht an Unebenheiten, z. B. S. 5: Gefangener in Carthagos Wut. Der satirische Ton Friedrichs ist nicht immer voll getroffen, so in dem Gedichte S. 230 ff. Doch derartige Kleinigkeiten müssen zurücktreten in Anbetracht der löblichen Absicht, den Philosophen von Sanssouci uns als Dichter vorzuführen. Die Druck-Ausstattung des Werkes gereicht der Verlagshandlung zur Ehre. H. L.

7. Musik.

— Enzyklopädie der evangelischen Kirchenmusik, bearbeitet und herausgegeben von S. Kümmerle. Lief. 1—8. (Gütersloh, C. Bertelsmann.) à 2 M.

Mit Bezugnahme auf eine kurze Anzeige im Septemberheft der ‚Allgem. Konservat. Monatsschrift' vom Jahre 1884, die sich auf die damals erschienenen ersten vier Lieferungen dieser ‚Enzyklopädie' beschränkte, ist nunmehr von dem weiteren Fortgange des höchst verdienstvollen Unternehmens zu berichten, daß inzwischen wieder vier neue Lieferungen — 5 bis 8 — erschienen sind. Die 1885 veröffentlichte achte Lieferung, die neueste, welche dem Referenten vorliegt, schließt mit dem Buchstaben J, der indessen noch eine Fortsetzung erwarten läßt. Laut Ankündigung des Prospektes sollte das 12 bis höchstens 15 Lieferungen umfassende Werk spätestens mit Abschluß des Jahres 1884 vollständig hergestellt sein. Bis dato 1886 ist man demnach noch mit der ungleich umfänglicheren Hälfte des Unternehmens hinter dem Voranschlag in Rückstand geblieben. Sollte Mangel an Teilnahme für das Werk auf die Verzögerung Einfluß geübt haben, so könnte man eine solche Ursache nur lebhaft bedauern. Denn diese Enzyklopädie hat wahrlich ein besseres Loos verdient, als einer kühlen Achtlosigkeit zum Opfer zu werden, die auch bemerkenswerten Litteratur-Erscheinungen gegenüber sich immer mehr breit macht — einer frostigen Gleichgiltigkeit, welche erstarrend und lähmend auf den Schaffenstrieb der Autoren, wie auf die Unternehmungslust der Verleger einwirkt. — In der That verdient dieses Nachschlagebuch den allerlebhaftesten Anteil und die thätigste Unterstützung aller Freunde evangelischer Kirchenmusik; ja man kann sagen, aller gebildeten Angehörigen der evangelischen Kirchengemeinschaften ohne Unterschied der abweichenden Bekenntnisabschattungen des vornehmsten und allen gemeinsamen Lehrbegriffes, soweit derselbe Inhalt und Geist zur Form des reinen Kunstschönen auszutönen, in dem Born heiliger Musik eine unerschöpflich reiche Quelle gefunden hat und fort und fort findet. Den ersten Dank schulden dem nützlichen und anziehenden wie lehrreichen Buch freilich die deutschen evangelischen Bekenntnisgenossen und unter diesen zunächst die lutherische Kirche, deren Geist sich ohnehin auf dem Gebiet kirchlich-liturgischer und geistlicher Tonkunst schöpferischer bethätigt hat, als jeder andere Genius der Musica sacra von den Tagen Gregors des Großen bis zur unmittelbaren Gegenwart herab. Wer sich eine „annähernd erschöpfende Anschauung von der unermeßlichen Fülle alles Geleisteten und Vorhandenen im Bereich der mannichfaltigen Gattungen evangelischer Musik — insonders auch der lutherischen Kirche — verschaffen möchte, dem bietet diese Enzyklopädie sehr auskömmlichen Stoff in bequemster Form dar. Dieselbe hat keinen Vorgänger auf dem Wege nach den Zielen, die sie erstrebt. Sie füllt deshalb in der lexikalischen Spezialgeschichte heiliger und durchaus auf die höchsten christlich-menschlichen Ideale gerichteter Tonkunst eine langher empfundene Lücke aus. — Der angekündigten Absicht gemäß soll das vollendete Werk etwa zweitausend alphabetisch geordnete Artikel umfassen, die den gesamten Wissensstoff der vielgestaltigen Disziplin in gedrängter Darstellung, wie in einem wohlverwalteten Magazin, übersichtlich zu sammeln und auseinanderzusetzen bezwecken. Vorliegende acht Lieferungen sind diesem Programm in sehr befriedigender und instruktiver Ausführung treulich gefolgt. — Die Artikel dieser Lieferungen verbreiten sich namentlich über allen Stoff, der mit dem Gesange der evangelischen Gemeinden zusammenhängt. Man erfährt die Entstehungsgeschichten und Schicksale unserer verbreitetsten Choräle, ihre dichterischen und musikalischen Urheber, ihre hauptsächlichsten Varianten, welche durch in den Text eingedruckte Noten veranschaulicht werden. Fußnoten erläutern hier und überall den Text und weisen die Quellen nach, aus denen der Herausgeber seine Behauptungen und Mitteilungen mit erstaunlicher Belesenheit geschöpft hat. Ihm entgeht nicht leicht eine Thatsache oder ein Umstand, der für seinen Gegenstand ihm von Belang zu sein scheint. So verschmäht er es z. B. nicht, zur Geschichte und Darstellung des Kriegshymnus der deutsch-lutherischen Kirche: Ein' feste Burg ist unser Gott, Notiz zu nehmen von einem abgeschmackten gegnerischen Versuch, der diese aus dem reinen Feuer begeisterten Glaubensmutes Luthers in Einem Guß hervorgeströmte Liedweise im geringschätzigen Licht eines aus drei oder mehr katholischen Ritual-Tonsätzen mühselig zusammengestoppelten Plagiates darstellen möchte. Nach dem in Noten versinnlichten Verfahren jenes ungenannten „katholischen Forschers" würde jeder findige Musiker — etwa als Mitarbeiter eines Witzblattes — keine allzu große Mühe haben, den Begriff der Originalität in der Tonkunst vollends hinaus zu demonstrieren. Das Wort der Verteidigung des „aus der Tiefe deutschen Volksgeistes" geschöpften Lutherschen Eigentumes wäre deshalb wohl kaum nötig gewesen. Man ersieht aber aus diesem einen Beispiel schon, wie gründlich die Geschichte der einzelnen evangelischen Kernlieder in der Enzyklopädie behandelt und beleuchtet worden sind. Gründliche Sachkenntnis und gewissenhafte Prüfung des Beglaubigten ist überhaupt ein hervorstechender Vorzug der ganzen Stoffbehandlung und ein Hauptverdienst des Werkes. Man gewinnt sehr bald die Ueberzeugung, daß man demselben das volle Vertrauen der kritischen Genauigkeit und historischen Zuverlässigkeit entgegenbringen dürfe, da denn auch Ueberlieferungen — zumeist in Fußnoten — aufgeführt werden, welche die spätere

Digitized by Google

kunstgeschichtliche Kritik als unzutreffend oder entstellt und ungenau erwiesen hat. — Wie die Choräle, so haben auch andere Gattungen evangelischer Tonkunst eine mehr oder weniger eingehende Auseinandersetzung erfahren. Selbst die der Motette und dem Madrigal entflossenen Formen der englischen „Anthems“ werden in einem instruktiven besonderen Artikel formal und geschichtlich abgehandelt. — Von Wert sind ebenfalls die Mitteilungen über Gemeindegesangbücher von Belang, soweit denselben Melodienbücher beigefügt oder die einzelnen Originalweisen in den Text eingedruckt sind. Unter Artikeln solchen Inhaltes zeichnet sich besonders derjenige über das Freylinghausensche Gesangbuch aus, welcher ganz entschieden der Ueberlieferung entgegentritt, daß Seb. Bach an den Bässen der Lieder mitgearbeitet habe. — Lehrhafte Disziplinen der Tonkunst haben in den Artikeln über die einzelnen sogenannten Kirchentöne des alten Tonsystems eine kurzgefaßte lichtvolle Vertretung gefunden. Hierher kann man auch die monographischen Auseinandersetzungen zählen, welche mit der Bautechnik und den Einzelheiten der Kirchenorgel zusammenhängen. Im Anschluß daran erteilt der ausführliche Artikel „Begleitung“ (S. 132 bis 150) schätzenswerte Bemerkungen und Ratschläge, die dem zunehmenden Verfall des Orgelspiels wirksam entgegenarbeiten helfen können, wenn die Organisten verständig genug sind, sich in ihrer praktischen Amtsführung von denselben leiten und bestimmen zu lassen. — Eine erschöpfende Erwähnung alles in der trefflichen Enzyklopädie aufgeschichteten Materials kann nicht in der begrenzten Aufgabe dieses Referates liegen. Aber der Bericht würde eine klaffende Lücke sich zum Vorwurf machen müssen, wenn er einen wesentlichen Hauptteil des Ganzen mit Stillschweigen übergehen würde: nämlich die kritisch-biographischen Aufsätze. Dieselben verbreiten sich über alle Persönlichkeiten von den Anfängen bis herab zur Gegenwart, welche sich durch hervorragende Leistungen auf den Gebieten schöpferischer evangelischer Tonkunst besonders in den Gattungen des Gemeindeliedes, des Kirchenchores und größerer chorischer Kunstformen ausgezeichnet haben; auch die Förderer der musikalischen Litteratur für die Orgel, Meister des Orgelspiels und der Orgelbaukunst, namhafte Tonlehrer der einschlägigen Disziplinen und bedeutendere Erforscher der betreffenden Kunstgeschichte haben je nach dem Maße ihrer Verdienste eingehendere oder knapper gefaßte Darstellungen jener und ihrer Lebensgänge gefunden. Mit Recht ist das Bachsche Musikergeschlecht und als Haupt desselben Johann Sebastian Bach, der Leipziger gewaltige Thomaskantor, mit besonderer liebevoller Sorgfalt bevorzugt worden. Damit soll aber nicht angedeutet sein, daß andere Meister, welche sich zu jenen strömenden Bächen etwa wie Neben- und Zuflüsse verhalten, zu kurz gekommen wären. Vielmehr hat der gewissenhafte Herausgeber auch den obsoletesten Kapazitäten durch eingehende Quellenstudien gerecht werden zu können, keine Mühe gescheut. Nicht selten gelingt ihm eine überzeugende Berichtigung irrtümlicher Auffassungen und Ueberlieferungen, die sich von einer geschichtlichen Darstellung in die andere eingeschwärzt haben: so z. B. die Verwechselung des Verfassers eines 1490 geschriebenen Traktats de musica, Adam von Fulda, mit Adam Kraft (Crato), der 1493 geboren, als hessischer Theologe der Reformationszeit ebenfalls unter dem Namen Adam von Fulda zu einer geschichtlichen Persönlichkeit wurde. — Während man durchweg zumeist die Gerechtigkeit und Klarheit der Beurteilung und Würdigung der Tonmeister, welche Aufnahme in der Enzyklopädie gefunden, von seiten ihres Herausgebers anerkennen muß als ein nicht zu unterschätzendes Verdienst des Werkes, so scheint die kritische Autorität, welcher Herr S. Kümmerle in Beurteilung des Johannes Eccard folgte, ihn in seinem rektifizierenden Eifer etwas über das Ziel hinausgeführt zu haben. Johs. Eccard wurde durch C. von Winterfeld und G. W. Teschners neue Ausgaben seiner evangelischen Chorsätze der Gegenwart zugeführt und nahm seitdem in der öffentlichen Meinung die allgemein gewürdigte hohe Stellung eines der ersten deutschen Tonmeister ein, welche die chorischen Gesangformen der Palestrinaschule mit deutschem Feingefühl und Tiefsinn durchdrangen und den Boden bereiteten, der hundert Jahre später die reiche Ernte Bachschen Geistes zur Reife brachte Herr Kümmerle schließt sich dieser wohlbegründeten allgemeinen Schätzung gegenüber nun dem Gutachten eines vereinzelten Gewährsmannes an, der sich berufen glaubte, die öffentliche Meinung dahin berichtigen zu müssen, daß man Eccards Verdienste viel zu hoch geschätzt habe. Eccard zeige sich nirgendswo als „tiefsinnigen Kontrapunktiker“, man thue ihm genug, wenn man ihm das Lob zubillige, „im Vielstimmigen“, ein „höchst angenehmer Melodiker“ zu sein. Einem solchen Zugeständnis gegenüber erhebt sich aber sogleich die praktische Frage, ob ein oberflächlicher, das heißt „nicht tiefsinniger Kontrapunktiker“ sich fähig erweisen könne, aus einem gegebenen Cantus firmus ein thematisch entwickeltes Satzgefüge von vier, fünf und mehr Stimmen herauszugestalten, dessen einzelne Stimmen sich überall als „höchst angenehme Melodien“ darstellen. Wer gewohnt ist, sich in der Aufstellung neuer Gesichtspunkte zu gefallen, mag denn — wie der Fall Eccard zeigt — auch wohl einmal über das Ziel hinausschießen. — Daß Herr S. Kümmerle wiederholt mit gebührender Hochschätzung der Bearbeitungen älterer Tonwerke gedenkt, welche die Namen Bach, Händel u. a. mit dem Namen Robert Franz unzertrennlich verknüpft haben, verdient wohl erwähnt zu werden. Die schwebende Streitfrage nach Zulässigkeit solcher Bearbeitungen versucht die Enzyklopädie nicht zu lösen. Das war auch nicht ihre Aufgabe. — Nach allem Mitgeteilten kann man den Fortgang des Werkes nur mit den wärmsten Wünschen begleiten. L. M.

8. Litteraturgeschichte.

— Lebensbilder deutscher Dichter und Germanisten uebst litteraturgeschichtlicher Uebersicht von A. F. Ch. Vilmar. 2. vermehrte und erweiterte Auflage, herausgegeben von Max Koch, a. o. Professor a. d. Universität Mar-

Digitized by Google

burg. (Marburg, Elwert.) 1886. XVI u. 232 S. 2,40 M.

Die erste Auflage dieser „schätzbaren" Aufsätze, welche ursprünglich für das Wagnersche Staats- und Gesellschaftslexikon verfaßt worden sind, ist von Piderit 1869 veröffentlicht worden. Es ist auffallend, daß für diese gesammelten Aufsätze eines Mannes, dessen Litteraturgeschichte sich fortdauernd eines so großen Beifalls erfreut, erst nach so langer Zeit eine zweite Auflage nötig geworden ist. Daß bei dieser zweiten Auflage leise Textänderungen und zahlreiche litterargeschichtliche Zusätze wünschenswert waren und daß nach beiden Seiten hin der Herausgeber sich seiner Aufgabe gewachsen gezeigt hat, ist rückhaltlos anzuerkennen. Das kann uns aber nicht abhalten, dem Wunsche Ausdruck zu verleihen, daß die zweite Auflage einem Manne hätte anvertraut werden mögen, welcher derselben „einseitigen kirchlichen Richtung" angehörte, für die nach Kochs Meinung der selige Vilmar ein „leidenschaftlicher Vorkämpfer" war. Und da die erwähnte „Einseitigkeit", wie Koch mit Recht bemerkt, auch das „litterarische Urteil" Vilmars bestimmt hat, so ergibt sich, daß der Herausgeber der zweiten Auflage im Gegensatz zum Herausgeber der ersten sich fortwährend als einen bald versteckten, bald offenen Gegner der Vilmarschen Grundanschauung zu erkennen gibt, der trotz seines löblichen Entschlusses, das „Entgegengesetzte der eigenen gegen Vilmars Ansichten" zu unterdrücken, gar nicht selten mit seiner, obendrein nirgends sachlich begründeten anderen Ansicht hervortritt. Diese obschon in anständigster Form gehaltene Polemik macht auf den Leser keinen angenehmen Eindruck. Der Herausgeber gesteht S. X, daß es ihm Ueberwindung gekostet habe, z. B. die Artikel Wieland und Schiller unverändert in ihrer schroffen Einseitigkeit stehen zu lassen. Ref. gesteht, daß er sich dieser „schroffen Einseitigkeiten", in welchen er übrigens nur ein Frontmachen gegen den Geniekult erblickt, von Herzen freut; er räumt aber bereitwillig ein, daß alle zweiseitig Gesinnten wohl daran thun, Vilmars Bücher liegen zu lassen. — Ganz ungehörig sind jedenfalls die von Koch in den Vilmarschen Text eingeklemmten Fragezeichen. Solche Fragezeichen kann sich der geneigte Leser an den Rand seines Buches selbst machen, es hat für ihn aber gar keinen Wert, zu erfahren, daß Vilmars Ansicht zufällig von demjenigen Gelehrten angezweifelt wird, der seine Aufsätze zum zweitenmal herausgegeben hat. Wenn Vilmar S. 106 von einem „ziemlich allgemeinen Zugeständnis" spricht, so ist der durch das Fragezeichen angedeutete Dissens darum ganz überflüssig, weil Vilmar ja selbst schon andeutet, daß andere anderer Ansicht sein mögen. Wie Koch Vilmars Urteil S. 106 über Goethes römische Elegien S. XIV unrichtig und ungerecht nennen konnte, ist uns völlig unverständlich geblieben. — Das Wort Goethes zu Eckelmann S. 47 gehört zu S. 53. Hier hat der Herausgeber augenscheinlich seinen Vorteil verkannt. S. 51 wird bemerkt, daß Wieland „trotz aller Schwächen" immer eine rege Teilnahme für die Tagespolitik gehabt habe. Ist denn diese Teilnahme nicht in zahllosen Fällen der einzige Rest geistiger Regsamkeit in sonst gänzlich stumpfen Persönlichkeiten? Warum also „trotz"? S. 54 wird eine bekannte Lobrede Goethes zur Rettung des hohen Wertes des Wielandschen Oberon angeführt. Als ob ungläubige Leser sich durch einen derartigen Ausspruch des „Olympiers" imponieren ließen! Am meisten hat sich Koch den Artikel Goethe im Gegensatze zu Vilmar angelegen sein lassen, aber nicht mit sonderlichem Glücke. S. 113 hat Vilmar ursprünglich gesagt, und zwar 1861, daß es zur Zeit noch an einer richtigen, erschöpfenden Würdigung Goethes fehle. Was soll nun die Kochsche Verbesserung, daß erst innerhalb des letzten Dezenniums die Zeit herangekommen zu sein scheine u. s. w. „Scheint? gnädige Frau, hier gilt kein Scheint" sagt Hamlet zur Königin. S. 119 wird Goethes „wahrhaft christliche Nächstenliebe" behauptet, durch die folgenden Briefzitate wird aber nicht einmal der erforderliche Beweis angetreten. — Nur in einem Falle hat der Herausgeber Vilmar eine entschieden günstige Zensur erteilt. Wir wollen daraus, daß es nicht öfter geschehen, dem Herausgeber keinen Vorwurf machen. Wir wollen nur an dieser Stelle die Unbefangenheit und Gerechtigkeit Kochs anerkennen, dem ohnehin das Verdienst gebührt, die litterarischen Noten mit großer Vollständigkeit fortgeführt zu haben. Ein anderer Herausgeber hätte sich vielleicht noch viel mehr Kritik an Vilmars Arbeit erlaubt. So wie die zweite Auflage der Lebensbilder vorliegt, ist sie jedenfalls ein Buch, aus dem aufmerksame Leser nicht bloß ihr Wissen bereichern, sondern auch ihre Lebensanschauung vertiefen können. — Schließlich erwähnen wir noch, daß in der zweiten Auflage neu hinzugekommen sind die Artikel über Thümmel, Simrock und Schmeller, sowie daß der Artikel „Volkslied" nicht ohne Geschick der dritten Litteratur-Uebersicht eingefügt worden ist.

O. K.

9. Kunstgeschichte.

— Der Garten. Seine Kunst und Kunstgeschichte. Von Jakob von Falke. (Berlin und Stuttgart, W. Spemann.) 159 S. groß 4°. Eleg. kart. 20 M.

Es ist vielleicht ein eigentümlicher Zufall, daß innerhalb der letzten zwei Jahre vier hervorragende Künstler oder Kunstverständige und Schriftsteller sich mit dem Garten beschäftigt haben; der eine nach dem andern hat sein Prachtwerk herausgegeben, den Garten zu schildern, wie er gewesen, wie er ist und wie er sein sollte; der eine nach dem andern, denn wir begegnen in ihnen allen wenigstens einigen Abbildungen, die denselben Meistern entstammen; das eine Buch lehrt mehr Geschichte, wie Tuckermann: „Die Gartenkunst der italienischen Renaissance-Zeit", das andere neben der ausgedehnten Geschichte und der Lehre von der Gartenkunst auch ein gut Teil Technik wie A. Alphand (et le Baron Renouf) „L'Art des Jardins". 3 Edition, das dritte: Ludwig Freiherr von Ompteda, „Rheinische Gärten", gibt uns fünfzehn der vornehmsten alten und neuesten Gärten am Rhein in Wort und Bild zum Teil als Muster, zum Teil als Beweis verwilderten Geschmacks alter und

neuester Zeit. Das vierte Buch, das von Jakob von Falke, sagt uns im ersten Teil, wie der Garten sein soll und gibt uns im zweiten Teil eine flüchtige Uebersicht über die Entwickelung des Gartenbaues von den alten Aegyptern bis Fürst Pückler-Muskau. Wer es aber versuchen wollte, aus diesen vier Büchern ein Lehrbuch der Gartenkunst oder eine Geschichte des Gartenbaues zusammenzustellen, würde seinen Zweck nicht erreichen, denn sie bieten sämtlich viel, sagen wir: Bildwerk, und wenig Lehre, noch weniger Geschichte. Herr von Falke sagt selbst in seiner Vorrede: „Vermutlich werden in diesem Buche viele vieles vermissen"; wenn er aber hinzufügt: „Von dem ganzen technischen und botanischen Teil der Gartenkunst ist in ihm zwar nicht die Rede," so haben wir dergleichen in einem Buch mit obigem Titel nicht erwartet. Wenn es aber weiter heißt: „Was dieses Buch — neben der Liebe zum Gegenstande — zunächst veranlaßt hat, ist die Wahrnehmung, daß über die künstlerischen Grundprinzipien des Gartens in Theorie und Geschichte sehr wenig klare Vorstellungen herrschen, daß daher das Urteil über neue oder alte Anlagen, wie man es im Publikum hört oder in öffentlichen Blättern liest, des Maßstabes und des sicheren Grundes entbehrt," so mag das dem Publikum und dem unverständigen Zeitungsschreiber gegenüber nicht ohne Berechtigung sein, aber der Gartenkünstler huldigt seit Fürst Pückler Muskau genau denselben Grundsätzen wie Verf., der die Tendenz seines Buches mit dem Satz bezeichnet, daß dem regelmäßigen oder architektonischen Garten für die Gegenwart wieder zu seinem Rechte zu verhelfen sei, „so weit er dieses besitzt," d. h. in nächster Nähe des künstlerisch aufgebauten Wohnhauses, „des Schlosses", die architektonische Fortsetzung, in der nächsten Umgebung des einfachen Wohnhauses noch regelmäßige, wenigstens symmetrische Linien und symmetrische Bepflanzung. Was wir in dem Buche vermissen, ist nicht, um mit Herrn von Falke zu sprechen, die Botanik und die Technik, sondern die neueste Entwickelung der Gartenkunst seit Fürst Pückler und Lenné, die, wenn er sie studiert hätte, auch von ihm nicht ohne Anerkennung geblieben wäre. Und doch ist das Buch nicht überflüssig; mögen es die Besitzer großer Güter, die Verwaltungen großer und kleiner Städte und die Frau Geheime Kommerzienrätin fleißig studieren, sie, von denen die Aufträge zur Anlage der Gärten ausgehen und von denen wir wünschen, daß sie den Plänen und Vorschlägen des gebildeten, des wahren Künstlers volles Verständnis entgegen bringen möchten.

Verf. beweist, oder sucht in der ersten Abteilung seiner Theorie der Gartenkunst zu beweisen, daß die nächste Umgebung des Wohnhauses regelmäßig und architektonisch gestaltet, also von geraden Linien und plastischem Schmuck umgeben sein müßte, welche Behauptung in ihrem zweiten Teil wir, wie oben schon angedeutet, nur für große, palastartige Gebäude gelten lassen möchten. Aber nichts desto weniger mag immer wieder, besonders von einem hochgeachteten Kunstschriftsteller, daran erinnert werden, daß die Umgebung auch des einfachen Wohnhauses eine möglichst regelmäßige sein müsse und daß sogenannte Landschaftsgärten auf dem großen oder kleinen, von hohen Gebäuden umgebenen Platz der Lächerlichkeit verfallen, weshalb die scharfe, herbe Kritik solcher Anlagen in Wien vollständig berechtigt ist, wo hingegen aus eben diesem Grunde die Bewunderung des Berliner Königsplatzes mit seiner recht eigentümlichen Regelmäßigkeit unverständlich wird, denn Alleen von Eichen und Rüstern auf der einen und Kronbäumchen von Weiß- bezw. Rotdorn, wie sie hier angelegt sind, zerstören den vom Verf. hier erwarteten Eindruck vollständig. — Was Verf. über den Park, seine Anlage und seinen Schmuck sagt, kann und wird von jedem Künstler unterschrieben werden; jedes Wort ist beherzigenswert und der Nachachtung würdig, besonders das über den vom sog. Künstler ungekannten Unterschied von „gekünstelt" und „künstlerisch". — Merkwürdigerweise kehrt auch in diesem Buche die auf den Orangenbaum gepfropfte Rose des Herrn Tuckermann in der Form der Rose auf dem Mandelbaum wieder. Wozu diese alte Fabel von einer Spielerei, die doch Verf. sonst in jeder Form verwirft?

Interessant ist der zweite Teil des Werkes: Die Geschichte des Gartenbaues, die, ohne historische Daten, beinahe ohne alle Ziffern bezw. Jahreszahlen, die allmähliche Entwickelung desselben von der Pflanzung der Palme in der Wüste mit der Anlage der dabei notwendigen Bewässerung bis zum herrlichen Werk eines Fürst Pückler-Muskau in einer so fesselnden Weise schildert, daß man das Buch, nachdem man es durchgelesen, mit dem Bedauern und mit der stillen Frage aus der Hand legt, warum darin nicht auch der prachtvollen Gärten des alten Mexiko und Peru, des alten Indien u. a. gedacht ist, deren Schicksal darum nicht weniger zu beklagen, weil ihre Zerstörung doch eigentlich von uns Europäern, den Trägern der Kultur in ferne Länder, bewirkt worden ist, und daß von holländischen Gärten nur der (eigentlich nicht hierher gehörige) botanische Garten von Leiden aus dem Jahre 1655 im Bilde sichtbar wird, obwohl auch jenes Land bedeutende Gärten besessen hat wie den Park zu Sorgvliet bei 's Gravenhage und den zu Houtsholerdiek, die ein Gartenarchitekt, Herr L. A. Springer in Amsterdam, uns in der „Deutschen Gartenzeitung" vorführt, um damit seinen Protest gegen die Vernachlässigung Hollands durch deutsche Geschichtsforscher und Gärtner wie G. Meyer, H. Jäger, O. Hüttig und J. von Falke zu begründen.

Das Werk von Herrn von Falke ist mit 34 hübschen Abbildungen geschmückt, Pläne und perspektivische Ansichten von Gärten oder von Teilen einzelner Gärten der verschiedensten Zeiten und Stile, wie überhaupt die Ausstattung desselben eine ganz vorzügliche genannt werden muß. Wir wünschen dem schönen Buche und seinen beachtenswerten Lehren die weiteste Verbreitung, namentlich in den Kreisen der Besitzenden, nicht nur für den Tisch im Salon, sondern auch zum eifrigen Studium und zur Nachachtung. O. Hüttig.

10. Unterhaltungslitteratur.

— Aus dem Burgfrieden. Alt-Münchener Geschichten von Franz Trautmann. Mit Il-

Digitized by Google

lustrationen von Kunstmaler Philipp Sporrer. (Augsburg, Dr. Huttler.) 1886. 346 S.

In jungen Jahren hat der im alten Chronikenstil schreibende Verfasser den „Eppelein von Gailingen", die Abenteuer des Herzogs Christoph von Bayern u. a. zu Nutz und Frommen solcher Leser ausgehen lassen, welche die vergangenen Zeiten nicht mit dem Zeitalter der Finsternis verwechseln und sich darum gern von dem erzählen lassen, was unsere Väter gedacht und gethan haben. Der vorliegende Band enthält gewissermaßen eine Nachlese des in der Geschichte Münchens wie sonst keiner bewanderten Verfassers. Wie sonst immer erzählt Franz Trautmann schlicht, fromm, treu, was er in alten Papieren und Schriften gelesen oder mündlich von längst verstorbenen alten Erzählern gehört hat. „Die alte Barbara. Eine schlichtfromme Lebens- und Hausgeschichte", das letzte der dreizehn Stücke, ist ohne Zweifel das beste des Buches. Nach dieser Geschichte geben wir den Vorzug der lustigen Erzählung „Wer den Anderen hinters Licht führt" und dem ergötzlichen Bericht „Der Böheim und der Kornmaier". Die Gegenwart rühmt sich alltäglich ihrer großen Humanität, schweigt aber von ihrer argen Inhumanität im einzelnen. Wie human ging es weiland am Hofe in München her! Wie human hat die alte Büreaukratie in einem Atemzug dienstliche Strenge mit menschenfreundlicher Rücksicht gegen einen Unterbeamten zu vereinigen gewußt! — „Wie sich Max Emanuel ganz früh um eine Braut umsah, und wie es da erging" ist eine lehrreiche Geschichte für das Kapitel von der gemischten Ehe. Nicht bloß der dem römischen Papste gehorsame Bayernfürst, auch der lutherische Sachsenherzog Johann Georg ist fest auf dem Boden seines kirchlichen Bekenntnisses stehen geblieben und es hat weder den Max Emanuel in München noch die Eleonore in Eisenach das Leben gelostet, als sich das Heiratsprojekt, welches von dieser Uebertritt zur römischen Kirche verlangte, nach langen Bemühungen zuletzt zerschlug. Da F. Trautmann mit aufrichtig christlichem Sinne erzählt, so verletzt er nirgends seine evangelischen Leser. Solche wünschen wir ihm aber in reicher Anzahl. Zum Kaufe des Buches können schon die sechs wohlgelungenen Bilder verlocken, welche von berufener Künstlerhand gezeichnet sind. O. K.

— Die letzten Marienbilder. Eine Lübecker Künstlergeschichte von Otto Rüdiger. (Hamburg und Leipzig, Leopold Voß.) 1886. 262 S. 8°. 3,50 M.

Da dieser „Künstlergeschichte" eine Lübecker Sage zu Grunde liegt, so wird sie den Kennern Lübecks und seiner Geschichte willkommen sein. Der Ref. hat den Eindruck, daß im Ausspinnen des Sagenstoffes zu viel geschehen sei, namentlich in der ersten Hälfte des Buches. Bis zur 151. Seite, auf welcher die Entwickelung der Handlung eigentlich erst beginnt, wird man völlig ziel- und zweck los in die Lebensschicksale eines sehr unliebenswürdigen Prahlhanses und Majolikamalers eingeweiht. Das ist alles nur Exposition. Zwar haben die handelnden Personen bis dahin den Mund schon wiederholt recht voll genommen; aber es war blinder Lärm. Wo nun endlich tief in der zweiten Hälfte des Buches der Konflikt wirklich eintritt, der den Mittelpunkt der Handlung bildet, da traut man der Sache nicht mehr recht, ist vielmehr anzunehmen geneigt, daß auch dieser Streit nur aus Worten bestehen werde. — Den Verfasser trifft kein Tadel. Er hat, der herrschenden Mode folgend, in die Kette kulturgeschichtlicher Fäden den Einschlag einer Erzählung gewoben; sein oberster Zweck ist Belehrung und den verfolgt er methodisch, indem er vom Langweiligen zum Interessanten und schließlich zum Sensationellen fortschreitet. Th. M.

— Mein Heim. Erinnerungen aus Kindheit und Jugend von Gustav zu Putlitz. (Berlin, Gebrüder Pätel.) 1885. 210 S. 8°. 3 M.

Das ist ein hübsches, sinniges Büchlein. Von des Verfassers persönlicher Entwickelung erfahren wir, worauf der Titel vielleicht schließen ließe, zwar nicht sehr viel, am wenigsten giebt er uns einen Einblick in das Werden seiner Dichterexistenz. Es sind Gestalten, die er in seiner Jugend geschaut, zum Teil Zeugen längst vergangener Tage, die er uns mit der Zeit, der sie angehörten, vor das geistige Auge zaubert, in anmutigem, scheinbar absichtslosem Plauderton und doch lebenswahr und packend geschildert. Einige, wie die „alte Großtante" und der „alte Reuter", bergen unter schlichter Hülle im tiefsten Innern ein ergreifendes Geheimnis geschwundenen Glückes und langer, stummer Entsagung, während ihr Lebensende noch von einem freundlichen Abendrot umleuchtet wird. Selbst der alte Knopp, der Pförtner des Alumnats „unserer lieben Frauen", gewinnt dadurch Interesse, daß er in seinem Leben einmal eine große That gethan hat, nämlich den blauen Frack und die Nankingweste gefertigt, in denen sich das unglückliche Urbild Werthers in Wetzlar den Tod gab. Das Bild Ferdinand Immermanns, des Lehrers und Jugendfreundes unseres Dichters, wird niemand ohne Bewunderung und Teilnahme betrachten. So ließe sich noch vieles einzelne anführen. Ueber dem Ganzen liegt der milde, versöhnende Schimmer der Vergangenheit und so empfindet man die sanfte Bewegung des Gemüts, wie sie epische Darstellung längst dahingegangener Menschen, längst geschwundener Leiden und Freuden weckt. A. H.

II. Verschiedenes.

— Wredows Gartenfreund. Ein Ratgeber für die Antage und Pflege des Küchen-, Obst- und Blumengartens in Verbindung mit dem Zimmer- und Fenstergarten. Neu bearbeitet und vermehrt mit einer Uebersicht der Geschichte des Gartenbaues sowie mit einem Gartenkalender, die Arbeiten für jeden Monat des Jahres enthaltend. Von O. Hüttig. Zweite verbesserte u. vermehrte Auflage mit einem Titelbild (Plan eines Hausgartens) und 252 in den Text gedruckten Abbildungen. (Berlin, Siegfried Cronbach.) 1886. 544 S. Lex.-8°. 6 M., eleg. geb. 7 M.

„Wredows Gartenfreund" ist ein altes Werk, das sich in seinen 16 Auflagen, zuletzt durch Gaerdt, mehr und mehr zu einem Handbuch höherer

Blumenzucht herausgebildet hat, in welchem für Obst und Gemüse wie Landschaftsgartenkunst nur ein verschwindend kleiner Raum übrig geblieben ist. O. Hüttig hat durch seine Bearbeitung den alten Charakter des Buches wieder hergestellt, den, ein Ratgeber zu sein für alle Zweige des Gartenbaues. Verf. beginnt mit einer Geschichte des Gartenbaues: Auszug, Berichtigung und Vervollständigung seiner bei P. Parey erschienenen „Geschichte des Gartenbaues", gibt dann eine leider nur unvollständige Erklärung einzelner Organe der Pflanze und ihrer Thätigkeit und teilt dann den Garten in Gemüse-, Obst und Blumengarten, deren Anlage und Pflege gesondert behandelt sind, so beim Gemüsegarten Lage und Schutz desselben, die Theorie von der Ernährung der Pflanzen mit der Düngerlehre, der Boden und die Auflockerung desselben, die Wechselwirtschaft und regelrechte Fruchtfolge, das Mistbeet, Säen und Pflanzen, Entwässern und Bewässern, Ernte und Aufbewahrung der Gemüse, die Samenzucht. Hiernach folgt die Besprechung der einzelnen Gemüse und ihrer Kultur im Freien wie unter Glas, besonders der Spargelanlage nach einer einfachen, weil naturgemäßen und deshalb sehr billigen Methode, die auch die ungemessene Dauer der Anlage verbürgt.

Die Besprechung des Obstgartens umfaßt die Baumschule und den eigentlichen Obstgarten, erstere in ihren Unterabteilungen, der Saat-, Versatz- und Edelschule mit der Beschreibung des Veredelns nach den neuesten Erfahrungen und in allen seinen Formen und der Behandlung der veredelten Stämme bis zur Abgabe in den Obstgarten. Für den letzteren werden die Obstbäume, Fruchtsträucher und Erdbeerpflanzen einzeln besprochen, auch das Pflanzen, Beschneiden, Bewässern und Düngen, wonach die nötigen Anweisungen für Ernte, Aufbewahrung und Verwertung des Obstes gegeben und die Krankheiten der Obstbäume und nötige Heilmittel vorgeführt werden. — Höchst interessant ist das Kapitel vom Weinstock im Garten mit der Erklärung seiner Bildung und seines Wachstums, woraus sich die Regeln für das Beschneiden im Herbst und Sommer beinahe von selbst ergeben. Sehr ausführlich sind die Feinde des Obstgartens aus dem Tierreiche und die Vorkehrungen zu ihrer Vertilgung, nächstdem die Vertilger schädlicher Insekten aufgezählt, wonach Verzeichnis und Besprechung der von dem Deutschen Pomologen-Verein empfohlenen Kern- und Steinobstsorten folgt. Eine Anweisung zum Kyanisieren schließt diese Abteilung, d. i. eine Anweisung, Baumpfähle und anderes Holzwerk gegen Fäulnis, gegen baldige Vergänglichkeit überhaupt zu schützen.

Die Abteilung „Vom Blumengarten in Verbindung mit dem Zimmer- und Fenstergarten" behandelt die Grundsätze, welche bei der Anlage und Unterhaltung des Blumengartens im kleinen und großen Park und in diesem selbst maßgebend sein müssen, dann die Farbenlehre, die Anlage eines feinen Gartenrasens nach einfacher, der Natur einzelner Gräser abgelauschter Methode, den Zimmer- und Fenstergarten, schädliche Insekten, Vermehrung und Treiben der Blütenpflanzen und schließlich die Beschreibung, Kultur und Verwendung vieler hundert der schönsten Blatt- und Blütenpflanzen des freien Landes wie des Zimmers und Gewächshauses u. s. w.

Der ausführliche Gartenkalender", mit dem das Buch abschließt, bietet wieder mancherlei Neues, von dem im Vorangegangenen nicht die Rede gewesen; er dürfte allein schon dem einigermaßen erfahrenen Liebhaber jedes andere Gartenbuch ersetzen, den Unerfahrenen aber zur rechten Zeit an die Arbeiten erinnern, die im Hauptteil des Buches ausführlich beschrieben sind. O. H.

Joseph Viktor von Scheffel.

Von

Rudolf Schall.

Vor zehn Jahren ward in deutschen Landen ein seltenes Fest gefeiert — das Fest eines lebendigen Dichters. Und wie damals am 16. Februar 1876, da Joseph Viktor Scheffel seinen 50. Geburtstag beging, Nord und Süd in einmütiger Freude teilnahm an jenem Tag, so umsteht jetzt das deutsche Volk den frischen Grabhügel des Dichters in einmütiger Trauer.

Am 9. April dieses Jahres ist der Mund für immer verstummt, der einst so übermütigen Humors sich in das Herz der liedfrohen Jugend gesungen, der so schalkhaft und tiefergreifend zugleich von Menschen-Lust und Leid zu singen verstanden. Wenn es der Beruf des Dichters ist, das Menschenherz zu erheben aus den Niederungen des Alltags, so hat ihn Scheffel erfüllt, so klein an Zahl die Werke auch sind, die er hinterlassen hat. Seine Zeitgenossen haben aber auch sein dichterisches Schaffen gewürdigt und ihm noch bei Lebzeiten gedankt mit einem reichen Kranz von Ehren. Scheffel hat manch herbes Leid erfahren auf seiner einsamen Wanderung durch das Leben, aber das bitterste Poetenlos, erst durch den Tod zu der verdienten Anerkennung zu gelangen, ist ihm erspart geblieben. Seine Werke haben ihm, wenn auch nicht sogleich, reichen materiellen Ertrag gebracht; die gemeine Not des Lebens, an der schon manch edler Geist zu Grunde gegangen ist, hat er nie gekannt. Und jener 16. Februar ward ein Tag des Triumphes für ihn, wie er wenigen Sterblichen beschieden ist. Die ausgezeichnetsten Männer brachten dem Dichter ihre Huldigung in zahlreichen Beweisen der Liebe und Verehrung. Fürst Bismarck sandte grüßenden Glückwunsch und sein Landesherr gab ihm ein Zeichen seiner Huld durch Verleihung des erblichen Adels. Wahrlich, Joseph Viktor Scheffel durfte als Poet in reichem Maße der Früchte des Verdienstes sich erfreuen, und es ist dies heute, nachdem er gestorben, ein tröstliches Gefühl für alle, die Labung geschöpft haben aus dem kristallklaren Born seiner Dichtung.

Scheffel zählt nicht zu den ersten Meistern der Dichtkunst. Ihm ward nicht der allbeherrschende Blick eines Goethe, nicht die gewaltige dramatische Kraft eines Schiller; das Feld, auf dem er wirkte, war nicht eben groß und sein Wirken selbst bescheiden an dichterischer Frucht. Aber das verhältnismäßig Wenige, das er gab, war das geläuterte Produkt eines edlen Geistes, kernhaft, eigenartig, aufgewachsen aus dem tiefinnersten Grund einer feinempfindenden Seele.

Der Humor ist ein seltenes Pflänzlein im Garten der deutschen Poesie. In Scheffels Dichtung sproßt und blüht es, eine frische Waldblume, in üppiger Fülle.

Dieser Humor, in glücklicher Harmonie mit tiefernster Auffassung des Lebens und seiner Kenntnis des menschlichen Herzens, er ist es vor allem, der dem Dichter die Herzen der Leser gewonnen hat. Dieser Humor, der all seine poetischen Gebilde durchflutet, der den Frohsinn würzt und mit der Tragik des Menschenschicksals versöhnt, er ist seiner Dichtung vornehmster Reiz, die Quelle ihres seltenen Erfolges.

Der Lebensgang des Dichters liegt nicht in voller Klarheit vor Augen. Er ist allezeit ein fahrender Mann gewesen, — der fahrende Schüler Josephus, wie er scherzend selbst sich nannte — wenig seßhaft und während der Zeit, da er von seinen Wanderungen ruhte, meist in Abgeschiedenheit begraben. Auch lag ihm das Herz nicht auf der Zunge. So manchen Freund er auf seinem Lebensweg sich erworben, mit Ergüssen, die seine innersten Herzenserfahrungen betrafen, ist er allezeit sparsam geblieben. Gewiß ist, daß er ungeachtet seines goldenen Humors und seiner äußerlich fast glänzenden Verhältnisse nicht der glückliche Mann gewesen ist, als der er mannigfach gepriesen und beneidet worden.

Nichts blieb von Leiden Dir erspart,
O Freund, in Deinem Leben —
Und, wo Dir eine Freude ward,
Der Schmerz stand gleich daneben!
Ein Reif auf Deine Blüten fiel,
Ein Hagel in die Aehren, —
Und dennoch wußt' Dein Saitenspiel
Die Welt uns zu verklären!

Also singt sein Freund Emil Rittershaus in seinem schönen Nachruf.

* * *

Joseph Viktor Scheffel ist am 16. Februar 1826 in Karlsruhe geboren. Sein Vater, der badische Oberbaurat Philipp Jakob Scheffel, der die Freiheitskriege mitgefochten und sich den Rang eines Majors erworben, war eine kernhafte, tüchtige Soldatennatur, mit kleinen schrulligen Eigenheiten, aber charaktervollen, männlichen Sinnes. Seine Mutter, Josephine, wird geschildert als eine feinsinnige, hochgebildete, weltgewandte Frau, regsamen Geistes, etwas phantastisch, schön und voll Herzensgüte. Sie war aus dem Württembergischen gebürtig, aus Oberndorf a. N., Tochter des angesehenen und reichen Kaufherrn Kröderer daselbst. Gleich Goethes Mutter übte sie den größten Einfluß auf die Entwickelung des Sohnes. Sie hatte einen feinen Sinn für Humor und war selbst poetisch begabt. Und wie Goethe hat auch Scheffel bekannt, daß er „die Lust zum Fabulieren" von der Mutter überkommen. Mit größter Liebe hing sie an dem einzigen Sohne, der diese in vollem Maße erwiderte. Noch bis in die siebziger Jahre hat der verstorbene Dichter seiner kindlichen Verehrung dadurch Ausdruck gegeben, daß er alljährlich einmal in Oberndorf a. N. dem Elternhaus der Mutter einen Besuch abstattete. Mit derselben zärtlichen Liebe hing er an seiner einzigen Schwester, einem reichbegabten, künstlerisch beanlagten Mädchen, dessen frühzeitiger Tod nachmals von langandauerndem schmerzlichen Einfluß auf die Seelenstimmung des Dichters geworden ist.

Das Scheffelsche Haus in der Stefanienstraße, mitten in einem schönen großen Garten gelegen, mit freier Aussicht auf die Eichen des Hardtwaldes, stand auf dem Grund eines soliden Wohlstandes. Es gehörte zum Mittelpunkte der geselligen Kreise der badischen Residenz, in welchen die geistvolle Mutter eine hervorragende Stellung einnahm. Freilich für den zarten, träumerischen Knaben, der schon früh ein empfängliches Gemüt besaß für die ungeschminkte Schönheit der Natur, hatte die gesellige Vereinigung im Salon der Mutter geringen Reiz. Er nahm jedesmal eilends Reißaus, wenn die feingeputzten fremden Menschen kamen; wie ihm denn auch die Abneigung gegen die elegante, im Grunde inhaltslose Salongeselligkeit zeitlebens geblieben ist.

Bis zum Jahre 1843 besuchte Scheffel das Karlsruher Lyceum. Einer der fähigsten Schüler desselben zeichnete er sich insbesondere aus durch einen trefflichen lateinischen Stil. Von Jugendgedichten mag vielleicht einiges im Nachlaß sich finden; eine besonders bemerkenswerte Leistung, die auf seine spätere Bedeutung hingewiesen hätte, wird von keiner Seite berichtet. Das Talent zum Landschaftzeichnen äußerte sich jedenfalls viel früher und augenfälliger. Siebzehn Jahre alt verläßt Scheffel im Herbst 1843 mit dem Zeugnis der Reife das Lyceum, um dem Wunsch des Vaters entsprechend sich dem Studium der Rechte zu widmen. Während der Jahre 1843 bis 46 besucht er die Universitäten München, Heidelberg, Berlin und zuletzt nochmals Heidelberg, nicht immer gerade der Rechtswissenschaft beflissen. Philosophie und Aesthetik, Litteratur- und Kunstgeschichte üben größeren Reiz; er gibt sich deren Studium mit großem Eifer hin, ohne übrigens die Fachdisziplinen zu vernachlässigen. Aus der Berliner Zeit, vom Jahr 1846, liegt von einem Studiengenossen das Zeugnis vor, daß Scheffel ein fleißiger, allgemein beliebter Student gewesen, der kein Kolleg versäumt, außergewöhnliche Erwartungen übrigens bei niemand erweckt habe. Dies ist wohl begreiflich. Scheffel ist allezeit eine stille, in sich geschlossene Natur gewesen und der Zwiespalt in seinem Innern zwischen eigener Studien-Neigung und kindlichem Gehorsam während dieser Zeit mag über sein Wesen schon damals einen leichten Schatten von Melancholie geworfen haben, der in späteren Jahren immer erkennbarer des Dichters Stirne verdüstert. Wie die persönliche Neigung sich zu dem ergriffenen Fachstudium stellte, hat Scheffel später seinem „Trompeter" in den Mund gelegt mit jenen köstlichen Strophen:

Römisch Recht, gedenk' ich dein,
Liegt's wie Alpdruck auf dem Herzen,
Liegt's wie Mühlstein mir im Magen,
Ist der Kopf wie brettvernagelt!

Am liebsten wäre er nach seinem eigenen Bekenntnis wohl Maler geworden; ein deutscher Dichter zu werden, daran dachte er nicht im Traume. Wohl zeigte er stets Liebe, selbst Begeisterung für die Poesie, aber der wirkliche Drang zur eigenen poetischen Produktion scheint damals noch in ihm geschlummert zu haben. Er machte wohl ab und zu Verse, wie jeder ideal veranlagte deutsche Student, aber ein poetisches Produkt von irgend welcher Bedeutung kam in jenen Studienjahren nicht zum Vorschein.

Eine poetische Kundgebung sehr übermütiger Natur, aber doch schon charakteristisch für den späteren Scheffel findet sich ein Jahr später vor. Nach Beendigung seiner Studien in Heidelberg im Frühjahr 1847 und vor Erstehung des Staatsexamens reiste Scheffel im Jahr 1848 nach Frankfurt a. M., als Begleiter und Privatsekretär des Rechtsgelehrten Professor Karl Theodor Welcker, eines Mitglieds des Verfassungsausschusses beim Frankfurter Parlament, mit dem er auch in demselben Jahr als juristischer Assistent nach Lauenburg sich begab, wohin jener als Bevollmächtigter des Deutschen Bundes zur Lösung der Schleswig-Holsteinischen Frage beordert worden war. Das Gedicht, das in diesen Tagen entstanden, ist von Julius Wolff in der „National-Zeitung" veröffentlicht worden. Es ist eines der tollen Trinklieder, welche ihn später in den Ruf brachten, als sei er ein großer Trinker, während er in Wahrheit sowohl als Student wie in späteren Jahren stets ein durchaus mäßiger Mann gewesen ist. Nicht jeder Heldendichter war ein Held, und die Poesie des Weines wird sich demjenigen am wenigsten erschließen, der als Held im Zechen auch die Hefe verschluckt.

Im Sommer 1848 besteht Scheffel das Staatsexamen mit günstigem Erfolg. In dem Urteil über das Resultat der mündlichen Prüfung lautet eine Stelle: „Die Antworten des Kandidaten, größtenteils richtig und gehörig begründet, aber minder geläufig, zeugen mehr von Talent und allgemeiner Bildung, als von ausgedehntem Wissen in den Gegenständen der Prüfung." Mit dem Prädikat „Gut befähigt" unter die Zahl der Rechtspraktikanten des Großherzogtums Baden aufgenommen, erwirbt er in demselben Jahre die Doktorwürde bei der juristischen Fakultät in Heidelberg. Nun

beginnt die praktische juristische Laufbahn. Im Jahr 1849 dient Scheffel als Praktikant beim Kriminalbureau des Oberamtsgerichts Heidelberg, im Jahr 1850—51 als Dienstrevisor beim Oberamt Säckingen. Dieser Aufenthalt legt den Keim zur ersten größeren Dichtung, die seinen Namen begründet. Aber auch hier ist seines Bleibens nicht lange. Schon das Ende des Jahres 1851 sieht ihn beim Hofgericht in Bruchsal, wohin er auf Ansuchen versetzt wird. Ungeachtet des trefflichen Zeugnisses, das er sich während dieser Praxis erwirbt, in dem es heißt, daß Scheffel „sich sowohl hinsichtlich des Fleißes als hinsichtlich des Talents und der Kenntnisse wahrhaft ausgezeichnet" habe, ist er mit seiner bureaukratischen Amtsthätigkeit ganz und gar nicht zufrieden. Auf die briefliche Anfrage eines auf einer Orientreise begriffenen Freundes: „Rate, wo wir jetzt sind?" gibt er folgende bitter-launige Antwort: „Auf meinem Sekretariat, wo die Gipfel des Zuchthauses zum Fenster hereinwinken und der alte Sekretär Sch., der bereits fünfzig Jahre im Amte ist und nur noch im Kanzleistil denkt und ein Gesicht hat wie ein Schellfisch und vor lauter Dekreten und Urteilen die Liebe vergessen hat, so daß er sie jetzt — zu spät — nur seinem Hund Pfefferle zuwenden kann, und um mich herum Tabak schnupft — da sind wir jetzt." Die Reiselust ist unbezähmbar erwacht, insbesondere der Drang nach Italien, dem Dorado aller Künstler. Der Vater kennt die Wünsche des Sohnes, ist aber durchaus nicht mit ihnen einverstanden. Es kostet schwere Kämpfe im elterlichen Hause, bis er die väterliche Einwilligung zu einer größeren Reise nach Italien und Frankreich erringt. Er reicht ein Urlaubsgesuch für mehrere Monate ein zum Zweck „seiner weiteren wissenschaftlichen und universellen Ausbildung," und ist endlich im Mai 1852 in Rom — ein umgewandelter Mensch.

Der mißlaunige Bureaukrat ist abgeschüttelt, der heitere, lebensfrohe Künstler regt die Schwingen. Aber noch immer schweigt der Dichter. Die Liebe zur Malerei ists, die den ganzen Menschen erfüllt, und mit rastlosem Eifer gibt er sich in anmutenden Künstlerkreisen den Studien für die vermeintliche Lebensaufgabe hin. Erst dem Einfluß der Freunde, die seine Dichternatur erkennen, gelingt es, ihn von seiner Lieblingsneigung hinüberzuleiten zu seinem wahren Beruf. Er fängt an zu erkennen, daß die Liebe zur Kunst den Mangel einer langjährigen systematischen technischen Ausbildung nicht auszugleichen im stande, — daß es für ihn zum Maler zu spät ist. „Aber den Schmerz hierüber" — schreibt er noch in demselben Jahre und zwar bereits nach Entstehung des „Trompeter" — „werde ich sobald nicht los, da mein innerster Beruf mich zur Malerei zog. Es wird mir immer deutlicher, daß das Beste und Schönste, was sich der Mensch im Leben wünscht, nicht in Erfüllung gehen darf — warum? Vielleicht gerade, weil er sein größtes Glück nicht zu ertragen fähig ist, und weil einmal die Entsagung auch zu den menschlichen Dingen gehört, wie der Schatten zum Licht."

Im Frühjahr 1853 flüchtet Scheffel aus dem Kreis der Freunde, um in Einsamkeit den inneren Kampf zu beschwichtigen. Auf der Insel Capri nistet er sich fest, „klettert auf den schroffen Bergen, wandelt zwischen Klipp' und Brandung." Der Poet ist erwacht. Schon in Rom hatte sich in der letzten Zeit die dichterische Schaffenslust geregt. Mitten im Lande seiner Sehnsucht war plötzlich das Angedenken der Heimat über ihn gekommen. Wie im Traum waren die heimischen Berge vor ihm aufgestiegen; jetzt auf des Südens Felseneiland klären sich die Traumgestalten zu deutlichem Bilde und er singt jenes wundersame Schwarzwaldlied „von dem jungen Spielmann Werner und der schönen Margaretha." In wenig Monden ist der Sang vollendet, der den 26jährigen mit einemmal in die erste Reihe der zeitgenössischen Dichter stellt.

Die epische Poesie hatte zu der Zeit, da der Trompeter erschien, nicht viele Meisterwerke aufzuweisen. Gottfried Kinkel hatte mit „Otto der Schütz" zehn Jahre vorher einen glücklichen, von verdientem Erfolg begleiteten Wurf gethan. Auch sonst fehlte es nicht gerade an einzelnen Beweisen epischen Talents, aber im allgemeinen

mangelte dem Epos meist gerade das, was den Charakter der Gattung ausmacht im Unterschied von Lyrik und Drama. Die subjektiven Stimmungen und Empfindungen, die allein in der Lyrik ihre Berechtigung und ihren Platz haben, herrschen vor; nicht zum wenigsten aber fehlt den Dichtern der künstlerische Instinkt in der Wahl des Stoffes. Nur selten tritt das deutliche Bewußtsein hervor, daß das Wesentliche der epischen Darstellung in der folgerichtigen Entwickelung einer Begebenheit, nicht bloß eines einzelnen Charakters innerhalb einer solchen beruht, daß demnach das Stoffgebiet des Epos nicht mit demjenigen des Dramas zusammenfällt. Unklar und verworren, wie die politischen und sozialen Verhältnisse der Epoche überhaupt, ist eben im ganzen auch die Dichtkunst, die durch keinen überlegenen Geist ein bestimmtes Gepräge erhält. In diese unklare und verworrene Produktion, die häufig den Mangel an dichterischer Eigenart durch eine tendenziöse Färbung ersetzen zu können glaubt, fällt das Erscheinen des „Trompeter von Säckingen“. Es strömt wie frische Bergluft aus diesen Blättern und jedem, der in ihnen liest, dem weitet sich die Seele, wie dem Wanderer, der aus schwüler Niederung die Höhe des Waldsaums erreicht und nun hoch aufatmend den befreienden Hauch der Natur um die Stirne fühlt. Der Erfolg der Dichtung, die im Jahre 1854 erstmals erschien, war denn auch ein gewaltiger, wie er sich in der Geschichte der Litteratur nicht oft wiederholt. Allerdings nicht sogleich. Der Deutsche nimmt sich Zeit, bis er sein Herz hingibt an das Gute, das ihm auf heimischem Boden erwächst. Noch anfangs der sechziger Jahre war der Trompeter in Norddeutschland nur wenig gekannt. Nachdem er aber einmal sich Bahn gebrochen, ging es vorwärts in unbestrittenem Siegeslauf. Des Dichters 50. Geburtstag brachte die 50. Auflage, heute ist bereits die 127. zu verzeichnen.

Den Anlaß zu der eigenartigen und freierfundenen Dichtung gab ein alter Grabstein auf dem Kirchhof zu Säckingen, dessen Inschrift: „Hier ruht Herr Werner Kirchhofer, der einstmals ein Trumpetter war, und seine Eheliebste, Maria Ursula, geb. Freiin v. Schönau“ mit den Worten schloß: „Daß Beid' auf Erden schon den Himmel hatten, und daß nach kurzem Witwenleid Marie ins Grab gefolgt dem Gatten.“ Die bestrickende Wirkung des Gedichtes ruht vornehmlich in der glücklichen Verschmelzung kecken Humors mit zarter Innigkeit der Empfindung. Charakterzeichnung und Lokalfarbe ist vortrefflich und das ausgeprägteste Talent des Dichters, Sitten und Sagen des Volkes im Rahmen der Dichtung zu plastischem Bilde zu gestalten, äußert sich schon in diesem Erstlingswerk in künstlerischer Vollendung. Die epische Wesenheit tritt dagegen auch in ihm nicht in voller Reinheit zu Tage. Sie wird beeinträchtigt durch lyrische Ergüsse und die Neigung des Dichters zur Allegorie. Dessen ungeachtet ist der Fluß der Handlung lebendig und fesselnd. Die allegorische Zuthat wirkt durch ihre liebenswürdig realistische Färbung so wenig störend als möglich und die eingestreuten Lieder sind Perlen lyrischer Dichtung. Sie enthalten das Hohelied der Musenstadt am Neckar: „Alt-Heidelberg, du feine“ und jenen Sang: „Es ist im Leben häßlich eingerichtet“, der wie wenig andere im Munde aller lebt. Das Ganze, von jugendlichem Sänger gedichtet, Gefühls- und Geisteswelt der Jugend umfassend, wird allezeit in den Herzen der Jugend ein freudiges Echo finden.

Von Italien zurückgekehrt nimmt Scheffel seinen Wohnsitz zunächst in seinem geliebten Heidelberg. Den Eindruck, den die Reise nach dem Süden auf den Dichter hinterlassen, schildern am besten seine eigenen Worte: „Dort (in Italien) — schreibt er einige Jahre später — waren mir glückliche bitter-süße Tage beschieden — ein neues Leben ging mir auf — die Kunst alter und neuer Zeit, die Farbenpracht wundervoll harmonischer Natur, neue Sprache, neue Menschen, — o Gott — es war schön und nicht eine Stunde von Bitterkeit getrübt“ und weiter: „Eine stets aufs Schönste gerichtete Anschauung der Welt und einen rechten echten Schmerz — das waren die Früchte, die ich mit heim brachte und die haben mich, ohne daß ich selber darauf gefaßt war, zum Poeten gemacht.“

Digitized by Google

Nicht mehr in den Staatsdienst zurückzukehren, ist bei ihm beschlossene Sache, obgleich er noch im Juli 1854 auf ein Bittgesuch des Vaters zum Referendar ernannt wird. Dieser hatte die fast verzweifelte Desertion des Sohnes aus der juristischen Thätigkeit nur schwer verwunden und hoffte noch immer auf eine Umkehr, auf Verwirklichung seines Wunsches, den begabten Sohn in richterlichen Aemtern und Würden zu sehen. Aber vergebens. Je näher Scheffel die Frage rückt, angestellt und für zeitlebens der Maschine seines kleinen Heimatstaates einverleibt zu werden, desto mehr fühlt er, daß er unglücklich würde durch ein Los, „das so viele für ein irdisches Glück halten." Von der neuen Würde macht er keinen Gebrauch, die schwer errungene Freiheit gibt er nicht wieder auf. Eine neue Zeit des Strebens, Forschens, dichterischen Schaffens beginnt. Die altdeutsche Litteratur, die ihn schon am Ende der Berliner Zeit zu fesseln begonnen, nimmt mehr und mehr sein Interesse in Anspruch. Mit seltenem Forschertalent begabt, durchstöbert er in Klöstern und Archiven gedruckte und geschriebene Folianten, theologische und historische Werke, alte Chroniken, Legenden und Biographien der Heiligen und Märtyrer, und sammelt reiche Schätze germanistischer Wissenschaft. Bei Gelegenheit solcher Studien stößt er auf die von dem Mönch Ratpert begonnenen St. Gallischen Klostergeschichten, die Ekkehard der Jüngere bis ans Ende des zehnten Jahrhunderts fortgeführt hat. Ein getreues Spiegelbild des damaligen alemannischen Landes, von Menschen, Sitte und Bildung tritt ihm aus diesen Geschichten entgegen, und die Gestalten, einmal erwacht, lassen sich nicht wieder bannen. Im Winter 1853—54 übersetzt er das lateinische Walthariuslied des Mönches Ekkehard. Dann aber zieht's ihn mächtig hinaus an die Orte, von denen die wundersamen Klostergeschichten berichten, nach den Ufern des Bodensees, nach dem Haus des heiligen Gallus, nach den lustigen Alpenhöhen des Säntis, vor allem aber nach jenem Basaltfelsen am schwäbischen Meer, darauf die Herzogin Hadwig den Mönch Ekkehard aus St. Gallus' Kloster entführt.

Aus allem, was er gelesen, geforscht und erschaut, konnte ein dickleibiges Buch werden, gelehrt wie eines. Aber Scheffel, der Dichter, schreibt kein dickleibiges, gelehrtes Buch. Die Geschichten und Gestalten alle, die ihm auf seinen einsamen Studiengängen entgegentreten, vereinigen sich im schöpferischen Geist zu einem großartigen Gesamtgemälde verklungener Zeit, aus dessen harmonischer Gruppierung jene „gestrenge hohe Frau von Hohentwiel" und ihr jugendschöner Lehrer aus St. Gallus leuchtend heraustreten.

Der Roman „Ekkehard" entsteht, die bedeutendste Dichtung, die Scheffel geschaffen, in ihrer Art einzig und unerreicht bis heute. Ein vollkommenes Abbild der Zeit, charakteristisch bis in die kleinsten Züge, enthält er eine Herzensgeschichte, einfach und wenig verschlungen, aber in ihrer keuschen Schlichtheit von herzergreifender Schönheit. Die ganze Fülle von Gelehrsamkeit, die in den Roman verwoben, ist in einer Weise dem dichterischen Gedanken untergeordnet, daß der reine ästhetische Genuß nirgends eine Trübung erfährt. Die zahlreichen Personen der Handlung sind von plastischer Deutlichkeit und wahrhaft erquickender Originalität. Was sie reden und handeln, das reden und handeln sie aus dem Geist ihrer Zeit. Es sind keine Schemen in altdeutschen Gewändern, es sind altdeutsche Charaktere, altdeutsche Herzen und Köpfe. Neben Ekkehard und Hadwig dieser Spazzo, dieser Rudimann, Romeias der Wächter und der blödsinnige Heribald, die liebreizende Praxedis und der schmucke Klosterschüler Burkhard, die beiden Hirtenkinder Audifax und Hadumoth, die Heideblume Erika und Kappan der Hunne — wer zählt sie alle, die lebensvollen Gestalten, unter denen nicht eine ist, für welche der Dichter nicht mit vollendeter Kunst das Interesse zu fesseln verstanden. Aber trotz der peinlichsten historischen Treue, mit der jede Eigentümlichkeit des Jahrhunderts geschildert ist, das Leben und Treiben in den Klöstern, in den Burgen der Fürsten und den Hütten des Volks, Kriegführung und Beschäftigung des Friedens, Kultus und Sitten, an keiner Stelle ist die Absicht archäologischer Schau-

stellung ersichtlich, alles atmet Natur und Leben. Nicht zum wenigsten auch die Sprache, deren kunstvolle, altertümliche Stilfärbung vortrefflich mit der Gesamtstimmung der Dichtung harmoniert. Und wieder ist es der Humor, der dieser Dichtung den eigensten Reiz verleiht. Freud' und Leid des Menschenlebens auf ihren innersten Kern durchleuchtend, geht er neben der herbsten Tragik dahin und weit entfernt, die Stimmung zu stören, erhebt er sie durch seine läuternde Kraft.

Kunstvoll wie der Aufbau der Handlung ist auch die Lösung des Konflikts, die Ueberwindung der Leidenschaft durch die erlösende Kraft der Dichtkunst. Mit dieser Wendung, die jeder Sensationspoet weit von sich gewiesen hätte, krönt der Dichter sein Werk und läßt es ausklingen in wahrhaft dichterischem Geist.

Auch „Ekkehard" hatte nach kurzem Ringen den verdienten glänzenden Erfolg und brachte dem Dichter reichen Ertrag. Der Roman erschien in Buchform im Jahr 1855, nachdem ihn Scheffel zuerst in einer Frankfurter belletristischen Zeitschrift veröffentlicht. Die Zahl seiner Auflagen beträgt heute 82. Seine einzige Schattenseite ist, daß er die Flut kulturhistorischer Romane entfesselt hat, die heute in breitem Strome sich über uns ergießt.

Im Jahr 1855 reist Scheffel zum zweitenmal nach Italien, in Gesellschaft von Anselm Feuerbach. Kunstberichte aus dieser Zeit, im Frankfurter Museum veröffentlicht, zeigen neben dem Dichter den gründlichen und begeisterten Kunstverständigen. Im Jahr darauf folgt eine Wanderschaft durch Südfrankreich, über welche er in Westermanns Monatsheften eine Reihe anziehender Schilderungen mit Holzschnitten nach eigenen Zeichnungen erscheinen läßt.

Gegen Ende des Jahres 1856 siedelt er nach München über an den Künstlerhof des Königs Max II. in Begleitung der Schwester, deren künstlerische Begabung dort weitere Ausbildung finden sollte. Im anregenden Kreise hervorragender Künstler scheint dem Dichter eine genuß- und schaffensreiche Zeit zu erblühen. Aber nur allzubald fällt „der Reif in die Blüten". Die geliebte Schwester rafft der Typhus dahin nach einem Krankenlager von nur wenigen Tagen. Der Schlag trifft Scheffel schwer und raubt ihm auf lange die rechte Schaffensfreudigkeit. Mancher schöne hoffnungsvolle Entwurf aus dieser Zeit ist unvollendet geblieben. Es leidet den Dichter in der Unglücksstadt nicht länger. Rasch löst er alle zukunftsreichen Verbindungen und reist ab. Im Herbst 1857 ist er wieder in Heidelberg.

„Gern möchte ich wieder einmal in München und auf Ihrer traulichen kleinen Stube sein" — schreibt er von dort im September an einen Freund — „aber meine Erinnerungen sind allzu herb, als daß ich an ein Wiedersehen denken kann. Ich vegetiere so hin, zur Zeit in Heidelberg — oft fröhlich, noch öfter traurig und dem Leben keinen Reiz mehr abgewinnend." Die melancholische Stimmung ist jetzt schon zum Grundton seines Wesens geworden und Scheffel ist erst 31 Jahre alt.

Trotz der trüben Stimmung, wohl auch als Ausfluß dieser zeitigt das Jahr 1857 eine poetische Frucht: „Hugideo, eine alte Geschichte". Die Erzählung spielt im Jahr 450 nach Christus. Wieder ist der Held ein Mann, der in Leben und Liebe Schiffbruch gelitten und nun sich und sein Elend flüchtet vor den Menschen. Auf einem einsamen Felsen, dem „Klotz von Istein", der als Ausläufer des Schwarzwalds hinausragt in den jugendlichen Rhein, baut er sich seine Hütte, an entlegener Stelle den Rest seiner Welterinnerung bergend: die selbstgefertigte Marmorbüste der Geliebten, die der vornehme römische Centurio ihm entrissen hatte. Die kleine Novelle ist in ihrer Anlage vortrefflich, aber zu unvollständig gehalten, um tieferes Interesse zu erwecken. Sie erschien zuerst im Jahr 1858 in Westermanns Monatsheften, als Buch erst vor zwei Jahren, ohne übrigens bis heute in weitere Kreise zu dringen.

Im Jahr 1858 erhält Scheffel einen Ruf nach Donaueschingen als Hofbibliothekar des Fürsten von Fürstenberg, der auf den jungen Dichter-Gelehrten aufmerksam gemacht worden war. Scheffel nimmt den Ruf an; denn die fürstliche Schloßbibliothek

Digitized by Google

enthält reiche Schätze an altdeutschen Chroniken, Pergamenten, Inkunabeln von höchstem Wert, deren Sichtung und Ordnung reiche Ausbeute versprechen. Zudem ist die Weltabgeschlossenheit, die dem Dichter winkt, seinem schwergebeugten Gemüt hochwillkommen. Er begräbt sich auch sofort in seine Bücherei und hat für die Aufmerksamkeit, die ihm in dem kleinen Städtchen von allen Seiten entgegengebracht wird, nur wenig Entgegenkommen. Der Freundlichkeit des fürstlichen Paares dankt er bei Gelegenheit durch kleine poetische Beiträge zu den ab und zu stattfindenden Hoffestlichkeiten.

Unter den Bäumen des herrlichen Schloßgartens wird der „Juniperus“ gedichtet. Als Untergrund der Handlung erscheint diesmal das 12. Jahrhundert, die Blütezeit des ritterlich höfischen Wesens, zugleich die Periode der Kreuzzüge. „Die Geschichte eines Kreuzfahrers“ ist denn auch die kleine Dichtung betitelt. Mit Barbarossa zieht derselbe ins heilige Land, auf bischöfliches Geheiß schweren Frevel leidenschaftlicher Jugend zu sühnen. Im Streit um schön Rothrauts Minne hatte er einst den Rheinstrom zum Richter gesetzt zwischen sich und den Nebenbuhler, der vormals sein Lerngenosse und Freund gewesen, und der Rheinstrom hatte diesen zerschmettert auf grausiger Wettfahrt durch die Brandung seiner Fälle. „Juniperus“ ist wiederum in der Sprache Ekkehards geschrieben, jenem kraftvollen altertümlichen Stil, der so vollkommen dem Inhalt der Dichtung entspricht. Ein so lebensvolles Bild der Zeit diese aber auch gibt, eine so reiche Fülle ernsthafter Studien in fesselndster Form sie bietet, — um ihres jähen, unbegründeten Schlusses willen hinterläßt sie dennoch eine ästhetische Befriedigung nicht. Sie hat denn auch keine größere Verbreitung gewonnen, seit sie im Jahr 1866 erstmals in Buchform mit Werners Illustrationen erschienen. Immerhin aber ist sie der Beachtung würdig durch Einzelheiten von hoher dichterischer Schönheit. Die nachfolgende Schilderung der tollkühnen Rheinfahrt möge allen, welche die Erzählung noch nicht kennen, die Lust zu näherer Bekanntschaft wecken. Juniperus erzählt:

„Durch meinen Nachen fuhr schütternd der Stoß. Wasserwirbel riß ihn wie einen Taumelnden; hinausgeschnellt flog Ruder, flog Wappenfähnlein in die Flut .. ich fühlte der Strömung jähes Bergabschießen .. schaumumpeitscht hob ich noch einmal den Blick, da sah ich nichts mehr rundum als tauig aufsprühenden Wasserschwall, durchglänzt von regenbogenfarbener Spiegelung und hoch über mir Gottes blauen Himmel ... als wollte er Zeuge sein des vermessenen Schauspiels, hielt gerade ein Gabelweih unbeweglich droben im Aether und schwebte, die krummen Fittiche ausgebreitet, ruhig und starr über der Brandung. Jetzt krachte und schütterte ein zweiter Stoß .. angepralt an verborgenem Fels barsten des Nachens Planken .. bogenförmig hinausgeschleudert flog ich in die milchweiß aufschäumende Sturzflut .. hoch auf pochte das Herz, als sterb' es und sei schon gestorben und um die Ohren toste ein Getöse, als wenn tausend Schmiedehämmer schwer einschlagend niederdonnerten auf eiserne Ambose und wenn tausend Blasebälge zischend in die Glut schmelzenden Eisens hineinbliesen, prasselnde Wassergüsse darauf strömend, ausdampfend, lärmend, unfähig die Glut zu löschen ... so von infernalem Gebraus das arme Haupt durchtobt .. Himmel, Erde, Wasser, Feuer, Donner Gottes und Qual der Hölle, alles mit Schnelle des Blitzes um den Versinkenden wirbelnd ... so durchsauste ich des Rheines gräßliche Schrecken und fuhr kopfüber hinab zu Thal, wo auf zerspültem Kalkfeld die Bretterwände einer Fischerhütte friedlich emporschauen in den tosenden Strudel.“ — —

Die Stellung im Fürstenschloß zu Donaueschingen ist nicht von langer Dauer; schon im darauffolgenden Jahre regt sich die alte Wanderlust. Der Bibliothekar ist eben doch in erster Linie Beamter und an Regel und bestimmte Vorschrift gebunden.

„Wie herrlich ist's doch im allgemeinen, zu versäumen seine Kanzleistund' — Gedenkend der Zeit, wo die ganze Welt, wo Thun und Lassen noch freistund — wo man mit der ganzen Jugendkraft, mit fröhlichem Körper und Geist und — mutigem Ringen als wie ein Soldat zur Fahne der Poesei stund“ ... schreibt er in der köstlichen Makamenform von der Arbeitsstube in Donaueschingen aus an einen Freund, mit

dem er in fröhlichen jungen Jahren einst die persischen Dichter gelesen und in scherzhaftem poetischen Wettstreit in ihren Formen sich geübt.

Das Jahr 1859 bringt Scheffel eine Einladung des Großherzogs von Weimar auf die Wartburg. Schon im Jahr 1857 während der Münchener Zeit hatte ihn der Gedanke, den sagenhaften Sängerwettstreit auf der alten thüringischen Landgrafenburg im Gewand des Romans dichterisch zu gestalten, mächtig gefesselt. Ein längerer Aufenthalt auf dem Schlosse und in den würzigen Forsten des Thüringer Waldes weckt aufs neue den Gedanken an die Ausführung, die damals der Tod der Schwester so jäh unterbrochen. Aber es bleibt auch jetzt beim Gedanken. Ohne dichterischen Gewinn sind darum die eingehenden Studien dieser Zeit dennoch nicht. Das Liederbuch „Frau Aventiure", das 1863 erschien, verdankt ihnen seine Entstehung.

Mitten in der angestrengtesten Arbeit und wohl auch infolge dieser erkrankt Scheffel. Die ersten Spuren des Leidens treten auf, dem er später erliegen sollte. Zunächst äußert sich dasselbe in schwerer nervöser Reizbarkeit, die den Dichter nötigt, in einem Kurorte der Schweiz — der Wasserheilanstalt Brestenberg am Hallwyler See — Erlösung zu suchen. Die Genesung ist langsam und nicht vollkommen.

Zu Beginn des Jahres 1860 nimmt Scheffel seinen Wohnsitz in Karlsruhe. Studien und Wanderfahrten lösen sich ab. Eine größere Reise fällt in das Frühjahr 1863 in Gemeinschaft mit Anton v. Werner, der jünger an Jahren sich dem Dichter in herzlicher Freundschaft anschließt. Sie streifen zusammen durch Wälder und Felsstätten, auf den Melibokus, Schloß Auerbach und die Burgruine Frankenstein, malerische Studien für „Frau Aventiure" zu machen. Alsdann wird der romantische Liedercyklus in die Welt gesandt in einem stattlichen Bändchen.

„Frau Aventiure will dies Büchlein heißen. Einst war sie die vielgekannte und vielgenannte Freundin streitbarer und minnefreudiger Jugend, ein Weib schier göttlichen Ursprungs und Ansehens, das mit großer Gefolgschaft rauschenden Umzug hielt durch die Lande und die Welt mit Speerkrach, Reigenlust und süßen Tönen erfüllte. Gern auch nahm sie Einkehr bei Dichtern, saß traulich zu ihnen ans Herdfeuer, kürzte die Winternächte mit vergessener Mären Erzählung, heilte die Wundstechen und tröstete, wem durch Liebe Leid geschehen war." Also erläutert der Dichter den Titel seines Buches. Es enthält Lieder aus Heinrich von Ofterdingers sangesfreudigen Tagen, auf den gründlichsten Studien der Minnesänger beruhend, tief und ursprünglich empfunden und gedichtet, nach Heinrich Kurz, so, wie wir wünschten, daß die damaligen Sänger gesungen haben möchten, nämlich mit derjenigen realen Grundlage, die wir an jenen so sehr vermissen. Die bekanntesten dieser Sänger kommen persönlich zu Wort in allen ihren Eigentümlichkeiten, Liebenswürdigkeiten und Gegensätzen. Die sprachliche Formgewandtheit, mit der der Dichter deren kunstvolle Strophenfügung wiederzugeben versteht, ist erstaunlich. Freilich geschieht manchmal in Nachahmung altertümlicher Klangfarbe und in künstlicher Verschnörkelung des Guten zu viel. So z. B. in dem Schlußvers des sonst stimmungsvollen Gedichtes von Wolfram von Eschenbach: „Die Ausreise":

Drum müht sich mein Sinnen, Turnierdank und Minnen
Von ihr zu gewinnen im selben Tjost,
Bald wird sich's entscheiden, wenn nach dem Durchschneiden
Der Seile mit Streiten der Buhurt erlost,
Dann heißt: kalopieret
Und nimmer faylieret
Und kräftig pungieret!
... Sand küssen muß jeder, der wider mich stapft!

In solchen Wendungen thut sich die sprachliche Treue auf Kosten der Poesie hervor. Aber andererseits entlockt der Dichter seiner Leyer auch wiederum die reinsten lyrischen Klänge, wie in dem wunderschönen Gedicht Heinrich von Ofterdingers „Jung' Minne":

Schaust Du verträumt vom Turme nieder
Du hochlandwilde scheue Maid
In knappgeschnürtem Purpurmieder
Und keuscher Herzensherrlichkeit:

So denk ich einer Alpenrose,
Die knospend auf der Klippe steht,
Unsorgsam, ob bei Stein und Moose
Ein Menschenauge sie erspäht.

oder: „Am Traunsee" von demselben Sänger:

Endlich, endlich, milder Friede
Kehrst du wieder bei mir ein —
Grimmer Schmerz löst sich in Liebe,
In den Wind entschwebt die Pein.

Reizend sind die Lieder von Berlt dem jungen, dem Sängerknaben Herrn Walters von der Vogelweide:

War Dich finden, Dich verlieren
Nicht wie kurzer Sonnenkuß?
Auch Dein Scheiden gleicht dem ihren,
Denn sie scheidet, weil sie muß.

Voll glühender Leidenschaft der Liedercyklus von Magnus vom finstern Grunde:

Dein Mund hieß mich den Einz'gen, Süßen, Teuern,
Als schon die Stirn des andern Goldreif trug . .
Du brauchtest mich, sein Fischblut anzufeuern . .
Unselig Weib, dein Spiel war Lug und Trug.

Und auch der Humor kommt zu seinem Recht in den köstlichen Gesängen des Vogt von Tenneberg:

Ich bin der Vogt von Tenneberg,
Den Liebe nie umfangen,
Im Lindenwipfel streck ich mich
Und laß die Beine hangen.

Aber Cupido kommt mit Pfeil und Bogen. Der Biedere wehrt sich gegen den Unhold und freut sich schon des Sieges, doch:

„Das war der Vogt von Tenneberg,
Den Minne nie umfangen,
Mit Weib und Kind selbsiebent kommt
Vergnügt er jetzt gegangen.

Das jüngste spielt ihm auf dem Arm
Mit Bart und Harnischkette —
Er schafft ihm Brei und hält es warm
Und legt es auch zu Bette. —

In weitere Kreise sind auch diese Lieder nicht gedrungen, wohl zumeist ihrer fremdartigen Form wegen, die in manchen Fällen die reine dichterische Wirkung beeinträchtigt. Scheffel selbst stellte „Frau Aventiure" in die erste Reihe seiner Dichtungen und hat das mangelnde Interesse der Zeitgenossen schmerzlich empfunden. Ein Brief aus dem Jahre 1869, nach dem Erscheinen und großartigen Erfolg der „Gaudeamus"-Lieder, gibt diesem Gefühl beredten Ausdruck: „Als Poet habe ich mit diesem Heidelberger Humor eine eigentlich wehmütige Erfahrung gemacht: Mein ernsthaft gemeintes und aus mühsamen historischen Forschungen herausgewachsenes Büchlein „Frau Aventiure" schleicht seit 1863 durch die Litteratur und bringts trotz aller Anerkennung Sachverständiger kaum nach sechs Jahren zu einer neuen Auflage; die durstigen Studentenlieder aber, welche im November vorigen Jahres erschienen, waren mit allgemeinem

Digitized by Google

Halloh! schon im Dezember vergriffen!" Neben dem tiefen Verständnis mittelalterlicher Vergangenheit bekunden die Aventiure-Lieder unstreitig ein glänzendes lyrisches Talent; doch wird der Liedercyklus, den Scheffel seinem Erstlingswerk einverleibt, dem Herzen des deutschen Volkes immer näher und sympathischer bleiben.

Das bedeutsamste Ereignis in dem Leben des Dichters fällt in das Jahr 1864. Der fahrende Meister Josephus entschließt sich, festen Grund zu fassen und sich ernstlich seßhaft zu machen. Er vermählt sich am 22. August dieses Jahres zur großen Freude der Mutter mit der Freiin Karoline von Malzen. Die melancholischen Wolken auf des Dichters Stirne scheinen zu schwinden unter dem Sonnenblick reinsten Glückes. Aber wiederum fällt „der Hagel in die Aehren". Am 5. Februar 1865 stirbt die zärtlich geliebte Mutter. „Ihr Tod riß eine dauernde Lücke in mein Leben," schreibt Scheffel einige Jahre später an Freiligrath. Aber nicht der Tod der Mutter allein trübt das junge Glück. Die Gatten verstehen sich nicht. Dem ersten Hochgefühl der Liebe folgt bald herbe Ernüchterung. Die Gegensätze in beider Naturen sind groß. Sie, Aristokratin von Geburt, in den Formen und Anschauungen des Standes erzogen, dabei eine zarte, empfindsame, ja ätherische Natur, er, abhold allem äußeren Formen- und Scheinwesen, trotz innerer Melancholie allezeit derben Humors und zu Sarkasmen geneigt, dabei selbst höchst empfindlich und reizbar — die Frage ist müßig, welchem Teil die größere Hälfte der Schuld zufällt. Das Band der Ehe kann nicht gelöst werden; aber die Entfremdung ist vollständig und die Trennung fürs Leben. Das sind schmerzvolle Tage für den Dichter und er hat ihre Bitterkeit zeitlebens nicht mehr verwunden. Aus dem Schiffbruch seines Glückes bleibt ihm ein einziger, im Jahre 1867 geborener Knabe, Viktor. Nachdem auch sein hochbetagter Vater im November 1868 nach schwerem Krankenlager gestorben, bildet dieser Sohn von nun ab die vornehmste Sorge des Vereinsamten.

In das Jahr 1867 fällt die Herausgabe der „Gaudeamus"-Lieder, des Buches, das den Namen des Dichters noch einmal geflügelt durch die Lande trug. Die Lieder waren zum großen Teil bereits Ende der vierziger und anfangs der fünfziger Jahre entstanden. Es hatte sich damals in Heidelberg eine Gesellschaft zusammengefunden, die unter dem Namen „Der Engere" den Kultus alter Historien und Schwänke pflag. Hauptsächlich Männer der Litteratur und Wissenschaft, Namen von gutem Klang, zählten zu ihren Mitgliedern. Zunächst für diesen Kreis hat Scheffel während seines wiederholten Aufenthaltes in Heidelberg die „feuchtfröhlichen" Lieder gedichtet, die der Pfarrer Schmelzer von Ziegelhausen, einer der gelehrtesten Männer der Tafelrunde, alsdann in prächtige musikalische Weisen kleidete und hernach selbst in der Gesellschaft zu meisterhaftem Vortrag brachte. Von da verbreitete sich die Kunde dieser Lieder in alle sangeslustigen Kreise und insbesondere die akademische Jugend nahm sie mit heller Begeisterung auf.

Diese Gaudeamus-Lieder, völlig neu in Ton und Charakter, sind wohl das Originellste, was Scheffel gedichtet. Sie können als das non plus ultra kecken Zecherhumors bezeichnet werden. Von genialer Naturwüchsigkeit, schäumend in übermütiger Lebenslust, ohne Ausnahme volkstümliche, trefflich sangliche Weise üben sie auf jedes deutsche Gemüt eine zündende Wirkung. Denn welcher Germane säße nicht gern einmal eine Stunde hinterm grünen Römer in frohem Freundeskreis! — Nahe ans Bizarre streifen freilich die naturwissenschaftlichen Gesänge von Ichthyosaurus und Tazzelwurm, vom erratischen Block und Guano, aber auch sie tragen in ihrer Art ein so urfröhlich volkstümliches Gepräge, daß der erste fremdartige Eindruck sich rasch verwischt. Die bekanntesten der Gedichte sind das Hildebrandlied, Altassyrisch, der Enderle von Ketsch, die letzte Hose und vor allen die hinreißenden Lieder vom Rodenstein, die jubelnd gesungen werden von Jungen und Alten, wo immer in liederfröhlicher Stunde der Becher kreist.

Wohl gibt es auch gewichtige Stimmen, denen der Humor der Lieder zu keck und

wild ist, und die aus solcher Verherrlichung des Trinkens einen entsittlichenden Einfluß befürchten. Ueber den Geschmack am Humor läßt sich nicht rechten; gewiß aber ist, daß der Geist, der durch diese Weisen geht, der Geist urkräftigen Behagens, urkräftiger Gesundheit ist. In einer Zeit, da die Lyrik des Weltschmerzes die Herzen vergiftete, die Philosophie des Pessimismus die Lebensenergie der Jugend zu lähmen begann, da mußten Lieder wie diese, die in jeder Zeile von männlicher Lebensfreude und Lebenskraft überfließen, wie ein reinigender Sturmwind in die schwüle geistige Atmosphäre hineinbrausen.

„Und wem manch Lied schier allzu durstig deucht,
Der tröste sich, 's war anders nicht zu machen,
Der genius loci Heidelbergs ist feucht!"

Die letzte größere Dichtung Scheffels „Bergpsalmen" erscheint zwei Jahre später, wiederum mit Illustrationen von Werner, nachdem Dichter und Maler zuvor im Sommer 1868 behufs Lokalstudien eine gemeinsame genußreiche Reise durch die Schweizer und Salzburger Alpen gemacht.

Ein Regensburger Bischof des 9. Jahrhunderts — also lautet die der Dichtung zu Grunde liegende Legende — flüchtet aus dem lärmenden Gewühl seines Hofes und seiner Stadt, aus Kaiserfehde und Fürstenstreit ins Hochgebirge der Alpen, um in der menschengelärmlosen Gottespracht die im Drange der Welt empfangenen Wunden auszuheilen. Man sieht, es ist ein in fast allen Dichtungen Scheffels wiederkehrendes Motiv: Die Flucht aus Leidenschaft, Kampf und Sorge an die tröstende Brust der Natur, in die Weltabgeschiedenheit der Berge.

Die Bergpsalmen rauschen in schwungvollem Hymnenrhythmus dahin, die Natur des Hochgebirges kündend in ihrer Majestät, ihren Schrecken, ihrer herzberuhigenden Wunderkraft.

„Schreit' ich hier nicht, in des Allmächtigen Schirm,
Ein König, ein hoher Priester zugleich
Durch des Urserwalds nächtiges Dunkel?
Trink' ich hier nicht in vollerem reinerem Zug
Der Sonne Goldstrahl, des Himmels Blau,
Der Tannen balsamischen Harzduft?
Und wächst die Seele nicht mächtig heran?
Fühl' ich nicht, wie im einsamen Zwiespruch mit Gott
Sie täglich erstarkt,
Wie sie, in des werdenden Schmetterlings Weise
Mit Flügelzucken, ahnend und leise,
An die Wände der Körperumpuppung rührt,
Fragend: „Heia, wann schweb' ich empor,
Ein verjüngt Geschöpf,
Empor in den Aether, entgegen dem Licht
Frei und rein?" — "

Diese Probe aus dem Abschnitt „Sonnenschein" genügt, um einen Begriff zu geben sowohl von der Hoheit des dichterischen Gedankens als der sprachlichen Meisterschaft dieser Gesänge.

Auch die „Bergpsalmen" sind nicht viel über den engeren Kreis der Verehrer des Dichters gedrungen. Wiederum ist es die etwas fremdartige Form, der Mangel volkstümlicher Weisen, der ihrer größeren Popularität entgegensteht. Dazu kommt, daß die Gegenwart überhaupt nicht sonderlich für Naturpoesie gestimmt und empfänglich ist. An poetischem Wert stehen die „Bergpsalmen" dem Besten nicht nach, was der Dichter geschaffen.

Mit diesem Werke aus dem Jahre 1869 ist Scheffels dichterisches Wirken in der Hauptsache als abgeschlossen zu betrachten. Am Ende der siebziger Jahre erscheint noch eine kleine poetische Arbeit, „Waldeinsamkeit" betitelt, kurze stimmungsvolle Verse zu Zeichnungen seines Freundes Werner. Im übrigen sind es nur noch Gelegenheits-

Digitized by Google

dichtungen, die ab und zu aus seiner Feder fließen. So im Jahre 1873 der „Brautwillkomm auf der Wartburg“ zur Vermählungsfeier des Erbgroßherzogs von Weimar, oder im Jahr 1877 das Gedicht auf das Regierungsjubiläum seines fürstlichen Gönners, des Großherzogs von Baden. Sein Leben fließt in stiller Abgeschiedenheit dahin, des Winters im ererbten elterlichen Hause zu Karlsruhe, mit der ersten Lerche auf seiner lieblich gelegenen Villa Seehalde bei Radolfzell, oder in seinem schlicht aber behaglich eingerichteten Heim auf der Mettnau mit der großartigen Fernsicht auf die Riesenhäupter der Alpen. Mehr und mehr vergräbt er sich in seine Bücherei zu eingehendem Studium der heimischen Altertumskunde, die wenige beherrschen, wie er. Und wenn er ein Stück Land in Büchern und Karten gründlich erforscht, dann zieht er an schönen Sommertagen hinaus, kundig jeglichen Steges, und auf den wohlbekannten Stätten umschweben ihn die Geister der geliebten Vergangenheit, mit denen er trauliche Zwiesprache pflegt, von keinem Mißton gestört. Er ist kein Menschenfeind, nur die aufdringliche, schwatzende Neugier ist ihm ein Greuel, ein wahlverwandter Freund ist zu Hause oder auf der Wanderschaft ein willkommener Genosse. Und wer einmal auf solcher ihn begleitet, der bringt köstliche Ausbeute zurück. Denn ihm erschließt sich die ganze Fülle seines reichen Geistes, die Tiefe seines Wissens, der unerschöpfliche Born seines Humors, der in der freien Gottesnatur urfrisch emporquillt über alle quälende Bitternis der Erinnerung. In solchen Stunden ernst-fröhlichen Wanderns wird der Mann wieder zum Jüngling und es singt aus ihm heraus, wie einst:

Nicht rasten und nicht rosten,
Schönheit und Weisheit kosten,
Durst löschen, wenn er brennt,
Die Sorgen vertreiben mit Scherzen —
Wer's kann, der bleibt im Herzen
Zeitlebens ein Student!

Das friedsame Gelehrten- und Wanderleben unterbricht noch ein rauschendes Fest, dessen schon Erwähnung gethan worden, jener 50. Geburtstag, der schönste Ehrentag seines künstlerischen Schaffens.

Allmählich aber nimmt das Leiden zu, dessen erste Spuren sich in den sechziger Jahren gezeigt. Die kräftige Konstitution des Dichters überwindet mehrere schwere, mit furchtbaren Schmerzen verbundene Anfälle der Wassersucht; noch gibt es Tage und Monate leidlichen Befindens, eine jährliche Badereise nach Kissingen bringt Linderung, aber die völlige Genesung ist ausgeschlossen. Bange Todesahnungen suchen den Dichter heim und immer düsterer lagert sich's um Herz und Geist. Im Herbst 1885 kommt der schwerste Stoß seines Leidens, von dem er sich nicht wieder erholt. Ein gebrochener Mann reist er im Januar dieses Jahres von seiner Radolfzeller Einsamkeit nach Heidelberg, das seinen Sänger in seine Mauern gerufen zu der bevorstehenden Jubelfeier der alt-ehrwürdigen Ruperto-Carola. Das Festgedicht ist vollendet, das Fest selbst zu schauen ist dem Dichter nicht mehr vergönnt. Noch begeht er am 16. Februar die Feier seines 60. Geburtstages. Die Stadt, die er neben der Vaterstadt am meisten geliebt, erteilt ihm das Ehrenbürgerrecht und abends erstrahlt ihm zu Ehren die Schloßruine in tausendfältigem Lichterglanz. Aber es ist ein wehmütiges Lächeln, das bei dem unvergleichlichen Anblick um die bleichen Lippen spielt — der Tod sitzt ihm im Herzen. Mit unwiderstehlicher Sehnsucht zieht's ihn nach dem eigenen Heim; am 2. April reist er in Freundesbegleitung nach Karlsruhe, ein letzter Freudentag leuchtet in sein verlöschendes Leben, ein Strahl der Liebe, die er auf einsamer Pilgerschaft so oft schmerzlich vermißt: sein Weib, von dem er vor fast zwei Jahrzehnten in tiefer Herzensverstimmung geschieden, eilt auf seinen Ruf an sein Lager und versöhnt legen sich die Hände der Gatten ineinander ... Wenige Tage später, am Abend des 9. April künden die Sterne bleichen Glanzes, daß ein deutscher Dichter aufgehört zu sein.

* * *

Digitized by Google

Noch mögen einige Worte über Persönlichkeit, Charakter und poetische Bedeutung des Dahingegangenen hier eine Stelle finden.

Scheffel war in jungen Jahren ein Knabe von zarter Konstitution. Aber doch reifte er bald zum stattlichen Jüngling heran, an Gestalt über das Mittelmaß hinausragend. Sonderlich poetischen Ansehens war er allerdings nicht. Weder spielten ihm wallende Locken um die Stirne, noch schaute er gerade melancholischen Auges in die Welt. Das Haar trug er schlicht und kurzgeschnitten und die Augen unter der goldenen Brille besahen sich ruhig und freundlich Menschen und Dinge. Der Humorist war besser erkenntlich, die feinen Linien um den charaktervollen Mund verrieten ihn, und, wenn er sprach, ein funkelndes Aufleuchten der Augen. Die erste schwere Krankheit im Jahr 1861 blieb nicht ohne Folgen auf die äußere Erscheinung des Dichters. Die Figur, früher elegant, fast schmächtig, zeigte von dieser Zeit ab Neigung zur Korpulenz, die Augen blickten oft müde und angegriffen und ab und zu lief ein nervöses Zittern über das sonnengebräunte Gesicht, das übrigens fast bis zum Tode die frische Farbe bewahrte. Im ganzen hatte auch das schwere Leiden die stattliche Gestalt nicht zu beugen vermocht und der Dichter machte noch bis in die letzten Jahre dem oberflächlichen Beschauer den Eindruck eines gesunden, der Behaglichkeit des Daseins sich erfreuenden Mannes.

Trotz einzelner Mißklänge in dem Wesen des Dichters sind auch die Grundzüge seines Charakters schlicht und einfach. Wie keine mächtigen Einflüsse von außen sein Leben bewegen und gestalten, so sind es auch in seinem Gemüt keine großen, gewaltigen Leidenschaften, die ihm Thun und Lassen beherrschen. Er ist heftig, eigensinnig, reizbar und empfindlich, aber ebenso gutmütig und leicht versöhnlich. Ein scharfer Widerspruch seines Charakters springt in die Augen: bald öffnet sich sein Herz weit aller Schönheit und Freude des Lebens, bald verschließt es sich ihr scheu in düsterer Melancholie. Aber von wie mannigfachen schmerzlichen Gefühlen auch oft sein Inneres bewegt war — dichterisch hat er nichts geschaffen, das an solchen Gemütszustand gemahnte. Ja dieser Widerspruch in seinem Innern wird ihm sogar zur poetischen Tugend; denn hauptsächlich aus dem Kampfe, den des Dichters kräftige Natur immer wieder gegen die Anwandlungen des Trübsinns führt, entspringt jener sieghafte Humor, der allen seinen Dichtungen den eigenen Reiz verleiht. Auch duldet die Strenge seiner Anforderungen an sich selbst in seinen poetischen Arbeiten nichts Verschwommenes und Zerrissenes. Scheffel hat nie invita Minerva gedichtet. Er ergriff nur die Feder, wenn eine innere Nötigung vorlag, er legte sie aus der Hand, wenn der unmittelbare Schaffensdrang ihn verlassen. „Das menschliche Gehirn“ — äußerte er sich einmal in dieser Beziehung — „gleicht einem Saiteninstrument; wenn es übermäßig gespielt wird, zerspringen die Saiten, nur daß beim ersteren keine Reparatur mehr möglich ist.“

Seiner politischen Gesinnung nach war Scheffel Großdeutscher und kein sonderlicher Freund von Preußen. Doch ist auch bei ihm, wie bei so manchem anderen, nach den großen Tagen von 1870 und 1871 eine Wandlung eingetreten und er hat sich mit dem Gang der Dinge vollkommen ausgesöhnt, wenn dieser auch nicht gerade seinen Jugendhoffnungen entsprochen hatte. Uebrigens hat sich der Dichter am politischen Leben nicht beteiligt. Tief unzufrieden mit den politischen und sozialen Verhältnissen der ihn umgebenden Gegenwart, hatte er sich schon in frühen Mannesjahren gänzlich zu den Geschlechtern der grauen Vergangenheit geflüchtet und die romantische, einseitige Vorliebe für diese ist ihm zeitlebens geblieben.

Die Gelegenheitsgedichte für seine fürstlichen Gönner, die Freude, mit der er das Adelsdiplom aus der Hand seines Landesherrn entgegengenommen, haben ihm manchen Tadel zugezogen. Niemand aber war nach seiner ganzen Art und Persönlichkeit weniger Streber und Hofschranze als Scheffel, und er konnte mit berechtigtem Stolze von sich sagen: „Nie habe ich nach Volksgunst oder Fürstengunst getrachtet, sondern beide mir erworben, weil ich fern von der Welt dem Schönen nachstrebte.“ Der ver-

liehene Adel freute ihn hauptsächlich für den Erben seines Namens; es mag wohl auch ein erklärliches Gefühl der Genugthuung dabei gewesen sein gegenüber den aristokratischen Verwandten, von deren Seite ihm manch spitzer Nadelstich im Gemüte saß.

Als Dichter hat Scheffel eine scharf ausgeprägte Eigenart. Er ist der erste, dem es in vollendeter Weise gelungen, die Schätze der Wissenschaft für die Poesie nutzbar zu machen und in vollkommener Verschmelzung beider weder jene noch diese zu schädigen. Mit der gründlichen Tiefe des Forschers verbindet er eine glänzende Phantasie und eine dichterische Gestaltungskraft, die auf ihren Gebieten das Höchste erreicht. Ein poetischer Gelehrter hat er die Poesie des Deutschtums vergangener Zeiten aus vielhundertjähriger Vergessenheit in all ihrer Farbenpracht wiedererweckt. Scheffel hat sich selbst einen Romantiker genannt. Er ist es, aber auf dem festen Boden des realistischen Prinzips. Die Pflege des Ideals, aber innerhalb des Rahmens von Natur ist seine künstlerische Aufgabe gewesen. Wie er keine Landschaft schildert, die er nicht vorher gründlich durchforscht hat, so entwirft er überhaupt kein poetisches Gebilde, das er nicht zuvor in vollkommener Klarheit im geistigen Auge erschaut. Und durch alle seine Dichtungen weht eine gesunde, eine kräftige Luft. Da gibt's keine Sentimentalität und keinen Ueberschwang, keine erlogenen Schmerzen, keine erlogene Begeisterung. Dagegen sprudelt überall die Kraft echter Empfindung aus der Tiefe des dichterischen Gemüts in Scherz und Ernst.

In diesen Vorzügen seines poetischen Wirkens liegt aber auch zugleich die Grenze seines Vermögens. Er ist kein kosmopolitischer Denker und Dichter. Sein Wesen und Schaffen wurzelt fest auf dem Boden der Heimat. Weit entfernt von aller Engherzigkeit und Unfreiheit des Blickes ist doch überall aus seinen Dichtungen der speziell süddeutsche Zug seines Temperaments ersichtlich. Bezeichnend hierfür ist, daß selbst der längere Aufenthalt in dem geliebten Italien keine dichterische Frucht erzeugt, die einen tieferen Einfluß des dort Geschauten und Erlebten bekundete.

Aber so wie er war, auf dem Boden, da er stand und weilte, war er ein ganzer Mann und Poet.

Und wenn heute ein Ruf durch alle deutschen Gauen geht, dem Sänger des Trompeter und Ekkehard ein Standbild von Erz zu errichten, so wird der Ruf an tausend Herzen klingen, in denen er sich selbst schon längst ein Denkmal gesetzt.

Es mögen dem Vaterland größere und fruchtbarere Dichter erstehen, sein Andenken wird dennoch in Ehren bleiben, sein Name fortleben als der Name eines Lieblings des deutschen Volkes. —

„König Christian IX. Land“

an der ostgrönländischen Küste.

Von

E. Schumacher.

Das an auswärtigen Besitzergreifungen so reiche Jahr 1885 hat auch den Dänen einen Zuwachs an einer bisher noch nie von Europäern betretenen Küste gebracht; die Mühen aber, welche diese Erwerbung den kühnen Entdeckern gekostet, sowie der Gewinn, der dem Mutterlande daraus erwachsen, lassen sich mit den vielen ähnlichen Unternehmungen nicht vergleichen, denn es handelt sich hier um eine arktische Unternehmung ersten Ranges, bei der es vor allen Dingen eine Bereicherung der geographischen und der ethnographischen Wissenschaft galt, und um einen Erfolg, an dem sich jeder Freund der genannten beiden Wissenschaften neidlos mitfreuen kann.

Während die Westküste von Grönland schon längst bis zum 80. Grad n. Br. erforscht und mit ihren etwa 10 000 Bewohnern der dänischen Krone unterstellt und fast vollständig christianisiert worden, gehörte die unwirtliche Ostküste noch immer zu jenen Punkten der Erde, die der Geograph achselzuckend nur als „unerforschtes Gebiet“ bezeichnen konnte. An Versuchen, den Schleier zu lüften, hat es nicht gefehlt. Schon 1579 hat sich, von seinem König, Friedrich II. von Dänemark ausgesandt, Jakob Allday bemüht von der offenen See aus dahin vorzudringen, wo das sagenumwobene „Österbygd“ der Normannen aus längst vergangener Zeit vermeintlich wieder aufzufinden sei; jedoch weder er noch der „kühne Seehahn“ Mogens Heinesön (1581) hatte das Glück, durch die festen Eismassen hindurch die Küste zu erreichen. Auch die 1607 von Carsten Richardsen und James Hall unternommene Expedition verlief ohne Resultat. David Danell kam der Küste 1652 als der erste so nahe, daß sein Schiff sich zwischen einer Anzahl von Inseln und dem Festlande befand; indes ohne landen zu können, mußte er vor den ihn bedrängenden Eismassen eiligst die Flucht ergreifen. Zwölf Jahre später versuchte Otto Axelsen zwei Jahre nacheinander die Küste zu erreichen, jedoch beim letzten Versuch ging sein Schiff mit Mann und Maus verloren.

Nachdem für ein halbes Jahrhundert der Mut gesunken war, haben von 1724 bis 1786 die Dänen wieder drei nicht minder vergebliche Versuche unternommen, bis man sich endlich von der Unmöglichkeit, Ostgrönland von der See aus zu erreichen, überzeugt hielt. Dies sollte in unserem Jahrhundert zweimal bestätigt werden: der französische Leutnant Blosseville fand hier 1833 seinen Untergang, und der Engländer Taylor mußte nach wiederholten Versuchen mit seinem eigens für die gefahrvolle Eisfahrt gebauten Dampfer „Erik Rödé“ (1864—65) unverrichteter Sache heimkehren.

Besser erging es Scoresby, Sabine und Clavering 1822 und 23 und Koldewey 1869, die alle die Ostküste Grönlands betreten haben, jedoch nur nördlich vom 70. Breitegrad, nicht aber dort, wohin das Trachten aller vorher genannten gerichtet war.

Der einzige, der auf dem Seewege südlich vom 70. Breitegrad die vielumworbene Küste betreten hat, ist der in seinen arktischen Unternehmungen oft so glückliche Freiherr von Nordenskjöld. Er erreichte am 4. September 1883 von der hohen See aus die Küste bei Kap Dan, konnte sich aber der vorgerückten Jahreszeit halber nur wenige Tage dort aufhalten. Er sah hier Spuren von Eingeborenen und meinte Reste von normannischen Wohnungen gefunden zu haben. Er stellte auch die Behauptung auf, die Ostküste lasse sich überhaupt mit geeigneten Dampfschiffen befahren. Jedoch daß *ihm* das Wagestück einmal gelungen, konnte ebensowenig als Beweis gelten, wie durch seine einmalige wunderbar glückliche Fahrt „um Europa und Asien" die Schiffbarkeit des nördlichen Eismeeres auch für andere Leute erwiesen ist.

Was von der See aus für gewöhnliche Menschen unerreichbar zu sein schien, suchten unternehmende Männer vom Lande aus zu erreichen. Der Kapitän Egede war unter ihnen der erste 1723; ihm folgte 10 Jahre später sein Landsmann Jochumsen; beide jedoch mußten umkehren ohne ihr Ziel erreicht zu haben. Erst Peter Olsen Wallöe hatte das Glück auf einer sehr beschwerlichen Fahrt 1751—53 bis zum 61. Breitengrade vorzudringen und sprach dort Bewohner des höchsten Nordens, die ihm erzählten, ehe dort in ihrer fernen Heimat das Eis überhand genommen, habe man „durch ein Rivier quer durchs Land", also bis zur Westküste Grönlands fahren können.

Auf Wallöes Bericht fußend, entschloß sich dann 1828 die dänische Regierung, auf demselben Wege eine Expedition *vom Lande aus* unter der Leitung des Kapitänleutnant Graah dorthin zu senden. Unter unbeschreiblichen Beschwerden und Widerwärtigkeiten ist er auf grönländischen Frauenbooten 1829 bis 65° 15′ nordwärts gelangt. Er nannte die nördlichste Insel, auf der sein Fuß gestanden, „Dannebrogs Ö", mußte umkehren, überwinterte krank und notleidend und ohne Dolmetscher, der einzige Europäer unter lauter Grönländern (denn die Hälfte seiner Begleiter hatte ihn treulos verlassen) 2° weiter südlich und machte dann im folgenden Jahre, dem Widerstand seiner Leute trotzend und unter Lebensgefahr noch einen Versuch, mußte aber endlich, der Uebermacht der majestätischen Naturgewalten weichend, verzweifelt umkehren, ohne auch nur eine Spur von „Österbygd" oder von den Bewohnern der Ostküste gesehen zu haben.

Seitdem galt es 50 Jahre lang als ausgemacht, daß die Erforschung der Ostküste Grönlands *überhaupt* eine Unmöglichkeit sei. Die genauere Erforschung der Westküste bis zum südlichen Kap Farvel wurde von der dänischen Regierung regelmäßig betrieben, aber an den Osten wagte sich keiner mehr heran. Nur der geniale Nordenskjöld unternahm 1883 auf der Reise, deren Schluß wir oben erwähnten, den mehr als kühnen Versuch, vom *Westen aus* in das Innere des geheimnisvollen Eispalastes zu dringen, in der Hoffnung, hier eine grüne Oase und von dort aus am Ende auch noch den Weg bis an die Ostküste zu finden; aber er mußte bekanntlich*) nach 16tägiger verwegener Wanderung Kehrt machen.

Zwei Jahre vorher hatte indes auf einer Rekognoszierungsfahrt von Julianehaab aus der dänische Seeleutnant Gustav Frederik Holm im tiefsten Süden der Ostküste durch dort ansässige Heiden erkundet, daß die Fahrt hart an der Küste entlang nach ihrer Erfahrung nicht so gefährlich sei, wie es nach den Berichten Graahs scheine; auch erzählten sie ihm, daß nördlich vom Kap Dan, etwa 20 Meilen weiter nördlich

*) Vergl. das Novemberheft dieser Zeitschrift von 1883.

als die „Dannebrogs Ö" sich ein großer bewohnter Platz befinde, den man Angmagsalik nenne.

Diese Bestätigung der Berichte Wallöes ließ ihm keine Ruhe, und es wurde ihm auch nicht schwer, die in Kopenhagen bestehende „Kommission für die Untersuchung Grönlands" für eine Wiederaufnahme des so vielfach verunglückten Unternehmens zu interessieren. Auch der Reichstag ließ sich zur Bewilligung von 40 000 Kronen herbei, und so brach denn die Expedition am 3. Mai 1883 von Kopenhagen auf. Das Haupt derselben war der genannte, nunmehrige Flottenkapitän Gustav Holm, aus einem in der dänischen Marine rühmlichst bekannten Seekapitänsgeschlecht stammend,*) seit 1876 an der Erforschung von Grönland beteiligt und hier als ein Forscher von großer Unerschrockenheit und Gewissenhaftigkeit bewährt. Seine Begleiter waren der dänische Marineleutnant W. Garde, der norwegische Geologe H. Knutzen und der dänische Botaniker P. Eberlin, und außerdem waren ihm zwei junge Halbbluts-Grönländer, Henrik und Johann Petersen, als Dolmetscher mitgegeben. Ihr erstes Ziel war die Kolonie Julianehaab im südlichen Grönland. Von hier aus waren schon im vorhergehenden Jahre umfassende Vorbereitungen zu ihrem Unternehmen geschehen. Neue Boote waren angefertigt, Mannschaften dazu gedungen u. s. w. Die Fahrt mit dem grönländischen Handelsschiffe „Ceres" ging so langsam von statten, daß die Expedition erst nach einer elfwöchigen Reise am 18. Juli den Ausgangspunkt, so zu sagen das Hauptquartier ihres Unternehmens, die nicht weit vom Süd-Kap Farvel an der Westküste belegene letzte Handelsstation Nanortalik (60° 8′ n. Br.) erreichte.

Bei der so unliebsam vorgeschrittenen Jahreszeit konnte Holm sich für die diesjährige Reise, obwohl dieselbe schon am 23. Juli angetreten wurde, kein weites Ziel mehr stecken und mußte sich darauf beschränken, an einem bewohnten Platz, Illuilek, etwa 40 Meilen vom Hauptquartier entfernt in einer Breite von 61° ein Proviantdepot fürs nächste Jahr zu errichten. Gern wäre er auch jetzt noch weiter gegangen, jedoch die unwillige Haltung seiner aus Westgrönländern bestehenden Mannschaft machte es ratsam, für diesmal umzukehren. So wurde denn nur die Küstenstrecke zwischen dem 60. und 61 Grad mit allen ihren Meereseinschnitten aufgenommen und genau untersucht, und am 15. September war man wieder in Nanortalik.

Der Winter verging hier mit wissenschaftlicher Bearbeitung des gesammelten Materials, mit Kartenzeichnen und regelmäßigen meteorologischen, magnetischen und astronomischen Beobachtungen, letzteres mit Hilfe der Instrumente, welche im vorhergehenden Winter von der meteorologischen Polarstation Godthaab benutzt worden waren.

Endlich am 5. Mai 1884 konnte man die Hauptreise beginnen. Wie schon im ersten Sommer so wurde auch diese Reise *ausschließlich zu Boot* gemacht, und das unterscheidet diese Expedition wesentlich von den meisten anderen arktischen Unternehmungen. Nordpolfahrer wie Nordenskjöld machen ihre, wenn auch noch so gefahrvollen Reisen auf gutem Dampfschiff, das ihnen Schutz gegen die Unbilden der arktischen Gegenden gewährt; sie haben in warmer gemütlicher Kajüte ihr bequemes Lager und ihren guten Tisch — so lange es ihnen nicht so geht, wie Hovgaard, 1882—83,**) der sein bedrohtes Fahrzeug zeitweise verlassen und auf einer Eisscholle kampieren mußte. Holm dagegen und seine Genossen waren genötigt drei Sommer hindurch alle ihre Fahrten zwischen stets gefahrdrohenden Eismassen in offenen, gebrechlichen Booten zurückzulegen, in Booten, deren Wandungen nur aus dünnen, fast durchschimmernden Seehundshäuten bestehen. Feste europäische Fahrzeuge wären für ihren Zweck, sich an der Küste entlang zu stehlen, völlig unbrauchbar gewesen. Nicht bloß daß sie viel zu schwerfällig sein würden; wo sollte man in der eisigen Einöde Material hernehmen,

*) Graah hatte einen Vorsprung der Danebrogsinsel dem Großvater unseres Helden zu Ehren „Holms-Raes" genannt.

**) Vergl. das Februarheft dieser Zeitschrift von 1884.

um ein Leck auszubessern? Hat dagegen das Eis in ein grönländisches Boot ein Loch gemacht, so ist der Schaden leicht mit Hilfe eines mitgebrachten Felles geheilt, während für kleinere Risse ein Speckpfropfen oder einige Stiche mit der Flicknadel genügen.

Die Länge der von Holm verwendeten Boote betrug ca. 8½ Meter, ihre größte Breite unten ca. 1 Meter, oben 1,35 Meter und die Höhe 73 cm. Der ganze Zug bestand aus vier neuen „Frauenbooten" und 7 Kajaken, und es befanden sich in der Begleitung der sechs Europäer 31 Grönländer von der Westküste, 12 Männer und 19 Frauen. Letztere waren sämtlich als Ruderinnen angestellt. In Grönland bedienen sich nämlich die Männer hauptsächlich des nur für eine Person eingerichteten leichten Kajak, den sie mit fabelhafter Behendigkeit zu tummeln verstehen, während den Frauen das Rudern der großen Boote zukommt, wobei letztere eine seltene Körperkraft und große Ausdauer zeigen. Seine Herrscherstellung wahrt der Mann, indem er dabei das Steuerruder führt. Den Kajakmännern fällt die Aufgabe zu, während der Fahrt, dem großen Boot vorauseilend, Bahn zu brechen und zu rekognoszieren, sowie die Jagd zu besorgen.

Anfangs schien es, als sollten Graahs düstere Berichte sich bestätigen, denn überall war die Küste mit „Großeis" blockiert, das, eine Meile breit, die Reisenden von der offenen See trennte, oftmals sich aber in unabsehbare Fernen dehnte, nur hin und wieder offene Stellen und lang gezogene Rinnen zeigend. Weit draußen sah man im Juni Eismassen, nicht selten mit stolzen Eisbergen gekrönt, südwärts eilen. Nach einer sehr beschwerlichen Fahrt ermöglichte ein kräftiger Westwind am 28. Juni die Besteigung der Küste dort, wo Holm vor zehn Monaten sein Depot errichtet hatte.

Hier, zu Illuilek, wohnte zur Zeit eine große Heidenfamilie, die, von einer nach der Westküste unternommenen Handelsreise zurückkehrend, sich auf dem Heimwege nach dem nördlicher gelegenen Tingmiarmiut befand. Bald gesellten sich noch mehr Heiden, alle nordwärts ziehend, hinzu, so daß im ganzen 9 Frauenboote und 20 Kajaks mit 128 Personen beisammen waren. Es waren arglose aber entsetzlich neugierige Menschen, die anfangs große Furcht vor den fremdartigen Gestalten zeigten, aber bald recht zutraulich wurden und sich ihnen gern als Reisegefährten anschlossen. Mehrere der Männer waren mit Gewehren versehen und daher sehr begierig nach Pulver und Blei. Einer erbot sich sogar zum Dank für solche Gabe sich taufen zu lassen.

Garde erzählt von der gewaltigen Ruhe, mit welcher auf dieser Reise zwei solcher Heiden, die einander nahe verwandt waren und sich seit langer Zeit zum erstenmal wieder sahen, einander begrüßten. Ohne ein Wort zu reden gingen sie auf einander zu, tauschten gegenseitig ihre großen Schnupftabakdosen aus und in martialischer Haltung führte nun ein jeder dieses Gefäß zur Nase und ließ nicht ab, bis ihm die Thränen an den Backen herunterrollten. Alsdann nahm eine anscheinend, trotz der Anwesenheit so seltener Gäste, sehr gleichgültige Unterhaltung ihren Anfang. Diese scheinbare Gleichgültigkeit ist überhaupt den Grönländern eigen. Sie sind dazu erzogen, ihre Gefühle möglichst wenig zu verraten.

Außer 30—40 Kindern befanden sich in der Gesellschaft der Reisenden auch einige wolfähnliche Hunde, die, anstatt wie die europäischen zu bellen, vom Morgen bis zum Abend ein widerliches Geheul ausstießen.

Unter der westländischen Mannschaft befand sich auch ein eingeborener christlicher Katechet (d. h. Lehrer) namens Hanserak, dessen Vortrefflichkeit wir später schätzen lernen werden. Er wartete unterwegs seines geistlichen Amtes unter den Seinen, predigte aber auch den heidnischen Begleitern, und diese hörten ihm aufmerksam zu und freuten sich an dem geistlichen Gesang der Männer und Frauen. Die grönländischen Eskimos singen zu hören ist ein eigenartiger Genuß. Sie besitzen eine große musikalische Begabung und fassen nicht bloß jede Melodie leicht auf, sondern singen auch mit Leichtigkeit mehrstimmig. Wie alle Naturvölker lieben sie die Molltonarten. — Auf Hanseraks Frage, ob sie ihn gern hörten, bekam er ein einstimmiges „Ja" zur Antwort.

Die stattliche Reisegesellschaft kam am 6. Juli bis an den sehr gefürchteten Gletscher Puisortok, der auf einer Strecke von drei Quadratmeilen, als eine 120 Fuß hohe Eiswand mit tiefen Rissen, majestätisch ins Meer hinausragt. Weil aber dichte Eismassen den Weg versperrten, mußten alle vorläufig ihre Zelte an der Küste aufschlagen und ruhig warten, bis die Bahn wieder frei wurde. Der Platz hieß Karaakornak und liegt zwischen Kap Rantzau und Kap Adelaer. Hier hatte einst Graah die Hälfte seiner Besatzung verabschieden müssen, um fortan als einziger Europäer und ohne einen Dolmetscher seine Reise fortzusetzen. Etwas Aehnliches mußte hier auch Holm erleben: die Besatzung von zweien seiner Boote, 15 Personen stark, von Angst vor dem zu passierenden Gletscher Puisortok erfüllt und überhaupt der ausgestandenen Strapazen überdrüssig, erklärte am 17. Juli rundweg: wir wollen nun nach Hause! Holm, der seine Leute kannte, machte gar nicht den Versuch sie zu überreden, sondern ließ sie, auf die außer den Europäern ihm treubleibenden 13 Westländer und die Heiden sein Vertrauen setzend, in einem Frauenboote ziehen.

Nach einer Wartezeit von 17 Tagen, die mit Ersteigung aller Höhen und genauer Erforschung der ganzen Umgegend möglichst ausgenutzt wurde, konnte endlich die Fahrt fortgesetzt werden. Nun galt es zunächst die vermeintlich gefahrdrohende Stelle zu passieren. Die Heiden, die von schrecklichen Möglichkeiten sprachen, gaben viele Vorsichtsmaßregeln: nicht reden, nicht lachen, nicht essen, keinen Tabak genießen, keinen Blick auf den Gletscher richten, vor allen Dingen seinen Namen „Puisortok" nicht auf die Lippen nehmen, damit das Ungeheuer nicht zornig werde und heimtückisch einen Eisberg aus der Tiefe entsende, um ihnen allen im Nu den Garaus zu machen. Als sie an der gefürchteten Stelle waren, trat gerade einer jener schweren Nebel ein, der so oft die Gefährlichkeit grönländischer Küstenfahrten plötzlich verdoppelt. Die Ruderer der schwer beladenen Frauenboote, die den leichteren Fahrzeugen der Heiden nicht zu folgen vermochten, standen große Angst aus. Um so größer war der Jubel, als alles glücklich überstanden war. Nach einer recht beschwerlichen Fahrt, auf der das Eis oft mit der Axt durchhauen werden mußte, wurde der bewohnte Platz Tingmiarmiut erreicht. Kurz zuvor verlor sich das eine Hauptboot zwischen einer Unzahl von kleinen Inseln soweit von den übrigen, daß es einem Kajakmann erst nach vielem Suchen gelang, dasselbe wieder aufzufinden, und über die ihnen vermeintlich angethane Vernachlässigung grollend, erklärte nun auch die Besatzung dieses Bootes, sie wolle nicht weiter. Diesmal paßte es ganz zu dem Plane Holms, und so beschloß er die beabsichtigte Teilung der Expedition hier gleich vorzunehmen.

Am 30. Juli kehrten Leutnant Garde und der Botaniker Eberlin nebst dem Dolmetscher Henrik Petersen mit ihrem Boot um. Es fiel ihnen programmgemäß die leichtere Aufgabe zu, die bis jetzt durchfahrene Strecke bis Illuilek einer genauen wissenschaftlichen Erforschung zu unterziehen.

Sie besuchten die hier vorhandenen 8 Meereseinschnitte, deren jeder ca. 4 Meilen ins Land hineingeht. Nicht selten wurden sie hier durch die den inneren Gletschern entstammenden, nun im Hochsommer dem Meere zustrebenden Eisberge hart bedroht. Ihre grönländischen Ruderer verrieten jedesmal große Angst; wurde ihnen dann vorgehalten, es sei eine Schande, so leicht sich ins Bockshorn jagen zu lassen, dann sagten sie: „Ja, ihr könnt wohl lachen, ihr seid Europäer, wir Grönländer aber sind nun einmal bange." Die hauptsächlichsten Gesteinarten, welche Garde und Eberlin hier fanden, waren Gneis und Granit, aber sie entdeckten auch einen großen Reichtum an schönen und seltenen Mineralien. Im Innern der Buchten hatten sie mehrfach den Anblick von schönen rötlichen Syenitfelsen, welche die sie umgebende Eislandschaft überragen. Der höchste Berg, den sie bestiegen, maß 6000 Fuß, und Garde berichtet mit Entzücken von prachtvollen Landschaften, auf die er hier bei schönem, warmem Sommerwetter hinabgeschaut. Ja, er gibt jener ostgrönländischen „Sommerfrische ohne weiche

Digitized by Google

Chaiselongues" bei weitem den Vorzug vor dem, was die Kopenhagener in ihren Sommervillen am schönen „Strandvej" genießen.

Auf Grund der hier gemachten Beobachtungen der Eisverhältnisse meint Garde, darin mit Dr. Nathorst, dem Begleiter Nordenskjölds, übereinstimmend, daß sich im Spätsommer dieser Küstenstrich werde mit guten Dampfschiffen erreichen lassen, denn die Mächtigkeit des Eises sei dann eine so geringe, daß sie — immerhin „unter Umständen" — sich werde sprengen lassen.

Die wichtigste Aufgabe indes, welche der Südexpedition zufiel, war die Aufsuchung von etwaigen Spuren normannischer Wohnplätze. Um solche zu finden, haben sie sichs viel Mühen und Beschwerden kosten lassen; das Resultat ihrer Untersuchungen aber war kein anderes, als daß in dem gesamten, von ihnen im ganzen dreimal bereisten Küstengebiet garnichts vorhanden ist, was normannischen Ursprung verrät. Was sie gefunden beschränkte sich auf zwei unbedeutende Steinwarten, die vermutlich durch Schiffbrüchige errichtet wurden, und eine ebenso unbedeutende Ruine bei Umanak, deren eskimoischer Ursprung mehr als wahrscheinlich ist. Nordenskjöld scheint in den von ihm gefundenen Warten zu viel gesehen zu haben und durch die Berichte eines Westländers, der selber nie auf der Ostküste gewesen, von „zahlreichen normannischen Ruinen an fast jeder der großen Buchten" irregeleitet zu sein. Und wie man nichts gefunden, so ist auch durch diese Expedition festgestellt worden, daß weder die Sitten der Ostländer, noch ihre Sagen und Erzählungen etwas von dem einstmaligen Vorhandensein fremdländischer Kolonisten oder von Kämpfen mit solchen verraten. Es darf demnach als erwiesen betrachtet werden, daß das berühmte „Österbygd" aus dem 10. Jahrhundert ausschließlich auf der Westküste Grönlands gelegen haben kann und daß die Verlegung desselben in den Osten lediglich auf Mißverständnis beruht.

Garde und Eberlin brachten, nachdem sie ihre Mannschaften „auf Wiedersehen im nächsten Sommer" entlassen hatten, den Winter 1884/85 in Nanortalik mit angestrengter wissenschaftlicher Arbeit zu. Die mittlere Temperatur der drei kältesten Monate betrug hier nur — 6° C. gegen — 8° C. des vorhergehenden Winters. Die größte Kälte, — 16° C., brachte der Januar, der fast ohne Schneefall verlief. Im Februar war das Wetter mild und still. Sie hatten hier Gelegenheit zu beobachten, wie wenig haushälterisch die Grönländer sind. Schon um Weihnachten waren ihre Wintervorräte fast verzehrt; aber sie ertrugen dann die Zeiten selbstverschuldeter Not mit gutem Mut und wußten sich damit zu trösten, daß sie im Geiste die Massen von Seehunden verspeisten, welche die erhoffte „gute Zeit" ihnen bringen würde.

Jedoch es wird Zeit, daß wir zu unserem Haupthelden zurückkehren, über dessen Schicksal Garde und Eberlin bis zum 16. Juli 1885 völlig in Ungewißheit blieben.

Die Instruktion Holms lautete dahin, daß er versuchen sollte, womöglich etwas weiter nach Norden vorzudringen, als es seiner Zeit Graah gelungen sei, und sein Plan war, in Angmagsalik zu überwintern. Am 30. Juli brach er, nachdem noch ein Proviantdepot errichtet worden, von Kandidat Knutzen und dem Dolmetscher Petersen begleitet, mit seinen zwei Frauenbooten dahin auf. Die Boote waren sehr schwer beladen, denn sie enthielten außer einer Anzahl kleinerer Kollis ca. 100 Kisten, Säcke und Tönnchen, in welchen sich der Proviant für ein Jahr und eine Menge Eisen- und Manufakturwaren für den Tauschhandel, sowie Zelte, Schlafsäcke und andere Ausrüstungsgegenstände befanden. Die Last wog insgesamt mindestens 6500 Pfund. Und diese ganze Ladung mußte jeden Abend ans Land und jeden Morgen wieder in die Fahrzeuge geschafft werden! Der Proviant, der übrigens darauf berechnet war, daß die Reisenden nur jeden zweiten Tag von europäischer Kost, im übrigen vom Ertrage der Jagd und des Tauschhandels leben sollten, bestand hauptsächlich aus Brot (meat biscuit, $^1/_4$ Pfund täglich für den Mann), Pemmican (getrocknetes und gepreßtes Büffelfleisch), Butter für die Europäer, Kaffee, Thee, Schokolade u. s. w. Die Besatzung bestand aus zwei Männern, Hanserak und Samuel, und 6 Frauen, von denen in jedem Boot zwei

ruderten, während die dritte meistens die kleineren Eisstücke aus dem Wege zu räumen hatte.

Ohne schwere Hindernisse gelangten sie am 4. August nach dem letzten bewohnten Platz der südlichen Ostküste, Igdloluarsuk an der Bernstorffbucht. Hier trafen sie mit drei Angmagsalikfamilien zusammen, die von einer zweijährigen Handelsreise zurückkehrten. Es waren vollständig wilde Menschen, die, im Unterschied von ihren bisherigen heidnischen Reisegefährten, niemals an der Westküste gewesen waren und noch nie einen Europäer gesehen hatten. Sie gewährten ihnen einen wunderbaren Anblick in ihrer mehr als sommerlichen Kleidung. Dieselbe bestand nämlich nur in einer äußerst dürftigen Umhüllung der Hüften, Pelzstiefeln, die bis an die Knie reichten, und einem über die Schultern herabhängenden Sommerpelz aus dünnem wie Waschleder weich gegerbtem Seehundsfell — eine Tracht, die eher auf die Nähe des Aequators als auf die des Nordpols schließen läßt. An einem Riemen hing ihnen ein aus Bandeisen verfertigtes Messer auf der bloßen Brust. Die Männer begrüßten die Fremden mit großer Zuvorkommenheit, ihnen Erzeugnisse der Jagd zum Geschenk anbietend. Die Frauen, den Männern ganz ähnlich bekleidet, waren etwas zurückhaltender.

Als sie vernahmen, daß Holm nach Angmagsalik wolle, waren sie sehr beflissen, ihm diesen kühnen Plan auszureden, und sie begründeten ihre Warnungen nicht bloß mit der Gefährlichkeit der Fahrt, sondern auch damit, daß die Leute sehr boshaft und diebisch seien und sich aus einem Morde nichts machten, ja sogar auch Menschenfresser seien, da möge er doch lieber an der etwas südlicheren Bucht von Sermilik, wo sie zu Hause seien, den Winter zubringen. Aehnliches war ihm schon an der ganzen Küste gesagt worden; Holm aber ließ sich dadurch nicht irre machen und imponierte den selbstgerechten Warnern nicht wenig, indem er zur Antwort gab: „Aber ich reise doch zu den Angmagsaliken," mehr aber noch dadurch, daß er sich ganz ohne heidnische Begleitung auf die Weiterfahrt dorthin, wo einst Graah in eine so verzweifelte Lage geraten war, begab, wobei sogar Samuel, sein einziger Kajakmann, seinen Kajak an Bord nehmen mußte, um als Steuermann zu fungieren. Aber diese scheinbare Verlegenheit war eine Kriegslist. Dieselbe gelang vortrefflich; denn schon am folgenden Tage eilten die Heiden ihnen in drei Booten nach, scheinbar um sie bis ans Ziel zu geleiten. Jedoch sie hatten es beständig darauf abgesehen, die europäischen Fremdlinge an sich zu fesseln. In ihrer Gesellschaft wurde der große Gletscher, dem Graah den Namen Kolbergerheide gegeben, glücklich passiert; als sie danach aber die Gyldenlövebucht kreuzen wollten, schwenkten sämtliche Heiden plötzlich links ab und erklärten: wir wollen uns diesen Sommer nicht mehr an dem gefährlichen Gletscher Ikersuak (nördlich von Graahs Dannebrogsinsel) vorbei wagen; wir überwintern alle hier bei Umevik. Abermals war so die Weiterreise scheinbar unmöglich gemacht, denn ganz ohne Führer die Fahrt in den ebenso gefährlichen wie gänzlich unbekannten Gewässern an unbewohnter, öder Küste entlang zu unternehmen, wäre Tollkühnheit gewesen. Da gelang es schließlich dem beredten Katecheten Hanserak, einen alten Mann namens Ilinguaké, indem er ihm Aussicht auf ein Gewehr für seinen Sohn und auf andere Schätze aus der Tauschhandelkiste machte, zur Mitreise zu bewegen. Unter Führung dieses Mannes nebst Familie wurde am 25. August die mehrerwähnte Dannebroginsel erreicht. Hier fand Holm die große Warte, die Graah vor 54 Jahren errichtet hatte, ganz wohlerhalten. Sonderbarer Weise jedoch suchte er, nicht einen Stein auf dem andern lassend, vergebens nach der silbernen Medaille, die der unglückliche Erbauer in dieselbe hineingelegt.

Der erste Tag in diesem von Europäern noch nie besuchten Fahrwasser brachte der Expedition angstvolle Stunden. Auf der Fahrt an dem Gletscher Ikersuak vorüber, durch Eismassen von ihrem heidnischen Führer getrennt, weit in die See hinaus verschlagen, sahen sie sich bei heftigem Sturm aus Norden von dichtem Schneefall überrascht, sie vermochten den Kompaß nicht mehr zu gebrauchen und mußten sich an die Windrichtung als ihren einzigen Führer halten.

Die durch Kälte und Nässe und Angst und schwere Arbeit ermatteten Ruderfrauen wollten sich schon der Verzweiflung hingeben; da erschien als ihr Retter ein von Ilinguaké ausgesandter Kajakmann. Der Sturm ließ nach, und nach ferneren zwölf Stunden angestrengten Ruderns, unter Aufbietung aller noch vorhandenen Kräfte konnten sie jenseits des gefährlichen Gletschers landen. Ganz durchnäßt und erstarrt warfen sich die armen Frauen auf den Boden und riefen aus: „Hier wollen wir sterben!“ Jedoch durch Ilinguakés schauerliche Erzählungen von noch viel schlimmeren Fahrten, die er früher an dieser Stelle gemacht, durch reichliche Bewirtung mit Seehundsfleisch und magenwärmenden starken Getränken sowie durch die Gewißheit, nun das Aergste überstanden zu haben, wurden sie bald wieder getröstet. Ein Tag ging mit dem Trocknen der Kleider hin, und am 28. August bestiegen sie getrost die Boote von neuem.

Wetter und Fahrwasser waren günstig und der Anblick einer für grönländische Verhältnisse fruchtbaren Gegend, besonders aber die Nähe des Ziels gab allen frischen Mut.

Kurz vor dem Wohnplatz an dem 15 Meilen tiefen Sermilikbusen, wo Ilinguaké bis vor einigen Jahren gelebt, kam ihnen ein Boot von dort entgegen. Nachdem die Landsleute einander erkannt, begannen die Insassen jenes Fahrzeuges furchtbar zu heulen, und die ankommenden Heiden stimmten ihrerseits ein. Dies war eine Totenklage. Die ersteren berichteten jammervoll von einer großen Hungersnot und erzählten von vielen ausgestorbenen Geschlechtern. Dennoch machte die Totenklage auf die Fremden keinen erschütternden Eindruck, denn die Klagenden verrieten deutlich, daß sie, ohne viel dabei zu fühlen, nur der bestehenden Sitte Genüge thaten.

Die Bewohner von Sermilik, durch Ilinguaké versichert, daß die Fremden wirkliche Menschen seien, zeigten sich sehr gastfrei und thaten ihr Mögliches, um sie hier festzuhalten. Sie wiederholten die von Holm schon oft gehörten Warnungen vor den bösen Leuten hinterm Berge und vor dem Mangel an Nahrungsmitteln, den er dort würde leiden müssen; für Holm genügte indes, von allem anderen abgesehen, die Ueberzeugung, daß die Gegend bei Angmagsalik sich besser für die meteorologischen Beobachtungen eigne, um an seinem Plan unerschütterlich festzuhalten.

Am 31. August passierte Holm die Stelle, an der, wie sich später erwies, vor einem Jahr Nordenskjöld gelandet war und die er seinem König zu Ehren „Konung Oskarshamn“ genannt hat. Am selben Abend trafen sie an der Angmagsalikbucht ein.

Kaum gelandet, sahen sie sich von einer großen Schar Eingeborener umringt. Auch hier kamen ihnen die Männer gleich mit Geschenken entgegen, während die Frauen im Hintergrunde in die Hände klatschend ausriefen: „Ist es nicht ein Traum, daß ich „Kaudlunaken“ zu sehen bekomme? Habt Dank, daß ihr in unser Land gekommen seid!“ Es waren schlankgebaute und wohlproportionierte Gestalten, mit markierten Gesichtszügen, vorspringenden, teilweise gekrümmten Nasen; nicht wenige hatten etwas schiefgeschnittene Augen und vorstehende Backenknochen. Die Haare und Augen waren schwarzbraun, die Farbe der nur mit winzigem Gürtel bekleideten Haut bläulich weiß. Manche der Männer waren bärtig, viele der jüngeren aber hatten sich die Barthaare ausgerissen.

Die freundlichen Menschen wurden ihren europäischen Gästen durch ihre unbändige Neugier und Zudringlichkeit schon bald recht lästig. Holm gestattete ihnen bereitwillig freien Eintritt in sein Zelt. Als er aber dann mit seinen Gefährten allein sein wollte, gelang ihm dies erst, nachdem alle Oeffnungen der Zeltwand sorgsam zugebunden waren. Trotzdem unterließen einige es nicht, durch kleine Spalten hineinzulugen.

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht von der Ankunft der wunderbaren Gäste in dem ganzen Gebiet, und tagelang sah man die Eingeborenen herbeiströmen um sie anzustaunen. Schon von ferne hörte man das Herannahen ihrer Boote und

Digitized by Google

Kajaks an dem eigentümlich monotonen Gesang, mit welchem sie ihre Ruderschläge begleiteten. Ans Land tretend winkten sie den Fremden stumme Willkommgrüße zu und nahten sich ihnen vertrauensvoll, jeder eine Gabe ihnen entgegenreichend; der eine brachte frisches Bärenfleisch oder Speck, ein anderer getrocknetes Seehundsfleisch oder einen mit Blut gefüllten Darm, noch andere spendeten Riemen aus Seehundsfell, Sehnen oder aus solchen geschickt gearbeitetes Nähgarn.

Das Erstaunen über den Anblick der ersten Europäer war indes nicht so groß, wie man es von Leuten erwarten müßte, die bisher noch nie andere Menschen gesehen; und das mag daher erklärlich sein, daß ihre Angekoks oder Zauberer das leichtgläubige Volk mit allerlei fabelhaften Berichten füttern von Wesen, welche sie auf angeblich von ihnen unternommenen Reisen ins Innere von Grönland erblickt haben wollen. Sie erzählen von Hundsmenschen und Riesen, „so lang wie ein Frauenboot“. Auch hatte die See den Angmagsaliken in neuerer Zeit allerlei europäische Gegenstände aus Land geworfen, einmal sogar ein ganzes, mit Messing beschlagenes Fahrzeug. Zudem hatten kurz zuvor einzelne Angekoks geradezu die nahe bevorstehende Ankunft von „Kaudlunaken“ vorausgesagt. Daher entsprachen die Fremden einigermaßen den gehegten dunkeln Erwartungen. Was sie am meisten in Verwunderung setzte, war, daß die Europäer nicht ihre Sprache redeten, denn es war ihnen gesagt worden, daß sowohl die Fabelmenschen des Binnenlandes als auch die Geister, mit denen ihre Zauberer verkehren, dieselbe Sprache hätten wie sie. Daß es noch eine andere Sprache geben könne, war ihnen nie in den Sinn gekommen. Die Verständigung mit ihnen bereitete den Freuden indes wenig Schwierigkeit, denn die Sprache der Angmagsaliken unterscheidet sich von derjenigen der westgrönländischen Eskimos wesentlich nur durch eine weichere Mundart.

Es amüsierte die guten Leute königlich, wenn Holm und Knutzen ihnen einen Einblick in die Erfindungen der zivilisierten Welt gewährten, indem sie ihnen mit den nötigen Erläuterungen Uhren, Kompasse, Gewehre, Quecksilber, Spiegel, eine camera obscura, Streichhölzer, Vergrößerungsgläser zeigten. Letztere machten ihnen ganz besonders großes Vergnügen, denn mit Hilfe derselben erkannten sie, was für gepanzerte Ungeheuer das seien, die jeder von ihnen auf seinem Haupte beherberge. Aber sie ließen sich durch diese Erkenntnis nicht in der Ansicht irre machen, daß dieselben auch einen schätzbaren Leckerbissen abgäben. Jedes untersuchte Exemplar wurde gewissenhaft dem „Eigentümer“ zurückgeliefert.

Zur Befestigung der so leicht geschlossenen Freundschaft thaten die Geschenke, mit welchen die Europäer die Wilden erfreuten, vorzügliche Dienste. Dieselben bestanden in Nähnadeln, Nägeln, Bandeisen, roten Bändern, Mundharmonikas u. s. w. Der ihnen mitgebrachte Schnupftabak wurde von ihnen bald als ein köstliches Erfrischungsmittel gewürdigt. Aus dem gegenseitigen Beschenken entwickelte sich alsbald der Tauschhandel. Da gab mancher für eine Mundharmonika, die 10 Pfennig wert war, mit Freuden einen ganzen Seehund hin und war noch sehr dankbar obendrein. Wenn Holm den Käufern nur die Qual der freien Wahl unter seinen Schätzen ersparte, dann war mit ihnen vortrefflich fertig zu werden.

Nachdem sich die Gäste, die bei den Angmagsaliken sich bald den Ruf erworben, daß sie Menschen seien, die „alles können, was sie wollen“, mit ihren Wirten ein wenig eingelebt, mußte Holm vor allen Dingen an die Erbauung einer Winterwohnung denken. Er wählte dazu einen nach Süden abdachenden, allen Winden offen liegenden Vorsprung, welches letztere für die meteorologischen Beobachtungen wichtig war. Hier lag die Ruine einer ehemaligen Wohnung. Man warnte ihn, denn es sei dort vor unvordenklichen Zeiten ein Mann im Wahnsinn gestorben, dessen Seele nun noch immer dort spuke, aber das hielt ihn natürlich nicht davon ab, die vorhandenen Mauerreste benutzend, hier sich niederzulassen. Der Bau wurde dem geschickten Hanserak übergeben, und er hat seine Sache so gut gemacht, wie es die Umstände erlaubten.

Digitized by Google

In einen Hügel hinein gebaut, erreichte die Hütte nur eine Höhe von $5^1/_4$ Fuß, eine Länge von dreißig und eine Tiefe von 14 Fuß. Einige Stücke schweren Treibholzes und die Holzteile des einen der beiden Frauenboote, das für die Rückfahrt doch untauglich geworden, bildeten das Dachgerüst. Auf dieses legte man eine Schicht Grassoden, nach innen gekehrt, eine Schicht Erde und dann eine zweite Sodenschicht, nach außen gekehrt. Oben darüber wurden noch, soweit der Vorrat reichte, Felle gebreitet. Das ganze zerfiel in drei Abteilungen: rechts sollten Holm, Knutzen und der Dolmetscher wohnen, links die 8 Grönländer; die Mitte diente als Vorratskammer. In den Wohnräumen bildete eine niedrige Pritsche aus Steinen und Grassoden, mit Eisbärenpelzen bedeckt, das Lager. Als Wärme- und Lichtgeber zugleich benutzte man eine grönländische Lampe (eine steinerne Schale, in welcher ein mit Speck gespeister Docht aus feinem Moose liegt). Mitgebrachte Kisten mußten die Möbel vorstellen. Das bescheidene Tageslicht aber schien durch einige kleine ebenfalls mitgebrachte Glasscheiben hinein. Den Hauseingang bildete ein auf der Südseite liegender, 20 Fuß langer Gang, in welchem sich auch die Kochstelle befand. Derselbe war, um dem Eindringen der Kälte zu wehren, nur 3 bis 4 Fuß hoch.

Als am 13. September das Haus soweit vollendet war, daß darin die Wintervorräte untergebracht werden konnten, wollte Holm die kurze Zeit vor Anbruch des Winters benutzen, um noch etwas weiter zu dringen. Unter Führung eines Angmagsaliken erreichte er den nördlichsten Punkt seiner Reise, 66° 8′ n. Br., und hatte nun in gerader Linie ca. 140 Meilen von Nanortalik aus zurückgelegt. Etwas südlicher auf „Erik den Rödes Ö" pflanzte er den Dannebrog auf und nahm, eine Warte errichtend, in welche eine Urkunde darüber niedergelegt wurde, die ganze von ihm entdeckte Küste als „König Christian IX. Land" feierlich in Besitz. Er fand hier eine wildromantische Berglandschaft, deren zackige Felsen sich bis zu 6000 Fuß erhoben. Nachdem die zurückgelegte Strecke aufgenommen und alle Bewohner besucht worden, kehrte Holm am 29. September ins Winterquartier zurück, wo genaue Berichte der Eingeborenen ihn in den Stand setzten, seine Beschreibung bis zum 68. Grad zu vervollständigen. Weiter als bis dahin ist kein Angmagsalik nach Norden gekommen; sie besitzen aber eine Sage, nach welcher einst Uijartek, d. h. der Landumsegler, die Fahrt um ganz Grönland gemacht und durch einen Sund vom Westen nach dem Osten heimgekehrt sei. Dem entsprechend fürchten auch die Westländer, daß der Sund beim Jakobshafen aufbrechen könne und daß dann die grausamen Bewohner des fernen Ostens zu ihnen dringen, um sie totzuschlagen.

Am 1. Oktober begannen nun die meteorologischen Beobachtungen, die alle zwei Stunden ohne Unterbrechung bis zum 1. Juni 1885 fortgesetzt wurden. Am interessantesten war den beiden Forschern sowie dem Katecheten Hanserak, der hier auch Material zu einem Wörterbuch des Dialektes sammelte, das Studium des kleinen Angmagsalikvolkes, mit welchem sie täglich in regem Verkehr standen.

Es besteht nur aus reichlich 400 Seelen, die, ohne irgend jemand als ihr Haupt anzuerkennen, auf 12 verschiedenen Plätzen ihre Winterwohnungen haben, während sie im Sommer familienweise ihre Zelte dort aufschlagen, wo die Jagd auf Bären, Seehunde, Narwalen, Haifische und Weißfische und der Lachs- und Angmasetfang am ergiebigsten ist. Ihre Häuser (mit Fenstern aus Darmhäuten) sind von ähnlicher Bauart wie die oben beschriebene Wohnung der Europäer, umschließen jedoch nur einen einzigen Raum, in welchem gegen 10 Familien, nur durch ein aufgehängtes Fell getrennt, mit einander hausen, im ganzen 30 bis 50 Personen. An jedem Fangplatz steht nur eines dieser Häuser. Hier bringen die Frauen, wenn sie nicht die Boote ihrer Männer rudern müssen, auf niedrigen Pritschen kauernd und mit Handarbeit beschäftigt, ihre ganze Zeit zu. Jede Frau besitzt in ihrem Familienraum eine Tag und Nacht brennende Lampe, über welcher sie auch die Speisen bereitet und die durchnäßten Kleider trocknet. Ihre wenigen hölzernen Geräte sind aus Treibholz kunstreich gefertigt und mit netten Schnitzereien und Knochen-

Digitized by Google

einlagen geschmückt. Das älteste männliche Mitglied der großen Hausgemeinschaft wird, wenn es zugleich ein tüchtiger Fänger ist, als Ordner angesehen und spielt Gästen gegenüber den Wirt. Was gefangen wird gehört allen gemeinsam.

Ehen werden ohne alle Förmlichkeit eingegangen; wer zwei Ruderinnen und Näherinnen nötig hat nimmt zwei Frauen (aber nie mehr). Dem entsprechend ist die Stellung der Frau nur die einer Dienerin, und die Ehe wird ebenso leicht aufgelöst, wie sie geschlossen wurde. In knappen Zeiten verläßt mancher Mann Frau und Kinder auf lange Zeit, um sich bei guten Freunden satt zu essen. Erst wenn die Frau Mutter, insbesondere wenn sie Mutter eines angehenden Fängers geworden, wird ihr eine gewisse Würde zuerkannt, und es gibt alte Ehepaare, die sehr friedlich mit einander leben. Im allgemeinen genießen die Frauen eine gute Behandlung, müssen sich aber auch Schläge und sogar Messerstiche gefallen lassen. Sie sind daher ihren Männern sehr gehorsam.

Einem neugeborenen Kinde streicht die Mutter alsbald etwas Wasser um den Mund, weil es sich vom Meere ernähren soll, und nennt zugleich über dem Kinde den Namen eines jüngst Verstorbenen aus ihrem Bezirk. Letzteres soll die Wirkung haben, daß dieser Name von nun an in diesem Kinde wieder auflebt. Da jedoch übrigens der Name eines Verstorbenen nie wieder ausgesprochen werden darf, ja sogar Tiere und Gegenstände, die ebenso heißen, hinfort eine neue Bezeichnung erhalten müssen, bekommt das Kind später noch einen besonderen Rufnamen.

Kinder, die im zarten Alter sterben, und solche, die, weil ihre Geburt der Mutter das Leben gekostet, gleich darauf ins Meer geworfen worden sind, kommen nach der Anschauung der Eingeborenen in den Himmel. Dort, im oder richtiger am Himmel, wiegen sie sich, eine Kette bildend, im Tanze und verursachen die wunderbaren Erscheinungen des Nordlichtes. Den neuen Ankömmlingen eilen sie ballspielend entgegen, und dann zeigen sich die zum Zenith aufstrebenden Lichtstrahlen. Die einen werfen die anderen zu Boden; dann bewegen sich die Nordlichtstrahlen in horizontaler Richtung, einer den andern hastig verdrängend.

So lange die Kinder klein sind, werden sie auf Mutters Rücken umhergetragen. Später werden sie mit übertriebener Zärtlichkeit behandelt und niemals bestraft, zeigen aber trotzdem ein recht artiges Betragen. An Spielzeug und allerlei Schnurrpfeifereien leiden sie keinen Mangel. Bis zum 14. und 16. Jahr gehen sie daheim unbekleidet, erst dann fangen sie an „sich zu schämen“ und legen „natit“ an. Sie gelten dann als heiratsfähig, und man sieht daher manchen jungen Menschen neben einer Frau, die seine Mutter sein könnte. Die Folge von diesen Kinderheiraten sind häufige Scheidungen, die sich sechs bis achtmal wiederholen können. Eine eheliche Verbindung zwischen Blutsverwandten kommt nicht vor, jedoch gehört es nicht zu den Seltenheiten, daß Frauen zeitweise ausgetauscht werden, ja die Gastfreiheit erfordert sogar, daß den Gästen ein solcher Tausch geradezu angeboten werde. Das nennen sie das „Lampenlöschspiel“. Auch Frauenraub kommt vor.

Im ganzen erreichen die Angmagsaliken kein hohes Alter. Das 60. Lebensjahr pflegt die Grenze zu sein, die von sehr wenigen überschritten wird. Die meisten werden durch Haut- und Erkältungskrankheiten dahingerafft, und viele Männer kommen auf den gefährlichen Kajakfahrten um. Die harten Winter der letzten Jahre haben die Bevölkerung dezimiert. Holm fand ca. 40 Wohnplätze, die infolge von Hungersnot buchstäblich ausgestorben waren, wovon die darinliegenden Skelette einen schauerlichen Beweis lieferten.

Gegen innere Krankheiten wissen die armen Menschen keine Mittel. Wehe dem Kranken, der im Fieber phantasiert. Er wird für wahnsinnig, d. h. mit schädlichen Geistern in Verbindung stehend, erklärt und einer fürchterlichen Mißhandlung unterzogen. Er wird gekuebelt und dem Hungertode preisgegeben, manchmal werden ihm sogar noch schwere Steine auf die Brust gelegt. Die gelindeste Behandlung ist noch die,

daß man ihn ins Meer stürzt. Nur eins vermag ihn zu retten: daß er bekennt, er sei verhext und habe (wirklich oder nur angeblich) die und die Mord- und andere Unthaten begangen. Wird er dann wieder gesund, heißt es: „Gut, daß er gestanden hat, denn sonst wäre er wahnsinnig geworden!“ Ein Beweis, daß hier doch ein Begriff von moralischer Verantwortlichkeit vorhanden ist.

Wer an einer chronischen Krankheit leidet und keine Besserung mehr hofft, stürzt sich selber ins Meer, nicht selten unter Zustimmung seiner Angehörigen. Der Leichnam eines im Hause Verstorbenen wird ohne jegliches Zeremoniell durch den Hauseingang oder durchs Fenster hinausgeschafft und entweder den Wellen übergeben oder an den Strand gelegt, um bei Hochwasser fortgespült zu werden. Sind seine Vorfahren nicht im Kajak umgekommen, dann wird er auch wohl ausnahmsweise am Lande bestattet, d. h. die Leiche wird, mit losen Steinen bedeckt, auf eine Felsplatte niedergelegt, — um Steine zu sparen oft in gekrümmter Lage. In jedem Fall versäumt man nicht, dem Toten seine wichtigsten Geräte mitzugeben; nur Eisenwaren gelten als zu kostbar und verbleiben lachenden Erben.

Ist die Totenklage unter Enthaltung von mancherlei Genüssen vollzogen, „damit der Tote den Lebenden nicht zürne“, dann tritt das oben erwähnte völlige Verschweigen des Namens ein. Erst wenn der Tote ganz in Vergessenheit geraten ist, geschieht es wohl, daß der alte Name wieder in Gebrauch kommt.

Die Angmagssalikern glauben, der Mensch bestehe aus drei Teilen: der Seele, dem Leibe und dem Namen. Der Leib ist vergänglich, die Seele aber hat ein vom Leibe unabhängiges Dasein. Sie kann dem Menschen bei lebendigem Leibe durch Geisterbeschwörer und Hexen geraubt werden, und nur ein kluger Angekok vermag sie dann wieder zur Stelle zu schaffen. Nach dem Tode lebt die Seele wieder auf, entweder im Meer, wo es ihr nicht an Seehunden und Narwalen gebricht, oder im Himmel, wo es stets Raben und andere Leckerbissen in Fülle gibt. Hier wie dort ist gut sein, doch am besten lebt sichs im Meer.

Es ist ja das Meer fast ausschließlich ihr Ernährer. Hier waltet eine Unzahl von Geistern,*) hier herrscht auch besonders ein gewaltiges Weib, an deren langen Haaren eine unendliche Menge von Seehunden und anderen Seetieren sich festklammert. Damit diese sich an die Küste begeben, müssen Zauberer, von ihrem Geiste geleitet, hinaus zu ihr fahren, ihr das Haar zu kämmen. Außer der Meerkönigin, die für gewöhnliche Menschen unsichtbar ist, gibts auch noch sichtbare Wesen höherer Art (nach der Beschreibung sind das große Tintenfische) auf hoher See, die, den Zauberern gehorchend, nicht bloß an sie gestellte Fragen beantworten, sondern auf deren Geheiß auch der Menschen Seelen fressen. Auch das nie erforschte Innere des Landes ist ihnen, dank der Phantasie ihrer Zauberer, von Riesen und Hundsmenschen belebt, die den Menschen feindlich sind.

Daß es außer Grönland auch noch bewohntes Land gibt, davon haben sie einige Ahnung, die Bewohner desselben aber können sie sich nur als Abkömmlinge ihres Volkes denken. Die Theorie, die sie sich über die Europäer gemacht, berührt sich gewissermaßen mit der Affentheorie: die Kandlunaken sind nämlich teils menschlicher, teils hündischer Abstammung. Von der Angmagssalikküste aus verschlagen, kamen die Voreltern der Europäer in ein fernes Land, wo sie lernten Eisen zu machen, Schiffe und Häuser zu bauen, ja es soweit brachten, daß sie nun „alles können, was sie wollen.“

Den Himmel bevölkern viele Geister. Hier eilt der Mond, ein natürlich aus Grönland stammendes Wesen, unablässig seiner Schwester, der Sonne, nach. Seine Fackel ist ihm im Laufe erloschen; nur eine schwache Glut ist geblieben. Um die

*) Die Sage erzählt, die Erde sei im Anfang flach und ohne Wasser gewesen, aber sie habe sich aufgethan, da seien die Wasserfluten an die Oberfläche gekommen und hätten viel Menschen verschlungen, die nun als Meergeister fortleben.

Digitized by Google

Glut zu erhalten, bläst er von Zeit zu Zeit hinein, und die Funken bleiben als Sterne am Himmel stehen. Diese hübsche Sage findet man ähnlich im Westen Grönlands und auch bei den Point-Barrow-Eskimos wieder.

So viele nun aber der von ihnen geglaubten Geister sein mögen, so erweisen doch die Angmagsaliken keinem einzigen Geiste irgend welche Verehrung, es sei denn, daß man es einen Rest von Verehrung nennen wolle, daß ein jeder im Volk Amulette trägt zum Schutz gegen alle Gefahren für Leib und Leben, womit die Geister sie stets bedrohen. Sie bedienen sich zu gleichem Zweck auch einer Menge von Zauberworten, die ihnen aus alter Zeit überliefert sind. Dieselben verlieren mit der Zeit etwas von ihrer Kraft und dürfen darum nur zu Zeiten der Krankheit und der Hungersnot gebraucht werden. Ohne den Sinn der Worte zu kennen, sprechen sie dieselben in einem mystisch gedämpften Ton vor sich hin.

Der hauptsächlichste Gegenstand ihrer Furcht und ihres Vertrauens sind ihre Angekoks oder Zauberer, die Mittler zwischen ihnen und den Geistern. Es kann zwar ein jeder im Volk Angekok werden, aber nur die schlauesten und verschlagensten unter ihnen bringen es zu wirklicher Anerkennung. Ein echter Angekok kann Geister citieren. Das ist ihre große, schwarze Kunst, die nur im Winter in den Häusern bei ausgelöschten Lampen vor sich geht. Um hier ihr zahlreich versammeltes, gläubiges Publikum in Angst und Schrecken zu versetzen, wissen sie mit fabelhafter Kunstfertigkeit einen wahren Höllenlärm zu vollführen und zwar mit auf den Rücken gebundenen Händen, wobei sie eine Trommel mit ihren Füßen, Knien u. s. w. derart in Bewegung zu setzen verstehen, daß es scheint, als schwirre die Trommel, durch den anwesenden Geist unsichtbar gerührt, ihnen um den Kopf, als tobe mit ihr der Geist schauerlich in allen Winkeln des Hauses umher. Meisterhaft geübte Bauchrednerkunst spielt hierbei auch eine große Rolle. Die angstvoll sich verkriechenden Zeugen der Geistererscheinung hören in rascher Folge den Geist oder die Geister stöhnen und seufzen, dann wieder lachen und pfeifen, schreien, flüstern, bellen u. s. w. Die Sprache der Geister ist nur dem Zauberer verständlich. Dieser weiß ihnen aber Antwort auf alle möglichen Fragen zu entlocken. Mit Hilfe einer erstaunlichen Beredtsamkeit und Schlagfertigkeit gelingt es ihnen in der Regel, bei ihren Landsleuten Glauben für ihre Spiegelfechtereien zu finden.

Sie machen weite Reisen, nicht nur in das Innere des Landes, sondern auch zu allen Geistern im Meer und am Himmel, geraubte Seelen zurück zu holen, den gewünschten Wind zu schaffen, ja kinderlosen Frauen helfen sie aus ihrer Schmach durch eine Fahrt zum Monde.

Sie machen Kranke gesund; daß ihnen die meisten Kuren gelingen, ist daher erklärlich, weil sie zu Hilfe gerufen werden, sobald das Essen nicht mehr recht schmeckt oder ein Finger wehe thut. Für ihre Leistungen nehmen sie hohe Bezahlung, jedoch „nicht für sich", sondern für die Geister, „damit diese nicht zürnen".

Daß er selber an seine Zauberkraft keineswegs glaube, vertraute einer der Angekoks den europäischen Herren, als er merkte, daß sie ihn durchschauten, offenherzig an, doch war er dabei überzeugt, daß andere seinesgleichen wirklich mit Geistern verkehrten. Ebenso machten seine Landsleute kein Hehl daraus, daß sie diese Menschen im Grunde für große Lügner hielten und keine sonderliche Achtung vor ihnen, aber um so mehr Furcht vor dem Schaden hätten, den sie ihnen durch ihre Höllenkünste zufügen könnten. Alte Leute sagten, früher habe es ganz anders Art mit den Zauberkünsten gehabt, jetzt aber sei's nichts mehr damit. So klagt man dort oben um die entschwundene „gute alte Zeit".

Der Friede des kleinen Volksstammes wird oft durch Diebstahl und Mord gestört, und aus Rache wird mancher von seinem Feinde im Kajak plötzlich hinterrücks durchbohrt, jedoch gibt es für Diebe und Mörder keine Strafe, abgesehen von dem merkwürdigen Institut des „Trommeltanzes", der einzigen bei den Angmagsaliken vorhandenen Spur von Rechtspflege. Zu diesem Akt sammelt sich eine große Korona

um die streitenden Parteien. Diese treten hier zum Takt einer kleinen Trommel und unter wunderlichen Tanzbewegungen wider einander auf, indem sie mit vorher verfertigten oder auch improvisierten Schmähliedern einander anfingen. Wer es am besten verstanden, seinen Gegner, etwa den Mörder eines seiner Angehörigen, lächerlich zu machen, dem ist der Beifall der Menge gewiß, und er geht als Sieger aus dem Kampfe hervor. Der Tanz der Singenden ist eine ganz erstaunliche Leistung.

Die fürchterlichsten Gesichter schneidend, bald lachend, bald weinend, bald seufzend, bald wie Bären brüllend, verrenken sie ihren Körper wie Schlangenmenschen; dazu singen die Umstehenden ihr „Eia, eia, eia, ä!“ Oft dauert's bis tief in die Nacht — sie werden des grausamen Spiels niemals müde. Oftmals zieht sich ein solcher Streit gleich einem fetten europäischen Prozeß jahrelang hin, ohne endgiltig entschieden zu werden.

Ein überraschendes Maß von Intelligenz bezeugen die Angmagsaliken nicht allein durch kluge Verwertung astronomischer Erscheinungen, sondern auch durch die Geschicklichkeit, mit welcher sie die Formen ihrer Küsten und Inseln sowie die Höhenverhältnisse der Gebirge in Holz wiederzugeben wissen. Holm und Knutzen erkannten auf diesen Karten unschwer die von ihnen besuchten Inseln wieder. Feuer erzeugen sie durch einen Mechanismus, der aus einer ausgehöhlten Bohle und einem darin sich drehenden Holzpflock besteht.

Auch in der Plastik sind sie nicht unbewandert. So hat Holm z. B. die Darstellung einer Eisbärenjagd mit nach Hause gebracht.

Pfeile, Harpunen und Lanzen sind ihre einzigen Jagdgerätschaften, deren sie sich auch beim Fischfang bedienen, da sie Netze oder dergl. nicht kennen. Die Spitzen ihrer Geräte sind meistens aus Knochen gearbeitet, aber auch das Eisen ist ihnen wohlbekannt. Manchmal finden sie an Strandgut Eisenteile, es kommt aber auch manches Stück Eisen durch Tausch von der Westküste nach dem Süden und von dort allmählich bis zu den Angmagsaliken hinauf und wird dort wie bei uns das Gold geschätzt. Mit vielem Geschick verarbeiten sie es zu Nähnadeln, Messern und Sägen. Daß die Frauen mit der Nadel umzugehen verstehen, beweisen die oft recht schönen Stickereien an ihren Pelzgewändern.

Vor Jahren fanden sich dort oben an der Küste noch große Walfische ein, seitdem aber die Europäer die Jagd auf dieses wertvolle Ungeheuer systematisch betreiben, verirrt sich keiner mehr dort oben hin. Auch Rentiere und Moschusochsen kommen dort nicht mehr vor (als Grund dafür wird angegeben, daß die Männer ihren Frauen gar zu untreu, oder auch der, daß die Frauen eifersüchtig geworden); nur der Eisbär noch dient ihnen als kostbarste Beute. Er erscheint an der Küste periodisch mit dem Großeise. Stellt er sich zur Winterzeit ein, dann geht er am Lande ins Winterquartier. Der männliche Bär scharrt sich eine Höhle im Schnee unmittelbar am Strande, das Weibchen dagegen wählt für sich und die Jungen eine Höhle tiefer ins Land hinein.

Die Jungen sind bei der Geburt nicht größer als junge Hunde von einem Monat. Sie verbleiben bei der Mutter, bis sie ausgewachsen sind. Solange sie klein sind, nimmt die Mutter ihre Jungen im Fall der Verfolgung im Maul mit auf die Flucht.

In der Regel wird der Bär zu dem Zeitpunkt gefangen, wo er, in sehr fettem Zustande, die Höhle bezieht, oder auch dann, wenn er, sehr abgemagert, sie wieder verläßt. Sobald ein Bär entdeckt ist, werden die Hunde auf ihn gehetzt, um ihn aufzuhalten, bis der Jäger ihm nahe gekommen ist und ihn mit seiner Lanze erlegt. Manchmal setzt das angegriffene Tier sich dann zur Wehr, doch meistens ohne dem Jäger gefährliche Wunden beizubringen.

Wird er von einem Manne ohne Hunde überrascht, entzieht sich der Bär seinem Verfolger durch die Flucht. Es kommt auch vor, daß ein Eisbärjäger, nachdem ihm beim Stoß sein Lanzenschaft gebrochen, sein Opfer mittels eines Riemens erwürgt.

Bisweilen wird der Bär auch in seiner Höhle mit Lanzenstichen überfallen und kann sich dann weder wehren noch fliehen. —

Holm faßt sein Schlußurteil über das wilde Völkchen, unter welchem er mit seinen Genossen die zehn langen Wintermonate zugebracht, in folgenden Worten zusammen: „Die Angmagsaliken sind ein sehr heiterer Volksstamm, mit viel Phantasie begabt. Sie sind aufgeweckt, schlau und haben einen guten praktischen Verstand. Zudringlich und einschmeichelnd, waren sie sehr geneigt, einer den andern bei uns zu verleumden. Unter einander sind sie höflich, gastfrei, nachsichtig und fügsam; tiefere Gefühle jedoch, Liebe, Hingabe, Freundschaft findet man bei ihnen nur selten."

Der Katechet Hanserak, der sich ihnen sehr wohl verständlich machen konnte, hat, wie schon auf der Reise, es nicht unterlassen, ihnen von dem Glauben zu sagen, der sein Herz erfüllte, aber seine Predigt machte keinen bleibenden Eindruck. Von Herzen jedoch ist diesen letzten heidnischen Unterthanen der dänischen Krone zu wünschen, daß auch ihnen wie ihren Brüdern im Westen ein Hans Egede gesandt werde, daß aber die Mission zu ihnen nicht von gleichen Mißgriffen begleitet sein möge, durch welche Egedes Arbeit so sehr erschwert worden ist. Der gründlichste Kenner Grönlands, der Handelsdirektor Rinck, hat nachgewiesen, daß dort die Verbreitung des Christentums die Verarmung der Bevölkerung zur Folge gehabt habe, weil die Christianisierungsarbeit stets mit dem Handel verquickt war, durch welchen europäische Bedürfnisse und Genüsse eingeführt wurden. Soll den Angmagsaliken innerlich geholfen werden, ohne daß ihre so bescheidene wirtschaftliche Existenz gefährdet wird, so muß das durch Männer geschehen, die, gedrungen durch die Liebe Christi, buchstäblich alles verlassen, um, ganz als Eskimo lebend, das Bekehrungswerk zu treiben. Möchte denn in nicht allzu ferner Zeit in noch viel tieferem Sinn jenes Wort dort oben neu erklingen, mit welchem die ersten Europäer begrüßt wurden: „Habt Dank, daß ihr zu uns gekommen seid!"

Daß ein Landen von der See aus im September und Oktober nicht unmöglich sei, haben die Beobachtungen ergeben, welche Holm in Bezug auf die Bewegung des Eises angestellt hat, und daß sich an jener Küste auch im Winter leben läßt, dafür hat die wohlgelungene Ueberwinterung der Expedition den besten Beweis geliefert. Zwar brachte der Herbst heftige Stürme und eine Brandung, wie sie Holm sonst nirgends erlebte, aber die Temperatur sank vor dem Weihnachtsfest (das alle Mitglieder der Expedition zu fröhlicher Feier um einen Lichterbaum vereinigte) kaum auf — 10 ° C., und auch im Februar und März, wo die ganze Küste, nachdem die Stürme ausgetobt hatten, von riesigen Eismassen belagert war, blieb das Minimum — 25 ° C. Die Bevölkerung that ihren Gästen, abgesehen davon, daß mancher dieselben zu betrügen suchte, wo es vorteilhaft schien, nichts Erhebliches zuleide. Auch waren Jagd und Fischfang ergiebig genug.

Der Belagerungszustand fing Ende Mai zu weichen an, aber erst ein gewaltiger Föhn aus Nordwest in den letzten Tagen des Juni sprengte vollends die Fesseln, und alles Eis verschwand südwärts mit großer Hast. Der Sommer trat so schnell ein, daß Holm und Knutzen auf einer zum Schluß unternommenen Schlittenfahrt über die schwindende Eisdecke der Semilikbucht zuguterletzt einbrachen und in großer Lebensgefahr schwebten.

Nachdem das einzige noch vorhandene Frauenboot neu überzogen worden, konnte endlich am 5. Juli die Heimreise angetreten werden. War auch der Proviant auf einen geringen Rest zusammengeschmolzen, so war doch das Boot, das nun alle 10 Mitglieder der Expedition aufnehmen mußte, schwer beladen mit einer sehr reichhaltigen ethnologischen Sammlung. Der Abschied war ein herzlicher. Die Heiden entließen ihre Gäste mit dem Wunsch: „Möge es euch allzeit wohlgehen und möget ihr stets offenes Fahrwasser haben!" — und dieser Wunsch ging aufs beste in Erfüllung. Grüne Matten am Küstenrande, aus denen oft in dichten Haufen die zierliche Bickbeerblüte, die rötlich

violette Alpenrose und das stark duftende Ledum freundlich wie Grüße aus der fernen Heimat hervorlugten, erfreuten das schnee- und eismüde Auge zu Anfang und später wieder am Schluß der glücklichen Fahrt.

Seiner Instruktion folgend harrte Leutnant Garde der Rückkehrenden bei Umanak (wo er im unglücklichsten Fall vor seiner Abreise ein Proviantdepot hinterlassen sollte) seit Anfang Juli, und schon der 16. Juli vereinigte beide Hälften der Expedition in fröhlichem Wiedersehen. Noch ein Monat verging in gemeinsamer Arbeit auf der Rückfahrt um Kap Farvel, und nach einer ebenfalls sehr glücklichen Fahrt von etwa vier Wochen betraten Holm und seine Genossen nach $2\frac{1}{2}$jähriger Abwesenheit wieder das heimische Gestade, froh und dankbar begrüßt von ihren Landsleuten.

Es liegt nun Dänemark ob, das so kühn wie glücklich begonnene Werk Holms fortzusetzen und zu vollenden.

Flamma.

Ein Märchen für große Leute

von

A. v. d. Elbe.

Herr Dagobert erging sich in den schattigen Wegen seines Parkes, der in bunt prangender Schönheit das stattliche Gutshaus umzog. Am Schlosse im Gebüsch erhob sich ein altersgrauer Turm. Als Dagobert demselben nahte, drang ein unheimliches Zischen an sein Ohr. Leise erschauerte er, während sein scheuer Blick das Gemäuer streifte.

„Sie ist wohl verwahrt, die schwer Besiegte," murmelte der Dahinschreitende und wandte dem düsteren Zwinger seinen Rücken. „Mein Sohn wird nie in ihre Hände fallen, Richard weiß nichts von ihr, unter strenger Obhut, in stillem Frieden ist er aufgewachsen. Ich, der ich die Gewaltige und den schmählichen Kampf mit ihr nur zu gut kenne, ich habe seine Jugend wohl behütet. Heil ihm, daß die holde Braut jetzt den Unreifen allen Versuchungen des Lebens noch sicherer fern hält!"

In einer nahen Allee sah Dagobert das junge Paar lustwandeln. Huldas weißes Kleid schimmerte durch die blühenden Büsche, sie ging von Richards Arm umschlungen und das frohe Lachen der Glücklichen tönte zu dem sorglichen Vater herüber.

Jetzt schritten Huldas Eltern den Verlobten entgegen, sie kamen ihre Tochter abzuholen, und Herr Dagobert beeilte sich, die Freunde zu begrüßen.

„Auf morgen!" rief man von beiden Seiten fröhlich winkend, als Hulda mit den Ihrigen davon fuhr. Morgen sollten Verwandte und Nachbarn sich zum Verlobungsfeste auf dem Schlosse einfinden. Man wollte den eben geknüpften Bund verkünden und der Teilnahme am gewonnenen Glücke froh werden.

Dagobert gedachte in seiner Herzensfreude das Fest so glänzend und prächtig auszurichten, wie das alte Schloß noch nie eins gesehen hatte. Jedermann sollte über die Herrlichkeit staunen, und auch Richard von den Freuden, die sein Vater den Gästen vorbereitete, überrascht werden. Deshalb entschloß sich Herr Dagobert, was er noch nie gethan, den Sohn auf einige Stunden allein zu lassen. Jetzt, wo er sich anschickte Richard zu vermählen, durfte er ihn wohl getrost etwas freier gewöhnen, und befahl seinen Rappen vorzuführen. Es geschah, er saß auf, Joseph, der alte Leibdiener, welcher den Gebieter schon auf seinen Jugendreisen begleitet hatte, hielt das mutige Tier, Herr Dagobert warf einen ängstlichen Blick auf den Turm.

„Sind ihre Ketten noch fest und die Thüren wohl verschlossen?“ fragte er seinen Getreuen.

„Alles in Ordnung, gnädiger Herr.“

„So sorge heute an meiner Statt, daß Richard nichts von ihr erfährt.“ Und er ritt davon.

Richard aber hatte hinter den Säulen der Rampe gestanden und das leise Zwiegespräch mit angehört.

Was war das gewesen? Es gab im Schlosse etwas, von dem er nichts wissen sollte? Und im Turm wohnte das Geheimnis, denn dahin hatte sein Vater geblickt. Richard hatte schon oft verlangt, den Turm zu besuchen, sein sonst so gütiger Vater aber hatte diesen Wunsch stets ungeduldig zurückgewiesen. Warum geschah das? Warum wurde er so ängstlich behütet? Es fiel ihm jetzt erst ein, daß sein Vater ihn noch nie allein gelassen. Und nun sollte der alte Joseph ihn bewachen wie ein kleines Kind? Das brauchte er nicht mehr; er wußte jetzt selbst, was ihm frommte! War er doch kein Knabe und hatte seit gestern gar schon eine Braut. Er wollte seinem Vater zeigen, daß fremder Schutz ihm nicht mehr nötig sei. Schnurstracks wollte er in den Turm dringen und das Gefährliche kennen lernen.

Aber wie viel er auch suchen mochte, er fand keine Thür, die ihn in das dicke Gemäuer eingelassen hätte; und die dichten Büsche von roten und weißen Rosen, die rund um den Turm standen, verwehrten ihm überall das Nahekommen. Endlich ließ er erschöpft und ungeduldig von dem Beginnen ab; da fiel ihm ein, daß Joseph ja den Weg wissen müsse. Daß er daran auch nicht eher gedacht hatte! Joseph sollte ihm helfen, und sogleich rief er ihn herbei.

Der Alte erschrak heftig, als er seines jungen Herrn Anliegen vernahm, und erklärte, nichts sagen zu dürfen; er wehrte und wand sich unter Richards Befehlen und Drohungen. Da stimmte dieser einen anderen Ton an.

„Guter Joseph,“ bat er, „du, der mich auf seinen Armen getragen, mußt mir vertrauen. Glaubst du, ich werde meinen Vater kränken? Wie sollte ich mir erlauben, eine Gefangene loszuketten, die er sorglich verwahrt hält? Mich verlangt nur danach, nicht mehr als Knabe behandelt zu werden. Ich bin reif, deines Gebieters Geheimnisse zu kennen, und bitte dich, sie nicht länger vor mir zu verstecken.“

Joseph, dem es stets die größte Freude bereitet hatte, seinen Junker in allem zu unterweisen, was er ihm lehren konnte, empfand ein prickelndes Verlangen, mit der Sprache heraus zu rücken. Weshalb sollte denn auch seinem verständigen jungen Herrn noch immer die einstige Freundin des alten Dagobert, welche diesem doch so viel gegolten — verborgen bleiben?

„Nun denn,“ sagte der Diener erweicht, „so will ich es auf mich nehmen, Ihrethalben, lieber Junker, des gnädigen Herrn Gebot zu überschreiten. Ich finde auch nichts Gefährliches für Sie dabei. Was sollte das Frauenzimmer, welches wir endlich glücklich an der Kette haben, Ihnen zuleide thun? Die Hexe hat dem Herrn Dagobert Not genug gemacht. Jetzt hat sie nun aber lange genug krumm gelegen; und Sie sind auch immer ein so frommes Jüngelchen gewesen, daß mir Ihretwegen gar nicht bange ist.“

„So zeige mir rasch die Peinigerin meines Vaters!“

„Gemach, junger Herr!“ meinte der Diener nun doch wieder bedenklich — wie es so dem unsicheren Alter eigen ist. — Und nun berichtete er, daß diese in heimlicher Gefangenschaft gehaltene Flamma eigentlich eine Zauberin sei, die ihre Lust am Unheilstiften habe. Wenn man sie los lasse, entfache sie Brand und Mord, ja, reiche man ihr nur den kleinen Finger, so bekomme sie Gewalt über den Schwachen, der sich in ihre Nähe wage.

„Du magst,“ erwiderte der Jüngling geringschätzig lächelnd, „solches für Greise fürchten, wie sollte aber eine gefesselte alte Frau mir gefährlich werden?“

„Das sag' ich ja!" rief Joseph mit liebevollem Blick; „über ein so stilles, gutes Junkerlein, wie Sie, hat das schlimme Weibsbild keine Macht!"

Joseph schritt nun voran, um seines jungen Herrn Wunsch endlich zu erfüllen. Sie betraten Herrn Dagoberts Schlafgemach; der Alte zog unter seines Gebieters Schlafkissen ein goldenes Schlüsselchen hervor und öffnete mit demselben die hinter den grünseidenen Vorhängen des Himmelbettes verborgene Geheimthüre. Ein langer, dämmeriger Gang that sich vor ihnen auf.

„Mir ist hier alles fremd," sagte Richard seltsam erschauernd, „wo sind wir?"

„Dies ist der alte Flügel des Schlosses, dessen Geheimnisse nur dem Herrn und mir bekannt sind."

Sie gingen im Halbdunkel weiter; öde und verstaubt starrten ihnen Prunkgemächer in verblichener Pracht entgegen.

„Sind diese Räume einst durch Brand zerstört?" fragte der Jüngling. „Mich deucht, ich sehe Feuerspuren und Asche."

„Wohl möglich. Aber still, wenn Flamma eben schliefe, wärs am besten, sie nicht zu wecken."

„Noch immer besorgt um mich?"

„Nein, nein, sie wird Ihnen nichts anhaben," erwiderte Joseph unsicheren Tons.

Sie bogen jetzt in einen schmalen Gang mit glatten Wänden. Zu Ende befand sich ein mit Eisenstangen verwahrtes Fensterchen; der Alte zog den Vorhang vor demselben zur Seite und ließ den Ungeduldigen hindurch sehen.

Zuerst erblickte Richard nichts; ihm schien, als sehe er in einen engen Turm, in dem Gewölk schwebte, nach und nach verzog sich dies, rötlicher Schein verbreitete sich, ein Abgrund — war's vielleicht der Krater eines Vulkans? — gähnte ihm entgegen. Sein Auge gewöhnte sich an das ungewisse Licht und durchdrang mehr und mehr den Schlund, der vor ihm lag. Das Grauenhafte des Gefängnisses verschwand, der eben noch klaftertiefe Boden hob sich zusehends, und Richard konnte ein ruhendes Weib erkennen. Immer deutlicher, immer farbiger traten die Umrisse desselben hervor. Also dies war die Feindin seines Vaters!

Sie lag, die weißen Arme mit Eisenringen umschlossen, fest angekettet auf einer Steinbank, das Gesicht der Wand zugekehrt. Er gewahrte nur eine üppige Gestalt in flammend roten Gewändern und lang herabflutendes, schwarzes Haar. Lebhaftes Verlangen ihr Antlitz zu sehen, ergriff ihn.

„Ist sie wirklich alt?" fragte er zweifelnd.

„Alt und garstig, ja abscheulich," murmelte Joseph, „nun kommen Sie, lieber junger Herr, Sie haben genug gesehen!"

„Nichts sah ich; ich will sie wecken, will sie kennen lernen!" rief er eifrig.

Er klopfte mit fester Hand an das Fenster. Joseph ergriff seinen Arm, aber schon erwachte Flamma, heftig fuhr sie empor, warf das dunkle Haar, über welches Funken und blaue Lichter spielten, wild zurück und erhob die gefesselten Arme hoch zu ihm hinauf.

Welch ein Weib! Ein wunderschönes Angesicht voll Glut und Leben, schwarze, flammensprühende Augen, schwellende Purpurlippen — der Jüngling hatte nie etwas so Sinnberückendes gesehen. Jetzt war ihr ganzes Gefängnis von heißer Flammenglut durchleuchtet, doch schien's, als gehe all der Glanz nur von ihr, der Herrlichen, aus.

„Rette mich — nimm mich — komm zu mir!" rief sie mit einer Stimme, die sein Herz erzittern machte.

„Hin zu ihr!" jubelte er und zerbrach mit einem kraftvollen Schlage das Fenster.

„Was thun Sie?" stammelte Joseph entsetzt. „O mein Junker, wie der Herr ergrimmen wird, wenn er dies gewahrt! Kommen Sie, das Fenster ist viel zu eng, um hindurch zu gelangen."

Richard erkannte, daß dem so sei; er rüttelte an den Eisenstäben und schalt, zornsprühend wie nie zuvor, über das Hemmnis.

„Du mußt deinen eigenen Weg zu mir gehen!“ rief Flamma herauf. „Sieh hier unten die Thür; in den Rosenbüschen des Gartens liegt der Eingang zu diesem Turme.“

„Sei gewiß, daß ich komme!“ gab er eifrig zurück, „meine ganze Seele reißt mich zu dir, ich setze alle Kraft daran, dich zu gewinnen!“

„Hüte diesen Wunsch vor deinem Vater, er haßt mich und legt auch dich in Ketten, mein holder Freund, so er ahnt, daß du mir dienen willst.“

Endlich drang jetzt wieder die wehklagende und flehende Stimme des alten Dieners an Richards Ohr. Als er sich derselben nicht mehr verschließen konnte, sank der Wolkenflor wie früher über Flammas schönes Bild, und, je mehr die Huldin verschwand, je mehr kehrte Richard in die Wirklichkeit zurück. Er gewann es jetzt über sich, Joseph anzuhören; er konnte seine Bitten und Ermahnungen nicht abweisen. Ja, er hatte versprochen, seinem Vater keine Verdrießlichkeiten zu bereiten, er mußte sich fügen, mußte umkehren.

Tief ergriffen von dem seltsamen Abenteuer, ein anderer in Fühlen und Denken, schritt er mit Joseph zurück. Nichts war ihm jetzt mehr fremd auf ihrem Wege, ja es schien ihm, als sei die verglommene Herrlichkeit aufs neue zu hellem Glanze angefacht.

In Dagoberts Schlafgemach angekommen, flehte Richard seinen Führer stürmisch an, ihm das goldene Schlüsselchen zu überliefern; schien es ihm doch ungewiß, ob er die Eingangspforte zum Turm vom Park aus finden werde. Der Alte wehrte sich indes standhaft gegen diese Zumutung, und da man eben des Schloßherrn Roß vor dem Portale wiehern hörte, blieb beiden nichts übrig, als ihren Streit zu vertagen und rasch zum Empfange des Heimgekehrten hinab zu eilen.

Als Vater und Sohn einander in des ersteren Gemach gegenüber standen, sah Herr Dagobert sogleich, daß in den Zügen des geliebten Kindes eine Veränderung vorgegangen sei. Die höher getragene Stirn, auf der sich die ersten Linien eingegraben, das funkelnde Auge, der trotzig aufgeworfene Mund und der zitternde und doch harte Ton der Stimme waren ihm neu und erschreckten ihn.

„Was ist in meiner Abwesenheit geschehen, lieber Sohn?“ fragte der besorgte Mann und maß ernsten Auges den Jüngling vom Kopf bis zu den Füßen.

Richard fühlte sich außer stande, das Erlebnis zu verheimlichen. Vielleicht mochte es ihm auch durch ein offenes Bekenntnis gelingen, das Ziel seiner Wünsche zu erreichen und Flamma zu befreien.

Nach den ersten erklärenden Worten stöhnte Dagobert schmerzlich auf und ließ sich tief erschüttert in einen Armstuhl sinken.

„Arglofer Knabe!“ rief er, „so war alle meine Vorsicht umsonst? Niemals solltest du diese Verderberin kennen lernen! Sie war der Fluch meines Lebens; kaum bin ich vom Rande des Abgrundes zurück gekehrt und habe sie endlich gebändigt. Ist es nicht genug, daß ich die Gefahr durchkämpfte? Warum mußt auch du ins Unglück gestürzt werden? Versprich mir, Richard, sie nie wieder zu sehen!“

„Unmöglich, Vater!“

„Laß dich warnen, mein Sohn.“

„Ich weiß endlich selbst, was mir frommt!“

„Nun so wolle eine höhere Macht als die meine dir gnädiglich beistehen!“

Anderen Tages hatte jeder auf dem Schlosse von Herrn Dagobert an bis zum letzten Küchenjungen alle Hände voll zu thun für das prächtige Fest; und Herr Dagobert meinte, daß auch für Richard daneben nichts von Wichtigkeit sein könnte. Der Vater irrte aber. Flammas zwingender Reiz wirkte in der lebensdurstigen Seele des Jünglings nach, und er ging wie im Traum umher, einzig mit dem Gedanken beschäftigt, wie er zu ihr dringen könne. Das bunte Treiben der Kränzewinderinnen,

der Köche und eiligen Diener berührte ihn nicht, und mühsam raffte er sich zu einer höflichen Begrüßung der Gäste auf.

Hulda sah im weißen Kleide, mit frischen Rosen im blonden Haar und dem Lächeln der glücklichen Braut, so einnehmend aus, daß andere junge Männer Richard um ihre Liebe beneideten, — die in scheuer Innigkeit aus den sanften Augen sprach. Er selbst jedoch beachtete ihre Anmut nicht, Flammas Bild drängte sich überall zwischen ihn und die Braut.

Die artigen Reden der geputzten Gäste, das zahme Gebahren der Leutchen und ihre zierlichen Glückwünsche widerten ihn an. Ungeduld ergriff ihn, er hätte um sich schlagen mögen, um nur einmal etwas anderes vor sich zu sehen als die fertig mitgebrachten süßen Gesichter. Hier eine fade Redensart, da eine kühle Phrase — nein, es war nicht mehr zum Ertragen! Nur bei ihr, der Herrlichen, flammten Leben und Glut; immer mehr zog es ihn zu dem wunderbaren Turm hin!

Als man im Saale aus zierlichen Schalen den Kaffee schlürfte und flüsternd dem kunstgerechten Vortrage eines Sängers lauschte, litt es Richard nicht mehr unter der Menge, unbemerkt stahl er sich hinweg.

Er eilte in den Garten und trachtete durch das Gewirr der blühenden Rosenbüsche zu dringen. Schlangen sich auch einer weißen Rose Zweige mit häkelnden Ranken um ihn, er zerbrach die zarten Fesseln, achtete es nicht, daß er sich an den Dornen der Purpurrose die Hände blutig riß und gelangte wirklich bis dicht an das graue Mauerwerk. Nun suchte er mit den Augen nach einem Eingang. Nicht lange so erblickte er einen Spalt, aus dem goldenes Licht ihm entgegen drang; sofort sprang er herzu, und fast ehe er Zeit gehabt zu erkennen, daß der Schein aus einem morschen Thürchen quelle, that sich dieses schon von selbst auf und vor ihm lag das Gefängnis der Zauberin offen da. Hell umflutet von feurigem Schein streckte Flamma ihm die zusammengeschmiedeten Arme entgegen.

„Mein Befreier!“ jauchzte sie, „komm, löse mich aus schmachvoller Haft!“

„Wie zerbreche ich deine Ketten?“ stammelte er auf den Knien neben der Gefesselten.

„Umfasse mich, dann wandeln sich die Eisenglieder in Strohgeflechte.“

Er flog empor, schloß sie stürmisch in die Arme und trug — plötzlich riesenstark — die schöne Gefangene aus dem Turm in den Park.

„Was nun?“ fragte er, sie innerhalb des Rosenhags an seiner Brust haltend.

Sie lachte überlaut: „Nun hast du mich, nun hab' ich dich; komm mit in mein Reich!“

Erschrocken wollte er sie loslassen, sie aber schlang jetzt ihre Arme um ihn und riß ihn mit sich fort. Auf dem Platze vor dem Schlosse griff sie ins Gebüsch und zog einen schwarzen Hengst an der Mähne vor die Rampe. Als Richard genauer hinsah, war es seines Vaters Rappe; der schien jedoch viel größer als sonst und stand da, mit wildem Auge und schnaufenden Nüstern, den Boden scharrend.

Flamma saß jetzt auf des Tieres blankem Rücken, Richard hinter ihr, kaum wußte er, wie er hinaufgekommen.

Das Geschrei der Diener hatte den ganzen festlichen Kreis der Gäste vor's Portal gelockt; staunend, mahnend und wehklagend drängte sich die geputzte Menge unter den Säulen. Herr Dagobert stürzte vor, um seinen Sohn zu retten; Hulda erhob flehend die Arme.

Da schlug Flamma mit den Hacken gegen des Tieres Weichen; ein glutrotes Flügelpaar schoß aus den Flanken des Rosses, das sich hoch erhob und gewaltigen Schwunges mit der Doppellast durch die Luft davonflog.

Betäubt, entsetzt und endlich laut schreiend, hatten die Zuschauer dem schrecklichen Ereignisse beigewohnt.

„Armer Vater!“ — „Arme Braut!“ rief man. „Nun ist er für euch verloren.

Einmal in Flammas Gewalt, wird er nie zu euch zurückkehren, — auch darf er sich ja nun nicht mehr unter ehrsamen Leuten blicken lassen."

„War's nicht genug an dem, was ich unter Flammas wilder Herrschaft litt?" knirschte Dagobert verzweiflungsvoll. „Warum konnte ich den geliebten Sohn nicht mit meinen Erfahrungen schützen? Wie treu habe ich ihn gehütet, wie oft ermahnt!"

Da fühlte er eine Hand auf seinem Arme und sah, sich umwendend, in Huldas totenbleiches Gesicht, in dem jedoch die sanften Augen jetzt wunderbar leuchteten.

„Komm, Vater," flüsterte das Mädchen, „wir müssen ihm folgen, müssen ihn retten!"

„Kind, wo sollen wir ihn finden? Richard will nicht gerettet sein — er verachtete meine Warnung, jetzt mag er dafür leiden!"

„Vater," sagte Hulda noch einmal und jetzt mit leisem Vorwurf, „du könntest ihn aufgeben?"

„Ich kann's und — will's!" fuhr es dem zornigen Manne heraus.

Die Braut erschauerte.

Der Freundeskreis hatte, trotz des leisen Sprechens der beiden, den Inhalt der Unterredung verstanden. Jetzt umdrängte man Hulda mit Warnungen.

„Du wolltest ihn aufsuchen?" — „O thue es nicht!" — „Es würde sich nicht für dich ziemen!" — „Bedenke, daß er dich verschmähte!" — „Ein reines Mädchen darf dahin nicht dringen, wohin er sich verloren!"

Die Jungfrau verhüllte ihre weinenden Augen, verließ die auf sie eindringende Menge und enteilte in die Laubengänge des Gartens. Die alten Bäume hatten gestern auf das Glück hernieder geschaut, das sie an seiner Seite genoß, bei ihnen hoffte sie am ersten Mitgefühl zu finden und Rat, was zu thun sei.

Hatte er sich auch nicht gewehrt, als das schreckliche Weib ihn entführte, so würde ihm doch vielleicht einst die Reue kommen, dann wagte er gewiß vor Beschämung keine Umkehr. Er konnte auch in der Ferne erkranken, — nein, er sollte nicht verlassen sein! Sie hatte ihm ihre Liebe gegeben, sie mußte ihm Treue bewahren. Welch' schlechte Treue, wenn sie von dem Irrenden ließ!

Als Hulda so dachte und sich fest vornahm, seine Freundin zu bleiben, mochten die anderen sagen, was sie wollten, war es ihr, als würde es viel heller um sie her.

Sinnend stand sie vor einem der Blumenbeete still und schaute, ohne viel zu sehen, gerade hinab in den Kelch einer weißen Lilie.

Da gewahrte sie eine leise Bewegung in der Blume. Die gelben Staubfäden auseinander biegend, stieg ein zartes Geschöpfchen empor; es glich den Wachsengelein, mit denen die Braut, noch vor nicht langer Zeit, in ihrer Puppenstube gespielt. Goldene Flügelchen zitterten an den Schultern des Kleinen und eine Krone, kaum so groß wie der Perlenring, den Richard an Huldas Finger gesteckt, schmückte sein Haupt.

Das Mädchen erschrak nicht, es lächelte den Wicht freundlich an und fragte: „Woher kommst du, lieber Engel?"

„Siehst du nicht die grüne Wendeltreppe, die zu meinem Altan empor führt?" fragte der Kleine und grüßte sie zierlich mit den beiden Händchen. „Ich stieg hier herauf, um mit dir zu überlegen."

„Kennst du vielleicht mein großes Herzeleid?"

„Ich kenne es und möchte dir beistehen."

„Du? So klein und schwach."

„Zum guten Werk erhält auch der Schwache Kraft," sagte das Engelchen mit ganz lauter Stimme. „Wenn ich dir meine goldenen Flügel an die Schultern hefte, und du mich bei dir trägst, können wir ungesehen durch die Wolken fliegen und uns getrost in Flammas Reich wagen."

„O du lieber Helfer in der Not!" flüsterte das Mädchen und legte beide Hände liebkosend um den Kelch der Blume, in welcher sich der Kleine zwischen den gelben Blättchen schaukelte.

Digitized by Google

Ihn schien ihr Zutrauen sehr zu freuen; behende schwang er sich aus dem Kelch auf ihre Hand, flatterte, gleich einem Schmetterlinge, ihren Arm herauf — ein leises Tupfen an der Schulter — und husch, saß er wieder in der Lilie, lachte sie an und rief:

„Nun brich den Blumenstengel und trag' ihn in der Rechten, dann kann ich hier in diesem hübschen Reisewägelchen bei dir bleiben und dir guten Rat zuflüstern."

Das Mädchen gehorchte ohne Bedenken seinen Geboten; es brach die Lilie und schickte sich an, auf dem Gartenwege nach dem Schlosse zurückzukehren. Aber, siehe da, Huldas Füße berührten den Boden nicht mehr, und ehe sie recht der neuen Kraft inne wurde, gewahrte sie, daß der Saum ihres Kleides den Wipfel der blühenden Linde streife, die neben dem Schlosse stand und noch über den Turm emporragte. Jetzt fühlte sie deutlich, daß die Flügel des kleinen Gefährten — an ihrer Schulter größer geworden — sie mit leise rauschenden Schlägen vorwärts trugen.

„Wohin reisen wir?" fragte sie den Genossen im Lilienkelche.

„Immer durch die Wolken dem Zuge deines Herzens nach!"

Und so flogen sie durch graue und bläuliche Dunstberge dahin; manchmal öffnete sich ein Ausblick tief hinunter auf Städte und Dörfer, Feld, Wald und schlängelnde Flüsse. Hie und da traf ein Sonnenstrahl ihren nebelumwobenen Pfad; einmal ging es auch mitten durch ein Gewitter. Blitz und Donner flammten und krachten um sie her, und dann prasselte der Regen über und unter ihnen.

Der Engel schloß sein weißes Gezelt und flüsterte kaum vernehmbar tröstliche Worte, zwischen den Blättern hervor, dem Mädchen zu. Hulda senkte das Haupt, aber die goldenen Flügel erwiesen sich als stark, der Regen floß an ihnen ab und ungefährdet gelangten sie in eine ruhigere Wolkenschicht.

Wie lange sie flogen, wußte die Jungfrau nicht; gingen Monate, Tage oder nur Stunden vorüber? Endlich trugen ihre Flügel sie erdwärts und leise berührte ihr Fuß einen moosigen Hügel.

„Sieh', da vor dir liegt Flammas Reich," wisperte der kleine Gefährte.

Hulda gewahrte in einiger Entfernung ein großes, buntschimmerndes Thor, von hohen Bäumen zu den Seiten eingefaßt. Mutig schritt sie darauf zu.

Bevor sie es aber erreichte, wurde der Weg sumpfig; sie faßte ihr weißes Kleid mit der Linken zusammen und wollte auf den Fußspitzen über den Morast hüpfen, der aber trug sie nicht, widerliches Schlangengezücht zischte sie aus dem unsicheren Grunde an, sie stieß einen Schrei aus und fürchtete zu versinken.

„Gebrauche deine Flügel!" rief das Engelchen warnend.

Das Mädchen hob die rauschenden Schwingen, und siehe da, unberührt vom Sumpf und seinem Getier, stand sie an der schillernden Pforte, die sich von selbst vor ihr öffnete.

Sonder Scheu trat sie ein. Ein weiter, farbenprächtiger Garten lag vor ihr ausgebreitet. Hulda hatte nie so seltsam geformte Bäume und Sträucher, so große und glühend gefärbte Blumen gesehen; betäubender Duft drang ihr entgegen. Als sie gen Himmel blickte, gewahrte sie, daß eine hohe Kuppel, wie von stahlblauem Erz, sich über dem Garten wölbte.

Es blieb ihr kaum Zeit, alles Neue um sie her zu bewundern, denn jetzt kamen von allen Seiten fremdartige Gestalten auf sie zu.

Gewiß, es waren Menschen — in schönem Putz sogar —, aber die Augen leuchteten bei dem einen wie glühende Kohlen, bei dem anderen lagen sie erloschen in den Höhlen; jene Hand war die eines Gerippes, dieser Fuß gehörte einem Geier; die schwarzen Locken hier bestanden aus dunklem Gewürm; dort, der schönen Frau, fuhr, als sie lachte, das gespaltene Züngelein einer Schlange heraus und jener wuchsen gar rote Fliegenpilze auf den vollen, weißen Armen.

Diese seltsamen Wesen faßten sich an den Händen und bildeten einen Kreis um

Digitized by Google

den Neuling in Flammas Garten. In wilden Sprüngen ging's auf funkenstiebendem Kies um sie rundum; rundum in tollem Wirbel, rundum mit lautem Singsang, der die Wonnen ihres Lebens pries und die Fremde einlud, daran teil zu nehmen.

Schwindelnd stand die Jungfrau in der stürmenden Runde, die sie immer enger umdrängte; es kam wie ein Taumel über sie, schon reckten sich die Fangarme der Fratzen länger und kecker nach ihr aus, schon begann sie sich hilflos und verloren zu fühlen, begann zu fühlen, daß sie aus dem festgeschlossenen Kreise nicht entrinnen werde.

Da flüsterte das Engelein: „Schwinge die Lilie, davor weicht dies Gesindel zurück."

Sie that's; erschrocken, aber höhnend, bebend und doch scheltend, stob die gräßliche Rotte auseinander und verlor sich in ferne, düstere Gründe des weitläufigen Gebäudes.

Mit einem Dankesblick schaute Hulda nach oben. Was war das? Zischende, rotglühende Raketen fuhren unter der erzenen Himmelsdecke dahin.

„Es sind die bösen Gedanken, die jene dir nachsenden," sprach ihr kleiner Freund, „aber sie können dich nicht berühren, sei getrost, ich bringe dich ungefährdet zu deinem Richard."

Sie schritten vorwärts; als Hulda eine der roten Rosen streifte, fuhr sie erschrocken zurück, sie hatte sich die Hand verbrannt; ein köstlicher Pfirsich, den sie berührte, war von Holz. „Ist denn hier alles Lug und Trug?" fragte sie erschrocken.

„Ja, alles eitel Blendwerk und Sinnentäuschung."

Endlich sahen sie von fern Flamma stehen, Hulda erkannte sie an ihrem feuerfarbenen Gewande und dem schillernden Rabenhaar; das Mädchen erbebte beim Anblick der Feindin.

„Mut!" lispelte der winzige Begleiter, „du kannst dich ihr unsichtbar machen und darfst es, wenn ich dir beistehe, mit der Schlimmen aufnehmen."

Eilig schritt die Jungfrau nach dem dunklen Gebüsch, wo die Herrin sich aufhielt; glaubte sie doch einmal Richards Antlitz zwischen den Bäumen zu sehen.

Näher kommend bemerkte sie, daß die Gebieterin eine Geißel schwang, und daß jemand neben ihr, sich vielfach bückend, arbeitete.

„Vorwärts, mein Knecht," tönte die harte Stimme des gewaltigen Weibes, „dies Netz voll sollst du noch fangen!"

Jetzt waren die Kommenden zur Stelle. „Er ist's!" schluchzte Hulda leise. „Aber wie entstellt, o mein armer Richard!"

In schlechtem Gewande, bleich und abgemagert, stand der einst so frische Jüngling und mühte sich, aus einem Sumpfe — ähnlich dem, welchen die Braut beim Eintritt überflogen — Schlangen zu fangen; der ekle Morast ging ihm bis ans Knie, und unaufhörlich bückte er sich, um das gleitende Gewürm zu erfassen.

„Genug!" herrschte Flamma, „komm, daß ich dir den Lohn gebe!"

Richard erbebte und wandte seinen flehenden Blick auf die Höhnische, sie aber lachte laut und zog ihn mit sich fort. Hulda folgte.

Unweit des Sumpfes warf Flamma ihr Opfer auf eine Bank, nahm von den Schlangen aus dem Netz, die er gefangen, und band ihm damit Hände und Füße. Die Braut stand daneben und verfolgte erschauernd das gräuliche Beginnen. Hinter der Bank neigte sich ein Magnolien-Baum herab, aus den weißen Blütenkelchen rannen einzelne, schwere Blutstropfen.

„Seine guten Geister weilen hier gebannt," flüsterte das Engelchen, „und weinen blutige Thränen über ihn.

Flamma zog, nachdem ihr Sklave gefesselt, die Geißel aus dem Gürtel und schickte sich an, den Wehrlosen zu züchtigen —

Da ergriff heiliger Zorn und unsägliches Mitleid die daneben stehende Hulda, sie fragte nicht mehr, was ihr Begleiter rate, mit erhobenem Lilienstengel warf sie sich der geschwungenen Geißel entgegen. Der Schlag traf ihre Schultern, aber sie achtete

des Schmerzes nicht, sondern eilte, die Schlangenknoten zu lösen, welche unter der Berührung ihrer Hand schlaff zur Erde fielen.

Bei diesem Beginnen hatte die Lilie einen Augenblick auf Flammas Stirn geruht und eine fürchterliche Wirkung auf die Gewaltige ausgeübt. Aufkreischend war sie in sich zusammengesunken; jetzt lag sie hohlen Auges und zur Unkenntlichkeit entstellt — einem Haufen von Plunder und Asche vergleichbar — neben der Bank. Ihre Macht war gebrochen.

Richard versuchte sich aufzurichten; ein mattes Lächeln wiedererwachender Hoffnung schwebte um seinen bleichen Mund.

„Hulda," seufzte er, während Beschämung über seine unwürdige Lage ihm die Augen mit Thränen füllte. Er schlang seinen Arm um ihren Hals und stammelte: „Vergebung!"

Da wurden Erbarmen und Liebe noch stärker in ihr. Während er das bleiche Haupt an ihrer Schulter barg, umfaßte sie ihn mit der Linken, regte ihre Schwingen und trug ihn weit über die Wipfel von dannen. Sie fand ihn nicht schwerer als ihre Lilie, die sie in Siegesfreude hoch emporhob.

Ohne daß sie es wußte, berührte sie mit der Blume die eherne Decke über dem Garten, wobei diese mit einem schrillen Klange auseinander barst. Nun schwang sich die Glückliche mit dem befreiten Liebhaber hinaus in das sonnendurchschienene Blau der Himmelswolken, indes das Engelein in der Lilie einen hellen Freudengesang anstimmte.

Ohne Fährlichkeit kamen sie in der Heimat an; der hilfreiche kleine Genosse nahm die Flügel — die der Schloßfrau nicht mehr nützten — wieder zurück und schwebte, geleitet von Huldas heißem Dank, grüßend von dannen; er schien in einem rosigen Wölkchen zu verschwinden.

Die Braut führte Richard seinem Vater zu. Wie ging es den beiden zu Herzen, als sie sich wiedersahen! In wortloser Reue sank der Sohn vor dem Vater nieder.

„Wo Hulda so viel that," rief Dagobert, „soll ich da nicht wenigstens meinen Zorn überwinden und verzeihen?" Hiermit zog er den tiefgebeugten Verlorenen — — den glücklich wiedergewonnenen Sohn von seinen Knien empor und an das Herz.

Die guten Freunde wunderten sich über eine so rasche Versöhnung und erzählten einander, mit tugendhafter Entrüstung, wie sie in ähnlichem Falle sich besser würden benommen haben.

Dagobert und Hulda frohlockten indes, voll reiner Freude, daß es gelungen sei, ihren teuren Richard aus den Schlangenbanden Flammas in dem Reiche der „Leidenschaft" zu befreien. Und Richard selbst pries den Opfermut und die starke Liebe der zarten Braut — welche ihn vom Untergange errettet — sein lebenlang.

Briefe des Grafen von Beyme

aus den Jahren 1798, 1807 und 1808.

Karl Friedrich Graf von Beyme, geb. den 10. Juli 1765 zu Königsberg in der Neumark, der Sohn eines bürgerlichen Feldchirurgen, studierte die Rechte auf der Universität zu Halle und brachte es allmählich im Justizfache bis zum Rat beim Kammergericht in Berlin. Als solcher wurde er nach der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms III. herangezogen, um bei den neuen Reformen mit thätig zu sein, und darauf im Jahre 1798 zum Geheimen Kabinetts-Rat ernannt. In dieser einflußreichen Stellung wußte er sich das vollste Vertrauen des Königs zu gewinnen, was um so mehr sagen will, als damals die wichtigsten Entscheidungen und Erlasse nicht von den Ministerien, sondern direkt vom Kabinett aus ergingen. Stein machte bekanntlich die Annahme des ihm angebotenen Ministerpostens von der Entfernung Beymes aus dem Kabinett abhängig. Wenn es ihm aber auch dieses Mal nicht gelang, der Kabinetts-Regierung ein Ende zu machen, vielmehr er selber im ungnädigsten Tone seinen Abschied erhielt, so mußte Beyme doch, als Stein dem zweiten Rufe am 10. Juli 1807, dieses Mal bedingungslos, Folge leistete, ihm weichen und wurde zum Chef-Präsidenten des Königlichen Kammer-Gerichts und zugleich zum Präsidenten des Ober-Appellations-Senats dieses Kollegiums ernannt. Die betreffende Kabinetts-Order enthielt aber gleichzeitig den Zusatz, daß Beyme bis zur Rückkehr des Königs in die Residenz bei der Person desselben zu verbleiben habe. Nachdem Beyme sich im Sommer 1808 für kurze Zeit auf sein Gut in Steglitz zur Ruhe zurückgezogen hatte, erfolgte nach dem Rücktritt Steins, im November 1808, seine Ernennung zum Großkanzler, im Jahre 1816 seine Erhebung in den Grafenstand. 1819 trat Beyme aus dem Staatsdienst und lebte fortan auf seinem Schloß Steglitz bei Berlin, woselbst er am 8. Dezember 1838 verschied.

Die Person Beymes ist sehr verschieden beurteilt worden und thatsächlich ist noch jetzt die Beurteilung eine schwankende; daß dieselbe noch nicht abgeschlossen ist, mag wohl mit dadurch begründet sein, daß der Nachlaß Beymes gänzlich verloren gegangen ist. Die nachfolgenden Briefe, die aus seiner Feder stammen, und die an den damaligen Kanzler des Königreichs Preußen, Karl Wilhelm Frhr. von Schroetter, gerichtet waren, dürften daher für den Abschluß der berührten Frage von einigem Interesse sein, da in ihnen der Charakter Beymes in den verschiedensten Situationen hervortritt.

Digitized by Google

Berlin, den 22. Februar 1798.

Euer Hoch und Wohlgeboren bitte ich recht sehr, mich nicht nach meinem bisherigen Stillschweigen zu beurtheilen. Gott und meine Freunde wissen es, daß ich seit geraumer Zeit, vor allen Arbeiten mancherlei Art, mich nicht habe besinnen können. Ich hatte endlich die Aussicht, nach Beendigung der Gräfl. Lichtenau'schen Sache, in Ruhe zu kommen. Aber nun ist auch diese verschwunden, da Seine Königl. Majestät mich zum Geheimen Cabinets Rath ernannt haben. Wie die Allerhöchste Wahl auf mich gefallen ist, ist mir ein Räthsel. Da es aber einmal geschehen war, so habe ich es, trotz aller mit dieser Stelle verbundenen Gefahr und Aufopferung meiner Privat Glückseligkeit, für meine Pflicht gehalten, sie anzunehmen. Alle meine Freunde stimmen mit mir darin ein. Ueber alle Maaßen aber würde es mich beruhigen, wenn auch Euer Hoch und Wohlgeboren mir hierin Recht gäben. Ihr Rath ist mir bisher so ersprießlich gewesen, daß ich es recht sehr habe bedauern müssen, solchen in dieser wichtigsten Angelegenheit meines Lebens nicht einholen zu können. Dem sei nun aber wie es wolle, so glaube ich meiner Pflicht ein Genüge gethan zu haben, und ich gelobe Euer Hoch und Wohlgeboren, daß Sie mich, auch auf dieser gefährlichen Stelle, nie von dem Wege der Rechtschaffenheit und Treue gegen meinen König und mein Vaterland, sollen abweichen sehen. Dabei halte ich mich Ihrer Erlaubniß versichert, dann und wann, in den wenigen mir übrig bleibenden müßigen Stunden, zur schriftlichen, und vielleicht bald auch mündlichen Unterhaltung mit Hochdenenselber, meine Zuflucht nehmen zu dürfen.

Alles was in der geraumen Zwischenzeit sich ereignet hat, berühre ich mit Fleiß nicht.

Ich verharre mit der vollkommensten Hochachtung

Euer Hoch- und Wohlgeboren

ganz ergebenster

Diener Beyme.

Memel, 18. Januar 1807.

Euer Hochfreiherrlichen Excellenz danke ich unterthänigst für die gütige Zuschrift vom 12. d. Mts. Jedermann muß es billigen, daß Sie nach Tilsit gegangen sind, zumal wir jetzt hoffen dürfen, daß nicht nur Königsberg keinen Besuch von Franzosen erhalten, sondern auch das ganze Land diesseits der Weichsel bald vom Feinde gereinigt werden wird. Ich hoffe letzteres in der That und zwar festerer als je, weil der Feind durch Gefechte und Krankheiten sehr geschwächt, die Russen dagegen verstärkt und mit uns vereinigt sind, auch bei der nunmehr hergestellten Einheit im Kommando, verbunden mit den gemessensten Befehlen von Petersburg, ernstlich auf's Vorrücken denken. Ob der Feind dem sich ernstlich entgegensetzen, und eine Schlacht wagen wird, wollen Viele bezweifeln. Ich glaube es aber und fürchte es nicht, da ein entscheidender Sieg diesmal wohl Napoleon nicht begünstigen und ein zweifelhaftes Treffen ihn doch zum Rückzuge nöthigen müßte, um sich nicht der Gefahr auszusetzen, ganz von den leicht sich wieder erneuenden und verstärkenden russischen Heeren aufgerieben zu werden. In dieser Lage, wo uns nur die standhafteste Ausdauer retten kann, ist nichts schädlicher, als die immer weiter um sich greifenden Gerüchte von Friedensunterhandlungen, da Rußland davon nichts hören will und also dadurch mißtrauisch gegen uns gemacht werden muß. Ich wage es indessen kaum, diesen Gerüchten zu widersprechen, weil das große Geheimniß, das man jetzt von allen auswärtigen Geschäften vor mir macht, den mancherlei Nachrichten, die mir, so sehr ich mich auch sträube, welche zu empfangen, zugebracht werden, die Unwahrscheinlichkeit zu benehmen scheint. Gott wende die Rathschläge der Arglistigen und Rasenden ab, sonst ist mein theures Vaterland und unser vortrefflicher König für immer verloren. Ich kann jetzt nur wenig mehr wirken und sehe mit

philosophischer Ruhe dem Zeitpunkte entgegen, wo meine öffentliche Thätigkeit wie ein Lämplein verlöschen wird. Möchte der König doch nie eine Veranlassung erhalten, sich meiner zu erinnern. Das, nebst der Erhaltung der Achtung aller edlen und guten Patrioten, ist der einzige Wunsch, der mich in das Privatleben begleiten wird.

Beyme.

Memel, 8. September 1807.

Der Herr von Stein, Excellenz, haben in der That den geschehenen Antrag unbedingt angenommen.*) Nur Krankheit verhindert Seine Excellenz sogleich zu kommen. Es ist zwar nur ein Wechselfieber mit Gichtschmerzen verbunden, aber unter vier Wochen dürfen wir auf seine Ankunft nicht rechnen. Dieser Verzug ist sehr nachtheilig, weil einer provisorischen Geschäfts-Verwaltung die Kraft fehlt, die gerade in diesem Augenblicke höchst nothwendig ist. Für mich insonderheit ist dieser Verzug ein großes Unglück, weil er alles Odium der vielen strengen, aber unvermeidlichen Maaßregeln, auf mich bringt. Noch größer würde jetzt das Unglück sein, wenn Herr von Stein, Excellenz, gar nicht kommen sollten, weil ich durchaus Niemand kenne, der ihn, wie die Sachen jetzt liegen, ersetzen könnte.**) Eure Hochfreiherrliche Excellenz haben von mir eine viel zu günstige Meinung, aber in Wahrheit, ich selbst halte mich von Allen für den Unfähigsten, auch schon um deswillen, weil ich eine sehr zahlreiche Stimme gegen mich haben würde und mir selbst der hohe Muth fehlt, der einen Mann beseelen muß, der unter jetzigen Umständen das Staats-Ruder übernehmen will. Der von Euer Hochfreiherrlichen Excellenz angeführte Denkspruch des Kanzler Oxenstierna***) ist ebenso wahr als alt. Er gehörte schon dem Horaz zu. Aber auf den Gang unsrer Politik findet er in Wahrheit keine Anwendung. Diese kann nicht anders gehen als es geschieht, nemlich: auf den Frieden und die unglückliche Convention bestehen oder wo mehr verlangt wird, Befehle aus Paris abzuwarten und Rußlands Intervention zu suchen. Dieser Weg wird in allen Stücken befolgt. Man wirft uns vor, daß wir keinen General-Bevollmächtigten an Soult schicken, um mit ihm abzuschließen, und wir haben

*) Stein wurde den Tag nach dem Tilsiter Frieden, am 10. Juli 1807, von neuem ein Ministerposten angeboten. Seine Antwort lautete: „Euer Majestät Allerhöchste Befehle wegen des Wiedereintritts in dero Ministerium der Einländischen Angelegenheiten ..... sind mir den 10. August zugekommen. Ich befolge sie unbedingt und überlasse Euer Königl. Majestät die Bestimmung jedes Verhältnisses, es beziehe sich auf Geschäft oder Personen, mit denen Euer Majestät es für gut halten, daß ich arbeiten soll. In diesem Augenblick des allgemeinen Unglücks wäre es sehr unmoralisch, seine eigene Persönlichkeit in Anrechnung zu bringen, um so mehr da Euer Majestät selbst einen so hohen Beweis von Standhaftigkeit geben. Ich würde sogleich meine Abreise antreten, läge ich nicht an einem heftigen, dreitägigen Fieber krank. Sobald aber meine Gesundheit wieder hergestellt ist, ... werde ich abreisen." Diese so berühmte Antwort Steins zeigt die ganze Hochherzigkeit dieses Mannes, wenn wir ihr gegenüber uns die Kabinettsorder vom 3. Januar 1807 ins Gedächtnis zurückrufen, in der König Friedrich Wilhelm ihm das Ungeziemende seines Benehmens vorhält; er nennt ihn „einen widerspenstigen, hartnäckigen und ungehorsamen Staatsdiener, der, auf sein Genie und seine Talente pochend, weit entfernt, das Beste des Staates vor Augen zu haben, nur durch Capricen geleitet, aus Leidenschaft und aus persönlichem Haß und Erbitterung handle" und eröffnet ihm, „daß, wenn er nicht sein respectwidriges und unanständiges Benehmen zu ändern Willens sei, der Staat sich keine große Rechnung auf seine ferneren Dienste machen könne".

**) Als an Stelle des entlassenen Kabinettsministers Haugwitz das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten Stein angeboten wurde, bewies auch damals Beyme die gewiß hoch anzuerkennende Selbstüberwindung, in einem Begleitschreiben Stein, der zweimal *seine* Entlassung aus dem Staatsdienste verlangt hatte, „den seiner Ansicht nach von der Vorsehung für das Vaterland bestimmten Retter" zu nennen.

***) Sollte hier vielleicht der Denkspruch Oxenstiernas: „Robore divino coronatus vincet leo" (durch die göttliche Kraft siegt der gekrönte Löwe) gemeint sein? Dieser ist aber aus der Offenbarung St. Joh. C. V, V. 5.

mit Soult nichts abzuschließen als die Regulirung der Militairstraße nach Sachsen. Nur dazu ist er bevollmächtigt, alles Uebrige ist Davu's Sache. Auch hängt die Räumung nicht davon, sondern allein von der Contributions Bezahlung ab. Wir sehen das auch aus den einzelnen unabhängig von der Räumung abzumachenden Punkten. Nachdem Soult vier Wochen lang behauptet hat, daß er Vollmacht habe, die Grenze von Warschau zu reguliren und wir endlich unsere Commissarien schickten, weiset er sie an die Sächsischen Commissarien, die keine Vollmacht haben, und theils noch nicht angekommen sind, er selbst aber erklärt, daß er nicht da sei, um zu negociren. Wenn das wäre, so würde er sogleich seine Demission geben. Nein, glauben Euer Excellenz nur, die Zögerung in der Räumung liegt tiefer. Das ist aber gewiß, daß unser Unglück dadurch vollendet wird.

Beyme.

Memel, 24. September 1807.

.... Endlich glaube ich, daß die Curmärkische Landschaft, die nicht mit dem Credit-System zu verwechseln ist, sondern nur mit Erhebung der den Ständen bewilligten Abgaben zur Abtragung der Zinsen alter Landes-Schulden zu thun hat, in dieser Eigenschaft nicht wird bestehen können, weil diese Einrichtung viel zu kostbar und mit einer Menge bloßer Sinecuren verbunden ist. Das darf man sich aber heute noch nicht merken lassen.

Das Unglück, das bisher so schrecklich auf dem Lande lastete, scheint doch in der That sich wenden zu wollen, denn ungeachtet einiger widersprechenden Handlungen gehen doch im Ganzen die Anstalten zu einem allmäligen Rückmarsch fort, und Marschall Soult besteht nicht mehr auf Fortsetzung der Unterhandlungen, welches in seiner Sprache unbedingtes Unterschreiben ist; sondern erklärt, daß man nun die Entscheidungen aus Paris abwarten müsse. Gott gebe, daß diese günstige Aussicht uns bald von diesen bösen Gästen befreie!

Ueber den Austritt in der Comödie pflichte Euer Hochfreiherrlichen Excellenz ich ganz bei.*) Ich hoffe, daß durch die jetzt genommenen ernsten Maaßregeln alle Folgen desselben und ähnliche Vorgänge in Zukunft werden vermieden werden. Mit Napoleon dürfen wir jetzt nicht scherzen. In St. Petersburg werden ja Buchhändler, die Schmähungen gegen ihn debitirt haben, auf Verlangen seines Gesandten arretirt.

Beyme.

Memel, 5ten Oktober 1807.

Der Inhalt des heutigen, mein Verhältniß betreffenden Königl. Cabinets Befehls, wird Euer Hochfreiherrl. Excellenz nicht ganz unerwartet sein. Gott gebe, daß ich die mir darin übertragene Stelle bald antreten könne, so wird es auch um unser unglückliches Vaterland bald besser stehen, weil Ersteres nur eine Folge des Letzteren sein kann. Ich werde das Unmögliche versuchen, um für die Zeit meines Hierseins ein solches Verhältniß mit Frhr. von Stein, Excellenz, zu begründen, das dem König keinen Verdruß macht und den Geschäften Vortheil bringt. Euer Excellenz wissen, daß meine Resignation in diesem Stücke keine Grenzen kennt. Ich gestehe aber auch, daß bei der Art, wie der König mir sein herzliches Wohlwollen auch wieder bei dieser Ge-

---

*) Leutnant Freih. von Barnekow hatte die französischen Marschälle in Königsberg beim Eintritt in das Theater öffentlich ausgepfiffen. Napoleon verlangte seine Auslieferung. Er ward verhaftet und ein Ausschuß niedergesetzt, um zu beraten, ob man ihn ausliefern solle. Vier stimmten dafür, 2 dagegen. Des Königs Entschließung fiel zu Gunsten der Sentenz der Minorität aus. Er wurde aus dem Dienste entlassen und als entflohen gemeldet. Vergl. Deutsches Adelsblatt, II. Jahrgang. Nr. 12.

legenheit bewiesen hat, das größte Opfer alles Verdienstliche verliert. Indessen behalte ich es mir vor, wenn ich das Glück haben werde, Sie zu sehen, Ihnen den ganzen Hergang der wieder in mancherlei Rücksichten sehr interessanten Vorfälle vertrauensvoll mitzutheilen. Heute erlaube ich mir nur die Bemerkung, daß ich die Zugabe des Chef Praesidii zu dem Praesidio des Ober-Apellations-Senats, theils als Ehrensache, theils um deswillen erbeten habe, um wenigstens für meine Person ein unabhängiges unmittelbar vom König ressortirendes Verhältniß zu behalten. Wäre damit sonst auch nur der geringste Vortheil verbunden, so würde ich es verbeten haben, weil die Verläumdung sonst Gelegenheit finden würde zu sagen, daß ich aus egoistischen Beweggründen zur Entlassung der Minister beigetragen hätte. Damit aber die hiesige Unbekanntschaft mit dem Sachverhältnisse keine Veranlassung zu einem so nachtheiligen Urtheil gebe, so bitte Euer Hochfreiherrl. Excellenz ich ganz gehorsamst, nach Ihrer besseren Kenntniß der Sache, die etwaigen Mittheilungen, besonders aber zu seiner Zeit die Bekanntmachung in den Zeitungen, mit Hinsicht auf diesen Zweck einzurichten. Ich wollte, daß man die förmliche Bestellung noch ausgesetzt hätte, denn sie ist ja nur eine in partibus anzusehen. Aber Herr v. Stein glaubte ohnedem seiner Sache nicht sicher zu sein. Beyme.

Memel, 14. October 1807.

. . . Euer Excellenz Sentiment über meine neue künftige Bestimmung, bestärkt mich in meiner eigenen ganz damit übereinstimmenden Ansicht. Ganz darnach handle ich auch in Beziehung auf den Herrn Staatsminister Frhr. von Stein, der schon anfängt, mir, nach seiner Art, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Mein Ziel ist, daß er sie mir ganz widerfahren lassen soll, wie es Herrn von Hardenberg abgenöthigt worden ist. Ich wohne allen seinen Vorträgen bei und versäume keine Gelegenheit, die Erreichung der Absichten, die Seine Majestät bei Bestimmung seines Wirkungskreises hatten, zu befördern. Aber Herr von Stein selbst, hält nicht so fest als er es sollte, auf das was er vom Könige verlangt hatte, besonders in Ansehung des Vorsitzes in den Conferenzen des Auswärtigen Departements und der Theilnahme an den Arbeiten der Militair Organisations Commission, so wie er früher mit mehr Umsicht und Schonung hätte zulangen sollen. Dabei vermisse ich die Einführung eines streng geregelten formellen Geschäfts-Ganges. Es ist möglich, daß er dabei planmäßig handelt. Sollte es aber nicht sein, so fürchte ich, wird er die Nachtheile davon zu spät einsehen. Sein rücksichtsloses, hartes Verfahren gegen achtungswürdige, alte Diener wird bald alles Gehässige vergessen machen, das die durch die Nothwendigkeit herbeigeführten Maaßregeln meines Interimistici auf mich geladen hatten.

Könnte ich Ihnen doch erst erfreuliche Hoffnungen zu baldiger Erlösung des Landes melden. Beyme.

Memel, 7. November 1807.

. . . . Unschätzbar sind mir die Beweise Ihrer wohlwollenden Theilnahme an meinem Schicksale, weil ich ebenso felsenfest darauf gebaut habe, als Hochdieselben auf meine unvergängliche Verehrung zu jeder Zeit rechnen können. Die Nachrichten, die ich über die Sensation erhalten, die meine künftige Stellung in Berlin verursacht hat, kommen direkt oder indirekt von meinen Freunden und sind daher partheiisch. Indessen Herrn Staegemanns Nachrichten aus Berlin lauten dahin, daß man meine Beibehaltung im Cabinet gewünscht hätte und Herrn von Stein deswegen tadelt. Meine Frau ist sehr unzufrieden, weil ich ihr das Versprechen gegeben, nach überstandener Krisis, mich ganz vom Dienst zurückziehen zu wollen. Wenn sie dabei bleibt, und ich mich bei meiner

Rückkehr überzeuge, daß ich auf die Ausdauer ihres Entschlusses, mit mir ganz auf dem Lande leben zu wollen, ohne Reue, rechnen kann, so nehme ich meinen Abschied. Denn ich habe durch Annahme dieser Stelle dem Staate ein neues Opfer gebracht, das ich nur jetzt ihm und mir selbst schuldig war, dessen er aber für die Zukunft nicht mehr bedarf. Daher hatte ich bei der erklärten Annahme die reservationem mentalem, die Stelle zu seiner Zeit niederzulegen, dieses aber um so mehr der näheren Ueberlegung vorzubehalten, als die damit verbundene Beschäftigung nicht als Störung der Muße, wonach ich mich sehne, sondern als Unterhaltung derselben angesehen werden kann.

Der Herr Groß Kanzler*) ist auf die Idee gekommen, sich eben diese Stelle zu wünschen. Sein Wunsch kann ihm noch wohl gewährt werden. Aber er macht noch immer fort neue Pläne, um nur eine Art von Beschäftigung wie er sagt, wie ich aber fürchte, nur um einen Fuß im Steigbügel zu behalten. Aus dem Allen kann meines Erachtens nichts werden, wenn man nicht neues Flickwerk, statt eines harmonischen Gebäudes aufrichten will.

Meine Feinde kennen zu lernen, ist wohl noch zu früh. So lange ich noch einen Fuß im Cabinet habe trauen sie wohl nicht hervorzutreten, zumal man meine Resignation zum Besten des Königs und meines Vaterlandes wohl schwerlich allgemein für aufrichtig halten wird. Das ist in diesem Zeitalter des Egoismus zu viel gefordert. Meine Freunde dagegen bestehen in einer geringen aber auserlesenen Zahl, die ich längst gekannt und nicht erst im Cabinet gewonnen habe. Euer Hochfreiherrl. Excellenz führen den Reihen an und das ist meine Wonne.

Beyme.

Memel, 29. November 1807.

.... Bei der herzlichen Theilnahme für Alles, was Euer Excellenz nahe oder entfernt angehen kann, habe ich das neue Stück der Vesta**) zur Hand genommen, um selbst zu urtheilen, ob Sie für Ihren Herrn Sohn wegen zu großer Freimüthigkeit besorgt sein dürfen. Ich finde in den Aphorismen einige Sätze, die diese Besorgniß begründen könnten, wenn sie isolirt vorgetragen wären. In der Fluth von vielen andern ganz heterogenen Sätzen aber verbirgt sich ihr Stachel. Dagegen hat das ganze

---

*) von Goldbeck, der Vorgänger Beymes. Die Stellung eines Großkanzlers und Chef de justice wurde von Friedrich II. errichtet. Der erste war Frhr. von Cocceji 1746; es folgten ihm de Jariges, Frhr. von Fürst, Graf von Carmer, von Goldbeck und Graf von Beyme, nach dessen Abgang die Stelle nicht wieder besetzt worden ist.

**) Die Vesta, herausgegeben von Ferdinand Freih. von Schroetter und Max von Schenkendorf, erschien vom 1. Juni 1807 ab. Die Erträge waren zum Besten der Armen der Stadt Königsberg bestimmt. Diese Zeitschrift erschien in monatlichen Heften; der Preis betrug die für die damalige Zeit gewiß hohe Summe von einem Thaler vierteljährlich. Auf einem Prospekt, der uns vorliegt, hatte die Königin Luise allein auf 12, die Prinzessin Friederike zu Solms auf 6, Prinz Wilhelm von Preußen auf 6, Prinz von Oranien ebenfalls auf 6 Exemplare gezeichnet. Die Tendenz der Vesta ergibt sich am besten aus folgendem ihr vorgeschickten Vorwort: Der Geist Attilas schreitet furchtbar einher, und droht, die Welt mit seinen Gigantenplänen zu verwüsten; eine unglücksschwere Wolke scheint über dem Schicksale der Völker zu schweben, und die Verzweiflung wohnt in den Gemütern des Haufens. Doch lebt noch Griechenlands Geist in den Edleren; es wiederholt sich die Zeit der Heroen in Fürsten und Bürgern. Mag auch der gemeine Sinn zahllos verkörpert in dumpfem Brüten seiner Angst sich selbst verlieren; ein erhabener Geist ist der Charakter dieser Zeit. Die entgegengesetzten Kräfte behaupten den Kampfplatz, das Verjährte zu vernichten, und aus dem Chaos eine neue, königliche Schöpfung zu entwickeln. Länder schwinden, Fürsten fallen, eine goldene Zukunft winkt: denn die Wahrheit muß der Lüge trotzen, und das Rechte Sieger sein.

In diesem Glauben über alle Zweifel triumphierend, auf eigene Kraft und auf seinen Gott vertrauend, darf kein edler Geist aus den Schranken seiner Ruhe treten, wenn Schlachten Völkern Grenzen setzen. Es ist das Leben, das mit dem Leben kämpft; aus dem Kampfe aber geht der Sieg hervor, aus dem Blute die Erlösung. Wenn die Tugend mit der Sünde sich nicht mäße, woher sollte Frieden

dieser schriftstellerischen Arbeit mir eine Besorgniß anderer Art für Ihren Herrn Sohn eingeflößt, deren freimüthige Mittheilung mir eben jene Theilnahme zur Pflicht macht, zumal ich von Ihrem Wohlwollen mir eine gute Aufnahme meiner Offenheit versprechen darf. Ich habe mich nämlich durch diese Aphorismen überzeugt, daß Ihr Herr Sohn in der That seltene Fähigkeiten besitzt, die bei einer richtigen Anwendung und sorgfältigen Pflege zu großen Erwartungen berechtigen. Nun weiß ich aber auch aus der Erfahrung, daß durch frühzeitiges Schriftstellern gemeinhin die besten Hoffnungen vereitelt worden sind. Statt zu lernen will der Jüngling nur lehren. Dieser fängt gar damit an, womit die größten Weisen kaum zu enden wagten; sondern es der Nachwelt überließen, die besten Edelgesteine aus dem Schatze ihrer Weisheit einzeln in Aphorismen besonders auszuheben. Er hält sich schon berechtigt im Namen der ganzen Nation zu urtheilen. Fährt er noch kurze Zeit so fort, und erhält er, wie es seinem Talente nicht fehlen kann, öffentliche Zeichen des Beifalls, so laufen Sie Gefahr, daß er sich ganz der schriftstellerischen Laufbahn ausschließend widmet und alle praktische Applikation mit Verachtung verschmäht. Wenn er mein Sohn wäre, so würde ich ihn mit der größten Vorsicht vor dieser Klippe warnen und mir es von ihm versprechen lassen, in den ersten 10 Jahren nichts drucken zu lassen. Ich appellire nochmals an Ihre Güte und Nachsicht für meine Freimüthigkeit.

Das was Euer Excellenz mir die Güte haben von No. 305 der Allgemeinen Zeitung zu melden, hatte ich anfänglich so mißverstanden, als ob darin von einer Parallele zwischen Herrn von Stein und mir die Rede wäre. Dadurch wurde ich begierig das Stück zu lesen. Bei nochmaliger Durchsicht der betreffenden Stelle Ihres Briefes aber wurde ich meinen Irrthum gewahr und damit verging mir alle Neugier gänzlich. Dies nehme ich für ein gutes Zeichen an, daß ich meinem Plane, künftig mich so zu verhalten, daß ich gänzlich vergessen werde, in der Ausführung treu bleiben werde. Sollte dieser mein Plan von außen her angegriffen werden, so würde das ein großes

---

kommen? Frei von jeder Sorge sah der Grieche dem Schlachtgetümmel zu: denn über ihm waltete ein Fatum ernst und gerecht. Während der Perser Fürst mit seinen Sklaven Thessalien überschwemmte, und Leonidas sich zum Fürstenideale aufschwang, feierte Hellas seine Spiele nach gewohnter Sitte, und Dichter sangen den Heroen und der Liebe. Sollte aber dieser Heldengeist nur noch in den Liedern leben? Sollte der Norden Europas vor den Uebungen menschlicher Kräfte erzittern, und vor seinen eigenen Fähigkeiten erbeben, da der Süden den Kampf als den höchsten Standpunkt menschlicher Größe, ihn zu den Göttern erhebend, besang?

Nein! Die Namen der Nordischen Helden, und manche erhabene Fürsten der jetzt streitenden Völker beleben durch ihren Feuergeist den friedlichen Bürger, daß er in seinem Innern stark werde wie der Krieger im Gefecht: daß nicht nur die fürstlichen Befehle, sondern die Nationen kämpfen. Wo aber Patriotismus und Völkerhaß den Krieg zur heiligen Sache des Landes erheben, da herrscht ein edler Sinn, und in den Seelen wohnt der Friede. Der Geist eines höheren Lebens schwebt hernieder, Begeisterung durchdringt die Gemüter, und die Wahrheit wird gesucht. Solche Zeiten sind es, wo die Konvenienz erstirbt, der Mensch, dastehend, wie er ist, jedem Eindruck offen, annimmt, was ihm gegeben wird. Wem daher, von der guten Sache erwärmt, des Lebens Zweck mehr gilt, als des Lebens Frist, wer für die Größe seines Vaterlandes glüht, wessen Brust sich von heiligen Gefühlen hebt, der trete jetzt auf und rede mit Liebe. Alle edleren Kräfte sind gespannt, man wird ihn hören.

Und hierin liegt die Geburt und der Zweck dieser Zeitschrift. Wer nicht unmittelbar für den Staat streitet, ist als Bürger verpflichtet, wenigstens die allgemeine Aufmerksamkeit von dem unabänderlichen Elend, welches die Kriege begleitet, abzuziehen, und seinem Vaterlande die Erhabenheit und Ruhe, die einem großen Volke geziemt, mitzuerhalten. Ob diese Zeitschrift eine solche Tendenz erreichen werde, kann nur die Zukunft bestimmen; durch die Annahme derselben aber berechtigt, laden wir alle Freunde der Wahrheit, Anmuth und Kraft hiermit ein, durch die Worte ihres Geistes sie zu unterstützen. Kein Thema sei ausgeschlossen. Alles was erhebt und erheitert, befördert als reiner Ausfluß des göttlichen Geistes den Zweck der Kunst und des Wissens. Der schöne Genius, welcher im weiblichen Gewande die fürstlichen Gemüther zum heiligen Kampfe belebt, die eiserne Beharrlichkeit des Königs von Preußen, Alexanders und Gustavs, der nordischen Fürsten, antiker Heldensinn, die Riesenkraft des Feindes, geben diesem Zeitalter einen romantisch-heroischen Flug, und dieser ist es, der jedes Streben, so in das Gebiet des Schönen und Wahren eingreift, mit einem glücklichen Erfolge verherrlicht.

Hierauf vertrauend, handeln Die Herausgeber.

Unglück, nämlich der Beweis einer gerechten Unzufriedenheit mit der neuen Regierungs-Einrichtung sein, die dann nach dem gewöhnlichen Gange der öffentlichen Stimme das Alte, das sie vorher selbst verdammte, aus einem dem Menschen eingewurzelten Hange, über das gegenwärtige Uebel das vergangene zu vergessen, lobpreiset, und so das olim et hoc meminisse juvabit in einem andern Sinne wahr macht. Dem müssen wir Alle, auch Sie, so viel in unsern Kräften steht, entgegenarbeiten. Herr von Stein bedarf nur noch einige Erfahrungen von der Art, wie er schon gemacht hat, so wird er den spröden und coquetten Theorien der Herren von Schön und von Altenstein scharf den Zügel anlegen und die praktische, gesunde Vernunft wieder in ihre Rechte einsetzen. Die Geschichte des Indult Edikts liefert dazu den vollständigsten Beweis. Herr von Stein war bei seiner Ankunft so entschieden dafür, daß er den Preußischen Indult für zu beschränkt und zu kurz erklärte. Einige Tage nachher erklärte er den Indult wie seine beiden Herrn Theoretiker für ein staatswirthschaftliches Ungeheuer. Wie aber die Berichte aus den Provinzen einkamen, kehrte er wieder zu seinem früheren Urtheile zurück, und übergab den Entwurf mir zum Vortrag, wie er mir auch die Abfassung überließ. Wenn ich dabei von dem jetzt vorgelegten Entwurf ganz abging, so schmeichle ich mir, daß Euer Excellenz damit nicht unzufrieden gewesen sein, vielleicht Ihre eignen früheren Ideen, ehe die Theorie, die zuerst von Königsberg aus ihr Haupt zu erheben begann, Verwirrung in die Sache gebracht hatte, wieder erkannt haben werden. Selbst die Deutlichkeit hatte darunter gelitten, da ich meine ganze historische Kenntniß von dem Ideen Gange in dieser Angelegenheit nöthig hatte und mit Anstrengung anwenden mußte, wenn ich mir selbst sagen wollte, was man denn eigentlich den Gutsbesitzern zu bewilligen gedenke.

Sehr wohlthätig hat Euer Excellenz Beifall für mein Verhalten bei Annahme eines andern Dienst-Verhältnisses auf mein Gemüth gewirkt. Wenn der innere Richter durch die Zustimmung hochachtungswürdiger Männer unterstützt wird, dann erhält man einen festen Anhaltspunkt zur Ausdauer in dem, bei einer Collision der Pflichten gewählten Schritt. Ich erinnere mich hierbei mit dankbarer Rührung, als Sie in einem ähnlichen Falle beim Kammer-Gericht meine Ausdauer entschieden. Vom Herrn Großkanzler habe ich, weil ich sein letztes Schreiben noch nicht beantwortet habe, lange nichts gehört, bin es aber überzeugt, daß er den Gedanken an Wiedererhaltung einer Ministerial Thätigkeit noch nicht aufgegeben hat, ungeachtet ich ihm solchen ganz zu benehmen gesucht habe. Er sinnt gewiß auf eine neue Form, um seinen Wunsch durch einen andern Plan, von dem er glaubt, daß er meinen Neigungen schmeicheln werde, mir angenehm zu machen. Daß doch auch die Verschlagensten mich nie kennen gelernt haben! —

Beyme.

Steglitz, 4. August 1808.

Euer Hochfreiherrl. Excellenz kann ich es nicht beschreiben, wie sehr, abgesehen von den äußeren drückenden Verhältnissen, ich mich in der mir geschenkten Muße glücklich finde. Die Nothwendigkeiten des Lebens nehmen nur einen mäßigen Theil meiner Zeit weg, den größeren Theil kann ich den Studien zur Vervollkommnung meiner selbst widmen und endlich des beseeligenden Umgangs mit meiner geistvollen und herzlichen Gattin und mit meiner Tochter genießen, deren sittliche Entwickelung meine schönsten Erwartungen übertrifft. Ich finde das hinreißende Gemälde, was Pestalozzi von der Liebe, Dankbarkeit und Vertrauen, als den Grundfesten der sittlichen Bildung, entworfen hat, in diesem geliebten Bilde ganz verwirklichet und durch schöne Talente noch mehr geschmückt. So kann Ihre freundschaftliche Besorgniß, daß nach einem so äußerst geschäftsvollen Leben ich Müßiggang nicht würde ertragen können, nicht in Erfüllung gehen, vielmehr wird meine Erwartung des Gegentheils noch übertroffen. Es wird mir unmöglich werden, meine Muße wieder mit den Geschäften zu vertauschen. Um Ihnen

Digitized by Google

dies zu schreiben, wartete ich mit Fleiß längere Zeit, damit ich einen Gewährsmann darin fände, der Ihnen die Zuverlässigkeit meiner Aeußerungen verbürgte. Nehmen Sie diese jetzt mit derselben freundschaftlichen Güte auf, wovon Sie mir in allen Lagen meines Lebens die entscheidendsten Proben gegeben und mir dadurch Ihre unbegrenzte Verehrung zum Gesetz meines Lebens gemacht haben. Dieselbe Güte nehme ich mit der Bitte in Anspruch, mich Ihrer Frau Gemahlin, Excellenz, zum geneigten Wohlwollen zu empfehlen. Die Kenntniß dieses reinen, himmlischen Charakters zähle ich zu den glücklichsten Erfahrungen meines Lebens, so wie die Liebe und Verehrung des Namens Dohna*) tief in meine Seele gegraben sind.

Es thut mir wehe, diesen ganz der Freundschaft gehuldigten Brief mit einer fremden Angelegenheit zu belasten. Aber es betrifft die Zufriedenheit zweier achtungswerthen Staatsdiener, der Geheimen Ober-Tribunals-Räthe von Heidenreich und von Lüderitz, die Euer Excellenz dadurch begründen können, wenn Sie die bescheidene Bitte, ihrer Versetzung in den Ober-Appellations-Senat die Form eines Commissorii zu geben, so daß sie dessen ungeachtet Mitglieder des Tribunals bleiben, bei des Königs Majestät unterstützen. Ich wage dies um so mehr zu empfehlen als Euer Excellenz dadurch an Liebe und Achtung unendlich gewinnen werden. Mit der aller vollkommensten Hochachtung ꝛc. Beyme.

Steglitz, 21. August 1808.

Euer Hochfreiherrl. Excellenz danke ich ganz gehorsamst für die wohlwollenden Briefe vom 8. und 11. d. Mts., besonders aber von ganzem Herzen über die gütige Bekanntmachung von den meinem Bruder in Elbing widerfahrenen Unannehmlichkeiten, die, wie ich aus der gleichzeitig von ihm erhaltenen Mittheilung der Anklage**) im Auszuge und seiner Verantwortung darauf ersehe, das Gewebe der schwärzesten Bosheit sind. Mein Bruder ist leichtsinnig, aber redlich und gutmüthig. Vor Verirrungen aus Leichtsinn fürchtete ich mich immer und habe ihn dagegen immer brüderlich ermahnt, aber geflissentlicher, niedriger Vergehungen halte ich ihn unfähig. Die Anklage selbst hat mich beruhigt, weil sie zu plump ist. Ich fürchte, er hat sie sich durch seinen Patriotismus, den er gegen die Kaufleute bewiesen und besonders durch seine gewissenhafte Anzeige über Abegg zugezogen, der gleichzeitig mit dem an die Kammer zur Untersuchung ergangenen Rescript eine Abschrift davon mitgetheilt erhalten hat. Ich habe meinen Bruder aufgefordert, Euer Hochfreiherrl. Excellenz eine Abschrift der Anklage und seiner Verantwortung einzureichen und bitte und beschwöre Dieselben solche mit Aufmerksamkeit zu lesen und mir Ihr Urtheil darüber unverholen zu sagen. Daneben habe ich es ihm, übereinstimmend mit Ihrem wohlwollenden Rathe, an's Herz gelegt, in sein Gewissen wie vor Gottes Angesicht über die Anklage zu Gericht zu gehen, und mir,

*) Die Frau des Kanzlers Freih. v. Schroetter war eine geb. Gräfin Dohna.

**) Der Bruder Beymes, später Kriegsrat, war anfänglich Stadtjustizrat, seit August 1804 Oberbürgermeister von Elbing, aus welcher Stellung er im Jahre 1808 ausschied. In diesem Jahre wurde gegen den p. Beyme ein Untersuchungsverfahren eingeleitet und zufolge höherer Anweisung durch den Kriegs- und Domänenrat Rothe eine öffentliche Aufforderung erlassen, Beschwerden über die Dienstverwaltung der Intendantur, des Polizei-Direktoriums und des Polizei-Magistrats einzubringen. Beyme hatte für die Monate Juni, Juli und August 1804 das Oberbürgermeister-Gehalt abgehoben, während er damals noch gar nicht diese Stelle bekleidet hatte. Zur Erstattung desselben wurde er durch Erkenntnis des Oberlandesgerichts von Ostpreußen verurteilt. Ferner sollte er unbefugterweise Assignationen auf Holz aus den Stadtwaldungen erteilt haben. Durch Allerhöchste Kabinetts-Order vom 5. Oktober 1808 wurde, wie wir hier gleich anschließend bemerken wollen, angeordnet, daß die gegen den Kriegsrat Beyme verhängt gewesene Untersuchung unter der Bedingung niedergeschlagen werden solle, daß derselbe „sämmtliche erpreßte, untergeschlagene oder sonst in seinem Nutzen verwandte Gelder und Naturalien den betreffenden landesherrlichen und Communen-Kassen, sowie den etwa beeinträchtigten Individuen ersetze". Im Jahre 1822 war Beyme inquisitor publicus in Insterburg.

wo er sich einer Verirrung schuldig findet, solche zu gestehen und meinen brüderlichen Rath darüber zu erwarten. Schon früher war ich in ihm gedrungen seinem Vermögens derangement, durch Ueberwindung falscher Scham, ein Ende zu machen und dadurch noch einen bedeutenden Rest zu retten, der sonst unwiederbringlich verloren geht. Mit Vorwürfen aber habe ich ihn verschont, weil diese den Unglücklichen, den schon einmal der Schlag gerührt, und der durch unglaubliche Anstrengung und Leiden während des Krieges ganz entkräftet ist, zur Verzweiflung bringen würden. Ich habe es auch darum gethan, weil es nicht unmöglich ist, daß er für mich büßen soll. Aus dieser Ursache wünsche ich auch, nach beendigter Untersuchung, die Akten selbst einzusehen, um mich nach Lage derselben von seiner Schuld oder Unschuld zu überzeugen, und im letzteren Falle seine defension zu übernehmen. Ich habe ihn ersucht, darauf anzutragen, und werde, wenn es ihm abgeschlagen werden sollte, es mir vom Könige als Gnade ausbitten. Mein Vertrauen, in meinem Bruder keinen Verbrecher, sondern nur einen Irrenden zu finden, ist bis jetzt unerschütterlich. Sollte es je erschüttert werden, so würde mich diese Erfahrung mehr als jede andere beugen. Ich kann dies aus dem schmerzhaften Gefühle abnehmen, das mich darüber ergriffen, daß mein Bruder sich für Terra nova Saat-Hafer hat mitzutheilen lassen, ungeachtet er dieses vielleicht sogar rechtfertigen und ich ihm bezeugen kann, daß ich selbst mir vergeblich Mühe gegeben, Saat-Hafer für ihn zu kaufen. Verzeihen Euer Hochfreiherrl. Excellenz es dem theilnehmenden Gefühle des Bruders, daß ich heute Dieselben nur hiervon unterhalte, und setzen Sie es mit auf Rechnung der unbegrenzten Verehrung für Dieselben, die nur mit meinem Leben enden kann.

Beyme.

Steglitz, 11. September 1808.

Eure Hochfreiherrl. Excellenz haben durch Ihren wohlwollenden Brief vom 28. v. Mts. Balsam in mein verwundetes Herz geträufelt. Es konnte mir keine größere Wohlthat wiederfahren, als daß Sie mich durch ein unverdächtiges Zeugniß eines klugen, gemäßigten und rechtschaffenen Elbinger's in dem Glauben an den Sinn meines Bruders für Wahrheit und Recht befestigten. Empfangen Sie daher dafür meinen gerührtesten Dank. Diesen zolle ich Ihnen auch dafür, daß Sie geruhet haben, den Herrn Kammer Präsidenten Grafen zu Dohna auf das anscheinend leidenschaftliche Verfahren des Commissarii aufmerksam zu machen. Es bedurfte dessen auch nur in der jetzigen stürmischen und geschäftsvollen Zeit, wo das Unglück des Ganzen die Leiden des Einzelnen verschlingt, denn er ist ein Dohna. Mein Vertrauen auf ihn war und ist so groß, daß ich mich selbst an ihn gewendet hatte und seine Antwort beweiset, daß ich mich nicht geirret habe. Der mir von ihm mitgetheilte Commissarische Bericht trägt zwar, wie jenes von Euer Excellenz gerügte Verfahren des Commissarii unverkennbare Spuren der Leidenschaftlichkeit und Einseitigkeit, indessen habe ich doch dadurch die Gewißheit erhalten, daß mein unglücklicher Bruder durch seinen Leichtsinn in seinen häuslichen Angelegenheiten am Rande des Verderbens gerathen und in Gefahr war, sich auf dem Wege zum Verbrechen ganz zu verirren. So sehr mich dies auf der einen Seite schmerzt, so dankbar verehre ich die Wege der Vorsehung, meinen Bruder durch diese Untersuchung vom gänzlichen moralischen Verderben zu retten, in welches er, ohne durch dieselbe aufgeschreckt zu werden, unfehlbar versunken sein würde. Er kann in seinem Posten nicht bleiben, vielmehr ist die Entlassung davon zu seinem eigenen Heil nothwendig. Ich habe daher das von ihm erhaltene dimissions Gesuch dem Herrn Grafen von Dohna übersendet und ihn gebeten, die Akten vom Commissarius abzufordern, nach den darin, von einem unpartheiischen Auge gewiß anzutreffenden mildernden Umständen für die Gewährung des dimissions und Niederschlagungs Gesuchs zu berichten. Zermalmen würde es mich, wenn es nöthig sein sollte, dafür selbst die Gnade des Königs anzuflehen. Doch würde ich mich im

äußersten Nothfalle dazu entschließen, wenn ich nur die Ueberzeugung behalte, die ich bis jetzt noch habe, daß mein Bruder kein vorsätzlicher Verbrecher ist. Müßte ich diese aufgeben, dann könnte nichts in der Welt mich vermögen, einen Schritt zu thun, der Gerechtigkeit ein Opfer zu entreißen. Meine Bruderliebe würde mein Bruder dann nur in so weit erfahren, als es auf seine und seiner Familie moralische und physische Erhaltung ankommt. Hierin werde ich keine anderen Grenzen als die meiner Kräfte erkennen. Ich bitte Euer Excellenz nun nur noch inständigst, allen Ihren Einfluß für Ihren unglücklichen Freund dahin zu verwenden, daß, soweit es die Ihnen offen dargelegten Ansichten verstatten, das Gesuch meines Bruders gewährt werde, und dadurch auf's Neue mein Wohlthäter zu werden.

Nächstdem bin ich Hochdenenselben nur noch zu meiner eigenen Rechtfertigung das Geständniß schuldig, daß nur die in den verflossenen verhängnißvollen Zeiten meinem Bruder vielfältig selbst unmittelbar gegebenen Zeugnisse des rühmlichsten Patriotismus, den er mit eigener Gefahr thätig und ausdauernd geübt, mich einigermaßen bestochen haben, weniger wegen seines Leichtsinns besorgt zu sein. Früher widersetzte ich mich dem Wunsche des verstorbenen Staats-Ministers von Struensee ihn zum Compagnon bei der Banque in Elbing anzunehmen und ließ mich nicht erweichen. Als er seinen jetzigen Posten ambirte, gab ich den glaubwürdigen Versicherungen des Herrn Präsidenten von Buddenbrock, die der Staats-Minister Graf v. d. Schulenburg als sein Chef bei der Banque und selbst Erkundigungen bei Elbingern bestätigten, nach, weil ich den Vorwurf der Härte gegen meinen Bruder in meinem eigenen Gewissen besorgte. Wenn dies Schwäche war, so gestehe ich sie; aber Euer Excellenz wissen auch, wie redlich ich bemüht gewesen bin, meinen Bruder anzufeuern, durch sein Verhalten meine Besorgnisse zu vernichten. Ich leide jetzt unbeschreiblich, aber ich fühle Kraft und Beruf in meiner Seele, diese Leiden zu ertragen. Der lebendige Sinn für ächte Religiosität, den ich unter allen Verhältnissen meines Lebens in meinem Herzen bewahrt und geübt habe, hält mich auch jetzt wunderbar aufrecht, so daß ich nur nach meiner Pflicht forsche und diese zu üben mich mit verdoppelter Kraft bestrebe. Außerdem bleibt mir in meinem häuslichen Glück und in der Freundschaft eines so verehrungswürdigen Mannes als Euer Excellenz sind, auch noch ein reicher Quell von Freuden, der, wenn ich nur erst meinen König und mein Vaterland wiederhergestellt sähe, mich vor vielen Andern beglücken kann. Ich bitte Ihre Frau Gemahlin Excellenz, deren wohlwollender Theilnahme mich zu schmeicheln, mein Gefühl erhöht, meine tiefste Verehrung zu versichern .... Beyme.

Steglitz, 7. November 1808.

Euer Hochfreiherrl. Excellenz werden es, auch ohne daß ich es sage, ermessen, wie unerwartet mir der Königl. Befehl gewesen, der mich zum Groß-Kanzler ernennt. Vor diesem unglücklichen Zustande des Staats würde ich diese Ernennung auf jeden Fall verbeten haben, weil ich äußeren Glanz und Ansehen nicht liebe und nach meiner Sinnesart nur im Mittelstande eine befriedigende Existenz haben kann. In diesem Augenblicke aber hielt ich es für Pflicht, dem Rufe meines Königs zu folgen. Mit aufrichtigen Thränen nahmen meine Frau und ich Abschied von dem Landleben, das uns beiden durch einen halbjährigen Genuß ausnehmend lieb und mir in Verbindung mit der Muße für meine Studien schon zur andern Natur geworden war. Die Vorsehung scheint mich durchaus zu keinem contemplativen Leben, wofür ich doch eine so große Neigung habe, bestimmt zu haben. Ich ergebe mich in ihre Fügungen. Dabei wird die Freudigkeit, womit ich mein Lebelang meine Pflicht gethan, wenn sie mir auch Opfer kostete, durch die Ueberzeugung erhöhet, daß Euer Hochfreiherrl. Excellenz, worin ich meinen väterlichen Freund verehre, die Reinigkeit meines Herzens gewiß nicht verkennen wird und zugleich die seltene Seelengröße besitzt, die erforderlich ist, um selbst

Digitized by Google

die Befriedigung zu finden, wo Andere, die nur im Scheine leben, sich gekränkt fühlen würden. Ihnen muß es, wie mir klar sein, daß nur die nahe Verwandschaft mit zwei andern Staatsministern*) den König bestimmen konnte, Ihnen die Stelle nicht zu geben, die Sie im Sturm der Zeit schon so rühmlich verwalteten und ich gelobe Ihnen, daß Ihre edle Denk und Sinnes-Art mir stets zum Muster dienen soll. Ihrer Frau Gemahlin, Excellenz, bezeuge ich meine innigste Verehrung. Ich weiß nicht, was mich so kühn macht, fest darauf zu bauen, daß grade sie mich am wenigsten verkennen wird. Eine zarte und edle Frau ist eine Gottheit, die die Herzen erkundiget und darum scheue ich ihr Antlitz nicht.

Euer Hochfreiherrl. Excellenz danke ich auch von ganzer Seele für die schonende Behandlung, die Sie für meinen unglücklichen Bruder ausgewirkt haben. Am 4. d. Mts. habe ich erst seinen Brief erhalten, worin er mir seine Entlassung bestätigt. Dies allein ist die Ursache meines verspäteten, darum aber nicht minder herzlichen Dankes. Ich kann und werde nun getrost seine Conservation im Besitz seines Grundstückes zu begründen suchen.

Wegen Antritts meines Postens erwarte ich den Befehl Sr. Majestät, ob ich nach Königsberg kommen soll.

Bis hierher war ich gekommen als ich Euer Hochfreiherrl. Excellenz wahrhaft freundschaftlichen Brief vom 1. d. Mts. erhielt. Ich kann heute nicht mehr antworten, weil der Courier abzugehen im Begriffe ist, aber meinen herzlichsten, heißesten Dank muß ich Ihnen noch ausschütten. Mit unaussprechlichen Gefühlen beantworte ich noch Euer Excellenz Anfrage wegen Besetzung der Subaltern Stellen in Preußen, daß ich es mit dem größten Dank erkennen werde, wenn Sie bis zu meiner Ankunft die Geschäfte nach wie vor gütigst wahrnehmen wollen. Ganz und immer der Ihrige

Beyme.

Berlin, 26. November 1808.

Euer Excellenz äußerte mir wiederholt in Ihrer verehrten freundschaftlichen Zuschrift vom 15. d. Mts. den Wunsch, daß ich noch nach Königsberg kommen möchte und ich erkenne darin abermals die Freundschaft und das Wohlwollen, womit Dieselben mich von jeher so väterlich beehrt haben. Aber der Befehl des Königs lautete wörtlich dahin:

> Daß Seine Majestät es sehr gerne sehen würden, wenn ich jetzt nicht nach Königsberg käme, weil meine Abreise dahin, hier eine unangenehme Sensation erregen könne und meine Gegenwart jetzt hier nöthiger sei als dort.

Gehorsam gegen den bekannten Willen des Königs ist immer meine heiligste Pflicht gewesen, darum unterdrückte ich alle andern Wünsche und Besorgnisse und kehrte auf der Stelle um. Ich bin versichert, daß Euer Excellenz mir nur Recht geben werden, da dieselben gewiß mit mir überzeugt sind, daß dieser Gehorsam die erste Bedingung unsrer Erhaltung ist. Vielleicht war dieser Beweis des Gehorsams nöthig, um einer gegen mich beginnenden Kabale, wenn anders Euer Excellenz deshalb wiederholentlich geäußerte Besorgniß gegründet ist, gleich in der Geburt ein Ende zu machen. Ich fürchte sie übrigens nicht, sondern werde mit Freuden auf das Land, das ich mit Wehmuth verlassen habe, zurückkehren. Wenn ich selbstsüchtig wäre, so könnte mir nichts glücklicheres von der Welt begegnen, als wenn ich entweder jetzt stürbe oder abermals verdrängt würde. In beiden Fällen würde die Genugthuung, die mir durch die Berufung in das Ministerium einmal widerfahren ist, unvergänglich sein, die im entgegengesetzten Falle von einem sehr zweifelhaften Erfolge abhängig bleibt. Dagegen würde ich es unendlich bedauern, wenn Euer Excellenz durch die angeführten, sonst

*) Der Minister Friedrich Leopold Freih. von Schroetter war sein Bruder und mit dem Minister Graf Friedrich Ferdinand Alexander von Dohna-Schlobitten war er verschwägert.

Digitized by Google

allerdings sehr erheblichen Betrachtungen sich abhalten ließen, die Stelle, wenn Sie abermals den Ruf dazu erhielten*), auszuschlagen. Der Edelmuth, womit Sie sich in Verhältniß gegen mich äußern und die Seelengröße, die sich in Ihrer Bescheidenheit spiegelt, beweisen allein unwiderleglich, daß die Justiz-Pflege nie besseren Händen anvertraut werden könne. Das höhere Alter, bei übrigens vollkommener Kraft der Seele, würde dem Amte nur eine größere Würde verleihen .....

Beyme.

Berlin, 30. November 1808.

Von allen Widerwärtigkeiten, die mich betroffen haben, habe ich keine so schmerzlich empfunden, als die Nachricht, die mir mein Freund Albrecht durch einen soeben erhaltenen Brief giebt, daß Euer Excellenz mein Schreiben vom 20.**) mißverstanden haben. Ich hoffe mein späterer Brief wird dieses Mißverständniß gehoben haben und bei unserm Wiedersehen wird auch nicht der geringste Zweifel bleiben. Ich würde namenlos unglücklich sein, von dem Manne verkannt zu werden, den ich wie meinen Vater liebe und ehre, ja, ich möchte sagen anbete, denn meine Gefühle für Sie sind enthusiastisch. Als ich jenes Schreiben vom 20. aufsetzte, war ich eben aus Steglitz nach Berlin gekommen, besuchte Herrn von Raumer und erfuhr von ihm den Abgang des Couriers in einer Stunde. Von einer Kabale gegen mich nicht die Möglichkeit ahnend, nur voll davon, meine Pflicht zu thun, eilte ich in v. Raumers Wohnung, die Anzeige, die ich dem Könige schuldig zu sein glaubte und ein offizielles Schreiben, das ich ebenfalls der Pflicht schuldig zu sein glaubte, an Euer Excellenz aufzusetzen. Zu einem Herzens-Erguß in einem Privat-Schreiben fand ich keine Zeit mehr. Erst Euer Excellenz freundschaftlicher Brief erwähnte auf die edelste Weise von der Welt einer Kabale gegen mich. Ich gestehe, daß ich nicht daran glaubte, sondern nur durch die reine Quelle Ihrer Gefühle für mich, die Sie vielleicht zu ängstlich besorgt machten, erwärmt wurde. Dennoch preise ich mich glücklich, daß ich dadurch veranlaßt wurde, meinem Herzen abermals gegen Sie Luft zu machen. Ich bitte Sie: glauben Sie mir, daß ich Sie darum beneide, daß ich nicht in dem umgekehrten Verhältnisse in Beziehung auf Euer Excellenz habe handeln können. Sie haben eine Seelen-Größe bewiesen, die die Vorsehung nur wenigen ihrer Lieblinge bestimmt hat. Aber ich habe wenigstens den Wunsch, mit Euer Excellenz darin zu wetteifern. Nachdem ich mich im Drange der Ereignisse habe entschließen müssen, selbst, nach Euer Excellenz Wunsch, die Geschäfte der Immediat Commission zu übernehmen, habe ich hier sehr viel aufzuräumen gefunden. 24 Stunden später erhielt ich den Königl. Befehl, der mir es überläßt, nach eigenem Ermessen von der Nöthigkeit und Nützlichkeit, noch jetzt nach Königsberg zu kommen. Es scheint nöthig, daß ich mich und zwar bald zur Reise entschließe. Die Sehnsucht, Ihren Segen zu erhalten, fordert diesen Entschluß von meinem Herzen. Die Vernunft aber begehrt noch ruhige Ueberlegung ..... —

Beyme.

---

*) Nicht aus Rücksicht auf die nahe Verwandtschaft mit zwei anderen Ministern war der Kanzler Freih. v. S. bei der Neubesetzung der Stelle des Großkanzlers übergangen worden, die er interimistisch bereits verwaltet hatte, vielmehr hatte er unter Hinweis auf sein zu hohes Alter den an ihn dazu ergangenen Ruf abgelehnt.

**) Den Brief vom 20. November haben wir nicht mitgeteilt, weil er, zwar auch in Privatform, nur dienstliche Sachen behandelt; dementsprechend sind sämtliche Schreiben dieser Art weggelassen.

Ut omnes unum.

Zeitbetrachtung

von

Dietrich von Hertzen.

In den Zeiten des Kulturkampfes ist unsere Zeitschrift eine der wenigen evangelisch-konservativen gewesen, am Anfang wohl nahezu die einzige, welche das Bestreben des omnipotenten Staates, der römischen Kirche mit rein formalen Mitteln Abbruch zu thun, als aussichtslos hingestellt und gelegentlich sogar ad hoc-Bündnisse mit den Katholiken befürwortet hat.

Und wir haben darum sehr isoliert dagestanden.

Neuerdings schlägt nun die Kulturkämpferei in ihr Gegenteil um. Auf politischem Gebiet wird, unbekümmert um die Folgen, die Macht des Papstes und sein Selbstbewußtsein gestärkt, als ob er davon nicht schon genug besäße. — Und auf religiösem Gebiet glauben deshalb die Katholiken sich berechtigt, um so kühner mit alten und neuen Unternehmungen der Propaganda vorzugehen, Unternehmungen, die man evangelischerseits gemeinhin laufen läßt, vor denen zu warnen aber immerhin einmal der Mühe wert ist.

Ein dergleichen Früchtchen ist z. B. die Zeitschrift „Ut omnes unum", welche in Erfurt erscheint unter der Maske: „Korrespondenzblatt zur Verständigung unter den getrennten Christen" zu sein. Thatsächlich ist diese Wochenschrift einfach ultramontan und unterscheidet sich nur insofern von der übrigen Presse jener Partei, als ihr auch noch die relative Aufrichtigkeit der anderen Blätter abgeht, die doch wenigstens mit offenem Visier kämpfen.

Ich bekomme das Blatt immer nur dann zu Gesicht, wenn es Invektiven gegen mich enthält. Dann schicken liebevolle anonyme Freunde es mir — auf daß wir alle Eins werden — zu. Auch jetzt habe ich wieder die Nummer 83 bekommen. Denn in derselben wird die Schale des Zorns von einem Anonymus über mich ausgegossen, weil ich vor einiger Zeit eine wohlgemeinte aber sehr subalterne Konvertitenschrift im kritischen Teil der Monatsschrift mit dem rechten Namen bezeichnete. Wenn sich jetzt nicht, wie ich als möglich hinstellte, eine Dame, sondern ein Regierungsrat a. D. als Verfasser jener Schrift enthüllt, so thut mir das um des Mannes willen leid. An meinem sachlichen Urteil kann die rein persönliche Enthüllung selbstredend nichts ändern; die Argumente des Buches sind eben vielfach damenhaft. Und die litterarische Kritik der Monatsschrift setzt ihre Ehre darin, rücksichtslos und ohne Ansehen der Person zu urteilen. Uebrigens ist die Unterstellung, als hätte ich eine bestimmte inzwischen katholisch gewordene Dame gemeint, meines Erinnerns ganz aus der Luft gegriffen.

Denn ich hörte schon damals von Freunden, daß jene Dame eine bedeutende Schriftstellerin und über den Verdacht erhaben sei, ein so schwaches Buch verbrochen zu haben. Was an meiner ganz allgemeinen Vermutung, das Buch stamme aus weiblicher Feder, „unritterlich" sein soll, wird wohl Geheimnis meines Superrezenseuten bleiben. Nach Fliegen sticht man halt nicht mit dem Degen. Die schlägt man mit der Klappe.

Doch das nur beiläufig.

Der Inhalt jener unfreiwillig humoristischen Wochenschrift ist aber auch in jeder anderen Hinsicht heiter. Man sehe sich einmal an, was sie, Krokodilsthränen der „Verständigung" vergießend, sonst noch vorbringt.

Erstens eine Apologie des bekannten Jesuiten Perrone; zweitens den Nachweis, daß Luthers Bibelübersetzung — diese unerschöpfliche Segensquelle für Millionen — mit Recht auf dem Index stehe; drittens eine liturgische Betrachtung mit dem haec fabula docet: Wiedereinführung der Messe; viertens Brief eines „Freundes der (katholisch-evangelischen) Union", welcher Besprechung des vatikanischen Dogmas wünscht. „Kommt bald", antwortet die Redaktion und belehrt zugleich den Briefschreiber, daß Augustin, wenn und weil er mit Luther übereinstimmt, „manche übertriebene Aeußerung" gethan; fünftens Zeitungsausschnitte „aus der Welt des Berliner Protestantismus", die den Katholiken passen; sechstens kommt ein ganz kleiner Brocken, der den Evangelischen hingeworfen wird — der rheinische „Volksbildungstag" wird in 36 Zeilen gelobt; siebentens ein alles Mögliche und noch einiges behandelnder, mit lateinischen Citaten gespickter, „Dorotheenkörblein" überschriebener Aufsatz. Man erfährt daraus, daß Verfasser Messen ad tollendum schisma gestiftet hat, daß er ein Freund des geschmacklosen Herz-Jesu-Kultus ist und die bergetiefe Kluft zwischen Rom und Wittenberg wesentlich für ein „Vorurteil" hält; achtens marschiert die Geschichte vom „reichen Schotten" auf, eine ergötzliche Historie, die ich nachstehend auch den Lesern der Monatsschrift erzähle; neuntens Rezensionen, in welchen a. eine katholische Hymnologie angepriesen, b. eine haltlose Konvertitenschrift für „wertvoll" und c. die Geschichte des Kulturkampfes von Majunke (der selbst Windthorst zu rabiat war und darum beseitigt wurde) für „eine That im besten Sinne des Worts" erklärt wird.

Mit dem „reichen Schotten" aber hat es folgende Bewandtnis.

Durch eine große Reihe evangelischer kirchlicher Blätter ist vor einiger Zeit die nachstehende Notiz hindurchgelaufen:

Eine Gelegenheit, reich zu werden. Ein reicher Schotte hat 18 000 Kronen (à 5 Mark) ausgesetzt (1.) für jeden Katholiken, der eine einzige Stelle aus der heiligen Schrift anführen kann zum Beweis, daß man zur Jungfrau Maria beten soll; 18 000 Kronen (2.) für jeden, der mit einem Bibelspruch beweisen kann, daß nur die Priester den Wein im h. Abendmahl genießen dürfen; 18 000 Kronen (3.) für jeden Römisch-Katholischen, der auch nur eine Bibelstelle anführen kann, aus welcher hervorgeht, daß St. Petrus nicht verheiratet war; 18 000 Kronen (4.) für den, der mit einer Bibelstelle beweisen kann, daß die Priester nicht heiraten dürfen; 18 000 Kronen (5.) für jeden, der mit einem Bibelspruche beweisen kann, daß man zu den Toten oder für die Toten beten soll; 18 000 Kronen (6.) für jeden, der eine einzige Bibelstelle anführen kann, worin gesagt wäre, daß es mehr als einen Mittler zwischen Gott und den Menschen gibt; 18 000 Kronen (7.) für jeden Priester, der eine Schriftstelle beibringen kann, die beweist, daß Petrus Bischof in Rom gewesen ist; 18 000 Kronen (8.) für jeden, der einen Bibelspruch nachweist, welcher besagt, daß die Jungfrau Maria uns selig machen kann, und 18 000 Kronen (9.) für jeden, der mit einer einzigen Stelle des Neuen Testamentes beweisen kann, daß der Papst Christi Stellvertreter und St. Petri Nachfolger sei.

Katholische Blätter haben diese Sache aufgegriffen und der Reihe nach alle möglichen Herausgeber evangelischer Blätter, wie Stöcker, Weitbrecht, Hülle u. s. w. um die Adresse des Schotten gebeten. Zunächst ohne Erfolg. Einer hatte immer vom andern abgedruckt. Endlich schien in dem Buchhändler Kensit zu London die Quelle der Notiz gefunden, aber auch dieser, von Professor Rebbert in Paderborn um den „reichen Schotten" befragt, gab zur Antwort, er wisse gar nicht, um was es sich handle.

Die katholische Presse wußte sich nun gar nicht zu lassen vor Jubel und überbot sich in Schmähungen der Protestanten. Herr Professor Rebbert erklärte kurzweg im „Leo"

Digitized by Google

Luther, wie die betreffenden Redakteure für Lügner und Betrüger; ein industriöser Verleger in Elberfeld, Matthey, gab ein angeblich in fünf Auflagen verbreitetes Flugblatt heraus, welches sämtliche Grobheiten des D. Rebbert gewissenhaft wiederholte; und die „Germania" schrieb: „Mit solchen elenden Mitteln sucht man die ererbten Vorurteile der Protestanten gegen die katholische Kirche zu nähren und zu bestärken."

Auf diese sachliche Provokation hin, die ich im Lesezimmer des Kursaals zu Badenweiler las, griff ich nun die Sache auf und schrieb an die „Germania", daß ich zwar kein reicher Schotte, sondern nur ein armer Deutscher sei, daher die Summe von 180 000 Kronen, die ich nicht besitze, auch nicht bieten könne. Dagegen erbot ich mich, eine kleinere Summe, über die ich verfüge, zu einem katholischen Kirchenbau zu geben, wenn mir der geforderte Beweis erbracht werde.

Aber da kam ich schön an.

Die „Germania" gab mir den Rat, mein Geld zu nehmen und in ein Jesuitenkloster zu gehen, da werde man mir Rede stehen. Der Vorwand, unter dem sie die sachliche Antwort ablehnte, war aber der, daß ich das Wort „überzeugen" gebraucht, also mich selbst zum Schiedsrichter gemacht; eine leere Ausflucht, da ganz genau dasselbe beim „reichen Schotten" der Fall gewesen war und ein anderer Appell, als der an die Oeffentlichkeit, überhaupt nicht denkbar schien. Es war also klar: die „Germania" hatte den „reichen Schotten" lediglich gesucht, um ihm die Antwort zu verweigern, oder richtiger: sie hatte ihn gerade nur so lange gesucht, als sie ganz sicher war, ihn nicht zu finden.

Ehrlicher aber unglücklicher ging Professor Rebbert zu Wege. Er bewarb sich in sachlicher Ausführung um den Preis. Aber ehe ich eine Feder angesetzt, hatte er bereits in Nr. 8 des „Rheinisch Westfälischen Gustav-Adolf-Blattes" von Pfarrer Terlinden in Duisburg eine so klare, präzise, ruhige und überzeugende Antwort bekommen, daß er voraussichtlich in Zukunft die gleiche Vorsicht wie die „Germania" üben und niemals wieder die moderne katholische Phantasiedogmatik aus dem evangelischen Formalprinzip abzuleiten versuchen, sondern bei seinem Formalprinzip, das ihn ja vollkommen deckt, bleiben wird.*)

Ein Unglück kommt aber selten allein. Und so ist es auch hier gegangen. Nicht nur, daß die Herren materiell abgeführt sind, sondern nachträglich hat sich auch noch der reiche Schotte wirklich gefunden und bietet nun nicht nur wirklich sein Geld jedem, der es verdienen will, sondern auch Herrn Rebbert und den anderen Katholiken die jedenfalls erwünschte Gelegenheit, ihren evangelischen Mitchristen alle Beleidigungen und Bitterkeiten der letzten Wochen von Herzen abzubitten.**)

Diese ehrlichen Katholiken um ihres Mißgeschicks willen zu verhöhnen, würde mir übrigens schwerlich in den Sinn gekommen sein. Aber den Friedensboten von „Ut omnes unum" gegenüber, fällt es mir allerdings nicht leicht, einige Thränen herzlicher Schadenfreude, daß sie mit „aufgesessen" sind, ungeweint zu zerdrücken. — —

Wie sehr der ganze Inhalt der in Rede stehenden Zeitschrift geeignet ist, zur „Verständigung unter den getrennten Christen" beizutragen, leuchtet auf den ersten Blick auch dem blödesten Auge ein. Und besonders wirksam in der Richtung des Friedens muß es sein, wenn die Redaktion den älteren erprobten Invektiven katholischer Blätter, die sie nachdruckt, noch ex propriis boshafte und höhnische Nachschriften hinzufügt.

Interessant ist endlich, daß das Blatt „hervorragende Männer beider Konfessionen" zu seinen Mitarbeitern zu zählen behauptet. Das mag ja wohl sein. Es wird eben

*) Das Flugblatt — 7 Seiten Groß Quart — ist von Pfarrer Terlinden zu bekommen und jedem, der sich für die Kontroverse interessiert, warm zu empfehlen.

**) Anm. bei der Korrektur. Mit dieser Hoffnung habe ich mich schwer geirrt. So etwas von Unfähigkeit, der Wahrheit die Ehre zu geben, wie Prof. Rebbert in der neuesten Nr. 34 des „Leo", ist mir in meinem Leben noch nicht vorgekommen. D. v. O.

nur darauf ankommen, wodurch dieselben hervorragen. Evangelische Christen, die im Ernst an dieser papistischen Wochenschrift mitzuarbeiten fähig wären, könnten doch wohl nur durch ein ganz besonders hohes Maß von Urteilslosigkeit hervorragend sein.

Aber bin ich nicht ungerecht gegen die Katholiken? Und ist nicht die ökumenische Idee, an Stelle des Streites unter den Konfessionen den Frieden zu setzen, ein herrliches Ziel? Gewiß. Aber es fragt sich, um welchen Preis?

Mein Weg führt mich am 2. August in Freiburg im Breisgau am Schaufenster der bekannten Herderschen Buchhandlung vorbei: dasselbe ist übersäet mit kleinen Flugschriften, welche den Titel führen:

Das Fest „Mariä von den Engeln"
am 2. August, oder der
Portiunkula-Ablaß
in
allen Pfarrkirchen und Filialkirchen
der
Erzdiöcese Freiburg.

Nach dem Breve unseres hl. Vaters
Papst Leo XIII.
vom 16. Mai 1882
und dem Erlasse des Hochwürdigsten Erzbischöflichen Ordinariats Freiburg vom 25. Mai desselben Jahres.
Mit Erzbischöflicher Druckerlaubniß.

Zwölfte Auflage.
Preis **10** Pfennig.

Zu haben in Freiburg im Breisgau bei der Literarischen Anstalt.

Ich kaufe das Ding.

Es enthält folgendes. 1. das Sendschreiben des h. Vaters, 2. Ausführungsbestimmung des Erzbischöflichen Ordinariats. 3. Was ist der Portiunkula-Ablaß? Und wie kann man ihn gewinnen? Dann folgt 4. eine Reklame für „die Vortrefflichkeit des Portiunkulaablasses". Derselbe „übertrifft nach gewissen Seiten alle Abläße" a) „an Ruhm und Erhabenheit", b) „an Gewißheit", c) „an Dauer", d) „an Gnadenreichtum für Lebendige und Abgestorbene". 5. Folgen die Bedingungen und endlich 6. Ablaßgebete.

Besonders interessant ist das Kapitel vom Ursprung des Portiunkulaablasses. Es heißt da:

„Der heilige Franziskus betete einst im September 1221 unter heißen Thränen

zu Gott um die Bekehrung der Sünder. Nun erhielt er die Offenbarung: Christus und Maria in Begleitung vieler heiliger Engel erwarteten ihn im Portiunkula-Kirchlein, welches später auf den Titel „St. Maria von den Engeln" eingeweiht wurde und dem gleichnamigen Feste seinen Ursprung gab. Voll Freude ging er hinein; und warf sich anbetend vor der göttlichen Majestät zur Erde nieder. Da sprach Jesus zu ihm: „Franziskus, mein lieber Freund, wisse, daß ich dein inständiges Gebet erhöret habe: und weil ich weiß, wie eifrig dir und deinem Orden das Heil der Seelen angelegen ist, so will ich dir jede Gnade gewähren, welche du verlangst. Denn du bist gesandt zum Heile der Völker und zur Wiederherstellung meiner Kirche." Franziskus flehte nun vertrauensvoll: „O mein Herr Jesu Christe! Ich begehre von deiner unendlichen Barmherzigkeit für mich elenden Sünder und das gesamte gläubige Volk nichts anderes, als daß du denjenigen, welche reinen Herzens dieses Kirchlein besuchen, vollkommenen Ablaß und Nachlassung aller Sündenstrafen, deren sie sich jemals in ihrem Leben schuldig gemacht haben, gnädig verleihen wollest! Auch dich, heiligste Jungfrau, gütigste Mutter und Fürsprecherin, flehe ich an, du wollest von deinem liebsten Sohne uns armen Sündern diese Gnade erbitten helfen!" — Maria willfahrte seiner Bitte und sprach: „O liebster Herr und Sohn: ich bitte dich, du wollest deinen Diener anhören, und ihm die zum Heile der Seelen so sehr ersehnte Gnade schenken zu deiner Ehre und zum Nutzen deiner hl. Kirche." Alsdann sprach der Herr: „O Franziskus, was du verlangst, ist zwar groß: allein dein mir gleichförmiger Willen verdient noch Größeres. Daher gewähre ich deine Bitte. Doch will ich, daß du meinen Statthalter aufsuchest, dem ich die Gewalt gegeben habe zu binden und zu lösen; und daß du ihn um denselben Ablaß bittest." — Des andern Tages ging Franziskus nach Perugia, wo sich damals Papst Honorius III. aufhielt und begehrte die Bestätigung dieses großen Ablasses. Der Papst war erstaunt über eine so ungewöhnliche Bitte; und frug ihn, auf wie viele Jahre er diesen Ablaß verlange? — „Nicht Jahre, hl. Vater! verlange ich, sondern Seelen," antwortete Franziskus. — „Aber wie verlangst du diese Seelen?" — „Ich verlange sie derart, daß alle, welche das Portiunkulakirchlein nach Empfang der hl. Sakramente der Buße und des Altars reumütigen Herzens besuchen werden, für diese und die andere Welt einen vollkommenen Ablaß aller ihrer Sünden erhalten, deren sie sich seit der Taufe bis zu dem Augenblicke, wo sie jene Kirche betreten, schuldig gemacht haben." Da sprach der Papst zu ihm: „Franziskus, du verlangst etwas Unerhörtes! Die römische Kirche pflegt einen solchen Ablaß nicht zu bewilligen." — „Hl. Vater!" bat Franziskus auf's neue, „ich verlange nicht aus mir selbst; Jesus Christus hat mich gesendet; ich komme in seinem Auftrage." Die anwesenden Kardinäle äußerten nun gleichfalls ihre Bedenken. Aber der Stellvertreter Jesu Christi, vom hl. Geiste erleuchtet, bewilligte sofort den Ablaß, welchen er später auf den Tag der Kirchweihe von Portiunkula festsetzte gemäß den Worten, die der göttliche Heiland gleichfalls zu Franziskus sprach: „Ich will, daß von der Vesper des Tages, an welchem mein Jünger Petrus durch einen Engel aus den Ketten und Banden und dem Kerker des Herodes befreit worden ist, bis zum Sonnenuntergange des anderen Tags, alle, so dies Kirchlein meiner Mutter besuchen, von den Banden ihrer Sündenstrafen befreit werden."

Kaum hatte Franziskus die Zusage des Papstes erhalten, als er sich tief verneigte, und fortging, ohne auf die Ausfertigung der päpstlichen Ablaßbulle zu warten. Papst Honorius rief ihn zurück: „Wohin gehst du, einfältiger Mensch?*) Du hast ja nichts, um die Echtheit dieses Ablasses zu beweisen! Wer wird dir glauben?" — Franziskus erwiderte: „Das Wort Ew. Heiligkeit ist mir genug. Und weil dieser Ablaß Gottes Werk ist, so wird er auch von Gott bekannt gemacht werden. Uebrigens bedarf ich

*) Ist keine Beleidigung, weil nach Christi Wort alle einfältig sein sollen wie die Tauben. Anmerkung des Erzbischöfl. Ordinariats.

keiner Bulle. Christus ist der Verfasser, die allerseligste Jungfrau die Urkunde, und die hl. Engel die Zeugen.""

Diese dogmatisch so wunderbar korrekte und der modernen Entwickelung der römischen Kirche angepaßte Legende — Luther würde sie Lügende nennen — soll nun dem Volke dadurch glaubhaft gemacht werden, daß hinzugefügt wird, „sie stütze sich auf das notariell (sic) beglaubigte schriftliche Zeugnis der Gefährten und Ordensbrüder des heiligen Franziskus!"

Von den „Bedingungen" nennen wir gern Punkt 1 — das ist das einzige halbwegs christliche an dem ganzen Buch. Es wird da wahre Reue und Vorsatz der Besserung verlangt, wenn auch am Schluß mit semipelagianischer Klausel. Um so wunderlicher mutet aber wieder Punkt 2 an. Man muß, wenn der Ablaß gültig sein soll, das Sakrament der Buße empfangen am 1. oder 2. August, „aber nicht etwa schon am 31. Juli". Und Punkt 4, wo die „Portiunkulakirchen" genau bezeichnet werden. „Die nach dem 16. Mai 1882 erbauten" gelten nicht mit, ebenso wenig diejenigen, die „weniger als eine halbe Stunde von einer Franziskanerkirche entfernt sind". Vollends Punkt 5. „Wie viel und was man beten müsse, ist nicht vorgeschrieben. Jedenfalls genügen 5 Vater unser, Ave und Ehre; wie die hl. Ablaßkongregation zu Rom am 29. Mai 1841 entschieden hat. Es können aber z. B. auch 3 Ave Maria oder 3 Ehre sei dem Vater genügen nach dem päpstlichen Breve. In den Portiunkulakirchen zu Assisi und Rom pflegt man prozessionsweise aus- und eingehend ein Ave Maria zu beten; dann aber die Kirchenbesuche so oft als möglich zu wiederholen. Denn man kann den Portiunkula-Ablaß **ebenso oft gewinnen, als** man in der oben angegebenen Zeitfrist eine beliebige Pfarrkirche oder Filialkirche besucht und darin fromme Gebete verrichtet. Einmal kann man ihn sich selbst und die andern Male den armen Seelen zuwenden."

Ich empfehle den Ut omnes unum-Herren und Damen das Portiunkulabuch als deutsches Gegenstück zu dem groben Unfug, der in Italien mit **casa santa, santo bambino** und ähnlichen Schnurrpfeifereien getrieben wird. Ich bin gewiß bereit, den Katholiken alle erdenkliche Gerechtigkeit widerfahren zu lassen und an der eigenen Kirche alle erdenkliche Kritik zu üben. Ich sehe bei uns neben dem Licht viel Schatten und drüben trotz des Schattens viel Selbstverleugnung und Entsagung und einen oft so hohen Grad von Eifer um die Sache der Kirche, daß ich ihn freudig anerkenne auf die Gefahr hin, in katholischen Blättern von diesem meinem ganzen Aufsatz nichts weiter citiert zu sehen als eben dies Anerkenntnis — aber um so zuversichtlicher frage ich jene ganze unklare Einheitsrichtung: glauben Sie wirklich, daß unser evangelisches Volk, welches bald vier Jahrhunderte seine Bibel liest, die Augen wieder schließen und blindlings den Kopfsprung zurück machen könnte ins vorreformatorische Mittelalter? Glauben Sie wirklich, daß es noch einmal frei erfundene Legenden für christliche Wahrheit nehmen, daß es die Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit wieder verlernen und Gottesnähe und Gebetserhörung an diese oder jene Kirche gebunden achten, daß es (wie die heulenden Derwische) bis zum Schwindligwerden zu den Kirchen aus- und einlaufen wird, um recht oft einen vorgeblichen Ablaß zu holen? Daß es wieder glauben wird, der Heiland verschließe sein Ohr am 31. Juli, um es erst am 1. August nach Sonnenaufgang wieder zu öffnen? Daß es sich Gebetsmühlen anschaffen wird, um die Aves schockweise herunter zu beten?

Das glauben Sie selbst nicht!

Ich auch nicht.

Darum wollen wir festhalten, daß katholischerseits als Grundlage aller Einheitsbestrebungen zunächst der ganze aus dem antik-polytheistischen Heidentum herübergenommene Wust von Heiligen- und Marienvergötterung mit eisernem Besen ausgefegt, daß die Kirche zunächst aus einer Marienkirche wieder eine christliche und die ganze moderne Phantasiedogmatik der jüngsten Päpste an den ältesten und sichersten Urkunden

Digitized by Google

d. h. an der Bibel in Demut gemessen werden müßte, ehe überhaupt eine Basis der Verständigung da ist. — Ueber den Rest läßt sich dann vielleicht reden.

Bis aber Rom diese Zugeständnisse macht, müssen wir Evangelischen uns wohlgemeinter, aber platterdings aussichtsloser Einheitsbestrebungen durchaus enthalten. Unser Ziel kann bis auf weiteres kein anderes sein, als daß wir uns Mühe geben, durch Geist und Kraft uns als die Stärkeren in Glauben und Liebe zu erweisen und schließlich alle Christen zu der Einheit zu führen, die auch mit Gal. 5, 1 vereinbar ist, mit der Freiheit, „damit uns Christus befreiet" und vom „knechtischen Joch" der Menschensatzung erlöst hat.

Ob Rom jemals solche Zugeständnisse machen wird?

Niemand kann es wissen. — Es steht in Gottes Hand.

Zu den Romanen haben wir wenig, zu den Deutschen und ihrem Wahrheitssinn aber doch so viel Vertrauen, daß wir hoffen, sie werden, wenn des Kulturkampfes Wellen sich vollends gelegt haben, wieder ruhige Zeit und leidenschaftslose Muße finden, über die Fragen nachzudenken, deren Beantwortung in den Tagen des Vatikanums den Altkatholizismus geboren werden und Tausende und Abertausende innerlich mit dem Papismus brechen ließ. Und wir hoffen, daß dann doch wieder viele sich der unabweisbaren Erkenntnis erschließen werden, daß die Zukunft der Kirche Jesu Christi weder der jüdischen Gesetzlichkeit, noch den heidnischen Papp- und Wachsfiguren, sondern allein dem Geist und der Wahrheit des lauteren Evangeliums gehört.

Ich las das Portiunkulabuch zwei Freunden vor und wir konnten uns des Lächelns nicht erwehren, daß die guten Mönche sofort — anno 1221! — zum Notar in Assisi geschickt haben sollten, um sich dort die Visionen ihres Ordensbruders rite beglaubigen zu lassen. Wir besprachen kritisch die mutmaßlichen Motive dieser wunderbaren Vorsichtsmaßregel und suchten uns das verlorene Paradies der Advokaten zu vergegenwärtigen — eine Zeit, in der selbst Halluzinationen in Sporteln sich umsetzen konnten.

Aber als wir auf das Hineinziehen der Person Christi in die Legende kamen, wurde doch einer von uns sehr ernst und sagte nachdenklich: Verdient es nicht doch im Grunde die schärfste Kritik, daß hier ein römischer Bischof in offizieller Kundgebung dem Heiland Reden in den Mund legt, welche nicht nur erfunden, sondern so schlecht erfunden sind, daß sie allem, was die heil. Schrift uns vom Herrn berichtet, ja geradezu dem Geiste seiner ganzen Lebensarbeit schnurstracks widersprechen?

Und wir anderen wurden auch ernst und nachdenklich und — gaben ihm recht.

Freiburg, im August 1886.

Ueber wissenschaftliche Vorträge.

Briefe an eine Freundin.

Von

Dr. Theodor Müller.

I.

Sie haben, verehrte Freundin, den kirchlichen Monatsbericht im Januarhefte „zufällig“ gelesen und stimmen seinen Klagen über den Verfall der „wissenschaftlichen Vorträge“ in unseren Kreisen mit so beredten Worten zu, daß ich in Versuchung war, Ihren ganzen Brief zu veröffentlichen. Es fiel mir aber noch zur rechten Zeit ein, daß selbst von christlichen Lesern ein offenes Wort übelgenommen werden kann, wenn es sich gegen den eigenen geliebten Schlendrian richtet, und das wäre Ihnen doch wohl unangenehm gewesen. Außerdem beschränkt sich Ihr Brief zu sehr auf die Kritik und macht seine positiven Vorschläge in so zaghaftem Tone, daß wir besser thun, uns erst selbst klar zu werden im brieflichen Austausch unserer Gedanken.

Sie haben als Erzieherin in acht verschiedenen deutschen Städten, großen und kleinen, gelebt und es sich stets zur Aufgabe gemacht, Ihre Schülerinnen in jedem Winter mehrmals in solche Vorträge zu führen, die von den evangelischen Kreisen des Ortes veranstaltet wurden. Sie versprachen sich davon eine wesentliche Förderung der Lernbegierde bei Ihren Zöglingen, eine Erweiterung ihres positiven Wissens, wie eine Bereicherung ihres Ideenkreises. Daß Sie von dem nicht sprechen, was Sie für sich selbst in diesen Vorträgen suchten, ist ein Beweis Ihrer Bescheidenheit. Ich will jetzt noch nicht versuchen, dieselbe auf ein richtiges Maß zu beschränken, sondern muß Ihnen zunächst meine Anerkennung dafür aussprechen, daß Sie fast ausschließlich solche Redner aufsuchten, bei denen Sie einer tieferen Erkenntnis des Christentums oder doch einer gerechten Würdigung desselben sicher sein durften. Auch ich halte dafür, daß selbst die wissenschaftlichen Leistungen der rationalistischen oder ungläubigen Gelehrten einseitig sind. Diese Herren sind wie die Einäugigen, die das nicht sehen können, was auf der blinden Seite ihrer Nase liegt, und dieser Mangel tritt besonders in den sogenannten „wissenschaftlichen Vorträgen“ zu Tage, in denen sie nicht einen aus den allgemeinen Beziehungen losgelösten Gegenstand für sich zu betrachten haben, sondern auch das Allerspeziellste in das Licht großer Ideen stellen müssen. Es ist also auch für den Bestand unserer christlichen Bildung durchaus nicht gleichgültig, ob wir ihnen das Feld der Vorträge überlassen wollen oder ob wir gar durch eigenen Besuch ihrer Abende die Menge ihrer Zuhörer, zugleich damit den augenfälligen Erfolg ihrer

Digitized by Google

Leistungen vergrößern. Es ist vielmehr unsere Pflicht, auch auf diesem Gebiete geistigen Gebens und Empfangens vertreten zu sein; denn wir sind in der That auch hier die Bevorzugten, da ja aller Wissenschaften notwendige Ergänzung die geoffenbarte Religion ist, und wir haben diesen Vorzug nicht als ein Privateigentum, sondern als ein Geschäftskapital zu betrachten, welches wuchern soll.

Ob Sie aber, verehrte Freundin, den bildenden Wert dieser Vorträge nicht doch ein wenig überschätzen? Man nennt sie zwar „wissenschaftlich" — aber diese Bezeichnung ist irreführend. Wollte ein Redner wirklich vor einem bunt zusammengesetzten Zuhörerkreise wissenschaftliche Fragen wissenschaftlich behandeln, etwa wie ein Professor im Kolleg oder auch nur in der propädeutischen Weise des Gymnasialunterrichts, so würde er mit wohlverdientem Gähnen, nicht aber mit gespannter Aufmerksamkeit belohnt werden, und zum zweitenmal brächte er sicherlich kein „Publikum" zusammen. Sie selbst erwähnen ein Beispiel. Sie waren mit Ihren Schützlingen bei einem berühmten Professor der Philosophie „hereingefallen", der Ihnen Immanuel Kants Leben zu schildern versprochen hatte und Ihnen außer der allerdings sehr anziehenden Charakterschilderung eine allgemein unverständliche Untersuchung über die Förderung der philosophischen Wissenschaft durch Kant auftischte. Ich kenne diesen Professor und möchte darauf wetten, daß sein Vortrag, begleitet von unzähligen kritischen Anmerkungen, demnächst im Druck erscheinen wird und nichts schon von anderen Gesagtes enthält. Ein solcher Vortrag verdient die Bezeichnung „wissenschaftlich". Sie selbst werden nicht dabei gegähnt haben, aber Ihre jungen Damen haben gewiß öfter, als es natürlich scheinen konnte, den Kronleuchter bewundert, und wenn der Professor nächstes Jahr von Ihrem „Vereine für wissenschaftliche Vorträge" wieder eingeladen werden sollte, so prophezeien Sie ihm selbst ein Publikum von etwa fünfzig studierten Männern, — ich gebe gern noch fünfundzwanzig Blaustrümpfe drein.

Indes die Sache hat vom Sprachgebrauch ihren Namen auf lange hinaus empfangen und wir wollen ihn nicht „reformieren". Wenn man fortfährt, das Wort „Wissenschaft" als kräftigste Zauberformel zur Scheinbelebung alles Schwindels und alles Unsinns zu mißbrauchen, wird vielleicht doch noch die Zeit kommen, wo man es auch für den Zweck der öffentlichen Vorträge nicht mehr zugkräftig findet. Einen Schein des Rechtes mag es ferner noch beanspruchen, denn allerdings werden meist Männer der Wissenschaft die Vortragenden sein, werden Gegenstände wissenschaftlicher Untersuchung stets das Thema bilden. Aber darüber sollte unter uns kein Zweifel mehr bestehen, daß die Art der Behandlung solcher Themata vor einem gemischten Publikum nicht die wissenschaftliche sein darf und kann. Weder Heuristik noch Didaktik noch Apologetik oder Polemik sind hier am Platze, sondern ganz ausschließlich — auf gut deutsch — die Darstellung. Den Stoff derselben hat die Wissenschaft zu liefern, die Bearbeitung aber zum Zweck des Vortrags muß die Kunst übernehmen.

Ich bin Ihrer Zustimmung zu diesen Sätzen sicher und will die Folgerungen aus denselben nicht auf Kosten Ihres eigenen Nachdenkens ausführlich entwickeln. Ich habe habe Ihnen ja im Grunde nichts Neues gesagt; denn Sie vergleichen unter Anwendung vieler Ausrufungszeichen und Gedankenstriche die Leistungen der französischen Gelehrten im gemeinverständlichen Vortrage mit denen unserer deutschen, und da zeigt es sich, daß alle Vorzüge, die Sie bei jenen finden, — vom äußeren Auftreten an bis zur Auswahl und Gruppierung des Stoffes — rein ästhetischer Art sind. Sie haben auch deutsche Redner gehört, die den besten französischen in künstlerischer Hinsicht durchaus nicht nachstehen, in wissenschaftlicher Bedeutung sie gewiß übertreffen. Aber — diese Herren waren kirchlich liberal! Wenn ich Ihnen nun verrate, daß auch wir Finsterlinge eine ganze Reihe der bedeutendsten Redner haben, für jeden „Geschmack" mindestens einen; Gelehrte, die von ihrer Wissenschaft vielleicht noch höher denken, als jene Hypothesenhelden; die zugleich auch wirkliche Redekünstler im edelsten Sinne des Wortes sind: was sagen Sie dann? Sie werden fragen: „Warum hört man sie

nicht?“ Und während Sie so fragen, wird ein ganzes schwarzes Heer ähnlicher trauriger Fragen in mir lebendig, auf die ich immer nur eine einzige, ebenso traurige Antwort geben kann. Warum haben wir überhaupt keine kirchliche Kunst mehr? Bilderstürmer haben wir wenige unter uns. Die christliche Kunst ist verdorben und gestorben in dem unermeßlich tiefen Abgrund unserer Gleichgültigkeit. Sind wir wirklich samt und sonders so ausschließlich hingenommen von den sogenannten realen Aufgaben unserer Zeit in Staat und Kirche, daß uns für die Pflege der Kunst weder Zeit noch Kraft noch Geld übrig bliebe? Ich wünschte, dies bejahen zu können, dann hätte man doch wenigstens den Trost der Hoffnung, daß allmählich die Erkenntnis aufdämmern müßte, welche reale Notwendigkeit es ist, das Christlich-Ideale in allersorgsamste Pflege zu nehmen. Aber es ist thatsächlich nicht so. Gerade diejenigen stehen müßig am Markte, die durch ihre ästhetische Anlage praktisch nicht befähigt sind, niemals fähig werden können, im Kampf und Streit des öffentlichen Lebens ausdauernd und fruchtschaffend zu wirken. Sie strecken ihre Füße unter die armselig genug besetzten Tische der gottfremden Kunst und könnten doch selbst die Gastgeber sein, Tausenden den Tisch decken, auf dem das Brot, das vom Himmel kommt, und das Wasser des ewigen Lebens den Schaugerichten der Kunst sättigende Kraft verleiht.

Doch ich will auf Ihre Frage antworten: „Warum hört man die bedeutenden christlich gesinnten Redner so selten?“ — Die Antwort ist im Grunde schon gegeben. Wäre man nicht allgemein bei uns so gleichgültig gegen die schöne Form, so würde man sich nicht mit mittelmäßigen und schlechten Leistungen begnügen, so lange nur die Gesinnung gut ist. Wären unsere Freunde, die den Wert des Schönen kennen, nicht so ehrvergessen, bei denen Befriedigung ihres ästhetischen Bedürfnisses zu suchen, von deren geistigem Brote sie sonst keinen Bissen annehmen würden, wären sie nicht so pflichtvergessen, durch ihr Beispiel und durch den Mangel ihrer Fürsorge für Besseres auch die gesamte urteilsschwächere Menge jenen zuzuführen, dann — ja dann würde man auch unsere Redner aller Orten hören können.

So lange aber unsere lieben guten Mütterchen mit ihren Töchtern und unter der halb widerwilligen Begleitung der Hausherren, Familienonkels und anderer Anhänger so überaus bescheiden mit allem, was sich christlicher Vortrag nennt, vorlieb nehmen, so lange findet auch jeder Vortragende noch ein kleines, zur Deckung der Saalmiete ausreichendes Publikum. Und da ist das Gute der Feind des Besseren. Sie selbst, verehrte Freundin, kann ich bei diesem Vorwurfe nicht ausnehmen. Sie sind berechtigt, auch von dem christlich gesinnten Redner eine harmonische Anregung Ihres ganzen Geistes- und Gemütslebens, d. i. eine künstlerische Leistung zu verlangen, und verzichten Sie darauf, so sind Sie mitschuldig an dem Fernbleiben der begabteren Redner, an der Leerheit der Säle, an dem Siege der gegnerischen Konkurrenz.

Doch ich gerate ins Moralisieren, und ich kenne kein unfruchtbareres Thun als dies. Da es sich hier um Rhetorik handelt und man nach den Lehrbüchern dieser Kunst die moralische Nutzanwendung nebst Ermahnung an den Schluß zu setzen hat, so müßte ich nun aufhören, um den Beifall für meine löbliche Gesinnung nicht abzuschwächen. Doch es fällt mir ein, daß ich die captatio benevolentiae noch schuldig bin. Ihnen gegenüber kann ich sie nicht wirksamer formulieren, als in folgenden Geständnissen: auch ich habe redend und hörend oft gegen diese meine eigenen Grundsätze gefehlt und bin also kein Haar besser als Sie und „die anderen“. Aber ein Kritiker — Sie wissen — ist stets in dieser Lage; in seinen Augen taugt er selbst am wenigsten; nur seine Kritik, die hält er selbst für vortrefflich.

II.

Was habe ich angerichtet, verehrte Freundin! In voller Harmlosigkeit und Vertraulichkeit schrieb ich Ihnen meine Theorien über wissenschaftliche Vorträge, und Sie

behandeln die Sache als eine öffentliche Angelegenheit, zeigen meinen Brief Ihrem Hausherrn, dieser gibt ihn weiter und man verurteilt mich einstimmig, meine Bosheiten dadurch wieder gut zu machen, daß ich Mittel und Wege angebe, wie dem Schlendrian beizukommen sei. Mittels kleiner Sticheleien auf die Unfruchtbarkeit auch meiner Kritik wollen Sie offenbar meinen Erfindungsgeist etwas munterer machen, als er von Natur ist. Ich erkenne diesen Freundesdienst dankbar an; aber es heißt doch vielleicht zu viel von mir verlangen, daß ich für die Praxis alle Nutzanwendungen ziehen soll, die mir nach Ihrer Meinung bei der Abfassung meines vorigen Briefes schon vorgeschwebt haben. Kann ich es nicht bequemer haben und wenigstens einen Teil der Aufgabe Ihnen und den dortigen Gesinnungsgenossen überlassen? Wenn sich diese wirklich lebhaft für die Sache interessieren, so brauchte ich ihnen nur Stoff und Disposition für eine gründliche Besprechung zu liefern und hätte nicht nötig, mich darum zu sorgen, ob meine Vorschläge durchführbar wären. Sie nennen mir von den Herren, die bisher meinem Briefe unter gewissen Vorbehalten zugestimmt haben, auch Herrn D., den Vater Ihrer Zöglinge, dessen Urteil mir besonders wertvoll ist, da er als reicher, welterfahrener und weithin bekannter Kaufherr mir gerade der rechte Mann zu sein scheint, die Fehler meiner Vorschläge zu verbessern und vor allen Dingen die Worte in Thaten überzuführen. Will er sich persönlich beteiligen, so wird es mir leicht sein, Pläne zu entwerfen. Ich weiß dann, daß ich nicht ins Blaue hineinrede, und diese Gewißheit ist stets die wirksamste Anregung guter Gedanken.

Zunächst ist es freilich nötig, daß wir uns noch einiger werden über Zweck und Ziele wissenschaftlicher Vorträge. Sie meinen, ich unterschätze ihre aufklärende Wirkung, ja es habe fast den Anschein, als wolle ich sie lediglich als eine besondere Art von Kunstgenuß gelten lassen. Das mag so *geschienen* haben. Erinnern Sie sich aber, daß wir nur von der *Form*, nicht vom *Inhalte* sprachen. An letzterem haben wir beide ja selten etwas auszusetzen gefunden. Es sollen zwar Mißgriffe bei der Wahl der Themata hie und da vorkommen, wenigstens schreibt mir ein Freund, der sich auch viel mit der „Frage" der wissenschaftlichen Vorträge befaßt hat, folgendes: „Die Themata behandeln oft Gegenstände, die außerhalb des Interessenkreises der Zuhörer liegen oder ihrer ganzen Natur nach sich viel mehr zur geschriebenen Abhandlung als zum mündlichen Vortrage eignen. Vielfach sind es bloße Späne von der litterarischen Arbeit anderer, oder wissenschaftliche Steckenpferdchen, die dem nicht gerade angenehm erstaunten Publikum zuweilen in den seltsamsten Gangarten vorgeritten werden." Ich will daran nicht zweifeln, aber ich selbst wüßte nur ein Beispiel für solche Thorheiten anzuführen, freilich ein beispiellos lustiges. Die Dankbarkeit für die zwei Stunden, in denen ein bekannter Stubengelehrter in einem großen Zuhörerkreise den Humor der Langeweile entfesselte, verbietet mir davon zu erzählen.

Wenn Sie aber glauben, auch an die *Form* der Vorträge stelle ich zu hohe Anforderungen, so muß ich mich ernstlich verteidigen. Wir reden doch nicht von zwanglosen Unterweisungen, bei denen möglichste Vollständigkeit des mitzuteilenden Lehrstoffes die Hauptaufgabe des Vortragenden ist. Wir reden von den Vorträgen, welche ganz allgemein auch dem wissenschaftlich anspruchslosen Publikum als eine geistige Erfrischung inmitten der von Arbeit oder leeren Vergnügungen überladenen Winterzeit zum Bedürfnis geworden sind. Das Theater sollte diesem Bedürfnisse entgegenkommen. Aber es hat heutzutage Wichtigeres zu thun: es muß allen Fleiß anwenden, den blasierten Sinnenmenschen nicht langweilig zu werden, und stattet darum auch die guten Stücke mit möglichst viel halbnacktem Fleische aus. In der Musik geht es ähnlich zu, wie Ihnen die kritischen Streifzüge von Ludwig Meinardus nachweisen. Solche Ausartungen sind vorläufig bei den sogenannten wissenschaftlichen Vorträgen noch nicht zu fürchten, so lange nämlich unsere „realistischen" Federhelden das Rednerpult noch meiden. Das Publikum dieser Vorträge sucht in der That, was es im Theater nicht mehr findet: Anregung zum Nachdenken (daher der Name „wissenschaftliche" Vorträge),

Anregung der Phantasie durch die Schönheit der Leistung als Ganzes: im Auftreten und Sichgeben einer edlen Persönlichkeit, im Wohlklang der Sprache, in der harmonischen Gruppierung des Stoffes, in der Darstellung von Ideen, — endlich Anregung und Läuterung des sittlichen Wollens.

Wenn Sie, verehrte Freundin, geringere Ansprüche zu machen glauben, so täuschen Sie sich selbst. Nur Ihre bescheidene Nachsicht, die vielleicht als eine unbewußte Tugend von Ihnen geübt wird, kann Ihnen über ein Gefühl von Unbefriedigung und Leere hinweghelfen, wenn Sie aus einem Vortrage kommen, der in einer der genannten Beziehungen Mängel hatte. Sie empfinden es sofort und üben keine Nachsicht, wenn dem Redner die Weihe des Glaubens fehlt und der Flug seiner Ideen am Firmament des Irdischen umkehrt. Mit der religiösen Anforderung kann freilich die ästhetische sich an Wert nicht messen. Aber Ihr Recht ist Ihr Recht und Sie dürfen dem, der es wagt, als Redner vor Ihnen aufzutreten, nichts nachlassen von all den Forderungen, die im Begriff seiner Aufgabe liegen. Er soll selbständiges Urteil über den Gegenstand haben; er soll ein männlicher Charakter sein, der mit seiner ganzen Person eintritt für das, was er selbst erdacht hat und vortragen will, kein Schauspieler, der eine fremde Rolle spielt; seine Sprache soll edel, dem Gegenstande angemessen sein; was er sagt, sei in allen Teilen wohl abgewogen, ein klares, übersichtliches, das Wesentliche erschöpfendes Bild, das zur Betrachtung unwiderstehlich anreizt; die Einheit schaffenden Ideen müssen Begeisterung wecken, dürfen also weder schmeicheln noch entmutigen; der sittliche Ernst, der niemals zum Moralpredigen im trivialen Sinne seine Zuflucht nehmen wird, muß die Beleuchtung des Bildes, Licht und Schatten, wie absichtslos herstellen und wird bei allen Zuhörern tiefer und dauerhafter in der Erinnerung haften, als alles „Wahre und Schöne", das der Redner geboten hat.

So lauten — abgesehen von der religiösen Hauptbedingung, über die wir einig waren — diejenigen Forderungen, die ich meinerseits für unerläßlich halte. Stimmen Sie und Herr D. damit überein, so können wir demnächst die praktische Seite der Sache besprechen. Sind Sie aber anderer Ansicht, so ist alles Weitere überflüssig und wir mischen uns besser nicht in Dinge, die durch Reden und Schreiben niemals anders werden können.

III.

Sie schreiben auf einer Postkarte: „Mit 6 Stimmen gegen 3 angenommen. Wir bitten um Fortsetzung der Korrespondenz."

Nein, verehrte Freundin! Mit einer Majorität korrespondiere ich nicht. Diese „wir" mögen jetzt noch einig sein; es ist aber eine alte Erfahrung, daß die Majorität immer die Mutter der Uneinigkeit ist. Ich habe mich in meinem letzten Briefe nur an Sie gewandt und an den mir persönlich bekannten Herrn D., auf den ich meine Hoffnungen setze. Die anderen fünf Herren (Sie selbst werden auf Stimmrecht keinen Anspruch gemacht haben, wenn ich Sie kenne) sind wahrscheinlich schon dabei, drei oder lieber vier zu einer Mittelpartei abzusondern, und das bedeutet die Halbierung meiner noch ungeborenen Vorschläge. Stören Sie also meine Unbefangenheit nicht und lassen Sie mich bloß an Sie und Herrn D. das Wort richten.

Es handelt sich darum, den Dilettantismus von den öffentlichen Vorträgen auszuschließen und die Meister heranzuziehen.

Die armen Meister! Sie könnten mir leid thun, wenn ich nicht bedächte, daß es einfach ihre Pflicht ist, mit den Gaben, die ihnen Gott verliehen hat, ihrem Volke zu dienen. Die nächsten Pflichten liegen ihnen freilich in Amt und Familie. Aber es gibt doch eine nicht kleine Anzahl unter ihnen, die ohne große Schwierigkeit wöchentlich

einmal oder einige Wochen hindurch täglich an fremden Orten Vorträge halten könnten und dürften, wenn sie dabei nicht Zeit und Mühe umsonst hergeben müßten.

Aha! Der nervus rerum! werden Sie rufen. Allerdings, Verehrteste, eben derselbe. Glauben Sie denn aber, daß er nicht jetzt schon die bewegende Kraft abgibt bei den in Verfall geratenden öffentlichen Vorträgen in evangelischen Kreisen? Sind sie nicht fast ausnahmslos Geldquellen für Zwecke der inneren Mission oder der christlichen Wohlthätigkeit? Nur bitte ich Sie zu überlegen, ob eine solche Verquickung der Vorträge mit der Wohlthätigkeit einen vernünftigen Sinn hat. Wer ist der Gebende außer dem Redner? Erfaßt er seine Aufgabe, wie es ihm Ehre und Anstand gebieten, so verwendet er viel Zeit und Mühe auf die Ausarbeitung des Vortrages; dann hat er meist noch eine Reise zu machen nach dem Orte des Vortrages (nicht immer wird ihm die bare Auslage dafür zurückerstattet) und dann redet er eine Stunde nicht zu seinem, sondern zu der Zuhörer Vergnügen. Diese bezahlen den Genuß sehr billig mit 50 Pfennigen bis zu einer Mark. Er allein ist also der Wohlthäter, dem guten Zweck wie den Zuhörern gegenüber. Und doch wird das Verhältnis meist umgekehrt aufgefaßt. Das Publikum betrachtet die Einladung zum Besuche des Vortrages als eine besondere Art von Kollekte und ist der Gegenleistung gegenüber so mißtrauisch, daß es sie meist nur aus Gutmütigkeit — um den Saal füllen zu helfen — über sich ergehen läßt. Ich muß gestehen: auch ich bin sehr mißtrauisch, wenn mir ein Buch vorgelegt wird, auf dessen Titel zu lesen ist, daß der Reinertrag guten Zwecken dienen soll. Hat der Verfasser wirklich etwas Druckenswertes geliefert, so hat er auch das Zutrauen, daß das Buch um seiner selbst willen gekauft wird, und will er den Ertrag dann zu Wohlthaten verwenden, so hat er nicht nötig, daraus eine Reklame zu machen. Das ist zum mindesten unklug, denn es erweckt Nebengedanken, die dem Verfasser wie dem Erfolg seines Werkes nur schaden können.

Denken Sie sich nun einmal, Sie säßen in einem Saale, den Hunderte von Zuhörern in festlichem Gewande füllen, von denen jeder seine Mark Eintrittsgeld bezahlt hat, und jeder weiß, daß der ganze Reinertrag dem Redner zufließt. Sie wissen ferner, daß dieser Herr denselben Vortrag noch in fünf anderen Städten gegen ähnliches Honorar hält, daß er noch eine Anzahl anderer Themata in wieder anderen Städten behandeln wird. Sie sind keine Verehrerin des Geldes (ich auch nicht); aber ich zweifle gar nicht daran, daß in Ihnen ein sehr günstiges Vorurteil für den Redner erwachen wird, der solche Ansprüche machen darf, daß Sie also mit gespannter Aufmerksamkeit lauschen werden — und das ist für den Vortrag schon ein mehr als halber Erfolg. Sie werden ferner wie alle anderen Zuhörer nachher mit unerbittlicher Strenge die Geldleistung des Publikums und die Ehrenbezeugung, die schon in dem zahlreichen festlichen Besuche liegt, in Vergleich setzen zu der idealen Leistung des Redners, und wenn diese dabei zu arm erfunden wird, dann beruft man ihn sicherlich nicht zum zweitenmal. Der Dilettantismus ist gerichtet.

Dem wirklichen Meister aber gönnen alle das Honorar von Herzen, denn er hat jedem mehr gegeben, als er von ihm empfangen hat, und hinterläßt ebenso viele Dankesschuldner, als er Zuhörer hatte. Für den gedruckten Vortrag müßte man ja auch dasselbe bezahlen, wie für die Eintrittskarte. Und welche gewaltigen Vorzüge hat das lebendige Wort des Redners vor dem gedruckten des Buches! Selbst unserem papierenen Zeitalter ist diese Erkenntnis noch nicht verloren gegangen.

Aber, werden Sie sagen, wenn einmal zugegeben ist, daß diese Vorträge keinen Nebenzwecken dienen dürfen, so folgt doch eigentlich daraus, daß sie ganz umsonst sein und den Zuhörern nur die Veranstaltungskosten zur Last fallen sollen. Fragen Sie einmal Herrn D., ob er glaubt, daß dann wohl dasjenige Publikum erscheinen würde, für welches sie berechnet sein müssen. Die Erfahrung lehrt, daß eben dieses nicht näher zu bezeichnende Publikum von allen den Orten fern bleibt, wo kein Eintrittsgeld erhoben wird. Es will sich nichts schenken lassen und hat auch noch andere Gründe,

die es selbst nicht ausspricht und die ich auch nicht aussprechen will. Gesetzt aber, unser „Publikum“ wäre vorurteilslos genug, das Geschenk anzunehmen: kann man den viel beschäftigten, vom Ertrag ihrer Arbeit lebenden Gelehrten zumuten, daß sie Kraft und Zeit umsonst aufwenden? Aus welchem Moral-Katechismus will man ihnen nachweisen, daß gerade sie die uneigennützigsten Wohlthäter der Menschheit sein müssen? Sie könnten sehr wohl darauf hinweisen, daß ihre ganze Berufsthätigkeit ihnen mehr Opfer für das Gemeinwohl auferlegt, als ein Saal voll Damen und Kaufleute jemals leistet.

Nun will ich aber deutlich und kurz die Summe meiner Ueberlegungen ziehen, und die lautet:

Es wird nicht eher besser mit den christlichen Vorträgen für Gebildete, bis sich ein Mann der That, ein organisatorisches Talent der Sache annimmt und aller Orten die bestehenden Komitees zu gemeinsamer Arbeit vereinigt. Diese Arbeit hat zu bestehen im Aufsuchen und Gewinnen der allerbesten Redner, in der Vereinbarung ihrer Reisen und Honorare, im vertraulichen Austausch der Erfahrungen geschäftlicher und persönlicher Art und in der Propaganda für die Sache selbst.

Ist Herr D. dieser Mann?

IV.

Ihre Antwort ist zwar ganz außerordentlich liebenswürdig; aber ich höre aus allen zustimmenden Worten nur den Refrain des Herrn D.: „Ich bitte dich, entschuldige mich.“ Nicht als ob ich glaubte, er mache leere Ausflüchte. Er ist ein vollauf beschäftigter Mann und hat auch seine „freie Zeit“ genügend mit allerlei Nebenämtchen besetzt. Ich weiß das; es war nicht nötig, daß Sie ihn mir als eine glänzende Ausnahme in dem „Saal voll Damen und Kaufleute“ vorstellen. Der Ausdruck war so böse nicht gemeint.

Zum Trost für die Ablehnung des Herrn D. verweisen Sie mich auf einen Weg, der wahrscheinlich zum Ziele führen wird. Sie meinen, es gäbe genug minder beschäftigte Herren, die sich der Sache mit Eifer und dauerhafter Liebe annehmen würden, wenn man sie ihnen recht warm ans Herz legte. Diese könnten ein über Deutschland zerstreutes Komitee bilden und den geeignetsten zum Leiter der Geschäfte auswählen. Vielleicht genüge eine Veröffentlichung meiner Briefe an Sie in der Allgemeinen konservativen Monatsschrift.

Der Versuch soll gemacht werden.

Erinnerungen an Samoa.

Aus dem Tagebuche eines deutschen Seemannes.

Mitgeteilt von **Adolf Reinsburg.**

Die fern in der australischen Südsee gelegenen Samoa- oder Schifferinseln, welche bereits zu wiederholten Malen für uns Deutsche von ganz besonderer Wichtigkeit geworden sind, haben auch in der allerneuesten Zeit infolge ausgebrochener Zwistigkeiten unsere Blicke wiederum auf sich gelenkt.

Doch nicht das erste Mal ist es, daß Deutsche — die in jenen entlegenen Gegenden verhältnismäßig stark vertreten sind — in samoakische Angelegenheiten thätlich eingreifen mußten. Ernstere Kämpfe und Verwickelungen wie diesmal spielten vielmehr gegen Ende des Jahres 1879 auf Samoa, bei welcher Gelegenheit es zum größten Teile dem energischen Dazwischentreten deutscher Schiffsmannschaften zu danken ist, daß der gesamte Archipel vor größeren kriegerischen Verwickelungen bewahrt wurde. Die Sache, von der bis jetzt nur wenige Einzelheiten in die Oeffentlichkeit gedrungen sind, trug sich so zu.

Auf einer Rückfahrt von den Viti- nach den Samoainseln war die Korvette „Bismarck" am 19. November 1879 im Hafen von Apia, der Hauptstadt von Samoa, angelangt, um hier für längere Zeit vor Anker liegen zu bleiben. Doch die von der Mannschaft ersehnte Ruhe sollte nur zu bald in vollste Thätigkeit umgewandelt werden. Kaum hatte sich nämlich der Kommandant an Land begeben, um dem kaiserlich deutschen Konsulat einen Besuch abzustatten, als ihm seitens des letzteren auch schon die völlig unerwartete Nachricht gegeben wurde, die Kanaken der beiden Hauptinseln Samoas, die Eingeborenen von Savaii und Upolu nämlich, rüsteten sich zu gegenseitigem ernstlichen Kampfe in dem westlichen Teile der letztgenannten Insel, hauptsächlich im neutralen Bezirk von Aana.

Die nicht gerade allzu leichte Aufgabe der Besatzung der „Bismark" bestand nun darin, die fremden Kolonisten vor jedem Uebergriffe und vor jeglicher Belästigung seitens der Samoaner zu schirmen, ein Werk, das bei dem überaus lebhaften Temperament der letzteren in vorsichtiger und geschickter Weise gelöst sein wollte.

Es galt zunächst, alles an Bord des Schiffes in fast kriegsbereiten Zustand zu setzen. Vorerst mußte der Kohlenbunker mit dem nötigen Heizmaterial versehen werden, das Segelzeug wurde einer gründlichen Musterung unterzogen, kurz, es gewann beinahe den Anschein, als hätte die so kriegsfertige Korvette einen schweren Seekampf zu gewärtigen. Das Aeußere des mächtigen Schiffes ließ wenigstens darauf schließen.

Am 21. November um 6° 50′ a. m. erteilte der Kommandant den Befehl: „Anker auf!“ Binnen wenigen Augenblicken befand sich das Fahrzeug in vollster Arbeit und schaukelte bald auf den Fluten der fast spiegelglatten hohen See. Der Kurs des Schiffes wurde auf West gesetzt, um den unbedeutenden Hafenplatz Faleule anzulaufen, der sich in geringer Entfernung westlich von der Hauptstadt Apia befindet. Der größere Teil der kampfsüchtigen Kanakas hatte sich nämlich mittlerweile in die Umgegend dieses winzigen Ortes zurückgezogen, um hier den Kampf fortzusetzen. Schlauerweise hatten sich beide kriegführenden Parteien ein Terrain ausgesucht, das ihnen mannigfaltige, von der Natur erzeugte Verteidigungs- und Befestigungsmittel darbot; denn zu der allenthalben hügel- und bergartigen Beschaffenheit des Bodens gesellte sich ein dichter, manchmal geradezu undurchdringlicher Wald voll der verschiedensten Baumarten, der beiden kriegführenden Parteien vorteilhafte Verstecke und Hinterhalte in Menge bot.

Bald nachdem die Korvette vor Faleule angekommen war und hier in einiger Entfernung vom ziemlich flach ansteigenden Lande Anker geworfen hatte, zeigten sich den prüfenden Blicken der Mannschaft auch alsbald zahlreiche Trupps bewaffneter Samoaner, deren stark befestigte Lagerplätze vom waldigen, hügeligen Lande bis hart an den niederen Meeresstrand reichten.

Rasch mit der Situation vertraut, begann der Kommandant unverzüglich das Beschwichtigungswerk. Ein Teil der mit den verschiedensten Kriegswerkzeugen ausgerüsteten Schiffsmannschaft fuhr, von einem Offizier befehligt, dem nahen Lande zu. Die Samoaken waren nicht wenig erstaunt, als sie merkten, mit welcher Geschwindigkeit die fremden Seeleute ihrer Walstatt zu marschierten. Aller Augen richteten sich auf das winzige Häuflein von Matrosen, deren plötzliches und völlig unerwartetes Erscheinen die Krieger stutzig und befangen machte; beide Gegner schienen den Kampf im Augenblick vergessen zu haben, alles folgte mit größter Aufmerksamkeit den Bewegungen der deutschen Seeleute. Die letzteren setzte der Anblick des samoanischen Kampfplatzes in Verwunderung, da man von diesen Insulanern eine derartige Kriegslist und Kriegstüchtigkeit auch nicht im mindesten erwartet hatte. Eine Position schien immer noch mehr und stärker befestigt zu sein wie die andere, ja einzelne Punkte erschienen beinahe uneinnehmbar; selbst große Sandkörbe fehlten nicht, welche die Insulaner vor ihren Lagern aufgestellt hatten zum Schutz gegen die Geschosse. — Wie es der Augenschein lehrte, spielte sich der Kampf der Samoaner nicht allein auf dem Lande, sondern auch auf der See ab. Das bewiesen die vielen Kanoes, welche sich in der Nähe der beiden Lagerplätze am Meeresgestade befanden.

Dem zuerst abgesendeten Trupp von Matrosen folgte nach geraumer Zeit unter dem Kommando des ersten Offiziers eine andere ebenso starke Abteilung. Derselben war vom Schiffskommandanten der strenge und ausdrückliche Befehl erteilt worden, jedem fremden Fahrzeuge, welches Waffen mit sich führte, den Weg zu verlegen. Zur Deckung der abgesendeten Boote und Mannschaften war vorher schon eines der schweren Geschütze an Bord der Korvette klar zum Schießen gemacht worden.

Die zuletzt bewaffneten und bemannten Boote blieben nach geschwinde zurückgelegter Fahrt dicht unter Land liegen, bis der sie befehligende erste Offizier mit einer kleinen Bedeckung und in Begleitung eines von Apia mitgeführten Dolmetschers an Land ging. Hier erwarteten ihn die vorher gelandeten Leute und die Friedensunterhandlungen und -Vermittelungen nahmen ihren Anfang. Da keine der beiden kriegführenden Parteien zum Nachgeben bewegt werden konnte, entschloß sich der erste Offizier zu einer energischen, endgültigen Erklärung. Er bestimmte durch den Mund des Dolmetschers, daß innerhalb einer kurzen Zeit die Krieger, Savaiianer wie Upoluaner, ihre sämtlichen Boote und Waffen der deutschen Schiffsmannschaft zur vorläufigen Verwahrung auszuliefern hätten. — Eine härtere Bedingung konnte den Samoanern nicht gestellt werden; dieselben schienen anfangs auch nicht im geringsten geneigt zu sein, dem an sie ergangenen Gebot Rechnung zu tragen. Doch bei der

Furcht einflößenden Bewaffnung der fremden Schiffsleute, sowie beim Anblick des nur wenig entfernten Panzerschiffes gelangten die Kanakas doch zu besserer Einsicht.

Nach langem Zögern brachten sie die ersten, mit Waffen gefüllten Boote an und überlieferten sie den unerbittlichen deutschen Schiffsleuten. Schweigsam entfernten sie sich wieder, um immer noch mehr Kanoes und Kriegswerkzeuge auszuliefern. Einen Rest derselben suchten sie aber zurückzuhalten und so blieb den „Bismarck"-Leuten nach langem Warten nichts übrig, als die noch fehlenden Boote und Waffen mit Gewalt einzuholen. Somit waren denn die samoakischen Krieger vorläufig ihrer sämtlichen Kampfesmittel entblößt, was auf alsbaldige Beilegung des Krieges hoffen ließ.

Nachdem der erste Offizier den Kanakas noch einige strenge Verhaltungsmaßregeln erteilt hatte, kehrten die Deutschen zu den nahen Booten zurück. Die den Samoanern abgenommenen Kanoes, deren Zahl sich auf 30 beziffern mochte, wurden ins Schlepptau genommen, und hurtig fuhr die Mannschaft zurück zur lieben „Bismarck". — Hier wurden die Waffen, die wunderliche Formen und Figuren zeigten, an Bord in sicheren Verwahrsam gebracht, die Kanoes aber bestmöglichst am Panzer befestigt.

Anderen Tages dampfte die Korvette „Bismarck" wieder nach ihrer Ausgangsstation Apia zurück. Doch kurz vor der Ankunft im Hafen von Apia war gegen Abend sehr starker Seegang aufgekommen, der mehrere der Kanoes losmachte und mit sich fortriß, um sie schließlich wieder an Land zu treiben. Erst mit Beginn des folgenden Tages (23. November) gelang es der Besatzung nach kurzen Anstrengungen, die verloren gegangenen Kanoes wieder aufzufangen, worauf sämtliche samoakische Fahrzeuge vor dem deutschen Konsulat bis auf weiteres festgelegt wurden.

Um nun aber auch die ferneren Operationen der kriegerisch gesinnten Kanakas in der Umgebung von Faleule beobachten und überwachen zu können, wurde schon am nächsten Tage vom Kapitän die Bestimmung getroffen, daß einer der Offiziere nebst einer kleinen Abteilung bewaffneter Matrosen mit der Dampfpinasse nochmals nach Faleule fahren sollte, um dort nach dem augenblicklichen Stand und Gang der Dinge zu schauen. Gleichzeitig wurde der dieses Kommando leitende Offizier beauftragt, von jeder der streitenden Parteien einen der angesehensten und einflußreichsten Häuptlinge gleichsam als Geisel mit fortzuführen, da der Kommandant späterhin mit diesen beiden kanakischen Größen endgültige Friedensunterhandlungen pflegen wollte.

Nach einer beschleunigten Fahrt kam die Pinasse in Faleule an, wo die Samoaner noch ihre frühere Stellung inne hatten. Der Kampf schien beendet zu sein, denn allenthalben herrschte Ruhe. Alsbald begab sich der Offizier in Begleitung einiger Matrosen, sowie eines samoakischen Dolmetschers an Land zu den Eingeborenen, um ihnen die Mitteilung zu machen, daß sich baldigst einer der Häuptlinge der Savaiiner wie der Upoluaner an Bord der Korvette „Bismarck" in Apia zu Unterhandlungen einzufinden hätte.

Das entschiedene Auftreten der deutschen Seeleute schien auf die Eingeborenen einen großen Eindruck gemacht zu haben; denn die upoluanischen wie savaiiaischen Krieger willigten bald ein, je eines ihrer Oberhäupter als Geiseln und Friedensvermittler mitgeben zu wollen.

In Apia wurden die beiden Häuptlinge sofort an Bord der „Bismarck" gebracht, deren Kommandant mit denselben noch gegen Abend in Unterhandlungen trat, die bei der Nachgiebigkeit und dem besonnenen Benehmen der beiden kanakischen Herren bald zu dem Schluß führten, daß beide Parteien unverzüglich Frieden zu schließen und ruhig auseinander zu gehen hätten; den nach Upolu herübergekommenen Savaiianern aber, die eigentlich den ersten Anstoß zum Kriege gegeben hatten, befahl der Kapitän, sich stündlich auf die Rückbeförderung nach ihrer Heimat bereit zu machen, zu welchem Ende Korvette „Bismarck" nochmals vor Faleule erscheinen würde, um die Leute von Savaii an Bord zu nehmen und nach Hause zu fahren.

Am nächsten Tage wurden die beiden Geiseln mittels der Dampfpinasse wieder zurück nach Faleule gebracht.

Der Kapitän hoffte nun die Streitigkeiten der Kanakas endgiltig beseitigt und Ruhe geschaffen zu haben. Aber die Leute von Savaii waren schlauer und hinterlistiger, als er ihnen zugetraut hatte. Dem deutschen Konsulat in Apia wurde nämlich im Vormittage des 26. Novbr. die Mitteilung gemacht, daß sich der eine Teil der samoanischen Krieger, vermutlich die Savaiianer, von Faleule nach dem östlich gelegenen, ebenfalls neutralen Hafenplatze Vailoa zurückgezogen hätten, um — so konnte angenommen werden — die Besatzung der „Bismarck" zu täuschen und irrezuführen.

Infolge dieser Nachricht fuhr die „Bismarck" mit der gerade in diesen Gewässern befindlichen deutschen Bark „Sophie" im Schlepptau nach Vailoa, das an der Ostküste der Insel Upolu liegt.

Beim Dunkelwerden zeigte sich im fernen Hintergrund das dicht bewaldete Haupt des nur mäßig hohen Olemanga-Berges, an dessen Fuß sich die niedlichen Hütten des kleinen Ortes Vailoa lagern.

Trotz der Dunkelheit begannen die Leute von der „Bismarck" bei ihrer Ankunft in Vailoas engem, von Korallenriffen besetzten Hafen sofort ihre weiteren Maßregeln gegen die wortbrüchigen Savaiianer, welche ruhig und stillvergnügt sich anschickten, in der bergigen und waldigen Umgegend ein neues, befestigtes Lager zu errichten.

Bald nachdem Korvette „Bismarck" verankert war, wurden in größter Eile mehrere Boote bemannt, und nur einige kräftige Ruderschläge genügten, um die Boote ans nahe, buschige Land zu bringen. Furchtlos drangen die Matrosen unter dem Kommando eines ihrer Offiziere in dem fast weglosen Lande vor, um schnell in die Nähe der nichtsahnenden Samoaken zu gelangen. Nach einem unsicheren Marsche, den die Dunkelheit recht empfindlich störte, befanden sie sich in unmittelbarer Nachbarschaft der Savaiianer, die ob eines so plötzlichen Wiederzusammentreffens nicht wenig überrascht und bestürzt waren. Ohne sich irgendwie in Unterhandlungen einzulassen, befahl ihnen der Schiffsoffizier, sich für die sofortige Rückbeförderung nach ihrer Heimatsinsel Savaii bereit zu machen. Auf welche Weise und auf welchem Wege die Kanaken eigentlich in diese so weit nach Osten zu gelegenen Distrikte gelangt waren, das ließ sich trotz sorgfältigster Untersuchung nicht ermitteln, es war und blieb für die Mannschaft der „Bismarck" ein völlig unaufgeklärtes Rätsel. — Auch in den Besitz von Waffen hatten sich die Kanaken in der kurzen Zwischenzeit wieder zu setzen gewußt; zumeist trugen sie große, plumpe Keulen, die in aller Geschwindigkeit aus festem Kokosholze verfertigt worden waren.

Obgleich es schon spät war, entschloß sich der Kommandant dennoch zur sofortigen Einschiffung der Kanaken, die denn auch zu ihrem größten Mißbehagen mittels einiger Boote teils an Bord der Korvette, teils auf die Bark „Sophie" gebracht wurden. Ehe aber in See gegangen werden konnte, wurden den Savaiianern sämtliche Waffen, wie überhaupt alle die Gegenstände abgenommen, die ihnen zur Gegenwehr dienen konnten. Dann aber ertönte das Kommando „Anker auf", und bald war die hohe See erreicht.

Schon mit Beginn des folgenden Tages kam das Reiseziel, die Insel Savaii, in Sicht. Der an der Nordküste dieses schönen Eilands gelegene Hafen Matautu war es, den beide Schiffe, „Bismarck" und „Sophie", anlaufen sollten, um dort die Ausschiffung der Eingeborenen zu bewerkstelligen. Bald war derselbe glücklich erreicht. Ehe sich die deutschen Schiffe aber von den widerspenstigen Insulanern trennten, wurden denselben nochmals die eindringlichsten Verhaltungsmaßregeln erteilt, welche dieselben mit dem festen Versprechen, nun Frieden halten zu wollen, beantworteten. So war denn die eine streitsüchtige samoanische Partei zur Ruhe und Ordnung gebracht; von der gegnerischen Seite, den anscheinend friedlicher gesinnten Upoluanern, hoffte der

Kapitän der „Bismarck", daß sie sich nun ohne weiteres an ihren heimatlichen Herd zurückbegeben hätten.

Diese Hoffnung sollte sich leider als eitel erweisen.

Kaum war nämlich S. M. Korvette „Bismarck" wieder vor Apia angekommen, als der Kommandant erfuhr, daß die Upoluaner zwar ihren früheren Lagerplatz bei Falenle verlassen hatten, aber, anstatt nach der Heimat, nach der anderen, der südlichen Seite der Insel Upolu, gegangen waren, wo sie sich in der Nähe des Hafenplatzes Safata in einem neu errichteten, stark befestigten Lager häuslich niedergelassen hatten, jedenfalls um von hier aus den Kampf fortzusetzen. Aus dieser neuen Stellung die Eingeborenen zu vertreiben, war die nunmehrige Aufgabe der Korvette „Bismarck", und alsbald wurde mit derselben Energie und Schnelligkeit wie vordem an die Ausführung dieser unerquicklichen Arbeit gegangen.

Während nun die Bark „Sophie" vor der Einfahrt in Apias Hafen losgeworfen wurde, ging die Korvette sofort wieder in See, um nach Safata zu fahren, wo sie bereits am Nachmittage des 28. Novbr. anlangte.

Die findigen Kanaken hätten sich ein günstigeres Kriegsterrain wie dieses, schwerlich aufsuchen können; eine wellenförmige, hügelige Ebene im Verein mit einem ziemlich dichten und recht anmutigen Laubwalde bot ihnen für einen Kampf die besten Verteidigungsmittel dar.

Der Anblick des Kriegsschiffes und seiner thatkräftigen Mannschaft verbreitete unter den kampfbereiten Insulanern eine allgemeine Bestürzung und Verwirrung. Zur größten Verwunderung der deutschen Seeleute feuerten die Upoluaner aus zwei kleinen, auf Kähnen befindlichen Mörsern einen Salut ab, der infolge seiner Unregelmäßigkeit auf eine zu große artilleristische Fertigkeit bei diesen „Kindern der Natur" allerdings nicht schließen ließ; alle 5 bis 10 Minuten fiel ein Schuß, worauf wieder mehrere schnell hinter einander folgten.

Bald nachdem Korvette „Bismarck" verankert war, begab sich ein kleiner Trupp Matrosen unter Führung zweier Schiffsleutnants ans Land. Kaum hatten die Seeleute den Boden betreten, als ihnen auch schon Scharen samoanischer Krieger entgegeneilten, um wegen ihres unüberlegten Vorgehens unter allerlei Vorwänden und Vorspiegelungen um Nachsicht und Verzeihung zu bitten, die den angsterfüllten Leuten von Upolu in freilich etwas energischem Tone dieses Mal auch noch zugestanden werden konnte.

Das weitausgedehnte Kriegsfeld der Kanakas sah imposant und malerisch aus und bot ein Bild bunt bewegten Lebens und Treibens: die stämmigen, hellbraunen Gestalten der Eingeborenen mit ihrem langen, tiefschwarzen, von Kokosöl triefenden Kopfhaar, in dem sich die verschiedensten Zierraten versteckt fanden, die zum Teil recht plumpen Streitwaffen der auf langen Kokosmatten hingestreckten Krieger, von denen sich die meisten durch Bemalen des Körpers ein fast ungeheuerliches Aussehen gegeben hatten; dazwischen Scharen sorglos sich umhertummelnder Frauen und Kinder: alles dies gestaltete den Anblick des Lagerplatzes zu einem ganz eigenartigen und malerischen. — Die in nächster Nähe liegenden stattlichen Wälder waren von den Kanaken aufs ärgste verwüstet und verunstaltet worden; ganze Reihen der prächtigsten Bäume waren umgehauen und regellos durcheinandergeworfen, bloß, um die Waldungen für die Gegner unpassierbar zu machen; Verteidigungsbauten primitivster Natur forderten mitunter geradezu das Erstaunen der deutschen Schiffsleute heraus.

Gleich im Anfange der Unterhandlungen gab der kommandierende Offizier den Eingeborenen den strengen Befehl, das Lager in allen seinen Teilen bis 6 Uhr früh des folgenden Tages abzubrennen und dann ruhig in die Heimat zurückzukehren, widrigenfalls alles erbarmungslos niedergeschossen werden würde. Diese freilich etwas derb abgefaßte Drohung verfehlte denn auch keineswegs ihre Wirkung.

Mit einigen angesehenen Häuptlingen wieder an Bord der Korvette angelangt,

trat der Kapitän nochmals mit denselben in endgültige Verabredungen, wobei die kanakischen Großen namens ihrer Stammesgenossen geduldig in alle an sie gestellten Forderungen einwilligten; nur um das Eine wagten die Häuptlinge zu bitten, nämlich sie nicht mit den mächtigen Schiffsgeschützen zu belästigen, was ihnen auch gerne versprochen wurde.

Gegen Abend wurden die Häuptlinge wieder an Land gebracht, und nachdem die Dunkelheit völlig hereingebrochen war, fingen die Kanaken an, ihr Lager in Brand zu stecken. Bald stand dasselbe in Flammen; wohl mehr als eine halbe Seemeile längs des Strandes war nichts als ein Feuer zu schauen, welches das Meer phantastisch beleuchtete und die Mannschaft den Abzug der Insulaner in deren kleinen weißen Kanoes deutlich erkennen ließ. Es war ein gräßlich schöner Anblick! Das Feuer mit seinen schlängelnden Flammen, welche die Nacht fast in Tageshelle verwandelten; die eilends dahinsegelnden niedlichen Boote mit ihren zahlreichen Insassen; die tobenden Meereswellen, welche mit Zischen und Brausen an den flachen Küstenrand anprallten und den verworrenen Kriegsgesang der Kanaken nur undeutlich vernehmen ließen, das alles machte die Szenerie zu einer schauerlich schönen. Der langsam hereinbrechende Morgen zeigte den Leuten auf der „Bismarck" nur noch rauchende Aschenhaufen, die letzten Trümmer des Lagers der Kanaken.

Vor der Rückreise nach Apia wurde das niedergebrannte Lager noch einmal nach allen Richtungen hin abgesucht, worauf endlich das Kommando „Anker auf!" vernehmbar wurde. Nach wenigen Minuten schon war der trauliche Hafenplatz Safata mit seiner reizvollen Umgegend den Blicken der deutschen Mannschaft entschwunden, entschwunden auf Nimmerwiedersehen!

Erst in Apia stellte sich heraus, welcher Grund die Eingeborenen zu solch hartnäckigem Kampfe angespornt hatte: die Wahl des angesehenen Häuptlings Malietoa Talavou aus dem Stamme der sogenannten Tuamasanga zum alleinigen Könige von ganz Samoa war die Ursache dieser Verwickelungen. Die Eingeborenen der größten samoanischen Insel Savaii waren mit dieser Wahl nicht zufrieden und hatten darum einen förmlichen Kriegszug nach der benachbarten kleineren Insel Upolu unternommen, der durch das rechtzeitige und thatkräftige Dazwischentreten von S. M. Korvette „Bismarck" gleich in seinen ersten Anfängen unterdrückt und niedergehalten wurde.

Zur neuesten Gordonlitteratur.

Wie eine mittelalterliche Rittergestalt mit stark ausgeprägtem Ideale ragt Gordon in unsere Zeit hinein. Sein ganzes Leben hindurch war er von Ewigkeitsgedanken beherrscht, und dies sein Leben in Gott machte ihn zu einem Helden in der Welt. Die Kraft der mächtigen Persönlichkeit hatte ihre Wurzeln in seiner Hingabe an den Willen Gottes. Durch sie hatte er die Welt überwunden und durch diesen individuellen Zug tritt er für uns aus dem Rahmen unserer modernen Kultur vielfach heraus. Den energielosen, philiströsen Alltagsmenschen wenigstens wird er eine in ihrem innersten Wesen unverstandene Erscheinung bleiben. Für Leser dieser Art ist das im Verlage des Evangelischen Vereins zu Frankfurt a. M. Ende 1885 erschienene Lebensbild Gordons*) nicht geschrieben. Aber wer die große That noch zu bewundern und an der Empfindung eines reinen frommen Herzens sich noch zu erquicken vermag, der wird dies Buch nicht ohne Befriedigung und inneren Gewinn aus der Hand legen.

Das in Gordons Tagebüchern vorhandene und in englischen Biographien, Nachrufen, Zeitungsaufsätzen gelieferte Material ist von dem Verfasser der deutschen Biographie glücklich verarbeitet worden. Ueberall merkt man die ordnende und weise beschränkende Hand. Die Biographie, die umfassendste, die wir jetzt in Deutschland von Gordon besitzen, gibt im wesentlichen das aus den englischen Quellen Bekannte wieder. In großer Ausführlichkeit, für unsere entfernteren deutschen Verhältnisse wohl zu breit, ist die chinesische Partie bearbeitet, die Hung- und Vang-Wirtschaft, die Ursprünge der Taiping Rebellion und ihre Zusammenhänge mit dem chinesischen Volksgeiste. Aber für den, dem es darauf ankommt, nicht eins jener stumpf und glatt modellierten Dutzendbilder von China und den Chinesen zu erhalten, sondern der nach den treibenden Kräften der Dinge und Menschen verlangt, für den enthalten auch diese in kulturhistorischer Beziehung wertvollen Partien Belehrung und Anregung. Im übrigen ist das abwechslungsreiche Leben des Helden in seinen charakteristischen Momenten erfaßt und durch eine Fülle interessanter Details in ansprechender Weise ausgestattet. Es ist darum wohl geeignet, das Gemüt des Lesers an der ritterlichen Gestalt des Helden zu erheben.

---

*) Gordon, der Held von Khartum. Ein Lebensbild nach Originalquellen. Mit Bildnis und Karten.

Im besten Sinne des Wortes ist die Darstellung individuell; aber ich füge hinzu, daß diese Individualität eine durchaus parteilose, billige ist, die jedem Motive gerecht wird, und das tadelnde Wort dem Helden gegenüber nicht ganz zurückhält. Erst so kommt Gordons Bild nach seinen charakteristischen inneren wie äußeren Beziehungen klar heraus. Eine kurze Wiedergabe der reichen Erlebnisse und wunderbaren Thaten Gordons gerade auf Grund dieser Darstellung wird darum an dieser Stelle auf dankbare Leser rechnen dürfen.

Charles George Gordon, aus einer alten Familie des schottischen Hochlandes stammend, ist am 25. Januar 1833 in Woolwich geboren, wo sein Vater Henry William Gordon als Artillerieoffizier stationiert war. Sowohl vom Vater als von der Mutter erbte Gordon Entschlossenheit und Festigkeit, die unentbehrliche Ausrüstung des künftigen Offiziers. Besondere Erbstücke vom Vater her waren der Humor und die Heftigkeit. In der Schule zeichnete sich der junge Gordon nicht aus. Im Jahre 1855 ging er, wie seine beiden älteren Brüder, nach der Krim, um in den Laufgräben vor Sebastopol die ersten Proben seines strategischen Talentes und seiner den Tod nicht fürchtenden christlichen Soldatennatur abzulegen. Nach dem Krimkrieg war er erst an den Donaumündungen, dann in Armenien im Vermessungsdienst einer Grenzkommission thätig. Im Jahre 1860 ging Gordon nach Peking. Zwei Jahre später wurde er im Kriege gegen die Taipinger Oberbefehlshaber über 3500 Mann. Der Gouverneur der von den Taipingern verwüsteten Kiang Provinzen, Li Futai, hatte sich von den Engländern einen tüchtigen Kommandeur erbeten, die Wahl fiel auf Gordon. Durch eine Reihe „fast märchenhafter Ereignisse" hat er während sechszehn Monaten bei seinen Truppen nicht nur Zucht und Ordnung eingeführt und gehandhabt, sondern auch mit und ohne Truppen den Feind aller Orten vertrieben. Es war die Gewalt über die Geister, welche diesem waffenlos in den Kampf gehenden, den Tod nicht fürchtenden und darum vor keiner menschlichen Macht — sei es die eines einzelnen, sei es die einer Masse — zurückbebenden christlichen Helden bei Freund und Feind den Ruf eines Unüberwindlichen, gegen den Tod Gefeiten verschaffte. Gordon wußte, daß er im Kampfe gegen die Taipinger und gegen die unerhörten Grausamkeiten, welche diese Rebellen verübten, ein Werk der Menschlichkeit ausrichtete, daß er sich nur als Werkzeug in der Hand Gottes anzusehen und darum an keinem Tage Gefangenschaft, Verwundung oder den Tod zu fürchten habe. Mit Recht wurde ihm daher in den „Times" der Ehrennamen „der Ritter ohne Furcht und Tadel" beigelegt. — Als nach der Einnahme von Soochow der Gouverneur Li Futai gegen die Verabredung die gefangenen Taiping-Führer hatte enthaupten lassen, war Gordon drauf und dran persönlich an dem perfiden Chinesen die ihm gebührende Strafe zu vollziehen. Da ihm dies nicht glückte, ging er mit dem Gedanken um, die Ueberwindung der Rebellen den Kaiserlichen zu überlassen, doch bekämpfte er sich selbst und blieb im Oberbefehl. Als ihm aber eine Dotation von 70 000 Mark angeboten wurde, eine Ehrengabe, die alle Generäle aller Armeen ohne weiteres mit Vergnügen eingestrichen hätten, wies er das Geld zurück. „Um die Wahrheit zu sagen," schreibt er seinen Angehörigen, „begehre ich weder Lohn noch Ehre, weder von den Chinesen noch von unserer Regierung. Auszeichnung habe ich nie gesucht. Ich habe das Bewußtsein, ein gutes Werk zu vollbringen, und fürs übrige gewährt mir mein Beruf an sich Befriedigung. Ich würde die zehntausend Taels (70 000 Mark) auch dann zurückgewiesen haben, wenn es mit Soochow anders gegangen wäre."

Nachdem gegen das Ende des Aufstandes Gordons Urlaub widerrufen wurde, erkannte ihm die chinesische Regierung ein Geschenk von 200 000 Mark zu, auch diese „Dotation" hat der unabhängige Mann zurückgewiesen. Eine goldene Kette, welche dem zur obersten Mandarinenwürde beförderten Gordon von dem Prinzen Kung umgehängt wurde, behielt er nur kurze Zeit. Als während der Heimreise auf dem Schiffe für eine arme Soldatenwitwe gesammelt wurde und seine Barschaft nur eben bis zur Heimat reichte,

legte er jene Ehrenkette auf den Opferteller. Nehmen wir dazu, daß er den größten Teil seiner jährlichen Gage von 62 400 Mark an seine Soldaten verschenkt hat und daß er nach Hause schrieb: „Meine Beförderung und das Lob der Leute ist mir sehr gleichgültig, und im übrigen werde ich China so arm verlassen, als ich es betreten habe, doch darf ich das Bewußtsein mit mir nehmen, daß ich als schwaches Werkzeug dazu dienen durfte, achtzig- bis hunderttausend Menschenleben zu erhalten. Ich brauche keinen anderen Lohn," so wird dadurch zur Genüge klar, daß Gordon nicht bloß ein Hörer oder Leser des Wortes, sondern in vollem Maße ein Thäter desselben gewesen ist.

Von der englischen Regierung wurde der „Chinese Gordon" nur allmählich seinem Werte nach anerkannt. Nach der Gunst der Oberen verlangte er nicht. Er that seine Schuldigkeit als christlicher Soldat und stellte alles weitere Gott anheim. Das Wort Shakespeares:

O flüchtge Gnade sterblicher Geschöpfe,
Wonach wir trachten vor der Gnade Gottes!
Wer Hoffnung baut in Lüften eurer Blicke,
Lebt wie ein trunkner Schiffer auf dem Mast,
Bereit, bei jedem Ruck hinab zu taumeln
In der verderbendräuenden Tiefe Schoß,

war einem Manne wie Gordon Leit- und Richtstern. Wo immer er in hohe, verantwortungsvolle Stellungen kam, that er seinen Dienst Gott zuliebe, nach der Menschen Beifall, nach dem Geschwätz der Zeitungen fragte er nie. Er war kein „trunkener Schiffer".

Im Jahre 1865 wurde er Ingenieur-Kommandant in Gravesend. Hier verlebt er einige stille, friedliche Jahre. Insoweit seine Zeit nicht dem Dienste gehörte, widmete er sich den Armen und Kranken. Insbesondere nahm er sich der Straßenjungen an, die er um sich sammelte, damit sie neben leiblicher Nahrung die rechte Seelenspeise erhalten und aus dem drohenden Verderben gerettet werden konnten. Für diese seine „Prinzen" sorgte er auch noch, wenn sie von ihm getrennt waren. Keinen verlor er aus den Augen. Wie er aber aus sich selbst nichts machte, so machte er auch nichts aus seinem Samariterdienste. Aeußerlich war Gordon durchaus keine überwältigende Erscheinung. „Er war nicht groß, hatte kein stattliches Auftreten; man sah ihm den Soldaten nicht an. Wer ihm zum erstenmal begegnete, konnte aus seinem bescheidenen Aeußeren nicht schließen, daß er es mit einem der tüchtigsten Offiziere zu thun habe." Wir mußten des Gegensatzes wegen an Gordon denken, als wir vor kurzem in einer mitteleuropäischen Residenz neben einer von einem Leutnant geführten, mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiele einherziehenden Truppe einen leicht und kokett sich bewegenden, fast tänzelnden, schön gewachsenen Major erblickten, dessen Aufgabe es war, die neueingetretene Mannschaft zur Ableistung des Fahneneides zur Kirche zu begleiten. Sobald die Soldaten in der Kirche waren, machte der schöne Major mit einer leichtfertigen Handgeste Kehrt, um in eine nahe Weinwirtschaft zu gehen. Wer wiegt schwerer, der unscheinbare Armenfreund in Gravesend oder der stattliche Tabernenfreund in X.?

Von 1874 bis 1880 — wie es scheint — (in der Angabe der Jahreszahlen ist das sonst treffliche Buch etwas zu sparsam) widmete sich Gordon der Unterdrückung des Sklavenhandels und der Einführung einer sparsamen, gerechten Verwaltung in den unter dem Khedive von Aegypten stehenden Sudanprovinzen. Der alte Sklavenjäger Sebehr war seiner Zeit thatsächlich der souveräne Herr des Sudans; um formell die Stellung eines Generalgouverneurs zu erhalten, begab er sich nach Kairo. Dort nahm man ihn jedoch fest und hält ihn bis auf den heutigen Tag gefangen. Gordons Aufgabe war es, den jungen Sohn des Sebehr, der trotz der Gefangenschaft des Vaters mit diesem in steter Verbindung stand, sowie die mit jenem verbundenen zahl-

losen Sklavenhändler zu unterdrücken. Wird der Sklavenhandel und die Sklavenjagd unterdrückt, so verschwindet die Sklaverei bald von selbst. Die sämtlichen Sklaven, wie dies bereits vor Gordons Einschreiten auf dem Papier geschehen, eines schönen Tages für frei erklären, heißt einen Schlag ins Wasser thun, richtiger die freigelassenen Sklaven dem Hunger und Elend preisgeben. Um solche Kunststücke einer kopflosen Humanität auszuführen, war Gordon ein zu nüchterner Mann. „Wenn ich sie freigebe, so überlaufen sie das Land, und ein herrenloser Sklave ist wie ein verlaufenes Schaf — das Eigentum dessen, der ihn findet. Ich muß suchen den Ausweg zu ergreifen, der für die armen Sklaven der beste ist. Was Europa dazu sagt, ist nicht die Hauptsache: das ist vielmehr der Sklave, der leidet; nicht der Europäer. — — Ich könnte die Verantwortung von mir abwälzen, und die Sache sich selbst überlassen — das hieße die Sklaven dem sicheren Elend und dem Hungertod preisgeben. Soll ich ein solcher Feigling sein, aus Furcht vor der Meinung des besser unterrichteten Europa?" — Wer sich auf kürzestem Wege Kenntnis verschaffen will, was der im Leben stehende, arbeitende, kämpfende Gordon von der Unterdrückung der Sklaverei gehalten hat, der lese den prächtigen Brief (S. 167—169), welchen er an ein Mitglied der fern von Afrika, in der Weltstadt London komfortabel lebenden „Gesellschaft zur Unterdrückung des Sklavenhandels" geschrieben hat. So kann nur ein Mann schreiben, der seiner Sache sicher ist, der ein gutes Gewissen hat und der deshalb dem Zetergeschrei einer ganzen Welt trotzt.

Die Erfolge Gordons den Sklavenjägern gegenüber, seine Verwaltungseinrichtungen zum Besten des armen, von einer nichtsnutzigen, habgierigen Beamtenschaft geplünderten Volkes waren staunenerregend. Er wurde „der gute Pascha" genannt, denn er jagte die schlechten Beamten weg, wußte nichts vom Trinkgeldnehmen und hörte jeden Klagenden ruhig an. Kein Wunder, daß bei seiner nach kurzer Zwischenzeit erfolgten Rückkehr in den Sudan das aufs neue karbatschte, geplünderte, mißhandelte Volk mit Begeisterung der Ankunft des „guten Pascha" entgegensah, der die Karbatsche abgeschafft, den größten Teil der Steuern erlassen und durch Erschießen und Aufhängen einer Menge von Sklavenhändlern bewiesen hatte, daß es ihm ernst sei um das Volkswohl. Daß Gordon statt des ihm angebotenen Gehaltes von 10 000 Lstrl. sich mit 2000 Lstrl. begnügte, wird wohl auch im Volk bekannt geworden sein. In der erwähnten Zwischenzeit war Gordon in Indien, in China, auf der Insel Mauritius, in Südafrika und in Palästina. In Indien wollte er die Stelle eines Privatsekretärs des Gouverneurs übernehmen; wenige Wochen genügten, um ihm zu zeigen, daß dieser selbsterwählte Beruf ein verkehrter war. — In China hat er nicht wenig dazu beigetragen, daß der damals zwischen Rußland und England drohende Krieg nicht ausgebrochen ist. — Nachdem er schon 1881 der englischen Regierung seine Dienste angeboten hatte, um die Basutos in Südafrika zu beruhigen, nahm man im folgenden Jahre dieses Erbieten an. Er gewann das volle Vertrauen der Basutos, sah das größere Unrecht auf seiten der englischen Regierung und hielt das Verlangen jenes Volkes, unmittelbar von England aus, nicht von der Kapregierung regiert zu werden, für gerechtfertigt. — Nachdem er in Palästina topographischen Studien obgelegen und von dem heiligen Lande aus eine nicht geringe Anzahl von Briefen an Freunde geschrieben hatte, aus welchen diese später das kleine Buch „Betrachtungen in Palästina" zusammengestellt haben, folgte er im Januar 1884 der von der englischen Regierung an ihn ergangenen Aufforderung, den durch das Rebellenheer des Mahdi aufs neue an den Rand des Verderbens gebrachten Sudan zu beruhigen, eine dem Lande entsprechende Regierung einzusetzen und die Truppen, sowie die Beamten des Khedive nach Aegypten zurückzuführen. Gladstone hatte sich nur durch das immer lauter werdende Murren des englischen Volkes zu jenem Auftrag für Gordon bestimmen lassen. Seine elende Krämerpolitik, die heute dies und morgen das Gegenteil wollte, war es denn auch, welche den tapferen, sich selbst aufopfernden Gordon in Khartum

im Stiche gelassen hat. Als die anfänglich aus den albernsten Gründen verweigerte, endlich abgesandte Hilfe an Ort und Stelle kam, war es zu spät. An seinem Geburtstage ist „der Held von Khartum" gefallen. Bis zuletzt hat er Glauben gehalten. „Du darfst nicht vergessen," schrieb er von Khartum aus seiner Schwester, „daß unser Herr niemand versprochen hat, ihn das Glück und den Frieden in diesem Leben finden zu lassen. Er hat uns im Gegenteil Trübsal versprochen. Wenn es also ein übles Ende nimmt nach dem Fleisch, so ist er dennoch treu. Was er thut, geschieht in Liebe, und sein Erbarmen ist über mir. Mein Teil ist Ergebung in seinen Willen, wie dunkel derselbe auch sei."

In wunderbarer Weise vereinigen sich in Gordon der natürliche Mut eines rechten, ganzen Mannes mit der übernatürlichen Demut eines Kindes Gottes. Darum konnte er auch die großen Thaten thun, die er gethan hat. Darum konnte er auch mit Gottes Hilfe so Glorreiches vollbringen, nicht als geschickt dirigierender Generalstabschef, sondern als ein persönlich am Kampf sich beteiligender Held, als ein Mann, der gelegentlich stundenlang seinem Gefolge beim Ritt durch die Wüste, trotz der von allen Seiten drohenden Gefahren, vorauseilt und durch das Erscheinen seiner Person, durch Kundgeben seines Willens im Sturm Erfolge erzielt, zu welchen andere Führer ganze Regimenter und Schlachten nötig gehabt hätten.

Ueber einem so ideal gerichteten Helden wie Gordon vergißt man fast das Buch, das von ihm handelt. Daß die vor uns liegende Lebensgeschichte in eminentem Sinne ein Lichtbild gibt, ist begreiflich. Der auch bei Gordon vorhandene Schatten wird übrigens nicht verschwiegen. Mit lebhaften, frischen Farben wird das thatenreiche Leben des Helden geschildert. Ein glücklicher Umstand ist dem Werke zu statten gekommen: Gordons Tagebücher und Briefe geben einen unmittelbaren Einblick in sein Leben. Und an geschickt ausgewählten Mitteilungen aus jenen Briefen und täglichen Aufzeichnungen ist das fleißig und umsichtig aus vielen englischen Originalquellen zusammengestellte Buch keineswegs arm. Das chinesische Tagebuch hat freilich nicht benutzt werden können. Gordon hat die Veröffentlichung desselben unmöglich gemacht. Als das Schriftstück einst leihweise in die Hand eines Ministers gekommen war, gab dieser es in die Druckerei, um es privatim für seine Kollegen drucken zu lassen. Gordon erfuhr davon, eilte spät abends zum Minister, da er ihn nicht fand, in die Druckerei, ließ den vorhandenen Satz zerstören und sein Manuskript hat er wahrscheinlich zerrissen, denn niemand hat das Tagebuch wieder gesehen. „Ich besitze," sagte er, „wenig, aber meinen Namen könnten die Leute mir als Privateigentum lassen."

In späteren Auflagen bitten wir den bereits erwähnten, auch von anderen Rezensenten geltend gemachten Mangel an chronologischen Angaben zu beseitigen. Leserinnen mögen darüber leichter hinausgehen. Männer, welche mit Ruhe ein Buch wie das vorliegende studieren, verlieren sich nicht gern in einer unbegrenzten Periode.

Ganz besonderen Dank verdient dagegen die Zusammenstellung des achten Buches: „Gordons Christentum". Es ist eine wahre Erquickung, einen Soldaten wie Gordon in die Tiefen des göttlichen Wortes eindringen zu sehen.

Diesem deutschen Lebensbilde Gordons fügt das in französischer Sprache erschienene*) keinen neuen wesentlichen Zug hinzu. Beide Bücher schöpfen offenbar aus der gleichen Quelle und decken sich aus diesem Grunde, obgleich von einander unabhängig gearbeitet, durch ganze Partien hindurch oft in überraschender Weise. Der französische Verfasser läßt namentlich in den späteren Partien, wo Brief- und Tagebuchquellen reichlicher fließen, den Helden selbst ganze Seiten hindurch zu Worte kommen, unseres Erachtens auf Kosten der historischen Darstellung. Die Charakteristik Gordons am Ende des Buches ist treffend. Das Geheimnis dieser Persönlichkeit, den drei Erdteile bewun-

*) Charles Gordon, un héros. Par F. Grin. Avec beau portrait et deux cartes. Lausanne, A. Genton & Viret. 1885. 256 S.

derten, war sein Glaube. „Wenn Gott ist, so ist er alles in allem," dieser Gedanke erfüllt sein Leben. „Seit Jahren," schreibt er, „bin ich tot, tot für die Dinge dieser Welt. Die Erde hat nichts, was ich schätze. Ihre Ehren sind falsch, ihre Schätze vergänglich und nutzlos. Der einzige Schatz, nach dem ich verlange, ist mein Gott." Seine „Frömmigkeit ist die eines Gläubigen, eines durch Intellekt, Gemüt und Gewissen bedeutenden Menschen". Sie ruht bei ihm „auf dem unerschütterlichen Felsen der Selbsterkenntnis". Darum verehrten „die Afrikaner ihn wie einen Propheten, die Völker Asiens nannten ihn ihren Erlöser, für den alljährlich in der heiligen Stadt Mekka Gebete zum Himmel geschickt wurden: eine Thatsache, die in den Annalen der Welt einzig dasteht". Er war ein Mann, den „wenn ihn nicht England mit Stolz den seinigen nennte, die Menschheit selbst als einen ihrer edelsten Vertreter in Anspruch nehmen müßte".

Daß ein so gearteter Held unserer Jugend als Beispiel vorgehalten wird, ist aufs lebhafteste zu begrüßen. Mit großem Geschick und glücklichem Gelingen in der Ausführung geschieht dies sowohl von Th. Kübler*), der uns in der „Deutschen Jugend- und Volksbibliothek" „Gordon, den Helden und Christen" in einfacher, das kindliche Gemüt ergreifender Sprache, die den Volkston in glücklichster Weise trifft, erklärt, als auch von Fr. Mürdter**) in einem sehr hübsch ausgestatteten Bande der Calwer Familienbibliothek. Während Mürdters Absicht darauf gerichtet ist, in Gordon den „ganzherzigen" Mann und den christlichen Helden zu schildern, der in einer Krise der Völkergeschichte Heiden und Mohammedanern gezeigt hat, was es um einen wahren Christen sei, und die alten Bollwerke der Finsternis zwar nicht über den Haufen geworfen, aber doch stark erschüttert hat, geht Kübler in seinem für das jüngere Knabenalter ganz vorzüglich geeigneten Büchlein darauf aus, nachzuweisen, daß Gordon ein Ich nicht kannte. Jede Seite ist, beabsichtigt oder nicht, ein Preis seiner Selbstlosigkeit. Beide Erzähler richten zuletzt ihre Augen auf die kolonialen Erwerbungen unseres Vaterlandes: wir dürfen mit ihnen unseren Wunsch vereinigen, daß auch unserem Volke von Gott Männer in autoritativer Stellung geschenkt werden möchten, die das wahre irdische und ewige Wohl der schwarzen Brüder zu fördern und den neuen Unterthanen Christum den Erlöser vor allen Dingen vorzuleben verstehen.

In der anderen französischen Bearbeitung des Heldenlebens, die wir einer Dame, Mlle. Marie Tabarié, verdanken***), tritt wie bei Grin das erzählende Element stark zurück. Sehr zahlreiche, mit Geschick ausgewählte Auszüge aus den Briefen und Tagebüchern Gordons sind hier an leichtem historischen Faden aufgereiht. Doch genügen im wesentlichen die kurzen Orientierungen. Die Verfasserin hat in feiner Empfindung der der Frau aufgelegten Beschränkung davon abgesehen, Gordons kriegerisches Heldentum zu schildern und es sich angelegen sein lassen, dem Leser einen Blick in das innere Leben des Mannes zu eröffnen, der für China ein Friedensbringer, für die elenden Sklaven des Sudan ein Befreier wurde und der gegen Räuber, Mörder und Unterdrücker Schwert und Kugel nur gebrauchte, um den Unterdrückten Freiheit und Frieden zu bringen. Und auch dies ist ihr in ihrem frisch und lebendig geschriebenen, für die reifere Jugend bestimmten Büchlein wohl gelungen.

Der Aufsatz von Mr. Vernes-Prescott in den in Genf erscheinenden Etrennes Religieuses (Januar 1886) „Le Général Gordon" sucht gleichfalls durch Mitteilung einzelner charakteristischer Züge einen Einblick in die Art des Mannes zu verschaffen. Die meisten sind aus den größeren englischen Werken bekannt; doch erfahren wir, daß

*) General Gordon, der Held und Christ. Sein Leben erzählt von Th. Kübler. Stuttgart 1885. Verlag von J. F. Steinkopf. 114 S.

**) General Gordon. Für das Volk geschildert von Fr. Mürdter. Mit 4 Bildern und einer Kartenskizze. Calw und Stuttgart, 1886. Verlag der Vereinsbuchhandlung. VI, 256 S. Geb.

***) Charles-George Gordon, le défenseur de Khartoum. Par Melle Marie Tabarié. Paris, P. Monnerat, 1886. XII, 233 S. 2 M. (Vorrätig bei A. Twietmeyer. Leipzig.)

Gordon ſich 1881 auch mit dem Gedanken trug, Irland zu helfen, und dorthin eine Reiſe unternahm, um einen Einblick in die thatſächlichen Zuſtände zu erlangen. Er fand aber das Uebel viel ſchlimmer, als es ihm geſchildert worden war. — Obgleich er einem beſtimmten Religionsbekenntniſſe nicht angehören wollte und „nur in ſeinem eigenen Herzen ſeine Kirche ſuchte", beſchäftigte er ſich in ſeinen Mußeſtunden im weſentlichen mit ſolchen theologiſchen Werken, die als Ausdruck des Glaubens und der Lehre der Staatskirche zu gelten haben. In das heilige Land nahm er die Wordsworthſchen Bibelſtudien und die Erklärung der 39 Artikel von H. Browne mit. — Die allgemeine Tendenz ſeines Geiſtes und ſein ſittlicher Charakter, namentlich ſein Sinn für die Realitäten des Lebens kommt in der anſpruchsloſen Schilderung klar heraus; der Verfaſſer hat ſich bemüht, an dem „General Gordon" und ſeinen Thaten die Wahrheit jenes Wortes Fowell Buxtons nachzuweiſen, das in Gordon verwandte Saiten anſchlug: „Die köſtlichſte Gabe, welche Gott dem Menſchen verliehen hat, iſt die Energie."

Monatsschau.

Pragmatische Tabelle.

Juli.

24. und 25. Sozialistische Unruhen in Amsterdam.
30. Konstituierung des englischen Kabinetts Salisbury.

August.

2. bis 7. Fünfhundertjährige Jubelfeier der Universität Heidelberg.
8. Zusammenkunft der Kaiser von Deutschland und von Oesterreich in Gastein.
21. Revolution in Bulgarien.

Politik.

Th. M. Zwischen der wohlbekannten „Sommer-Logik" und der „Sommer-Politik" besteht eine gewisse Aehnlichkeit. Sie haben ein müdes Publikum und sie sind bloße Theorie. Heuer haben die Journalisten, welche in den Parlamentsferien die Kosten der politischen Unterhaltung allein zu tragen haben, ein wirklich interessantes weil gruseliges Thema aufzuwerfen das Glück gehabt: Die Jesuitenfrage. Aber die an das Blümchenzupfen erinnernde Behandlungsweise des „Kommen sie?" „Kommen sie nicht?" ist über das Fragezeichen nicht hinausgelangt.

Es ist allerdings eine Lebensfrage nicht nur für unser deutsches Staatswesen, sondern für unsere Kultur überhaupt, ob das wenig modernisierte Mittelalter, welches von den Jesuiten vertreten wird, in unserer Zeit eine neue Art von „Renaissance" erleben soll. Aber daß zu einer solchen Entscheidung die räumliche Wiederkehr der Jesuiten in die Grenzen des deutschen Reiches viel beitragen kann, ist doch recht zweifelhaft. Thatsächlich sind sie bei uns geblieben; sie überschwemmen unsere Litteratur mit ihren wissenschaftlichen Werken, sie beherrschen die deutsche katholische Kirche in theologischer und praktischer Hinsicht, sie sind die Pfadfinder der siegreichen ultramontanen Politik. Ihre Verbannung war, wie die meisten Kulturkampfmaßregeln, ein

Schlag ins Wasser. Ideen lassen sich eben nicht verbannen, so sehr unsere Leute von der allein seligmachenden Toleranz das auch wünschen möchten.

Verstehen wir die Lage der Dinge richtig, so möchten die halben und ganzen Gegner des Christentums jetzt, wo der eigentlich so zu nennende Kulturkampf, der Entscheidungskampf zwischen den Grundsätzen der Reformation und des Ultramontanismus auf religiösem, sittlichem und wissenschaftlichem Gebiet entbrennen soll, am liebsten als tertii gaudentes beiseite stehen. Sie sind bei demselben freilich am wenigsten interessiert; es würde sich ihnen nicht recht lohnen, in den Streit selbst einzutreten. Ihre Religion ist Privatsache, eine innere Angelegenheit der verschiedenen Goethe-, Heine-, Wagner- u. s. w. Gemeinden, neben denen sie eine Gemeinde des hl. Thomas von Aquino, eine Gemeinde des großen Wittenberger Reformators und, bei äußerster Ausdehnung des Toleranz-Grundsatzes, vielleicht sogar noch eine Gemeinde des „allerverachtetsten und unwertesten" Jesus von Nazareth dulden können. In sittlicher Beziehung haben sie dem Jesuitismus gegenüber auch kein Prinzip zu verteidigen. Was ist ihnen Sittlichkeit? Außer dem Strafgesetzbuch hat ja niemand dem einzelnen sittliche Vorschriften zu machen. Also mit ihrer Gegnerschaft gegen die bekannte Jesuiten-Moral ist es im Prinzip schwach bestellt. Und in der Wissenschaft fürchten sie die Jesuiten — so rühmen sie selbst — erst recht nicht. Die deutsche Wissenschaft sei in einem Zustande der Versumpfung; ein etwas heftigeres Aufeinander-Platzen der Geister könne nur zur Auffrischung des wissenschaftlichen Lebens in Deutschland führen.

Nun daran wird es ohnedies nicht fehlen; denn die Jesuiten und ihre Anhänger fordern schon heute den Kampf auf der ganzen Linie heraus. Vor uns liegt die neueste kritische Schrift des Breslauer Philosophen Theodor Weber, die sich mit der typisch-ultramontanen Philosophie Albert Stöckls beschäftigt, sich aber zugleich als ein Beitrag zur Beurteilung des Ultramontanismus überhaupt gibt und die Reichsregierung auffordert, nach Aufhebung der gesetzlichen Zwangsmaßregeln „andere Mächte, religiöse, sittliche, wissenschaftliche, gegen den Ultramontanismus auf den Kampfplatz zu rufen". Diese Mächte sind indessen innerhalb des deutschen Katholizismus nicht mehr in dem Maße vorhanden, daß sie als Gegengewicht gegen den Jesuitismus in Rechnung gestellt werden könnten. Und wollte die Reichsregierung sie künstlich verstärken, wie das ja im Kulturkampf zur Genüge versucht worden ist, so würde man sich doch keinen großen Erfolg davon versprechen können. Die Organisation des katholischen Klerus und der Laienwelt zu jesuitischen Zwecken und in jesuitischem Geiste ist inzwischen bei uns vollendet. Und gesetzt, es wäre jetzt noch ein Bruchteil der christgläubigen Katholiken durch „staatliche Fürsorge" vor dem Jesuitismus zu retten, würden sie nicht wenigstens jedes Einflusses auf die papsttreuen Katholiken ebenso verlustig gehen wie die Altkatholiken, die von der Mutterkirche langsam „wieder heimgebracht" werden? — Der Ideenkampf der Gegenwart und der nächsten Zukunft, der auf politischem Gebiete als der Kampf um die Macht in die Erscheinung tritt, weist nur noch drei große Parteien auf: die naturalistisch-demokratische, die jesuitisch-hierarchische und die protestantisch-konservative. Die dazwischen liegenden Schattierungen sind künstlich erzeugte. Ihre Theoretiker mögen aus den ehrenwertesten Motiven die letzten Schlußfolgerungen ihrer Voraussetzungen abschwächen, je nach besonderen Eigentümlichkeiten ihrer Verstandesthätigkeit oder nach unbewußten Einmischungen ihrer persönlichen Gefühle vom graden Wege zum Ziele irgendwo abbiegen: zu weltgeschichtlicher Bedeutung werden es ihre Inkonsequenzen in unserer Herz und Nieren prüfenden Zeit nicht bringen. Die praktischen Politiker der mittleren Parteien, die ja öffentlich an Stelle einer Ueberzeugung nur ein Programm zu leisten brauchen und es jedem überlassen können, wie er nach Neigung und Interesse sich zu demselben zu stellen vermag, scheinen freilich vorläufig noch auf ein größeres Publikum rechnen zu dürfen, jedoch nur so lange, bis die Verhältnisse auf die Spitze getrieben sind und es heißt: Entweder — oder! Dann werden doch die klaren und unzweideutigen Grundsätze auch zum äußeren Schibboleth der

Parteien werden. Wir können also nicht zugeben, daß der Staat eine weitsehende Politik verfolgt, welcher nicht mit der Identität von Katholizismus, Ultramontanismus und Jesuitismus als einer sich unabänderlich vollziehenden Thatsache rechnet. In der Richtung des Antrages Hammerstein sind die positiven Aufgaben der Zukunft auf diesem Gebiete zu suchen.

Von großer praktischer Bedeutung kann darum, unseres Erachtens, das Gesetz nicht mehr sein, welches die Jesuiten offiziell räumlich aus Deutschland fern hält. Man nimmt an, daß sie selbst auch mit dem gegenwärtigen Zustande einstweilen zufrieden sein werden. Der Papst hat ihnen ja am 13. Juli eine förmliche Liebeserklärung gegeben, ihnen alle Begünstigung der Vergangenheit für alle Zukunft gesichert, das Breve des unfehlbaren Klemens XIV., welches 1773 den Orden für immer aufhob, kraft anscheinend um einige Grade höherer Unfehlbarkeit speziell und ausdrücklich aufgehoben und damit wohl alles gethan, was er in dieser traurigen Zeit, wo „Scheusale schrecklicher Art" ihn bedrohen, für seine ehemaligen Gegner thun konnte — und wollte. Und allem Anschein nach sieht die Reichsregierung keine Veranlassung, auf das Jesuiten-Gesetz zu verzichten.

Wir freuen uns dessen aufrichtig, wenn auch nicht aus Furcht vor den Jesuiten, so doch als eines Beweises, daß der kirchenpolitische Friedensschluß nicht auf Gnade und Ungnade hin herbeigeführt werden soll. Die jämmerliche Bewedelung des Papstes und seiner Leute, wie sie z. B. das Heidelberger Jubiläum verunehrt hat, und wie sie in den der Regierung zu jedem möglichen und unmöglichen Dienste beflissenen Zeitungen den Hohn der Katholiken herausforderte, ließ eine Zeitlang das Schlimmste befürchten. Es ist an dieser Stelle oft betont worden, daß an dem Kulturkampf der siebziger Jahre der konservative Politiker kein Gefallen haben konnte, weil in demselben die nationale Ehre lediglich für liberale Zwecke eingesetzt wurde, abgesehen von der Zweckwidrigkeit der einzelnen Ausnahmegesetze, über die man ja jetzt einig ist. Daß aber dieselben Leute, welche ehedem die nationale Ehre, den nationalen Gedanken überhaupt als ihr Monopol in Anspruch nahmen und ihn bei jeder kulturkämpferischen Lappalie im Tone des Geisterbeschwörers anriefen, daß ebendieselben so bald schon dem Sieger Dank und Lob singen würden, der ganz gewiß das Schwert nicht für lange in die Scheide stecken wird: das haben wir uns niemals träumen lassen. Mögen diese Wortheiden den Schritt vom Erhabenen ins Lächerliche für ihre Person täglich weiter üben, das wenigstens darf man ihnen nicht erlauben, daß sie bei ihren turnerischen Uebungen die deutsche Ehre mitspringen lassen.

Folgenreicher als die hundertfältige Behandlung der Jesuiten Frage war die Zusammenkunft der Kaiser von Deutschland und Oesterreich in Gastein. Freilich ist über das Resultat nur bekannt geworden, daß das Bündnis der befreundeten Mächte erneut und erweitert worden sei. Alle Versuche namentlich der panslaviftischen Blätter, die Gasteiner Beschlüsse als gegen Rußland gerichtet darzustellen, wurden von offiziösen Entgegnungen auch russischerseits abgewiesen. Die neuerdings auftauchenden Vermutungen, als habe man Rußland in der Balkanpolitik, so weit sie den Osten betrifft, ausdrücklich freie Hand gegeben, sind nicht besonders glaubwürdig. Wenn wir uns also bescheiden mußten, über die Gasteiner Abmachungen nichts zu erfahren, so ist doch keine deutsche oder österreichische Stimme laut geworden, welche die geringste Besorgnis geäußert hätte. Man empfindet den vollen Segen der Thatsache, daß in unsere äußere Politik kein Parteihader hineingetragen werden kann. Mögen sich die Monarchen zu Rußland und zu einander stellen, wie sie es für ersprießlich halten, man ist der unbedingten Zuversicht, daß sie das allein Richtige treffen.

Im sozialen Leben Deutschlands zeigte der verflossene Monat keine besonders auffallende Erscheinung; man müßte denn den Altenburger Skat-Kongreß dahin rechnen. Unseres Erachtens ist der Skat-Sport allerdings der sozial bedenklichste. Er stumpft das Interesse für die wichtigeren privaten und öffentlichen Pflichten ab und befördert

das für unsere gesellschaftliche Gesundheit geradezu verhängnisvoll wirkende Kneipenleben. Man wird nicht viele privatwirtschaftliche und sozialethische Mißstände nennen können, bei denen das Wirtshausleben nicht ursächlich beteiligt ist. Wir sind von dem philiströsen Standpunkte weit entfernt, von dem aus man selbst einem gehaltlosen Hin- und Herreden unter allen Umständen den Vorzug gibt vor einem harmlosen Kartenspiel. Aber eben als harmlos können wir heute das Skatspiel nicht mehr auffassen, das seine Matadore nach Altenburg führte. Und da die Herren ihr Privatvergnügen selbst zu einer öffentlichen Angelegenheit gemacht haben, so mögen sie sich auch öffentlich sagen lassen, daß aus all dem gutmütigen oder bitteren Spott, der über sie ergangen ist, die Stimme des Volksgewissens zu ihnen spricht. Die heimlichen Klagen der vernachlässigten Familien und der in ihren Hoffnungen auf die Zukunft der Söhne betrogenen Eltern stehen noch nicht in den Zeitungen und eine Anti-Skat-Partei wird man noch nicht gründen. Aber als besondere Zierden des deutschen Volkes betrachtet man diese Art Sportsmen schon heute nicht. So viel werden sie gemerkt haben.

* * *

In **Oesterreich-Ungarn** ist die Aufregung über die Jauski-Angelegenheit, wie es scheint, beigelegt, und zwar durch ein Handschreiben des Kaisers an den ungarischen Ministerpräsidenten Tisza. Die ultramagyarischen Kundgebungen am 1. August waren ohne größere Bedeutung; aber die Stellung des leitenden Ministers schien trotz des allmählichen Abnehmens der von ihm zum mindesten ungeschickt behandelten Bewegung erschüttert. Man sprach schon davon, daß er seinem Gewährsmann, dem General von Edelsheim-Gyulai, demnächst ins Privatleben folgen werde. Doch gelang es ihm in persönlicher Audienz, den Monarchen von seinen besseren Absichten für die Zukunft zu überzeugen, und das erwähnte gnädige Handschreiben, welches zugleich eine kaiserliche Proklamation an die Ungarn darstellt, war die Folge dieses Bußganges. Das Schriftstück ist ein diplomatisches Meisterwerk, und im Zusammenhange mit der ganzen politischen Lage betrachtet gibt es indirekt ein Bild des ungarischen Volkscharakters, wie es treffender nicht gedacht werden kann. Der Erfolg dieses Erlasses vom 1. August ist aus den Aeußerungen der ungarischen Blätter deutlich zu ersehen. Die bisher bloß mißtrauischen Elemente des Volkes sind nunmehr bis zum Enthusiasmus überzeugt von der verfassungsgemäßen Gesinnung der obersten Heeresleitung. Sie empfinden den „Flügelschlag des konstitutionellen Genius, der das Schriftstück diktiert zu haben scheint". Ja man verstieg sich zu folgender politischer Poesie: „Das Handschreiben des Monarchen hat den Verstand des Landes aufgeklärt, das Herz des Landes beruhigt und die Hand des Landes zu neuer Arbeit befreit. Jeder für die Ruhe des Volkes errungene Arbeitstag werde zum Triumphfeste des Herrschers." Nur die extremste Richtung des Magyarentums, die sich allerdings „mit der ganzen Strenge des Gesetzes" bedroht sieht, nimmt aus dem Manifeste neuen Anlaß zu Aufreizungen und Verdächtigungen. „Was es vom Geschehenen behauptet, ist unwahr, und was es über die Bestimmung der Armee sagt, ist aus irgend einem obskuren Lehrbuche für Staatsrecht herausgeschnitten" — so urteilt die Opposition.

Die Kissinger und Gasteiner Erneuerung und Erweiterung des österreichisch-deutschen Friedensbündnisses findet auch in den habsburgischen Ländern freudigste Zustimmung. Am 2. September wird in Ofen die zweihundertjährige Jubelfeier der Befreiung dieser Hauptstadt aus den Händen der Türken begangen werden. Die gemeinsame Heldenthat deutscher und österreichischer Krieger wird in der Erinnerungsfeier das politische Bündnis von heute mit patriotischem Glanze verklären. Um so bedauerlicher erscheint es, daß der Münchener Gemeinderat die höfliche Einladung der Stadt Ofen zur Teilnahme an dem Feste mit „deutsch-nationaler" Begründung abgelehnt hat. Die

städtische Körperschaft hätte bedenken können, daß sie sich im Lichte steht, wenn sie nationaler erscheinen will als die deutsche Reichspolitik. Daß man sie damit entschuldigen muß, sie habe es „gut gemeint", gereicht ihr nicht zur Ehre.

* * *

In **England** hat das Kabinett Salisbury als rein konservatives Ministerium die Geschäfte übernommen. Ob es verstehen wird, die auswärtige Politik Englands zu einer wirklichen Großmachtpolitik zu erheben, ist uns angesichts der wahrhaft verblüffenden Enthüllungen über den Zustand der Heeresbewaffnung nicht zweifellos. Es schließt sich offen der Friedenspolitik der mitteleuropäischen Verbündeten an. Welchen Wert wir aber darauf zu legen haben, muß die Zukunft lehren. In der irischen Frage verweigert das Kabinett vorläufig noch die Bekanntmachung seines Programms. Nur das wird angedeutet, daß es neben der energischen Unterdrückung der gegen die Union gerichteten Verschwörungen auch „Reformen" einzuführen gedenkt, bestehend in einer beschränkten Selbstverwaltung für Irland, Schottland, England und Wales, sowie in einer Landreform für Irland. Was deutsche Protestanten veranlassen konnte, den Homerule-Vorschlägen Gladstones ihre Niederlage zu gönnen, war die Rücksicht auf die Glaubensgenossen im Norden Irlands. Konfessionelle Gesichtspunkte sind bei den Neuwahlen, wie berichtet wird, auch vielfach die ausschlaggebenden gewesen. Bei dem im letzten Monate in Ulster von ihnen selbst begonnenen Bürgerkriege haben sich aber die dortigen „Protestanten" der Sympathien, die ihnen auch auf dem Festlande gewidmet wurden, etwas unwert erwiesen. Der Siegesübermut hat sie zu Ausschreitungen veranlaßt, die aufs entschiedenste verurteilt werden müssen; sie machen dem protestantischen Namen die denkbar größte Unehre. Die katholischen Konstabler mögen noch so parteiisch gegen sie auftreten: eine Entschuldigung für den bewaffneten Angriff liegt darin unter keinen Umständen. Sie dürfen es uns also nicht verdenken, wenn wir bei Beurteilung der irischen Frage wenig Rücksicht auf sie nehmen.

Es scheint uns, daß die Verbindung des Zwangsregiments mit einer abgeschwächten Homerule ihrem Zweck, der Kräftigung des englischen Gesamtreiches, wenig entspricht. Wohl hat es einen Sinn, Irland sich selbst zu überlassen, um die Fenier in Irland, die Parnelliten im englischen Parlament loszuwerden, vorausgesetzt, daß Großbritannien als Einheitsstaat dabei intakt bleibt und sich nicht zu einem Vereinigte-Staaten-Bund auflöst. Es hat auch einen Sinn, mit äußerster Gewalt die irische Opposition gegen die Union niederzuwerfen, die Insel wie Feindes-Land zu behandeln und diktatorisch regieren zu lassen. Aber jedes Dritte erscheint uns völlig aussichtslos und für Salisbury verhängnisvoll. — Doch darüber brauchen wir nicht voraus zu sorgen; denn wer auf augenblickliche Parteizustände in England hin eine Zukunftsberechnung in diesem oder jenem Sinne bauen will, wird sich stets verrechnen. Es ist keineswegs ausgeschlossen, daß Salisbury die Homerule, die aus Gladstones Händen dem John Bull als ein Danaergeschenk erschien, eigenhändig einführt — vorausgesetzt, daß ihm dazu Zeit gelassen wird.

Die Stellung der Tory-Mehrheit im neuen Parlament ist so schwach als irgend denkbar. Die Hartington-Gruppe will nur in der Union-Frage zu ihnen stehen, wenn dieselbe in ihrem Sinne behandelt wird. Im übrigen ist das Kabinett ohne parlamentarische Mehrheit. Die überaus schwierigen Aufgaben der auswärtigen und inneren Politik werden unter solchen Verhältnissen auf eine plan- und sachgemäße Lösung noch warten müssen.

* * *

Digitized by Google

Frankreich beschäftigt sich in der sommerlichen Stille mit dem Gedanken, ob eine republikanisch-konservative Mittelpartei, die der zeitweilig unbeschäftigte Jules Ferry sich wünscht, möglich ist. Der Aufruf zur Bildung einer solchen ist erlassen. Man wirft die Angel nach den monarchistischen Elementen aus und gesteht ihnen ausdrücklich eine reservatio mentalis zu, die im entscheidenden Augenblick die Partei doch wieder aus den Fugen werfen würde. Uns scheint nach dem bisherigen Verhalten der Monarchisten, daß dieselben nur in der Person ihrer Prätendenten und im Gegensatze zur Republik ihr Einigungsmittel haben, nicht aber in konservativen Grundsätzen. Ihre Hoffnung auf endliche Wahlsiege unter der gegenwärtigen Regierungsform ist nur eine Redefloskel zur Ausschmückung glaubensmutig klingender Leitartikel und Manifeste. Ihre Hoffnung besteht einzig und allein in der Revolution, die Ferry mit der klassisch-französischen Phrase verurteilt: „Gründlich und leidenschaftlich sparsam will das Land vor allem die Ersparnis einer Revolution machen."

Der vielbesprochene Kriegsminister ist und bleibt der Held des Tages, sei es, daß er sich als gemeiner Lügner entlarven, oder wie der Held einer Mordgeschichte sich in Pfennigpamphleten abmalen, oder von ernsthaften militärischen Blättern als Dilettant schlimmster Sorte niederkritisieren läßt. Wir wollen ihn einstweilen den Witzblättern überlassen und zusehen, ob ihn im Herbst die Kammern noch dulden werden. Es kann uns nicht in den Sinn kommen, das französische Heer nach seinem obersten Vertreter zu beurteilen. Die Verordnungen, die er aus dem Aermel schüttelt, werden nicht imstande sein, von heut auf morgen die großartige Neuschöpfung zu ruinieren, die seine Vorgänger und mehr noch die bescheidenen Männer der eigentlichen geistigen Arbeit innerhalb des Kriegsministeriums und des Offizierkorps zu stande gebracht haben. Im Augenblick der Entscheidung wird das Kriegswerkzeug kaum sich in den Händen der Republik oder Herrn Boulangers befinden.

* * *

Der **Orient** hat infolge der vorläufigen Entthronung des Fürsten Alexander durch eine russische Verschwörerbande wieder ein völlig neues Gesicht gewonnen. Es ist unmöglich, schon heute (28. August), wo wir dieses schreiben, aus den sich widersprechenden telegraphischen Nachrichten ein Bild der Vorgänge und der Zustände in Bulgarien selbst zusammenzustellen. Auch der endgültige Ausgang ist, da von einer umfassenden Gegenwehr des bulgarischen Volkes und Heeres berichtet wird, noch völlig ungewiß; gelingt es derselben, die nichtswürdigen Verräter unschädlich zu machen und den trefflichen Fürsten nochmals zur Uebernahme der Regierung zu bewegen, so kann der Zwischenfall wohl ohne ernstere Folgen bleiben. Daß das offizielle Rußland wieder alle Schuld auf das nichtoffizielle schieben würde, war vorauszusehen. Es ist eine schöne Sache um den panslavistischen Prügeljungen, vorausgesetzt daß er sich das Revolutionieren nicht unterschiedslos zur Gewohnheit werden läßt.

* * *

Auch in den **Niederlanden** hat nun ein sozialistischer Krawall stattgefunden, in einem Staate, welcher der inneren Ruhe aufs dringendste bedarf, wenn er seinen Kolonialbesitz, die Grundlage seiner Existenz, weiter fristen will. So dringend wir wünschen, daß hier auch ferner den gewaltthätigen Unruhestiftern energisch in den Weg getreten werde, noch dringender wünschen wir, daß die beantragten Erhebungen über die Lage des Arbeiterstandes mit allem Ernst und mit denkbarster Unparteilichkeit gefördert werden und zu gründlichen sozialen Reformen führen möchten. Das ist wichtiger

und für die Zukunft aussichtsvoller, als alle internationalen Schutzbündnisse. Dort, wie bei uns, muß über dem „Kampf gegen die Sozialdemokratie" der „Kampf für den Arbeiterstand" zur Geltung kommen, nicht als Kampf mit Worten, sondern als eine positive Thätigkeit in der Gesetzgebung, im Privatleben, in der Wissenschaft, in der Kirche.

* * *

Der **dänischen** Regierung gebührt das Lob, daß sie sich der ihr durch die politische Lage zugefallenen absoluten Gewalt mit weiser Mäßigung bedient. Sie hat es geduldet, daß 10 000 Menschen, unter denen sich viele Sozialdemokraten befanden, auf dänischem Boden öffentlich den „Volkspräsidenten" Berg nach seiner Entlassung feierten und damit gegen das an diesem vollzogene Urteil des Höchstengerichts protestierten. Dabei wurde durch den Mund eines Geistlichen den Versammelten erklärt, Berg stehe nach diesem seinem ersten Martyrium, das er für die „Freiheit der Rednertribüne" erduldet, reiner da als je. Am liebsten hätten die Oppositionsführer das große Bergfest auf schwedischen Boden verlegt, weil es „in den Augen Europas sich brillant ausgenommen haben würde, wenn die dänische Demokratie sich in so eklatanter Weise als verfolgt und landesflüchtig gezeigt hätte". Leider war die schwedische Regierung so taktvoll, dem armen Europa diesen Spaß zu mißgönnen. So verlief denn die Demonstration ganz friedlich, und die dänische Regierung zitterte nicht, als hier der Bauernhäuptling dem Führer der sozialistischen Arbeiter feierlich die Freundeshand reichte, während die Partei der radikalen „Europäer" durch Abwesenheit glänzte. Auch eine andere politische „That" ließ die Regierung ruhig geschehen: ein übrigens recht kläglich verlaufenes Protestmeeting der Kopenhagener Liberalen gegen die nunmehr vorbereitungsweise in Angriff genommene Befestigung der Hauptstadt, die als ein wahnwitziges und ungesetzliches Unternehmen verdammt wurde. Um die Gleichgültigkeit der hauptstädtischen Bevölkerung, der über das viele jahrelange Hinundhergerede für und gegen die Befestigung von Kopenhagen schon ganz dumm im Kopfe geworden ist, siegreich zu bekämpfen, hat man es als wirksamstes Agitationsmittel betrachtet, wenn man den Bewohnern klar machte, daß durch die Befestigung die Perle von Kopenhagen, der herrliche „Tiergarten" verloren gehen werde. Man zog mit Bannern aus, welche die Worte trugen: „Sie sollen den Tiergarten stehen lassen"; jedoch nur verhältnismäßig wenige Kopenhagener hielten es der Mühe wert, sich an dieser Rettungsthat zu beteiligen, und auch der Kriegsminister, den man geladen, lehnte dankend ab. Nur an einem Punkt hat die Regierung sich einen, noch dazu ganz bescheidenen Eingriff in die üblen Gepflogenheiten der Demokratie erlaubt, indem sie durch einen neuen Zusatz zu dem sehr liberalen Preßgesetz dem neuerdings zu bedenklicher Blüte gelangten Unwesen der „Sitzredakteure" ein kräftiges Halt gebot. Es hat denn auch sofort, ebenso wie die übrigen provisorischen Gesetze, prächtig geholfen: die Herren Hetzredakteure jeglicher Farbe müssen nun gehorsamst ihre eigene Haut zu Markte tragen, und da persönlicher Mut bei ihnen nicht eben stark ausgeprägt ist, so sind sie auf einmal recht vorsichtig und zahm geworden. Nun können die Skandalmacher nicht mehr wie bisher die Regierung und ihre Organe ungestraft zum Besten haben, und frecher Lüge, Verleumdung und Beleidigung, die es besonders auf den König und seine Minister abgesehen hatte, ist ein wirksamer Damm gesetzt. Natürlich fühlt sich infolge dieser Maßnahme „das Volk" furchtbar geknebelt; aber die Bevölkerung, der die tief demoralisierende Presse längst zur Landplage geworden, kann dadurch nur gewinnen. Auch der Verbreitung des Züricher „Sozialdemokraten" und ähnlicher ausländischer Blätter ist durch das genannte Gesetz Einhalt gethan.

Wirtschaftspolitik.

Das Blaubuch des englischen Handelsamtes über die Bewegung des englischen Handels im Jahr 1885/86 liefert nun den ziffermäßigen Beweis wider die beflissenen Ausführungen der freihändlerischen Presse, nach denen der deutsche Schutzzoll und die Wendung der deutschen Wirtschaftspolitik überhaupt die Ursache der Abschwächung des internationalen Handelsumschlages gewesen sein soll. Freilich hätte es dieses Beweises gar nicht bedurft. Das Hauptbeweismittel für den durch den deutschen Schutzzoll angeblich herbeigeführten Handelsrückgang wurde aus den Verhältnissen des bremischen Hafen- und Handelsverkehrs gezogen, da sich dort allerdings in vielen Artikeln ein Rückgang der Handelsmenge gezeigt hat und noch zeigt. Allein abgesehen davon, daß schon fast unmittelbar nach der ersten Veröffentlichung der bremischen Handelskammer die Berichte aus Antwerpen, aus den französischen und einigen englischen Häfen ganz dieselbe Erscheinung zeigten wie Bremen, daß also in rein freihändlerischen Häfen — und dazu gehört sogar Bremen selbst! — sich dieselbe Erscheinung zeigte wie in den schutzzöllnerisch angehauchten, war nachzuweisen und ist nachgewiesen worden, daß bei einer wirklich rationellen Aufmachung einer Handelsbilanz sich findet: daß sich der Zweck der Schutzzölle (der doch kein andrer sein kann, als der, die Einfuhr zu vermindern) erfüllt zeige durch eine Veränderung des Verhältnisses zwischen Ein- und Ausfuhr und insbesondere auch dadurch, daß für die ausgeführten Artikel mehr, für die eingeführten weniger bezahlt wurde — was doch ohne Zweifel nach kaufmännischen Grundsätzen nicht als ungünstige, sondern als günstige Handelsbilanz bezeichnet werden muß. Zugleich aber haben auch die bremischen Kaufleute nicht weniger verdient als früher. Demgegenüber fällt aber eine Verminderung des Handelsumschlagswerts um so weniger ins Gewicht, als dieselbe öfter zufällige und vorübergehende Ursachen hat und als überhaupt eine fortgesetzte und unendliche Steigerung irgend eines Verhältnisses gar nicht denkbar ist. Immer aber ergeben die vorliegenden Ausweise auch hinsichtlich des betreffenden Handelsplatzes im Allgemeinen, daß der Wertrückgang des Umschlages nur unbedeutend war.

Aehnlich wie mit dem bremischen Handelsbericht verhält es sich mit allen übrigen, und nicht minder zeigen die Berichte aus den Industriegebieten, selbst da, wo sie Stockungen ausweisen, daß der Schutzzoll nicht ohne günstige Einwirkung war. Es haben wohl in einigen Industriegebieten Verminderungen der Arbeiterzahl stattgefunden; dieselben waren indes bei weitem nicht so umfangreich, als die Einzelberichte vermuten ließen; in anderen Gebieten haben dagegen sogar zum Teil sehr erhebliche Vermehrungen der Arbeiterzahl stattgefunden und zwar auch bei Industrien, welche dem Luxus dienen, wie bei der Pforzheimer Goldindustrie, wo sich die Arbeiterzahl im Jahr 1885 um 15 Prozent vermehrt hat und wo auch die Zahl der Betriebe sich um mehrere Prozent gesteigert hat. Nun wollen wir zwar durchaus dies nicht so ohne Weiteres als einen günstigen Gang der Verhältnisse ansehen. Wir halten es im Gegenteil für eine Hauptquelle des wirtschaftlichen Notstandes, daß sofort, wenn sich die industriellen Bestellungen um ein Weniges steigern, sofort eine massenhafte Vermehrung der Arbeiter und Ueberzeitarbeit eintritt. Es würde weit sachgemäßer sein, die Arbeit mehr zu verteilen, was bei der gegenwärtigen Betriebsweise, wo gewöhnlich auf lange Zeit hin Warenvorrat vorhanden ist, sich sehr leicht bewirken läßt. Allein für das Manchestertum, das doch auf unmäßige Ausdehnung der Konkurrenz und auf rücksichtslose Massenproduktion hinausläuft, gehört doch eine unglaubliche Keckheit dazu, im Angesicht solcher Ausdehnung von Mißerfolgen der Schutzpolitik zu reden — um so mehr, wenn man die Feststellungen des englischen Handelsamtes dagegen hält. Da ist kein Gebiet des Handels, das nicht eine Handelsabnahme, wogegen die deutsche ein Kinderspiel ist, ausweist. Der Handelswert im Verkehr mit den Vereinigten Staaten nahm ab um nicht weniger als

17,000,000 Lstrl., derjenige im Verkehr mit Indien um 7,000,000 Lstrl., mit Deutschland um 5,000,000 Lstrl. ꝛc. Wollten wir ebenso gedankenlos verfahren, wie die Vertreter des Manchestertums, so würden wir ebenfalls mit derselben Sicherheit, wie sie den von ihnen behaupteten Rückgang des deutschen Verkehrs ohne Weiteres auf Rechnung des Schutzzolles setzen, ihn dem Freihandel zuschieben und zwar ohne Zweifel mit mehr Berechtigung. Indes sind wir weit entfernt, uns so beschränkt auszudrücken. Wir setzen daher auch nicht die englischen Ergebnisse auf den „Freihandel" im engeren Sinne, sondern auf das gesamte manchesterliche System, indem wir den Begriff des „free-trade" nicht sowohl durch den deutschen Begriff des „Freihandels" als vielmehr durch den des „Freihandelns" decken. Und in der That bezeichnet das vorjährige Ergebnis des englischen Handels nicht sowohl einen Rückgang des Handels an sich, sondern nur den Fortgang der wirtschaftlichen Verschiebung, welche in der zunehmenden Loslösung des Kapitals von den nationalen Beziehungen zum Vorschein kommt. Der Handel verkapitalisiert ebenfalls, d. h. er löst sich von seiner Basis ab; der englische Umschlag, als den wir denjenigen des gesamten Welthandels, soweit er durch englisches Kapital bewirkt wird, ansehen müssen, wird in immer niederem Verhältnis über England selbst bewirkt; es geht daher auch der Nutzen, den die arbeitende Bevölkerung Englands bei dem Handelsumschlag hatte, verloren, und damit vermindert sich der Nutzen, den die englische Bevölkerung von ihrem Kapitalreichtum hat, immer mehr; um so mehr wächst der Schaden. Dies zeigt sich z. B. auch in den Ergebnissen einer landwirtschaftlichen Zählung, welche in England am 4. Juni dieses Jahres stattfand. Danach hat im Jahr 1885 die Landwirtschaft einen weiteren Rückgang erfahren, indem nicht nur der Getreideanbau, sondern auch die Schaf- und Schweinezucht abgenommen hat und nur bei Hornvieh eine kleine Vermehrung gezeigt worden ist.

Dieser Thatsache gegenüber finden sich die englischen „Volkswirte" ab, indem sie die „Konkurrenz der Deutschen" anschuldigen und hervorheben, daß im Juli dieses Jahres Industrieprodukte im Werte von 10,124,869 Lstrl. aus Deutschland nach England geschickt wurden — der dritte Teil der gesamten Einfuhr. Dies würde (sofern die Angabe nicht auf einem Fehler beruht) noch schlagender zu Gunsten des deutschen Schutzzolles gegen den Freihändler beweisen, da im ganzen Vorjahr die englische Einfuhr aus Deutschland nur 23,069,163 Lstrl. betrug, was auf den Monat noch nicht 2,000,000 Lstrl. ausmacht. Wollte man aber die statistischen Ziffern nach ihrem Wert gebrauchen, dann würde man die kolossale Ausfuhr der Vereinigten Staaten nach England, welche mit Lstrl. 86,478,813 die Einfuhr von Lstrl. 31,094,589 um mehr als 55 Millionen übersteigt, dem Rückgang der englischen Landwirtschaft erwägend gegenüberstellen, denn außer Baumwolle kommen bei der amerikanischen Zufuhr fast ausschließlich Getreide und Fleisch in Betracht; außerdem etwa noch Petroleum und Tabak. So ungeheuer die Summe ist, so weist sie doch gegen das Vorjahr einen Wertrückgang von 12 000 000 Lstrl. aus — was die Manchesterleute einfach erklären durch die Bemerkung, „weil jetzt viel Korn aus Indien kommt". Der Wert der englischen Weizeneinfuhr aus Indien hat aber im Jahre 1885 nicht ganz 1 200 000 Lstrl. betragen — also kaum 10 Prozent des Rückganges der amerikanischen Zufuhren. In der Hauptsumme jener Handelsposition zeigt sich die wahrhaft ungeheuerliche wirtschaftliche Abhängigkeit Englands von den Vereinigten Staaten und die Wirkungen der internationalen kapitalistischen Wirtschaft in der anschaulichsten Weise. Nehmen wir an, daß der Ausfuhrwert der nach England gebrachten amerikanischen Waren 20 Prozent niedriger ist, wie der Einfuhrwert, so ergibt sich immer noch eine Differenz von nahezu 40 Millionen Lstrl. an Werten, die England aus den Vereinigten Staaten ohne Gegenleistung empfängt — entsprechend einem in den Vereinigten Staaten angelegten Kapital von etwa zwanzig Milliarden Mark. Jener Betrag wird also an amerikanischen Erzeugnissen durch das englische Kapital herausgezogen und in England ver-

wertet; und da derselbe mit Ausnahme von Petroleum, Baumwolle und Tabak bis jetzt nur aus Erzeugnissen, welche auch die englische Landwirtschaft gewinnen kann, besteht, so erklärt sich die zunehmende Bedeutungslosigkeit des englischen Grund und Bodens für die Ernährung des Landes zur Genüge. Darüber brauchen sich nun allerdings die Kapitalisten, welche die Koupons zur Deckung jener ungeheueren Zufuhr nach den Vereinigten Staaten schicken, zunächst keinen Kummer zu machen, denn das Zwischengeschäft besorgt alles Nötige, ohne daß die Kapitalisten davon viel merken, und die Geldlords, welche die Landlords zum größten Teil schon aus ihren Besitzungen hinausgedrängt haben — nur noch etwa fünf Prozent der englischen Peersfamilien reichen bis in das fünfzehnte Jahrhundert zurück — gewinnen dadurch um so leichter die Mittel, das Land, das zur Landwirtschaft „nicht mehr nötig" ist, zu Parks oder Weiden umzugestalten und brauchen sich, wo man jenseit des Meeres im Schweiße des Angesichts für sie arbeitet, ihr Behagen nicht mehr durch den Anblick landwirtschaftlichen Plags stören zu lassen, und wenn sie ja noch Landwirtschaft treiben, so können sie dieselbe als Sport und Luxus behandeln; und wenn die Milch auf ihren „farms" im Gewinnungswert dem Champagner gleichkommt, so erhöht der Gedanke daran jedenfalls das Behagen des Genusses, denn die Gegenden, wo dieses Erzeugnis der Landwirtschaft nur noch als Schweinefutter allenfalls Verwertung finden kann, liegen zunächst noch weit außer dem Gesichtskreise. Allein für die immer massenhafter aus dem Lande in den Pferch der Städte getriebene und hier in den Lebens- und Lohnkampf gespannte Bevölkerungsmasse werden die Verhältnisse immer unbehaglicher und bald wird fair-trade gleich drohend neben homerule stehen.

Denn eigentlich ist in den Ziffern des englischen Blaubuchs das Schlimmste nicht mehr die Höhe des amerikanischen Einfuhrwertes, sondern der Rückgang der Einfuhr um 12 Millionen, welche eine Steigerung der englischen Kapitalanlagen in den Vereinigten Staaten um mindestens jenen Betrag nicht mehr aus den Ergebnissen der englischen Arbeit, sondern aus denen der amerikanischen bezeichnet, was aber einer Steigerung des englisch-amerikanischen Koupons um mindestens 500 000 Lstrl. jährlich gleichkommt. Man kann also die Zeit, wo die englische Landwirtschaft als solche vollständig vernichtet sein wird, mit doppelten Schritten herannahen sehen. Aber auch der Zeitpunkt, wo überhaupt die Verwertbarkeit vermehrter Einfuhr landwirtschaftlicher Erzeugnisse in England aufhört, muß mit Riesenschritten herankommen; ja er zeigt sich schon in unmittelbarer Drohung vor den Augen der englischen Industriellen in der Erscheinung, daß im Juli d. J. ein Drittel der englischen Einfuhr aus deutschen Industrieerzeugnissen bestanden hat.

Aber nicht die „deutsche Konkurrenz", vor der die Engländer jetzt eine so gewaltige Furcht zeigen, ist es, welche die Gefahr bringt. Diese „Konkurrenz" steht ebenso unter dem Zwange des Kapitals wie der Rückgang der englischen Ueberlegenheit auf dem Weltmarkte. Nach dem englischen Blaubuche sind 1885 von Deutschland Werte zu 23 069 163 Lstrl. nach England gebracht worden gegen 27 059 830 Lstrl., die nach Deutschland gesandt wurden — wonach Deutschland im Verhältnis zu den Vereinigten Staaten als ein guter Abnehmer für England gelten könnte, wenn nicht vorausgesetzt werden müßte, daß die Hauptmenge jener Ware nicht aus England, sondern nur über England gekommen ist. Aber unter jenem Kapitalzwange ist es nicht mehr ausgeschlossen, daß, nachdem die Möglichkeit die landwirtschaftliche Einfuhr nach England zu steigern aufgehört hat, auch die unmittelbare Brachlegung der englischen Industrie durch das eigene Kapital beginnt.

Vor zehn Jahren konnte man noch über den Gedanken, daß eine fremde Industrie der englischen im eigenen Lande Konkurrenz machen könnte, lachen. Aber der notwendige Gang des free-trade und laissez-faire ist ein so rapider gewesen, daß, wie wir aus unserer kurzen Berührung der Ziffern des englischen Blaubuchs über das abgelaufene Handelsjahr ersehen, dieser Gedanke sich in eilender Schnelle in Thatsachen

umsetzt. Wenn es aber einmal so weit gekommen sein wird, daß englische Kohle nicht einmal mehr als halber Ballast ausfuhrfähig ist, dann wird der Zusammenbruch des Manchestertums in Großbritannien erfolgen. Die schon von uns berührte Zuspitzung des Konkurrenzkampfes zwischen den großen und kleinen Industriebetrieben, den die ersteren bis zur völligen Vernichtung der letzteren zu treiben beabsichtigen, ist nur die Einleitung zur Krisis, während es der manchesterlichen Presse noch gelungen scheint, die Führer des fair-trade zu verwirren. Denn die neuesten Kundgebungen von dieser Seite sind ungemein einseitig. Dieselben wenden sich zum Teil gegen die Ausfuhrprämien anderer Länder und verlangen Schutz dagegen im Interesse der englischen und kolonialen Produktion. Dagegen ist an sich wenig einzuwenden. Die Ausfuhrprämien passen in kein gutes sozial- und handelspolitisches System, aber sie schaden den Ländern, welche diese Prämien anwenden, weit mehr, als den Handelsländern; und besonders England hat z. B. Deutschland weit weniger zu fürchten, als seine Kolonien, obgleich oder gerade weil dort englisches Kapital in ungemessenen Summen angelegt ist. Ueberhaupt besteht eine weit engere Gemeinsamkeit der Interessen zwischen den alten konkurrierenden Wirtschaftsgebieten, als zwischen den neu erschlossenen, die auf mehr oder weniger gewaltsame Weise durch die kapitalistische Wirtschaft zu Konkurrenten großgezogen werden.

Die Naivität, mit der man diesen Verhältnissen gegenübersteht, bezeichnet z. B. auch ein englisches Urteil, das in vollem manchesterlichem Neid die kapitalistische Entwickelung in Deutschland betrachtet. Es wird nämlich gemeldet, daß eine Berliner Kapitalistengesellschaft eine russische Waldfläche von 180 000 Morgen zum Preise von 240 000 Lstrl. — also etwa 28 Mark für den Morgen — zur Abholzung binnen dreißig Jahren gekauft habe, wobei die englischen Blätter bemerken, daß dieses „schöne Geschäft" auch von englischen Kapitalisten hätte gemacht werden können, wenn sich dieselben nicht von den deutschen mehr und mehr schlagen ließen. Wir fürchten, daß dieses Geschäft für die Holzproduzenten in Deutschland nichts „Schönes" mit sich bringen wird.

So ist es gegenwärtig mit den meisten wirtschaftlichen Vorgängen. Von allen europäischen Industriegebieten besonders hinsichtlich des Berggebietes ist Belgien jetzt das einzige, von wo man ziemlich flotten Geschäftsgang meldet — schwerlich freilich mit befriedigenden Lohnverhältnissen, da sonst die Unruhe unter den Arbeitern nicht so stark fortdauern würde. Allein fast alle Arbeiten dienen zur Herstellung auswärtiger Anlagen, von denen die bereits erwähnten im südlichen Rußland die gefährlichsten sind, da sie zur unmittelbaren Konkurrenz gegen die alten Anstalten dienen sollen. Die Anlage derselben entspricht vollständig derartigen Geschäften, wie das erwähnte Holzgeschäft. Dieselben bringen den Unternehmern einigen Nutzen, aber der Schaden, den sie der heimischen Produktion durch Vernichtung des Marktes zufügen, ist ein unermeßlicher. Allerdings wird man nicht verhindern können, daß sich in den bisher agrarischen Ländern ebenfalls intensive Landwirtschaft und Industrie entwickelt; allein es ist etwas anderes, wenn dies langsam und von innen heraus erfolgt, als wenn es unter Treibhauszucht und mit der Absicht der Konkurrenz gegen die heimischen Betriebe selbst erfolgt. Sollen doch nach dem Bericht einer Kommission, welche die industriellen Verhältnisse der polnischen Grenzgouvernements zu untersuchen hatte, sich unter den dortigen Fabrikarbeitern 30 Prozent fremde und meist deutsche Arbeiter befinden.

Uebrigens scheint nach und nach die Erkenntnis der Interessen-Gemeinsamkeit der industriellen Länder einigermaßen zur Erkenntnis zu gelangen, wenn auch zunächst nur in negativer Weise und etwa insofern, als verschiedene Versuche gemacht werden, auch auf dem Boden der Schutzzollpolitik zwischen den benachbarten Staaten des Festlandes eine größere Uebereinstimmung herbeizuführen. Der Gedanke eines mitteleuropäischen Zoll- und Handelsbundes ist wieder mehrfach aufgetaucht. Derselbe ist freilich viel zu weitschichtig, als daß er rasche Fortschritte machen könnte. Aber praktisch ist es doch be-

merkenswert, daß die Schweiz, wo von einigen Seiten her Stimmung für einen Zoll- und Handelskrieg zu machen gesucht wurde, diesen Weg vermieden und Anregung gegeben hat, auf dem Wege der Verhandlungen und des Vertrags die gegensätzlichen Handelsinteressen auszugleichen. Selbst in Belgien, dessen Industrie freilich viele unmittelbare Interessen in Deutschland hat, hat schon der Gedanke eines mitteleuropäischen Zollbundes Anklang gefunden. Allerdings ist in diesem Lande, trotz der vorübergehenden lebhafteren Thätigkeit der Eisenindustrie der wirtschaftliche Notstand groß und da auch in den bisher so selbstgenügsamen und stillvergnügten Niederlanden die wirtschaftliche Not sich gleich sehr kräftig geltend zu machen begonnen, und eine gewisse Wechselwirkung beider Beziehungen immer stattgefunden hat, so hat man dort merkwürdig rasch seine Vereinzelung erkannt und sucht nach Anlehnung.

In Holland sind es nicht nur die sozialen Verhältnisse im eigenen Lande, welche schwere Bedenken erregen, sondern auch diejenigen in den Kolonien, welche freilich schon seit geraumer Zeit erschüttert erscheinen. Nachdem eine Krisis, durch welche mehrere Kolonialbanken in ungeheuere Verluste gerieten, kaum überstanden ist und hinsichtlich vieler Einzelheiten noch schwebt, droht auf Java eine neue und sehr gefürchtete Krisis wegen des Rückganges der Zuckerpreise, durch welche das ganze dortige Kolonialsystem erschüttert werden kann. Trotz vielfacher Beratungen über Mittel und Wege, dieser Krisis entgegen zu treten, steht man derselben noch hilflos gegenüber. Dabei fürchtet man in einigen größeren Fabriken in Holland selbst den Ausbruch neuer Streiks, und nach den Tumulten in Amsterdam, die zwar unterdrückt wurden, erscheint die Sicherheit jener reichen Hauptstadt stark gefährdet.

Inzwischen sind auch in Frankreich neue Streiks ausgebrochen. Trotz der stark betriebenen Ausfuhr ist die Industrie nur unbefriedigend beschäftigt, wobei sich die Staatsfinanzen ebenfalls noch fortgesetzt in absteigender Linie bewegen. Der Ausfall der Einnahmen im ersten Halbjahr von 1886 beträgt gegen das Vorjahr 37 500 000 Fr. Dabei mußten allein 45 000 000 Fr. als Zinsengarantien an die Eisenbahnen gezahlt werden. Der Finanzminister versuchte zwar, die Finanzlage im allgemeinen als sehr günstig darzustellen, allein die Thatsache einer Steigerung der Staatsausgaben während der zehn Jahre der Präsidentschaft Grevy's von 2700 000 000 Fr. im Jahr 1876 auf 3533 000 000 Fr. im Jahr 1885 läßt sich nicht durch schöne Berichte beseitigen, ebensowenig die steigenden Defizite, welche in den sieben Jahren von 1879 bis 1885 nicht weniger als 3902 000 000 Fr. betragen, obgleich die Staatseinnahmen von 2864 000 000 im Jahr 1979 auf 3032 000 000 Fr. im Jahr 1885 gesteigert wurden. Und diese ganze Steigerung und die Defizite sind lediglich den Zwecken der Privatspekulation geopfert worden; und nur etwa für die Armee sind daneben noch große Beträge abgefallen — aber doch nur Bruchteile im Verhältnis zu den Summen des Tributs, welche die Republik an die Börse zu zahlen hat und welche weit über die Hälfte der Staatsausgaben betrugen.

Zwischen einem so mäßigen Gang erscheint es als ein kleinliches Zwischenspiel, das nicht der Rede wert ist, daß die Pariser Kellner einen Spezialaufstand veranstaltet haben. Gleichwohl ist derselbe wichtiger, wie viele andere lärmhaftere Erscheinungen, weil er sich offen gegen das ausbeutende Zwischengeschäft, das seine Spitze in der Börse hat, richtet. Es ist bekannt, daß auch in den Städten Deutschlands die Stellenvermittler vampyrartig auf der Dienstbotenklasse sitzen und ihre Ersparnisse, wenn nicht noch schlimmeres aufzehren. Indes sind sie nur ein Zwickel in dem weiten Netz des Zwischengeschäfts, das nichts arbeitet, wohl aber den Gang der Arbeit bestimmt und den Gewinn derselben sich von vornherein aneignet und das zu hemmen weiß, wenn die Dinge über sein Sonderinteresse hinauswollen. Ein interessantes Beispiel in letzterer Hinsicht gab vor einigen Tagen die Londoner Börse, indem sie eine Aktienemission von 7250 000 000 Lstrl. zum Bau eines Kanals von Liverpool nach Manchester unter Führung Rothschilds verunglücken ließ, während jedes Unternehmen, was etwa aus

Australien an die Londoner Börse gebracht wird, sicher überzeichnet wird. Aehnliches ist auch in Deutschland vorgekommen, um so bemerkenswerter mag es erscheinen, daß sich endlich eine Reaktion, wenn auch eine etwas beschränkte und etwas seltsame gegen jenes Getriebe erhebt.

Hier sollten auch die Handwerkerversammlungen, welche gegenwärtig in Deutschland vielfach tagen, einsetzen und sich nicht so sehr, wie sie thun, auf politischem Gebiet bewegen. Da leistet die Polizei schon selbst oft mehr als gut ist, wie dadurch, daß sie das Almosengeben — ohne Zweifel ein unantastbares, christliches Recht — bei Strafe verbieten will. Auf diese Weise löst man die Landstreicherfrage nicht. Was soll denn werden, wenn ein großes Bauwerk, an dem Tausende von Menschen beschäftigt werden, vollendet wird und diese ausziehen müssen, andere Arbeit zu suchen? Mit ihren Ersparnissen werden sie nicht weit kommen. Es ist ja wohl schlimm genug, daß die kapitalistische Ausbeutung, die den Gewinn ziehen will oder gezogen hat, ihre Arbeitermassen, die sie heranzieht oder die sie entläßt, der fremden Mildthätigkeit überlassen kann. Aber wenn man ein so ungeheures Unkraut, wie die Landstreicherei unter dem kapitalistischen Betrieb es ist, ausrotten will, indem man die Blume abreißt, die Wurzel aber säuberlich begießt, dann erinnert man nur an Lord Canning, der sagte, als ein Londoner Philister sein Vermögen dem Könige zur Abtragung der Staatsschuld testamentarisch vermacht hatte: Das ist gerade so, als ob der ehrenwerte Herr die Themse mit seiner Nachtmütze hätte aufhalten wollen.

Kirche.

Wir beginnen unseren Bericht diesmal mit der Verbesserung eines interessanten Druckfehlers, der sich in den vorigen eingeschlichen hat. Bei den Bestrebungen für die Selbständigkeit der evangelischen Kirche war auch von dem Wunsch nach episkopaler Gestaltung unserer Kirchenleitung die Rede. Da hieß es nun in dem folgenden Satze: „Wir bekennen, daß wo dieser Wunsch hervortritt, dies erst geschieht im Gegensatz zur Laienthätigkeit in der Kirche.“ Es *sollte* aber heißen: „wir betonen, daß ... es *nicht* geschieht im Gegensatz zur Laienthätigkeit in der Kirche.“ Der Sinn der Worte mußte freilich auch trotz des Druckfehlers aus dem gleich folgenden klar sein, wo es heißt: „nicht im Gegensatz zur Synodalverfassung, sondern im Gegensatz zum Bureaukratismus.“ Allein es ist in unseren Tagen leider nöthig, auch gegen Unsinn sich zu verwahren. Es würde uns gar nicht wundern, wenn wir in einer liberalen Zeitschrift unseren Druckfehler als einen Beweis angeführt fänden für die hierarchische Tendenz des v. Hammersteinschen Antrages, oder für die romanisierenden Absichten auf Unterdrückung der Gemeinde seitens derer, welche sich jetzt in die Maske von Freunden der Selbständigkeit der Kirche stecken oder dergl. Muß man ja doch dergleichen Redensarten nicht nur in der „Magdeburgischen Zeitung“, sondern auch in Kirchenzeitungen lesen. Im allgemeinen ist der Strom der Zustimmungen zu dem erwähnten Antrage in den letzten Wochen noch immer im Anschwellen begriffen gewesen. Eine einzige Synode Westfalens konnte von der freisinnigen Presse als Trost genannt werden, in welcher über einen Antrag auf Zustimmung zu dem Hammersteinschen Antrag zur Tagesordnung übergegangen worden ist, aber doch das Vertrauen zu den berufenen Organen ausgesprochen wurde, daß dieselben ohnehin energisch genug für die Kirche eintreten würden, wie sie es bisher gethan hätten. Durch die Form dieses Beschlusses und durch die Vereinzelung, in welcher sich diese Synode befindet, wird die Zustimmung

Digitized by Google

zu den Wünschen, welche in dem Antrage zum Ausdruck kommen, in noch helleres Licht gesetzt, als eine die gesamten ernstkirchlichen Kreise bewegende. Auch Professor Beyschlag wird daran nichts ändern. Nun haben zwar die Teilnehmer einer Generalversammlung des Evangelischen Gemeindeblattes für Rheinland und Westfalen einmütig ihre Zustimmung zu Beyschlags Polemik gegen den Hammersteinschen Antrag ausgesprochen. Allein wir brauchen zur Beleuchtung des Wertes dieser Kundgebung nur die betreffende Aeußerung jener Generalversammlung mitzuteilen. Sie erklärten nämlich ihren Widerspruch „nicht sowohl gegen den Buchstaben als gegen den sattsam bekannten Geist“ des betr. Antrages und seiner Urheber. Herrn v. Hammersteins „Geist“ wird sehr betroffen sein von dieser Polemik, die gegen ihn unternommen werden soll. Wir fürchten nur, daß es mehr ein Kampf gegen Gespenster werden wird. Das genannte Blatt, das vor zwei Jahren gegründet wurde zur Verbindung der nicht in die Entrüstung über Benders Auftreten einstimmenden Kreise, wird — nach Beschluß jener Versammlung — demnächst eine Kritik der Hammersteinschen Pläne von sachkundiger Hand veröffentlichen. Eine ernste Aufgabe in der That! — da die sachkundige Hand nicht nur die Kritik, sondern auch die „Pläne“ erst zu verfassen haben wird.

Besondere Berücksichtigung bedarf in diesen Zeiten, die der Beendigung des Kulturkampfes nachfolgen, das Verhältnis unserer Kirche zu den Bestrebungen der römischen. Wir bemerken überall ein besonders aggressives Vorgehen auf jener Seite. Wie weit die Schärfen, die dabei zu Tage treten, auf Reizungen durch die evangelisch-kirchlichen Genossen zurückzuführen ist, läßt sich schwer beurteilen. Das aggressive Verfahren selbst geht aus der inneren Kräftigung des römischen Bewußtseins hervor, das dem Kulturkampf entsprossen ist. Mehrfach ist auf die bemerklichen Fortschritte aufmerksam gemacht, welchen der Katholizismus in dem einst rein lutherischen Württemberg gemacht hat; besonders seltsam ist aber dabei das Verhalten der Behörden und die Praxis der römischen Kirche, daß junge Leute, die, um Theologie zu studieren, in das (vom Staate unterhaltene) Stift in Tübingen eintreten, nicht selten veranlaßt werden, falls sie dazu begabt sind, in andere Fächer, besonders die Jurisprudenz, überzutreten, woraus sich die auffallend große Zahl katholischer Beamten in Württemberg mit erklären soll, die also gewissermaßen auf Staatskosten erzogen werden. — Aufsehen hat neuerdings die Anerkennung erregt, welche der Papst dem Jesuitenorden hat zu teil werden lassen, und man will daraus auf sein Streben schließen, bei der deutschen Reichsregierung auf Rückberufung der Jesuiten anzutragen. Allein es ist zu hoffen, daß er mit solchen Wünschen kein Glück haben würde; die Regierung dürfte schon um der Aufregung willen, welche durch diese Maßregel in einer Zeit, in der die Gegensätze so gespannt sind, unter den Evangelischen hervorgerufen würde, nicht darauf eingehen.

Einige kleine Plänkeleien zwischen den Katholiken und Protestanten hat es am Rhein gegeben. Wir führen nur eine an. Ein Pfarrer Thümmel ist wegen Beschimpfung der Altarssakramente und der Meßopfer durch einen Artikel der „Remscheider Zeitung“ zu 3 Wochen Gefängnis verurteilt. Ausdrücke wie die von dem „gebackenen Gott“ der Katholiken, von ihrem „Götzendienst“ u. s. w. spielten dabei eine Rolle. Wir unsererseits verurteilen es auf das Allerentschiedenste, wenn derartige Polemik in den Zeitungen getrieben wird. Und wenn die Affaire Thümmel, der übrigens gegen das Urteil appelliert hat, dazu dienen würde, den Evangelischen in das Bewußtsein zu rufen, daß sie sich über Angriffe der römischen Kirche auf Leute, die sich so wild gegen sie benehmen, nicht wundern dürfen, so würde sie zum Segen werden. Wir sind der Meinung, daß das Reich Gottes durch Schimpfen über Rom nicht gebaut wird.

Im Laufe des Sommers sind verschiedene Landessynoden abgehalten worden ohne besondere Bedeutung. Von der badischen Generalsynode merken wir an, daß die

Parteiverhältnisse für die Positiven etwas ungünstiger waren als das letzte Mal, daß aber doch der Beschluß gefaßt ist, um Wiedereinführung einer vierten Religionsstunde in der Volksschule zu bitten. Der Führer der Positiven verlas eine Erklärung der Minorität, worin sie fortgesetzt ihre Wünsche um Berücksichtigung der positivgläubigen Kreise Badens bei Besetzung der theologischen Lehrstühle in Heidelberg kund geben, welche auch durch die Berufung des jungen Ritschlianers Wendt nicht befriedigt seien.

Wir haben heute einen Blick zu werfen auf eine eigentümliche Bewegung, welche in der evangelischen Kirche zu immer größerer Bedeutung gelangt, — allerdings nur in einigen Gegenden, immerhin aber ist sie ein Symptom für die Zustände unserer Kirche überhaupt. Es gibt in manchen Teilen der evangelischen Kirche Gemeinschaften, welche sich in ihrem Glauben noch neben der kirchlichen Pflege in besonderer Weise erbauen wollen. Am bekanntesten sind die Württembergischen Konventikel, welche — wenn sie von der Kirche und ihren Organen freundlich angesehen, sich auch freundlich zu ihr stellten, von großem Segen gewesen sind. Freilich boten sie im anderen Falle auch nicht selten die Handhabe für die eindringenden Methodisten. Ganz ähnlich liegen die Verhältnisse in Ostpreußen, wo eine große Anzahl von Stundenhaltern für die Erbauung der gläubigen Kreise sorgen. Nur ist es schade, daß sie hier im ganzen einer rationalistischen Geistlichkeit gegenüberstanden und dadurch die Stellung der Gemeinschaften zur Kirche eine ziemlich gespannte war. Kürzlich ist nun der Versuch gemacht, hier eine Harmonie zwischen diesen Leuten und den gläubigen Geistlichen und ihren Anhängern herzustellen. Herr von Oertzen aus Hamburg, der in Schleswig-Holstein selbst im kirchlichen Sinne derartige Gemeinschaften bilden und leiten läßt (Landmission), hat den Versuch angeregt, der anscheinend gute Folgen in Aussicht stellt. Es sind auf dem Gute einer Frau von Below gelegentlich eines Missionsfestes die angesehensten der gläubigen Pastoren mit mehr als zwanzig Stundenhaltern zu Verhandlungen zusammengetreten, bei denen es freilich nicht an scharfen Auseinandersetzungen fehlte, die doch aber hoffentlich einen Boden bereitet haben, auf dem man sich näher kommen wird. Man kann sich denken, wie nahe — nach der Entwickelung der Gemeinschaften im Gegensatz zu einer verweltlichten Kirche — den sonst so trefflichen Gemeinschaftsleuten die Gefahr des Pharisäismus liegt. — In manchen Gegenden Rheinlands und Westfalens ist das Stunden- und Gemeinschaftswesen gleichfalls sehr ausgebildet. Hier aber ist nun die Gefahr die, daß sie meistens an schon bestehenden Sekten Anschluß finden, wenn sie auch noch nicht selber zu ihnen gehören. Und zwar sind es immer besondere Ideen, welche in ihnen betrieben werden, die sich entweder auf die letzten Dinge oder auf besondere Fragen bei der Bekehrung und der Heiligung beziehen; neuerdings wird besonders die christliche Vollkommenheit und die Gebetsheilung gepflegt. Es ist gewiß ein richtiger Gedanke, wenn man diesen Bewegungen das Gefährliche dadurch zu nehmen sucht, daß man sie in möglichst viel Berührung mit den geordneten kirchlichen Organen bringt, d. h. daß sich dieselben um sie bekümmern. Allein es gibt doch auch da noch besondere Schwierigkeiten. Kürzlich ist nun bei den „Freunden der Glaubensbewegung", d. h. in den zuerst durch Pearsall Smith angeregten Kreisen, dessen Nachwirkungen besonders durch Inspektor Rappard und die Crischona bei Basel, dann aber auch in den Gemeinschaften des Siegerlandes repräsentiert werden, ein Aufruf erschienen, welcher bezweckt, die Ausbildung von erweckten jungen Leuten für den Evangelistendienst zu ermöglichen. Eine Unterweisung von fünf Monaten wird dazu für genügend gehalten und Herr Pastor Jellinghaus in Gütergotz bei Potsdam wird dieselbe übernehmen. Wir wollen gar nicht bestreiten, daß ein „bekehrter junger Mann", der „den Drang hat, dem Herrn Seelen zuzuführen", unter Umständen in fünf Monaten sehr vieles dazu lernen kann. Wir freuen uns auch, wenn es deren immer mehr werden, die Christum verkündigen auf allerlei Weise. Allein wir sehen in den erweckten Kreisen der Gegenwart so viel ungesunde

Neigungen, Verwechselungen von Erweckung, Bekehrung und Wiedergeburt, so viel Unklarheit über die Kirche und die Gnadenmittel, daß wir mit einiger Besorgnis daran denken, daß durch „bekehrte junge Leute“ hierin noch mehr Verwirrung geschaffen werden könnte. Immerhin ist es uns ein neues Zeichen dafür, daß endlich die Frage nach der Ausbildung der Geistlichen in den allernächsten Vordergrund der Tagesfragen gestellt werden muß. Denn wenn hier nicht die allerschwerwiegendsten Mängel vorlägen, würde für alle solche Versuche, wie die erwähnten, das Bedürfnis nicht vorliegen. Aber so lange die Kirche mit ihren geordneten Dienern nicht leisten kann, was sie leisten müßte, wird sie mit solchen Ersatzmitteln rechnen müssen.

Neue Schriften.

I. Politik.

— Zur Erhaltung und Beförderung des bürgerlichen Wohlstandes. Ein Berater in allen Vermögensangelegenheiten von Freiherr von Dankelmann, vorm. Herausgeber der „Zeitschrift für Kapital und Rente“. (Tübingen, H. Lauppsche Buchhandlung.) 1886. 8°. 144 S. 2 Mark.

Der Verfasser geht in seiner Schrift von der Annahme aus, daß in unserer Gesellschaft die Grundlage für Herbeiführung eines persönlichen wirtschaftlichen Wohlstandes weit öfter vorhanden sei, als im allgemeinen angenommen werde; daß eine große Anzahl einzelner wohl in der Lage wäre, bei konsequenter Selbstbeschränkung jährlich eine, wenn auch kleine Summe zu ersparen, und daß es sehr vielen auch an einem größeren oder kleineren ererbten Vermögen nicht fehlt, das sie durch geschickte Verwaltung zu einer Quelle erhöhten Wohlstandes zu machen im stande wären. Wenn trotzdem der Wohlstand in den Kreisen des bürgerlichen Mittelstandes zu schwinden beginnt und im Beamtenstande die Besitzlosigkeit mehr und mehr überhand zu nehmen und allgemein zu werden droht, so liegt nach der Ansicht des Vers. die Ursache davon teils in einem weit verbreiteten Mangel an haushälterischem Sinn, teils in einer merkwürdigen Unbeholfenheit vieler, ja der meisten Angehörigen dieser Kreise in Behandlung von Geldangelegenheiten. Zur Abhilfe dieses Mangels nach beiden Seiten hin beizutragen, ist die Aufgabe, welche der Vers. in vorliegender Schrift sich gesetzt, und ganz besonders in Beziehung auf Behandlung von Geldangelegenheiten vortrefflich gelöst hat. — Der Verf. zeigt, daß die chronische Geldverlegenheit, welche das unabänderliche Los mancher Leute zu sein scheint, nur daher rührt, daß dieselben ihre Einnahmen und Ausgaben nicht richtig einzuteilen wissen, und gibt darum fürs erste eine eingehende Anleitung, wie für jede Haushaltung ein Wirtschaftsplan aufzustellen und einzurichten ist. Die Grundsätze, welche er hierüber entwickelt, sind, wenn auch nicht neu, so doch für alle Zeiten und für jedermann beherzigenswert. Einen besonderen Abschnitt widmet er den außerordentlichen Ausgaben und ihrer Deckung, einen anderen der Barzahlung zur Verhütung von Schulden. Den Hauptteil aber der Schrift bilden Anleitungen zur Anlegung ersparter oder ererbter Kapitalien. Dieselben beziehen sich zunächst auf die Behandlung von Darlehen an Einzelschuldner gegen Handschrift, Unterpfand, Wechsel, Bürgschaft; sodann auf Kauf und Verkauf von Wertpapieren und damit zusammenhängenden Verkehr mit dem Bankier. Den Schluß bilden Erörterungen über den Erwerb von Häusern und Bauplätzen, sowie über Erbauung von Zinshäusern als Kapitalanlage. — Ein ernst und streng wirtschaftlicher Sinn spricht aus dem Ganzen zu uns. Alles ungesunde Treiben wird aufs entschiedenste verurteilt, vor jedem Versuch, durch Spekulation reich werden zu wollen, ernstlich gewarnt. — Wenn wir die Schrift vom prinzipiellen Standpunkte beurteilen wollen, so müssen wir unterscheiden zwischen den sozialwirtschaftlichen und den einzelwirtschaftlichen Konsequenzen der in ihr gegebenen Anweisungen. In sozialwirtschaftlicher Richtung ist leicht ersichtlich, daß das in der Hauptsache dargestellte System der Anlegung von Ersparnissen die Wirkung haben muß, die Ersparnisse der kleinen Leute dem großen Geldbesitz zuzuführen, d. h. insofern der landwirtschaftliche und gewerbliche Kleinbetrieb von der Benutzung der Kreditquellen des Großkapitals so gut wie ausgeschlossen sind, das dem Kleinbetrieb nötige Barkapital zu schmälern und zu verteuern. Insofern kann also die Schrift nicht, wie sie beabsichtigt, „zur Erhaltung und Förderung des bürgerlichen Wohlstandes“ dienen. Es ist aber ebenso klar, daß hier nicht ein Mangel der Schrift, sondern eine Schuld der Verhältnisse vorliegt. Was dagegen die privatwirtschaftliche Seite der Schrift anbelangt, so halten wir dafür, daß dieselbe einem wirklichen Bedürfnis entgegen kommt. Wir meinen nicht, daß wirklich wohlhabende Leute recht thun, wenn sie all ihr überflüssiges Bargeld ohne Rück-

sicht auf die Bedürfnisse des Kleinbetriebes der Großfinanz zur Verfügung stellen; wir glauben vielmehr, daß dieselben sich verpflichtet fühlen sollten, wenigstens einen Teil ihrer Barüberschüsse dem Kreditbedürfnis mittleren und kleineren Betriebes zuzuwenden, auch wenn dies weniger angenehm und nicht ohne Risiko sein sollte. Dagegen ist nicht zu bestreiten, daß Leuten mit geringem Einkommen diese Pflicht nicht auferlegt werden kann, so lange nicht der Kredit des Kleinbetriebs etwa auf korporativem Wege geregelt und gesichert ist. Leute von dieser Kategorie werden zur Zeit ihre oft sauer erworbenen Ersparnisse am besten da anlegen, wo sie am sichersten verwahrt sind und am regelmäßigsten verzinst werden. Und für diesen Zweck ist vorliegende Schrift ein durchaus zuverlässiger Ratgeber. Wir wünschen, daß sie recht vielen als Wegweiser zu behaglichem Wohlstande sich erweisen möge. F. R.

2. Kirche.

— Die Lehre von den Gnadenmitteln. Von W. Rohnert, luth. Pastor zu Waldenburg i. Schl. (Leipzig, G. Böhme.) 1886. 367 S. 8°. 3,60 M., geb. 4,50 M.

Den vielfachen wissenschaftlichen Behandlungen dieses Gegenstandes wird hier eine populäre zur Seite gestellt, welche Laien zur Vertiefung ihres Verständnisses der so wichtigen Gnadenmittellehre und Geistlichen zur Vorbereitung auf den Konfirmandenunterricht zu dienen bezweckt. — Bringt auch das Buch nichts Neues, so bringt es doch Vielbesprochenes in einer für das praktische Leben des Christen besonders leicht anwendbaren Form. Die rechte Lehre von den Gnadenmitteln bildet ja den Kardinalpunkt, in welchem die Konfessionen auseinander gehen; durch sie ist insonderheit die Eigentümlichkeit der lutherischen Kirche bedingt. Sie übt den unmittelbarsten Einfluß auf die ganze Anschauung von der Kirche und auf die Behandlung der Lebensfragen, welche zur Zeit die Gläubigen beschäftigen. Um das Verständnis dieser Lehre in möglichst weite Kreise zu tragen, kann nicht genug geschehen. Und so muß denn auch diese populär abgefaßte Schrift mit Freuden begrüßt werden.

In 4 Kapiteln, welche in 32 Paragraphen zerfallen, werden 1. die Gnadenmittel im allgemeinen, 2. die Gnadenmittel im besonderen, 3. die Taufe und 4. das heil. Abendmahl behandelt. — Bei dieser Einteilung kommt offenbar das Gnadenmittel des Wortes nicht zu seinem Recht, da ihm nicht, wie den beiden anderen Gnadenmitteln, ein besonderer Hauptabschnitt gewidmet wird. Die richtige Stellung zur Frage von der Wort-Inspiration war hier vielleicht wirkungsvoll noch zu geben. Die Lehre von der Ordination, weil von der efficacia verbi, war hier einzufügen. Hier war deshalb der Ort für Behandlung auch der Konfirmation.

Die Erörterungen fußen allerwärts auf der heil. Schrift und den luth. Bekenntnisschriften, Wahrheit und Irrtum in faßlicher Weise scheidend. Die Besprechung noch offener Fragen, die Auffassung von Joh. 6, 32—63 u. ä. ist an geeigneten Stellen eingeflochten und das Urteil des Verfassers in dem Sinne abgegeben, dem die Bekenntnisschriften und die Mehrzahl der namhaftesten Theologen älterer und neuerer Zeit sich zuneigen. — Die dogmengeschichtlichen Ueberblicke, betr. Taufdogma und Taufpraxis der vorreformatorischen Kirche, sowie Lehre und Praxis des h. Abendmahls vom 1. bis 13. Jahrhundert sind Beigaben, die den Wert des Buches wesentlich erhöhen. Eine fühlbare Lücke ist, daß der Vers. versäumt hat, das Verhältnis von Wort und Sakrament zu einander eingehender zu beleuchten. — Ein näheres Eingehen auf diesen Punkt, der gerade der Laienwelt, welcher doch das Buch in erster Linie gewidmet ist, dunkel ist, mußte von einer Schrift, die den Titel führt: „Die Lehre von den Gnadenmitteln", mit Bestimmtheit erwartet werden. Es wird aber diesem Punkte kaum der Raum einer halben Seite gewährt.

„Daß die Konfirmation die unter Gebet und Handauflegung sich vollziehende Mitteilung der Geistgaben an die gläubigen Konfirmanden zur Kräftigung des ihnen in der Taufe eingepflanzten neuen Lebens und zu ihrer Ausrüstung für den Dienst Christi, den sie (bei der subjektiven Erneuerung des Taufbundes) nach öffentlichem Bekenntnis ihres Glaubens und mit der Zusage ihres Gehorsams gegen die Kirche selbständig antreten, sei", dafür tritt der Vers. mit Entschiedenheit ein und dem entsprechend für die Einsegnungsformel: „Nehmet hin den heil. Geist u. s. w.".

Der Vers. beantwortet die Frage nach der materia coelestis bei der Taufe dahin, „daß das Blut Christi und der heil. Geist darunter zu verstehen seien und zwar in gleichzeitiger Zusammenwirkung verbunden, so daß also in der Taufe zwei Faktoren zusammenwirken, ein negativer und ein positiver: das Blut Christi und der heil. Geist". Aber nach der Auffassung der luth. Kirche wird als das himmlische Gnadengut, das in der Taufe geschenkt wird, der heil. Geist allein bezeichnet, der dem Täufling durch seine Gnadenwirkung das Verdienst Christi zueignet, so daß allerdings der Glaube, als Folge dieser Wirkung, im Wasser der Taufe das Blut Christi sehen kann und empfängt. Das Blut kann nicht mechanisch versöhnen.

Auf die nicht weiter motivierte Empfehlung einer Konsekration des Wassers in der Taufe für seinen sakramentlichen Gebrauch dadurch, daß am Taufstein die Einsetzungsworte Matth. 28, 19 über dem Taufwasser gesprochen werden und zwar mit Anwendung des Kreuzeszeichens, weisen wir nur hin. Ist eine derartige Segnung des Taufwassers an sich unnötig, wofür man auf das hinweisen könnte, was das alte Taufgebet sagt, „daß Gott durch die Taufe seines lieben Kindes, unsers Herrn Jesu Christi, den Jordan und alle Wasser zur seligen Sündflut und reichlichen Abwaschung der Sünden geheiligt und eingesetzt hat," so hat doch liturgische Ausgestaltung ihren Wert. — Dem Exorzismus gesteht der Vers. bei Taufen von Heiden seine Berechtigung zu, hält dagegen mit Recht bei Taufen von Christenkindern die einfache Teufelsentsagung für genügend.

Die Ausdrucksweise des Vers. ist an vielen Stellen allzu vorsichtig, so z. B. pag. 2, wo es heißt: „Nicht unmittelbar wirkt der h. Geist an

den Seelen, sondern sein Wirken ist der Regel nach an äußere, sinnlich wahrnehmbare Mittel gebunden, obwohl Gott auch ohne sie wirken kann". Diese Unbestimmtheit erscheint etwas matt, wenn auf der folgenden Seite die kräftige, entschiedene Sprache der Konkordienformel sich vernehmen läßt: „Item, wir verwerfen und verdammen den Irrtum der Enthusiasten, welche dichten, daß Gott ohne Gehör Gottes Worts, auch ohne Gebrauch der h. Sakramente die Menschen zu sich ziehe, erleuchte, gerecht und selig mache". — Ferner pag. 7: „Zwar *scheint* die Forderung wohlberechtigt zu sein, daß der Seelenhirte einer Gemeinde immer ein wiedergeborner Christ sein müsse". Diese Forderung ist doch berechtigt, wenn sie auch nicht immer erfüllt wird. — Kleine Inkorrektheiten des Ausdrucks laufen mit unter. Pag. 1: „Alles, was Gott zum Heil der Sünder *gethan* hat und noch fortwährend thut, ist in das eine Wort zusammengefaßt: Gnade". Gnade ist aber keine That, sondern ein Verhältnis. — Pag. 195: „Im heil. Abendmahl findet eine dreifache Gemeinschaft oder Vereinigung statt: 1. des Brotes und Weines mit dem Leibe und Blute Christi u. s. w." statt Vereinigung des Leibes und Blutes Jesu Christi mit Brot und Wein, letztere sind das Passive, Tote.

Wir erwähnen dies für die Revision zum Zweck einer zweiten Auflage, denn daß das Buch in möglichst weiten Kreisen Eingang finde ist ebenso sehr zu wünschen, als fest zu erwarten ist, daß, wo es Eingang findet, es auch reichen Segen stiften wird.

Fügen wir nur noch einige Bemerkungen hinzu. Der Verf. thut wohl, die Frage der zweiten Ehe der Geistlichen als offene stehen zu lassen, S. 58. Er entscheidet sich mit Recht gegen die Selbstkommunion der Geistlichen.

Ganz besonders verdienstlich muß es, nochmals gesagt, erachtet werden, daß Verf. die Sakramentenlehre dogmengeschichtlich, auch liturgisch (Ordnung der Messe) begründet, aus den Schriften der Väter in guter deutscher Uebersetzung, mit Original-Beweisstellen, genügende und passende Auszüge gibt, und somit dem Leser den Blick über die ganze lehrende Kirche auf Erden ermöglicht, deren gemeinsames Bekenntnis wie eine große Doxologie vor ihm nun sich erhebt.

Es ist wahr, gegen die Behandlung der Lehre vom Altarsakrament sind die andern Abschnitte stark zu kurz gekommen. Die Symmetrie der Veranlagung, die nach Anleitung des Titels zu erwarten war, ist nicht vorhanden. Aber vergessen wir auch nicht, daß die Dinge so liegen, daß gerade das Altarsakrament als Frage und für Kirchenbildung jetzt wirklich im Vordergrunde steht. †.

— *Edgar* oder *Vom Atheismus zur vollen Wahrheit*. Von *L. von Hammerstein*, Priester der Gesellschaft Jesu. (Trier, Druck und Verlag der Paulinus-Druckerei.) 1886. 256 S. 8°. 3 M.

Dieses Buch eines „ehemaligen Lutheraners" gehört in die Reihe der Schriften, durch welche die römische Kirche seit neuerer Zeit mit gesteigertem Eifer einerseits den Unglauben, andererseits den evangelischen Glauben zu bekämpfen sucht, und ist durch den Bischof Dr. Korum approbiert. Die novellistische Einkleidung, durch welche der Verf. seinen Stoff anziehender zu gestalten gesucht hat, läßt keine schöpferische Phantasie erkennen, sondern erweist sich als ein nur ganz äußerlich und flüchtig umgehängtes Mäntelchen. Der Held Edgar ist eben lediglich ein ungläubiger Protestant ohne irgend eigenartige Charakterzüge, in wirklich philosophischem Denken wenig geübt, mit den Resultaten der naturalistischen Wissenschaft oberflächlich bekannt. Er ist religiös so unwissend, daß er nur das Gebet des Herrn und dieses nur durch die Unterweisung seiner Mutter kennt, weiß aber doch um die Unterscheidungslehren, welche die römische und evangelische Kirche trennen, ziemlich gut Bescheid. Am entscheidenden Punkt kommt er dem Gegner auf halbem, ja ganzem Wege entgegen, indem er es ist, der das Postulat, sollen wir sagen der theoretischen oder praktischen Vernunft? — daß eine unfehlbare Lehrautorität sein müsse erhebt, was dann ohne weiteren Beweis mit Dank acceptiert wird. Die Umwandlung dieses Mannes psychologisch verständlich zu machen wird kaum versucht, der Ton des Raisonnements waltet durchaus vor. Sein Gegner, obwohl er in dritter Person eingeführt wird, nimmt immer mehr die Züge des Pater Hammerstein an und verweist im Verlauf ganz ungeniert auf von diesem verfaßte Schriften und durchgefochtene litterarische Fehden als auf eigene Werke, wobei er ja allerdings ein Plagiat nicht begeht. Doch wenden wir uns zum Inhalt des Buches. Ein erster Teil will zum Glauben an Gott und Seine Offenbarung in Christo führen. So sehr wir aber von diesem Glauben durchdrungen sind, so sehr wir überzeugt sind, daß es in einem gewissen Sinne schwer ist, nicht zu glauben, so sehr müssen wir doch betonen, daß die Beweisführung des Verf. flüchtig und darum nicht wahrhaft überzeugend ist. So wird Gottes Ueberweltlichkeit und Persönlichkeit (S. 21) einfach vorausgesetzt, während doch vielmehr hier als in der Existenz einer letzten Weltursache überhaupt die Schwierigkeit für das moderne Denken liegt. Eine ähnliche Flüchtigkeit ist es, wenn (S. 28) die Unvollkommenheit der Welt einfach aus deren Endlichkeit erklärt, oder (S. 165) der Glaube an die Dreieinigkeit in elf Zeilen dem Leser nahe gebracht werden soll, dessen größten Teil die unseres Erachtens triviale Veranschaulichung durch das dreiblättrige Kleeblatt einnimmt, welche doch nichts als ein Spiel mit Worten ist. Nachdem so die Existenz eines persönlichen Gottes bewiesen und die Notwendigkeit und Wirklichkeit einer Offenbarung dieses Gottes gezeigt ist, schließt der Verf. im zweiten Teile weiter: Gott mußte dafür sorgen, daß diese Offenbarung der Welt unverfälscht erhalten bliebe, niemand macht Anspruch auf Unfehlbarkeit als die römische Kirche und an ihrer Spitze der Papst, folglich muß die römische Kirche die wahre, ihr Papst unfehlbar sein — sonst wäre es mit dem Christentum nichts, sonst gäbe es keine Offenbarung Gottes. Dieser Gedankengang wird in allerlei Variationen bei Betrachtung der einzelnen Dogmen der römischen Kirche und der dagegen erhobenen Einwände wiederholt. Hier wird

der evangelische Leser sich fortgesetzt zum Widerspruch genötigt sehen. Schwache Stellen der Beweisführung sucht der Vers. entweder zu umgehen oder durch kecke Behauptungen zu verdecken, wobei bald die logische, bald die historische Wahrheit zu kurz kommt. So erweckt er S. 120 für den unbefangenen und unkundigen Leser den Anschein, als hätte die griechische Kirche bis zum Konzil von Florenz 1439 den Primat des Papstes ununterbrochen anerkannt, während dies Unionskonzil nur der letzte Versuch war, dem Schisma der beiden Kirchen ein Ende zu machen. Auf der folgenden Seite wird dreist behauptet, daß der Papst nicht unfehlbar sei, sei nie allgemein anerkannte christliche Lehre gewesen, während doch das sechste ökumenische, auch von der römischen Kirche anerkannte Konzil die Möglichkeit eines Irrtums auch beim Bischof von Rom voraussetzte, wie es unter andern den Papst Honorius als fluchwürdigen Ketzer verdammte — eine Thatsache, die trotz aller Umdeutungen und vorgeschlagenen anderen Lesarten ihren Bestand behalten wird. Schrieb doch auch Leo II. in seinem Briefe, durch welchen er das Konzil bestätigte, von seinem Vorgänger: „er hat diese apostolische Kirche nicht durch der apostolischen Tradition entsprechende Lehre rein erhalten, sondern sie durch gemeinen Verrat befudelt und dadurch umzustürzen versucht.“ Wenn Cyprian (S. 162) als Zeuge für den Primat des Papstes angeführt wird, so werden die gegenteiligen Aeußerungen, durch welche er im Streit mit Stephanus von Rom über die Ketzertaufe die Selbständigkeit der einzelnen Bischöfe verteidigte, unterdrückt. Und wird Irenäus als Gewährsmann für diesen Primat angerufen, so bleibt unerwähnt, daß die Deutung der Stelle an einem Wort hängt, und ihr Wortlaut nur in der lateinischen Uebersetzung vorliegt. Vergleicht man etwa die Darlegungen des ehrwürdigen Bischofs Hefele über den fraglichen Punkt mit denen des Vers., so erhält man doch wesentlich andere Eindrücke: Wir erinnern nur an die Widersprüche, in welche sich der römische Bischof Vigilius in dem Dreikapitelstreit verwickelte (erst die nicht gerade freundschaftliche Zusprache des Kaisers brachte ihn dazu, daß er die später als orthodox anerkannte Ansicht sich aneignete), und an den Gegensatz, in welchen Martin V. und Eugen IV. einerseits und Leo X. andererseits in ihren Erklärungen über das Konstanzer und Baseler Konzil geraten. — S. 178 wird ohne Beweis behauptet, die h. Schrift lehre die unbefleckte Empfängnis der Maria, S. 193 wird die Echtheit der Märtyrerakten des Apostels Andreas für zweifelhaft erklärt, auf der folgenden Seite aber eine Stelle dieser Schrift als apostolisches Zeugnis verwertet, S. 195 wird für den Cölibatszwang die Stelle 1. Kor. 7, 38 u. 8 (soll heißen: 7), 32—34 angeführt, welche gar nicht von der Ehelosigkeit der Priester handelt, und dann noch triumphierend ausgerufen: „Wir Katholiken können auch die klaren Worte der h. Schrift für unsere Unterscheidungslehren anführen.“ Wenn es S. 206 heißt: „Nie hat die Kirche Ablaß für Geld verkauft“, so darf man sagen: In Italien z. B. thut sie es noch jetzt alle Tage. Bei der Untersuchung der geschichtlichen Wirkungen von Katholizismus und Protestantismus ist natürlich Janssen der Hauptgewährsmann des Vers. Wir gehen darauf nicht ein, da man durch geschickte Gruppierung einzelner, willkürlich gewählter Thatsachen so ziemlich alles beweisen kann. Selbstverständlich sind Tetzels Ablaßhandel, die Bartholomäusnacht u. a. ganz unhistorisch, dagegen ist die Erfindung des Schießpulvers und der Buchdruckerkunst sowie die Entdeckung von Amerika ein Verdienst des Katholizismus, während die Nachahmung des katholischen Ludwig XIV. durch die deutschen Fürsten als Folge des Protestantismus erscheint. Das Auftreten Luthers fand im großen und ganzen überall eine gläubige Christenheit vor (z. B. in Rom?), an allem Unglück, namentlich an den Revolutionen in kathol. Ländern sind lediglich die Freimaurer schuld. Der Prophet des vierten Standes Lassalle stammt aus dem protestantischen Preußen und fällt damit dem Protestantismus zur Last. Uebertritte vom Katholizismus zum Protestantismus erfolgen meist aus äußeren Gründen, während der umgekehrte Religionswechsel aus Ueberzeugung hervorgeht. — Doch brechen wir ab! Ein gemeinsamer Boden der Verständigung mit dem Vers. läßt sich doch nicht finden, weil sein Begriff der Wahrheit ein ganz anderer ist als der unsrige. Wahrheit ist ihm, was von einer Autorität, welche aus rein formellen Gründen für bindend gilt, gelehrt wird; mithin ist ihm Wahrheitserkenntnis lediglich Gehorsam. Wir sind der Meinung, daß Wahrheit, namentlich religiöse, sittliche Wahrheit gar nicht ohne Rücksicht auf ihren Inhalt angenommen werden kann, sondern durch ihren Gehalt selbst den Menschen überführen muß. Damit ist nicht etwa die Autonomie der menschlichen Vernunft proklamiert und das Prinzip der freien Forschung, welches der Vers. der evangelischen Kirche fälschlich imputiert, gegeben, ebenso wenig wie damit jede Tradition verworfen ist, sondern nur behauptet, daß der Glaube an die christliche Wahrheit nicht in erster Linie auf rein formellen Gründen ruhen kann, vielmehr im Wesen dieser Wahrheit wurzeln muß, woraus dann auch ein Vertrauen zu Autoritäten, zu Christus, zu dem Worte Gottes, zu Predigern und Seelsorgern erwachsen kann. Daß der Vers. aber die Wahrheit in diesem rein formalen Sinne auffaßt, sagt er unzweideutig S. 149. „Wer alle katholischen Glaubenssätze nur auf Grund seiner eigenen Forschungen, nicht aus Unterwerfung unter das Lehramt der Kirche, annähme: der wäre nicht katholisch. Wer dagegen nur soviel versteht, daß er einsieht, Christus habe die Apostel und deren Nachfolger, die Bischöfe, mit dem Lehramte betraut und Alle zur Unterwerfung unter ihre Lehre verpflichtet; wer sich auf Grund dieser Einsicht dem kirchlichen Lehramte unterwirft: der ist katholisch, mag er auch im einzelnen noch so wenig mit dem Detail der katholischen Lehre vertraut sein.“ Welchen Zweck hat eine unfehlbare Autorität, deren Lehren zu kennen nicht einmal notwendig ist? A. H.

— Immanuel. Geistliches Gedenkbuch auf alle Tage des Jahres. Herausgegeben vom Calwer Verlagsverein. (Calw und Stuttgart, Vereinsbuchhandlung.) 1886. Eleg. geb. 4 M.

Das vorliegende Buch kommt in seiner Einrichtung am nächsten dem „Geistlichen Gedenkbuch", welches s. Z. Dr. Besser devorwortet hat. Eine Vermehrung des Inhaltes liegt darin, daß fast für jeden Tag des Jahres die Geburt oder der Tod eines Mannes angegeben wird, der als ein Vorkämpfer im Reiche Gottes anzusehen ist. Für einzelne Tage werden nur denkwürdige Ereignisse gemeldet. Verständiger Weise wird die ganze christliche Zeit in Betracht gezogen. So heißt es unter dem Datum des 26. Januar: „156 Bischof Polykarp in Smyrna verbrannt, 1799 geb. Bischof Samuel Gobat, 1885 General Gordon in Chartum gefallen" Hie und da bleibt zu wünschen, daß eine Angabe durch eine andere ersetzt wird. Besondere Anerkennung verdient die Angabe der Todestage der evangelischen Märtyrer, welche von Heiden oder von fanatisierten römischen Katholiken hingemordet worden sind. Die vier dem Buche beigegebenen Bilder, bunte Blumen und Blätter, um Liedesworte gestellt, entsprechen dem Zeitgeschmack und genügen allen denjenigen, welche sich wegen unentwickelten Kunstsinnes mit bescheidenen Leistungen zufrieden geben. D. K.

3. Geschichte.

— Elsässische Geschichtsbilder aus der französischen Revolutionszeit. Ein Beitrag zur elsässischen Sittengeschichte von Julius Rathgeber. (Basel, Felix Schneider.) 1886. VI und 240 S. 4 M.

Pfarrer Rathgeber ist als rühriger Bearbeiter der elsässischen Geschichte jedem Lokalhistoriker bekannt und empfohlen. Diesmal hat er sich jener Periode zugewendet, darin das Elsaß nach hundertjähriger französischer Herrschaft erst wirklich französisch geworden ist. Ueberaus mannigfaltig, alle aber fesselnd, sind die Lebensbilder und Skizzen, die uns vertraut werden: Pfarrer und Generale, Künstler und Bischöfe, Bürger und Beamte, in ihnen allen, widerstrebenden und hingerissenen, spiegelt sich diese furchtbar große Zeit, bildet sich aber meist auch ein ruhiges und reines Neue. Manche Daten sind, wie es Herrn Pfarrer Rathgeber von den zünftigen Geschichtsschreibern öfter vorgeworfen ward, vielleicht nicht mit der ganzen kritischen Strenge geprüft, so scheint er in Kleders Jugend einiges Legendenhafte aufzunehmen: aber nur um desto geeigneter, die Augen seiner Landsleute mit einem wärmeren und lebhafteren Bilde jener trunkenen Tage zu sättigen. Und die besondere Fähigkeit, sich in die verschiedensten Menschengestalten zu versenken, macht den Vers. zu einem berufenen Biographen. Mit sonderlicher Verehrung ist das — noch heute im ganzen Elsaß verehrte — Lichtbild des hochherzigen Präfekten Lezay-Marnesia geschrieben und das Bild Bernhards von Türckheim mag zu einer indirekten Verteidigung von Goethes Lilli gegen jene Egloffsteinische Bemäkelung gereichen.

Wiewohl das Buch für die Familie geschrieben ist und derselben mit Ausnahme einer etwas anstößigen (glaubwürdigen?) Anekdote von J. Mürat durchaus zu empfehlen ist, so hat der Vers. doch die allgemeinen geschichtlichen Verhältnisse mit Gründlichkeit wahrgenommen und weitere Litteratur beigefügt; nicht in voller Ausdehnung. Gerade die offizielle Straßburger Zeitung und ihre landbürtige Kollegin haben in ihren Beilagen viel Interessantes über jene Zeit; Lorenz und Scherers Geschichte des Elsaß sehe ich nicht erwähnt; Piton, Strasbourg illustré, der nach dem Brand der Stadtbibliothek doppelten Wert hat, ist wohl nur zufällig nicht genannt.

Wo von den Herrnhutern in Straßburg die Rede ist, war jene Stelle aus Goethes Brief an die Klettenberg vom 26. August 1770 zu beachten, wo er „seinen Grafen" (Zinzendorf) gegen die Hällischen (die Pietisten) in Schutz nimmt. Der warme religiöse Ton des Buches ist übrigens besonders ansprechend. L. Sch.

— Illustrierte Geschichte von Württemberg. In ca. 40 Lieferungen à 40 Pf. (Stuttgart, E. Hänselmann.) 1886.

Eine württembergische Landesgeschichte, ausführlicher als die bayrische von Heigel, allseitiger als die von Pierson für Preußen — wie beide für „das Volk" von einer Anzahl Historiker und sonstiger Schriftsteller bearbeitet. Das Werk ist durch zahlreiche, ziemlich gute Holzschnitte aus drei Jahrhunderten wahrhaft illustriert. Die erste Lieferung gibt nicht eine statistische Aufzählung vorgeschichtlicher Funde, sondern entwirft mit Phantasie und Besonnenheit, und mit mehr Geschmack als das berüchtigte „Auch Einer" ein Pfahlbauerepos von dem Uebergang aus dem See zur Landsiedelung. Verdrießlich stimmt den denkenden Beschauer nur jenes allzu vorzüglich gelungene grasende Rentier (nicht „Renntier"), das auch hier wieder für ein Kunstprodukt der Zeitgenossen des Höhlenbären ausgegeben wird und natürlich auf Mystifikation irgend einer Instanz beruht; es müßte sonst der brave Urmensch hoch über allen Tiermalern bis ins 16. Jahrhundert hinein gestanden haben. Es war eine glückliche Idee, zugleich mit dieser ersten Lieferung eine zweite auszugeben, welche die bewegteste Epoche dieser Landesgeschichte enthält: Herzog Ulrichs Regierung ist frisch und fesselnd, und ohne seine Fehler zu verschweigen, doch mehr in verteidigendem Sinne geschrieben. — Mehrmals der Druckfehler Byosa statt Byrsa (Karthagos). — Wenn die späteren Lieferungen diesen ersteren entsprechen, so verdient das Werk recht warme Empfehlung. L. Sch.

4. Länder und Völker.

— Afrika. Der dunkle Erdteil im Lichte unserer Zeit. Von A. von Schweiger-Lerchenfeld. (Wien, Pest, Leipzig. Hartlebens Verlag.) 1885. 950 S., 303 Illustrationen, 18 Karten.

Aus der gewandten Feder von A. v. Schweiger-Lerchenfeld liegt ein mit dem Schlusse des vorigen Jahres vollendetes Werk vor, das, von dem Erscheinen der ersten Hefte an, nicht verfehlen konnte, das lebhafteste Interesse der deutschen Leser zu wecken.

Der Verfasser beginnt mit der „Entdeckungsgeschichte Afrikas", und gibt hier eine gedrängte Uebersicht der großen historischen Epochen dieses

Weltteils, berichtet von den Seefahrten der Phönikier an den Küsten des mittelländischen Meeres, ihrem Vordringen über die Säulen des Herkules hinaus in den atlantischen Ozean und bis zu den „Inseln der Seligen“ — wahrscheinlich die kanarischen Inseln. Er erzählt uns von jener merkwürdigen Umschiffung Afrikas, die vor etwa drittehalbtausend Jahren im Auftrage des Pharao Necho vom roten Meere aus unternommen und glücklich beendet ward. Der Verf. berichtet von den zahlreichen Handelsniederlassungen der Phönikier und betont, daß sie als rein handeltreibendes Volk einen größeren kulturellen Einfluß nicht geübt hätten.

Dann aber kamen nach ihnen die Römer, die mit der Zerstörung Karthagos den phönikischen Handelsstationen den Untergang bereiteten, so daß von da ab Afrika keine Zone von Handelsniederlassungen mehr besaß, sondern eine strategische Basis darstellte, deren westlicher Flügelpunkt Tanger wurde.

Nach den Römern kamen die Vandalen, die nach kurzer Herrschaft wieder verschwanden, und ihnen folgten die Araber, die den Islam nach Afrika brachten, wo er seinen „die Kultur zerstörenden Einfluß“ in Gebiete von unermeßlichem Umfange trug. Doch machten arabische Geographen zahlreiche Entdeckungen und schon um die Mitte des neunten Jahrhunderts hatte Massudi Kunde von den Quellen des Nils, den er, ganz richtig, aus einem großen See hervorkommen läßt. Die Kenntnis davon ging bekanntlich später wieder verloren, und erst im gegenwärtigen Jahrhundert hat man die Nilquellen wieder aufgefunden. In das atlantische Meer wagten sich die Araber nicht hinaus, aber die Ostküste Afrikas befuhren sie fleißig und gründeten dort Niederlassungen bis südlich über Zanzibar hinaus.

Den Portugiesen war es vorbehalten, besonders dem kühnen Sohne Johanns I. von Portugal, Heinrich dem Seefahrer, die Wege der Phönitier aufs neue zu verfolgen und über dieselben hinaus vorzudringen. Portugiesische Schiffe erreichten 1402 den Golf von Guinea und 1445 den Aequator, 1484 die Kongomündung und im Jahre 1497 umschiffte Vasco de Gama, von Norden und Westen kommend, das südliche Kap, dem nun der Name Kap der guten Hoffnung beigelegt wurde.

Nach der interessant geschriebenen Einleitung geht der Verf. zu der Beschreibung der einzelnen Gebiete von Afrika über, wobei er den Leser von Süden nach Norden führt, die Terraingestaltungen, den Boden, die Flüsse und Seen, das Klima, die Fauna und die Menschen, letztere nach ihren Stammeseigentümlichkeiten und der Stufe ihrer kulturellen Entwickelung beschreibt; er berücksichtigt die Geschichte der Völkerschaften, wo dies zur Vervollständigung des Bildes erforderlich scheint, und lehrt uns ihre Industrie und ihre Handelsbeziehungen kennen. Daß er den ungeheuren Weltteil in mehrere Zonen zerlegt, trägt zur leichteren und besseren Uebersicht wesentlich bei.

Den Anfang macht das **Kapgebiet**, also die Südspitze von Afrika. Hier sind es die britischen Kolonien und die Freistaaten emigrierter holländischer, deutscher und französischer Bauern, welche „im vollen Sinne des Wortes eine Eroberung eines großen Abschnittes von Afrika bedeuten. Nirgends anderwärts hat sich im dunkeln Erdteil ähnliches ereignet.“ Als nördliche Grenze des Kapgebietes nimmt der Verf. den in den atlantischen Ozean fallenden Oranjefluß an, der mit seinem Nebenflusse, dem Vaal, den beiden südafrikanischen Bauernrepubliken die Namen gegeben, ferner den Limpopofluß, der sich in den indischen Ozean ergießt. Die Beschreibung dieses Abschnittes beginnt mit der Kapstadt und wir werden längs der Küste bis zum Limpopo geführt; überall die von der Küste schroff aufsteigenden terrassenförmigen Felsen, aus denen hie und da unförmlich gestaltete Turmberge hervorragen, wie der ungeheure, oben platt abgeschnittene Tafelberg, von dem die Tafelbai ihren Namen erhalten hat. Weite Thäler sind selten, desto häufiger tief eingeschnittene Furchen; die Vegetation ist üppig zur Regenzeit, höchst armselig bei herrschender Dürre. Die Städte einschließlich der Kapstadt sind regelmäßig und einförmig, die Wege ungepflastert, aber eine kurze Eisenbahnstrecke vermittelt den Verkehr zwischen der Kapstadt und Beaufort.

Zwischen Europäern wohnen noch die Ueberreste der bereits lange im Aussterben begriffenen Hottentotten, weiter von den Ansiedelungen entfernt in den unzugänglichen Büschen die Buschmänner und an der Ostküste die zu den Kaffernvölkern gehörigen Zulus. Die eigentlichen Herren des Landes sind die Europäer, die im steten Vernichtungskriege mit den Eingeborenen leben; doch haben die Boeren mit den Zulus seit einigen Jahren friedliche Beziehungen. Hottentotten sowohl als Buschmänner sind den von Norden auf sie eindringenden Kaffern, die zu den Bantu gehören, nach Süden hin ausgewichen und hier stießen sie auf die Europäer. Sie haben keine Geschichte und scheinen für keinerlei Kultur empfänglich zu sein, doch stehen die Hottentotten, die sich seßhaft machen und große Viehherden besitzen, weit über den Buschmännern, von denen Friedrich von Hellwald sagt, daß sie nach dem Maße der Kultur, die sie besitzen, die unterste Stufe unter den Bewohnern Südafrikas einnehmen. „Der Buschmann hat kein Haus und keinen Hof, keinen König und kein Vaterland, er hat kein Vieh; nicht eine Kuh, noch eine Ziege nennt er sein, und hat außer dem Hunde und der Laus im Pelze nie ein Haustier besessen.“ Europäer, Hottentotten und Kaffern bekriegen die Buschmänner gleich Raubtieren, denen sie allerdings in mancher Hinsicht ähnlich sind, und wenn sie nicht ihrer vergifteten Pfeile wegen überaus gefürchtet wären, würden sie seit lange gänzlich ausgerottet sein. Auf etwas höherer Stufe stehen die dunkelfarbigeren Hottentotten und über diesen die Zulus, die als Krieger von unübertroffener Tapferkeit sind und deren Intelligenz sie der Zivilisation zugänglich erscheinen läßt.

Die Schilderung, die der Verfasser von den Boeren entwirft, läßt wenig Sympathien für dieselben aufkommen. Sie sind zwar tapfer, wenn sie angegriffen werden, aber schwerfällig und träge, fast stumpfsinnig. Den Lebensweg des Boeren

faßt der Verf. in folgende Worte zusammen: „Eine Kindheit ohne Freuden, eine Jugend ohne Zauber, eine Ehe ohne Zärtlichkeit!“ — Das ganze Streben des Boeren richtet sich auf Befriedigung der einfachsten Bedürfnisse; er ist ohne Sinn für Schönheit und Reinheit, ohne jeglichen idealen Zug!

Das folgende Kapitel hat das Innere von Südafrika zum Gegenstande, und zwar den Landstrich der im Süden von dem Kapgebiete begrenzt wird und sich nördlich bis zu den Quellen des Zambesi erstreckt. Dieses Gebiet hat insofern für Deutschland ein besonderes Interesse als es das sogenannte Lüderitzland in sich schließt. Oestlich davon liegt die berüchtigte Kalahariwüste, in der Buschmänner hausen, und deren Bereisung aus diesem Grunde und wegen des dort herrschenden Wassermangels mit großen Gefahren verknüpft ist. Interessant ist das bezeichnete Gebiet durch den Zambesifluß mit seinen Stromschnellen und jenen großartigen Kataraften, die in keinem anderen Weltteile ihres gleichen finden und unter denen der 1808 Meter breite und 119 Meter senkrecht herabstürzende Viktoriafall der bedeutendste ist. Alle Reisenden, die denselben besuchten, wie Livingstone Mohr, Holub, Serpa Pinto u. a. haben ihre ganze Schilderungskraft aufgewendet, um einen annähernden Begriff von diesem überwältigenden Naturschauspiele zu geben, das zugleich erhebend und erschütternd durch seine elementare Gewalt auf den Beschauer wirkt, und das für die Eingeborenen Gegenstand abergläubischen Schreckens ist.

Der zweite Hauptabschnitt beschäftigt sich mit Aequitorial-Afrika, zunächst mit der Suahelikküste. Es ist dies derjenige Küstenstrich, der sich von der Delagoabai im Süden bis zum Kap Delgado und von dort ungefähr bis an den Aequator erstreckt. Die Mündung des Zambesi bezeichnet fast die Mitte desjenigen Küstenstriches, der im Besitz der Portugiesen sich befindet und der wahrscheinlich schon zu Salomos Zeiten den Juden bekannt war; die Küste nördlich von Delgado gehört dem Sultan von Zanzibar. Lebhafter Handel, an dem sich Mitglieder aller Nationen, besonders Araber und Hindu beteiligen, belebt diese Küste, und von alters her blüht hier der Sklavenhandel, der lange Zeit hindurch so bedeutende Dimensionen angenommen hatte, daß er Ost-Afrika zu entvölkern drohte. Die Engländer haben sich zwar angelegen sein lassen, denselben zu unterdrücken, haben aber ihren Zweck nur unvollkommen erreicht, da die Sklavenhändler andere, hauptsächlich nach Norden führende Wege gefunden haben.

Von der Suahelikküste wendet sich der Verfasser dann zu dem zentralafrikanischen Hochlande. Dasselbe erscheint in seiner Hauptmasse als ein nach Süden auslaufendes Hochplateau des die höchsten Höhen darstellenden abessinischen Gebirgsstockes. Dieses Hochplateau schließt, vom Aequator bis etwa 15° südlich, jenes wunderbare Gebiet in sich, das mit Seen von ungeheurer Ausdehnung reich ausgestattet ist. Diese Seen sind gleich ausgezeichnet durch ihre Größe, die in dem Ukerewe See ungefähr die Flächenausdehnung des Königreichs Bayern erreicht, als durch ihre Lage inmitten hoher Gebirge. Hier sind die Quellen des Nil und des Kongo, die beide ihren Ausgangspunkt in Seen von gewaltiger Ausdehnung haben. Eine überreiche, üppige Vegetation, eine beinahe unfaßlich zahlreiche, mannigfaltige Tierwelt und eine zum Teil sehr dichte Bevölkerung zeichnen diese, von der abendländischen Kultur bis jetzt nicht erreichten Gebiete vor vielen anderen aus. Sie umfassen das ungeheure Kongobecken im Osten und Süden, und nördlich lehnt sich dieses letztere an die Gebirge von Kamerun an.

Der Kongo mit seinen 32 Kataraften, der zuerst von Stanley in seiner ganzen Länge bereist worden, führt unermeßliche Wassermengen dem atlantischen Ozean zu. Er bildet von dort, wo er nach Ueberschreitung des Aequators am weitesten gegen Norden vorgedrungen ist, und von wo er sich westwärts wendet, die Grenze zwischen den Bantuvölkern und den Nigritiern oder Sudan-Negern, welche, fast quer durch den Weltteil, die weiten Gebiete bis zu der nördlichen Wüstenzone und bis zum ägyptischen Sudan bewohnen. Die Anwohner des Kongo teilen sich in zahlreiche gesonderte Stämme, die anscheinend auf sehr verschiedener, überall aber auf niedriger Kulturstufe stehen und teilweise dem Kannibalismus ergeben sind.

Der Abschnitt schließt mit einer gedrängten Schilderung der Verdienste zahlreicher Forscher, unter denen Livingstone, Stanley und Kameron die hervorragendsten sind, und endlich mit der Darstellung der Hergänge, die sich an die Bildung des neuen Kongostaates knüpfen.

Dann führt uns der Verf. an die Küste, nach Südguinea, das sich vom Kumenefluß nördlich bis in den innersten Winkel des Golfs von Guinea erstreckt, bis dorthin, „wo das mächtige Gebirgsmassiv des Kamerun seinen höchsten Gipfel bis zu 4190 Meter erhebt“. In den Besitz dieses Küstenstriches teilen sich Portugal, Frankreich und Deutschland, ersteres mit dem ältesten und größten, Deutschland mit dem jüngsten und kleinsten Besitz. Im Gegensatz zu den wenig oder noch gar nicht berührten Gebieten des zentralafrikanischen Hochlandes und des Kongogebietes hat hier überall der Einfluß der Europäer sich geltend gemacht, jedoch kaum in einer für die Eingeborenen vorteilhaften Weise. Den Europäern ist diese Küste seit Jahrhunderten eine ergiebige Quelle für den Handel gewesen, aber auch ein stets offenes Grab, dem die gefährlichen Fieber ununterbrochen ihre zahlreichen Opfer zusenden. — Dieser Abschnitt ist reich an lebendigen, das dortige Treiben und die eingeborenen Stämme betreffenden Schilderungen. Diese letzteren gehören nicht den Bantuvölkern an, sondern hier wohnen bereits die Neger, die auch den Sudan bevölkern.

Die Länder des Sudan sind es, die der dritte Hauptabschnitt behandelt, ein ungeheures Gebiet, das sich vom atlantischen Ozean bis zum roten Meere erstreckt, das im Süden vom Kongo und einigen Bantuländern, im Norden von den großen Nordafrikanischen Wüsten und dem eigentlichen Aegypten begrenzt wird. Der Verf. teilt den Sudan in den westlichen, mittleren und östlichen oder ägyptischen Sudan. Zu dem westlichen zählt er Nord-Guinea mit der Gold- und der Sklavenküste,

Senegambien und die Quellengebiete des Niger, zu dem östlichen Darfur und Kordofan bis zu den Grenzen Abessiniens, was zwischen beiden liegt ist der mittlere Sudan. Dieser letztere und der westliche Abschnitt ist bewohnt von einer Anzahl größtenteils in tiefster Barbarei versunkener Negerstämme unter tyrannischen, blutdürstigen Herrschern, die sich in beinahe ununterbrochenen Kriegen zerfleischen, den scheußlichsten Sklavenhandel treiben, wobei oft die eigenen Stammesangehörigen nicht verschont werden, und die vielfach noch dem Kannibalismus ergeben sind. Mohammedanismus und Heidentum teilen sich in die Herrschaft, oft in bunter Mischung, Christen werden nirgends geduldet als in der Nähe der Küste und das Innere ist dem Europäer so gut wie gänzlich verschlossen. Zahlreiche Forscher haben in den dortigen Gegenden ihren Tod gefunden, andere haben einiges Licht in das Dunkel gebracht, unter den Reisenden der Neuzeit der deutsche Reisende Flegel. Sehr willkommen werden jedermann die Schilderungen sein, die den ägyptischen Sudan betreffen, der in den letzten Jahren eine so traurige Berühmtheit erlangt hat und der bis in die Gegenwart noch der Schauplatz blutiger Ereignisse ist. Man wird es dem Verf. besonders Dank wissen, daß er die neueste Geschichte des ägyptischen Sudan, die mit dem Tode des unglücklichen Generals Gordon und dem Falle von Chartum einen so tragischen Abschluß fand, übersichtlich und ausführlich behandelt hat.

Von nun an führt uns der Verf. nach Nord-Afrika, also in Gebiete, die zwar auch noch viel Ungekanntes enthalten, die aber doch häufiger von Europäern betreten und bereits länger durchforscht sind.

Zunächst gelangen wir nach Abessinien, das der Verf. „eines der merkwürdigsten und interessantesten Gebiete des afrikanischen Kontinents, ja der ganzen Erde“ nennt. Ein hohes, zerklüftetes, vielfach schwer zugängliches, wildes Gebirgsland mit einer zügellosen rohen Bevölkerung unter gewaltthätigen, ebenfalls rohen Fürsten, dem Namen nach meist zum Christentum sich bekennend, aber nichts weniger als christlich, sondern in Aeußerlichkeiten verkommen und mit einem unsäglich verworfenen Priesterstande! Ein schönes Land, aber in schrecklichen Händen! Dann werden wir in die Galla und Somaliländer geführt, welche große Küstengebiete zwischen dem Aequator und dem 10° n. Br. umfassen, bewohnt von Völkerschaften, die eine Art Uebergangsform zwischen Berbern, Bedscha- und Nigritier-Völkern einnehmen, und die, obwohl sie eine ausgedehnte Meeresküste und teilweise fruchtbaren Boden beherrschen, in Rohheit und Unkultur versunken sind. Merkwürdig ist es, daß die Galla-Neger sich in keinerlei Sklaverei fügen und lieber den Tod, selbst unter den furchtbarsten Qualen, wählen, als Sklavendienste verrichten, was zur Folge hat, daß die Sklavenhändler diese „Ware“ nicht suchen.

Von hier gelangen wir nach Aegypten und Nubien. Der Verf. hat es verstanden, mit Geschick den ganzen Zauber, der Aegypten umwebt, in bilderreichen Schilderungen dem Leser vor Augen zu führen. Von den Wunderbauten der neuesten Zeit, bei Port Said und am Suezkanal, führt er uns durch das heute wie vor Jahrtausenden belebte Nilthal zu den Wunderbauten des etwa 6000 Jahre rückwärts liegenden ägyptischen Altertums, zeigt uns die Orte, wo die einstmals so berühmten Städte Memphis, Heliopolis, Theben und Ammon gestanden, verfolgt die Spuren der großen Eroberer, Alexanders und der späteren mohammedanischen Führer, geleitet uns aufwärts zu den paradiesischen Gebirgsthälern des Nils und bis tief in Nubien hinein, durch lebende Gefilde zu den Totenstädten und Trümmerhaufen einer längst entschwundenen Kulturherrlichkeit. Dieser Abschnitt ist unleugbar einer der schönsten und lesenswertesten des ganzen Werkes.

Wir haben bei der Wanderung durch Aegypten die Wüste gestreift und in diese führt uns der Verf. nunmehr ein; zuerst in die etwa 120 000 Quadratmeilen umfassende Sahara. Er berichtigt die weitverbreiteten irrigen Anschauungen über das sogenannte Sandmeer, das ziemlich allgemein für eine regelmäßig begrenzte, unter dem Spiegel des Mittelmeeres liegende gleichmäßig ebene Sandfläche gehalten wird; er zeigt uns, daß sie, sowohl was ihre Begrenzung als was Terrainformation betrifft, von unendlicher Mannigfaltigkeit und daß sie bevölkerter ist, als man im allgemeinen annimmt. Gebirgserhebungen, selbst Flüsse durchziehen diese ungeheure Fläche, und große Völkerschaften hausen in den Gebirgen und auf den Oasen. Die phantastischen Pläne, die Sahara in ein Meer zu verwandeln, führt er auf ihren wahren Wert zurück, indem er zeigt, daß nur etwa $^1/_5$ derselben unter dem Wasserspiegel des Mittelmeeres liegt und daß selbst dieses Fünftel nur durch ein kompliziertes Kanalsystem würde unter Wasser gesetzt werden können, wie denn der Nutzen eines solchen Vorhabens ein sehr problematischer sein würde. Zum Schluß führt er uns die ganzen Schrecken der eigentlichen besonders der libyschen Wüstengebiete vor Augen, die alles, was die Sahara aufzuweisen hat, noch weit hinter sich läßt.

Dann geht der Verf. zu den Staaten der Nordküste über, Tripolitanien, Tunesien, Algerien und Marokko. Was hier dem Auge des Lesers vorgeführt wird, ist, mit Ausnahme der wenigen Lichtpunkte, die Algerien unter der Herrschaft der Franzosen darbietet, so düster und trostlos, daß man wohl mit Interesse, aber zugleich nur mit dem Gefühle des tiefsten Bedauerns und des Abscheues den Schilderungen des Verfassers folgen kann. Man wird an den Ausspruch des Verfassers in der Einleitung erinnert, daß der Islam „seinen die Kultur zerstörenden Einfluß“ nach Afrika getragen habe, denn wir erblicken die von der Natur so reich gesegnete Nordküste von Afrika in einer Versunkenheit und in einem Elend, von dem man sich, ohne Zeuge davon gewesen zu sein, auch nicht annähernd eine Vorstellung machen kann. Der Umstand, daß aus dem Altertum noch die Spuren einer hohen Kultur, eines glänzenden reichen Kulturlebens zu uns herüberblicken, läßt die Gegensätze um so schärfer empfinden, und das Bild der Gegenwart ist um so trostloser als man nirgends einen Lichtblick sieht, der zu der Hoffnung einer Besserung berechtigt.

Man atmet erleichtert auf, wenn man den Kontinent verläßt, um sich den Inseln und Inselgruppen des Weltteils zuzuwenden, die, unerreicht von dem Barbarentum des Festlandes, europäischer Kultur sich erfreuen. Die Schilderungen sind kurz, aber fesselnd geschrieben, gleich den Schlußkapiteln, die sich mit der Tier- und der Pflanzenwelt beschäftigen, deren Reichtum und Mannigfaltigkeit etwas Märchenhaftes haben.

Mit der Darstellung des allgemeinen Kulturwesens schließt das reichhaltige Werk.

v. B.

5. Biographisches.

— Wilh. Wackernagel. Jugendjahre 1806—1833, dargestellt von Rud. Wackernagel. Mit 2 Bildnissen in Lichtdruck. (Basel, C. Detloffs Buchhandlung.) 1885.

Die beiden Brüder Philipp und Wilh. Wackernagel sind für die germanistischen Studien in unserm Vaterlande von großer Bedeutung, insbesondere hat Wilhelm W. sich nach allen Seiten hin an der Förderung der deutschen Philologie beteiligt. Er gehörte, wie sehr richtig bei der 2. Auflage seiner Litteraturgeschichte (im Litter. Centralblatt Nr. 35. 1880) bemerkt wurde, zu den feinsten Kennern der deutschen Litteratur in ihrem ganzen Umfange; Jak. Grimm war der Grammatiker, Benecke der Lexikograph, Lachmann der Kritiker, M. Haupt das Mädchen für alles. Wie Schmeller so hatte W. mit Not und Dürftigkeit zu kämpfen, aber mit bewundernswürdiger Energie überwand er die sich ihm entgegenstellenden Schwierigkeiten und Hemmnisse. Geboren wurde W. 1806 am 23. April, dem Geburts- und Todestage Shakespeares, der Vater Joh. Wilh. Wackernagel war von Jena nach Leipzig, von da 1788 nach Berlin übergesiedelt, wo er in der Ungerschen Druckerei eine Anstellung fand. Schon am 12. Nov. 1815 starb der inzwischen das Amt eines Kriminalkommissars verwaltende Vater und ließ seine Familie in großer Dürftigkeit zurück. Die beiden älteren Söhne Philipp und Karl mußten das Gymnasium zum grauen Kloster verlassen, Philipp wurde Schreiber bei einem Justizrat, Karl ging als Lehrling zu einem Lackierermeister, die Mutter und die Töchter schafften durch Handarbeiten dürftigen Lebensunterhalt. Wilh. blieb bis zum Jahre 1820 auf dieser Anstalt. Nicht zu verwundern war in jenen Tagen, daß der lebhafte Jüngling für die burschenschaftlichen patriotischen Bestrebungen ein warmes Herz hatte. In einem Briefe an seinen Bruder Philipp, der damals in Breslau studierte, hatte er seine Gedanken über die Neugestaltung Deutschlands (S. 10) näher entwickelt. Der Brief wurde, da Philipp als Demagoge verdächtig unter polizeilicher Aufsicht stand, eröffnet. Wilh. wurde in Berlin verhört und mit dem Stadtbanne belegt. Man betrachtete das Schriftstück als einen Ausfluß kindischer Thorheit. In den Zeitungen freilich wurden dergleichen Briefe als „aktenmäßige Nachrichten über die revolutionären Umtriebe in Deutschland" veröffentlicht. Bald beging W. eine neue Unbesonnenheit, er besuchte trotz des über ihn verhängten „Stadtbannes" mitten im Schuljahre seinen Bruder Phil. in Breslau. Der Direktor Bellermann tadelte W. seiner Reise und seiner Demagogie wegen sehr hart und empfahl ihm, das graue Kloster zu verlassen, um auf einem anderen Gymnasium ein neues Leben zu beginnen. Nun besuchte W. das Friedrichwerdersche Gymnasium von 1820—24. Als er Ostern 1824 diese Bildungsanstalt verließ, stand unter andern in dem Zeugnisse: Fortschritte: bemerkt in der Geschichte, im Französischen, sichtbar in Sophokles und Demosthenes, sehr ausgezeichnet im Lateinischen und noch im Deutschen, wo namentlich seine Bekanntschaft mit den älteren Schriftwerken der Deutschen schon anfängt, sich den Grenzen litterarischer Gelehrsamkeit zu nähern, gute im Plato und in der griechischen Grammatik, nur geringe in Geometrie und Algebra. In den Jahren 1824—27 studierte W. Philologie in seiner Vaterstadt, besonders war es Karl Lachmann, der ihn für germanistische Studien gewann. Gleich seine ersten gelehrten Arbeiten, die Spiritalia theotisca (Bratislavia 1827) und das Wessobrunner Gebet und die Wessobrunner Glossen (Berlin 1827) zeigten den scharfsinnigen und umsichtigen Forscher. Trotzdem daß der junge Gelehrte von Karl Lachmann dringend empfohlen wurde, gelang es ihm nicht, in Preußen eine Anstellung zu finden. Von 1828 bis 30 privatisierte er in Breslau, wo er in Hoffmann von Fallersleben einen Freund und gleich strebenden Studiengenossen fand. Im Jahre 1830 siedelte er wieder nach Berlin über und setzte unter den größten Entbehrungen seine energischen Studien fort, bis er 1833 einem Rufe nach Basel als Lehrer der deutschen Sprache und Litteratur an der Universität und am Pädagogium folgte. Schon 1837 erhielt er durch Ehrengeschenk das Basler Bürgerrecht, wurde 1854 in den Großen Kantonsrat und 1856 in den Stadtrat gewählt. Am 21. Dezember 1869 starb er, von seinen neuen Landsleuten viel geliebt und hochgeehrt. Das zuerst 1842 erschienene altdeutsche Lesebuch ꝛc. Wackernagels hat zur Förderung germanistischer Studien außerordentlich viel beigetragen, seine deutsche Litteraturgeschichte ist von allen Seiten anerkannt worden. Die von Moritz Heyne in 3 Bänden herausgegebenen Abhandlungen (Leipzig 1872—74) legen Zeugnis ab von der umfassenden Gelehrsamkeit des verdienten Forschers. Im Jahre 1873 veröffentlichte Ludw. Sieber akademische Vorlesungen: Poetik, Rhetorik und Stilistik, die ebenfalls der Beachtung wert sind. Einen schönen Schmuck des vorliegenden, nur die Jugendjahre des gründlichen Gelehrten und charaktervollen Mannes enthaltenden Büchleins bildet die Auswahl von Gedichten Wackernagels, aus denen die sinnige Natur des Dichters überall hervorleuchtet. W. ward oft Gelegenheit geboten zu einer weitgreifenderen akademischen Wirksamkeit an den Universitäten von München, Wien, Berlin ꝛc. zu gelangen, er ist aber dem geliebten Schweizerlande treu geblieben.

St. G. L.

— Rupert von Deutz von R. Rochotl. (Gütersloh, Bertelsmann.) 1886. X und 335 S. 5 Mark.

Rupert, Abt von Deutz, „dessen Handschriften alle Bibliotheken füllen," wie sich ein berühmter Kenner mittelalterlicher Litteratur ausdrückt, bedurfte um so mehr eines eigenen Biographen, als derselbe berühmte Historiker Ruperts Sterbejahr noch auf „1129 oder 30" bestimmte, während Rocholl ihm einen um sechs Jahre längeren Lebensfaden spinnen kann. Rupert ist ein glänzender Vertreter der Lütticher Schule, deren reiche scholastische Gelehrsamkeit sich in einer zugleich geistreichen und barocken Form, Kreuzung von Pedanterie und Phantasie — velve-teen-Stil, wenn ich so sagen darf — schaustellt. Sein Leben, eines Gelehrten und Ordensbruders, ist arm an Ereignissen. Politisch ist er Cluniacenser, also strenger Anhänger Gregors VII., aber mit den freien, gewissermaßen weltverzichtenden Ideen, die Gerhoh v. Reichersberg in jener Zeit typisch vertritt. Rupert ist ein großer Meister der Glaubenslehre und darin zeigt er einen entschieden spekulativen Trieb, mit dem er das Kleinste zum Größten ausweitet und das Größte im Geringsten gespiegelt sieht, und kaum bei der causa causae sich beruhigt. Auch als Exeget ist er fruchtbar und allenthalben bewegt. Aber auf beiden Gebieten wird er, bei seiner Phantasie, so tief in die modische Allegoristerei hineingerissen, daß seine Werke fast mehr in die Geschichte der Poesie und des Geschmacks, als in die ernstere der Theologie und der Philosophie gehören. Eine gewisse Freiheit der Bewegung, frei selbst Augustin gegenüber und frei durch eigene, selbst sprachliche Gelehrsamkeit, hat er sich dennoch bewahrt, wie er denn vielleicht (trotz Rocholl wage ich nur vielleicht zu sagen) als ein beachtenswerter Vorläufer der Abendmahlslehre Luthers, der Konsubstantiation huldigte. Seine ganze Theologie umspannt der Gedanke, daß die Menschwerdung des Sohnes Gottes notwendig gewesen wäre, auch ohne das Eintreten der Sünde; und zwar kommt es bei ihm so zu stehen, daß die Menschheit erschaffen wurde, damit die zweite göttliche Person Mensch werden könne!

Prof. Rocholls Darstellung hat viel Verdienstliches. Aus reichbemaltem, zeitgeschichtlichem Hintergrund führt er Ruperts Gestalt mit Anschaulichkeit hervor, und so sehr er seinen mannigfach wahlverwandten Helden verehrt, so beschwert er sich doch mehrfach über jene wilde Allegoristerei, die übrigens manchmal zu gar sinnigen Ahnungen hinführt. Wenn man der geistreichen Darstellung vielleicht den Vorwurf machen wollte, daß etwas Hüpfendes, mehr Andeutendes als ruhig Abwandelndes sich zeige, und dabei erklärend auf Karl Hase als öfter citierten Lehrer verweisen wollte, so ist doch darauf zu entgegnen, daß die Dürftigkeit der uns bekannten Lebensumstände Ruperts eine strengfolgende Erzählung ebenso unthunlich machen, wie die allzugroße Reichhaltigkeit der Werke eine bloße Auswahl zu treffen zwingt in der Darstellung seiner Denkweise. Den Theologen und Historikern, die auch nur entfernt mit jener Zeit zu thun haben, aber auch jenen settenen dichterisch tiefer angelegten Geistern, welche beim Namen Romantik nicht bloß ein unsäglich süperieures Gefühl überkommt, sei das Buch zum Studium, zum Genuß empfohlen.

Schätzbar ist die Beigabe der süßen lateinischen Glaubenslieder Ruperts, von denen nur die erzählenden mehr in Prosa fallen, einer Anzahl profund gelehrter Anmerkungen am Schlusse, Facsimile aus einer Handschrift mit Widmungsbild.

L. Sch.

6. Poesie.

— Gedichte aus der Heimat und aus Italien. Von Friedr. Heinr. Otto Weddigen. (Norden, Hinricus Fischer.) 195 S. 3 M.

Wie oft in bangen Zweifels Tagen
Hab' ich an meine Brust geschlagen,
Ob ich zum Dichter auch Beruf,
Ob echt es sei, was ich erschuf —

sang der Dichter, oder richtiger: Verfasser des vorliegenden Buches. Leider ist derselbe im Laufe der Zeiten aller Zweifel Herr geworden und zum festen Glauben an seinen Dichterberuf durchgedrungen. Denn S. 118 sagt er:

Wohl schöpft' ich emsig aus dem Born der Wissenschaft,
Doch auf der Dichtung Feld lag meine Schaffenskraft —

und S. 113 hat er gar die — sagen wir Kühnheit, sich mit Theodor Körner zu vergleichen:

Zwar zog auch ich mit Schwert und Leier
Und jung hinaus zum heil'gen Krieg,
Doch meinem Namen fehlt die Feier,
Denn Körner starb für Ruhm und Sieg.

Also das ist der einzige Unterschied zwischen Körner und Weddigen, daß Körner bereits gestorben, Weddigen aber gut auch noch durch den letzten Winter gekommen ist!

Wir können nicht verschweigen, daß uns doch noch einige andere Unterschiede aufgefallen sind, z. B. hinsichtlich des Gedächtnisses. Körner hatte unseres Wissens ein sehr gutes Gedächtnis, Weddigen dagegen ein äußerst mangelhaftes, denn er hält fortwährend fremde Gedanken für eigene Anklänge an Heine, wie:

O lege breitend deine Hände
Mir auf das Haupt gedankenvoll —

umgekehrt aus

Mir ist, als ob ich die Hände
Aufs Haupt dir legen sollt' —

und unzählige ähnliche lassen wir uns noch gefallen. Aber die Anleihen gehen bis in die allerneueste Zeit. Der Gedanke z. B. vom Parnaß, der zum Fladen getreten wird, ist, irren wir nicht, brühwarm und fast wörtlich aus Webers Gedichten entlehnt. Was der Verfasser an Eigenem bringt, ist zum Teil von erschütternder Wahrheit. Z. B. das Distichon:

Elektrizität.

Unseren Ahnen noch brannte die Kerze, das düstere Lämpchen,
Aber der Gegenwart dient schon das elektrische Licht.

Auszusetzen haben wir hier nur, daß der Dichter das Petroleum nicht erwähnt. Und wir möch-

lem ihm, für den Fall er 'mal wieder die Fortschritte der Technik poetisch konstatiert, das Wassereitungswesen und alles, was damit zusammenhängt, als äußerst dankbaren Stoff empfehlen!

Einiges haben wir nicht ganz kopiert. Was bedeutet der Vers:

Originell!
Ist auch nichts neu, so wahre doch den Schein.
„Originell" heißt heut'gen Tag das fein.

Eine Reise nach Italien hat der Dichter geunicht und singt vor Antritt derselben:

Nach Italien darf ich ziehen,
Land der Sehnsucht, Land der Kunst!
Lehre mich den Irrtum fliehen,
Nimm vom Geist des Nebels Dunst!

Ob die Reise ihren Zweck erfüllt hat? Verse wie der:

Wenn ich dir die Hände drücke,
Dann beschleicht mich ein Gedanke,
Daß ob unserm sel'gen Glücke
Nie der blaue Himmel wanke —

oder:

Gezügelt sind des Herzens Triebe,
Von keiner Leidenschaft erregt,
Und welches nur von heißer Liebe
Der ganzen Schöpfung Gottes schlägt —

oder auch willkürliche Wortbildungen wie „stoltet" statt „gestaltet" — lassen fast auf das Gegenteil schließen.

Noch grausamer als die Lyrik ist übrigens das Drama am Schluß, und wir hoffen, daß die Erben, denen der vorsorgliche Verf. alle Rechte vorbehält, auch noch andere Einnahmen haben werden, als dieses Opus ihres großen Ahnen. Beiläufig bemerken wir, daß S. 138 die Leichen winseln und daß S. 147 in dem Moment, wo der Krieg von 1870 erklärt ist und ungeheure Begeisterung selbst die Jungfrauen erfaßt, die „Dritte Jungfrau" in das ebenso feurige als poetische Gelübde ausbricht;

„Ich werde für die Füße Socken stricken!"

Wir fürchten, Verf. ist schon verheiratet. Sonst würden wir ihm — er ist offenbar ein „guter Kerl" — vorschlagen, die „Dritte Jungfrau" als ehelich Gemahl heimzuführen und die Socken kaufmännisch zu vertreiben, die seine Penelope ihm strickt. Sollte aber je wieder der Zweifel sich in ihm regen:

„Ob ich zum Dichter auch Beruf" —

so raten wir ihm freundlich, diese Frage getrost zu verneinen. D. v. O.

7. Musik.

— Das geistliche Volkslied. Sammlung geistlicher Lieder für außergottesdienstliche Kreise in vierstimmigem Satze, zugleich als Begleiterin der „Kleinen Missionsharfe" von A. Rische. Neunte, vermehrte Auflage. (Bielefeld u. Leipzig, Velhagen u. Klasing.) 1886.

Den Liederweisen der „kleinen Missionsharfe" — der „kleinen Werberin", wie der Herausgeber dieses Supplementes, Herr Pastor Rische von Schwinkendorf, jene beliebte Sammlung charakterisiert — eine „leichte Begleitung", das heißt einen vierstimmigen Chorsatz zu geben, diese Absicht hat das vorliegende Heftchen ins Leben gerufen. Dasselbe aber hat bei Anlaß neuer Auflagen die Anzahl der in der Kleinen Missionsharfe enthaltenen Weisen wiederholt durch neue Zuthaten vermehrt. Die neueste (9.) Auflage umfaßt nunmehr 112 Volksweisen im vierstimmigen Satz, von denen übrigens eine beträchtliche Anzahl zumeist in vortrefflichem Chorsatz in der „Großen Missionsharfe" (Gütersloh, bei Bertelsmann) enthalten sind. Einige Unebenheiten des Chorsatzes der vorliegenden Sammlung sind auf einer angehängten Tafel einer nötigen Nachbesserung bedürftig befunden worden; andere sind stehen geblieben. Auch die Deklamation der Textworte zeigt hie und da Unebenheiten, welche in der Großen Missionsharfe aufs einfachste vermieden sind. Im übrigen hat für die Vierstimmigkeit weniger eine geist- und lebensvolle Führung der Chorstimmen — die das Wesen der evangelischen Chorkunst recht eigentlich kennzeichnet — den Bearbeiter bestimmt, als die Absicht, den Satz möglichst einfach zu gestalten, den bequemsten Umfang der Chorstimmen beizubehalten nicht zu überschreiten, und auch den, mit ungeübten Kehlen zahlreich untermischten Massen größerer und kleinerer Versammlungen eine Ausführung dieses Chorsatzes allenfalls zugänglich zu machen. Demnach folgt auch der Satz selbst, gleichwie die Auswahl der Liedertexte und ihrer Weisen nicht den Forderungen reiner, edler evangelischer Tonkunst, sondern lediglich den Voraussetzungen sogenannter praktischer Brauchbarkeit. Diese war eingestandenermaßen der „Hauptgesichtspunkt", welcher das Unternehmen des Bearbeiters, Sammlers und Herausgebers ausschließlich bestimmte. Und aus diesem einzigen Hauptgesichtspunkte erklärt derselbe auch die Wahl des Titels seiner Sammlung: „Das geistliche Volkslied". Es sei dasjenige geistliche Volkslied darunter zu verstehen, welches in christlichen Familien, Schulen und Vereinen sangbar ist und gesungen zu werden verdient und zwar nach Maßgabe der besonderen Bedürfnisse und des besonderen Geschmacks unserer Zeit. Wenn der Verfasser die praktische Bedürfnisfrage richtig erkannt hat, was man ihm und den 9 Auflagen seiner Sammlung wohl glauben muß, so kann man also über den „besonderen Geschmack" unserer musizierenden evangelischen Kreise sich aufs einfachste belehren, indem man die Blätter dieses kleinen Liederbeetes durchliefet. Wo Lieder dieses Schlages mit besonderer Vorliebe gesungen zu werden pflegen, wird zumeist der Gegensatz scharf betont, den die Begriffe „Reich Gottes" oder „Kirche" und „Welt" in ängstlicheren Gemütern ausgeprägt haben. In den Liedern der Sammlung „Das geistliche Volkslied" finden sich nun wundersam innig vereint gefühlsselige religiöse Stimmungsergüsse in gereimten Versen mit oft recht profanen weltlichen Melodien, von denen manche sich nicht merklich erheben über den musikalischen Wert leichter Lieder und Kouplets. — Wenn der musikalische Geschmack christlicher Kreise mit einer so widersinnigen Verquickung religiöser Sentimentalität und profaner Volksmusik befriedigt werden kann, muß freilich die keusche Muse evangelischer Tonkunst wohl ihr Haupt verhüllen.

L. M.

— Populäre Elementartheorie der Musik für gebildete Musikfreunde. Von Hermann Ritter. (Leipzig, Max Hesse.) 120 S. 8°. 1 M., geb. 1,30 M.

Ohne die leitende Hand „eines verständnisvollen Lehrers" wird der gebildete Musikfreund, der sich nicht befriedigt fühlen mag durch apodiktisch gefaßte und aneinander gereihte Lehrsätze, sondern der die Dinge in ihrem logischen Zusammenhange begreifen will und deshalb nach den Gründen der Erscheinungsformen fragt, schwerlich etwas Positives und Ganzes aus dieser elementaren Tonlehre gewinnen. So ist das handliche Werk wohl richtiger für verständige Lehrer gedacht, die den Stoff beherrschen und in Ritters Elementartheorie gewiß einen willkommenen Leitfaden begrüßen werden, als für Musikfreunde, die eine über den oberflächlichsten Gedächtnisballast hinausreichende induktive Lehrmethode und eine das Wesen der musikalischen Disziplin erhellende Belehrung suchen. — Der Lehrstoff wird vom Verfasser über die engeren Grenzen einer allgemeinen Elementarlehre recht weit ausgedehnt bis zu einer Erläuterung der Melodik, der Hauptgrundsätze verschiedener Stilgattungen und endlich auch bis zu einer flüchtigen Uebersicht über die musikalischen Organe, welche hier als „Darstellungsmittel" bezeichnet werden. Wer im stande ist, den Umfang des ganzen Lehrgebäudes von den untersten Begriffen des Tones und der Tonverbindung bis zu den Grundzügen der Lehre von den Stilprinzipien der Kunstformen und der Instrumente zu schätzen, wird gründliche Belehrung von einem Werkchen nicht erwarten, welches den gekennzeichneten reichhaltigen Stoff auf 120 Druckseiten (von Notenbeispielen unterbrochenen) Text vorzutragen unternimmt. Die Wortschreibung „μέλος" (statt μέλος), die man auf S. 89 findet, mag ja ein zufälliger Irrtum sein. Derselbe steht dann aber artig genug in ideeller Beziehung zu der durchgängigen Vortragsweise dieses Büchleins, das seine Unterweisungen über das Maß einer annähernden Auseinandersetzung der Thatsachen nicht ausdehnt und den Ausgleich des Mangelnden einem verständigen Lehrer überläßt. L. M.

8. Philosophie.

— Entweder — Oder. Ein Lebens-Fragment, herausgegeben von Viktor Eremita. I und II. Aus dem Dänischen von D. Ul. Michelsen und P. O. Gleiß. (Leipzig, Johannes Lehmann.) 1885. VII u. 648 S. 8°.

Das vorliegende Buch ist das Erstlingswerk des bekannten dänischen Schriftstellers Sören Kierkegaard. Vor 40 Jahren zum erstenmal in Dänemark erschienen, seitdem viermal aufgelegt, haben es die verdienten Uebersetzer jetzt zuerst auf den deutschen Büchermarkt gebracht. Diejenigen, welche die kleineren Schriften Kierkegaards kennen, werden danach greifen, andere werden daran vorübergehen, denn — was soll man sich bei dem Titel des Buches eigentlich denken? Ist das „Lebensfragment" ein Roman? Die Ueberschriften der Kapitel, z. B. „Der Reflex des Antiktragischen in dem Modernotragischen", „Die ästhetische Gültigkeit der Ehe", „Das Gleichgewicht des Aesthetischen und Ethischen in der Entwickelung der Persönlichkeit", „Das Erbauliche des Gedankens, daß wir vor Gott immer unrecht haben" ꝛc. lassen vielmehr auf philosophische oder religiöse Abhandlungen schließen. Aber vielleicht schlägt der Leser auf S. 239 das „Tagebuch des Verführers" auf. Thut er das, so wird er sicher das Buch nicht eher schließen, als bis er herausgefunden hat, mit was für einer Schrift er es eigentlich zu thun hat. Schon das wird er entdecken wollen, ob hier Wirklichkeit, ein Lebensfragment, oder Dichtung vorliegt; ob die hier so überaus fein gelehrte Kunst, ästhetisch zu verführen und zu genießen, ernst genommen werden soll oder nicht. Der Freund des „Verführers", der des letzteren Tagebuch ans Licht gezogen hat, sagt mit Recht, daß obgleich manches erst später niedergeschrieben ist, doch alles so dramatisch lebendig ist, als sähen wir es vor unseren Augen. Des Verführers Aufgabe, die er zu realisieren suchte, war, poetisch zu leben, und seine dichterische Natur prägte dem Tagebuche seinen dichterischen Charakter auf. Das Poetische war das plus, das er zu seinem Tagebuche hinzutrug, und dieses plus war das Poetische, das er in der poetischen Situation des wirklichen Lebens genoß. Zog er dasselbe in der Form dichterischer Reflexion wieder zurück, so war dies der zweite Genuß, den er hatte, und auf den Genuß war sein ganzes Leben berechnet.

Demgemäß ist nun der ganze erste Teil des „Entweder — Oder" eine Genußphilosophie des „Verführers" Johannes, der seine ästhetische Anschauung von der Liebe und vom Lieben zunächst in Fragmenten und Aufsätzen voll schönheitstrunkener Ideen und Bilder, sich selber wieder zum Genuß, vorführt, um endlich im „Tagebuche" die letzten Konsequenzen seiner rein ästhetischen Auffassung der Liebe aufzudecken. So sehr es nun nicht den ästhetisch, wohl aber den ethisch gerichteten Leser dabei anekelt, so wird dem letzteren doch die Genugthuung zu teil, auch einen Blick in die Seele der Verführten zu werfen, die dem Verführer schreiben darf: „Ich nenne Dich nicht: mein; das, ich sehe es ein, bist Du niemals gewesen, und hart genug bin ich gestraft, daß dieser Gedanke einmal meiner Seele Freude und Wonne war; und doch nenne ich Dich: mein; mein Verführer, mein Betrüger, mein Feind, mein Mörder, meines Unglücks Quell, meiner Freude Grab, meiner Unseligkeit Abgrund ... Und ich bin Dein. Ja, Dein bin ich, Dein, Dein, Dein Fluch."

Es kann nicht befremden, daß unter solchen Umständen Sätze wie diese aus der Feder des Genußmenschen fließen: „Mein Leben ist eine ewige Nacht, sterbe ich einmal, so kann ich mit Achilles sagen: Du bist vollbracht Nachtwache meines Daseins" oder „bin ich nur einer der Fäden, die in den Kattun des Lebens hineingesponnen werden sollen, immerhin! kann ich nicht spinnen, so kann ich den Faden doch durchschneiden." Er ist bei alledem eine fein angelegte Natur, ein kluger Kopf, der sehr viel Wahres und Schönes „über das Erotische in der Musik" sagen kann und der seinen Mozart (Don Juan) gründlich studiert und verstanden hat. Und wer kann beweglicher die Schatten von Marie

Beaumarchais, Donna Elvira und Gretchen emporsteigen lassen, „jener drei Bräute, die sich mit dem tiefsten Schmerze vermählt haben"! Aber wer nur ästhetisch lieben kann und will, dem wird jener Spruch zu einem bedenklichen Lebensmotto: Gestern liebt' ich, heute leid' ich, morgen sterb' ich: dennoch denk' ich heut und morgen gern an gestern! und auf diesem Wege kommt man ins Verderben.

Dieses gründliche Verderben aufzudecken ist der brave Ehemann und ehrbare Gerichtsassessor, der im zweiten Teile des Buches das Wort nimmt, berufen. Er versucht seinen Freunde, dem Verführer, zu zeigen, daß seine Weisheit, die nur auf ästhetischen Genuß, der freilich zuletzt nichts weniger als ästhetisch ist, hinausläuft, zur Verzweiflung führen muß. Freilich, wenn er seine Pflichtenlehre vorträgt, so lernen wir ihn bisweilen als einen recht hausbackenen Philosophen kennen, aber seinen Zweck wird er doch erreichen, wenn er „die ästhetische Gültigkeit der Ehe" verteidigt. Selbst ein Verführer wie Johannes wird ihm zugeben müssen, daß, wenn man die Liebe auf ein gewisses Alter beschränken will und die Liebe zu einem Menschen auf eine so kurze Zeit, man immer von neuem reirutieren muß, was doch die allertiefste Profanation der ewigen Macht der Liebe ist, ja die reine Verzweiflung. Denn ist die Liebe in der Zeit zu bewahren eine Unmöglichkeit, so ist die Liebe selbst eine Unmöglichkeit. Freilich hat die eheliche Liebe ihren Kampf in der Zeit, aber auch ihren Sieg und ihren Segen. Jedoch, um dies und vieles andere, was er ausführt, zu fassen, sagt der Assessor, „setze ich, mein Freund, eine Eigenschaft voraus und die heißt: Unschuld!"

Aber diese ist dem Verführer schon sehr lange abhanden gekommen. Zudem glaubte er sich niemandem verantwortlich. Aber, belehrt ihn sein Freund, der noch nicht an ihm verzweifeln mag, „weißt Du es denn nicht, daß eine Mitternachtsstunde kommt, in der jeder sich demaskieren muß? oder glaubst Du, man könne sich einige Minuten vor Mitternacht fortschleichen, um der großen Demaskierung zu entgehen? Wird Dir nicht bange und erschrickst Du nicht bei dem Gedanken? Ich habe Menschen kennen gelernt, die so lange andere betrogen, daß ihr wahres Wesen sich schließlich nicht mehr offenbaren konnte. Wer sich aber nicht offenbaren kann, der kann auch nicht lieben; wer nicht lieben kann, der ist der unglücklichste unter allen Menschen."

Ob der Assessor seinen unglücklichen Freund überzeugt hat, bleibt dahingestellt, jedenfalls ist das, was er über die Entwickelung der Persönlichkeit ihm geschrieben hat, das bedeutendste und tiefste Stück des ganzen Buches. Es galt, die Differenzen zwischen dem Ethischen und Aesthetischen klar und scharf hervorzuheben, und wir denken, das ist erreicht. Der Aesthetiker will dem wirklichen Leben keine Bedeutung zuerkennen, er bleibt stets verborgen, denn wie oft, wie sehr er sich auch der Welt hingibt, er thut es nicht total, es bleibt immer etwas zurück, was er für sich behält; thäte er es total, so thäte er es ethisch. Denn das ist die Bedeutung des Lebens, aller wirklichen Verhältnisse, daß ein Mensch offenbar werde, und offenbar zu werden vor Gott und Menschen, dazu drängt die Ethik. Wird ein Mensch nicht freiwillig offenbar, so wird die Offenbarung seine Strafe. Dann wird er vergeblich wünschen, den Rat befolgt zu haben, der Hebr. 3, 13 zu finden ist: „Ermahnet euch selbst alle Tage, so lange es heute heißt, daß nicht jemand unter euch verstockt werde durch Betrug der Sünde."

Daß wir ein Buch solchen Inhalts nicht jedem in die Hand geben, ist klar. Wer das „Tagebuch" lesen will, muß auch die philosophischen Aufsätze lesen können, sonst wird der Verfasser seinen Zweck nicht erreichen, ja wir verschweigen es nicht, er könnte seinem Leser gefährlich werden. Wohl aus diesem Grunde erwähnt Herr P. Gleiß innere Bedenken, die er gehabt habe, als es sich um Fortführung der Uebersetzung des verstorbenen D. Michelsen handelte. Trotzdem sind wir ihm und seiner Arbeit sehr dankbar, denn das Buch ist ein sehr eigenartiges und sehr tiefsinniges Erzeugnis des freilich sehr subjektivistisch gerichteten Dänen, und die Grundidee des Werkes, die auch A. Strodtmann dahin bestimmt: alle Genußlebensweisheit führt zu Verderben und Verzweiflung, ist entschieden christlich. Kierkegaard hat die Darlegung des religiösen Standpunktes für ein späteres Werk aufbehalten und wir sehen der Veröffentlichung der „Studien auf dem Lebenswege", in denen der einsame Denker Frater Taciturnus über seine Lebensverhältnisse und über sich selbst reflektiert, mit Spannung entgegen. —r.

9. Litteraturgeschichte.

— Die deutsche Nationallitteratur vom Tode Goethes bis zur Gegenwart von Adolf Stern. (Marburg und Leipzig, R. G. Elwert.) 1886. IV und 162 S. gr. 8°. 1,20 M.

Der Verfasser hatte von dem Verleger der berühmten Vilmarschen Litteraturgeschichte die Aufforderung erhalten, eine Fortsetzung derselben vom Tode Goethes bis zur Gegenwart zu geben. Eine solche, aus dem gleichen Geiste und der gleichen Anschauung heraus, war für ihn aber eine Unmöglichkeit. Er entschloß sich demnach, einen selbständigen Anhang zu dem einflußreichen Buche zu geben. Er prüft die poetischen Erscheinungen der letzten Jahrzehnte nicht darauf hin, wie sie sich dem Auge und Urteile Vilmars dargestellt haben würden, sondern gibt sein eigenes Urteil ab, selbstverständlich teilt er auch Vilmars Meinung über das Epigonentum der nachgoetheschen Dichtung der Deutschen nicht, sondern strebt vielmehr danach, seine Leser für eine freundlichere und nicht unterschiedslos ablehnende Betrachtung der neuesten Periode unserer Litteratur zu gewinnen. Eins aber ist er mit Vilmar in der nationalen Gesinnung, eins in der ernsten, dem Flachen, Rohen und Verbildeten gleich abgewandten Auffassung von den Aufgaben der Litteratur, eins in der Wärme der Empfindung für das Edle und Schöne. Wie Vilmars Buch ist auch dieser Anhang anziehend, lebendig und im besten Sinne populär geschrieben. Perioden, Persönlichkeiten und Erscheinungen sind stets anschaulich und maßvoll charakterisiert. Als besonders gelungen erscheinen uns

die Abschnitte über Julius Mosen, Lenau, Mörike, Gelbet, Wilibald Alexis, Annette von Droste-Hülshoff, Riehl, Gottfried Keller, Wilhelm Raabe. Gottfried Kinkel und Scheffel, wie auch Hebbel und Otto Ludwig werden wohl etwas zu hoch gewertet. Ein paarmal treten Flüchtigkeiten im Stile auf, die weniger bewanderte Leser leicht irre führen könnten. So ist es gewiß richtig, daß sich an G. Freytag und Otto Ludwig eine große Zahl realistischer Erzähler anschließt. Wenn aber dann fortgefahren wird: „Einer der talentreichsten und tüchtigsten darunter . . . . . war der Schweizer Jeremias Gotthelf", so könnte man meinen, der Pfarrer von Lützelflüh habe erst die beiden genannten lesen müssen, ehe ihm eingefallen sei, seinen Berner Bauern im Gewande der Erzählung zu predigen. Ebenso richtig ist, daß F. W. Webers „Dreizehnlinden" und „Gedichte" erst „spät" anerkannt wurden, „als der Dichter im Greisenalter stand", aber aus der Fassung des Satzes geht nicht hervor, daß Weber schon an der Schwelle des Greisenalters stand, als er dichterisch hervortrat. Zu rechten mit dem Verfasser, ob es gut und notwendig war, die aufzunehmen und eingehend zu behandeln und andere bloß zu benennen oder ganz auszulassen, ist hier nicht der Ort. Daß aber Grillparzer, Eichendorff, Halm nicht mit einer Silbe erwähnt werden, darf nicht ungerügt bleiben, da die beiden erstgenannten doch wohl zu den Allerersten unter den „Epigonen" gehören. Alles in allem aber kann das Buch als Wegweiser durch unsere neuere Litteratur empfohlen werden.

J. L—r.

10. Rechtspflege.

— Der deutsche Zivilprozeß in praktischer Bethätigung von Dr. O. Bähr, Reichsgerichtsrat a. D. (Jena, Gustav Fischer.) 1885. 94 S. 8°. 1,80 M.

Diese Schrift zeigt uns die deutsche Zivilprozeßordnung von ihrer Schattenseite, eine Seite, die bisher unbeachtet geblieben ist unter den allgemeinen Lobeserhebungen. Allen denen, die es nicht lieben, mit dem breiten Strom zu schwimmen, kann die Broschüre nicht dringend genug empfohlen werden. Unsere Beurteilung derselben fassen wir kurz dahin zusammen, daß wir ihre Ausführungen durch unsere Erfahrungen in der Praxis in allen Punkten bestätigt finden; deshalb können wir uns ihrem Schlußurteil über die Zivilprozeßordnung nur unbedingt anschließen. Dieses Urteil lautet dahin (S. 89): „Die Zivilprozeßordnung kämpft nicht etwa einen vergeblichen Kampf gegen die Unvollkommenheiten der Menschen, sondern sie begünstigt die Unvollkommenheiten dadurch, daß sie ihnen volle Freiheit gewährt. Alle schlechten Elemente der Justiz können sich frei bethätigen, der träge Richter kann noch träger, der leichtfertige noch leichter, der zur Willkür geneigte noch willkürlicher sein. Und ähnlich ist es bei dem Anwaltstand." Der Verfasser macht darauf aufmerksam, daß thatsächlich heut eine völlige Anarchie in den Gerichten herrscht, daß das heranwachsende juristische Geschlecht, aus dem die zukünftigen Richter und ein großer Teil der Beamten hervorgehen, durch die Gewöhnung an die oberflächliche Art der Arbeit, wie sie durch die Zivilprozeßordnung begünstigt wird, schlecht erzogen werden und daß der üble Einfluß der Zivilprozeßordnung sich im ganzen Umfange erst der nächsten Generation zeigen wird.

In der Einleitung gibt der Verfasser einen kurzen Ueberblick über die gesamte Gesetzgebung der siebziger Jahre. Diese Uebersicht macht den Wunsch rege, daß der Verfasser seine Gedanken einmal ausführlicher darstellen möchte. Denn treffender kann der Geist dieser Gesetzmacherei wohl kaum bezeichnet werden, denn als „eine Art Manchestertum in die Jurisprudenz übertragen". (S. 3.) Dieses Urteil zeigt aber mehr wie alles andere, wie tief der Verfasser seine Aufgabe aufgefaßt hat, dabei ist die Form der Darstellung so vorzüglich, daß jeder, Laie wie Jurist, dies Buch aus der Hand legen wird mit dem Urteil, daß es dem Verfasser heiliger Ernst ist mit der Entwickelung unseres Rechtslebens.

H. H. H.

— Das deutsche Reichsgericht von Dr. Henrici, Senatspräsident des Reichsgerichts. (Jena, Gustav Fischer.) 1885. 32 S. 8°.

Diese Broschüre bietet uns Aufklärung über folgende zwei Fragen: 1) Ist dem höchsten Gerichtshofe des deutschen Reiches eine seiner Aufgabe und der Geschäftslast entsprechende Mitgliederzahl gegeben? und 2) Bietet das Verfahren bei der Besetzung von Stellen im Reichsgericht eine genügende Garantie dafür, daß dem Reichsgericht die besten in Deutschland zu Gebote stehenden Kräfte zugeführt werden?

Der Verfasser antwortet auf beide Fragen verneinend und sagt am Schluß: „Seit der Errichtung des Reichsgerichts sind erst reichlich sechs Jahre verflossen und schon wirft seine Geschichte einen dunklen Schatten auf seine Zukunft. Die Ueberzeugung, daß es so nicht weiter fortgehen dürfe, hat uns die Feder in die Hand gedrückt." Diese Inhaltsangabe zeigt, daß die Broschüre für Juristen von höchstem Interesse ist. Ihre populäre und klare Darstellungsweise wird sie auch den Laien, welche Sinn für unser Rechtsleben haben, willkommen sein lassen.

Mit besonderem Dank muß anerkannt werden, daß ein Jurist von der Stellung des Verfassers sich über diese wichtigen Fragen in gemeinverständlicher Form ausläßt. Zur Beantwortung der Fragen Stellung zu nehmen, dazu ist nur der berechtigt, der aus Erfahrung über die einschlägigen Verhältnisse orientiert ist. Da diese Voraussetzung nur bei einer verschwindenden Minderheit anzutreffen ist, so haben wir hier nur auf die Broschüre aufmerksam zu machen und dieselbe als eine interessante Litteraturerscheinung zu empfehlen.

H. H. H.

11. Unterhaltungslitteratur.

Dornröschen. Eine Erzählung von A. v. d. Elbe. (Leipzig, Georg Böhme.) 1886. 155 S. 8°. 2 M., geb. 2,80 M.

Die Verfasserin der Fortsetzung von Brentanos „Chronika eines fahrenden Schülers" betritt in

dieser Erzählung, welche bei ihrem Erscheinen in der Allgem. konserv. Monatsschrift sich schon viele warme Freunde erworben hat, zum erstenmal den Boden der Gegenwart, nicht um uns eine Kultur- und Sittenschilderung zu geben, sondern um ein Idyll zu schaffen, so reizvoll und so anheimelnd, wie eben nur die Schöpferin der Laurenburger Els es erfinden konnte. Der echte Humor, der „Dornröschen" zu einem Lieblingsbuch aller nicht angesäuerten Deutschen machen wird, legt uns den Wunsch nahe, daß die Verfasserin fortfahren möchte, uns solche Blumen mehr in das an allem stillen Schmucke so arme Leben der Gegenwart zu flechten. Sie wird uns um so dankbarer finden, je weniger sie sich die Art moderner Schriftstellerinnen zum Vorbild nimmt, je mehr sie sie selbst bleibt: unberührt vom Kampf des Tages, die Hüterin eines friedvollen reichen Innenlebens. Th. M.

— Fenella. Novelle von Alfred Graf Adelmann. (Stuttgart, Adolf Bonz & Comp.) 1886. 8°. 1,80 M., geb. 3 M.

In einem ebenso überflüssigen als überschwänglichen Vorwort, in welchem der Verf. die Umgebung und Stimmung schildert, in der er lebte, als er mit seinem raschen Stiele diese Novelle schrieb, verkündet er uns, daß deren Grundstoff die Liebe sei, und befürchtet dabei, das sei wohl „Ursache genug für viele, um das kleine Buch keines Blickes zu würdigen oder zum mindesten geringschätzig über dasselbe zu urteilen," und doch sei „die Liebe das Thema, welches seit Jahrtausenden mit ewig junger Kraft die Menschenherzen fesselt", „eines der höchstwertigen, edelsten Güter des Lebens", „eine Gottesgabe". Wenn wir nun nach vollbrachter Lesung der Novelle, einer Künstlergeschichte mit allen den hierbei gewohnten Motiven und Effekten, zu einem etwas geringschätzigen Urteile insofern kommen, als wir sagen müssen, das Buch sei wohl eine spannende, gut gemeinte, leicht zu verdauende Unterhaltungsschrift, aber litterarischer Bedeutung und dichterischen Wertes entbehre es, so geschieht das nicht aus der obengenannten Ursache. Auch wir halten dafür, daß die Liebe, wie ein mächtiger Faktor im Leben, so auch ein berechtigtes Motiv in aller Kunst ist, wenn wir auch bedauern, daß in unserer Poesie so selten versucht wird, auch andere Lebensmächte künstlerisch zu fassen und in den Vordergrund zu stellen, wenn wir auch sorgen, daß in unserer Poesie viel zu viel geliebt wird, weshalb die Gefahr nahe ist, daß sie samt und sonders tuftlrank werde. Auch wir lassen uns gern rühren und entzücken, wenn die großen Herzenskenner, vor allen Shakespeare und Goethe, uns hineinführen in die Tiefen, Regungen, Wendungen, Windungen, Irrungen und Siege liebender Seelen. Aber eben deswegen machen wir auch Halt mit unserem Entzücken und überlassen Rührung und Mitgefühl neidlos den Abonnentinnen der Leihbibliothek, wenn wir dieses unerschöpfte und unerschöpfliche Thema so ganz und gar nach alten Rezepten behandelt sehen, ohne Eigenart, ohne Tiefe, und wenn wir gewahren, daß auch die Darstellungsweise über den Durchschnitt der heutigen Novellenindustrie nicht hinausragt. J. L—r.

— Die schlimmen Nonnen von Poitiers. Historischer Roman aus der Völkerwanderung (a. 589 u. Chr.) von Felix Dahn. 6. Auflage. (Leipzig, Breitkopf & Härtel.) 308 S. 5 M., eleg. geb. 6 M.

Von den „kleinen Romanen aus der Völkerwanderung" der geringste. Der erste Satz lautet zwar ziemlich historisch: „Es war — nach urkundlicher Ueberlieferung — am Frühmorgen des ersten Märztages im Jahre fünfhundertneunundachtzig", sonst aber ist die Geschichte dem Geschmack der Gegenwart zu Liebe mit vollster Souveränität dermaßen umgemodelt, daß man, wie bei Ebers, in jedem Kapitel über die Aehnlichkeit des sechsten mit dem neunzehnten Jahrhundert erstaunt. Vor allen Dingen hat sich Dahn erlaubt, aus wirklichen Nonnen Schülerinnen eines Nonnenklosters, Institutsschülerinnen, Pensionärinnen einer Erziehungsanstalt zu machen! Damit ist der Stoff salonfähig geworden und hat alles historische Interesse verloren. Andererseits hat der Verf. wieder damit einer Inkonsequenz sich schuldig gemacht, daß er den entsprungenen „Nönnlein" von allen Seiten das Universalmittel der Heirat empfehlen läßt, während sich dieses Mittel für die dem Klosterunterricht entwachsenen Fräulein ganz von selbst versteht. Halb Frankreich mochte ja wohl seiner Zeit in Aufregung geraten sein, als der Skandal der Flucht von 40 wirklichen Nonnen bekannt wurde; wie aus dem Durchbrennen von so viel Institutsfräulein aber eine wichtige Staats- und Kirchensache hergeleitet werden konnte, die Könige und Bischöfe auf die Beine bringt, bleibt verständigen Lesern ein ungelöstes Rätsel. Im ganzen liest sich dieser „historische" Roman wie ein Märchen. Da setzt der König zu hause seine Krone auf, da spielt ein Herzog mit einem Bischof Schach und weil ihm das lange breite Schlachtschwert in der Königsburg unbequem wird, legt er es über die Beine, da klammert sich eine in jungen Tagen im Beichtstuhl Verführte an die Mähne eines Pferdes, auf welchem der Verführer davonjagt, und wie das Roß in weitem Sprung vom Ufer des Flusses ins Wasser springt, läßt sich bei der ersten Berührung mit dem Wasser jene Unglückliche am Ufer fallen — ganz märchenhafte, der Wirklichkeit widersprechende Dinge. Daneben werden ganz moderne Gedanken und ganz moderne Reden ausgetauscht; eine Skepsis und eine Aufklärung, wie sie unserem Jahrhundert zur „Zierde" gereicht, macht sich überall breit; kurz der ganze Roman ist so unhistorisch als möglich gehalten. — Felix Dahn verfügt über eine geringe, recht bescheidene Gabe von Witz und Humor. Im vorliegenden Buche hat er alle Kraft zusammengenommen, um — natürlich stets innerhalb der Salonmäßigkeit — die Minen seines Witzes und Humors springen zu lassen, aber das Ergebnis ist ein gar klägliches. Schritt für Schritt wird man an den kränklichen Humor des Kollegen Ebers erinnert. Wie viel Zeit wohl die Abfassung eines Romans wie „Die schlimmen Nonnen von Poitiers" in Anspruch nehmen mag? Bei der Gewandtheit des Verf. im Stilisieren gewiß nicht mehr als zwei bis drei Wochen. Kurz ist das Mühen, herrlich der Lohn. Wenn man die Geschichte mit den Dahnschen Ge-

schichten vergleicht, kann man auch ohne Umänderung sagen: „Kühn ist das Wagen, herrlich der Lohn“. Und bei dem Lesen denken wir nicht nur an das jedenfalls reichlich bemessene Honorar, sondern auch an die unzähligen mündlichen und gedruckten Lobreden, welche die urteilslosen Verehrer der Tahnschen Schriftstellerei dem berühmten Autor entgegenbringen, und dabei will man noch leugnen, daß wir im Zeitalter der Epigonen leben!

O. K.

— Aus einer alten Reichsstadt. Zwei Geschichten von Th. Ebner. (Stuttgart, Adolf Bonz & Comp.) 1886. 177 S. 8°. 2 M.

Die alte Reichsstadt ist Eßlingen, die freundliche und rührige Neckarstadt. Die erste der eigenartig, geschmackvoll und nicht ohne Kunst erzählten Geschichten gibt uns ein Stück ergreifenden Lebens aus der Zeit der in dieser Stadt spielenden Kämpfe der „Brüder“ mit den Lutherisch-Evangelischen. Der Verf. hat sie — und dadurch hat er sich die Arbeit unnötig erschwert — in einer Art von Tagebuch vorgetragen, das der Magister Markoleon über sein und seines Sohnes Leben und über die Geschehnisse in der erregten Stadt in manchmal etwas zu wimmerhaftem Tone schreibt. Die zweite der Geschichten, unbedeutender, und in etwas unbefriedigender Weise abbrechend, behandelt eine Episode aus dem Studentenleben des Nikodemus Frischlin. Wir hoffen, dem Verf. des sehr empfehlenswerten Büchleins noch öfter zu begegnen.

J. L—r.

— Vier Erzählungen von Otto Franz Gensichen. (Berlin, Eugen Grosser.) 1886. 159 S. 8°.

Sämtliche Erzählungen sind voll poetischen Gehaltes. Sie sind sehr stimmungsvoll komponiert und hinterlassen einen nachhaltigen Eindruck. Die behandelten Probleme sind aber fast durchweg sehr heikler Natur und zuweilen wird es bedenklich schwül, so daß man das Buch nicht der reiferen Jugend zum Lesen empfehlen könnte. Die Ausführung und Darstellung ist etwas skizzenhaft und macht nicht eben den Eindruck besonderer Eigentümlichkeit und Vertiefung. Zuweilen siegt der stimmungsselige Feuilletonist über den ruhigen, friedlichen Erzähler. Am besten hat uns die letzte der Erzählungen gefallen: „Weihnachtsglocken“, in der gezeigt wird, wie ein alter Kandidat, bisher das komische Original in der kleinen Stadt, harmlos, zage und einsiedlerisch, plötzlich ein ernsthaft zu nehmender Mann wird und sich als solcher zeigt.

J. L—r.

12. Verschiedenes.

— Zeitfragen des christlichen Volkslebens. Band XI. Heft 7: Die Jünglingsvereine in Deutschland. Von T. v. Oertzen. (Heilbronn, Gebr. Henninger.) 1886. 54 S. 8°. 1 M.

Die vorliegende Abhandlung will einem doppelten Zwecke dienen; einmal will sie weitere Kreise für die Arbeit, wie sie in den sog. „Jünglingsvereinen“ getrieben wird, gewinnen, indem sie die Berechtigung und Notwendigkeit derselben nachweist, sodann will sie Vorschläge machen und Winke geben, wie diese Arbeit am zweckmäßigsten betrieben werden könne. Die Notwendigkeit ergibt sich dem Verf. aus der Verwahrlosung unserer familienlosen Jugend, vor allem in den Verkehrszentren, von welcher in einigen charakteristischen Zügen ein Bild entworfen wird; die Berechtigung aus der Befugnis der freien christlichen Liebe, da zuzugreifen, wo zur Zeit die schwerfällige kirchl. Organisation nicht ausreicht. — Wichtiger ist dem Verf. aber die zweite Frage nach der zweckmäßigsten Einrichtung des Vereinslebens, zumal hier zwischen den „Jünglingsvereinen“ und den sogen. „christlichen Vereinen junger Männer“ ein gewisser Gegensatz besteht. Da wird es nun vielleicht vielfach Befremden erregen, wenn als erster Zweck des Vereinslebens, von welchem der Verf. doch eine allmähliche Wiedereroberung unserer Jugend für lebendigen christlichen Glauben erhofft, die Unterhaltung bezw. Erholung genannt und gerade für den Sonntag ein Unterhaltungsabend, bisweilen ein sog. christlicher Kommers verlangt wird, während die Bibelstunde einem Wochentage zugewiesen wird. Der Gedanke ist dabei der, daß der Neueintretende vor allem sich nicht langweilen dürfe, eine Stätte finden müsse, wo er sich gut unterhält, wo es ihm aber zugleich wohl und warm ums Herz wird — ein Gefühl, das ihm bei seinen bisherigen leeren Vergnügungen unbekannt blieb — bis es ihm dann allmählich aufgeht, daß die „Gemütlichkeit“, die er hier findet, im wahren Sinne des Wortes dem Gemüte entstammt, dem Gemüt, das seinen Mittelpunkt in Gott sucht und findet. Jedenfalls ist damit, wenn nicht die wichtigste, so die schwierigste Seite der Vereinsarbeit in den Vordergrund der Betrachtung gestellt — das weiß jeder, dessen Aufgabe es ist, junge Leute „christlich“ zu unterhalten. „Christianisierung der Erholung unseres Volkes“ heißt nicht Weltseligkeit, nicht Weltflucht, sondern Weltüberwindung. Wer aber wollte leugnen, daß gerade in dieser Richtung das Ziel liegt, welches Luther, dieser fröhliche, starke und gesunde Glaubensmann der deutschen Christenheit gewiesen hat; wer wollte leugnen, daß es christlich und deutsch zugleich ist, in diesem Sinne nach dem Ziel zu ringen. Die Ausführung im einzelnen und die praktischen Vorschläge des Verf., die gewiß diskutierbar sind, aber nicht für alle Verhältnisse gleich gut passen, wolle man in dem Schriftchen selbst nachlesen.

A. H.

F. Hammerstein

Digitized by Google

Wilhelm Freiherr von Hammerstein.

Wir bringen heute als Bild den Chef-Redakteur der „Kreuz-Zeitung", den Urheber des „Antrags Hammerstein"; sein Name ist ja in allen Kreisen, denen das Wohl unserer evangelischen Kirche am Herzen liegt, seit Abschluß der letzten parlamentarischen Session so viel und so oft genannt worden.

Freiherr von Hammerstein wurde am 21. Februar 1838 zu Retzow im Großherzogtum Mecklenburg-Schwerin geboren, besuchte nacheinander das Blochmannsche Institut in Dresden und das Gymnasium in Lüneburg, woselbst er Ostern 1856 das Abiturienten-Examen bestand.

Der Wunsch, Jurisprudenz zu studieren, mußte auf Drängen des Vaters aufgegeben werden. Statt dessen widmete er sich dem Forstfach. Er erlernte dasselbe praktisch am Hannoverschen Harz, besuchte die Akademien Tharandt und Eberswalde und trat 1860 in Mecklenburgischen Dienst. 1863 jedoch, nach dem Tode seines Vaters, mußte er denselben wieder verlassen, um das in Pommern belegene Gut Schwartow zu übernehmen.

Im Januar 1864 verheiratete er sich mit Charlotte Maaßen, Schwester des bekannten Professor Maaßen in Wien.

Im Herbst 1876 ward Freiherr von Hammerstein ins Preußische Abgeordnetenhaus für den Wahlkreis Stolp-Lauenburg-Bütow gewählt und bildete dort mit acht anderen Herren die damals so sehr zusammengeschmolzene altkonservative Fraktion. Im Herbst 1881 ward er für denselben Wahlkreis in den Reichstag gewählt; wenige Tage nach Eröffnung desselben übernahm er auch die Chef-Redaktion der „Kreuz-Zeitung".

Wenn leider Thatsachen dafür vorliegen, daß es in unseren Parlamenten keine Mehrheit, sondern nur eine Minderheit von Abgeordneten ist, welche mit Wärme und Verständnis die Entwickelung unserer evangelischen Kirche verfolgt, von deren Gedeihen doch nicht nur die Zukunft unseres Vaterlandes, sondern das Schicksal der Welt abhängt, so hat von Hammerstein stets in hervorragender Weise zu dieser Minderheit gehört und eben durch seinen neuesten Antrag bewiesen, daß er Zeit und Stunde für Einleitung von Reformen richtig zu wählen weiß.

Ob der erste Versuch die Staatsfessel der Kirche zu lösen gleich von Erfolg sein wird, oder nicht, darauf kommt zunächst wenig an. Kein Baum fällt auf den ersten Hieb. Vor Blücher war Schill, und vor der Kaiserproklamation in Versailles das Frankfurter Parlament.

Die Kirche im Mittelalter.

Von

Rudolph Sohm in Straßburg i. E.

Wir betreten, wenn wir von der Kirchengeschichte der ersten Jahrhunderte in die des Mittelalters unseren Einzug halten, eine neue Bühne mit einem engeren Horizont. Der Gesichtskreis der mittelalterlichen Kirchengeschichte ist nicht mehr der christliche, sondern nur noch der abendländische Erdkreis. Die Weltgeschichte verlegt ihren Schwerpunkt nach Westen, nach Italien, Spanien, Gallien, Britannien, Germanien, wo unter schwerem Ringen das abendländische germanisch-romanische Volkstum geboren wird, welches bestimmt ist, die Zukunft zu beherrschen.

Mit einem ungeheuren Zerstörungsprozeß beginnt das Mittelalter.

Im Morgenlande empfängt durch das Andringen des Islams die griechische Kirche und mit ihr die griechische Nationalität und Kultur den Todesstreich. Einem Feuerstrome gleich, alles Lebendige verzehrend, ergießen sich die Scharen der mohammedanischen Eroberer über Asien und Afrika. Im siebenten Jahrhundert hat die Bewegung ihren Anfang genommen (das erste Auftreten Mohammeds fällt in das Jahr 611); im Beginn des achten Jahrhunderts hat sie bereits Spanien erreicht (Fall des spanischen Reiches durch die Mauren 711). Wenig Jahre später (732), als Karl Martell mit der gesammelten Kraft des Frankenreiches sich ihr entgegenwirft, steht sie schon an den Ufern der Loire, bereit, das ganze Abendland zu überschwemmen und die romanisch-germanische Kirche und Bildung ebenso zu treffen, wie die Kirche und Bildung des Orients.

Die griechische Nationalität war der Lebenskraft beraubt worden, eine Nationalität, so reich an Gaben wie keine andere, wo selbst die Sackträger auf der Gasse philosophierten, wo in den Barbierstuben und Schenken, auf den Gassen und Märkten der Streit um die Geheimnisse des Glaubens wiederhallte, wo nicht bloß die Religion, sondern auch die Theologie populär war und die Massen des Volkes in brausende Bewegung setzte, wo die Energie des Geisteslebens unerschöpflich schien, von der Kraft des ganzen Volkstums siegreich emporgetragen, — diese Nationalität, die herrlichste, die reichste, die wunderbarste unter allen, sie war zu Boden geworfen, zertreten, zerstampft, um nimmer wieder zu erstehen. An die Stelle der hellenischen trat im Morgenlande die arabische Kultur, auch geistesmächtig, in Mathematik, Naturwissenschaft, Philosophie dem Mittelalter überlegen und von dem größten Einfluß auf das Abendland, die scholastische Bildung des Mittelalters mit hervorbringend, eine Kultur, durch

nüchterne Schärfe des Verstandes und zugleich durch den leuchtenden Märchenschimmer orientalischer Poesie mit unvergänglichem Glanz umgeben, und doch eine Kultur zweiten Ranges, der hellenischen Bildung des Altertums nicht ebenbürtig, der Reinheit der Formen, der prometheischen Kraft des Genius, vor allem des Sinnes für die Geschichte entbehrend, welcher der Forschung zugleich den Stachel und ihre Freiheit, die Kraft des Auges und den unermeßlichen Horizont gewährt. Von der arabisch beeinflußten Kultur des Mittelalters galt es uns zu befreien, um am Ausgang des Mittelalters durch die Neugeburt des Altertums die Wissenschaft und den Geist der Gegenwart zu erwecken.

Die griechische Nation war dahin. Nie hat sie von dem furchtbaren Schlage sich erholt. Was unter dem Zepter des oströmischen Kaisers noch erhalten und übrig geblieben war, besaß gerade noch Kraft genug, den nun heranströmenden slavischen Völkerstämmen als letztes Erbteil die Buchstabenschrift, die Elemente der Bildung, die Kirchenlehre zu übermachen. Aber dem slavischen Volkstum fehlte die Kraft, die griechische Welt neu zu gebären. Die griechische Kirche und Welt blieb tot. Die griechische Kirche von heute, wie sie in Rußland und den angrenzenden Ländern der Balkanhalbinsel vor uns steht, ist die versteinerte Kirche des siebenten Jahrhunderts. Kein Schritt ist weiter gemacht worden. Wie die Weltgeschichte zur Zeit des großen Vernichtungsschlages im siebenten Jahrhundert die Kirche des Ostens verlassen hat, genau so findet sie dieselbe heute nach mehr denn einem Jahrtausend wieder. Die griechische Kirche liegt in Todesstarre. Wann wird der Geist von oben die einst so Herrliche zu neuem Leben auferwecken?

Auch das Abendland bietet im Beginn des Mittelalters das Bild der Auflösung. Das Reich ist gefallen, das mächtige, einst weltgebietende. Die Scharen der germanischen Völker sind über das Abendland dahingebraust, verwüstend, zerstörend, aus den Urwäldern Germaniens ihre Barbarei hinaustragend in die reichen Länder des zivilisierten Westens. Nacht ist hereingebrochen. Was einst herrlich, groß und schön gewesen war, was das Leben ausgefüllt und lebenswert gemacht hatte, die Kunst, die Wissenschaft, die weithin gebietende Reichsgewalt — alles war untergegangen. War nicht zugleich der Untergang der Welt herbeigekommen? Die Nacht war da, und nirgends zeigte sich ein neues Morgenrot.

Und doch war ein Moment der Hoffnung übrig geblieben. Das Reich war wohl gefallen, aber nicht die Kirche. Im Morgenland war mit dem Reich auch die Kirche verwüstet und damit die letzte Wurzel der Kultur zerstört worden. Im Abendland stand die Kirche aufrecht. In einer Welt von Trümmern, inmitten des allgemeinen Unterganges, war sie die einzige Zeugin der Vergangenheit, ihre Organisation, ihre Ueberlieferungen, ihren Glauben aus der Welt des Altertums unversehrt hinüberrettend in die neue Zeit, und durch ihre Predigt wie durch ihre Verfassung den Sieger selbst in einen Besiegten verwandelnd. Die germanischen Scharen zogen in die weiten Hallen der christlichen Kirche ein, nun — wie der Bischof Remigius von Reims bei der Taufe zu dem Frankenkönig Chlodwig sagte, — zu verehren, was sie verfolgt hatten, zu verfolgen, was sie verehrt hatten. Die Kirche war gerettet, und mit ihr war die Kultur gerettet worden. Die ganze Bildung des Altertums, der ganze Reichtum, welcher dort für die Nachwelt angehäuft war, sollte unverloren bleiben. In stiller Klosterzelle, unter den schirmenden Fittichen kirchlicher Forschung und Wissenschaft ward der teure Schatz behütet, bis einst die Zeit kam, wo er aufs neue hinausgehen konnte, eine Welt reich zu machen.

Mit der ganzen Kraft und Innigkeit deutschen Gefühlslebens empfingen die deutschen Stämme das Christentum. Das deutsche Blut war edel genug, lebenskräftig genug, die Welt und Kirche des Abendlandes neu zu gebären. Auf dem germanisch-romanischen Volkstum, welches jetzt im Abendland aus der Verschmelzung lateinischen und deutschen Wesens hervorgeht, beruht der Fortgang der Weltgeschichte. In der

ersten Zeit ist die griechische Kirche die Führerin der Christenheit gewesen. Jetzt wird das Zepter an die Lateiner übergehen.

Die mittelalterliche Kirchengeschichte, nur die abendländische Christenheit begreifend, hat einen enger begrenzten Horizont, aber doch einen Horizont, welcher die ganze Entwickelung der Zukunft einschließt.

I. Das fränkische Reich.

Die deutschen Stammesreiche.

Eine Reihe von deutschen Stammesreichen sehen wir auf den Trümmern des Römerreiches groß werden. Welchem wird die Palme zufallen? Welchem wird es gelingen, neu aufzurichten, was zerstört war, auf römischem Boden in der Form germanischen Staatswesens neu zu schaffen das große, weltbeherrschende, herrliche, unvergeßliche Kaiserreich? Das Reich war untergegangen, aber die Sonne der Reichsidee stand noch durch das ganze Mittelalter strahlend über dem Horizont. War doch durch lange Jahrhunderte den andringenden Barbaren das römische Weltreich der Inbegriff alles Großen und Herrlichen gewesen. Wie mit Zaubermacht hielt es sie gefangen, und nachdem das römische Reich verschwunden war, folgte ihm die Sehnsucht der Eroberer, welche es zerstört hatten. Das Reich war ihnen der Staat, der einzige, der ideale, der unvergleichliche, ja, der unentbehrliche, unvergängliche, ewige. Die Geschichte der Menschheit schien mit seiner Geschichte gleichbedeutend. Dies Reich wieder aufzurichten, der Menschheit die Formen ihres staatlichen Daseins zurückzugeben, mußte das große, höchste Ziel germanischer Staatenbildung sein. Nicht bloß in den Köpfen der Gelehrten, nein, in der Phantasie der Völker lebte der Kaisertraum, die unmittelbare Nachwirkung des zu den Zeiten des Römerreiches Gesehenen, Erlebten, unverlierbar Empfangenen, — geheimnisvoll glänzende Bilder webend, mit berauschender Kraft zu unsterblichen Thaten drängend, machtvoll zeugend zuerst das Frankenreich, dann das deutsche Reich.

Welches der deutschen Reiche wird wiederaufrichten das Kaiserreich? Ob das Reich der Ostgoten oder der Westgoten, oder der Vandalen oder der Burgunden? Die Antwort der Geschichte war: keines von diesen, sondern das Frankenreich.

Eine Thatsache war dafür von vornherein entscheidend. Die sämtlichen deutschen Stämme, welche bis jetzt mit dem Römerreich in Fühlung getreten waren, hatten das Christentum in arianischer Form empfangen. Das Ostreich war in dem größeren Teil des vierten Jahrhunderts arianisch gewesen, und gerade zu jener Zeit hatten an den Ufern der Donau die Goten, dann die übrigen, den Goten verwandten Stämme, die Vandalen, Burgunden, Alanen, Sueven das Christentum von oströmischer Seite empfangen. So führte der Arianismus, nachdem er im römischen Reich selber bereits erloschen war, bei den bekehrten Germanenstämmen noch ein nachträgliches Leben. Nicht als ob die Masse der gotischen oder vandalischen Bauern einen tieferen Einblick oder auch nur ein lebhafteres Interesse für die theologischen Fragen gehabt hätte. Aber es war deutsche Art, das Empfangene treu und unverändert zu bewahren. So waren die deutschen Eroberer arianisch, der unterworfene Römer des Westreichs aber orthodox. Dem nationalen Gegensatz trat der religiöse hinzu. Dieser innere Zwiespalt zehrte an den edlen Reichen der Goten und ihrer Stammverwandten. Ein einziges Reich war von vornherein orthodox: das Frankenreich. Chlodwig hatte das Christentum in der römisch-katholischen Form empfangen. Der fränkische Eroberer bekannte den gleichen Glauben mit der römischen Bevölkerung. Ja, er bekannte den gleichen Glauben mit dem römischen Provinzialen im Burgundenreich und Westgotenreich. Wie mochte der römische Große, der

römische Stadtbürger, der römisch-katholische Bischof in Südgallien, wo im Beginn des sechsten Jahrhunderts Westgoten und Burgunden herrschten, danach begehren, die Herrschaft der verhaßten arianischen Ketzer abzuwerfen, und, wenn es nun einmal nicht anders sein konnte, lieber dem katholischen Frankenkönig unterthan zu sein. Chlodwig brauchte das westgotische Reich in Gallien nur anzurühren (im Jahre 506 Schlacht bei Vouglé), so fiel es zusammen. Unter seinen Söhnen gelang die Eroberung Burgunds, — zu spät war das burgundische Königtum zum Katholizismus übergegangen. Gallien gehörte dem fränkischen Sieger, und damit das Herz des lateinischen Abendlandes. Es war nur noch eine Frage der Zeit, wann auf das Reich Chlodwigs das die germanisch-romanische Welt umspannende und neu gestaltende Kaiserreich Karls des Großen folgen würde.

Unter den Merovingern.

Die Epoche der merovingischen Frankenkönige, welche das 6. und 7. Jahrhundert begreift, ist die Zeit des letzten Ausklingens altrömisch-hellenischer Kultur. Noch war die Zeit einer neuen, mittelalterlichen Bildung nicht herangekommen. Man zehrte von den letzten Strahlen, welche die bereits untergegangene Sonne der Bildung des Altertums noch über den Horizont warf. Noch gab es Rhetorenschulen in Südgallien, welche in unmittelbarer Fortsetzung der Bildungsarbeit des Altertums eine weltliche Bildung um sich verbreiteten. Noch gab es eine an die römischen Vorbilder des fünften Jahrhunderts anknüpfende und deren Formen weiterführende Litteratur. Auch die Kirche war in ihrer Stellung noch die unmittelbare Forterhaltung eines aus dem alten Reich ererbten Kulturelements. Auch behielt das national-römische Element unter ihren Geistlichen, insbesondere unter den Bischöfen, noch lange den Vorrang.

Aber die Bildung des Altertums, von welcher die merovingische Zeit lebte, war im Erlöschen. Ihre Stunde war gekommen. Im sechsten Jahrhundert reichte die geistige Kraft noch aus, um Schriftwerke hervorzubringen, welche des Andenkens der Geschichte würdig sind. Aber wenn wir Venantius Fortunatus, den bedeutendsten Dichter, und Gregor von Tours, den bedeutendsten Schriftsteller jener Zeit, vor unseren Augen sehen, — wie rauh ist schon die Sprache, wie kraftlos der Gedanke! Und gerade der Bischof Gregor von Tours, der hervorragendere von den beiden Genannten, eine Persönlichkeit voll edler Einfalt, voll wahren Seelenadels, voll männlicher Kraft, — wie wenig geistreich, wie wenig fein gebildet, wie wenig formbegabt, vor allem, wie bereits barbarisiert durch die Welt von Rohheit, welche ihn umgibt!

Die Bildung des Altertums geht zu Ende. Im siebenten Jahrhundert gibt sie die letzten Laute von sich. Im Beginn des achten Jahrhunderts hat ihre Todesstunde geschlagen. Stumm ist es geworden. Eine Zeit ist gekommen, welche von sich selber keine Kunde mehr zu geben im stande ist. Eine kulturlose Atmosphäre umgibt uns. Die Bildung des Altertums ist erstorben, um erst in der karolingischen Renaissance zu neuem Leben zu erwachen.

Was von der Geschichte der Bildung im Frankenreich, gilt auch von der Kirche. Die kirchliche Kraft erlischt unter den Merovingern. Im sechsten Jahrhundert hat die Berührung mit der Freiheit, welche der germanische Staat sowohl dem Individuum wie der Kirche brachte, eine in kraftvollen Formen sich bewegende fränkische Reichskirche hervorgebracht. Aber im siebenten Jahrhundert ist die fränkische Kirche bereits in ihren Reichtums- und Machtinteressen irdischer Art erstickt. Der Bischof spielt den großen Grundherrn und den Pair des Frankenreichs und steht an der Spitze der Auflehnung der Aristokratie gegen das Königtum. Die geistlichen Interessen erlöschen. Synoden werden nicht mehr gehalten. Im Beginn des achten Jahrhunderts ist die völlige Auflösung des Kirchenkörpers da, und kann Karl Martell die ihres Geistes

entleerte Kirche in der Bedrängnis des Reiches nach Willkür behandeln, um mit Hilfe des kirchlichen Besitztums den Staat neu wieder herzustellen.

Nicht viel anders steht es mit der Kirche in Italien, in Spanien, in Britannien. In Italien leidet das kirchliche Leben durch den Haß der arianischen Langobarden, dann seit dem Uebertritt der Langobarden zum Katholizismus (Mitte des siebenten Jahrhunderts) durch die Ungunst des mit dem römischen Bischof in naturgemäßer Fehde liegenden Königtums. In Britannien liegt die katholische und die keltische Form des Christentums mit einander in Zwiespalt (siehe unten). In Spanien, wo die lateinische Bildung und das kirchliche Leben weit energischer sich erhalten haben, als im Frankenreich, ist die Kirche, gerade seit dem Uebertritt der Westgoten zum Katholizismus (587), mitten in die Händel und Intrigen verwickelt, welche den westgotischen Königsthron seit Mitte des siebenten Jahrhunderts unaufhörlich untergraben.

Die Kirche des Abendlandes ist reformbedürftig geworden. Wer wird sie reformieren? Darf sie nach ihrem natürlichen Oberhaupt, dem römischen Bischof, aussehen, als nach ihrem Helfer? Aber der römische Bischof ist selber in Bedrängnis zwischen Griechen und Langobarden. Noch mehr: der römische Bischof ist durch das germanische Königtum, das westgotische (in Spanien), das fränkische (in Gallien), das langobardische (in Italien) von der unmittelbaren Gewalt über die Kirche abgeschnitten worden. Das germanische Königtum duldet in dem einen Reich wie in dem anderen keine Regierungsgewalt eines auswärtigen Bischofs. Die Kirche des Abendlandes löst sich in Landeskirchen auf, in die spanische, langobardische, fränkische Landeskirche, und die Könige der angelsächsischen Reiche, welche soeben erst von Rom das Christentum empfangen haben, nehmen über die Kirche Englands genau die gleiche landesherrliche Gewalt in Anspruch wie der König des Frankenreiches über die fränkische Kirche. Die abendländische Christenheit ist in viele Glieder auseinander gefallen. Ihre kirchliche Einheit ist zerstört. Der römische Bischof ist seiner einstigen Regierungsgewalt entkleidet. Das Papsttum ist nicht im stande, dem kirchlichen Verfall zu steuern. Es liegt selbst am Boden, des Helfers harrend.

Wer wird der Reformator der abendländischen Kirche sein?

Die fränkische Reformation.

Deutschland war im sechsten Jahrhundert in der Hauptsache noch heidnisch. Obgleich Alemannen, Bayern, Thüringer dem fränkischen Reich einverleibt waren, war das Christentum bei ihnen erst in den Anfängen. Das Reich erkannte es nicht für seine Aufgabe, zu missionieren. Das war Sache der Kirche. Aber die mangelnde Lebenskraft der Frankenkirche zeigte sich gerade in der Ermangelung missionierender Fähigkeit. Nicht von den Franken, nein, von fernher, aus Irland und Schottland kamen seit dem Ausgang des sechsten Jahrhunderts keltische, fremdsprachige Mönche — die bedeutendsten unter ihnen Columban († 615) und Gallus († um 646), — um den Deutschen das Evangelium zu predigen. Sie brachten mit fremder Art und Sitte auch ein in mancher Hinsicht fremdartiges, eigentümlich keltisch ausgeprägtes Christentum. Bei ihnen galt nicht bloß eine andere Osterberechnung, als sie sonst im Abendlande üblich war. Bei ihnen stand die Priesterehe noch in voller Geltung. Vor allem: bei ihnen war die geordnete, bischöfliche Verfassung, welche die sonst überall geltende Form der kirchlichen Organisation bedeutete, unbekannt. Klöster waren die Mittelpunkte zugleich ihrer Mission und ihres Regiments, und neben der gemeinverbreiteten bischöflich verfaßten Kirche schien in Deutschland ein nach keltischem (iroschottischem) Muster klösterlich organisiertes Kirchenwesen aufkommen zu sollen.

Auch die neu entstehende deutsche Kirche bringt also zunächst ein neues Moment der Auflösung in die abendländische Christenheit.

Im Beginn des achten Jahrhunderts ist selbst die politische Existenz des Abend-

landes bedroht. Die Mauren haben das westgotische Reich in Spanien über den Haufen geworfen (711). Dann ist das Herzogtum Aquitanien (von den Pyrenäen bis zur Loire) ihnen zur leichten Beute geworden. Schon stehen die fremden, von Glaubenshaß erfüllten Eroberer im Herzen des Frankenreichs. Es ist dieselbe Zeit, zu welcher die slavische Einwanderung von Osten her bereits mächtig gegen Main und Rhein vordrängt. Wo ist das Reich, welches Schutz gewähren sollte? Das Reich, das einst mächtige Reich Chlodwigs ist gefallen! Sein König ist ein unerwachsener Knabe aus dem Hause der Merovinger. Alemannen, Bayern, Thüringer haben unter ihren Herzogen dem sinkenden Reich den Gehorsam aufgekündigt. Auch Aquitanien war abgefallen und bildete ein selbständiges Herzogtum, als es von der maurischen Invasion erreicht und verschlungen wurde. Und in dem Rest des Reiches herrscht die Anarchie! Die großen Herren, Grafen, Herzöge, Aebte, Bischöfe, haben die Gewalt an sich gerissen. Das Königtum ist ein bloßer Name geworden.

Nicht bloß die Kirche, nein das Christentum ist bedroht. Und wie das Christentum, so die germanische Nationalität.

In diesem verhängnisvollen Augenblick haben zwei Männer das Abendland gerettet, der eine als der politische, der andere als der kirchliche Reformator: Karl Martell und Bonifacius.

Die Schlacht bei Poitiers (732), in welcher Karl Martell die Araber auf das Haupt schlug, war das Zeichen der beginnenden Wiedergeburt des Reiches. Auf dem Schlachtfelde zu Poitiers ist den Karolingern ihr Anrecht auf die Königs- und Kaiserkrone gewonnen worden.

Das Auftreten des von der katholischen Kirche unter ihren Heiligen verehrten Bonifacius im Jahre 719 zugleich als Missionar Deutschlands und als Abgesandter des apostolischen Stuhles war das Zeichen der beginnenden Wiedergeburt der Kirche.

Bonifacius (mit seinem ursprünglichen Namen Winfried genannt) war einer der angelsächsischen Missionare, welche bereits seit dem Ende des siebenten Jahrhunderts von England zur Bekehrung der Deutschen herübergekommen waren. Gregor der Große (Papst von 590—604) hatte durch Entsendung des Benediktinermönches Augustinus nach England (wo derselbe 596 landete, in Kent das Christentum verbreitete und die Kirche von Canterbury gründete) unmittelbar von Rom aus die Bekehrung der Angelsachsen in die Hand genommen, und die römische Form des Christentums hatte bei den Angelsachsen nach mancherlei Konflikten über die keltische gesiegt. Jetzt zahlte die angelsächsische Kirche der römischen ihre Dankesschuld. Die angelsächsischen Missionare, welche nach Deutschland kamen, waren Prediger zugleich des Evangeliums und der Gewalt des römischen Stuhles. Der Angelsachse Willibrord hatte (696) sich in Rom die Bischofsweihe erteilen lassen, um sein Missionswerk bei den Friesen in Angriff zu nehmen. Bonifacius (Winfried) ließ sich, als er im Jahre 718 die volle Ergreifung des Missionswerkes ins Auge faßte, vom römischen Bischof (Gregor II.) den Auftrag zur Mission erteilen: Er kam, anders als die iro-schottischen Mönche, im Namen des römischen Stuhles den Deutschen das Evangelium zu predigen. Im Jahre 723 empfing er in Rom die Bischofsweihe, und leistete dabei — er, der erste außer-italische Bischof, der sich dazu verstand, — dem römischen Bischof den förmlichen Gehorsamseid. Er glaubte mit der vollen Kraft der Ueberzeugung, daß das Heil der Kirche an Rom gebunden sei, und diesem Glauben hat er sein Leben gewidmet. In diesem Glauben hat er das Abendland erobert. Er und kein anderer ist es, der das Papsttum des Mittelalters aufgerichtet hat.

Sein Werk war zugleich Mission und Reformation. Die heilige Donnereiche bei Geismar fiel von seinen Streichen, ein Sinnbild des fallenden Heidentums. Die keltische (iro-schottische) Form des Christentums hat er zugleich durch die römische ersetzt. Er organisierte in Bayern die ordentliche bischöfliche Verfassung und gründete in Hessen und Thüringen eine Reihe von neuen Bistümern. Das wichtigste war, daß es

ihm gelang, auch die Kirche Frankreichs zu reorganisieren. Nach dem Tode Karl Martells (741), dessen eiserne Hand schwer auf der Frankenkirche gelegen hatte, und dessen eiserner Wille der Reformation feindlich gewesen war, gelang es ihm in kurzer Frist, die ordentlichen Formen der Kirchenverfassung für das ganze Frankenreich zu neuem Leben zu erwecken. Das kanonische Recht ward eingeschärft, die Provinzialsynode der Bischöfe mit dem Metropoliten an der Spitze ward als Regierungs- und zugleich als Aufsichtsinstanz über alle Bischöfe der Provinz wieder hergestellt. Vor allem: die Kirche Frankreichs wie Deutschlands unterwarf sich durch ihn dem Papst. Der Papst ward als oberstes Haupt der abendländischen Christenheit anerkannt, seinen Entscheidungen Gehorsam gelobt, und damit zugleich die Einheit der abendländischen Kirche wieder hergestellt.

Die Wiederaufrichtung der päpstlichen Gewalt war der unentbehrliche Schluß- und Eckstein der fränkischen Reformation. Es hatte sich gezeigt, daß die Auflösung in Landeskirchen der Erhaltung kirchlichen Lebens ungünstig gewirkt hatte. Eine Macht mußte da sein, welche als oberste Autorität zugleich der Einheit und der Leitung der ganzen Kirche diente. Die Macht und volle Herrlichkeit der Kirche war notwendig, um den Völkern des Mittelalters die Macht und Herrlichkeit des Evangeliums sinnlich sichtbar zu veranschaulichen. Was der Macht der Kirche diente, das diente mittelbar auch der Macht des Christentums. Das Papsttum war bestimmt und unentbehrlich, die weltumfassende Organisation der Kirche, zugleich damit die Herrschaft der christlichen Ideen über das Leben der Völker des Mittelalters hervorzubringen. Indem Bonifacius die Macht des römischen Stuhls aufrichtete, hat er nicht etwa die deutsche Kirche wie eine Sklavin an Rom verkauft, sondern der deutschen wie der ganzen abendländischen Christenheit die entscheidenden, mächtig fruchtbaren Lebensantriebe gegeben, aus welchen die Kirchenherrlichkeit und mit ihr die Kultur des Mittelalters hervorgegangen ist.

Das Reich Karls des Großen.

In dem Reiche Karls des Großen vollendete sich die Reichsgründung Chlodwigs. Die Gesamtheit der romanischen und germanischen Stämme des abendländischen Kontinents war jetzt zu einem weltgebietenden Gemeinwesen vereinigt. Die große Aufgabe, welche den Scharen der Völkerwanderung dämmernd, glänzend vorgeschwebt hatte, jetzt endlich war sie gelöst worden. Ein neues Reich war aufgerichtet, gleich herrlich, gleich gewaltig, wie einst das Römerreich des Abendlandes, und indem Karl der Große zu Rom am Weihnachtsfest 800 die römische Kaiserkrone aus den Händen der römischen Gemeinde und des römischen Bischofs (Leo III.) als des Hauptes dieser Gemeinde entgegennahm, brachte er das lebenskräftige, frohe Selbstbewußtsein seiner Völker, daß nunmehr das große Meisterstück gelungen und die Herrschaft der Welt auf die Germanen übergegangen sei, zum weithin sichtbaren, imponierenden Ausdruck.

Das neue Römerreich sollte zugleich ein christliches Weltreich sein. Das Kaisertum erschien zugleich als Haupt des Staates und als Haupt der Kirche. In diesem Sinne setzte Karl der Große, den römischen Bischof zunächst in Schatten stellend, sich an die Spitze auch des Kirchenregiments, Konzilien präsidierend, den Bischöfen und Äbten ihr geistliches Recht weisend, das kirchliche Leben beaufsichtigend und ihm zugleich unter Beihilfe seines gelehrten Freundes, des Angelsachsen Alkuin (starb als Abt zu Tours 804), durch die Förderung lateinischer Bildung und die Errichtung neuer Bildungsstätten, Antriebe reichen, frischen Lebens gebend.

Unter seinem Sohne Ludwig dem Frommen zerbröckelte das große Reich. Das Papsttum selber trat in der Person Gregors IV. (833) in Bündnis mit den Söhnen Ludwigs d. Fr., um an der Zerstörung des Reiches arbeiten zu helfen, des Reiches, welches doch die Herstellung des Papsttums zur Herrschaft über das Abendland

ermöglicht hatte. Aber mit der Einheit des Reiches fiel zugleich das dem Papsttum überlegene Großkaisertum, wie es Karl der Große aufgerichtet hatte, und blieb der Kirche des Abendlandes, wenn sie ihre Einheit erhalten wollte, nunmehr nichts anderes übrig, als sich lediglich auf die Papstgewalt zu gründen. Aus dieser Erkenntnis ist um die Mitte des neunten Jahrhunderts der Pseudoisidor hervorgegangen, das Werk eines fränkischen Geistlichen, — die unverschämteste und zugleich erfolgreichste Fälschung des ganzen Mittelalters. Eine alte Sammlung von Konzilienschlüssen und päpstlichen Dekretalen war hier um eine ganze Menge von gefälschten Dekretalen vermehrt worden, welche der Urheber der Sammlung unter dem Namen der alten römischen Bischöfe, insbesondere des zweiten und dritten Jahrhunderts, hergestellt hatte. Der stets wiederkehrende Gedanke der falschen Stücke ist einerseits die Befreiung der Bischöfe von der weltlichen Gewalt, ja, wenn möglich überhaupt von jeder Anklage (kein Laie oder niederer Geistliche darf Ankläger oder Zeuge gegen einen Bischof sein), andererseits die Unterwerfung der Kirche unter den Papst. Auch dieser zweite Gedanke tritt breit in den Vordergrund: nicht nur, daß jeder (von der Provinzialsynode) abgesetzte Bischof unbedingtes Appellationsrecht nach Rom hat; es gilt nach Pseudoisidor ganz allgemein der Grundsatz, daß alle wichtigeren Sachen an den Papst zu bringen sind und daß kein Schluß einer Provinzialsynode gültig ist ohne päpstliche Bestätigung. Welch unerhörte Neuerung des in zweifelloser Geltung stehenden Kirchenrechts! Es war das Programm der fränkischen Reformpartei, welches hier in Gesetzesform gebracht war: das Schicksal der Kirche sollte losgelöst werden von dem Schicksal des auseinander fallenden Reiches, um die Verfassung der Kirche auf den von allen örtlichen Mächten befreiten Episkopat einerseits, auf das Papsttum andererseits zu gründen. Die Einheit der Kirche sollte gerettet werden trotz der Auflösung des Reiches. Daher der ungeheure Erfolg der Fälschung. Im Jahre 864 trat Papst Nikolaus I. für die pseudoisidorischen Grundsätze offen ein. Ja, er wagte es, wenngleich in gewundenen Ausdrücken, amtlich zu versichern, daß die gefälschten Dekretalen (doch hütete er sich, dieselben namentlich zu bezeichnen) in den Archiven der römischen Kirche aufbewahrt würden, und machte dadurch das Papsttum mitschuldig an dem Betrug. Schon gegen Ende des neunten Jahrhunderts war jeder Widerspruch gegen die Echtheit der pseudoisidorischen Dekretalen verstummt. Durch das ganze Mittelalter hindurch haben sie für echt gegolten. Zahlreich haben sie Aufnahme in das Corpus Juris canonici gefunden. Erst im fünfzehnten Jahrhundert sprach der Kardinal Nikolaus von Cusa Zweifel an der Echtheit aus, welche dann von der protestantischen Forschung (den Magdeburger Centuriatoren u. a.) zur Gewißheit erhoben wurden. Inzwischen aber hatten die falschen Dekretalen ihr Werk gethan. Nicht so, als ob sie das Papsttum des Mittelalters hervorgebracht hätten, — die Weltgeschichte läßt sich nicht betrügen. Wohl aber so, daß sie dem aufsteigenden Papsttum als wichtige Bundesgenossen zur Seite standen, um seine Ansprüche auf Kirchen- und Weltherrschaft zu begründen. Gleich Nikolaus I., einer der gewaltigsten Päpste, griff entschlossen nach diesem, in so überraschender Weise ihm dargebotenen Beweismittel weitgehendster päpstlicher Regierungsrechte.

Das Reich Karls des Großen ging in Auflösung zu Grunde. Sollte die Einheit der Kirche erhalten werden, so konnte es nur durch das Papsttum geschehen. Mit dem Fall des karolingischen Reiches war der erste Grund zu der Papstherrschaft des Mittelalters gelegt worden.

II. Das deutsche Mittelalter.

Das deutsche Kaisertum.

Deutschland gelang es zuerst, ein neues Staatswesen hervorzubringen. Während Frankreich, Burgund, Italien noch in voller Auflösung begriffen waren, arbeitete Heinrich I. an der Wiedergeburt Deutschlands, welche unter seinem großen Sohne Otto I. sich vollendete. Der Sieg, welcher auf dem Lechfelde (952) über die Ungarn erfochten wurde, offenbarte zugleich den wilden Eindringlingen und ganz Europa, daß in Deutschland ein kraftvolles Staatswesen neu aufgerichtet worden sei. Der ersten Großmacht, welche auf den Trümmern des karolingischen Reiches sich erhob, fiel naturgemäß die Kaiserkrone und mit ihr die Fluch und Segen bringende Herrschaft über Italien zu. Im Jahre 962 ward Otto der Große vom Papst zum römischen Kaiser gekrönt. Die Krone Karls des Großen hatte wieder einen Erben, welcher im stande war, der Kaisermacht Nachdruck zu verleihen.

Aber doch: wie war die politische Lage eine so ganz andere unter Otto dem Großen als unter Karl dem Großen!

Otto dem Großen gehorchte nur ein Teil des ehemaligen Frankenreichs: das Ostfrankenreich (Ostarrihhi) an Rhein, Elbe, Main und Donau, dem jetzt Italien hinzugefügt worden war. Der Kaisergewalt sollte nach der Lehre des Mittelalters die Welt, zum wenigsten doch die abendländische Welt unterthänig sein. Aber die Weltherrschaft des deutschen Kaisers ist für die außerdeutschen Länder ein bloßer Name geblieben. Sie bedeutete thatsächlich nur die (wie oft angefochtene und wie verhängnisvolle!) Herrschaft über Italien.

Und in Deutschland selbst war die Macht des Königtums, auf dessen Schultern doch die Kaisergewalt ruhte, weit hinter die ehemalige Stellung des fränkischen Königtums zurückgegangen. Das Lehnswesen war inzwischen aufgekommen und hatte die Staatsverfassung verändert. Der Graf war nicht mehr, wie früher, ein Beamter und Organ des königlichen Willens, sondern ein Vasall, dem die Grafschaft als sein Lehn zu eignem Recht gehörte. Ja, noch mehr: über dem Grafen war das Stammesherzogtum aufgekommen: das schwäbische, bayerische, fränkische, lothringische, sächsische — eine Macht in sich tragend, welche der des Königtums durchaus ebenbürtig war. Das Königtum stand in Gefahr, aus einer wirklichen Herrschaft in eine bloße Oberlehnsherrlichkeit verwandelt zu werden. Aus dieser Gefahr ist es durch Otto den Großen gerettet worden, durch zwei Mittel. Einmal dadurch, daß er die Stammesherzogtümer, so weit möglich, an seine Familie brachte und so die in dem Herzogtum gelegenen Kräfte in Machtmittel des Königtums verwandelte, — doch nur unvollkommen, da der eigene Bruder als Herzog von Bayern und der eigene Sohn als Herzog von Schwaben weit mehr Neigung zeigten, gegen das Königtum zu rebellieren, als ihm gehorsam zu sein. Das durchschlagende Mittel, welches Otto der Große in Anwendung setzte, war ein anderes: die Gründung des neuen Königtums auf die Macht der Kirche. Unter Otto dem Großen wird es ausgesprochener Grundsatz der königlichen Politik, die Kirche, insbesondere die Bischöfe, in die Höhe zu bringen durch Güterschenkungen, Verleihungen von öffentlichen Rechten, ja von Grafschaften. Weshalb? Um dem trotzigen weltlichen Fürstentum das geistliche Fürstentum als Gegengewicht gegenüber zu stellen. Der geistlichen Großen war der König sicherer als der weltlichen. Den Bischof und den Abt des reichsunmittelbaren Klosters ernannte der König selbst durch das Mittel der Investitur mit Ring und Stab. Er ernannte den Bischof und Abt freier als den Grafen und Herzog, weil die geistlichen Aemter nicht erblich waren, noch erblich sein konnten. Das geistliche Fürstentum fiel bei jedem Todesfall an den König zu freier Verleihung heim. Das geistliche Fürstentum konnte jedesmal mit einer dem König

völlig genehmen Persönlichkeit besetzt werden. Ja, das Eigentum der geistlichen Stifter galt als eine Art des Eigentums des Reiches. Was dem geistlichen Stift erworben wurde, ging dem Reich damit nicht verloren. Nein, es war um so mehr sicheres Besitztum des Reiches geworden, weil es den weltlichen großen Vasallen entzogen worden war. Vom Kirchengut empfing der König Steuern (unter dem Namen von Geschenken). Vom Kirchengut ward dem König im Fall des Krieges der größte Teil der Mannschaft gestellt. Ueber das Kirchengut setzte der König den ihm genehmen Bischof, den ihm genehmen Abt. So ward das deutsche König- und Kaisertum des Mittelalters möglich. Seine Herrschaft fand die materielle Unterlage in den Machtmitteln der Kirche, und das Mittel, durch welches die Kirche dem König verbunden war, bildete die königliche Investitur.

Ein Königtum auf breiter Grundlage aufgebaut. Aber mußte nicht die Grundlage selbst wankend werden in dem Augenblick, in welchem die Kirche kraft ihrer geistlichen Natur die Freiheit von der Staatsgewalt begehrte?

Das Papsttum war seit den Zeiten der Auflösung des Karolingerreiches gleichfalls einer Periode des Verfalles erlegen. Vereinzelte Machtäußerungen gelangen ihm. Aber in der Hauptsache regierten die deutsche, die französische, die englische Nationalkirche sich selbst. Die Zeit des Landeskirchentums schien sich erneuern zu sollen. Aber in dem Kaisertum lag das entscheidende Moment, welches auch jetzt wieder der Auflösung der Kirche steuerte. Dem Kaisertum wohnte nach den Ueberzeugungen des Mittelalters zugleich geistliche Würde inne, und die deutschen Reichssynoden des zehnten und elften Jahrhunderts, welche unter dem Vorsitz des Kaisers gehalten wurden, traten zugleich als Repräsentation der gesamten Kirche auf. Vor allem: das Kaisertum war als Haupt der ganzen Christenheit zu der Erhebung des Papsttums unmittelbar wie berechtigt so verpflichtet. Das Papsttum vom Ausgang des neunten und von der ersten Hälfte des zehnten Jahrhunderts war den stürmischen Bewegungen der zügellosen städtischen Aristokratie Roms erlegen, und die Auswürflinge einer roh gewordenen Gesellschaft verunzierten den päpstlichen Stuhl. Es galt, das römische Papsttum von den Römern zu befreien. Wiederholt sind Otto der Große und sein Sohn und Enkel eingeschritten. Die Römer hatten Otto dem Großen zugeschworen, keinen Papst ohne seine Zustimmung zu erwählen. Mehrmals griff das Kaisertum ein, um durch seinen Einfluß auf die Stellenbesetzung dem Papsttum neues Leben zuzuführen, — aber in der Hauptsache vergeblich. In der ersten Hälfte des elften Jahrhunderts kämpften die großen Adelsgeschlechter Roms, die Crescentier und die Tuskulaner, um die päpstliche Würde, als um ein Besitztum ihrer Familie. Im Jahre 1033 konnte Benedikt IX. als Knabe von zwölf Jahren auf den päpstlichen Stuhl gehoben werden, um ihn sodann mit allen Lastern zu beflecken. Ein Volksaufruhr vertrieb ihn aus der Stadt (1044), um Sylvester III. als Gegenpapst zu erheben. Als Benedikt IX. trotzdem 1045 mit bewaffneter Hand nach Rom zurückkehrte, verkaufte er sein Papsttum an Gregor VI., ohne aber doch wirklich zur Aufgabe der päpstlichen Gewalt bereit zu sein. Das Aergernis hatte den Gipfelpunkt erreicht. Als die einzige Hilfe erschien das deutsche Kaisertum. Heinrich III. kam herbei, und unter seinem starken Schutz sprach die Synode zu Sutri (1046) das Absetzungsurteil über die drei Gegenpäpste aus. Ein deutscher Bischof (Suidger von Bamberg) ward in Rom als Clemens II. zum Papst erwählt (1046 bis 1047). Er krönte Heinrich III. mit der Kaiserkrone. Zugleich empfing Heinrich III. Würde und Gewalt eines römischen Patriziers, und damit für das römische Bistum das Ernennungsrecht. Von diesem Tage an ward die Besetzung des päpstlichen Stuhles ein Bestandteil der deutschen Reichsregierung. Drei weitere Päpste sind von Heinrich III. ernannt worden: Damasus II. (1047), Leo IX. (1048—54, ein Elsässer, aus dem Geschlecht der Grafen von Dachsburg, gewählt auf dem Reichstag zu Worms), und Victor II. (1054—57, gewählt auf dem Reichstag zu Mainz). In Deutschland ward der Papst gewählt, nicht mehr in Rom.

Das Kaisertum stand auf dem Höhepunkt seiner Gewalt. Die deutsche Kirche war ihm dienstpflichtig. Ja, die Gesamtkirche erkannte in ihm, wie zu den Zeiten Karls des Großen, ihren obersten Machthaber, insofern ihm die Verfügung über die höchste geistliche Würde zuständig war.

Doch war es nur für einen Moment, daß die kirchlich gerichtete Bewegung diese Machtstellung des Kaisertums begünstigte. Für diesen Augenblick gab es kein anderes Mittel, dem Papsttum und der Kirche aufzuhelfen, als die mächtige Hilfe des Kaisertums. Aber als endgültige Erledigung der Reformfrage konnte doch diese Lösung nicht betrachtet werden. Wie war der Schutz des Kaisers so ungenügend! So lange der Arm des Kaisers gefürchtet wurde, so lange wirkte der Schutz, welchen er verlieh. Sobald aber der unmittelbare Druck der kaiserlichen Gewalt aufhörte, — und wie oft war der Kaiser fern und von anderen Aufgaben in Anspruch genommen! — sobald war das Papsttum aufs neue den kleinen Tyrannen Roms preisgegeben. Die Kirche mußte eine Aufrichtung des Papsttums aus *eigener* Kraft begehren, welche das Kaisertum zu gewähren außer stande war. Für den Augenblick ward die Hilfe des Kaisertums angenommen. Sobald aber die Wiederherstellung eines leistungsfähigen Papsttums erreicht war, mußte es um so entschiedener die *Befreiung* der Kirche wie des Papsttums vom Kaisertum zu ihrem Zielpunkt machen. Ward Kirche und Papsttum mit Hilfe des Kaisers in kirchlichem Sinne wahrhaft reformiert, so hatte gerade damit die Stunde für die Begründung der Suprematie des *Papsttums* geschlagen.

Die Reform des Mönchswesens.

Während die Welt von den Ottonen und Heinrichen redete, hatte bereits in stiller Klosterzelle eine geistige Bewegung ihren Anfang genommen, welche bestimmt war, Kaisertum und Papsttum zu verändern.

Die Bildung des zehnten und elften Jahrhunderts war eine Frucht der karolingischen Renaissance, der karolingischen Wiederbelebung *lateinischer* Kultur. Es war die Zeit des romanischen Baustiles, des Stiles, in welchem der Geist des Christentums eine Verbindung einging mit den Formen der Antike. Wie die Kirchengebäude und die Kaiserpaläste, so trug die gesamte Bildung jener Zeit romanischen Stil an sich. Virgil war der gefeiertste Schriftsteller des Zeitalters. Lateinisch war die Sprache nicht bloß der kirchlichen, sondern überhaupt der vornehmen Kreise. Es war die Zeit, wo die Nonne Hrosvitha ihre lateinischen Komödien vor einem erlauchten Damenpublikum aufführen ließ, wo der Mönch Ekkehard (I.) das Waltharilied in lateinische Verse und damit in hoffähige Form brachte, wo selbst das naive Volkslied unter Umständen in lateinischer Zunge redete. Mittelpunkte und Träger jener virgilischen Bildung waren neben dem Hof des Kaisers die Klöster, welche wir die Universitäten jener Zeit nennen können, — das bedeutendste der deutschen Klöster, das durch seine Mönchsgelehrten und Mönchskünstler weithin berühmte St. Gallen. Was später dem landesherrlichen Hof, dann, seit dem sechzehnten Jahrhundert, den Städten zufiel: die Führerrolle in der geistigen Entwickelung zu übernehmen, das war damals dem Hof des Kaisers und der Zelle des Klosters zuständig. Von hier aus nahmen die geistigen Impulse, welche die gebildete Welt in Bewegung setzten, ihren Ausgang. Da gab es kein Interesse weder der Kunst noch der Wissenschaft, noch auch — dürfen wir sagen — des volkstümlichen und politischen Lebens, was diesen Mönchsprofessoren fern gelegen hätte. Da gab es keine Kraft, welche nicht der Pflege wert geachtet worden wäre, keine Fähigkeit, welche nicht dort ihre Schule hätte finden können, um zur Meisterschaft geführt zu werden. Nicht Vernichtung, sondern *Ausbildung* der Individualität galt in diesen Mönchs- und Nonnenklöstern als die Losung. Es galt, ein Ohr zu haben wie für den Psalmengesang, so für die Melodie der deutschen Helden-

sage, ein Auge zu haben, wie für den Buchstaben, den Träger der Gelehrsamkeit, so auch für die sinnreich zierende, der Natur wie der Kunst nachjagende Malerei, ja, ein Herz zu haben nicht bloß für das Lateinisch des Virgilius, sondern auch für unsere wunderbare, fast noch unentdeckte, zum erstenmal in den Klostermauern St. Gallens zum Selbstbewußtsein gelangende deutsche Muttersprache. Es war ein Mönchtum, welches gebend und empfangend, die Welt von damals geistig beherrschend, mitten in dem Strom des nationalen Lebens stand.

Aber war es denn die Aufgabe des Mönchtums, die Welt zu beherrschen, die Güter dieses Lebens zu genießen, das nationale Leben mitzuleben? War es nicht vielmehr das Ideal des Mönchtums, aus der Welt zu fliehen, auch die edelsten Güter dieser Welt für nichtig und der unsterblichen Seele für unwert, ja für eine Gefahr zu erachten, für ein Stück der Welt, welche Bosheit, Sünde und Verderben ist?

Vernichtung, Kasteiung, nicht bloß der bösen, sondern aller auf das Irdische gerichteten Triebe des Menschen, nicht Ausbildung, sondern Zerstörung der individuellen Persönlichkeit, — das ist die eigentliche Losung, welche dem Mönchtum eingeboren ist. Und die Mönche von St. Gallen und all den anderen Benediktinerklöstern Deutschlands und Frankreichs: wie weit waren sie von diesem Ideal abgefallen! Ja, es war zweifellos, daß nicht bloß der Sinn für das Edle und Große jener Zeit, sondern auch Weltsinn niedrigster Art in die Klöster Einzug gehalten hatte. Die Klosterzucht war verfallen, von Aufsicht über den einzelnen war wenig die Rede. Der Abt zählte wohl selbst zu den Mitschuldigen. Je mehr der nationale Geist und die Hingabe an das allgemeine Kulturleben in den Klöstern die Oberhand gewann, um so mehr entwich das Mönchtum alten Stils mit seiner Strenge und mit seiner Selbstpeinigung. Ein üppiges, schwelgerisches Leben kam in den Klöstern auf, die Klausur verfiel, die Stätten der Askese verwandelten sich in Orte des Wohllebens. Die asketischen Interessen waren hinter den Bildungsinteressen zurückgetreten. Es zeigte sich, daß damit die Wurzel des echten Mönchslebens gefährdet war. Vom mönchischen Standpunkt aus war das Salz des Mönchtums dumm geworden. Darum mußte das Mönchtum romanischen, virgilischen, ekkehardischen Stils unter die Leute geworfen werden, damit man es zertrete.

Das Strafgericht an dem, seinem eigenen Ideal sich entfremdenden Mönchtum ward von dem auf burgundischem Boden nahe der französischen Grenze belegenen Kloster Clugny aus vollzogen. Hier war schon im zehnten Jahrhundert durch den Abt Odo (927—941) die alte Benediktinerregel erneut und verschärft worden. Eine bis in das einzelnste gehende strenge Regel suchte jede individuelle Entwickelung zu ersticken. Die Einführung des Gebotes des Schweigens für gewisse Orte und Zeiten sollte zugleich der vollen Herrschaft über sich selbst und der künstlichen Erregung des geistlichen Innenlebens dienen. In den Mönchen von Clugny erhob sich aufs neue das alte mönchische Ideal der Weltflucht und der Peinigung des Fleisches gegenüber dem abgefallenen Mönchtum des Abendlandes. Sowie dieses Ideal sichtbar wurde, mußte die Welt des Mittelalters ihm zufallen. Diese Mönche von Clugny mit dem kasteiten Leibe, mit dem glühenden Auge in dem hageren Angesicht, sie wurden die Heiligen des Volkes, denn das christliche Ideal, wie das Mittelalter es begriff, war in ihnen aufs neue lebendig geworden. Hier sah der Bauer, der von Sinnlichkeit und Rohheit befangene, den Geist des Christentums leibhaftig vor Augen, welcher diese Welt des Irdischen sieghaft überwindet. Eine mächtige Bewegung kam dem cluniacensischen Mönchtum begeistert entgegen. Zahlreiche Klöster vereinigten sich mit dem Mutterkloster Clugny zu einer Kongregation, welche von dem Abt von Clugny einheitlich regiert und beaufsichtigt wurde. Indem das Mönchtum sich reformierte, organisierte es sich zugleich. Die Auflösung alter Art, wo jedes Kloster unter seinem Abt sich selbständig regierte, ward durch eine einheitliche Verfassung verdrängt, welche in die Hand eines einzigen General-Vorstandes („Erzabt" wurde der Abt von Clugny,

dieser erste Ordensgeneral, genannt) die Macht über einen weithin reichenden mächtigen Verband von klösterlichen Instituten legte. Wie die Bewegung von romanischem Boden ausgegangen war, so hatte sie auch dort den ersten großen Erfolg. Im elften Jahrhundert aber beherrschte sie bereits das Abendland. Das deutsche Kaisertum selber war der Sache der Reform günstig gesinnt und half ein Kloster nach dem anderen, ja auch das altberühmte St. Gallen, aus der altüberkommenen Form in die neue, „wälsche" strenge Form zu verwandeln. Dies neu geborene Mönchtum trug die Kraft in sich, welche der Kirche neues inneres Leben gab, welche weite Kreise der Bevölkerung der kirchlichen Idee gewann, welche die Kirche von der Dienstbarkeit gegen die weltliche Gewalt befreite und die hierarchische Epoche des Mittelalters hervorbrachte. Von der Klosterzelle aus sollte die Welt des Mittelalters erzeugt und sodann von derselben Klosterzelle aus — durch Martin Luther — zerstört werden.

Die Entscheidung über die Zukunft war bereits gegeben, als Kaiser Heinrich III. auch in Deutschland mit aller Macht der cluniacensischen Reform Bahn brach, und sodann in der Person Gregors VII., des Mönches Hildebrand, das cluniacensische Mönchtum den päpstlichen Thron bestieg.

Die Kirchenreform.

Die cluniacensischen Ideale gingen keineswegs bloß auf die Reform des Mönchtums. Mit der mönchischen sollte vielmehr die kirchliche Reform sich verbinden. Es galt, wie das Mönchtum, so die Kirche von der Welt zu befreien.

Der Befreiung der Kirche konnten zwei Wege dienen, und beide Wege sind betreten worden.

Der eine Weg war der Verzicht der Kirche auf die Welt, der Verzicht auf ihre Pfründen, ihre Reichtümer, ihre Fürstentümer, ihre Hoheitsrechte und Herrlichkeiten. Gegen den Verzicht auf alle weltliche Macht konnte die Kirche dann mit Fug und Recht ihre Befreiung von der weltlichen Gewalt fordern, insbesondere ihre Befreiung von der Laieninvestitur, welche als ein Quell der Verweltlichung der Kirche, insbesondere durch den thatsächlich vielfach mit ihr verbundenen Verkauf der kirchlichen Aemter (sog. Simonie), empfunden wurde. Dies Armutsideal war die eigentliche und reine Konsequenz der cluniacensischen Ideen. Es bedeutete die Uebertragung der mönchischen Armut und Weltflucht auf die Kirche. Folgerichtig stand dem Armutsideal die gleichfalls cluniacensische Idee des Priestercölibats zur Seite: der Verzicht auf die Welt schließt den Verzicht auf die Ehe in sich. Hier wie dort handelte es sich um die Verwirklichung der Nachfolge Christi, wie das Mittelalter sie auffaßte, sowohl in Bezug auf Vermögenslosigkeit wie in Bezug auf Ehelosigkeit für die gesamte Geistlichkeit, mit einem Wort um die Monachisierung der Weltgeistlichkeit. Die Kirche sollte reformiert werden, indem sie den mönchischen Idealen unterthan gemacht wurde.

Der andere Weg war die Begründung der Herrschaft der Kirche über die Welt. Die Kirche konnte auch dadurch von der Welt frei werden, daß sie die Welt unterjochte. Auch hier ward die Beseitigung der Laieninvestitur gefordert, aber der Staat sollte nicht das Weltliche der Kirche zurückempfangen, sondern: indem die Kirche all ihren weltlichen Reichtum und Macht mit fester Hand ergriff, forderte sie die Freiheit ihrer weltlichen Güter von der Staatsgewalt. Die Welt des Irdischen nahm die Kirche für sich in Anspruch und verlangte vom Staat, daß er ihr Raum gebe, um an seine Stelle einzutreten. Die Ueberordnung der Kirchengewalt auch in weltlichen Dingen über die Staatsgewalt war hier der leitende Gedanke. Wie jenes Armutsideal von den Ideen der Mönchsgeistlichkeit, so ist dies Herrschaftsideal von den Instinkten der bischöflichen Weltgeistlichkeit getragen.

Als die cluniacensische Bewegung gegen die Mitte des elften Jahrhunderts in den

oberitalischen Städten (zuerst in Mailand 1056) die Massen ergriff und den Aufstand der „Pataria“ (zu deutsch Lumpengesindel) gegen die herrschende, reiche, üppige Welt-Geistlichkeit erregte, war es das mönchische Armutsideal, welches die Reformbewegung beherrschte und die Massen der Bürgerschaft sowohl gegen die Ehe, wie gegen den Reichtum und die weltliche Herrschaft der Priester in Bewegung setzte, — und niemals ist dies Armutsideal in der Kirche völlig erloschen: es hat später in der Form der Bettelorden seinen kirchlich genehmigten Ausdruck gefunden. Die volle Durchführung desselben aber scheiterte an dem unbesieglichen Widerstand der Weltgeistlichkeit. Als Papst Paschalis II. im Jahre 1111 bereit war, die Freiheit von der Laieninvestitur mit dem Verzicht der Kirche auf alle ihre Güter und Herrschaftsrechte zu erkaufen, erhob sich aus den Kreisen der Geistlichkeit ein Sturm des Widerspruchs, welchem selbst das Papsttum zu weichen sich genötigt sah. Der Priestercölibat ward durchgesetzt, zumal er nicht bloß dem Armutsideal, sondern zugleich den Machtinteressen der Kirche diente: den Geistlichen von allen Banden der Familie befreiend, um ihn allein zum Angehörigen und Diener der Kirche zu machen. Insofern trug die mönchische Idee den Sieg davon. Auf die weltliche Macht und Herrschaft aber ward nicht verzichtet: hier waren die Interessen der Weltgeistlichkeit, des Episkopats mächtiger als die rein idealen Interessen der Kirche.

Die Entscheidung für die Kirche hat der gewaltige Gregor VII. gegeben, welcher, sowohl Mönch wie Bischof, als Mönch den Priestern die Ehe versagte, als Bischof hingerissen ward von der Machtfülle weltlicher Herrlichkeit. Von ihm ist das Herrschaftsideal der mittelalterlichen Kirche zum Selbstbewußtsein gefördert, mit gewaltiger Stimme gepredigt und mit der ganzen rücksichtslosen Energie eines allen Zeitgenossen weit überlegenen Herrschergeistes in Wirklichkeit gesetzt worden. Von ihm stammt das Cölibatsgesetz (1074) welches jedem verheirateten Priester bei Strafe des Kirchenbannes den Dienst am Altar des Herrn verbot. Von ihm stammt aber zugleich das Investiturverbot (1075), weches dem deutschen König Heinrich IV. die Investitur mit Ring und Stab, d. h. die Verleihung der Reichsbistümer untersagte. Er vermochte dem deutschen Kaisertum, welches soeben noch unter Heinrich III. des Papsttums mächtig gewesen war, den Fehdehandschuh hinzuwerfen, indem er entschlossen auf die inzwischen groß gewordene, von Clugny ausgegangene, geistige Bewegung traute. Und die Geschichte gab seinem kühnen Zutrauen recht. Als Gregor VII. (1076) Heinrich IV. mit dem Bannstrahl traf, mußte der deutsche König den Königsmantel mit dem Büßerkleid vertauschen und vor den Thoren der Burgfeste Kanossa im Schnee des Winters, in unwürdiger Erniedrigung, sich selber wie seinem Gegner zur Schmach, von dem stolzen Priester die Absolution erbetteln. Die Hochflut der kirchlichen Ideen war mächtiger als das lose Gefüge des mittelalterlichen Staats. Wie der mächtige Papst durch Ab- und Einsetzungen (von Gegenkönigen) über die deutsche Königskrone, so hat er durch Belehnung des Normannenherzogs Robert Guiscard mit Apulien und Kalabrien, durch seine Mitwirkung bei der Unternehmung Wilhelms des Eroberers gegen England, durch die Einmischung in die Thronstreitigkeiten Ungarns, Polens, Dalmatiens, durch sein Auftreten gegen spanische Grafen und die Fürsten Sardiniens, in allen Teilen der abendländischen Welt die Idee, der er sein Leben gewidmet hatte, verwirklicht, die Idee der Weltherrschaft der Kirche. Sein Erbteil, welches er sterbend, wenngleich in der Verbannung, vor Heinrich IV. flüchtend, unter den ihn umgebenden Normannenscharen mehr einem Gefangenen als einem Bundesgenossen gleich, seinen Nachfolgern hinterließ, war die Aufrichtung der Kirche als des die Welt beherrschenden Gottesstaates.

So sollte unmittelbar auf die Suprematie des Kaisertums die Zeit der Suprematie des Papsttums folgen. (Schluß folgt.)

Deutsches Musikleben.

Mai bis August.

Von

Ludwig Meinardus.

Wesentlich verschieden vom Musikwinter gestaltet sich der deutsche Musiksommer. Mit wenigen Ausnahmen bleiben während der Monate, deren Namen kein „r" enthalten, die Pforten der großen Opernhäuser geschlossen. Die erschöpften Sänger und Sängerinnen dürfen endlich einmal ausruhen von der aufreibenden Winterarbeit, um für ihre strapazierten Kehlen und für ihre angegriffene Gesundheit neue Kräfte auf die nächste Winter-Kampagne zu sammeln. — Ungünstiger ist das sommerliche Los der Instrumentisten einer Theaterkapelle. Sie finden sich der großen Mehrheit nach durch ihre finanziellen Verhältnisse genötigt, sich in öffentlichen Gärten, in Bädern und Kurorten, an besuchten Plätzen der Erholung und des Vergnügens rundreisender „Sommerfrischlinge" zu neuer Arbeit zu versammeln. Die sogenannten Kurkapellen setzen sich zusammen, zwar zumeist mit Ausschluß der vornehmsten Mitglieder eines festorganisierten Orchesterverbandes, aus übrigens wohlgeschulten Instrumentisten. Unter denselben schmücken eine Kurkapelle nicht selten auch ausgezeichnete Vertreter ihres Instrumentes, die sich völlig in der Lage befinden, durch gelegentliche Solovorträge ihrem Können und der Kunst Ehre zu erwerben. So erklärt es sich, daß die Kurmusikkapellen in Deutschland zumeist durch sehr tüchtige Leistungen sich auszeichnen und den ermüdeten Gästen oft über Stunden der Langweile aufs anregendste hinweghelfen können.

Auch die regelmäßige Wirksamkeit organisierter Konzertanstalten und die Konkurrenz gewerbsartigen öffentlichen Musizierens wird von den sommerlichen Stimmen der Natur wohlthuend unterbrochen und abgelöst. Doch erweist sich die Pause nach dieser Seite nicht so abschließend als im Opernleben. Abgesehen von sogenannten Eisenbahnvirtuosen-Konzerten in den Mittelpunkten der Sommersiesten, findet das Konzertleben eine gelegentliche Fortsetzung unter veränderten Umständen in großen Musikfesten. Dieselben streben mehr oder minder einer volkstümlichen Entwickelung zu. Und darin darf man wohl ein erfreuliches Zeichen der Zeit begrüßen. „Die Deutschen waren kein Volk, so lange sie keine Volksfeste feierten." Seit dem Beginn unserer dreißiger Jahre besteht nunmehr das große Niederrheinische Musikfest. Dasselbe ging hervor aus einer Vereinigung der Städte Aachen, Köln, Düsseldorf, Bonn und Elberfeld zur Aufführung großer vokaler und instrumentaler Tonwerke nach dem Massenverhältnis des Musikkultus in Birmingham. Elberfeld hat sich später von dem niederrheinischen Städteverband getrennt. So prägt dieser freilich weniger einen deutsch-nationalen, als viel-

mehr einen provinziell-niederrheinischen Charakter aus. Aber es bethätigt sich in den, regelmäßig zu Pfingsten wiederholten, vereinigten Massenaufführungen doch schon die Verkörperung eines gemeinsamen Strebens, einer begeisterten Hingabe an ein gemeinsames harmonisches Zusammenwirken im Dienst eines schönen Kunstideals. Die vereinzelten Nacheiferungen dieses Vorganges haben sich seit der Neugeburt der deutschen Kaiserherrlichkeit fast alljährlich vermehrt. Und wenn die Mehrzahl solcher Feste auch hinsichtlich ihres provinziell oder landsmannschaftlich begrenzten Charakters den niederrheinischen zumeist folgen, so liegt das ja in der Natur der Sache. Wie ein allgemeines deutsches Musikfest praktisch ausgeführt werden könnte, ist eben schwer zu sagen.

Einen Anlauf dazu haben zwar die Tonkünstler-Wanderversammlungen des sogenannten „Allgemeinen Deutschen Musikvereins" genommen. Allein diese Vereinigung macht selbst kein Hehl daraus, daß sie ihren Anteil und ihre Anstrengungen nicht sowohl der Pflege überlieferter Schönheitsideale der großen deutschen Tonkunst zuwenden, als vielmehr sich wie eine Partei gerieren wolle, die, wie andere deutsche Parteien auch, sich in die selbstgezogenen Schranken ihrer internen Zwecke und Ziele einschließen möchte. Der „Allgemeine Deutsche Musikverein" bezeichnet seine Tendenzen als „liberale" und setzt sie allen übrigen entgegen, die er mit der üblichen spinösen Nebenbedeutung einer gewissen reaktionären Borniertheit „konservativ" nennt. Nach diesen Gesichtspunkten werden von jener Seite die Bestrebungen jedes Tonkünstlers abgeschätzt. Wer nicht mitthut, gilt als ein Konservativer. Und die Kunst der Harmonie hat das harmonische Treiben eines Parteilebens über sich ergehen lassen müssen, das den verwandten Gegensätzen in der politischen Sphäre an Unduldsamkeit und tendenziöser Streitsucht nichts nachgibt.

In seinen Anfängen suchte der „Allgemeine Deutsche Musikverein" seine eigentlichen Parteibestrebungen noch zu verhüllen, um dem Wachstum seines Effektivbestandes an Mitgliedern keine Schwierigkeiten zu bereiten. Während des Verlaufes von nahezu einem Menschenalter seiner Existenz scheint das Ergebnis nach Seiten der Propaganda ein befriedigendes gewesen zu sein. Denn neuerdings hat man von jener leisetretenden Vorsicht immer mehr Abstand genommen und ist bei der letzten öffentlichen Kundgebung vollends mit aufgeschlagenem Visier auf dem Plan erschienen.

Während der Woche vor Pfingsten laufenden Sommers fand die „23. Tonkünstler-Versammlung des Allgemeinen Deutschen Musikvereins" in der fürstlichen Residenz Sondershausen statt. An den überlieferten vier Konzerttagen hielt man auch bei dieser Zusammenkunft wieder fest, wie denn die Geschäftsordnung dieser Versammlungen trotz ihrer liberalen Richtung auf den bestorganisierten konservativen Fundamenten aufgebaut ist. — Das Konzertprogramm jener vier Tage — so lang und reichhaltig wie der längste Speisezettel — enthielt nach den Zeitungsberichten nur einige untergeordnete Nummern, welche als nicht echt in der Wolle gefärbt gelten mochten. — Franz Liszt, das vornehmste musikalische Haupt und der intellektuelle Urheber dieser Kunstpartei und ihrer „liberalen Prinzipien", beflügelte zum letztenmal durch seine persönliche Anwesenheit in Sondershausen den Schwung begeisterter Menschenvergötterung, welche das charakteristische Kennzeichen des liberalen Kunstkultus von Anbeginn seiner zielbewußten Bestrebungen gewesen ist. Fast könnte es scheinen, als hätte der leitende Ausschuß des Vereins geahnt, daß der hohe Tonmeister die Genugthuung, an solcher Versammlung seiner zahlreichen Zöglinge, Verehrer und Parteigenossen teilzunehmen, nicht wieder erleben solle. Denn man hatte ihm diesmal die Freude bereitet, dem umfänglichen Programm durchgehends das Siegel des Lisztschen Genius aufzuprägen. Außer seinem Chorwerk „Christus" und anderen Gesangvorträgen wurden vier „Symphonische Dichtungen", ein „Totentanz", vier instrumentierte Klavierstücke und Klaviervorträge von Liszt zu Gehör gebracht, die letztgenannten durch des Meisters Meisterschüler Eugen d'Albert, Siloti und Friedheim. Soviel Musik von Liszt scheint auch den forciertesten Liszt-Enthusiasten bedenklich geworden zu sein. Aber dieser Teil des Programms der sechs, in vier Tagen abgewickelten Konzerte kündigte sich an als „Vorfeier seines

76. Geburtstages", den der Ehrenpräsident und Nestor des Vereins am 22. Oktober erreicht haben würde, wenn seiner glänzenden Ruhmesbahn nicht unerwartet ein früheres Ziel gesetzt worden wäre. Und die Rücksicht auf eine solche Ehrenbezeugung steigerte wohl die Empfänglichkeit der begeisterungsbedürftigen Zuhörer, so daß den Offenbarungen der Musik des bewunderten Meisters auch in jener Massenanhäufung mit nimmersatter Begier zu lauschen, sie sich gern bereit zeigten und solche Gesinnung in rauschenden Ovationen kund gaben. — Von den zahlreichen übrigen Expektorationen des neuromantischen Geistes hörte man zu Sondershausen noch die monströse phantastische Symphonie von Berlioz über das mit einer mißglückten Opiumvergiftung, Hirtenschalmeien, Donnersturm und Hexensabbat gewürzte Programm „Episode de la vie d'un artiste"; ferner symphonische Variationen von Nicodé; ein Programmstück für Orchester „Am Rabenstein" von Schulz-Beuthen; Streichquartette von Bruckner und Metzdorff; eine Karnevalszene von Bird; und Konzertstücke, nämlich eines für Violine von dem Russen Tschaikowsky und zwei für Klavier von Dräseke und Brahms. Das letztere Nr. 2 in B, vorgetragen von E. d'Albert, hatte man auserlesen, um den Solovorträgen großen Stils einen würdigen Abschluß zu geben, den Schlußpunkt des überreichen Gesamt-Programms stellte nach diesem Werk von Brahms endlich noch der sogenannte Kaisermarsch von R. Wagner dar. Seit der Fusion von Bülow-Brahms scheinen also die leitenden Instanzen des Vereins Brahms zu den Genossen ihrer Partei zu zählen. Das erhellt auch aus einer Verwahrung ihres Berichterstatters des „Musikalischen Wochenblattes" gegen ein Klaviertrio in F von Woldemar Bargiel. Man begreife nicht, meint jener Referent, wie dieses Trio in die Umgebung der übrigen Programmstücke habe geraten können, da doch „die Trefflichkeit desselben seit einer ganzen Reihe von Jahren allgemein bekannt sei." Als ob nicht auch das Konzert von Brahms, die Symphonie von Berlioz, die symphonischen Variationen von Vicodé, Wagners Kaisermarsch und andere Nummern des Programms seit einer längeren oder kürzeren Reihe von Jahren als treffliche Werke gegolten hätten! — Wie Brahms ist auch Bargiel aus Schumanns Schule hervorgegangen. Aber man sieht aus jener Aeußerung, daß die Wahl der Programmstücke dieser Konzerte nicht lediglich unter den Gesichtspunkt des Neuen gestellt wird, sondern sich entscheidet nach Maßgabe der neuromantischen oder „liberalen" Parteiinteressen. Und nach diesem Gradmesser der Zulässigkeit schien es ohne Zweifel angezeigt, Bargiels Werk abzulehnen, Brahms dagegen unbedenklich für echt gelten zu lassen. — Auf ein Verzeichnis aller übrigen Darbietungen jener sechs Konzerte, werden die Leser gern verzichten, zumal auch Rücksicht auf den Raum dieser Monatsschrift eingehendere Mitteilungen versagt. Nur der ruhmwürdigen Hauptleitung der musikalischen Aufführungen größeren Stils möge noch Erwähnung geschehen. Dieselbe befand sich in den Händen des fürstlich Sondershauser Hofkapellmeisters, Professors Schröder, der seit jener Bethätigung seiner allgemein geachteten Dirigenten-Tüchtigkeit in das Verhältnis eines Theaterkapellmeisters an der deutschen Oper zu Rotterdam übergetreten ist. — Unter den Solisten jener Sondershauser Konzerte zeichneten sich unter anderen besonders aus die Damen Marianne Brandt, Marie Breitenstein, wie die Herren Dierich und Hill in Gesangleistungen; als Instrumentisten der Violoncellist Klengel und andere, wie die durch ihre Klavierbravour bekannte Frau Rappoldi-Kahrer, Herr Eugen d'Albert und sonstige Größen mehr.

Von den übrigen Musikfesten dieses Sommers ragt das 63. niederrheinische besonders hervor, das während der Pfingsttage zu Köln gefeiert wurde unter der musikalischen Hauptdirektion des Kapellmeisters, Professors Wüllners, des Nachfolgers in dem durch Ferd. Hillers Rücktritt erledigten Wirkungskreise. Nach Auffassung der „liberalen" Mitglieder des „Allgemeinen Deutschen Musikvereins" gelten diese niederrheinischen Musikfeste für streng konservativ, sofern sie die Grundzüge der Richtung in Ehren halten, welche auf Mendelssohns und seiner Gesinnungsgenossen Vorgang beruht. — Wie sieben Städte einst den Homer, und in neuerer Zeit wenigstens einige Städte

Beethoven als den ihrigen beansprucht haben, so scheint jetzt Johannes Brahms schon bei Lebzeiten jenen beiden Gruppen sogenannter Liberaler und Konservativer, welche sich im Musikleben der Gegenwart gegenüberstehen, als Vertreter ihrer beiderseitigen Richtungen (ein neuer Isaschar) zu gelten. Denn auch in dem Programm des letzten Kölner Musikfestes, das nach seiner Deszendenz von Rob. Schumann älteren Anspruch auf Brahms erheben darf, als seines Freundes Hans v. Bülows Partei, findet sich sein Name eingezeichnet, wie gleichfalls in dem vorerwähnten Programm der Konzerte zu Sondershausen. Zu Köln spielte man die neueste Symphonie Nr. 4 in e von Brahms. Andere größere symphonische Nummern des Programms rechtfertigen das Prädikat „konservativ" bezüglich der Treue, mit welcher die überlieferten Schönheitsideale auch bei diesem Anlaß von den Leitern der niederrheinischen Musikfeste wieder bevorzugt wurden. Man brachte die Symphonie in Es von Mozart zu Gehör, wie die Jubelouvertüre von Weber und die neunte Symphonie von Beethoven, dazu auch dessen Klavierkonzert in Es. Das letzterwähnte Werk trug hier Herr E. d'Albert vor, der Schüler Liszts par excellence, als welcher er sich auch in Köln hervorhob durch die Wiedergabe der Don Juan-Phantasie von Liszt. Kann man in der Wahl dieser Kölnischen Programm-Nummer einen Ausdruck von Toleranz und Achtung der konservativen Leiter für die liberale Romantik des Revolutionsgedankens erkennen, so bestätigte sich eine nicht weniger entgegenkommende Gesinnung durch die konzertmäßige Ausführung von Bruchstücken aus „Parsifal" und „Die Walküre" von Wagner. Alle übrigen Hauptnummern des Programms dagegen waren aus dem Vermächtnis der klassischen Meister erlesen. — Solche Vermischung der verschiedenartigen Stilgattungen, welche beide Richtungen — die neue und die alte — darstellen, mußten die Zuhörer nun einmal über sich ergehen lassen. Sofern unser modernes Konzertleben an Reinheit eines nach stilistischen Grundsätzen auserlesenen Programms zumeist empfindlichen Mangel leidet, dienen auch die großen Musikfeste solchem Mangel oft zum charakteristischen Ausdruck. In dieser Hinsicht scheint auch das Kölnische Fest dieses Jahres keine Ausnahme gemacht haben zu wollen. Von größeren Chorwerken, die während der Festzeit nacheinander zur Aufführung gelangten, hörte man Händels dramatisches Oratorium Belsazar, Bachs Kantate „Ein' feste Burg"; dann die erwähnten Theaterstücke von Wagner; ferner Haydns Schöpfungschor „Die Himmel erzählen die Ehre Gottes"; Einleitung und Schlußfuge eines Tedeum von Wüllner und die Szene in der Unterwelt aus der Oper Orpheus von Gluck. Stilrein oder „stilvoll" kann man doch diese Zusammenstellung wohl nicht nennen. — Als vorzügliche Vertretung der Solopartien und Quartettsätze hatten sich in Köln die Damen Frau Schröder-Hanfstängl aus Frankfurt am Main, Frau Rosa Papier-Paumgartner aus Wien, Herr Mikory aus München und Herr Staudigl aus Karlsruhe zusammengefunden. — Obzwar man die besondere Anstrengung nicht gescheut hatte, durch elektrische Beleuchtung des Gürzenich-Saales die Festteilnehmer gegen eine lästige Steigerung der Temperatur zu schützen, blieb doch der Besuch dieser Festkonzerte (nach Zeitungsberichten) soweit hinter der Erwartung zurück, daß die Kasse den Reservefonds in Anspruch nehmen mußte, um ein seit einem Menschenalter nicht mehr entstandenes Defizit zu decken. Der sehr gerechtfertigte Enthusiasmus, den die stets musterhaften Leistungen zu wecken pflegen, wurde dagegen allem Anschein nach von einer Unterbilanz gegen frühere Resultate nicht betroffen. —

Zu Augsburg hatte man die notwendigen Vorbereitungen getroffen, um im Juni ein „Erstes Schwäbisches Musikfest" großen Stils ins Leben zu rufen. Als Einleitung desselben wurde auch „Die Schöpfung" von Haydn ganz befriedigend zu Gehör gebracht. Aber nach dieser ersten Aufführung am 13. Juni machte die Schreckenskunde von dem entsetzlichen Lebensende des bayrischen Landesherrn einen schwarzen Strich unter diesen Anfang. Von einer Durchführung des Festprogramms konnte nach jenem tragischen Zwischenfall weiter keine Rede sein. —

An den Tagen des 17. bis 19. Juni wurde das achte „Schlesische Musikfest“ unter dem Protektorat des Begründers dieser Feste, des Grafen Hochberg, zu Görlitz abgehalten. Wie gewöhnlich hatte auch dieses Jahr wieder Herr L. Deppe aus Berlin die Leitung übernommen. Auch das achte Konzertprogramm bewegte sich im wesentlichen um das Zentrum „klassischen Stils“. Bachs schöne Kantate „O ewiges Feuer“, Händels Oratorium „Josua“, Mendelssohns „Walpurgisnacht“, Mozarts Finale aus „Don Juan“ und eine von Frau Amalie Joachim vorgetragene Arie aus Glucks „Alceste“; ferner die C moll Symphonie von Beethoven, die Jubelouvertüre von Raff, eine Ouvertüre „Die Nibelungen“ von Dorn, und Bargiels von ihm selbst geleitete Medea-Ouvertüre; endlich ein durch Herrn Konzertmeister Petri aus Leipzig interpretiertes Violinkonzert von Ferdinand Ries, dem Schüler Beethovens: das war der stattliche Hauptinhalt des achten Schlesischen Festprogramms. Die Damen Frl. Leisinger aus Berlin, Frl. Gerstner aus Wien vertraten die Sopranpartie; Frau Joachim, wie erwähnt, den Alt; als Solotenor wirkte Herr Ritter aus Wiesbaden; als Baß Herr Hill aus Schwerin. —

Von anderen Musikfesten, deren Gesangleistungen zum Teil ausschließend durch vereinigte Männerchor-Vereine ausgeführt wurden, verdienen hier noch einer Verzeichnung das in Elmshorn am 20. Juni gefeierte dritte „Westholsteinische“, das fünfzehnte „Mecklenburgische Sängerfest“, wo der bekannte Hamburger Operntenor, Herr Bötel, glänzte; dieses Fest fand statt am 3. und 4. Juli zu Wismar. Das am 13. und 14. Juni zu Freiburg im Breisgau begangene vierte „Badische Sängerfest“ zählte 3000 „Sangesbrüder“, das „Schwäbische Sängerfest“, zu Heilbronn am 4. und 5. Juli begangen, setzte sich aus 60 Vereinen zusammen, die eine Gesangbrigade von gar 4000 Mann formierten.

Auch die Festspiele zu Bayreuth, welche bekanntlich sich nur mit Aufführungen Wagnerscher Werke und zwar neuerdings vorzugsweise des letzten, den übrigen Bühnen noch entzogenen Musikdramas „Parsifal“ befassen, müssen den Musikfesten des Sommers beigezählt werden, da im Winter das Bühnenfestspiel-Haus bei der Wagnerstadt Bayreuth geschlossen bleibt.

Mit Ausnahme dieser theatralischen Festspiele und der vorerwähnten Konzerte des „Allgemeinen Deutschen Musikvereins“, welche als die beiden ausübenden Hauptorgane die neuromantischen oder „liberalen“ Kunstideale leidenschaftlich vertreten und seit Jahren mit allen zugänglichen Mitteln Propaganda für dieselben zu machen suchen, kann man annehmen, daß alles übrige in den Musikfestkonzerten zu Gehör gebrachte Material an Tonwerken immer noch eine beträchtliche Mehrzahl an Bekennern derjenigen musikalischen schönen Stilformen nachweisen lasse, welche von der kleinen, aber rührigen und einflußreichen Gegenpartei als veraltet betrachtet und bekämpft werden. — Durch den Verlust Wagners, dem nach wenigen Jahren rasch aufeinander der Tod seines gekrönten Mäcens, Ludwig II. von Bayern folgte, und am 31. Juli der Heimgang Franz Liszts, der kräftigsten Stütze und des belebendsten Genius dieser organisierten Partei, sind nunmehr derselben die drei vornehmsten Häupter geraubt worden, um welche sie sich fest zusammen zu scharen gewohnt war. Frau Cosima v. Bülow-Wagner, bekanntlich die Tochter von Liszt, scheint die Notwendigkeit empfunden zu haben, ein neues zentrales Mal aufzurichten, um das die Parteigenossen sich fürder sammeln und zusammenhalten könnten. Sie hat der Pietät für ihren großen unsterblichen Vater ihr Haupthaar zum Opfer gebracht, dadurch ihre Aehnlichkeit mit demselben außerordentlich gefördert und zunächst die Leitung der Bayreuther Bühnenfestspiele so energisch in die Hand genommen, daß sie ihre Wohnung sogar von dem Hause „Wahnfried“ nach dem Theatergebäude verlegt hat. Blindgläubiger Enthusiasmus, dieses Lebenselixier aller Neuerer und Ideologen, steht der gegenwärtigen Leiterin und ihren Parteigenossen als starker Kampf- und Bundesgenosse zur Seite und verheißt ihren Bestrebungen einstweilen noch fortdauernde Erfolge. Ob aber der künstliche

babylonische Turm auf festen Fundamenten ruhe und die erreichte schwindelnde Höhe seines gigantischen Aufbaues behaupten könne — das ist eine Frage, deren Beantwortung man der Zukunft überlassen muß.

Außer Franz Liszt, geboren am 22. Oktober 1811 zu Raiding in Ungarn, verlor die deutsche Musikwelt in rascher Aufeinanderfolge während des Sommers noch mehrere sehr namhafte und ehrenwerte Meister der Tonkunst: nämlich die beiden zu Dresden verstorbenen Opernsänger Eugen Degele und Emil Scaria; ferner den bekannten Redakteur des Feuilletons und Musikreferenten der „Hamburger Nachrichten", Aug. Ferd. Riccius, ehemaligen Kapellmeister der Konzertgesellschaft Euterpe, dann an der Oper zu Leipzig und später an der Oper des Hamburger Stadttheaters. Seine Tonwerke, deren er mehr als 40 veröffentlicht hat, sind zum Teil in weiteren Kreisen mit wohlverdientem Eifer und Erfolg viel musiziert worden. Durch seine epische Lyrik, namentlich durch die Balladen „Das Waldweib", „Herr Peter und Bender saßen beim Wein", „Das Landgericht (Zum Landgerichte ziehen)" hat Riccius eine Bedeutung für die Fortentwickelung dieser, vorzugsweise von Löwe vertretenen Stilgattung in der Geschichte der Tonkunst erworben. Auch als Lehrer seiner Kunst wird er von zahlreichen Verehrern und Schülern wie Schülerinnen tief betrauert und in dankbarer Erinnerung gehalten werden. Riccius, geboren am 26. Februar 1819 zu Bernstadt in der Lausitz, erlag am 5. Juli einer Krankheit zu Karlsbad und sein Sterbliches wurde am 9. Juli zu Leipzig, dem Schauplatz seiner künstlerischen Jugendentwickelung, zur letzten Ruhe bestattet. Er war ein tüchtiger vielseitiger Vertreter deutscher Tonkunst aus Rob. Schumanns Schule und hat derselben stets mit schneidiger Arbeitskraft, wie mit feurigem Geiste gedient und ihr Ehre gemacht, was nicht jedem ebenso talentbegabten deutschen Tonkünstler nachgerühmt werden mag.

Auch Eduard Grell, geboren am 6. November 1800 zu Berlin, schloß am 10. August in seiner Vaterstadt die müden Augen zum ewigen Schlummer. Von der allgemeinen Anerkennung seines reinen, edlen und ausgezeichneten Kunststrebens und Könnens zeugen die Würden und Titel, die Grell in seiner langjährigen musikalischen Wirksamkeit — man möchte glauben — fast wider den eigenen Wunsch seines milden bescheidenen Herzens allmählich überkommen hatte. Er war Professor, Doktor der Theologie, seit 1876, wo er von dem Amt eines ersten Leiters der Zelterschen Singakademie zurücktrat, Ehrendirektor derselben und endlich auch seit 1851 Mitglied des Senats der königlichen Akademie der Künste und Lehrer des Tonsatzes in der musikalischen Abteilung dieses vornehmen Institutes. — Wie viel die neueren Bestrebungen, welche sich auf die Wiedererweckung des Geistes evangelischer Tonkunst richten, in Grells bis zum höchsten Alter seines ehrenvollen und arbeitsamen Lebens fortgesetzter Bethätigung des Schaffenstriebes verloren haben; was er ferner noch Verdienstvolles gewirkt und gethan, das kann hier nur andeutungsweise in Erinnerung gebracht werden. Grell war seiner künstlerischen Gesinnung und seinem menschlichen Charakter nach das diametrale Widerspiel von Dr. Franz von Liszt, dem Abbé und größten modernen Tonmeister der römisch-katholischen Kirchenmusik. Auch Liszts vom Kunstgenius durchgeistete Menschlichkeit hebt sich, wie diejenige Grells hoch hervor über die Linie ausgezeichneter neuerer Tonmeister. Aber beide bezeichnen in dem Maß ihres Könnens und Wissens, wie in der Richtung ihrer Bestrebungen und Leistungen die entgegengesetzten beiden Pole dieser Linie. Und es ist eine zum Nachdenken anregende Thatsache, daß Grell, nachdem Liszt gegen Ende des 31. Juli zu Bayreuth in seinem 76. Lebensjahre seine beispiellos ruhmvolle Bahn vollendet hatte inmitten der zu den Wagnerschen Festspielen versammelten Parteigenossen, Schüler und Verehrer, diesem Meister des allerromantischsten Kunstideals schon zehn Tage später folgte und die Schönheitsgesetze einer Kunstepoche mit sich in das Grab nahm, welche seit einem halben Jahrhundert bereits fast nur noch in der Geschichte des musikalischen Stils weiter lebte und in Grell ihren treuesten und lautersten Vertreter nunmehr verloren hat.

Bulgarien und Deutschland.

Von

X. Y.

Wenn wir an dieser Stelle über die auswärtige Lage sprechen, wie sie sich vom deutschen Standpunkte aus darstellt, so versteht sich von selbst, daß das nicht mit dem Anspruche geschieht, den thatsächlichen Stand der Dinge, der ja überdies sehr wechselnder Natur ist, im einzelnen richtig zu schildern. Nur darum vielmehr kann es sich für uns handeln, den Gesamtcharakter der Lage in großen Zügen darzulegen und die Folgerungen daran zu knüpfen, die sich für eine nationale Politik zu ergeben scheinen. Hierüber wird sich ein aufmerksamer Beobachter, auch wenn er außerhalb der amtlichen Kreise steht, ein Urteil bilden dürfen. Gibt schon das, was in den Blättern steht, auch wenn es mit Dichtung versetzte Wahrheit ist, einigen Anhalt, so fehlt es überdies fast nie an privaten Mitteilungen, die, von Mund zu Mund gehend, ohne an die Oeffentlichkeit zu gelangen, die Rolle von öffentlichen Geheimnissen spielen und weite Kreise über Verhältnisse aufklären, von denen in den Blättern mit keiner Silbe die Rede ist. So war es z. B. im Frühling dieses Jahres. Wer sich seine Kenntnis der Dinge auch damals nur aus den Zeitungen holte, hat nicht geahnt, welches Unwetter über unseren Häuptern schwebte.

Daß die Gegenwart ähnliche Gefahren berge, behaupten wir nicht. Auch sie ist aber in Wirklichkeit eine andere, als sie der flüchtigen Betrachtung vorkommt; und hierin vor allem müssen wir die Aufforderung finden, die einzelnen politischdiplomatischen Ereignisse der letzten Wochen ohne die leidenschaftliche Voreingenommenheit zu beurteilen, wie sie die Haltung eines großen Teiles unserer Presse beherrschte und zum Teil noch immer beherrscht.

Das weitgehende Entgegenkommen, welches die deutsche Politik den russischen Bestrebungen in Bulgarien aus Anlaß der Verschwörung des 21. August erweist, ist von der öffentlichen Meinung in Deutschland — das darf unbedenklich ausgesprochen werden — ungünstig beurteilt worden; sogar ist dem Reichskanzler selbst, zum erstenmal seit Jahrzehnten, wegen seines auswärtigen Verhaltens eine stellenweise sehr unfreundliche Kritik begegnet. Auf diesem Gebiet weit mehr, als auf dem des Innern, war man sonst gewohnt, ihm unbedingt zu vertrauen, weil man ihn instinktiv verstand und weil sein Verfahren in dem glänzendsten Erfolge stets rasche Rechtfertigung zu finden pflegte. Heute versteht man ihn vielfach nicht mehr und fühlt sich eben dadurch in Unruhe versetzt. Wir reden hier natürlich nicht von den ultramontanen und freisinnigen Blättern, die ihn aus Gründen des Parteiinteresses nicht verstehen wollen — jene anderen

haben wir im Auge, welche nur ungern zugestehen, daß sie ihm nicht mehr zu folgen vermögen.

Die gewohnte Führung Deutschlands in allen großen Fragen der europäischen Politik durch diejenige Rußlands ersetzt zu sehen, wie es jetzt den Anschein hat, — das ist ihnen ein Gedanke, mit dem sie sich nicht leicht auszusöhnen vermögen. So lange Bismarck lebt — das stand ihnen fest — muß und wird er die Zügel in der Hand behalten, gleichviel ob es sich um den Orient handelt oder um den Occident. Daß die orientalischen Dinge eine Großmacht ersten Ranges nicht interessieren sollten — diese offiziöse Verlegenheitsbehauptung hat sich bis jetzt in Deutschland noch keinen Glauben verschafft und wird es auch so leicht nicht thun. Daß unsere Interessen im und am Orient andere sind, als die Rußlands und Oesterreich-Ungarns, daß es sich für uns im wesentlichen nicht sowohl um materielle Vorteile handelt, die wir aus den Beziehungen zum europäischen Südosten ziehen könnten, als um die Aufrechterhaltung unseres Einflusses auf die Gestaltung der internationalen Verhältnisse — daran freilich zweifelt niemand. Wir werden deshalb unter allen Umständen abzuwägen haben, ob diese, oder irgend eine andere Veränderung in den politischen Zuständen der Balkanhalbinsel jenen Einfluß tief genug berührt, um seinetwegen die Freundschaft einer großen Nachbarmacht aufzuopfern und die Folgen dieses Opfers dann natürlich auch zu tragen.

Dies gibt man, wie gesagt, zu. Allein die Empfindung, daß unser Einfluß dem russischen augenblicklich wenigstens hat Platz machen müssen, wird dadurch keine angenehmere, um so weniger, als die Besorgnis aufsteigt, daß die Nachgiebigkeit Deutschlands noch keineswegs am äußersten Ziele angelangt sei. Daraus aber sucht der namentlich in den freisinnigen Blättern üppig wuchernde Pessimismus bereits eine Störung unserer Freundschaft mit Oesterreich-Ungarn herzuleiten, eine Störung, die man im ganzen nichtfreisinnigen Deutschland tief beklagen würde. Denn die Herstellung der guten Beziehungen zur Wiener Regierung ist die volkstümlichste That, die Fürst Bismarck seit Begründung des neuen Reiches überhaupt gethan hat.

Die Besorgnis hätte übrigens bei dem in den weitesten Kreisen doch immer noch fortdauernden Vertrauen zur Politik des Kanzlers bei weitem nicht so stark hervortreten können, als sie es gethan hat, wenn die bekannte Ungeschicklichkeit der offiziösen Federn nicht den Eindruck erzeugt hätte, als habe man Rußland nicht nur ad hoc nachgegeben, sondern sich förmlich von demselben ins Schlepptau nehmen lassen.

Wenn Blätter, wie die „Nordd. Allgem. Ztg.“, die „Kölnische“ und die „Post“ mit den Organen des russischen Chauvinismus in Angriffen gegen die Person des Fürsten Alexander wetteifern und selbst, nachdem derselbe das von ihm verlangte Opfer gebracht und sich vor Rußland zurückgezogen hat, darin fortfahren, so muß das als eine Liebedienerei erscheinen, die man sich nur durch eine Notlage ganz besonderer Art zu erklären vermöchte. Und auch dann noch würde dieses Mittel ein recht bedenkliches sein, weil jeder Kenner Rußlands weiß, daß man Notlagen nirgends rücksichtsloser auszunutzen gewohnt ist, als gerade da, wo das Wort Großmut einen leeren Schall bedeutet. Dem Reichskanzler selbst traut natürlich kein Mensch servile Neigungen zu; wohl aber verdenkt man es ihm, daß er seinen Offiziösen gestattet hat, in diesem Tone zu reden. Und dieses Kopfschütteln ist wahrlich keine Unehre für das deutsche Nationalgefühl. Denn es wäre doch im höchsten Grade traurig, wenn unser Volk 36 Jahre nach Olmütz nicht so viel an Selbstbewußtsein gewachsen wäre, daß es sich schweigend als im Gefolge Rußlands befindlich zu denken vermöchte.

Keiner anderen offiziösen Presse würde es ohnehin jemals einfallen, einem fremden Staate in dieser Weise die Schleppe zu tragen — der russischen am allerwenigsten Deutschland gegenüber.

Die Rücksicht auf die Nachbarn, die man bei uns über alles stellt, gilt in Rußland nichts. „Nowoje-Wremja“, „Swet“, „Moskauer Zeitung“ u. a. dürfen über uns und unsere Regierung sagen was sie wollen; und doch hat es die russische Preß-

verwaltung vollständig in der Hand, den Blättern ihre Haltung einfach vorzuschreiben. Man darf also annehmen, daß der rücksichtslose Ton den Anschauungen der leitenden Kreise durchaus entspricht.

Was soll man nun sagen, wenn die „Norddeutsche Allgemeine“ es fertig bringt, den Kaiser Alexander III. als einen „aufrichtigen Freund der deutschen Einheit“ hinzustellen? Wir möchten die höhnischen Gesichter sehen, mit denen man in Rußland diese „Tagesleistung“ begleiten wird. Jedes Kind weiß dort, daß die heftige Abneigung gegen alles Deutsche die Haupttriebfeder in der Handlungsweise des Kaisers ist und daß die entsetzliche Verfolgung der Deutschen in den Ostsee-Provinzen nicht so sehr aus politischer Berechnung, als aus persönlichem Haß hervorgeht.

Wir wollen nicht deutlicher werden; es genügt, an gewisse Vorgänge bei der Kaiserzusammenkunft in Skiernewice zu erinnern. Diese Vorgänge sind in Deutschland wenig bekannt — in Rußland um so besser. Wohl mag jetzt Gras darüber gewachsen sein; vor zwei Jahren aber wurden sie allgemein besprochen, und nichts ist gewisser, als daß sie mit jenem Urteil der „Nordd. Allgemeinen“ im schneidendsten Widerspruch stehen; sie haben dazu beigetragen, dem Kaiser Alexander eine Volksbeliebtheit zu verschaffen, die in dem unverkennbaren Rückgang der nihilistischen Bewegung ihren bezeichnendsten Ausdruck findet. Dieser Rückgang bedeutet ja freilich noch kein Verschwinden. Man ist am Hofe dauernd vorsichtig. Und bei der Frühjahrsreise des Kaisers in die Krim wurden immer noch 60 000 Mann Soldaten zur Bewachung der Eisenbahnlinien aufgeboten und in Petersburg von sämtlichen Bahnhöfen gleichzeitig dicht verhängte Kaiserzüge abgelassen, während, außer einem kleinen Kreise von Eingeweihten, niemand wußte, in welchem Zuge sich der Zar nun wirklich befand. Aber die Vorsicht wäre unseres Erachtens heute gar nicht mehr notwendig. Und zwar nur deshalb, weil man nunmehr dem Kaiser eine russisch-nationale, d. h. deutsch-feindliche Gesinnung zutraut. Beides gehört in der Vorstellung der Russen untrennbar zusammen, wie auch die Begeisterung für die griechisch-orthodoxe Kirche. Aber auch in diesem Punkt thut ja der Kaiser den Anforderungen seines fanatischen Erziehers Pobedonoszew volle Genüge. Und es fehlt wirklich nicht viel mehr, daß das Ideal, welches die ultra-nationalen Kreise von der Persönlichkeit eines Selbstherrschers aller Reußen entworfen haben, sich in Alexander III. verwirklicht. Und das verbürgt dem Kaiser seine Sicherheit.

Daß die unzweifelhaft vorhandene Abneigung gegen Deutschland nicht ohne weiteres auch den kriegerischen Angriff auf unser junges Reich bedeutet, ist bekannt genug. Bis jetzt wenigstens ist nichts geschehen, was in diesem Sinne zu ernstlichem Mißtrauen Anlaß geben könnte. Und die Thatsache, daß Herr von Giers, der jedenfalls als ein entschiedener Feind aller Abenteuer angesehen werden muß, seine einflußreiche Stellung als Leiter der auswärtigen Politik dauernd behauptet, zeigt dies klar. Trotzdem ist niemals anzunehmen, daß man sich drüben von „Freundschaft“ oder anderen Gefühlen, welche nicht im egoistischem Interesse liegen, leiten lassen könnte. Der Trost aber, daß zwischen Deutschland und Rußland, wie oft gesagt worden ist, kein wirklicher Interessengegensatz bestehe, ist im Grunde auch nur ein schwacher. Unumstößlich steht die Thatsache fest, daß der russische Einfluß im europäischen Konzert seit 1870 hinter den deutschen dauernd zurückgetreten ist; und wenn hierbei auch die gewaltige Person des Fürsten Bismarck schwer ins Gewicht fällt, so liegen dem Wechsel des Einflusses doch auch objektive Thatsachen zu Grunde, welche hoffentlich und wahrscheinlich seine Persönlichkeit überdauern werden. Diese Thatsachen aber sind eben Rußlands Kummer. Nichts trägt man dem Kaiser Alexander II. unversöhnlicher nach, als daß er Gewehr bei Fuß zugesehen hat, wie sich das neue Deutschland dem Phönix gleich aus der bundestäglichen Asche erhoben hat, um aus einer verhältnismäßig unbedeutenden Stellung zur ersten Macht in Europa emporzusteigen. — In unzähligen Leitartikeln ist dieser Gegenstand von der russisch-nationalen Presse behandelt worden; und ganz neuerdings erst hat der Verfasser des viel zu wenig bekannten Buches „La société de St. Péters-

bourg" seinen Landsleuten eingeschärft, daß der Weg nach Konstantinopel über Berlin gehe und daß daher die erste und wichtigste Aufgabe der russischen Politik darin bestehe, „das arrogante Reich der Hohenzollern" mit Hilfe Frankreichs zu zerstören.

Daß die russische Tagespresse, soweit sie mitzählt, sich diesen allzu offenherzigen Wünschen nicht direkt anschließt, ist richtig. Diese Presse, so ruchlos sie sich im übrigen in der bulgarischen Frage benommen, so frech sie alle Gebote der politischen Sittlichkeit mit Füßen getreten hat, weiß sich den Forderungen der politischen Lage im gegebenen Falle sehr wohl anzubequemen. So lange Deutschland und Oesterreich als gefällige Freunde erscheinen, werden sie immerhin mit einer gewissen Schonung behandelt. Allein der Zwang, den man sich dabei anthut, blickt aus jeder Zeile hervor. Und niemals wird ein russisches Blatt so weit gehen, um irgend eines vermeintlichen Vorteils willen die nationale Würde zu verleugnen, wie das unsere Blätter in gleicher Lage thun. Was auch geschehen möge — das russische Selbstgefühl behauptet seinen Platz und die Regierung thut, wie schon erwähnt, nicht das mindeste, um dem Ausdruck dieser Empfindung Schranken anzulegen.

Während die „Norddeutsche Allgemeine" den Fürsten Alexander beschimpft, um Rußland bei guter Laune zu halten, gibt Kaiser Alexander dem Haupt des russischen Chauvinismus, Geheimrat Katkow, einen hohen Orden!

Begründet wird die Auszeichnung allerdings mit Katkows „Verdiensten um das Schulwesen", aber niemand bezweifelt, daß nicht der Schulmann, sondern der publizistische Führer des jungen Rußland dekoriert worden ist. Und dazu wird dann unsererseits geschwiegen, während wir doch hinter dem schon gestürzten Fürsten Alexander noch herzukläffen für gut fanden.

Haben wir aber nun unsere Bedenken gegen das Verfahren der Offiziösen nicht verhehlt, so wollen wir nicht unterlassen, hinzuzusetzen, daß wir uns vor allem an der Form stoßen, keineswegs aber den Anspruch erheben, in der Sache ein endgültiges Urteil fällen zu können. Fürst Bismarck hat einmal gesagt, es verrate den Dilettanten, wenn man jeden diplomatischen Schachzug für den letzten und entscheidenden halte, während doch der Kenner wisse, daß nicht nur einer, sondern noch viele andere folgen könnten. Dies Wort mag hier Anwendung finden: wir stehen vermutlich nicht am Anfang vom Ende, sondern höchstens am Ende des Anfanges.

Die ganze Kunst der Petersburger Politik besteht eigentlich darin, daß sie bei jeder Gelegenheit mit dem französischen Bündnis, d. h. mit der Gefahr eines Weltbrandes drohen kann, während Deutschland außer Oesterreich keinen zuverlässigen Bundesgenossen besitzt. Wäre auf England mit einiger Sicherheit zu rechnen, so würden die Dinge bald ein anderes Ansehen bekommen; aber niemand weiß, ob die liberalen Elemente, auf welche Lord Salisbury sich stützen muß, nicht schon den ersten Versuch einer kühnen Orientpolitik sofort benutzen würden, um das Ministerium zu stürzen. Und so kann man es dem ersten Minister in London nicht weiter verdenken, wenn er sich abwartend verhält und zunächst den Versuch macht, Rußland auf diplomatischem Wege in den Arm zu fallen; aber auch die deutsche Regierung muß mit Englands Ohnmacht rechnen.

In St. Petersburg versteht man dies sehr wohl und nimmt deshalb einstweilen wieder die Maske der Mäßigung vor. Herr v. Giers ist in der That als Diplomat nicht zu unterschätzen; und er hat das Glück, daß eine Nation hinter ihm steht, die seit mehr als einem Jahrhundert gewohnt ist, sich als Großmacht ersten Ranges zu fühlen. Fürst Bismarck ist nicht in dieser vorteilhaften Lage. Er selbst muß alles sein, für alles einstehen; gerade darum aber sollten auch diejenigen Blätter, welche man für seine Organe anzusehen sich gewöhnt hat, das wachsende Selbstgefühl der Deutschen, auch wenn es einmal etwas ungebärdig schäumt, nach Möglichkeit zu tragen, und nicht mit kalten Wasserstrahlen rücksichtslos zu ersticken suchen.

Der Zweikampf.*)

Novelle von

E. D. Mund.

„Ach Vater, sieh, da kommt die sonderbare Figur wieder!“ sagte lachend eine hübsche junge Dame in einfacher, aber strahlend sauberer Morgentoilette zu einem schon ältlichen Herrn, dessen Aeußeres und ganze Haltung unverkennbar einen Geistlichen bezeichnete.

„Wo, liebe Anna?“ fragte der Vater mit wohllautender Stimme.

Das Fräulein deutete mit dem Sonnenschirm auf einen zu der Anhöhe, auf welcher die beiden eine Bank eingenommen hatten, heraufführenden Fußsteig und einen nach oben steigenden Herrn, indem sie lachend fortfuhr: „Ich bitte dich, Väterchen, kann es etwas Abgeschmackteres geben, als die sonderbare Farbenzusammenstellung seines Anzuges? Gelbe Nankingbeinkleider, papageigrünen Leibrock und einen Strohhut mit breitem blauen Bande! — Wer nur dies Original sein mag?“

„Da kann ich dienen!“ redete sie ein aus dem nahen Gebüsch herantretender Herr von schlichtem, bürgerlichen Aussehen an: „Das ist ein Narr, und zwar echt in der Wolle gefärbt!“

Fragend und verwundert blickten die Sitzenden auf.

„Ja, ja! ein Narr in Folio! — Ein Geschichtenmacher, so ein Novellist. Aber ich habe Ihnen noch gar nicht mein Kompliment gemacht, Herr Superintendent! — Wir sind Landsleute. Darf ich mich nach Ihrem Befinden erkundigen? und auch nach dem Ihrigen, Fräulein Helmholz?“

„Ei! Nun erkenne ich Sie erst, Herr Füger!“ antwortete freundlich der Superintendent, dem anderen mit Herzlichkeit die Hand reichend. „Sieh, sieh! Haben uns so lange nicht geseh'n und müssen uns hier im Bayernlande treffen! — Wie steht's zu Hause in der Fabrik, und was macht die Frau?“

„Danke, danke! Alles in Ordnung. — Sie ist in bestem Gange — ich meine die Fabrik. — Sie geht immer noch ein bißchen lahm — das heißt die Frau. — Daß sie zu Ostern gefallen ist, das wissen Sie wohl? Seit der Zeit hinkt sie ein klein wenig, versteht sich die Frau!“ —

*) Die nachfolgende, bisher nicht veröffentlichte Novelle stammt aus der Feder eines vor dreißig Jahren verstorbenen Generals; sie ist nur in Einzelheiten abgeändert. Ihre gesellschaftliche und kulturelle Färbung entspricht natürlich der Zeit ihrer Entstehung, die Tendenz aber dürfte auch heute noch zeitgemäß sein.

„Nun, nun, Herr Füger," lachte Fräulein Anna. „Da scheint mir auch fast ein bißchen Eitelkeit dabei zu sein! Ihre liebe Frau weiß, daß ihr das sehr nett steht, und wir Frauen —"

„Du, du!" unterbrach sie der Superintendent mit dem Finger drohend: „Plaudere nicht aus der Schule."

Annchen wandte lachend den Kopf zur Seite und ergriff den Arm des Vaters, um ihn aufmerksam zu machen, daß jener buntgekleidete Herr an einem ganz nahe stehenden Baume ein Fernrohr angeschraubt hatte und mit schalkhaftem und einladendem Blicke zu den Sitzenden herübersah, — als wolle er sie veranlassen, näher zu treten und durch das Glas zu schauen.

Der Superintendent erhob sich, und der buntgekleidete Fremde zog den Strohhut mit einer grüßenden Verbeugung und den Worten: „Diener, Diener! mein Herr! Ist ein reizender Punkt hier oben — das ganze vor uns ausgebreitete Bild in der Morgenbeleuchtung ist gar anmutig, und auch die Details sind unterhaltend. — Ich habe eben mein Glas auf unseren Gasthof gerichtet, — denn ich glaube, wir sind Hausgenossen. — Ich meine, Sie und Fräulein Tochter schon gestern abend bei der Tafel bemerkt zu haben. — Wir Novellisten haben ein ziemlich scharfes Auge für unsere Umgebung. Sie sind offenbar ein Geistlicher, mein Herr?" — schloß er seine Anrede, auf welche der Nähertretende mit Lächeln zur Antwort gab: „Superintendent Helmholz aus Westfalen."

Und als der Novellist einen fragenden Blick auf die junge Dame warf, setzte Helmholz mit einer Handbewegung hinzu: „Meine Tochter Anna und Herr Fabrikbesitzer Füger."

„Sehr angenehm!" erwiderte der Novellist, mit heiterem Lächeln fortfahrend: „Ich bedaure, Ihnen keinen anderen Namen zurückgeben zu können, als meinen Schriftstellernamen: Walter vom Berge. Meinen Familiennamen hat die Welt und fast ich selber vergessen. Aus dem befremdeten Lächeln des Fräuleins aber fürchte ich schließen zu müssen, daß Ihnen der Name noch nicht oft in den Auen der Litteratur begegnet ist oder keinen bleibenden Eindruck gemacht hat."

„In der That," begann Fräulein Anna, „muß ich leider gestehen —"

Mit unbefangenem Lachen unterbrach sie jedoch der Novellist: „Sehen Sie, daß ich recht habe — nun! vielleicht haben meine Werke später die Ehre — Ja, ja!" wendete er sich dann zum Superintendenten, der näher an das Fernrohr getreten war — „Ja, ja! es ist ein ungewöhnlich scharfes Glas — bitte, wollen Sie nicht einen Blick hineinwerfen?"

Helmholz zollte dem vortrefflichen Instrumente verdiente Anerkennung und forderte die Tochter auf, gleichfalls durchzusehen, was diese that, ihre Ueberraschung aussprechend, wie nahe gerückt alles erscheine. — Mitten in der Rede stockte das junge Mädchen und ein halblauter Angstschrei entfuhr ihren Lippen. Mit sichtlicher Spannung drängte sie das Auge näher an das Fernglas und blickte unverwandt hindurch, nach einer Minute tief aufseufzend und wie erleichtert in die Worte ausbrechend: „Gott sei gedankt, es scheint kein Unglück geschehen zu sein!"

„Was ist denn? Was gibt es?" fragten die drei neben ihr stehenden Herren fast gleichzeitig, und indem das Blut in das angsterbleichte Gesicht der Dame zurückströmte, gab sie zur Antwort: „Das war eine kurze aber schreckliche Szene! Vor der Thüre des Gasthofes sind zwei Herren zu Pferde gestiegen, und als sie sich eben in Bewegung setzten, lief ein kleines Kind, das da neben der Wärterin spielte, gerade auf das eine Pferd zu. Der Reiter schien das Tier zurückzuhalten und ganz deutlich sah ich, wie es sich bäumte und seine Hufe einen Moment gerade über der Kleinen schwebten, bis es sich überschlagend mit dem Reiter zu Boden stürzte; — aber es scheint —"

Der Novellist war unterdessen an ihren Platz vor dem Fernrohr getreten und rief jetzt: „Beruhigen Sie sich, Fräulein! solch Ding sieht meist gefährlicher aus, als

es ist. Der Reiter hat sich wieder aufgerafft, sich den Staub abgeklopft, das Kind der erschrockenen Wärterin übergeben und den Schimmel wieder bestiegen. Da reiten sie hin. Es sind übrigens Brüder, zwei preußische Husarenoffiziere, die zu ihrem Vergnügen hier sein mögen, denn krank scheinen sie nicht zu sein, und schwerlich werden sie sich auch in meinem Falle befinden, der ich eigentlich nur hierher gekommen, um Studien zu machen, Jagd auf originelle Charaktere, und um Stoff zu einer Novelle zu erbeuten."

Nachdem er das Fräulein noch gebeten hatte, wenn es ihr gefiele, sich noch weiter des Fernrohrs bedienen zu wollen, wendete der äußerst bewegliche Mann sich an den Fabrikbesitzer und hatte denselben bald in ein lebhaftes Gespräch über industrielle Unternehmungen und Handelsverhältnisse verwickelt, bei dem sich Füger im stillen gestand, daß ihm lange nicht so umfassende Kenntnisse und so tiefgehende, klar entwickelte Ansichten vorgekommen seien. Während die beiden in eifriger Unterhaltung hin und her gingen, hatten Vater und Tochter, die erst gestern hier eingetroffen und noch ganz fremd waren, sich damit ergötzt, sich mittelst des Fernrohrs und einer kleinen Karte, die Helmholz aus der Tasche zog, zu orientieren.

Längere Zeit hatten sich so beide Paare, ohne von einander Notiz zu nehmen, unterhalten, als aus dem Gebüsche eine etwas gedämpfte Stimme erklang: „Laß uns hier einbiegen, Reinhold, und bei der Valescas Ruhe absteigen, ich kann mich kaum noch auf dem Pferde halten. Ich muß mir doch den Arm verletzt haben, denn der anfangs geringe Schmerz nimmt mit jeder Sekunde an Heftigkeit zu."

Von einer Ahnung ergriffen wendete Anna Helmholz das schöne Haupt, und als gleich darauf zwei Reiter auf dem freien kleinen Platze erschienen, erkannte sie dieselben augenblicklich wieder; sie bemerkte, daß der Jüngere totenbleich aussah und offenbar mit einem heftigen Schmerze rang. Der ältere Bruder war schnell vom Pferde gesprungen und half dem Leidenden aus dem Sattel, ihn zur nahen Bank führend, wo derselbe kaum niedergesunken war, als die Augen sich schlossen und eine Ohnmacht ihm das Aussehen eines Sterbenden gab. Die Herren waren teilnehmend näher getreten, während Anna, an den Baum gelehnt, die Gruppe lautlos anstarrte. Der Novellist hatte sich der Zügel der Pferde bemächtigt und dieselben um die Zweige einer entfernter stehenden Birke geschlungen, als er dann hastig der Bank zusprang, begegnete er einem suchenden Blicke des älteren Offiziers, den er mit dem Ausrufe: „Gleich! Gleich!" beantwortete, worauf er im Gebüsch verschwand, nach kurzer Zeit mit einem Jagdbecher voll Wasser, das er bei einer nahen Quelle geholt hatte, wieder erscheinend. „Hier, Herr Rittmeister, ist Wasser. Und nun keine Angst, der Herr Leutnant wird schon bald wieder zu sich kommen." — Und so war es. Kaum hatte der Bruder das Antlitz des Ohnmächtigen besprengt und ihm einige Tropfen Wasser eingeflößt, als der junge Mann sich wieder erholte und schmerzlich lächelnd umherblickte. „Verzeih, lieber Reinhold, die unmännliche Schwäche — es ist schon vorüber. Aber ich sehe, wir sind nicht allein." Sein Versuch, aufzuspringen und der Dame eine Verbeugung zu machen, blieb unausgeführt, denn der Novellist zog ihn auf seinen Sitz nieder und stellte die sich noch Fremden einander vor: „Herr Leutnant August von Bernstein, Rittmeister von Bernstein, Fräulein Helmholz, Herr Superintendent Helmholz, Herr Fabrikbesitzer Füger. Und nun erlauben Sie, Herr Leutnant, daß ich dies Wasser fortschütte und aus meiner Feldflasche hier einen Schluck Rheinwein in den Becher gieße, der wird Ihnen gut thun. Dann wollen wir nachsehen, ob Sie bei dem Sturze auch keinen erheblichen Schaden gelitten haben."

„Ich glaube nicht, Herr vom Berge," versicherte der junge Mann lächelnd. „Vermutlich habe ich bloß eine tüchtige Kontusion erlitten, denn ich kann ja den verletzten Arm vollständig bewegen, wobei ich nur etwas Schmerz empfinde."

„Aber wie kam es, daß sich Ihr Pferd überschlug?" fragte der Dichter freundlich. „Sie sind ohne Frage ein sicherer und besonnener Reiter."

„Es ließ sich kaum vermeiden," nahm der Rittmeister das Wort, „das Kind war

gerade auf das Pferd losgelaufen, welches, als August es zur Seite lenken wollte, in die Höhe stieg, und wenn es nun das immer näher laufende Kind nicht verletzen sollte, mußte er es mit Gewalt seitwärts wenden, wobei denn notwendig eintreten mußte, was geschah. — August hätte nur meinem Rate folgen und zu Hause bleiben sollen. Er wollte aber der Sache nicht den Anschein von irgend welcher Wichtigkeit geben und bestand auf der Ausführung des geplanten Rittes."

„Und jetzt muß ich um Verzeihung bitten, Fräulein, daß ich mich Ihnen in so armseliger Rolle präsentiert habe," fügte der Jüngling errötend und verlegen bei. Annas freundliche Erwiderung und die Gewandtheit, mit der Helmholz dem Gespräch eine andere Wendung gab, verliehen dem jungen Offiziere bald seine volle Unbefangenheit wieder, und das kleine Abenteuer diente nur dazu, die Hausgenossen schnell einander näher zu führen.

Das sehr lebhafte Gespräch unterbrach endlich Herr vom Berge durch die plötzliche Frage:

„Aber was soll aus Ihrem Pferde werden, Herr Leutnant? Denn heimreiten lasse ich Sie nicht."

„Ich fürchte selbst," sagte August, „daß ich nicht im stande sein werde, das Pferd wieder zu besteigen. Ich will lieber langsam gehen. — Meinen Schimmel nimmst du wohl am Zügel mit, lieber Reinhold."

„Wenn du gehen willst," erwiderte der Bruder, „so werde ich natürlich bei dir bleiben. Die Pferde können wir holen lassen."

„Es gäbe noch einen Ausweg," meinte gutmütig der Novellist, „wollen Sie mir das Pferd anvertrauen, so werde ich es nach Hause reiten; und wie ist es mit Ihnen, Herr Füger? Haben Sie schon jemals auf einem Husarenpferde gesessen?"

„Oft genug!" war die lächelnde Antwort, — „habe ich doch bei Blüchers Husaren gedient. Uebrigens sind es wohl Mietsgäule?"

„Nun denn! an die Pferde!" rief der Humorist lustig, das Fernrohr wie einen Kommandostab schwingend — und: „Aufgesessen!" kommandierte er weiter, — verbeugte sich im Sattel sitzend vor der Gesellschaft und bog, vom Fabrikbesitzer gefolgt, in den Fahrweg ein, unbekümmert darüber, daß sein absonderliches Aussehen ein allgemeines Lächeln hervorrief.

„Und welchen Weg schlagen wir ein?" fragte der Superintendent.

„Zunächst auch den Fahrweg," entschied der Rittmeister, dem Bruder den Arm reichend, „und nach kaum 50 Schritten treffen wir einen Fußweg, der zwar weiter, aber schattig und sehr bequem ist. Wenn Sie nicht vorziehen, mit Ihrer Fräulein Tochter diesen näheren Pfad zu gehen."

„Ei, wie werden wir!" scherzte Helmholz, „ich habe während des Feldzuges als Brigadeprediger manchen Krankentransport begleitet, und hoffentlich führt unser Weg nur an die Wirtstafel, nicht in ein Lazaret."

In harmlosem Geplauder verfolgten sie langsam den anmutigen Weg, obwohl August, auf des Bruders Arm gelehnt, wiederholentlich versicherte, daß er schneller gehen könnte; — und noch lange war die Hauptpromenade nicht erreicht, als der lichtgrüne Sommerrock des Herrn Walter vom Berge schon wieder durch die Büsche leuchtete, indem er die Meldung brachte, daß die Pferde ruhig fressend im Stalle ständen, und im Hotel der Badearzt des Patienten harre, um seinen Zustand ärztlich zu untersuchen

---

Diese Untersuchung ergab nur eine vielleicht noch mehrere Tage lang schmerzhafte Kontusion, aber keine erhebliche Verletzung, die den Offizier etwa ans Zimmer gefesselt hätte, und obgleich er einige Zeit den Arm in einer Schlinge tragen mußte, war das

kein Hindernis, die auf Valescas Ruhe begonnene Bekanntschaft in fröhlichem Verkehr fortzusetzen, der allen Teilnehmern des kleinen Kreises den heitersten Genuß gewährte.

Obgleich die beiden Offiziere einen weiteren Ausflug durch die bayerischen Hochalpen beabsichtigt hatten, so fesselte sie die ungewöhnliche Anmut des jungen Mädchens und der reiche Geist ihres Vaters so, daß Woche um Woche verstrich, ohne daß auch nur einmal der Gedanke an die Ausführung der früheren Pläne erwachte. Die Anziehung war eine gegenseitige, denn das Brüderpaar war durch seltene geistige Begabung und Liebenswürdigkeit ausgezeichnet. Auch die anderen Elemente des kleinen Kreises trugen wesentlich bei zur Erhöhung der Behaglichkeit des Verkehrs miteinander. Das Wesen des Schriftstellers in sonderbarer Mischung von guter Laune mit Mißtrauen und Furchtsamkeit, die er komisch genug durch Großthun zu verstecken suchte, bildete einen angenehmen Kontrast zu dem Ernst des Fabrikherrn, dem es durchaus nicht an allgemeiner Bildung und geselliger Abgeschliffenheit mangelte. Natürlich fehlte es nicht an Aufforderungen zu größerer Geselligkeit, und mancher Badegast machte auch den Versuch, sich der Gesellschaft anzuschließen, welche aber jeden Eindringling in feiner Weise fern zu halten wußte. Der Rittmeister insbesondere war durch Annas holdseliges und inniges Wesen so gefesselt, daß er seinem Bruder den Eindruck, welchen er erfuhr, nicht verbarg, indem er offen gestand, der Gewinn ihrer Liebe würde ihn zum glücklichsten Menschen machen.

Anna war in der That eine liebenswürdige, heitere und unbefangene Natur, die sich von anderen ihres Geschlechts durch größere Liebe zu allen Wesen der Schöpfung und eine kindliche Offenheit unterschied. Befangenheit im Umgange mit Männern war ihr fremd, und es schien ihr natürlich, den Brüdern, von deren Lob der Vater erfüllt war, die abwesende Schwester zu ersetzen.

Da der Rittmeister es unverhüllt zeigte, wie tief ergriffen er von ihrer Anmut und Liebenswürdigkeit war, konnte dies den übrigen nicht verborgen bleiben, doch erschien es anfangs fraglich, zu welchem der Brüder das junge Mädchen sich mehr hingezogen fühle, ob zu dem älteren oder zu dem jüngeren Offizier, zumal dieser ihr unter Umständen zuerst begegnet war, welche besonderes Interesse und die volle Teilnahme ihres Herzens zu wecken geeignet waren.

Von einem der gemeinsamen Ausflüge heimkehrend, waren der Novellist und Füger hinter den Vorauswandelnden eine Strecke zurückgeblieben, und letzterer wendete sich plötzlich mit der Frage an seinen Begleiter:

„Nun, Herzenskenner! Gibt es da vorn bald ein Brautpaar? He!“

„Ich glaube,“ erwiderte jener, „und es gewährt mir einen großen Genuß, zu beobachten, wie sich die beiden Herzen suchen und finden.“

„Ja, welche beiden Herzen?“ fragte Füger.

„Welche? Kann da eine Frage sein? Ich bitte Sie, Mann! Sehen Sie doch hin, wer trägt Fräulein Annas Hut und Shawl? Wer darf sie führen, wenn sie ermüdet ist?“

„Ja, Herr,“ entgegnete Füger, „ich bin kein Psychologe, kein Schriftsteller und habe mir das Studium meiner Mitmenschen nicht zur Lebensaufgabe gemacht; aber mir scheint, daß gerade die unbefangene Hingebung gegen den älteren Bruder sehr wohl in einer geheimen jungfräulichen Scheu vor dem jüngeren begründet sein kann, zu dem sie sich doch natürlich mehr hingezogen fühlen muß, da er ihr im Alter näher steht, unleugbar der hübschere ist und an Liebenswürdigkeit dem Rittmeister gewiß nicht nachsteht.“

„Alles wahr, aber dennoch!“ unterbrach ihn der Novellist lebhaft und fuhr fort: „Sehen Sie, Freund! Ich finde es gleichwohl fast notwendig, daß sie in ihrem Herzen dem Aelteren, Reiferen den Vorzug gibt, und ich glaube auch, daß sie sich dessen sehr wohl bewußt ist. Geben Sie nur acht, wie seine Ansichten und Gefühle stets mit den ihrigen harmonieren, und bedenken Sie auch, wie es ihr ja doch nicht verborgen sein kann, daß der Aeltere sie viel lieber hat, als sein Bruder. — Weil der Herr Ritt-

meister es so gern thut, läßt sie sich alle kleine Minnedienste von ihm leisten, und wenn sie ihn zum Führer wählt, spricht sie es offen aus, daß sie ihm den Arm gibt, weil er doch am liebsten mit ihr gehe. Wie schön, wie hinreißend weiß er zu erzählen und möglichst oft die Rede direkt an sie zu richten, und stets hat er eine Blume oder eine andere kleine Ueberraschung für sie bereit, für welche sie gerade ihm mit dem innigen Blick ihrer blauen Augen danken muß. Bei alledem aber ist Anna so unbefangen und heiter, daß ich mir wohl denken kann, wie sie trotz der größeren Hinneigung ihres Herzens zu ihm doch nicht im entferntesten daran denkt, er könne ihr mehr sein als ein liebenswürdiger Freund, und auch nicht daran, daß er wärmere Wünsche in seinem Herzen trägt, was mir ganz unzweifelhaft ist."

„Kann sein, daß Sie recht haben," sagte Füger sinnend. „Aber sehen Sie, da bleiben sie stehen und warten offenbar auf uns."

Sie beeilten ihre Schritte, und als sie die Vorangegangenen einholten, erklärte Helmholz, seine Tochter wünsche noch die erquickende Abendkühle auf der Promenade zu genießen, ob es ihnen recht sei, hier rechts abzubiegen?

„So will ich mich für heute empfehlen," sagte Füger. „Ich muß noch ein paar Briefe schreiben."

„Auch mich ruft's nach Hause," versicherte der Novellist. „Gute Nacht denn und viel Vergnügen zur Mondscheinschwärmerei!"

Unter Scherz und Lachen trennte man sich, Füger und Herr vom Berge folgten dem Wege zu ihrem Hotel, während die anderen sich der Promenade zuwendeten. Hier nahmen sie auf einer Bank Platz — vor sich einen mit Blumenbeeten gezierten, im Mondschein schimmernden Rasenplatz und das stattliche Gebäude mit den Kur- und Spielsälen, deren Thüren halb offen standen und einen Lichtstrom hervorquellen ließen.

„Wollen wir dort einmal hineingehen?" fragte der Vater.

Aber Anna hob abwehrend die Hände in die Höhe. „Um Gotteswillen nicht, Vater! Ich möchte um keinen Preis jene unheimlichen Räume betreten."

„Und Sie haben recht, Fräulein!" flüsterte Reinhold, ihren Arm leise drückend. „Welchen Reiz kann es haben, den Menschen in seiner schlimmsten Erniedrigung zu erblicken. Auch ich mag niemals wieder einen solchen Anblick haben, den man dann wochenlang nicht wieder aus den Gedanken los wird."

„Nicht wahr," fragte Anna, „es wird im allgemeinen hier hoch gespielt?"

„Leider sehr hoch!" seufzte der Superintendent, „und schon mancher Badegast hat hier in schimmernder Equipage seinen Einzug gehalten, der nach dem Verlust aller Habe als Bettler zu schimpflicher Flucht gedrängt worden ist."

„Ja," eiferte August, „und es ist eine Schmach für Deutschland, daß die Aufhebung aller dieser Spielhöllen noch immer ein frommer Wunsch ist, der vielleicht niemals in Erfüllung gehen wird."

„Es gibt solch frommer Wünsche noch manche, und so lange wir Deutschen uns noch einiger dreißig Vaterländer erfreuen können — so lange . . ."

Die Worte des Superintendenten wurden von einem verwirrten, aus dem Spielsaal herüber dringenden Geschrei unterbrochen. Die Offiziere waren aufgesprungen, und als ein schwarzer Menschenknäuel aus der geöffneten Thür quoll, eilten sie schnellen Schrittes über die Rasenfläche, um zu erkunden, was geschehen sei.

Bebend lehnte Anna an der Brust des Vaters, als die Brüder wiederkehrten und die Veranlassung des Tumultes mitteilten. Die Bank hatte an diesem Abend mit dem größten Unglück gespielt und durch wiederholte Einzahlung bedeutender Summen verstärkt werden müssen. Die Verluste waren anfänglich vom Bankier mit gewohnter Ruhe getragen worden. Als ihre Größe jedoch von Stunde zu Stunde wuchs, hatte die Konsequenz des Unglücks seinen Gleichmut erschüttert und ein eigentümliches Verhältnis zu einem der Spieler ihn zuletzt um jede Haltung gebracht.

Ein Einziger nämlich stand als Unheil bringender Dämon der Bank gegenüber.

Es war ein junger, reicher, leider auch sittenloser Wüstling, ein Kurländer, dem die Karten wie mit Zaubers Gewalt günstig fielen. Sein Gewinn allein betrug schon die Hälfte der Bank, und dadurch, daß die übrigen Pointeurs sich nach ihm in der Wahl der zu besetzenden Karten richteten, drohte er der Bank den Todesstoß zu versetzen. Dabei spielte er mit dem gedankenlosesten Leichtsinn, mit grenzenlosem Uebermute.

Doch nicht genug, daß ein Goldhaufen nach dem anderen zu ihm hinwanderte, schien er es darauf angelegt zu haben, den Bankier durch Spott und Hohn um alle Fassung zu bringen. Ein witziger, ein beißender Einfall jagte den anderen, um mit der Schärfe des Dolches die Brust des Gegners zu treffen.

Baron Rieck, so hieß der Bankier, hatte vielleicht eine Züchtigung verdient. Sein Geiz, seine Härte waren bekannt. Spielern, die alles an ihn verloren, hatte er mehr wie einmal ein geringfügiges Darlehn zur Befriedigung dringenden Bedürfnisses verweigert, und die Art, mit der er, auch außer den Spielstunden, junge Leute zu plündern verstand, hatte längst den lebhaftesten Unwillen erregt. Es schien, als ob alles Unheil, welches Rieck im Bade angerichtet hatte, heute durch den jungen Kurländer gerächt werden sollte. Je mehr diesen jedoch das seltenste Glück begünstigte, mit um so größerer Unaufmerksamkeit spielte er. Mehr wie einmal hatten ihn seine Nachbarn oder die Croupiers auf offenbare Vergeßlichkeiten aufmerksam machen müssen. Plötzlich beschuldigte ihn der Bankier, dessen Geduld auf jede Weise erschöpft war, des falschen Spiels. Ob der junge Mann beim Uebertragen des Gewinnes von einer Karte zu der anderen wirklich aus Ermüdung oder Zerstreuung ein Versehen begangen, war nicht ermittelt worden, da die übereilte Beschuldigung des Bankiers sofort einen wahren Tumult erregte.

Der junge Kurländer, bleich und vor Wut zitternd, war über den Tisch gesprungen und würde den Gegner mit seinen Händen erwürgt haben, wenn man ihn nicht mit Gewalt zurückgehalten hätte. Das Spiel war unterbrochen, der Kurländer mit dem Bankier in heftigster Aufregung hinausgestürzt, und beide waren, von einigen Freunden gefolgt, in den nächsten Büschen verschwunden.

So hatten die Brüder erzählt, und man konnte dadurch sehen, daß sich die Bewegung im Saale noch nicht gelegt hatte und einzelne Gruppen in lebhaftem Gespräch im Freien auf und ab gingen. Auch unsere Freunde saßen, den Vorfall besprechend, noch auf ihrer Bank, als plötzlich vom nahe gelegenen Wäldchen her zwei rasch aufeinander folgende Schüsse gehört wurden. —

Das Unselige war geschehen.

Nicht die nächtliche Stunde, nicht der bewohnte Ort, noch die Weigerung der Sekundanten hatten den Rachedurst des Schwergekränkten auch nur bis morgen zu zügeln vermocht. Kaum eine Viertelstunde war vergangen, und schon hatten die Waffen entschieden.

Als man den Walplatz erreichte, lag der Jüngling mit zerschmetterter Brust, schön und still, auf dem tauigen, mondbeglänzten Rasen.

Der Bankier, die Sekundanten hatten sich geflüchtet, der herbeieilende Arzt zog die Kugel aus der durchschossenen Brust.

Eine Stunde später ruhte der früh Dahingeschiedene in der Kapelle. Zwei Kerzen brannten düster auf dem Altar. Zu den Füßen der Bahre stand schweigend ein alter Mann und schaute ernst in das Antlitz des Toten. Es war der Novellist.

Reinhold fand die Geliebte vor Schrecken bleich an der Seite des Vaters noch auf derselben Bank auf der Promenade, und hastig fragte sie: „Wie kam das Unglück? und so schnell?“ — Der Rittmeister erzählte. Als er geendet hatte, fiel eine Thräne auf seine Hand. Er versuchte die Tieferschütterte zu trösten.

Nach einem langen Schweigen fragte sie leise: „Herr von Bernstein, mußte der Tote ihn fordern?“

Der Rittmeister schwieg. Anna schauderte. „Wir wollen nach Hause gehen,“ sagte sie dann matt. Reinhold bot der Zitternden den Arm.

Im Gehen bat Helmholz: „Lassen Sie uns noch beisammen bleiben. Uns allen ist das Herz schwer, Reden eine Wohlthat."

Man trat in Helmholz's Wohnung; da sagte August, als er beim Scheine des Lichtes Annas tiefe Bewegung gewahrte: „Er starb früh, aber schön!"

„Schön?" erwiderte sie, das Haupt schüttelnd. „Doch er hat geendet," fuhr sie fort, „und meine Thränen fließen mehr dem Lebenden als dem Toten."

„Und mit Recht," stimmte der Vater bei; „ist das Leben doch nicht der Güter edelstes, um das früh entflohene in maßlosem Schmerze zu beklagen. Der Tote ist auf einem Pfade gewandelt, der zum Abgrunde führte, und wir wollen glauben, Gott habe seine Prüfungszeit auf Erden abgekürzt und den Irrenden mit der Buße seines Lebens dahin gerufen, wo der Born einer höheren Erkenntnis, eines ewigen Friedens fließt, während seinen unglückseligen Mörder Gewissensangst über die Erde jagt."

„Ich hörte heute abend," sagte Reinhold, „daß der Verstorbene ohne Eltern und Geschwister einsam in der Welt gestanden hat. Darin liegt ein Trost."

„O dieses unseligen Vorurteils!" rief Anna aus.

„Es hat mich vor Jahren des edelsten Freundes beraubt," sprach der Vater, „und ich selber habe ihm die Leichenrede gehalten. Doch nehmen wir Platz — ich lese Ihre stumme Frage in Ihren Blicken und will Ihnen den traurigen Vorfall erzählen. — Sie wissen, daß ich als Brigadeprediger den Feldzügen des Befreiungskrieges beigewohnt habe. Im Jahre 1815 kantonnierte unser Korps an der unteren Loire, und der Fluß, welcher jenen Landstrich durchschneidet, trennte zugleich scharf die Gesinnung der Bewohner. Jenseits des Flusses breitet sich die Vendee aus, die Heimat eines glühenden Royalismus, und die diesseitige Landschaft zeigte die lebhafteste Anhänglichkeit an den entthronten Kaiser. Die bedeutende Stadt Angers, nach diesseits gelegen, trug beide sich feindlich gegenüberstehende Elemente in ihrem Schoße, und weil sich Reibungen des Parteigeistes besorgen ließen, mußte mein General die Stadt mit zwei Regimentern besetzen und sein Quartier dahin verlegen. — Das Leben daselbst war ein höchst angenehmes in heiterer, anmutiger Geselligkeit. Der Hervorragendste in unserem Kreise und der allgemeine Liebling war der erste Adjutant des Generals. Mit einer Tapferkeit, die im wahren Sinne des Wortes unter Gefahren scherzte, verband der Hauptmann alle Vorzüge des Herzens. Ein Kamerad wie wenige, offen, herzlich, fröhlich, der erste am Feind, der letzte auf der Walstatt, nannten wir ihn den Ritter ohne Furcht und Tadel."

Der Superintendent hielt inne und fuhr erst nach längerem, wehmütigen Schweigen fort: „Wie reich geziert mit Vorzügen der verschiedensten Art unser teurer Freund, der Hauptmann, auch war, so trug auch er die Zeichen irdischer Unvollkommenheit und seine Mängel waren: ein jedes Maß überschreitender Franzosenhaß und ein überspannter Begriff von Ehre. Schwerlich werden Sie, meine Freunde, geneigt sein, mir, dem Geistlichen, hierüber ein kompetentes Urteil zuzutrauen, und der Begriff von Ehre hat sich allerdings im Kriegerstande anders ausgebildet als beim schlichten Bürger: ich habe jedoch zu lange mit Kriegern gelebt und meine teuersten Freunde im Offizierstande gefunden, um nicht auch da mit Milde zu richten, wo ich den militärischen Ansichten über den Ehrenpunkt den entschiedensten Widerspruch entgegensetzen muß."

„Aber," unterbrach ihn der Leutnant, „aber der Ehre soll doch jeder Mann leben, ja! er muß es! Dies fordert die eigene Achtung, und es versteht sich eigentlich von selbst."

„Richtig!" antwortete der Geistliche sanft. „Wäre der Begriff von Ehre nur nicht so schwankend, wären ihre Gesetze nur nicht so verschiedener Auslegung fähig. — Heute wird Leidenschaft die unberufene Auslegerin, morgen das befangene Vorurteil. Und weil der einfach natürliche Begriff von Ehre, wie ihn die alte Welt kannte, verworfen ist, und sich ein neuer, wunderlich unwahrer gebildet hat, so ist der Edelste in Gefahr, diesen Gesetzen eine zu weite Ausdehnung zu gestatten; so kann es geschehen,

daß ein überspanntes Gefühl noch da eine Ehrenkränkung ausfindig macht, wo gar keine vorhanden ist. Der Franzosenhaß meines Freundes war übrigens die Geburt jener traurigen Zeit, jener sieben Prüfungsjahre, in denen die Hand des Despoten so unerträglich schwer auf dem preußischen Volke lastete, daß bei Tausenden die Liebe zum Vaterland jenen Haß gebar, der sich auf alles Französische, auf Land, Volk, Sitte und selbst die Sprache erstreckte."

„Verzeihen Sie die Unterbrechung," schob der Rittmeister ein, „dieses Gefühl der Abneigung, des Hasses, wenn Sie wollen, hat wohl das ganze Volk geteilt, aber ich meine, nur bei wenigen hat der Haß die blutigen Kämpfe und das erhebende Gefühl des Sieges überdauert!"

„Allerdings! aber zu diesen wenigen gehörte der Hauptmann, und ganz unverkennbar wurzelte bei ihm dieser Haß einzig und allein in seinen überspannten Begriffen von Ehre. — Weil er das Mißgeschick des Vaterlandes *überschätzte*, weil er Preußen durch das Unglück des Jahres 1806 in *unheilbare* Schmach versunken und die preußische Kriegerehre dergestalt beschimpft wähnte, daß ihm jede Genugthuung, selbst der zweimalige Sieg über Frankreichs Uebermut, ungenügend erschien, darum lebte sein Haß gegen die ehemaligen Unterdrücker unversöhnt fort. — Doch hören Sie weiter.

In der Vendee verweilte zu jener Zeit der royalistische General Marquis d'Autichamp, der im Interesse seiner Regierung sehr oft mündlich und schriftlich mit unserem Generale zu verhandeln hatte. Eines Tages, als letzterer in zahlreicher Gesellschaft bei Tische saß, erschienen im Vorzimmer die beiden Adjutanten des Marquis d'Autichamp, um unserem General irgend eine Mitteilung zu machen. Der Bediente, statt, wie es sonst immer geschehen, dem jüngsten Adjutanten die Meldung zu machen, wendet sich an den zufällig der Thür zunächst sitzenden Hauptmann. Dieser erhebt sich und verläßt den Saal. Wenige Minuten später betritt ein preußischer Oberst zufällig das Vorzimmer und findet den Hauptmann im lebhaftesten Wortwechsel mit den Franzosen, welche sich tief beleidigt fühlten, weil der Hauptmann auf ihre Bitte, sie zu melden, erwidert habe: sein General sei bei Tafel, sie möchten *warten*, und sie so gleich Bedienten behandelt habe. Der Hauptmann weist jedoch den Vorwurf, daß er die den Offizieren schuldige Achtung habe vergessen können, als die größte Beleidigung zurück, er habe die Herren ersucht, in einiger Zeit wiederzukommen.

„Hier waltet ein Mißverständnis ob, meine Herren," sagte der Oberst. „Ich bin dessen gewiß, daß der Herr Hauptmann nicht im entferntesten eine Kränkung beabsichtigt hat."

„Wir glauben das selber," erwidern die Franzosen, „der Herr Kapitän darf nur gestehen, sich *versprochen* zu haben, und unser Streit ist zu Ende."

„Nun denn, mein Freund," sagt der würdige Oberst, „wie leicht ist in fremder Sprache ein Ausdruck verfehlt. Ein Wort von Ihnen und die Sache ist abgethan!"

„Herr Oberst," entgegnete der Hauptmann mit Lebhaftigkeit, „ich bin mir jeder Silbe bewußt, die ich gesagt. Aber an meinem Worte zweifeln, heißt meine *Ehre* beschimpfen, und bei dieser Ehre versichere ich, daß ich mich der behaupteten Beleidigung nicht schuldig gemacht habe. Und Sie, meine Herren, werden Sie es wagen, dem *Ehrenworte* eines preußischen Offiziers gegenüber noch auf Ihrer beleidigenden Behauptung zu bestehen?"

„Wahrlich," erwidern diese, „wir haben alles gethan, die Versöhnung möglich zu machen, doch Sie stellen die Sache auf die Spitze und haben Ihre Freude daran. Wohlan denn! auch wir sind Offiziere — *Ehrenwort dann gegen Ehrenwort*, Sie haben sich dennoch jener beleidigenden Aeußerung bedient."

„Es ist genug," sagte der Hauptmann mit großer Ruhe, — „das Weitere wird sich finden."

Eine Ausforderung auf Pistolen war die Folge und wurde von beiden französischen Offizieren angenommen.

Nachdem am andern Morgen der Hauptmann wie gewöhnlich beim General Vortrag gehalten hatte, erschien er in der Staatsuniform mit Schärpe und Orden geschmückt auf dem Kampfplatze. — Die Schritte waren abgezählt, man stand sich gegenüber.

Da ergriff der Hauptmann das Wort mit fester Stimme: „Ich habe Ihnen vor Beginn unseres Geschäftes einige Worte zu sagen. Es hat nur geringer Zeit bedurft, um mich erkennen zu lassen, daß mein gestriges Benehmen jeder Rechtfertigung entbehrt. Die Ehre gebietet mir, Ihnen dies Geständnis abzulegen. Was ich auch gesprochen zu haben meinte, nicht mir, sondern Ihren Versicherungen hätte ich glauben sollen. Aber meine Eigenliebe konnte es nicht ertragen, daß mein Wort in Zweifel gezogen ward, und weil ich darin eine Beleidigung fand, ließ ich mich zu der Vermessenheit hinreißen, Sie der Unwahrheit zu beschuldigen. Mein ganzes Leben hat der Ehre gehört, ich bin hier, mein Verschulden zu büßen. An Ihnen ist der Schuß!"

„Und er schoß wirklich?" unterbrach hier Reinhold den Erzähler, „er vermochte es nach so edelmütiger Selbstverleugnung?"

„Das traurigste Geschick sollte sich erfüllen, auch gegen den Willen dessen, der das unglückselige Werkzeug war. — Wie wir später erfuhren, hatte der französische Offizier niemals ein Pistol abgefeuert, und um zu fehlen, wendete er mit Absicht das Haupt, dann nachlässig das Pistol erhebend, drückte er los.

„Gut getroffen!" sagte unser Freund mit brechender Stimme. Die Hand fuhr nach der durchschossenen Brust, und entseelt lag er am Boden. Außer sich vor Schmerz griff sein unglücklicher Gegner nach dem zweiten Pistol, um sich die Kugel durchs Hirn zu jagen, und mit Gewalt mußte er abgehalten werden.

„Entsetzlich!" rief Anna, „und Gott ließ es geschehen?"

„Weshalb aber," fragte Reinhold, „weshalb erfolgte kein Einschreiten der Sekundanten? — Wie durften sie nach solcher Erklärung das Duell noch zulassen?"

„Leider," antwortete Helmholz, „waren die Franzosen ohne Sekundanten erschienen und entbehrten, da beide gefordert waren, des parteilosen Vermittlers. Ob aber des Hauptmanns Sekundant, durch die Erklärung desselben überrascht, das zu Ergreifende im Moment nicht erkannte, ob er Anstand nahm, die Gegner an etwas zu erinnern, was ihr eigenes Gefühl ihnen sagen mußte, — oder ob der verhängnisvolle Schuß zu rasch fiel? Darüber haben wir niemals Aufklärung empfangen, und ich kann nur berichten, daß der Sekundant ein ebenso trefflicher Mensch als ausgezeichneter Offizier war."

„So bleibt," fiel Reinhold ein, „die Schuld auf den französischen Offizieren haften. Die Ehre mußte ihnen sagen, daß hier nichts zu thun war, als das Pistol in die Luft zu feuern und den Gegner zu umarmen."

„Erinnern Sie sich," wandte der Superintendent ein, „daß er fehlen wollte. Jugend und Unerfahrenheit mögen es entschuldigen, wenn er für diesen löblichen Zweck einen so unsicheren Weg einschlug."

„Und wer verbürgt es, daß der Hauptmann diese ungewöhnliche Erklärung abgegeben?" fragte August.

„Sein ehrenwerter, tief erschütterter Sekundant," antwortete Helmholz, „und die eigene Erzählung der französischen Offiziere."

„So zolle ich ihm meine Bewunderung für eine Verleugnung," fuhr der Leutnant fort, „der ich unfähig gewesen wäre. — Vor der Herausforderung — ja! Auf dem Platze — niemals! Die Erklärung konnte eine zu ungünstige Auslegung erfahren. Ich bewundere ihn aber!"

„Und wird denn diese unselige Sitte ewig dauern?" fragte Anna bekümmert.

„Wir wollen hoffen, liebe Tochter, daß dies traurige Vorurteil dereinst seine Macht verlieren wird."

„Seltener geworden sind die Duelle in der Armee allerdings," versicherte der Rittmeister, „seit Einführung der Ehrengerichte, und seitdem nach dem Spruche der-

selben öfters rohe und niedrige Beleidiger als unwürdig aus dem Offizierstande ausgestoßen worden sind, und die Gekränkten auch ohne blutige Genugthuung mit ungefährdeter Ehre fortdienen. Unzählbare Zwistigkeiten, welche sonst unfehlbar zum Zweikampf geführt hätten, werden durch Verständigung oder Zurechtweisung beseitigt, auch sind die Veranlassungen weniger geworden, da das gefürchtete Ehrengericht die Zunge des Leidenschaftlichen fesselt, und größere Rücksicht im Umgange eingetreten ist."

„Mir scheint," rief der Leutnant aus, „das Duell in der menschlichen Gesellschaft, wie sie jetzt ist, ganz unentbehrlich. Schon in der Armee, zwischen dem Offizier und den Kameraden. Wie viel Fälle sind denkbar, in denen auch ein Ehrengericht das Duell für unumgänglich nötig erachten wird — und vollends überall da, wo die Beleidigung von einem Nichtmilitär ausgeht. Hier ist kein Offizierkorps, das den Schuldigen vor sein Gericht zieht, und dem Beleidigten bleibt nur die Herausforderung."

„Was thun Sie denn aber," fragte der Superintendent, „wenn ein Handwerker Sie beleidigt?"

„Keine Frage, ich strenge die Klage an."

„Und was werden Sie thun, wenn ein zum Duell geforderter Zivilist die Ausforderung ablehnt?"

„Dasselbe! ich klage, weil mir kein anderer Ausweg bleibt, und mache seinen Standesgenossen die Anzeige von seiner Weigerung, sich zu schlagen."

„So erlauben Sie mir, mein junger Freund, Sie einer doppelten Inkonsequenz zu beschuldigen, der ersten, indem Sie von zwei Beleidigern nur den einen zur blutigen Rechenschaft ziehen; der zweiten, indem Sie, wenn der Geforderte die persönliche Genugthuung verweigert, sich doch gezwungen sehen, sich mit der gesetzlichen zu begnügen. Ist aber zuletzt das Gesetz hinreichend, Ihre gekränkte Ehre wieder herzustellen, so war die Herausforderung zum Duell ein unnötiges, unrechtes und frevelhaftes Beginnen! Unrecht, weil es gegen das menschliche Gesetz — frevelhaft, weil es gegen das göttliche Gebot verstößt."

Der junge Offizier sprang auf und that einige Schritte auf und ab — mit augenscheinlich erzwungener Ruhe sagte er dann:

„Wie ich auch über das Recht oder Unrecht der Duelle in bezug auf das Sittengesetz denken mag — der öffentlichen Meinung kann ich, der einzelne, mich nicht in den Weg stellen. Und wenn das Höchste, für das wir glühen, König, Vaterland, die Tugend von frevelnder Hand angetastet wird, wenn wir die unserem Schutze anvertraute Tugend leiden sehen, dann ist es Zeit und recht, sich als Beschützer oder Rächer des Heiligen zu erheben, und wo das Gesetz nur eine unzureichende Sühne zu bieten hat, im Kampfe Leben um Leben einzusetzen."

„Ich ehre den edlen Beweggrund!" sprach der Superintendent, „doch haben Sie durchaus unrecht! — Wenn Sie sagten: Ich folge dem herrschenden Vorurteile, so könnte ich Sie wenigstens entschuldigen; aber niemals kann ich es gut heißen, wenn Sie das Recht zu haben wähnen, mit Verwerfung der gesetzlichen Genugthuung sich eine eigene im Blute des Gegners zu suchen. Ich frage Sie, den älteren, ob solche Ansichten, wie sie Ihr Bruder hegt, zu rechtfertigen sind?"

Der Rittmeister zögerte, einen Blick auf die mit Spannung dem Gespräche folgende Anna werfend, mit der Antwort. Endlich sprach er:

„Wir dürfen dem jugendlichen Enthusiasmus des Bruders wohl etwas zu gute halten; und allein vom Rechte kann beim Duell nicht die Rede sein. Ich muß zugeben, daß der Zweikampf allerdings eine Barbarei und ein Frevel ist. Aber noch hat das Vorurteil Bestand und übt eine Macht, der man nur mit dem Opfer seines Lebensglückes in den Weg zu treten vermöchte. Ich besitze nicht die Stärke erhabener Seelen, mir mit Verachtung der öffentlichen Meinung an der eigenen Achtung genügen zu lassen. Darum würde ich, obwohl ich das moralische Unrecht des Zweikampfes anerkenne,

dennoch niemals Anstand nehmen, meiner etwa gekränkten Ehre stets diejenige Genugthuung zu schaffen, die nach den Ansichten meiner Standesgenossen erforderlich wäre. Uebrigens wird nur äußerst selten ein solcher Fall eintreten können, weil in dem eigenen Benehmen die sicherste Abwehr der Duelle liegt. Darin muß ich aber dem Bruder beistimmen, daß es Verhältnisse gibt, wo kein Ehrenmann zögern darf, für seine oder fremde Ehre den Degen zu ziehen."

„Halten Sie mich für einen Ehrenmann?" fragte Helmholz im mildesten Tone, „und glauben Sie, daß irgend eine Macht der Erde mich bewegen könnte, die bewehrte Hand zu solchem Zwecke gegen meinen Mitmenschen zu erheben?"

„Verzeihung!" sagte der Rittmeister, „ich vergaß den geistlichen Stand auszunehmen."

„Nur den geistlichen, mein Freund? — Aber hier kommt der Arzt, der Advokat, der Rat, der Gelehrte, der Handelsherr und der Künstler, und einige sagen: Was? wir sollen uns als Männer schlagen, nachdem wir schon in der Jugend den Zweikampf verweigert haben? — und die anderen sprechen lachend: Wir haben als junge Burschen in Halle, in Heidelberg wohl einmal gepaukt, doch die Studententhorheit liegt hinter uns! Und es sind ehrenwerte Männer, die so sprechen, und die Welt sagt: Sie haben recht!"

„So nehme ich denn," entgegnete Reinhold, indem ein Anflug von Verlegenheit seine Züge beschattete, „das traurige Vorrecht, — oder soll ich Verpflichtung sagen? — nur für den Adel und Offizierstand in Anspruch."

„Nein, nein! mein Freund, unter den vorhin genannten Aerzten, Gelehrten, Künstlern und Beamten gibt es Adlige genug, und keiner denkt daran, eine Ausnahme zu machen, und keinem wird es verdacht. Aber wenn nur der Militärstand übrig bleibt, so ist das traurig genug, und dennoch bin ich mit Ihnen zufrieden. Dächten nur erst alle Offiziere wie Sie, lieber Reinhold, das unseligste aller Vorurteile würde seine unheilige Macht bald völlig eingebüßt haben."

„Sie verfahren gar zu streng mit uns armen Soldaten, mein würdiger Freund," sagte August, „und Sie thun, als ob keine Studenten in der Welt wären."

„Aber, August, gehören denn Raufereien hierher? Sind das Ehrenkämpfe? Ficht diese thatendurstige Jugend nicht nur, um ihren Mut zu beweisen?"

„Gleichviel," erwiderte der junge Offizier, „es ist doch ein Herkommen, das allen Verboten trotzt."

„Weil sich's durch Verbote nicht beseitigen läßt," unterbrach ihn Helmholz. „Die Heilung dieses Uebels muß von den Jünglingen selbst ausgehen. Man beweise ihnen nur Vertrauen, lasse sie selber Ehrengerichte halten und gebe diesen die Vollmacht der militärischen, und das Gespenst wird bald gebannt sein. Uebrigens höre ich mit Freuden, daß auch die Paukereien der Studenten viel seltener zu werden beginnen."

„Gott sei Dank!" sagte Anna. „Es ist nach allen Schrecken dieses Abends doch eine Art von Beruhigung, zu erfahren, daß diese fürchterlichen Duelle im Abnehmen sind. Von dem wilden Herrn Leutnant habe ich freilich nichts anderes erwartet, aber Ihnen, Herr Rittmeister, bin ich böse und kann des Vaters Zufriedenheit nicht teilen. Und hätte er nicht bloß zum Verstande geredet, oder wäre mir nur gestattet gewesen, auszusprechen, was sich vom Herzen zur Lippe drängte, ich hätte euch beide besiegt."

„Nur zu wahrscheinlich, schöne Freundin!" sagte der Rittmeister, sich zum Aufbruch erhebend, an den die Mitternacht erinnerte.

Der erste, welchem der Rittmeister am anderen Morgen begegnete, war der Novellist, der sogleich anhob:

„Was sagen Sie zu der gestrigen Geschichte? — O über die wundervolle, ihrer Bildung sich rühmende Zeit, mit ihren Duellen, die durch halbe Maßregeln erst recht in Flor kommen. Ich sollte der Monarch sein, mein Herr Rittmeister! Die unbeschränkteste Duellfreiheit würde ich gewähren, unter der einzigen Bedingung, daß so lange gehauen und geschossen würde, bis einer mausetot daläge. Wie lange glauben Sie, daß der Unsinn dauern würde? — Auf diese Art kurierte Gustav Adolf seiner Zeit die duellustigen Narren. Aber wissen Sie, daß Rieck zurück ist, sein Geld zu holen? Muß mir der Kerl in der Dämmerung begegnen mitten auf dem schmalen Stege. Er sah gräßlich aus. Hu! und wie wenig ich mich auch fürchte, habe ich mich doch möglichst zur Seite gedrückt. Aber was halten Sie vom Wetter? — Ich prophezeie Regen. Wie ist's, lassen wir uns das Essen holen, wenn es regnet? — Apropos! Auf der Post ist ein Brief für Sie. Doch Adieu! ich habe noch einen Becher zu trinken."

Reinhold beeilte sich den Brief zu holen. Er war von der Schwester Natalie. — Die Geschwister, früh verwaist, waren von einer Tante erzogen worden, nach deren vor einigen Jahren erfolgtem Ableben die Schwester in dem Hause eines den Kindern ganz unbekannten Vatersbruders in Ostpreußen auf seinen Wunsch eine Zuflucht gefunden hatte. Natalie schilderte den Oheim, einen vermögenden Gutsbesitzer, als einen herzensguten, nur etwas wunderlichen Mann. Ihr heutiges Schreiben, das ihn schon in seiner Garnison gesucht hatte, war zu Reinholds Verwunderung aus Frankfurt a. M. datiert. Sie meldete: der Oheim habe sie, nach dem rasch abgeschlossenen Verkaufe seines Gutes, zu einer Verwandten nach Frankfurt gebracht, woselbst sie verweilen solle, während er eine Reise nach England mache. Nach seiner Rückkehr werde der Onkel sie abholen und nach M..., seinem neuerwählten Wohnort, bringen. Natalie, erfreut, den Brüdern künftig um hundert Meilen näher zu sein, und von Sehnsucht nach ihnen erfüllt, beschwor dieselben, einen Abstecher nach Frankfurt zu machen, wohin es von ihrer rheinischen Garnison ja so nahe sei.

Das Nächste, was sich nach Lesung des Briefes vor Reinholds Seele stellte, war die Notwendigkeit sofortiger Abreise. Wie schwer sie ihm auch wurde, vergönnte der ablaufende Urlaub doch keinen Aufschub, wenn für die Schwester noch einige Tage gewonnen werden sollten. Tröstlich erschien dabei, daß des Oheims künftiger Wohnort nur wenige Stunden von dem des Superintendenten entfernt war. Es galt nun, Anna und Natalie bekannt zu machen, um durch die Schwester mit der Geliebten en Verbindung zu bleiben. Von diesem Gedanken erheitert eilte er nach Hause, wo ir Helmholz mit Anna, August und dem Novellisten in der vor der Thüre befindlichen Laube fand.

Anna sah ungewöhnlich bleich aus, in den Augen lag etwas Träumerisches, Ueberwachtes, und das Lächeln, mit dem sie den Ankommenden begrüßte, war nicht ganz heiter, doch schien es zu sagen: der gestrige Abend war ein trostloser, aber wir haben ihn gemeinsam getragen, und jetzt bei deiner Erscheinung ist der Schmerz überwunden!

Mit herzlicher Freude hörte sie Nataliens Brief, den Reinhold vorlas. Als er aber der nahen Abreise gedachte, sprach sie traurig:

„Das kommt unerwartet; wir werden recht verlassen sein, lieber Vater!"

„Aber einer heiteren Erinnerung leben," tröstete Helmholz.

„Und wir der Hoffnung eines glücklichen Wiedersehens," fügte Reinhold hinzu. „Denn natürlich werden wir, um uns der wiedergewonnenen Schwester recht zu erfreuen und des Onkels Bekanntschaft zu machen, nicht versäumen, recht bald nach M. zu kommen, und bei unserer Ankunft dort werden wir Natalien im Besitze der liebenswürdigsten Freundin finden."

„Und wie heißt denn dieser wunderliche herzensgute Onkel?“ fragte der Novellist mit spöttischem Lächeln.

„Ich sagte schon,“ erwiderte der Rittmeister, „er ist ein Bruder unseres verstorbenen Vaters, also auch ein Bernstein.“

„Ach ja! Und gegenwärtig ist er in England?“

„So schreibt Natalie.“

„Sie kennen ihn wohl nicht?“

„Nein! Als Kinder haben wir ihn nie gesehen, und seitdem wir in der Armee sind, weder Gelegenheit noch direkte Veranlassung gehabt, ihn aufzusuchen.“

„Ein interessantes Verhältnis,“ schloß der Novellist gleichmütig. „Was könnte das für eine hübsche Verwickelung geben, wenn Sie, ohne den Herrn zu kennen, mit ihm zusammenträfen und etwa in Streit gerieten oder so. — Nun, ich empfehle mich und wünsche glückliche Heimkehr. Ich muß noch einen Gang machen. Sehe Sie aber wohl noch vor Ihrer Abreise.“

Die Hoffnung des Rittmeisters auf eine ungestörte Minute mit der Geliebten erfüllte sich erst gegen Abend. Den ganzen Tag über waren Besuche und die lästig beobachtenden Blicke des Novellisten diesem Wunsche in den Weg getreten. Nachmittags schrieb Helmholz einen Brief, den die Brüder einem in ihrer Garnison lebenden Freunde des Superintendenten mitnehmen sollten, da bat Reinhold die Geliebte um einen letzten Spaziergang. Sie schlugen den Weg in die Berge ein, um auf der Stelle, wo sie sich zuerst getroffen hatten, den letzten Sonnenuntergang gemeinsam zu genießen.

Im Gehen bat Anna ihn um eine Schilderung der Schwester. „Ich muß sie mir immer hoch und schlank denken,“ sagte sie, „mit dunkeln Haaren und gebietenden Blickes, wie eine Fürstin.“

„Das Aeußere trifft zu,“ erwiderte lächelnd der Rittmeister. „Sie ist edel und gut, klar und besonnen, und ein etwas bestimmter Wille steht ihr nicht übel, besonders da ich zugleich ihre Milde rühmen darf und ihr herzliches Entgegenkommen, wo sie sich geliebt weiß.“

„O wie herrlich!“ rief Anna fröhlich aus, „ich hatte ihren Stolz gefürchtet.“

„Bin ich stolz?“ fragte Reinhold. „Man sagt, Natalie gliche mir etwas in der äußeren Erscheinung und sehr im Charakter.“

„Stolz?“ wiederholte Anna sinnend, „ich dächte, ja! Doch nur wie Männer sein müssen. Mein Vater ist auch stolz, Ihr Bruder nicht minder, und nicht wahr? fast ein wenig zu viel. Doch ist er sehr gut,“ setzte sie begütigend hinzu, „fast so gut wie Sie. O sagen Sie Ihrer Natalie, wie sehr ich mich auf ihre Bekanntschaft freue. Und wenn sie von der unbedeutenden Freundin nur Liebe verlangt, so gehört ihr mein Herz schon jetzt.“

Unter so unschuldigen Plaudereien hatten sie die Anhöhe erreicht. Die Sonne war untergegangen, schon lag Dämmerung über dem Thale, nur die Berggipfel glühten noch. Ein milder Abendschein erhellte die Höhe, auf der sie standen, und warf seinen Rosenglanz in die heiteren, friedlichen Züge des lieblichen Mädchens.

Reinhold hatte mit dem Entschlusse, ihr sein Gefühl zu verschweigen, den Spaziergang angetreten; doch der entzückende Abend, der nahe Abschied, ihr Gespräch, die Nähe des lieben holdseligen Wesens erfüllten ihn mit Sehnsucht und Hoffnung, und schon schwebte das Geheimnis auf seinen Lippen, als Anna plötzlich mit dem fragenden Ausrufe: „Ein Stern?“ auf den Gipfel eines seitwärts gelegenen Hügels zeigte. „Doch nein,“ verbesserte sie sich, „ein Stern konnte es nicht sein.“

Reinholds schärferes Auge erkannte den beschwerlichen Novellisten, der unter dem Schutze einiger Tannen unverwandt die Gruppe durch sein glänzendes Fernrohr betrachtete.

„Der Alte ist's,“ sagte der Rittmeister unmutig, „er hat sein Glas auf uns gerichtet.“

„Sieh' den Böſewicht, uns zu belauſchen!“ rief Anna in einem komiſchen Trotze aus, der ihr ganz allerliebſt ſtand. Doch bald errötend ſagte ſie, dem Begleiter den Arm reichend: „Wir wollen gehen.“

Ihre Gedanken blieben beim Novelliſten, über deſſen Seltſamkeiten ſie ſich mit Laune äußerte. Im Herabſteigen traf man bald auf Bekannte, der Zug vergrößerte ſich, die zeugenloſe Minute kehrte nicht wieder. Als ſie die Wohnung erreichten, hielt der Reiſewagen ſchon vor der Thüre. Reinhold umarmte den Superintendenten und fragte, Annas Hand ergreifend, leiſe:

„Darf ich Ihnen ſchreiben?“

„Gewiß!“ ſagte ſie mit einem innigen Blick, indem ihr der Abſchied eine Thräne ins Auge trieb.

Eine heitere Seligkeit im Herzen ſprang Reinhold zum Bruder in den Wagen, die Pferde zogen an, und als den Abreiſenden ein Lebewohl von teuren Lippen nachtönte, vernahmen ſie noch im Vorüberfliegen den Zuruf eines Bekannten:

„Soeben ſucht die Polizei den Novelliſten; er ſoll falſche Päſſe führen!“

(Schluß folgt.)

Stadtleben und Erziehung.

Von

Dr. Friedrich Schäfer, Direktor in Altona.

Zu den eigentümlichen Erscheinungen unserer neuesten geschichtlichen Entwickelung gehört die starke Verschiebung der ländlichen und städtischen Bevölkerung. Während bis zur Mitte der sechziger Jahre unsere deutschen Städte sehr langsam wuchsen, ja hier und da unter der Ungunst besonderer Verhältnisse ein Rückschritt eintrat, ist in den letzten zwanzig Jahren ein rasches Wachstum der Städte zu beobachten. Vor vierzig Jahren hatte Deutschland drei Städte mit mehr als hunderttausend Einwohnern, Berlin, Hamburg und Breslau. Zwanzig Jahre später waren zwei neue hinzu gekommen, München und Dresden. 1875 zählte Deutschland dreizehn, heute einundzwanzig Städte von mehr als hunderttausend Einwohnern. Eine ähnliche Zunahme zeigt sich auch bei der Zahl der Städte mit fünfzig bis hunderttausend Einwohnern.

Dieses Anwachsen unserer Städte hat nun auch vielfache Veränderungen unserer gesamten Lebensverhältnisse herbeigeführt. Ob immer in guter und wünschenswerter Weise, das wird gerade in christlichen und konservativen Kreisen vielfach bezweifelt. Ich persönlich fühle mich durchaus nicht berufen, auf diese Frage eine Antwort zu geben, denn es geht mir damit wie mit der Frage, ob die jetzige Zeit schlechter oder besser ist als die frühere. Wir würden wahrscheinlich seltsame Gesichter machen, wenn wir, wie jener Rat in Andersens Märchen, plötzlich in die gute alte Zeit zurückversetzt würden. Mancher Zopf, der im Dämmerlicht der Vergangenheit mit einem poetischen Schimmer umgeben ist, würde uns sehr unbequem im eigenen Nacken hängen. Bekanntlich ist es auch den Forschern bis jetzt nicht gelungen, die in religiösem und sittlichem Betracht gute alte Zeit zu finden.

Was aber von der Zeit gesagt ist, das muß auch vom Raume gesagt werden. Die Frage in allgemein gültiger Weise zu beantworten, ob Stadt- oder Landleben besser sei, scheint unmöglich; ja es erscheint auch sehr überflüssig.

Dagegen ist es gewiß nicht unwichtig, die Veränderungen unseres Lebens zu beobachten, die durch das Wachstum unserer Städte veranlaßt sind, um die Frage zu beantworten, welche besonderen Aufgaben uns dadurch erwachsen.

Doch soll nur ein engbegrenzter Ausschnitt dieses großen Kreises von Fragen untersucht werden, indem wir die besonderen Wirkungen beobachten, welche das Stadtleben auf die Jugend der gebildeten Stände ausübt. Es wird dabei auch nicht unterlassen werden können, einige Winke zu geben über das Verhalten des Erziehers gegenüber den teils schädlichen, teils nützlichen Einflüssen des Stadtlebens.

„Wunderseliger Mann, welcher der Stadt entfloh!
Engel segneten ihn, als er geboren ward,
Streuten Blumen des Himmels
Auf die Wiege des Knaben aus."

So schließt ein bekanntes Gedicht Höltys, das in unseren Tagen vielleicht lebhafter nachempfunden wird, als in den Tagen seiner Entstehung. Bei jedem Volke erwacht, wenn ein gewisser Höhepunkt seiner Entwickelung erreicht ist, eine fast leidenschaftliche Liebe zur Natur. Die Dichter der römischen Kaiserzeit schwärmen in derselben begeisterten Weise für das Landleben, wie nur irgend ein Mensch unserer Zeit es könnte. Bei uns Deutschen ist der Sinn für die Natur erschlossen etwa seit Klopstock. Mehr und mehr ist diese Freude an der schönen Gotteswelt in breitere Schichten unseres Volkes eingedrungen und in jedem Sommer sehen wir jetzt die Scharen der Wanderer sich gleich Heuschreckenschwärmen über die landschaftlich begünstigteren Teile unseres Vaterlandes ergießen. Wem es seine Mittel oder die Familienverhältnisse nicht erlauben, seine Ruhezeit auf fröhlicher Wanderschaft zu verbringen, der sucht ein möglichst weltabgelegenes Plätzchen, wo er frei in Wald und Feld umherschweifen kann, wo seine Kinder unverfälschte Milch bekommen und auf einer nie von Gärtners Hand glattgewalzten Wiese Blumen pflücken dürfen.

Freilich sind diese Freuden selten ganz ungetrübt. Es kommen Regentage, an denen man die ländliche Wohnung mit ihrem dürftigen Mobiliar sehr unbequem findet; ein Kind wird krank und entbehrt schmerzlich die Nähe des Arztes; die Kinder bringen ein rohes Wort mit, das sie von der Dorfjugend aufgelesen haben, und häufig sind infolge solcher Schwierigkeiten alle Beteiligten froh, wenn sie wieder in den gewohnten Räumen des städtischen Heims sind. Bekanntlich hat sich der litterarische Humor schon vielfach des dankbaren Stoffes bemächtigt. Und doch wäre es eine Uebertreibung, wenn man die Freude am Landleben nur eine Modesache nennen wollte; in den weitaus meisten Fällen ist es ein wichtiges, ja unentbehrliches Linderungsmittel gewisser Uebelstände unseres städtischen Lebens.

Nur zweierlei mag zum Beweise dieser Behauptung flüchtig berührt werden.

Die Ferienkolonien, welche in den letzten Jahren Tausenden von armen Kindern einen Landaufenthalt ermöglichen, haben den glänzenden Beweis geliefert, welchen großartigen Einfluß auch ein beschränkter Landaufenthalt auf die leibliche Entwickelung des Kindes hat. Nicht minder groß ist auch der Einfluß auf den Geist der Kinder. Welch eine Fülle von Anschauungen wird dem Kinde eröffnet, wenn es das Korn hat reifen sehen, wenn es der Ernte beigewohnt und das Dreschen und Mahlen des Getreides beobachtet hat; wenn es die Tiere, die es bisher nur im Bilderbuch oder Schulbuch gekannt hat, nun draußen sieht, das Häslein, das Wiesel, den Schmetterling, das Fischlein im Bach und wohl gar ein scheues Reh im Walde. Freilich sehen das nur die glücklichen Kinder, die nicht in elegantester Modetoilette an eine unglückliche Bonne gekettet auf der Konzertterrasse eines modischen Badeortes paradieren müssen. Eine gewisse Freiheit und Ungebundenheit muß das Kind haben, wenn ihm der Landaufenthalt etwas nützen soll.

Also schon aus den beiden hier berührten Gründen empfiehlt es sich, daß jeder, der es irgend kann, sich und seinen Kindern jeden Sommer auf einige Wochen die Wohlthat eines Landaufenthaltes verschafft. Doch das ist im günstigen Falle ein Monat und die elf anderen des Jahres verbringen wir in der Stadt; welchen Einfluß haben nun diese auf die körperliche Entwickelung unserer Kinder?

Der Arzt wird wahrscheinlich antworten: der Aufenthalt auf dem Lande ist jedenfalls gesünder; aber der in der Stadt braucht deshalb noch nicht gefährlich zu sein. Mit dem Wachstum unserer Städte haben wir auch gelernt, uns gegen ihre schädlichen Einflüsse zu schützen. Wir besitzen jetzt eine ganze Wissenschaft der Schulhygiene, die, so gering ihre Bedeutung für Dorf und Landstadt sein mag, für unsere Großstädte

von höchster Bedeutung ist. Wenn die Schule sich der Pflichten gegen die ihr anvertraute Jugend auch vollbewußt und sie zu erfüllen eifrig bemüht ist, so bleibt doch dem Elternhause noch das meiste zu thun übrig.

Die Familie muß ihrerseits namentlich zwei Punkte im Auge behalten, sie muß für gute Luft und genügende Bewegung sorgen, zwei Dinge, die das Landkind auf der Straße findet. Wäre ich Arzt, so würde ich den ersten Punkt etwas eingehender behandeln; als Pädagog jedoch begnüge ich mich mit einer Warnung vor der immer noch vielverbreiteten Erkältungsfurcht, die, glaube ich, mehr Menschen krank macht, als die Erkältung selbst.

Ueber den zweiten Punkt darf ich mir wohl ein selbständiges Urteil erlauben. Wir können in den Großstädten leider unseren Kindern das freie Umherlaufen in den Straßen nicht gestatten, ja wir müssen es sogar möglichst einschränken. Da aber die Kinder unbedingt Bewegung haben müssen, so müssen allerlei künstliche Veranstaltungen eintreten.

Die nächstliegende ist der Turnunterricht, von dem sich kein Kind ohne die zwingendsten körperlichen Gründe ausschließen sollte. Es ist auch ein vollkommen unbegründetes oder durch Unkenntnis der Sache veranlaßtes Vorurteil, zu glauben, daß das Turnen für Mädchen unpassend sei. Es gehört dazu nur, wie übrigens zu allem Mädchenunterricht, ein gewisses Maß von Takt. Ist dieser Takt vorhanden, so ist der Turnunterricht nicht nur nicht unpassend, sondern im Gegenteil durchaus geeignet, das Schicklichkeitsgefühl zu erhöhen, eine edle, echt weibliche Haltung und eine Stärkung des ganzen Körpers zu erzielen.

Im engen Zusammenhang mit dem Turnunterricht steht die Einrichtung von Spielplätzen. In meinem jetzigen Wohnort, wo die Verhältnisse für die freie Bewegung der Kinder besonders ungünstig liegen, ist in unmittelbarer Nähe der Stadt ein größerer Platz hergerichtet, wo die Knaben unter Leitung und Aufsicht von Lehrern an bestimmten Nachmittagen mancherlei Ball- und Laufspiele betreiben. Daß eine solche Einrichtung nicht, wie mir vor kurzem vorgehalten wurde, ein Produkt schulmeisterlicher Pedanterie ist, die alles, selbst das Spiel, lehren wolle, sondern eine wirkliche Notwendigkeit, das ergibt sich leicht aus der Thatsache, daß die Spiele, deren sich die Väter noch wohl erinnern, der jetzigen Generation unbekannt sind. Sogar die alten Kinderverschen, die beim Abzählen im Spiel gebraucht werden, sind vergessen.

Bei zwei anderen Arten der Bewegung machen wir dagegen die Erfahrung, daß sie den Stadtkindern leichter zugänglich sind, als den Landkindern: das Schwimmen und das Schlittschuhlaufen. Auf dem Lande ist die Herstellung eines guten und sicheren Badeplatzes meist mit zu großen Geldopfern verknüpft, die sich nicht genügend verzinsen. In jeder größeren Stadt dagegen finden sich nicht nur Badeanstalten im Freien für die Sommerzeit, sondern auch im Winter bieten die geschlossenen Schwimmbassins vortreffliche Gelegenheit, sich den köstlichen Genuß des Schwimmens zu verschaffen. Das Baden ist aber nicht nur ein Genuß, sondern auch ein höchst wertvolles Mittel gegen Nervosität. Deshalb muß es auch den Mädchen dringend empfohlen werden. Das gleiche gilt von der sehr gesunden und zugleich anmutigen Bewegung des Schlittschuhlaufens, das durch die künstlich angelegten Eisbahnen unserer Städte zu einem durchaus gefahrlosen Vergnügen wird. Schöner ist zwar das stundenweite Laufen auf Fluß und See, aber leider nicht ganz gefahrlos.

Auch der Spaziergang und zuweilen ein Ausflug sollen nicht fehlen. Wenn es die örtlichen Verhältnisse erlauben, ist es für die Kinder stets ein größerer Genuß in Wald und Feld nmherzustreifen, als in den zierlichen Wegen unserer großstädtischen Anlagen. Das Gänseblümchen, das ein Kind selbst pflücken darf, ist ihm immer zehnmal interessanter, als das kostbarste Teppichbeet, das es nur anstaunen darf.

Wenn wir durch die hier erwähnten künstlichen Veranstaltungen unseren Stadtkindern das bieten, was das Landkind unmittelbar aus der Hand der Natur schöpft,

so wird auch die körperliche Entwickelung unserer Kinder nicht hinter der jener zurückbleiben.

Ein weiterer Punkt muß noch erwähnt werden, der jedoch schon auf der schwer unterscheidbaren Grenze der körperlichen und geistigen liegt, die Einwirkung des Stadtlebens auf das Nervensystem.

Es ist eine leider unbestreitbare Thatsache, daß viele Stadtkinder nervös sind. Die Aerzte sind vielfach geneigt, diese Nervosität auf eine durch die Schule verschuldete Ueberanstrengung zurückzuführen. Die Lehrer der höheren Schule nun wehren sich gegen diesen Vorwurf mit der Antwort, früher hätten die Knaben noch mehr arbeiten müssen und seien doch gesund geblieben. Die ganze Ueberbürdungsfrage komme daher, daß viele ungenügend beanlagte Kinder um gewisser Vorteile willen die höheren Schulen aufsuchten. Beide haben in beschränktem Sinne recht, ihre Behauptungen gelten jedoch nur von einem Teile unserer Kinder. Gewiß kommt bisweilen Ueberbürdung vor, gewiß besucht manches Kind eine höhere Schule, für die es seiner Begabung nach nicht paßt, aber ebenso gewiß ist es, daß viele Kinder nervös sind, ohne daß einer der gerügten Fehler vorliegt. Bei diesen letzteren schreibe ich die Schuld an der Nervosität der Kinder den großstädtischen Lebensverhältnissen zu.

Unser ganzes Leben, zunächst das der Erwachsenen, hat in den letzten Jahrzehnten etwas Unruhiges und Rastloses bekommen. Die Anforderungen, die Amt und Beruf an den einzelnen stellen, haben sich in der bedenklichsten Weise gesteigert. Es ist ja wahr, der menschliche Geist verträgt eine gewaltige Arbeitslast, wie wir an manchem Gelehrten sehen, verlangt aber zum Ausgleich eine gewisse pedantische Einförmigkeit des ganzen übrigen Lebens. Kommt jedoch zu angestrengtester Berufsthätigkeit eine gewisse Unruhe des übrigen Lebens, so erträgt das Nervensystem dieselbe nur für eine beschränkte, manchmal sehr verkürzte Zeit. Unser Großstadtleben ist nun vielfach ein sehr unruhvolles. Zu dem eigentlichen Lebensberuf werden tüchtigen Männern Ehrenämter aller Art in Kirche, Staat, Gemeinde und Vereinen aufgebürdet, gesellige Verpflichtungen kommen hinzu und verkürzen die Ruhezeit oft mehr, als dem Körper zuträglich ist, und es ist dann kein Wunder, wenn schon nach kurzer Zeit die Reaktion eintritt in einer hochgradigen Nervosität. Dasselbe aber, was wir bei uns Erwachsenen so oft beobachten, liegt auch bei den Kindern vor. Es ist eine irrige Annahme, zu glauben, daß die Kinder stärkere Nerven hätten als wir. Wenn Kinder den größten Lärm als den Höhepunkt alles Vergnügens ansehen, so kommt dies nur daher, daß ihre Nerven noch nicht in dem Grade geschwächt sind, wie die des Erwachsenen, dem jede ins Schloß fallende Thüre Entsetzen einflößt.

Das Nervensystem der Kinder ist in Wirklichkeit leichter zerstörbar als das des Erwachsenen, und die ärztliche Erfahrung lehrt, daß die Zahl der nervenleidenden Kinder in der Stadt ungleich höher ist als auf dem Lande. Welch eine Aussicht eröffnet sich aber erst, wenn wir noch weiter erfahren, daß die Anlage zur Nervosität sich häufig vererbt. In einem medizinischen Werke fand ich Nervosität in dieser Beziehung auf eine Linie gestellt mit Schwindsucht. Es erwächst somit Eltern und Erziehern die ernsteste Pflicht, ihrerseits alles zu thun, um diesen Gefahren entgegen zu wirken.

Nun können wir ja manche derselben nicht aus der Welt bringen, z. B. den großstädtischen Lärm der Straßen, aber manches hängt doch von uns ab. Damit sind wir jedoch schon zu der Frage gelangt, die wir hier gleich mit hereinziehen müssen, welchen Einfluß das Stadtleben auf den Geist unsrer Kinder überhaupt ausübt.

Wenn die Bewohner des platten Landes, ich meine immer die gebildeten, uns Städter um unseren Wohnort beneiden, so ist einer der Hauptgründe der, daß die Stadt mehr Gelegenheit bietet zur Ausbildung der Kinder in allem dem, was für das Leben wichtig oder wünschenswert ist. Man denkt an den Unterricht in Wissenschaften

und Künsten. Diese Gedanken sind durchaus berechtigt; die Großstadt bietet in dieser Beziehung große Vorteile, die nicht verkannt werden dürfen.

Damit ist aber auch zugleich die Gefahr einer Ueberfütterung der kleinen Geister verbunden. Man braucht nicht gleich an den Unverstand mancher Eltern zu denken, die ihrem armen Kinde alle Wissenschaften und Künste auf einmal beibringen wollen, sondern nur hinzuweisen auf den übermächtigen Reichtum an neuen Eindrücken aller Art, die sich dem Kinde aufdrängen. Welch eine Fülle von stetig wechselnden Dingen sieht ein Kind allein auf seinem täglichen Schulweg. Die Menge der verschiedenen Fuhrwerke, der Reichtum in den Schaufenstern der Kaufleute, das Gewühl der Menschen, das alles läßt Eindrücke in dem Geiste des Kindes zurück; freilich sind es nur flüchtige, sich gegenseitig rasch ablösende, darum aber auch die Sinne abstumpfende. Ludwig Richter erzählt in seiner Selbstbiographie von seinem täglichen Schulwege: „Eine zweite, weniger auf- als anregende Haltestation wurde auf der Schloßgasse gemacht vor Herrn Peter Rößlers Kunstladen, an welchem ein buntgemalter, sächsischer Dragoner und einige alte Kupferstiche das kunstliebende Publikum anlocken sollten. Wie still und öde war die breite Schloßgasse; nichts von all den glänzenden Schaustellungen zu sehen, die jetzt den Blicken sich aufdrängen. Aber das Wenige und an sich Geringe zog um so mehr das Auge auf sich und prägte sich tief ein, während jetzt das Viele und Vielerlei, zur stumpfen Gewohnheit geworden, kaum im stande ist, die zerstreuten und übersättigten Sinne auch nur für einen Augenblick flüchtig zu reizen. Kurz und gut, Peter Rößlers rotrockiger Dragoner that seine Wirkung."

Ja, es ist wahr, das Kind der heutigen Stadt geht an tausend Dingen vorüber, ohne sie recht zu sehen. Sein Geist ist so mit Eindrücken überfüllt, daß keiner fest haften kann.

Nun das Kehrbild. Man beobachte einmal bei einem geistig frischen Knaben, wie tief und nachhaltig die Eindrücke sind, wenn er in Jahren einmal eine größere Stadt betritt.

Es sind jetzt mehr als 25 Jahre her, daß mein Vater mich mit mehreren Geschwistern auf einige Tage zu der damals noch großartigen Frankfurter Messe mitnahm und uns hier eine ganze Reihe für unser Alter passender Merkwürdigkeiten zeigte. Wir sahen unter anderen ein gewiß sehr bescheidenes Wachsfigurenkabinett, dessen Einzelheiten mir noch heute lebendig vor der Seele stehen. Noch höre ich die Stimme des Erklärers, der uns mit großem Pathos einen sehr unhistorischen Besuch vorführte, den der Herzog von Reichstatt am Grabe Napoleons auf St. Helena gemacht haben sollte. Wir sahen damals den Kaisersaal im Römer mit seinen Kaiserbildnissen, gewiß eine der besten Geschichtsstunden, die ich in meinem Leben gehabt habe.

Diese und noch manche andere Eindrücke, die ich anführen könnte, waren so bedeutend, weil sie Zeit hatten festzuwurzeln.

Doch kehren wir zu den Stadtkindern zurück, von denen wir sagten, daß ihre Sinne häufig abgestumpft würden durch die Menge des Gesehenen. Bei manchen Kindern ist die Wirkung aber auch eine entgegengesetzte, nämlich eine Ueberreizung des Nervensystems. Sie äußert sich darin, daß das Kind durch jeden äußeren Eindruck gefesselt und dadurch unfähig wird, seinen Geist auf bestimmte Arbeiten zu konzentrieren. Es sind das meist Kinder mit guten Anlagen, die aber an einer fast unüberwindlichen Zerstreutheit leiden. Die Erziehung und besonders der Unterricht solcher Kinder hat mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen. Bald fehlt es hier, bald da, und das meist dagegen gewählte Heilmittel ist ein ziemlich verfehltes; ich meine die Privatstunden. Diese letzteren können nur helfen, wenn durch irgend welche äußere Umstände, z. B. Krankheit, in irgend einem Lehrgegenstand eine Lücke entstanden ist, die ausgefüllt werden muß. Gegen die nervöse Zerstreutheit aber helfen andere Mittel.

In den größeren Städten reißt mehr und mehr die Unsitte ein, daß die Kinder ihre häuslichen Arbeiten unter steter Aufsicht machen. Ich nenne es nicht Unsitte,

Digitized by Google

wenn die Eltern ein Auge darauf haben, daß die Aufgaben zu rechter Zeit und sorgfältig gemacht werden, sondern wenn neben die Mädchen „das Fräulein“ und neben die Jungen irgend ein Primaner gesetzt werden, die das schon vom Lehrer zierlichst zurechtgeschnittene Kleinfutter wissenschaftlicher Kenntnisse noch kleiner und mundgerechter schneiden, damit es möglichst mühelos verschluckt werden kann. Auf solchem Wege wird vielleicht die Versetzung schließlich erzwungen, aber von einem wirklichen Wachstume der geistigen Kräfte ist dabei keine Rede.

„Es führt kein Königsweg zur Mathematik.“ — Alle Kenntnisse wollen im Schweiße des Angesichts errungen sein, und wo die nervöse Zerstreutheit diesen Schweiß scheut, da muß mit klarem Bewußtsein der Schüler zur Selbstthätigkeit erzogen werden. Hier mag für kürzere Zeit eine besondere Beaufsichtigung der Arbeiten eintreten, aber der Aufseher muß sein ganzes Absehen darauf richten, nur möglichst überflüssig zu werden. Er darf nicht Schwierigkeiten hinwegräumen, sondern er muß dem Schüler die Wege zeigen, sie zu überwinden, und so in ihm das köstliche Gefühl wecken, mit den eigenen Kräften etwas geleistet zu haben. Solche Arbeit, das kann ich aus eigener Erfahrung sagen, trägt die schönsten Früchte und ist auch für den Aufseher viel erfreulicher und dankbarer, als die oben geschilderte Thätigkeit.

Außer diesem positiven Heilmittel muß ein negatives angewendet werden, die Sparsamkeit in allem dem, was das Nervensystem zu reizen im stande ist, namentlich auch Sparsamkeit in allen Vergnügungen.

So unschädlich, ja heilsam alle diejenigen Freuden sind, bei denen das Kind auch körperlich etwas leistet und die seinem Alter voll und ganz entsprechen, wie Schlittschuhlaufen, Schwimmen ꝛc., so vorsichtig soll man sein in allen denjenigen, die eigentlich einer späteren Altersstufe angehören. Selbst auf die Gefahr hin, daß diese Dinge in bewußt christlichen Familien seltener vorkommen, müssen sie hier Erwähnung finden; denn ganz werden sie auch in diesen nicht fehlen.

Es sei zunächst der Theaterbesuch genannt. Ganz unverständige Eltern sagen: was soll das Theater dem Kinde schaden? und nehmen, wie ich selbst gesehen, sechsjährige Kinder in die Oper mit. Andere verständigere sagen: wir haben unser Kind nur in eine Nachmittagsvorstellung eines Weihnachtsmärchens mitgenommen. Sie sind verständiger, weil sie wenigstens ihres Kindes Schlaf nicht verkürzt und ihm etwas gezeigt haben, was seiner Fassungskraft einigermaßen entspricht.

Noch andere, nach meiner Meinung die wirklich verständigen, verstatten nur größeren Kindern in seltenen Fällen den Besuch eines klassischen Stückes, und hiergegen möchte um so weniger etwas einzuwenden sein, da selbst ein christlicher Pädagog ersten Ranges, Palmer, dies billigt.

Aber es muß doch allen Eltern die Mahnung zur größten Vorsicht ins Gewissen gerufen werden. Das Theater, das mit allen denkbaren Mitteln den Schein der Wirklichkeit zu erwecken bestrebt ist, hat für den empfänglichen Geist der Jugend eine Anziehungskraft, die das höchste Staunen erregt. Namentlich bei den Mädchen entsteht zuweilen eine leidenschaftliche Teilnahme für alles, was mit der Bühne zusammenhängt, und seltsame Wirkungen werden mitunter durch diese Teilnahme hervorgebracht.

Auch bei der Auswahl der Stücke darf man nicht vergessen, daß manches litterargeschichtlich klassisch ist, ohne zugleich klassisch im pädagogischen Sinne zu sein. In die „Räuber“ z. B. möchte ich nicht, wie ich es schon gesehen habe, dreizehnjährige Mädchen und Knaben führen.

Musikalisch beanlagte Kinder wird man wohl auch einmal in eine Oper mitnehmen können, aber ich würde nicht gerade eine Wagnersche dazu empfehlen. Ueberhaupt wird man sich neben genauer Berücksichtigung des Textbuches auch davon zu überzeugen haben, ob die musikalische Bildung des Kindes schon so weit gefördert ist, um mehr als einen oberflächlich sinnlichen Eindruck von der Oper zu haben.

Ein weiterer Punkt, in dem man sehr vorsichtig sein muß, ist der Besuch von

Kunstsammlungen. Ganz abgesehen davon, daß man genau wissen muß, was in jedem Zimmer hängt, ehe man es mit Kindern betreten kann, ist anzunehmen, daß die Fülle des Vorhandenen auf die Kinder nur zerstreuend wirkt. Hier gilt es erst gründlich vorzubereiten durch Belebung des Schönheitssinnes. Auch wer keine Oelgemälde kaufen kann, kann durch gute Kupferstiche, Photographien oder Holzschnitte, mit denen er sein Haus schmückt, den Sinn für das Schöne in seinen Kindern erwecken. Eins der besten Hilfsmittel hierbei ist die Bilderbibel von Schnorr; dann die köstlichen Bilder Ludwig Richters.

Das Kind, dessen Auge an diesen reinen Linien gebildet ist, wird, erwachsen, auch Kunstsammlungen zu genießen und zu würdigen im stande sein.

Im ganzen dem Kindesalter verständlicher ist die Tierwelt, die ihnen in den zoologischen Gärten entgegentritt; aber auch hier ist die Gefahr des zerstreuenden Vielerlei; auch hier bedarf es der Sparsamkeit, und auch auf diesem Gebiet ist es besser, wenn das Kind selbst ein Tier besitzt und pflegt, Hund, Katze oder Vogel, als wenn es zuweilen flüchtig einen großen zoologischen Garten durchstreift.

Neben dem wissenschaftlichen Unterricht, der es mit der Erkenntnis auf den verschiedensten Gebieten, mit Natur und Geschichte, mit Sprache und Geistesleben der Völker zu thun hat, halten wir es für nötig und gut, unseren Kindern auch den Sinn für das Schöne zu erschließen. Mit Recht ziehen wir in den Kreis der allgemeinen Bildung auch die Entwickelung des Auges und Ohres. Auch die Schule erkennt die Berechtigung dieser Forderung und erteilt daher und zwar vielfach obligatorischen Unterricht in Gesang und Zeichnen. Es liegt nun in dem Gang unserer gesamten Kulturentwickelung, daß schon seit Jahrhunderten das Interesse für Musik viel mehr entwickelt ist, als das für die bildenden Künste; so begnügt man sich denn vielfach nicht mit dem, was die Schule in Musik bietet, sondern sucht die musikalische Bildung durch Privatunterricht, namentlich im Klavierspiel zu erhöhen. Man kann ja im Prinzip diese Beschäftigung mit einer so herrlichen Kunst wie die Musik nur billigen; aber man muß sich doch in der Mehrzahl der Fälle fragen, ob sich die aufgewendeten Mittel im rechten Verhältnis zu den erzielten Resultaten befinden. Die Eltern sollten sich doch, ehe sie die Erlernung eines Instrumentes verlangen, erst vergewissern, ob das Kind überhaupt genügend musikalisch beanlagt ist. Es bedarf ja nicht einer direkt künstlerischen Begabung, sondern nur einer solchen, durch welche den Ausübenden wie den Zuhörern eine wirkliche Freude bereitet wird. Wenn jemand ein einfaches, technisch leichtes Stück mit Geschmack und Verständnis vorträgt, so ist das eine Freude und ein Genuß; wenn aber jemand eine Schumannsche Kinderszene oder ein Chopinsches Nokturno ohne Gefühl herunterhämmert, so ist das eine Barbarei, also das Gegenteil von Bildung.

Dann sollen sich die Eltern auch fragen, ob die körperlichen und geistigen Kräfte der Kinder die spezielle Beschäftigung mit der Musik ertragen. Denn wenn etwas Ordentliches dabei herauskommen soll, so bedarf es angestrengter Arbeit, und zwar einer solchen, die das Nervensystem mehr als irgend eine andere angreift.

Ich hörte neulich von einem gut beanlagten Knaben, daß er in den Stunden häufig matt und abgespannt sei; ich konnte mir die Sache anfangs gar nicht erklären, bis ich zufällig erfuhr, daß derselbe jeden Morgen vor der Schule eine Stunde Violine übe. Nun war die Sache sehr erklärlich. Die Violinübungen hatten die Nerven des Knaben ermüdet. Bekanntlich gibt es ja auch in keiner Menschenklasse so viele nervöse, wie unter den Musikern von Fach. Es ist daher dringend anzuraten, nervösen Kindern für längere Zeit, unter Umständen für immer die häusliche Beschäftigung mit der Musik zu untersagen. Der Verlust an allgemeiner Bildung, den diese Kinder damit erleiden, ist auch wohl nicht allzu groß. Wer einige musikalische Anlagen hat, wird in dem Gesangunterricht einer guten höheren Schule soviel lernen, daß er das musikalisch

Schöne empfinden und vom Häßlichen unterscheiden kann. Und das ist doch die Hauptsache.

Geringere Pflege, wie ich meine verkehrterweise, wird meist den bildenden Künsten zu teil. Das Zeichnen war bis vor gar nicht langer Zeit das Stiefkind unserer Schulen. Die Thätigkeit des Schülers beschränkte sich fast immer auf ein geistloses Kopieren von nicht weniger geistlosen Vorlagen. Am besten gelang die Architektur, beim Baumschlag litten schon die meisten kläglich Schiffbruch und die Figuren mußte unbedingt der Zeichenlehrer liefern.

Glücklicherweise ist das jetzt anders geworden. Ein streng methodischer Zeichenunterricht liefert jetzt Resultate, die man früher für unmöglich gehalten hätte. Ganze Klassen zeichnen jetzt nach Gipsmodellen, erhalten Aufschluß über die Gesetze der Perspektive und lernen die Wirkung der Farben kennen. Diese Beschäftigung mit der Zeichenkunst sollte auch vom Hause gepflegt werden. Wie bildend wirkt sie auf den Geist, der dadurch zu einem scharfen Beobachten angeregt wird. Dann hat diese Thätigkeit den großen Vorzug, daß sie weder andere stört, noch von anderen leicht gestört werden kann, und schließlich ist diese Beschäftigung mehr geeignet, die Nerven zu beruhigen, als anzugreifen. Ich könnte selbst ältere Personen nennen, die sich und zwar mit bestem Erfolg dem Zeichnen zugewendet haben, um ihre durch die Musik geschädigten Nerven wieder zu stärken. Und ist es denn nicht ein Zeichen wirklicher Bildung, wenn ein junges Mädchen sich das Muster zu einer weiblichen Handarbeit nach eigenem Geschmack zusammenstellen kann, wenn es in der Wahl der Farben unabhängig ist von der Modehändlerin? Ist es nicht schön, wenn ein junges Mädchen zur Ausstattung der Freundin ein Dutzend Teller mit Ornamenten bemalt, statt der ewigen Sofakissen und Schoner? Doch wir geraten auf ein Gebiet, das uns zu weit abführt. Genug, Zeichnen und Malen gehören zu den Dingen, die besondere Berücksichtigung bei der Erziehung unserer städtischen Jugend verdienen.

Wir haben gesehen, auch dem Geistesleben unserer Kinder bietet das Stadtleben neben unleugbaren Vorzügen auch Gefahren, aber auch an Heilmitteln gegen dieselben fehlt es nicht. Die gleichen Erfahrungen werden wir machen bei Betrachtung des Einflusses, den die Stadt auf die sittliche Entwickelung unserer Kinder ausübt.

Es kann auf den ersten Blick scheinen, als wenn hier von Vorzügen des Stadtlebens gar keine Rede sein könnte, und doch lassen sich auch solche nachweisen. Auf dem Lande ist man meistens auf einen Geistlichen angewiesen; wenn derselbe nun nicht die Gabe hat, mit seiner Predigtweise auf das heranwachsende Geschlecht einzuwirken, so ist das sehr schlimm. In der größeren Stadt wird man immer Prediger finden, von denen auch die Jugend Anregung empfängt. Dazu kommen die jetzt wohl in allen Städten vorhandenen Kindergottesdienste, deren bedeutende Wirkung nicht unterschätzt werden darf. Aus den verschiedensten Gründen findet sich aber gerade diese Veranstaltung nur in verhältnismäßig wenigen Landgemeinden.

Auf der anderen Seite wird man nicht verkennen dürfen, daß das Stadtleben der Jugend im ganzen größere sittliche Gefahren bereitet als das Landleben. Es wäre jedoch ein bedenkliches Zurückfallen in verkehrte Theorien Rousseaus, wenn man die sittlichen Mängel oder in der Sprache des Christen die Sünde als ein Produkt der gesteigerten Kultur ansehen wollte. Die schönen Phrasen von der glücklichen Unschuld der sogenannten Naturvölker sind von der Wissenschaft längst in ihrer ganzen Hohlheit erkannt. Die tugendhaften Otaheitier und Tonganer, von denen Forster und noch Chamisso berichten, die edlen Hottentotten Levaillants sind in der Völkerkunde der Gegenwart nicht mehr aufzufinden. Ebensowenig glauben wir noch an die besonderen sittlichen Vorzüge unseres Landvolkes, wie es Voß in seinen Idyllen geschildert hat, sondern wir sind mit allen verständigen Beobachtern der Meinung, daß die in allen Menschen vorhandene Anlage zum Bösen, als deren Ausgangspunkt der Christ die

Erbsünde erkennt, nur verschiedene, wenn auch nicht graduell verschiedene Formen annimmt.

Für unseren besonderen Fall genügt der Hinweis auf die Thatsache, daß die Sünde in der Stadt sich leichter verbirgt, und daß die Stadt besonders viel Anreiz zu den Sünden der Augenlust und Fleischeslust bietet. Ich denke dabei im Hinblick auf unsere Jugend nicht gleich an sogenannte grobe Sünden.

Was ich meine wird sich am leichtesten durch einige praktische Beispiele erklären lassen.

Die Eitelkeit erwacht sehr früh in dem Kinde, vielfach durch die Schuld der Mütter, die in ihrer Mutterfreude nicht nur ihr Kind zierlich oder gar prächtig herausputzen, sondern ihm auch von der Schönheit seines Anzuges vorreden, häufig in der Absicht, die demselben meist sehr peinlichen Operationen des Anziehens und Anprobierens zu versüßen. Dies Interesse an den Kleidern verschwindet jedoch leicht wieder in den Schuljahren, um erst später wieder lebendig zu werden. Nicht so bei den Stadtkindern. Der stete Anblick eines oft ins maßlose gesteigerten Kleiderluxus der Erwachsenen erweckt auch bei den Kindern den Sinn für die Mode, und so ist es keine seltene Erscheinung, daß dieselben, und nicht nur die Mädchen, mit kritischem Auge den Anzug der anderen mustern, und sich so eine Quelle des Hochmuts oder des Neides schaffen. Diesen Eitelkeitssünden müssen wir mit Entschiedenheit entgegentreten. Die Kinder müssen früh gewöhnt werden, den Wert der Menschen nicht nach solchen Aeußerlichkeiten zu beurteilen, und die größte Einfachheit des Anzuges muß bei ihnen selbst durchgeführt werden. Dieselbe soll mit Sauberkeit und Ordnung und kann sehr wohl mit Geschmack verbunden sein. Denn Einfachheit ist durchaus nicht, wie manche wackeren Christen glauben, mit Geschmacklosigkeit gleichbedeutend. Der Christ sollte sich vor allem Auffallenden hüten, auch vor auffallendem Mangel an Geschmack.

Mit der erwähnten Ueberschätzung der Bedeutung des Anzuges hängt eng zusammen die der äußeren Lebensformen überhaupt. Zur Wohlanständigkeit will und soll auch der Christ seine Kinder erziehen. Aber ein Irrtum ist es, zu glauben, daß dazu die getreue Nachahmung der Umgangsformen Erwachsener gehöre. Diese Nachahmung ist einfach geckenhaft. So erlebte ich selbst vor kurzem eine Szene auf der Eisbahn. Eine junge Dame von etwa 12 Jahren stellte einer Freundin einen Herrn mit den Worten vor: „Darf ich dich mit Herrn N. bekannt machen?“ Der vorgestellte Herr schien nach den Farben seiner Mütze seinen Platz in der Untertertia zu haben.

Wenn man vielleicht auch berechtigt ist, solches Vorkommnis als eine komische Karrikatur zu belächeln, so wird die Sache schon bedenklicher, wenn man sieht, wie geschickt unsere Jungen mit den Mädchen Konversation machen. Es ist und bleibt etwas höchst Ungesundes, wenn das Schillersche Wort keine Wahrheit mehr enthält: „Vom Mädchen reißt sich stolz der Knabe“. Hier liegt eine große Gefahr, die der Blasiertheit; solche Kinder erleben dann nicht die Zeit, von der Schiller singt: „O zarte Sehnsucht, süßes Hoffen.“ Sie leiden dann an der gefährlichsten Krankheit der Jugend, an der Herzleere. Der Ort aber, wo der Keim zu dieser Krankheit am ersten gelegt wird, das ist die gemeinsame Tanzstunde und der Kinderball. Jeder erfahrene Schulmann wird es bestätigen, daß die gemeinsame Tanzstunde begleitet ist von einem unvermeidbaren Gefolge von Unfleiß, leichtsinnigen Streichen, Liebeleien, Verheimlichungen und was des mehr ist. Wo man einen besonderen Tanzunterricht neben dem Turnen für nötig hält, da lasse man ihn Knaben und Mädchen gesondert erteilen. Unbedingt aber vermeide man die Veranstaltung von Kinderbällen, die man als den Gipfelpunkt des Unkindlichen bezeichnen muß. Es wäre ein Wunder, wenn Kinder, die öfters Kinderbälle mitgemacht haben, nicht als Jünglinge so blasiert wären, daß man sie mit E. M. Arndt junge Greise nennen könnte.

Dagegen hilft das Verbot allein nicht; wir müssen durch positive Mittel gegen die Frühreife unserer Kinder ankämpfen, indem wir ihnen andere Freuden bieten, die ihrem

Alter entsprechen. Ein gutes Vorbild in dieser Beziehung kann uns England bieten, wo das Spiel als ein wichtiger Faktor in der Erziehung der Jugend erkannt wird. Es wird überhaupt unsere ganze Erziehung mehr darauf bedacht sein müssen, den Willen, die Selbständigkeit und Freiheit heranzubilden. Das wird gefördert werden können durch Ausflüge in landschaftlich schöne Gegenden; diese müssen natürlich zu Fuße unternommen werden und der Geldbeutel muß hübsch schmal sein. Wenn ein paar junge Freunde dieselben ohne Beaufsichtigung unternehmen, so wird die Ueberwindung der Anstrengungen des Marsches, die Ertragung mancher kleiner Beschwerden und die Entbehrung gewohnter Bequemlichkeiten zur Charakterbildung viel beitragen können.

Das beste Mittel, die erwachende Begierde nach ungeeigneten Freuden zu unterdrücken, ist jedenfalls das Zusammenleben der Eltern mit ihren Kindern. Wenn die Eltern die meisten Abende außer dem Hause zubringen, so dürfen sie sich nicht wundern, wenn es den Kindern zu Hause langweilig wird. Denn es darf nicht vergessen werden, daß die Familie der feste Ankergrund ist, an dem das Schifflein des kindlichen Gemütes seinen festen Halt hat. Die Abende im häuslichen Kreise, das müssen die Freudenstunden sein, an denen das Herz aller hängt. Hier wird vorgelesen, erzählt, gesungen und gespielt, und hier können die Eltern fast am meisten Einfluß gewinnen auf das Gemüt ihrer Kinder.

Noch muß auf eine Art der Genußsucht hingewiesen werden, zu der das Stadtkind mehr gereizt wird, als das Landkind, ich meine die Leckerhaftigkeit und Naschsucht. Es genügt dagegen nicht, seinen Kindern Taschengeld zu versagen. Ich halte es für richtiger, das Naschen von frühester Jugend an als etwas Verächtliches darzustellen und unbedingt darauf zu halten, daß das Taschengeld nur mit ausdrücklich erteilter Erlaubnis in ganz seltenen Fällen zu derartigen Ausgaben verwendet wird. Sehr leicht werden Kinder auf solche Verschwendung verzichten, wenn man sie anleitet, das Taschengeld aufzusparen für ein besonderes Vergnügen. Man kann etwa die Erlaubnis zu einem Ausfluge, zu neuen Schlittschuhen oder sonst irgend einer gewünschten Sache an die Bedingung knüpfen, daß das Geld dazu teilweise oder ganz aus dem Taschengeld erspart werde. Die Kinder lernen dadurch frühzeitig mit Geld umgehen, was ebenfalls sehr wichtig ist.

Manchmal habe ich auch Klagen darüber gehört, daß in der Stadt den Kindern so früh der Unglaube entgegentritt. Ob diese Klage durchgängig berechtigt ist, darüber wage ich nicht zu entscheiden. Meine eigene Erfahrung hat mir auch in kleinen Landstädtchen den Unglauben unter der Jugend in den krassesten Formen gezeigt. Es hängt dabei jedenfalls sehr viel von dem Geist der Schulen ab, die unsere Kinder besuchen. Haben Direktor und Lehrer das Herz auf dem rechten Flecke, dann wird die Größe der Stadt nicht viel ausmachen.

Aber selbst wenn das nicht der Fall ist, dürfen wir nicht verzagen. Dann tritt eben an das Haus eine größere Aufgabe. Die ganze Erscheinung der Eltern muß dann noch mehr getragen sein von christlichem Geiste. Das Kind muß empfinden: mein Vater ist so tüchtig in seinem Berufe, und meine Mutter ist so gut und friedlich, weil sie fromme Menschen sind. In unserem Hause geht es deshalb auch so freundlich und liebevoll zu zwischen den Eltern, und wir werden deshalb so treu erzogen, unparteiisch geliebt, gerecht gestraft. Kommt dazu das gemeinsame Gebet und die Hausandacht, als die rechten Stützen des Hauses, so dürfen wir alles Weitere dem Wirken des heiligen Geistes überlassen, der auch unsere Kinder berufen, erleuchten und heiligen muß, wenn sie Gottes Kinder werden sollen.

Wenn ich noch einen Punkt hier berühre, so geschieht dies im Hinblick auf die Konfirmationszeit. Auch von vielen sonst oberflächlich urteilenden Personen wird dieselbe als eine ernste anerkannt, in der die Schicklichkeit Fernhaltung von allen lärmenden Vergnügungen fordert. Leider bleibt sich diese Auffassung nicht getreu. Sie erreicht vielfach ihr Ende in dem Moment, wo man die Kirche am Konfirmationstage verläßt.

Es sind mir Fälle bekannt, wo zu Ehren der eben konfirmierten Tochter am Abend ein Ball gegeben wurde. Wo man dies doch für unpassend hält, gibt man vielleicht ein großes Essen, das auch nicht gerade zu religiöser Sammlung verhilft. Und wo auch das nicht geschieht, da läßt man sich die Unruhe von außen in das Haus tragen durch die Schar der Gratulanten. Denn an diesem Tage dürfen in unseren Städten auch die entferntesten Bekannten nicht fehlen. Daß es bei diesen zahlreichen und flüchtigen Besuchen nur zu oberflächlichen und zerstreuenden Gesprächen kommen kann, ist selbstverständlich. Zu weiterer Erhöhung dieser Zerstreuung dienen dann noch die Konfirmationsgeschenke. Einige religiöse Schriften sind ja gewöhnlich darunter, etwa Spitta oder Geroks Palmblätter, machen aber meist nicht den tiefen Eindruck wie die immer unvermeidlicher werdende goldene Uhr und sonstige Schmucksachen.

Man sieht es manchmal mit tiefer Wehmut, wie der ganze Eindruck, den das Kind am Vormittage empfangen hat, am Nachmittag in freundlichster Absicht mit täppischer Hand zerstört wird. Wer das Glück gehabt hat, diesen Tag auf dem Lande im engsten Familienkreis zu verleben und in seiner ganzen Bedeutung ungestört ausleben zu dürfen, der wird mit mir unsere Stadtkinder bedauern, denen dieser Friede nicht gegönnt scheint.

Man sollte es sich zum Gesetz machen, an diesem Tage nur die nächsten Verwandten, wozu natürlich auch die Paten gehören, zu besuchen und den Konfirmanden die Gaben der Liebe schon einige Zeit vor dem Konfirmationstage oder nach demselben zu überreichen. Dann wird wenigstens denen, die an diesem Tage Stille und Sammlung wünschen, dieselbe gewährt sein, und ein tieferes Nachklingen der Töne, die das Ohr des Geistes im Gotteshause vernommen.

Auch über die Konfirmation hinaus erstreckt sich die Erziehungspflicht. Aber sie nimmt nun einen wesentlich anderen Charakter an. Viele Kinder sind freilich noch so unfertig, daß noch längere Zeit die Erziehung in denselben Bahnen wandeln muß wie vorher. Aber wo dies nicht unbedingt notwendig ist, sollte man doch und zwar mit Bewußtsein die noch notwendige Leitung der Jugend in anderer Weise ausüben.

Während das unkonfirmierte Kind zunächst an Gehorsam gewöhnt werden muß, an das unbedingte Unterordnen, dürfte jetzt an dessen Stelle der eigene Entschluß des Kindes gesetzt werden. Es wird sich gewiß als heilsam erweisen, wenn der Vater jetzt dem heranwachsenden Sohne, die Mutter der Tochter die Gründe darlegt, warum das geschehen und jenes unterbleiben soll.

Man macht leider nicht selten die Erfahrung, daß gerade die Kinder sehr ernster Christen in das entgegengesetzte Extrem umschlagen, und manchmal scheint der Grund dieser traurigen Erscheinung der zu sein, daß die Eltern ihre Kinder über eine zu späte Grenze hinaus als Kinder behandeln. Es kommt einmal in jedem Menschenleben die Zeit, wo das Kind das Elternhaus verläßt und eine bis dahin nicht gekannte Freiheit genießt. Zu einem rechten Gebrauch derselben werden es meist nur die bringen, die schon vorher eine gewisse Selbständigkeit erlangt haben. Der Uebergang von der Zucht des Elternhauses zur Freiheit der Fremde darf nicht zu unvermittelt sein. Hier allgemeine Ratschläge zu erteilen, ist sehr schwer; nur das Prinzip kann aufgestellt werden. Nur beispielsweise mag eine Sache erwähnt werden.

Wo die Schulgesetze dies älteren Schülern nicht verbieten, gestatte man zuweilen den Besuch eines anständigen Wirtshauses, halte aber darauf, daß dies nicht zu oft geschieht und daß es ehrbar dabei hergeht. Verbietet man es absolut, so ist der Knabe vielleicht großen Versuchungen ausgesetzt. Erliegt er denselben, so ist die Sache viel schlimmer. Darum gebe man lieber ein verständiges Maß von Freiheit.

Bei den Mädchen handelt es sich natürlich um andere Dinge. Ein sehr guter Uebergang vom Kindes- zum Jungfrauenalter ist eine zeitweilige Entfernung aus dem Elternhause. Es erleichtert denselben für Eltern und Kind. Wer es einrichten kann, soll sein Kind in diesem Alter etwa für ein Jahr in einem Landhaushalt unterbringen,

damit es dort den Körper ſtärkt, der dies meiſtens ſehr bedarf, und zugleich tüchtig die Hausarbeit nach allen Richtungen erlerne. Allen Reſpekt vor der Mutter, aber die Erfahrung lehrt, daß das Wirtſchaften meiſt bei Fremden beſſer erlernt wird als im Elternhauſe. Und jedenfalls iſt es für das liebe Töchterchen ſehr gut, einmal, wie man ſagt, Unterſchied kennen zu lernen. Wenn das geſchehen iſt, kehren die flüggen Vöglein um ſo lieber in das warme elterliche Neſt zurück.

Faſſen wir das Reſultat der ganzen Darlegung noch einmal zuſammen, ſo finden wir, daß die geſamten Bedingungen und Zuſtände des ſtädtiſchen Lebens komplizierter, künſtlicher ſind als in der Kleinſtadt. Dadurch erwächſt auch der Erziehung die Aufgabe, künſtlichere Wege einzuſchlagen. Am deutlichſten tritt dies hervor bei der körperlichen Entwickelung der Kinder, und hier können unſere Darlegungen auf die Zuſtimmung der meiſten rechnen. Weniger allgemein verbreitet iſt die Erkenntnis von den Gefahren des Stadtlebens für das Nervenſyſtem, in dem Leibliches und Geiſtiges ſich ineinander flicht. Von den ſittlichen Gefahren des Stadtlebens wiſſen meiſt nur chriſtliche Eltern zu reden.

Die Heilmittel ſind zunächſt die Erkenntnis der Schäden, denen auch wir Erwachſene ausgeſetzt ſind, und das bewußte entſchiedene Ankämpfen gegen dieſelben zunächſt in unſerem eigenen Intereſſe. Thun wir dies, ſo werden wir das gleiche auch bald bei unſeren Kindern thun. Wir werden uns der ſchwierigeren Aufgabe bewußt werden und auf eine treue, gewiſſenhafte Erfüllung derſelben bedacht ſein. Und will uns dabei angſt und bange werden, ſo mag an eine alte Anekdote erinnert werden.

Flattich wurde einſt von einer ſtädtiſchen Dame ſehr getadelt, daß er einen ihm anvertrauten Knaben in gefährlicher Weiſe auf den Bäumen klettern ließ. Während die Dame noch redete, fiel ihr eigener kleiner Knabe, der neben ihr auf einem Schemel ſtand, und brach den Arm.

„Sehen Sie," ſagte Flattich, „was das Sorgen und Aengſten hilft."

Die Moral dieſer Geſchichte iſt leicht zu finden, und als höchſter Troſt ſei noch an das Wort erinnert, das für alle Erziehung in Stadt und Land gilt:

Mit Sorgen und mit Grämen
Und mit ſelbſteigner Pein
Läßt Gott ſich gar nichts nehmen,
Es muß erbeten ſein.

Etwas über Kunst.

I. Malerei. Von Dietrich von Hertzen.

Wir haben im Sommer 1883 in dieser Zeitschrift einen längeren Kunstbericht gegeben im Anschluß an die damals stattgehabten Ausstellungen. Es waren drei fast gleichzeitige: die 56. Ausstellung der Königlichen Akademie der Künste zu Berlin, eine italienisch-spanische Ausstellung ebendaselbst und endlich die große Internationale Ausstellung in München.

Wie wir es damals abgelehnt haben, als dem Charakter unserer Zeitschrift nicht entsprechend, die Ausstellungen Bild für Bild durchzunehmen und eingehende Berichte und Beschreibungen nach Art der Tageblätter zu geben, so haben wir uns auch diesmal lediglich vorgesetzt, in möglichst großen Zügen ein gedrängtes Gesamtbild der „Jubiläums-Ausstellung“ zu geben und Einzelheiten nur in so weit zu berühren, als sich vielleicht allgemeine und grundsätzliche Gedanken daran anknüpfen lassen.

Wenn die Kunstleistungen eines Volkes die höchste Blüte des nationalen Geistes darstellen sollen, so wird man nach abgeschlossener Wanderung durch die 3000 Nummern der Jubiläums-Ausstellung die Frage stellen dürfen: lassen denn nun diese Bilder und Bildwerke einen einheitlichen Gesamteindruck zurück? Gestatten sie einen Blick ins Herz unseres Volkes? Kann man sagen, daß irgend eine geistige Richtung, die idealistische oder realistische, daß Manier oder Natur, daß eine bestimmte Vorliebe für geschichtliche, religiöse oder Kleinmalerei unsere Kunstwelt beherrsche, daß in Auffassung und Darstellung ein gewisser Stil zum Ausdruck komme, daß die Künstler einer bestimmten Geschmacksrichtung des Publikums, einer ausgesprochenen Tendenz des Volksgeistes Rechnung tragen?

Wir glauben, daß alle diese Fragen zu verneinen sind.

Kannten früher ganze Zeitepochen nur einen einzigen einheitlichen Stil, den romanischen, den gotischen, den Zopfstil, deren Herrschaft, ähnlich wie gewissen geistigen Epidemien, als da sind Flagellantentum, Hexenbrennen, Nationalliberalismus u. a. m., eben jene ganzen Epochen verfallen sind, so kennt heute im Gegenteil jeder Künstler alle Stile zugleich.

Ja der Stil braucht nicht einmal mehr dem Charakter des Künstlers zu entsprechen. Es gibt Baumeister, die heute gotisch und morgen Renaissance bauen, und es gibt Maler, die heute Klassiker und morgen Realisten sind, die heute christlich-

Digitized by Google

religiöse Gemälde und morgen die sinnlichen Nuditäten des Olympus malen. Wie wir heute mit unserer ganzen Kultur eingetreten sind in eine Periode, ähnlich derjenigen der Sophisten im alten Athen, welche sich anheischig machten, alles zu beweisen, was man ihnen als thema probandum aufgebe, — auch in unseren Tagen werden ja Zeitungen, die behufs Wechsel ihrer politischen Richtung in andere Hände übergehen, nicht nur mit Maschinen und Abonnenten, sondern auch mitsamt den Redakteuren verkauft — so ist auch unsere Kunst mit ihrer vollendeten Technik derart vielseitig geworden, daß sie alles und noch einiges in buntester Mannigfaltigkeit darstellt. Was an Impulsen von außen her an den Künstler herantritt, ist der deutschen Vielgestaltigkeit und Zersplitterung entsprechend, überall etwas anderes. Und da nun außerdem jedem Künstler eine besondere Charaktereigentümlichkeit und Geschmacksrichtung wenigstens angeboren wird, so ergibt sich eben als einheitlicher Gesamteindruck nur die größte Verschiedenartigkeit der Gemälde, die in vollem Sinne des Wortes in tausend Farben schimmern.

Wir finden in der Ausstellung tiefe und schöne religiöse Gemälde neben der platten Sinnlichkeit und Lüsternheit. Wir finden idealen Klassizismus, der die Menschen so schön malt, daß sie sich schließlich vor lauter Schönheit alle ähnlich sehen, neben dem Naturalismus, der die Natur photographiert und das Häßliche aufsucht, wenn es nur charakteristisch ist, wir finden die Romantik neben der nüchternsten Prosa — kurzum, wie wir uns auch umsehen und wohin wir blicken: Gegensatz über Gegensatz. Glaubt man vielleicht einmal dahin gelangt zu sein, z. B. den konservativen Hauch, der durch unsere Zeit hindurchgeht, auch in der Kunst wiederfinden zu können, so macht schnell ein sozialdemokratisches Bild, dem man begegnet, wieder einen Strich durch die Rechnung.

Und doch, glauben wir: will man durchaus einen einheitlichen Zug festhalten, daß man dann immerhin von einem negativ konservativen Zug reden kann, der sich darin äußert, daß Niederes und Gemeineres wenn auch nicht völlig fehlt, doch in ganz anderer Weise zurücktritt, als es z. B. im Pariser Salon der Fall ist und auch bei uns noch vor etwa zehn Jahren der Fall war. Und damit stimmen ja auch überein die Erfahrungen, welche man gelegentlich des Prozesses Gräf in der Reichshauptstadt machen durfte. Dieser Künstler, trotz seiner grauen Haare ein schlüpfriger Darsteller überflüssiger Nacktheiten, wurde in einen Prozeß verwickelt, den seine Modelle ihm verursacht hatten, und zwar als Angeklagter wegen Meineid. Die ganze Berliner Judenpresse stand ihm bei, fiel wie eine Meute hungriger Hetzhunde über den Staatsanwalt her und drehte die ganze Angelegenheit so, als ob der unsaubere Professor nicht des Meineides, sondern seiner ekelhaften Bilder wegen angeklagt worden wäre. Ja gewisse Kunsthistoriker, z. B. der bekannte Frenzel in der „National-Zeitung", gingen so weit, eine besondere weitherzige Sittlichkeit für geniale Künstler und eine andere und engere für ehrsame Bäckerfamilien zu fordern. Glücklicherweise in den Künstlerkreisen ohne allen Erfolg; im Gegenteil erklärte eine Adresse, welche von sämtlichen hervorragenden Künstlern unterzeichnet war, daß sie, die Künstler, durchaus kein anderes Recht und keine andere Sittlichkeit beanspruchten, als ihre nichtkünstlerischen Mitbürger. Dieser erfreuliche Geist der Künstlerschaft ist auch in der Ausstellung zu spüren. Und wenn auch gelegentlich Kleinigkeiten zum Beweise beitragen, so mag die vielversprechende Thatsache erwähnt werden, daß unter den 3000 Gemälden nur eine einzige „Leda mit dem Schwan" sich befindet. Vor zehn Jahren noch konnte man sicher auf ein volles Dutzend rechnen.

Ueberblicken wir zuerst, was auf dem Gebiet der kirchlichen und religiösen Kunst geleistet worden ist, so treten uns schon hier die großen Verschiedenheiten entgegen, welche sich auf allen Gebieten finden.

Zwei Halbmedaillons von Professor Pfannschmidt bieten uns eine Grablegung des Heilandes und die Frauen am leeren Grabe, denen der Engel „er ist nicht

hier" entgegenruft. Beide Bilder sind ausgezeichnet durch das, was alle Bilder dieses Künstlers auszeichnet, durch schöne Komposition, edle, korrekt gezeichnete Figuren mit dem Ausdruck tiefster Trauer und innigster Frömmigkeit in den reinen Zügen, dazu angenehme Farben. Vor solchen Bildern schweigt die Kritik und der Dank tritt in seine Rechte. Wollte man dennoch mit Kritik überhaupt an diesen Bildern einsetzen, so glauben wir, könnte ein Wunsch nur in der Richtung liegen, daß die Individualisierung der einzelnen Köpfe noch größere Unterschiede zeigen möchte. Die idealen Gestalten, welche jetzt in einer gewissen Ferne bleiben, würden uns durch schärfere Charakterisierung menschlich gewiß noch näher rücken, und eben dadurch doch auch wohl noch tieferes Mitleid erwecken.

Sollen wir gleich den schärfsten Gegensatz zu den herrlichen, idealen Gestalten Pfannschmidts anführen, so nennen wir das Abendmahl des Münchener Künstlers Fritz von Uhde. Hat man schon dem Gebhardtschen Abendmahl in der National-Galerie den Vorwurf gemacht, daß es die zulässige Grenze des Realismus weit überschreite, so haben wir hier den Fehler jenes Gemäldes in unzulässiger Uebertreibung. Wir haben hier in der That in der Jüngerschar des Herrn eine Gesellschaft von abgerissenen Strolchen vor uns und auch in den Gesichtern derselben keine Spur von der großartigen Gesinnung, die doch immer darin liegt, wenn jemand alles verläßt, um dem Herrn nachzufolgen, vielmehr stellenweise greisenhaften, stumpfsinnigen Ausdruck, der fast an Karrikatur streift. Die einzige Figur, mit der man sich allenfalls befreunden könnte, ist die Gestalt des Herrn, und es ist zu bedauern, daß der Künstler die Apostel nicht wenigstens auf dieser Stufe gehalten hat. So wie das Bild jetzt ist, fragt man sich doch billig, wozu und für wen denn eigentlich religiöse Gemälde gemalt werden — für Juden und Heiden, oder für Christen, die nur mit Andacht und Ehrfurcht an den Apostelkreis und an das große Abschiedsmahl des Heilands denken können. Daß der Künstler die bewußte Absicht gehabt habe, den ganzen Vorgang herabzuziehen, glauben wir nicht. Dem widersprechen auch seine anderen Bilder, in denen wir trotz der wunderlich krankhaften Vorliebe, die Gestalt des Herrn in moderne Verhältnisse und Gesellschaften hineinzumalen, doch einen gewissen Zug der Frömmigkeit zu erkennen glauben. Aber es scheint, daß Uhde sich in seine Wunderlichkeiten so verliebt hat, daß er nicht mehr davon loskommen kann. Es ist immer bedauerlich, ein bedeutendes Talent auf solche Irrwege geraten zu sehen. Was Böcklin auf dem Gebiet der Landschaftsmalerei, ist Uhde hier. Beide würden, wenn sie sich der Einfachheit befleißigen wollten, Großes und Herzerfreuendes liefern können, aber sie haben sich darauf gesetzt, grundsätzlich auch dann durchs Fenster zu steigen, wenn die Thüren weit offen stehen.

Noch schlimmer freilich als Uhde, ist das, was ein bekannter russischer Maler auf dem Gebiet der religiösen Malerei an krassem Realismus geleistet hat, wir meinen die biblischen Darstellungen Wassili Wereschagins, welche zwar nicht in der Jubiläumsausstellung, aber gleichzeitig an anderem Ort in Berlin ausgestellt sind. Diese Bilder haben schon bei ihrer Ausstellung in Wien Stürme des Unwillens und sogar einen Protest des Erzbischofs hervorgerufen. Auf einem derselben, Die heilige Familie, werden die Eltern und die Brüder des Herrn in größter Alltäglichkeit dargestellt. Und ein anderes, welches die Auferstehung darstellt, zeigt eine mit linnenen Tüchern umwickelte Gestalt, welche aus der mit dem Felsblock verschlossenen Grabesthüre sich mühsam und in unedler Stellung herauszwängt. Die Ausstellung dieses letzten Bildes, das in Wien gezeigt wurde, ist in Berlin verboten worden. Uebrigens ist an diesen und anderen Bildern mehr die Verirrung des Malers zu beklagen, als daß ein nachteiliger Einfluß auf das Volk von ihnen erwartet werden könnte. Dazu sind sie, vom Standpunkt der historischen Malerei angesehen, zu unbedeutend. Setzt uns der große slavische Nihilist und Pessimist durch die Gewalt seiner profanen Darstellungen oft in Erstaunen, so gewinnt er uns hier nur ein Lächeln ab, wenn er durch seine an Ort

und Stelle studierten, mit breitem Pinsel hingeworfenen palästinensischen Landschaften, in denen bis zur Unkenntlichkeit unausgeführte Personen sich bewegen, irgend etwas anderes zu erzielen hofft, als verwundertes Kopfschütteln.

Ein Bild, welches uns gut gefallen hat, und welches die rechte Mitte hält zwischen Idealismus und Realismus ist die Auferweckung der Tochter des Jairus von Albert Keller in München. Das Bild versetzt uns wirklich in den Orient, in die leibhaftige Welt, welche den Herrn umgab, aber es erhebt uns zugleich durch die Personen, die es darstellt, und durch den Vorgang, an dem sie beteiligt sind. Und es würde uns noch mehr befriedigen, wenn es nach der technischen Seite hin nicht einiges zu wünschen übrig ließe. Nur die Köpfe und einige bestimmte Teile des Bildes sind mit Liebe ausgeführt; andere dagegen von einer Unausgeführtheit, die über das Maß des Zulässigen weit hinausgeht.

Ein Christus in der Einsamkeit von Georg Müller in Breslau befriedigt nicht. Ebenso wenig ein Christus, der die Kinder um sich sammelt, von Wilhelm Stryovski in Danzig.

Interessant sind zwei Bilder: das eine von Ernst Zimmermann in München, Christus bei den Fischern. Es sind Leute, die man lieb gewinnt, diese Apostel, und dem Heiland sieht man es an, daß es der Mühe wert ist, an seinen Lippen zu hängen und an dem, was sie aussprechen. Das andere: Judas Ischariot von Hermann Prell in Berlin. Die Jünger verlassen in der Abenddämmerung einen grünbewachsenen Bergeshang, hinter welchem der Mond aufgeht. Judas allein bleibt zurück und schließt mit zwei hinzugekommenen Schriftgelehrten den Handel um die 30 Silberlinge ab. Der Kampf in dem Angesicht des noch nicht ganz überwundenen Jüngers und die sophistischen Ueberredungskünste der nichtsnutzigen und spitzfindigen alten Rabbinen kommen vortrefflich zum Ausdruck.

Ebenso erweckt unsere Teilnahme ein großes Gemälde von Wolf in München, Christus und die Ehebrecherin, nur daß auch in diesem Bilde die Grundauffassung des ganzen Vorganges nicht die richtige, sondern die falsche ist. Fast immer und auch hier sehen wir vor uns den entschuldigenden Christus, der zu den Leuten sagt, die Sache mit dem Ehebruch sei ja nicht so schlimm, denn es habe es ja keiner von allen Anwesenden besser gemacht, als das bemitleidenswerte Weib. Wer auch nur etwas Verständnis hat für den Ernst der heiligen Schrift und für die Gedanken dessen, der gesagt hat: „wer ein Weib ansieht, ihrer zu begehren" u. s. w., der weiß auch, daß es dem Herrn nicht in den Sinn kommen konnte, die Sünde zu beschönigen, sondern, daß er mit seinen Worten nur die Selbstgerechtigkeit derer strafen wollte, die, selber schuldig, das Weib verklagten. Also kein mitleidig entschuldigender, sondern ein vorwurfsvoll strafender Christus gehört in dieses Bild.

Mit einem schönen biblischen Gemälde ist Simiradzki vertreten, Christus bei Maria und Martha. Auch hier haben wir in der ganzen Szenerie — einem Laubengang mit Weinreben, welche zitterndes und schwankendes Licht durchlassen — den vollen Orient und in der Maria die Orientalin vor uns. Aber es ist hier kein Realismus, der verletzt, sondern ein solcher, der dem Verständnis der Schrift neue Thüren öffnet.

Auch an Madonnenbildern fehlt es nicht. Eine blonde Maria mit dem Christuskinde von Julius Grün in Berlin ist schön, wenn auch etwas süßlich im Ausdruck. Entgegengesetzt herbe ist eine, irren wir nicht, für die katholische Kirche seiner engeren Heimat bestimmte Madonna von Defregger. Wir möchten glauben, daß die religiöse Kunst weniger Sache dieses Künstlers ist, als der populäre Humor, der sich auch auf dieser Ausstellung in mehreren Tirolerbildern trefflich zum Ausdruck gebracht findet. Ueberdies widerspricht eine Gottesmutter mit so strengen Zügen durchaus den dogmatischen Erwägungen und Vorstellungen, welche sich mit dem Marienkultus in der katholischen Kirche verbinden. Hauptsächlich deshalb wird ja zur lieben

Frau gebetet, weil sie freundlicher, willfähriger und leichter geneigt sei, die Gebete zu erhören. Die Defreggersche Madonna sieht — eine contradictio in adjecto — sehr wenig vertrauenerweckend aus und wir bezweifeln, daß sie Aussicht hat, ein wunderthätiges Heiligenbild zu werden.

Gehen wir über zur historischen Kunst im eigentlichen Sinne dieses Wortes, so scheint uns, daß die Ausstellung hier verhältnismäßig wenig bietet. Indessen darf man natürlich aus der Thatsache, daß wenig ausgestellt ist, nicht ohne weiteres schließen, daß ebenso wenig geleistet wurde. Große historische Gemälde finden meist nur monumentale Verwendung und sind daher oft genug an den Ort ihrer Entstehung gebunden. Und überdies hat auf diesem Gebiet eine neue, irren wir nicht, nach dem Krimkriege zum erstenmal in Paris zur Darstellung des Malakoff verwendete Form, dem Volke große Ereignisse aus seiner Geschichte in Vergangenheit und Gegenwart darzubieten, steigenden Anklang und infolgedessen auch vielfache Ausführung gefunden, wir meinen die sogenannten Panoramen oder Rundgemälde, in welchen der Illusion dadurch nachgeholfen wird, daß der Beschauer eben auf allen Seiten vom Gemälde umgeben ist und so gewissermaßen nicht nur in der Vorstellung, sondern mit seiner ganzen Person in ferne Zeiten und Länder versetzt wird. Wenn dieser Illusion zum Teil noch nachgeholfen wird durch kleine Mittel, welche eigentlich außerhalb der Aufgabe der Kunst fallen, z. B. durch plastische Vordergründe, welche in taschenspielerischer Weise mit der Leinwand in Verbindung gebracht werden, Kunstgriffe, welche die Satire der Künstler schon vielfach herausgefordert haben, so halten wir doch im ganzen und großen die Panoramen, wenn sie Geeignetes darstellen, für ein vortreffliches Mittel, durch die Kunst auf das Volk zu wirken. Und man sollte auch die Vorgänge der heiligen Geschichte auf diese Weise wieder so manchem nahe zu bringen suchen, dem sie fremd geworden sind. Jedenfalls ist es immer noch sehr viel gesunder, wenn das Volk sich Gravelotte und Sedan oder auch Kamerun und seine Eroberung im Bilde anschaut, als wenn es den gemalten oder gemeißelten Nacktheiten der griechischen Mythologie nachläuft, oder auch weithergeholten historischen Gemälden, für welche bisweilen selbst den Gebildeten das Verständnis fehlt.

Unter den größeren historischen Gemälden der Ausstellung ist keines, das packt und festhält. Das Kolossalgemälde Einzug der Jungfrau von Orleans von Matejko läßt überhaupt keinen Eindruck zurück. Es ist ein wirres, willkürliches Durcheinander zahlloser Figuren. Höher steht ein anderes Gemälde, welches den Alarich darstellt, von Wilhelm Lindenschmidt in München. Bei einer christlichen Jungfrau hatten die Krieger Alarichs den Kirchenschatz von St. Peter gefunden. Alarich hörte davon und befahl, denselben sofort in die Kirche zurückzubringen. Dieser Zug nun hätte sich, jedenfalls nach römisch-katholischen Quellen, unwillkürlich in eine Prozession verwandelt; die Christen hätten, den Transport begleitend, Hymnen angestimmt, die Krieger wären mitsingend eingefallen und so habe sich das Ganze zu einem Triumph der christlichen Kirche gestaltet. Das Bild hat seine Verdienste, und wenn wir uns den Alarich auch etwas anders gedacht haben, als die jugendlich feiste Gestalt, die uns hier begegnet, so ist doch das Ganze ein tüchtiges und fesselndes Gemälde und der Künstler hat sein möglichstes gethan, einen unwahrscheinlichen Vorgang wahrscheinlich zu machen.

Die Brandschatzung der Handelsstadt Wisby im Jahre 1361, der reichen Freistadt, von der man sagte, daß in ihr selbst die Schweine aus goldenen Trögen fräßen, stellt uns Professor Hellquist dar und zwar in dem Augenblick, wo der Eroberer Waldemar, König von Dänemark, drei große auf dem Marktplatz aufgestellte Tonnen mit Gold und Silber füllen läßt. Es ist ein schönes, figurenreiches Gemälde, allerdings etwas theatralisch. Immerhin in dieser Hinsicht entfernt nicht so weit gehend, als die Gemälde des Präsidenten der Königlichen Akademie der Künste, Professor Becker. Sowohl sein Othello als seine Venetianische Novelle zeigen nicht lebendig festgehaltene Wirklichkeit, sondern künstlich aufgebaute Posen. Die Pracht der

Farben, die Korrektheit der Zeichnung, die Schönheit der Figuren vermag die Empfindung des Gekünstelten nicht ganz zu verdrängen. Man wird nicht warm, sondern man bleibt kalt.

Ein angenehmes größeres Bild hat Paul Thumann geschaffen, Luthers Trauung. Auch Heinrich Stelzners Lutherfamilie ist nett, besonders Frau und Kinder machen einen freundlichen und erfreulichen Eindruck. Die Zahl der kleineren Figurenbilder ist Legion, Schlacht- und Kriegsbilder aller Art aus der fernsten Vergangenheit und aus der jüngsten Gegenwart. Ein Sensationsbild, vor welchem immer Menschen stehen, hat Rocholl gemalt. Von einer Kürassierpatrouille ist ein Mann abgeschossen, mit seinem Pferde zur Erde gestürzt und färbt mit rotem Blute den Schnee der Winterlandschaft. Die Kameraden müssen vorwärts und vorbei, aber die Pferde scheuen und weigern sich, an dem Gefallenen vorüberzusprengen. Es ist Stimmung und Bewegung in dem Bilde, wenn auch die Pferde in ihren salti einem alten Kavalleristen, wie Schreiber dieses ist, etwas kühn vorkommen.

Das Zurückgreifen ins deutsche Mittelalter, welches in München 1883 einen hervorragenden und gemeinsamen Charakterzug bildete, ist in diesem Jahre entschieden weniger bemerkbar. Gotische Häuser und Möbel, schmiedeeiserne Handwerkskunst, bleigefaßte Butzenscheiben haben sich, scheint es, aus den Ateliers in die Möbelhandlungen und Ausstattungsgeschäfte zurückgezogen.

Ganz ausgezeichnet ist das Genrebild vertreten, und zwar auch in buntester Mannigfaltigkeit der Stoffe und Darstellung. Ein gemeinschaftlicher, oft sich wiederholender Zug, der hindurchgeht, ließe sich auch hier vielleicht festhalten. Haben manche Künstler eine Vorliebe dafür, prachtvolle Gewänder, glänzend ausgestattete Räume zu malen und in Samt und Seide gewissermaßen zu wühlen, so findet bei anderen sich jetzt das Gegenteil; es ist eine gewisse Vorliebe da, die kahle Dachkammer oder die weißgetünchte Kellerspelunke des Armen zur Darstellung zu bringen und hungernde und verkommene Leute auch leibhaftig hineinzustellen. Es ist schwer, diese Bilder auf den Geist zu prüfen, der sie eingegeben. In einigen ist offenbar nur die Freude an krassem Realismus, in anderen der berechtigte Wunsch, dem Reichen ein ergreifendes Bild der Armut, ihm eine Mahnung zu geben und einen Spiegel vorzuhalten; in anderen wieder spricht sich offenbar sozialdemokratische Tendenz aus. Gerade diese Bilder sind es aber, welche häufig das Gegenteil der Absicht hervorrufen und daran erinnern, daß trotz aller Klagen über schlechte Zeiten, tausend und abertausend Leute aus dem Volk immer noch ausreichende Mittel haben, um die Bier- und Schnapsschenken, die Theater und Vergnügungslokale bis auf den letzten Platz zu füllen, oder, anders ausgedrückt, daß doch am letzten Ende nicht die gegenwärtige Staatsordnung und die kapitalistische Produktionsweise, sondern die Sünde der Leute Verderben ist.

Unter den Malern des Genre steht Knaus oben an. Er hat drei Bilder geliefert, in denen er sich selbst übertrifft. Ein Försterheim, in welchem dem heimgekehrten und durchnäßten Bewohner tapfer eingeheizt wird. Ein Gehetztes Wild, die Figur einer Bettlerin, die ihr Kind säugt, und endlich ein kleines Bild, in welchem außerordentlich viel liegt, es führt den Namen Ein genügsamer Mitbürger und stellt einen Aktenboten dar, der nicht nur wartet, sondern gern wartet, weil sein Beruf es so mit sich bringt und weil er der Erhaltung seiner Stellung jedes Opfer bringt. Der Typus des bornierten Kleinphilisters, der sich aus jeder besseren Lebenslage immer zurücksehnen würde ins Subalterne.

Vautier stellt uns eine humoristische Szene dar, einen Künstler, der ein kleines Bauermädchen als Modell und Staffage einer Landschaft benutzte; aber die ungeduldige Kleine ist entflohen und hält sich weinend in einer Ecke versteckt; der Maler verhandelt mit den Eltern über die Wiederauslieferung des Flüchtlings, den neugierige, dem Maler durch die halbgeöffnete Thür nachdrängende Schulkinder längst entdeckt haben. Spricht sich in diesem Bilde ein freundlicher Humor aus, so streift die Dar-

stellung eines Wahlaktes durch Ferdinand Brütt in Düsseldorf, bei welchem einem abstimmenden Bauern die Elemente des Gesetzes klar gemacht werden müssen, nahe an Karrikatur.

Der schon mehrfach (mit seiner Testaments-Eröffnung und mit der Politischen Verhaftung) äußerst glücklich gewesene Bokelmann gibt diesmal einen Dorfbrand; aber es gelingt ihm nicht, uns so zu packen wie früher. Ausgezeichnet dagegen ist das Bild von Emil Neide in Königsberg Am Ort der That. Eine Gerichtskommission stellt Untersuchungen an in einer Sandgrube, offenbar an der Stätte eines Mordes. Der der That Verdächtige steht abseits, von einem Gensdarm bewacht. Das Bild setzt uns in Spannung, wie die Sache enden wird, und wir trennen uns ebenso ungern davon, als wir dem Künstler sein anderes Bild Die Lebensmüden gern geschenkt hätten. Wer in aller Welt kann Freude finden, dem Doppelselbstmord eines Liebespaares beizuwohnen? Das erfreut und erhebt nicht, sondern verletzt und zieht herab.

Auch nicht ganz so glücklich als sonst ist der Jagdmaler Krönen gewesen, der zwei Hirsche in einer Brockenlandschaft kämpfen läßt; die Farben sind schreiend, was bisher bei diesem ausgezeichneten Künstler nicht der Fall war.

Zwei sehr nette Bilder, welche nicht nur zum Auge und Verstande, sondern auch zu Herz und Gemüt sprechen, hat Walter Firle in München uns gebracht, Morgenandacht in einem holländischen Waisenhause, ein Bild, welches der Staat richtig und vernünftig gehandelt hat, zu kaufen; und eine Sonntagsschule, in welcher der andächtige Ausdruck in den Gesichtern der lauschenden Kinder prächtig wiedergegeben ist.

Auch die Romantik des Märchens fehlt nicht. Paul Meyerheim hat die Fabel vom Fuchs und vom Storch, welche sich gegenseitig zur Mahlzeit einladen, mit Phantasie und Humor dargestellt; Otto Krille einen Auszug der Zwerge aus ihrem Bergverließ mit geschickt wechselnder Beleuchtung. Ernst Berger hat den schon von Krosack gemalten Jungbrunnen wieder aufgenommen und in phantastischer farbenprächtiger Darstellung auf einem großen, dreiteiligen Bilde glücklich vollendet.

Ebenso Ausgezeichnetes, als auf dem Gebiet des Genrebildes, ist in der Landschaft geleistet worden, mag es sich um glänzende Darstellung des sonnigen Südens handeln, oder darum, in Darstellung unserer kalten nordischen Heimat mit geringen Mitteln große Wirkung zu erzielen, mag es sich um tageshelle Wirklichkeit oder auch um dämmernde oder mondscheinbeschienene Romantik handeln.

Im Gebiet der Alpenwelt leisten von Kamecke und Graf Harrach das Hervorragendste. Beide sind Meister darin, nicht nur die Stimmungen und Beleuchtungseffekte glücklich zu erfassen, sondern auch darin, die Großartigkeit und Gewalt der Bergriesen darzustellen. Ungefähr ihnen gleich steht Gustav Meißner, wenn schon in dessen Landschaften etwas mehr Fleiß und etwas weniger geniale Kühnheit liegt.

Italienische Landschaften sind da: von Lindemann Frommel, von Oswald Achenbach, von Eduard Pape und vielen anderen. Die Vorzüge und Schwächen der Achenbachschen Bilder sind zu bekannt, als daß sich viel darüber sagen ließe. Römische Parks, im Glanz der südlichen Abendsonne, hat niemand so glücklich festgehalten als er. Bisweilen erschreckt uns aber ein mehr als gewagtes Impasto, ein unvermittelt roter Fleck in grauen Wolken oder irgend eine andere Härte in der Farbengebung derart, daß solche geniale Nachlässigkeiten oft den besten Wiedereindruck änderten. Sein Bruder Andreas Achenbach bietet wieder Mole, Dampfbot und das gewisse gelbgrüne Meer, welches wohl zuweilen, aber durchaus nicht immer so aussieht. Die Italienische Landschaft von Pape ist ausgezeichnet und hat im Unterschied von früheren Landschaften dieses Künstlers, welche meist etwas „geleckt" waren, an Natürlichkeit und Unmittelbarkeit sehr gewonnen.

Karl Salzmann hat ein großes Bild geliefert, Nach dem Sturm. Zwei

Schiffbrüchige werden auf ein wildes Eiland geworfen. Die Felsen sind wild, die Brandung ist wild und die Farben des Künstlers sind auch etwas wild.

Vortrefflich ist eine märkische Landschaft von Franz Schmidt: Am Müggelsee. Das Gemälde dieses Künstlers sowohl, als diejenigen von Scherres beweisen, was der kundige Blick und die liebevolle Versenkung auch aus dem dürren märkischen Sande, aus seinen Strohhütten und Kiefernwäldern hervorzuzaubern im stande ist.

In unserem Bericht über die Münchener Ausstellung hatten wir besonders hervorzuheben eine Ideallandschaft von Ludwig Willroider in München, welche den Tag des Zornes darstellte; einen ebenso düsteren Vorwurf hat der Künstler diesmal gewählt: die Sündflut, und das Lob, welches ihm damals gebührte, kommt ihm auch heute zu; es liegt eine tiefe und drückende, eine berechtigte Schwermut in den weiten, verlassenen Gefilden, die vom Wasser überströmt wurden, als alle Schleusen des Himmels sich aufthaten, um die Menschheit, weil sie Fleisch war, zu verschlingen, eine berechtigte Schwermut, wie sie z. B. auch Heinrich Lessing in seinen poetischen Landschaften liebt. Krankhaft dagegen und immer krankhafter mutet uns das an, was diesmal Böcklin geliefert hat und einige seiner Nachfolger — denn er beginnt leider schon Schule zu machen. Man kann nur bedauern, daß ein großes Talent sich eigensinnig daran setzt, Unverständlichkeiten und Unsinn zu malen; das größte seiner Bilder ist diesmal eine Heroische Landschaft: aus einem ultramarinblauen Meer ragt eine steile, mit italienischen Villen bedeckte Felseninsel empor, mit dem Festland verbunden durch einen sehr modernen Viadukt. Noch abenteuerlicher ist Die Toteninsel. Wir haben im ganzen gewiß nichts dagegen, wenn der unwahre Optimismus, wie er vor 100 Jahren Mode war, gründlich ausgefegt wird; behaupten wollen, daß der Mensch von Natur gut, die Welt die denkbar beste und daß eine Kluft zwischen Ideal und Wirklichkeit nicht vorhanden sei, ist ein Versuch, der durch die Erfahrungen eines jeden Menschenlebens Lügen gestraft wird; er widerspricht auch den klaren Worten der heiligen Schrift, welche immer wieder betont, daß nur durch viele Trübsal hindurch der Weg zum Leben führt. Daran hat also der Pessimismus recht, daß eine Kluft besteht. Sein Unrecht besteht nur darin, daß er sich dem einzigen verschließt, was den Gegensatz versöhnt; ja er leugnet, daß es eine Versöhnung gibt und infolgedessen auch, daß sie eben nur in Gott zu finden ist. Daher weht uns auch alles so kalt und schneidend an, was dem modernen Pessimismus sein Dasein verdankt, mag es nun gesprochen, geschrieben, gemalt oder gemeißelt sein. Es ist ein Evangelium des Todes, das alle jene Propheten verkünden, denen das Evangelium des Lebens, mit seiner Wärme und mit seinem Sonnenschein, noch nicht aufgegangen ist.

Auch das Ausland ist auf der Berliner Ausstellung vertreten, mit vielen schönen Gaben — nur Frankreich fehlt wieder. Aus England sind namentlich ganz ausgezeichnete Porträts gesandt worden, welche beweisen, daß dieser Zweig der Kunst dort in allerhöchster Blüte steht. Aber auch ein interessantes religiöses Gemälde haben wir von dort bekommen, eine Flucht nach Aegypten. In der österreichischen Abteilung fällt auf ein älteres Gemälde von Preyer, welches das schauerliche Ende einer Nordpol-Expedition darstellt, an welcher der Künstler selbst teilgenommen. Er ist einer von den wenigen Geretteten. Das Bild stellt uns ein eingefrorenes, mit seinem Vorderteil hoch in die Luft gehobenes Bot dar, in welchem sich halberfrorene Menschen im Todeskampf krümmen. Mit manchem ist es schon aus. Ein einziger steht noch aufrecht, mit seinem Gewehr bewaffnet, auf der Wacht, um die Eisbären zu empfangen, die zu einer reichen Mahlzeit heranschleichen. Das Bild ist prächtig und packend gemalt, für schwache Nerven vielleicht zu gräßlich. Auch die Belgier, Italiener und Spanier haben vortreffliche Sachen geschickt, ohne daß gerade Bilder darunter wären, über welche sich viel sagen ließe. Kritik im einzelnen ist wie gesagt nicht unsere Sache; dazu gehört mehr Papier, als uns zur Verfügung steht; wir müssen uns bescheiden, einige allgemeine Gesichtspunkte hervorzuheben. Nur aus der slavischen

Abteilung möchten wir noch den Marinemaler Aiwasowski nennen. Das von ihm zur Ausstellung gelieferte Bild ist freilich nicht so bedeutend, aber eine, vor kurzem in Berlin veranstaltete Sonderausstellung seiner Gemälde hat uns belehrt, daß er in Darstellung bewegter See und schäumender Brandung unseren deutschen lebenden Künstlern entschieden überlegen ist. Wir wüßten auf diesem Gebiet nicht einen einzigen, der ihm an die Seite zu stellen wäre. Wenn wir endlich auf das Gebiet der Porträts kommen, so soll in dem Lob, welches wir den Engländern bereits erteilt haben, durchaus keine Zurücksetzung unserer deutschen Künstler liegen. Im Gegenteil haben Gussow, Biermann und andere in Berlin, Rudolf Kuppelmeier in München und ungezählte andere, so Ausgezeichnetes geleistet, daß es dem Besten aller Zeiten und Völker unübertroffen zur Seite steht.

Wenn für diesmal das Gesamtergebnis unserer Wanderung, durch die Räume der deutschen Kunstausstellung, weder ein schlechthin einheitliches, noch ein schlechthin erfreuliches oder unerfreuliches ist, wenn es vielmehr die bunte Mannigfaltigkeit der geistigen, politischen, sittlichen, religiösen Richtungen wiedergibt, welche unser geeinigtes Vaterland noch immer zerklüften, so liegt mindestens kein Grund zum Verzagen vor. Im Gegenteil. Es steht gut auf dieser armen Erde, so lange das Gute überhaupt noch mit dem Bösen ringt, so lange, bewußt oder unbewußt, doch immer noch Christus der Markstein ist, an dem sich die Wege der Menschen scheiden.

Wir mögen aber auch die Hoffnung nicht aufgeben, daß der, zunächst nur äußerlich erfolgten Einigung unseres Vaterlandes, welche erreicht ist, auch noch die innere, das Uebereinkommen in den wesentlichen Grundanschauungen folgen werde. In den Anfängen größerer Selbständigkeit, der man eben jetzt die evangelische Kirche entgegenzuführen sucht, erkennen wir die fruchtbaren Keime einer eigenartigen Ausgestaltung, welche sie befähigen wird, die Führerin im geistigen und sittlichen Leben der Nation zu werden, und der ganzen Denkweise unseres Volkes Einen Grund und Ein Ziel zu geben. Und eben von dieser größeren Einheitlichkeit der Grundanschauungen erhoffen wir dann auch eine neue Blütezeit nationaler Kunst, eine Befreiung derselben von trübseligem Weltschmerz, glaubenslosem Pessimismus und krankhafter Freude am Häßlichen und Gemeinen. Wir hoffen eine Kunst, die uns auf profanem Gebiet vom Staub und Druck des alltäglichen Lebens, zur reinen Höhe des Ideals hinaufführt und uns endlich in ihrer höchsten Blüte, der religiösen Kunst, auch die höchsten und ewigen Ideale vermittelt, welche allen Staub und Druck der vergänglichen Erdenwelt unvernichtbar, in ewiger Jugend überdauern.

II. Bildnerei. Von Dr. Theodor Müller.

Die Zahl der in der Jubiläums-Ausstellung vorhandenen Bildwerke ist weit geringer, als die der Gemälde. Das liegt in der Natur der Sache. Der Bildhauer ist viel weniger in der Lage, für den Kunstmarkt „auf Vorrat“ zu arbeiten, da einmal Stoff und Versendung zu kostspielig sind, und da andererseits die Bildnerei weit mehr als die Malerei im Dienste der Baukunst steht, sich also häufig im Gegenstande und in der Auffassung des Darzustellenden dem Orte und der Umgebung so sehr anzupassen hat, daß eine Loslösung des einzelnen Bildwerkes vom Orte seiner Bestimmung und seine Aufstellung in der Schaubude den künstlerischen Eindruck völlig aufhebt. Auch sind die Besitzer kostbarer Marmor- und Erzbilder selten geneigt, dieselben den Gefahren einer Verschickung auszusetzen und einen Sommer hindurch die leeren Postamente zu bewundern.

Gleichwohl gibt das Vorhandene einen genügenden Einblick in das lebensvolle Ringen und Wagen, das auch in dieser Kunst die freudige Vorahnung einer größeren Zukunft erweckt.

Die größte Aufmerksamkeit verdienen diejenigen Bildwerke, welche man „realistisch“

zu nennen sich gewöhnt hat. Diese Richtung ist sehr mit Unrecht um einzelner thörichter Ausschreitungen willen in christlichen Kreisen verrufen. Daran ist nicht die Kunst selber schuld, sondern die Nervosität, die schreckhafte Reizbarkeit und klageselige Empfindelei so vieler Christen.

Wenn irgend etwas der Kunst die Freiheit der Anpassung an das moderne Leben verschaffen kann, das an und für sich nicht besser und nicht schlechter ist, als irgend eine „gute alte Zeit", so ist es das ernsteste Studium der Natur selbst. Was unsere heutige Landschaftsmalerei in zahlreichen bedeutenden Leistungen hoch über ihre eigene Vergangenheit erhebt, was unsere Bildnismalerei der Kunst eines Raffael und Rembrandt zum mindesten ebenbürtig erscheinen läßt: es ist nichts anderes als die treue Beobachtung und Wiedergabe der von Gott selbst, nicht von einer Malerschule, geschaffenen Natur und der Formen, welche sie der körperhaften Erscheinung des Gedankens, des geistigen Lebens verleiht. Eine neue Blütezeit wird auch der Bildnerei beschieden sein, wenn die Künstler aufhören, mit den Augen der Griechen sehen zu wollen, statt mit ihren eigenen. Freilich wird der den Geist in den Formen der Wirklichkeit nicht finden, der selbst keinen hat, und eine geistlose Nachahmung der Antike ist immer noch erträglicher als eine geistlose Nachformung der Natur. Auch ist es undenkbar, daß der Verzicht auf die Schablone, auf die mit stillschweigender Uebereinkunft anerkannten Schönheitsideale der Vergangenheit, für die Dauer eine individualistische Willkür erzeugen könnte. Dazu sind die Gesetze der Bildnerei zu durchsichtig und einleuchtend und dazu ist der natürliche Stiltrieb gerade in dieser den Mitteln nach so beschränkten Kunst zu mächtig. Wer fürchtet, daß der „Realismus" hier zum Castanschen Wachsfigurentum führen könnte, der hat die Besucher des Panoptikums und die Beschauer realistisch ausgearteter Bildwerke in den Ausstellungen nie mit kritischen Augen gemustert. Bloße Nachahmungen des Stofflichen (im weitesten Sinne) erwecken Neugierde, nicht Kunstfreude. Die erstere ist bald befriedigt, die letztere ist unerschöpflich. Der Künstler, welcher nur Neugierde zu erwecken strebt, wird nicht auf Käufer rechnen können, denn ein Blick auf sein totes Werk genügt dem Beschauer, jeder weitere Blick übersättigt. Nur Leute von so unverwüstlicher, kindlicher Neugierde wie die heutigen Italiener lassen sich realistische Darstellungen ohne geistigen Gehalt auf die Dauer gefallen; auch kindlich eitle Leute mögen eine Freude daran haben, solche Wunderpuppen zu besitzen.

Auf die Jubiläums-Ausstellung haben sich einzelne solcher realistischen Kunststücke verirrt, die als Studien ihren Wert haben, aber besser in der Werkstatt des Künstlers geblieben wären. Hermann Mayer (Rom) stellt eine „Mutter mit Kind" aus, die nur geschaffen zu sein scheint wegen ihres ungebändigten Haares und ihrer Gewandung aus gestreiftem Wollstoff. Die starre Leblosigkeit in Haltung und Gesichtsausdruck ist sehr zweckmäßig darauf berechnet, das Interesse des Beschauers nicht von der Bekleidung des Weibes abzulenken. Auch an „naturwahren" Badepuppen fehlt es nicht ganz. Eine nennt sich „Elegie" von Friedrich Beer (Paris) und ist nur eine Aktstudie aus rötlich bemaltem Thon — dem Katalog nach „verkäuflich", unserer Ansicht nach aber unverkäuflich, weil einfach unanständig, nicht mehr und nicht weniger. Ebenso stellt sich die „Hero" von Hippolyte Le Roy (Gent) dar, an deren theatralischer Haltung Grillparzer mitschuldig ist, die aber im übrigen nur den Zweck hat, uns die welkende Hautoberfläche eines an Gram oder Hunger leidenden Weibes in anatomisch genauester Wiedergabe zu zeigen.

Sinnliche Wirkungen beabsichtigen und haben diese Bildwerke nicht, wohl aber die „Susanna" des Kopenhagener Wilhelm Saabye, die technisch eine der vollendetsten Statuen der ganzen Ausstellung ist, aber mit der realistischen Richtung nicht das geringste gemein hat. Sie kann als Beweis dafür dienen, daß die sogenannte idealistische Formbehandlung keineswegs an und für sich keusch wirkt. Es soll nicht bestritten werden, daß diese „Susanna" als durchaus rein und ihrer großen Schönheit sich selbst unbewußt dargestellt ist, und daß darum der Beschauer auch eine reine Freude an der

ideal-schönen Gestalt empfinden kann; aber die Namengebung beweist schon, daß dies letztere nicht die Absicht des Künstlers ist. Darum müssen wir erklären, daß die öffentliche Schaustellung gerade dieses Werkes uns als eine Zwangsprostituierung aufs empfindlichste verletzt hat.

Als realistische Kolossalgruppe fällt die Darstellung einer „Szene aus der Sintflut" von Max Klein auf, der durch seinen löwenwürgenden Germanen bekannt geworden ist. Sie leidet an einer unklaren, durch die Rücksicht auf die statischen Verhältnisse mehr als durch die Idee des Ganzen begründeten Verschränkung von Felsen, Löwen- und Menschenleibern. Man gewinnt erst einen Ueberblick über diesen Knäuel, wenn man die Gruppe von allen Seiten betrachtet; aber dann sieht man auch, daß sie eigentlich nur von einer Seite betrachtet werden darf, um eine erträgliche Silhouette zu ergeben. Die trotzige Kraft des Mannes, der sein Weib vor dem übermächtigen Wogenschwall erretten möchte, sie darum auf den Berggipfel getragen hat und sie nun hoch über sich emporhält, das Vergebliche seiner Anstrengung schon erkennend, ist vortrefflich zum Ausdruck gebracht und entschädigt für einige Uebergriffe in das Gebiet des Malerischen.

Auch Hermann Volz (Karlsruhe) hat in seiner Gruppe „Ein Kampf" dem üblichen pyramidalen Aufbau zuliebe auf eine genügende Begründung der Gliederlage verzichtet. Es ist hier nicht der Ort, dies im einzelnen nachzuweisen, und vor allem möchten wir über diesem in die Augen fallenden Mangel nicht versäumen, auf die Großartigkeit der Auffassung hinzuweisen, welche diese Gruppe auszeichnet. Ein riesenstarker Mann ringt mit einem Löwen; es ist ihm gelungen, seinen rechten Arm um den Hals des Tieres zu schlingen und dessen Kehle zu fassen; weit reißt es den furchtbaren Rachen auf und man glaubt, seinen Todesschrei zu hören; der nächste Augenblick wird die Bestie tot zu den Füßen des Siegers legen. Von der meisterhaft dargestellten Anspannung aller Kräfte bei Mann und Tier eine Schilderung zu geben, ist unmöglich. Nur schade, daß der Beschauer leicht auf den Gedanken kommt, es handle sich um eine Wette, das Tier nur mit einer Hand zu erwürgen.

Vor solchen Fehlern schützt aber auch die griechische Formbehandlung nicht, wie sie Ernst Herter (Berlin) noch übt. Sein „Sterbender Achilles" ist wenig glaubhaft trotz aller Schönheit. Der Pfeil, welcher ihm, der nachhomerischen Sage entsprechend, in der Achillessehne steckt, ist stark genug, ihm Schmerzen zu bereiten; aber das Mitleid, welches sein schmerzverzogenes Antlitz erregt, wird sehr abgeschwächt, wenn man sehen muß, daß der Held mit aller Kraft an dem Pfeilschafte zieht, offenbar zu keinem anderen Zwecke, als um pyramidale Umrisse zu erhalten.

Die schönste Leistung realistischer Kunst zeigt uns Gustav Eberlein (Berlin) in seinem „Dornauszieher". Es ist freilich nur ein Genrebild, aber von solcher Frische und Wahrheit und im ganzen so tadellos gearbeitet, daß man sich nicht satt sieht an diesem bedauernswerten Hirtenbübchen. Das andere Werk Eberleins „Venus, Amor züchtigend" ist ein sehr anmutiges Genrebild von entzückendem Humor. Eberlein liebt es, den Marmor leicht zu färben, um ihm die Kälte der Neuheit zu nehmen. Man wird seinem Verfahren nur Beifall geben können.

Robert Diez (München) hat das Original seines „Gänsediebes" auch hier wieder ausgestellt. Es war unseres Wissens das erste realistische Kunstwerk, das allgemein gefiel und auch heute noch mehr beweist, als alle Theorie. Auch sein neues Werk „Geheimnis" ist vortrefflich gelungen. Es stellt eine Nixe dar, welcher ein Zwerg wunderbare Märchen erzählt. Vielleicht kommt noch einmal ein deutscher Bildhauer auf die Cauersche Idee zurück, dem deutschen Volke seine Märchengestalten in Bildwerken nachzuschaffen; Cauer hat Theaterfiguren daraus gemacht. Diez würde sie ohne Zweifel so wiedergeben, daß die deutsche Jugend sie mit jubelnder Zustimmung als echt anerkennen würde.

Von anderen Genrebildern findet der reumütige Knabe von Franz Ochs dem Jüngeren viel Beifall. Doch scheint uns die Realistik in dem vom Weinen ge-

schwollenen Gesichtchen des Guten zu viel gethan zu haben, wenn auch das Grimassenhafte glücklich vermieden ist.

Da es nicht unsere Aufgabe ist, eine erschöpfende Besprechung aller ausgestellten hervorragenden Werke zu geben, so wenden wir uns nun den Bildnissen zu. Auch hier sehen wir die unverkennbaren Vorzüge der neueren Richtung; aber es scheint uns, als ob man das schwierige Problem einer wirklich bildnerischen Behandlung des Augapfels auch in unserer Zeit nicht lösen kann. Ihn in seiner runden, ausdruckslosen Oberfläche darzustellen oder die Pupille zu vertiefen und etwa noch den Lichtpunkt erhaben auszusparen ist beides nur Notbehelf. Im ersteren Falle sieht er tot aus, im letzteren wurmstichig. Eine ganze Reihe von Figuren und Büsten schließt darum die Augenlider fast völlig, was offenbar Unterschleif ist. Zur Ausfüllung der Augenhöhlen mit Edelsteinen wird sich unsere Zeit schwerlich verstehen. Eine Bemalung des Augapfels hat auch wenig Zweck, wenn dieselbe nur die Farbe andeutet — und mehr kann man nicht verantworten. Es wird also stets ein Mangel der Bildnerei bleiben, daß sie den treuesten Spiegel der Seele, das Auge, mit ihren Mitteln nicht wiedergeben kann; dieser Mangel kann aber zum Vorteil werden, wenn er den Künstler veranlaßt, Miene und Haltung mit aller Kunst zum Ausdruck des Seelenlebens zu gestalten, zumal im Bildnis.

Wir haben vortreffliche Leistungen auf diesem Gebiete in der Ausstellung zu bewundern, zumeist freilich Bildnisse, die schon länger bekannt sind und darum hier übergangen werden müssen. Das meiste Aufsehen erregen mit Recht die Arbeiten des Wieners Viktor Tilgner, die zum Teil einen leichten Stich ins Rokoko zeigen. Namentlich ist dies bei einem Bildnis der „Frau Baurat W. in Wien" der Fall, welches noch durch eine leichte Bemalung des Marmors an Reiz gewinnt. Etwas zu kraß naturgetreu will uns Tilgners Bildnis des Bischofs Heiller in Preßburg erscheinen. Entsprach es wohl dem Gegenstande, in das Gesicht den Ausdruck ermüdeter Sinnlichkeit und, einer nur zum Zwecke der Repräsentation, erzwungenen Energie zu legen? Gab es kein anderes Mittel, das Bild als dasjenige eines Bischofs kenntlich zu machen, als daß ihm ein Kruzifix auf den stattlichen Leib gehängt wurde? Oder wollte der Künstler ein furchtbar grausames Sinnbild liefern? Die Schwäche des Alters im Kampfe mit Wille und Pflicht darzustellen eignet sich das Bild einer öffentlichen Persönlichkeit am wenigsten.

Von den hierher gehörenden Werken jüngerer, noch unbekannter Bildhauer haben uns besonders die beiden Bildnisse von Clemens Buscher (Düsseldorf) gefallen: „Porträtbüste des Professors W. Camphausen" und „Porträtbüste eines Jünglings". Beide sind wirklich Charakterbilder, die eine den schaffensfrohen bedeutenden Künstler, die andere den unbefangenen frischen Knaben lebensvoll, trotz des toten Gipses, wiedergebend.

Von eigentlich religiöser Bildnerei ist nichts Nennenswertes ausgestellt. Es kann aber nicht ausbleiben, daß die Zeit der süßlichen, konventionellen Behandlungsweise der biblischen Gestalten, wie sie Robert Cauer und andere noch lieben, vor dem auch hier erobernd vorgehenden „Realismus" verschwindet. Der moderne Mensch will die Gestalt des Heilandes nicht in gräzisierender oder rationalistischer Verblassung dargestellt sehen, sondern in echten, durch und durch vergeistigten Formen. Die sogenannten Schönheitslinien der Antike sind am wenigsten geeignet, die ganze unendliche Erbarmungsliebe, den Abgrund des Leidens für unsere Sünde, die göttliche Weisheit des Erlösers wiederzuspiegeln. Wir sehen die Zeit kommen, wo man die glatten und platten Christusideale mit ihren gebrannten Löckchen und gekräuselten Bärtchen, wie sie uns der Rationalismus überliefert hat, als Blasphemien verurteilen wird. Die Religion des Kreuzes ist der griechischen Kunstrichtung unzugänglich geblieben; wir dürfen hoffen, daß Geist und Wahrheit des Christentums sich dem werdenden Künstlergeschlecht rein offenbaren wird, da man es nun lernt, sich dem Gegenstande hinzugeben, statt ihn in überlebte Formen pressen zu wollen.

Der Buchstabe A.

Eine Rezensions-Novelle für Leserinnen — und für Gelehrte.

Von

Professor Dr. L. Schaedel-Darmstadt.

Major v. Wöllner ist einer der pensioniertesten Pensionäre, die es selbst in M. gibt. In der That ein sehr bequemer und sehr stiller Herr, bei dem man sich nie über etwas zu wundern hatte, als daß er Gretens Vater sein durfte, die die Lebhaftigkeit in Person war. Zu den Büchern „hatte er ein eigentümliches Verhältnis, er liebte sie eigentlich nicht, im Grunde waren sie ihm zuwider", wenn ich mir diese Goethesche Wendung aneignen darf. Höchstens stille Sachen, bei denen die Pfeife nicht ausgehe, wie Adalb. Stifters späteste Schriften oder G. Kellers Martin Salander paßten zu dem langsamen und festen Tempo seiner Seele. Und er war denn viel bei der Pfeife zu Hause. Nicht nur bei seiner Pfeife. Ich wenigstens begriff es, daß jene vier Wände ihn fesselten, in denen ihm Grete die beste Tochter war, aus der ich armer Junggeselle — wie gerne! — die beste Gattin gemacht hätte! Aber immer erstarb mir das wagnisvolle Wort auf den Lippen — mir, einem abgefallenen Philologen und seit kurzem Redakteur einer konservativen Zeitung, der den Sottisen jedes Preßju—nglings „Pflock stehen mußte", wie wir auf dem Fechtboden gesagt hatten! Wie manchen ungeschriebenen Werbebrief und rührende Liebeshymne konvertierte ich in bulgarische Leitartikel, und während ich dem Publikum eine größtmögliche lokale Distanz zwischen Franzensbad und Olmütz vorzurechnen strebte, dachte ich nur daran, diejenige zwischen Greten und mir zu verringern. Es mußte mir aber vorerst genügen, Wöllners manchmal zu besuchen, mit Greten meine Feuilletons zu interpretieren und den alten Herrn einmal wöchentlich an einem Stammtisch zu verehren, dessen festen Kern 5—6 alte Erlanger Universitätsfreunde bildeten. Wie bitter war es also für meinen Major, der wie die Zidonier stille (Richter 18, 7) dahinlebte, daß ein großer Teil des bier- und skandalsüchtigen Publikums in M. ihm acht Tage lang auf der Straße nachsagte, er wolle mit einigen Freunden ein Konversationslexikon in Konkurrenz mit der „Deutschen Encyklopädie" herausgeben! Diesen Verdacht bis in seine unheimliche Quelle zu verfolgen und meinen Gönner öffentlich zu rechtfertigen, übernehme ich hiermit, und ich thue es allerdings nicht nur für die schönen Augen des Majors, sondern — jede Leserin ahnt schon für wessen.

Die Sache war aber die. An unseren Stammtisch brachte am Gravelottetag der Jurist Dr. Rechthaber den eben fertig gewordenen ersten Band der „Deutschen Encyklopädie"

und entfachte eine erbitterte Debatte, da er den stattlichen Band, der das A enthält, herausfordernd hintürmte mit dem Pronunciamento: „Hier, liebe Deutsche, diese da halte ich für die beste Realencyklopädie und will's euch mit drei Worten beweisen: 1. wird jeder Artikel gezeichnet und nicht aus dem Versteck der Anonymität herausgeschleudert; 2. ist die Mitarbeit nicht an eine Ganerbschaft von wenigen Dutzend patentierten Autoritäten verteilt, sondern an viele hundert Spezialisten; 3. kostet dies ganze Werk in 16 Halbbänden nur 60 M." „Gehen Sie doch," rief der Philologe Quellmacher vornehm, „mit Ihren Rodomontaden! Wahrhaft Gebildete lassen sich auf Konversationslexika überhaupt nicht ein! Seminaristen und bildungssüchtige Gattinnen auf dem Lande, wie Freytags Amtmännin, mögen sich darin aufmuntern, nicht aber Leute von ernsthaften litterarischen Bedürfnissen. Wer hat denn je bei Pierer, Brockhaus oder Meyer von 10 gesuchten Namen und Daten auch nur 5 wirklich gefunden? Oder glauben Sie bei uns noch dieselbe Begeisterung zu erwecken, die einst Basedow sein armes Töchterchen Encyclopaedia praenumerantia taufen ließ?" Hier goß der Mediziner Wenninger Oel auf die empörten Wogen Quellmacherscher Beredsamkeit mit der schmeichelnden Bemerkung: so entlegene litterarische Bedürfnisse, wie sie unseren gelahrten Freund plagten, könne man freilich nicht aus einer für allgemeinen Gebrauch geschriebenen Encyklopädie sättigen, und die Bücher, meinte er zweideutig, die Quellmacher belehren könnten, müßten meist noch geschrieben werden. Jedenfalls, bemerkte der Historikus, dürften die Anbeter der Göttin Wissenschaft auch nicht vergessen, daß sie eigentlich einem Polytheismus huldigten. Unstreitig gebe es der Wissenschaften ebenso viele, d. h. ebenso viel Philosophien, Theologien und andere -ien, als es Richtungen des Willens und Gemüts gebe. Und das Leugnen sei Heuchelei oder Anmaßung. Es sei daher nicht gleichgültig, in welchem Sinn und Geist die Encyklopädie geschrieben sei. Es sei eine Kapitalfrage, wenn in Meyers Encyklopädie ein bekannter radikaler Theologe die Gottesgelahrsamkeit besorge, während in der „Deutschen Encyklopädie" von einem gläubigen Lutheraner der Artikel „Abendmahl" geschrieben sei, den wieder bei Brockhaus ein entschlossener Zwinglianer angefertigt habe, was er von seinem Freund Goetze wisse. „Wie es uns alle angeht," fuhr er fort, „ob „Atomismus" und „Anziehung" von Materialisten oder Theisten geschrieben sind, so wird Quellmacher auf Homer und Aeschines, Horaz und Laokoon gespannt sein; der Theologe greift zuerst nach charakteristischen Artikeln wie Wunder, Offenbarung, Christus — und ich meinesteils gestehe, Tiberius, Wallenstein, Cromwell und Stein nicht als Adiaphora aufzufassen. Wissen wir nicht, wie einst unsere Väter von Brockhaus mit liberalen Phrasen krank gefüttert wurden?" „Mir ist's nur erfreulich," rief der Baron, „wie der nationale Standpunkt in einigen Artikeln der mir bekannten Hefte selbst gelegentlich zutage tritt, z. B. in Argout und agents provocateurs, und daß die Redaktion Farbe bekennt bei der bösen Ludmilla sogar, und schließlich daß der Professorenstandpunkt nicht so einseitig herrscht. Wie man denn im Brockhaus alle braven Gelehrten namens Abel, aber den bayrischen Minister dieses Namens kaum und den hessischen Abbé gar nicht behandelt findet; und wie muß sich der Adel dort feige Sottisen sagen lassen wegen 1848! Endlich, meine Herren, gehen Sie hin und betrachten das weise Maß in der Illustration bei Artikeln wie Affe, Auge, Aberration u. a." „Genug," rief Pfarrer Goetze, „seit wann ist's Sitte an unserem Tisch, über Dinge zu reden, die wir nicht alle wirklich kennen? Heute in acht Tagen treffen wir uns hier wieder, und unterdessen nimmt jeder die „Deutsche Encyklopädie" von seinem Fachstandpunkt aus fest aufs Korn!" „Zur Strafe für diese Gründlichkeit," rief Rechthaber, „soll Götze dann den advocatus diaboli für die abwesende Encyklopädie machen und sie offiziell verteidigen, da er ohnehin allein in allen Sätteln ziemlich gerecht ist!" „Ich stehe für nichts," brummte der Major behaglich, „ich werde es Greten überlassen, das Ding anzusehen!" — Es kostet mich eine gewisse Ueberwindung, dem Leser einzugestehen, in welcher Weise meine Freunde das Werk kennen lernten. Sie kauften

es zunächst nicht — ach, sie waren gute Deutsche!*) Dagegen ward es nun auf der Königl. Bibliothek eine Woche lang täglich bis zum Bibliotheksschluß eine Hauptaufgabe des ausgebenden Sekretärs Dr. Gummi, ernst aussehenden Herren, die förmlich darum Queue standen, die „Deutsche Encyklopädie" Bd. I hinzureichen, und da er diese zielbewußten Forscher zugleich mit dem Bleistift hantieren sah, so zehrte die Angst um Schonung des Kgl. Bibliotheksbuches sichtlich an der braven Beamtenseele. Besonders auffallend war es ihm, daß auch die anderen drei Konversationslexika meist zugleich verlangt wurden, und daß der Major, dem Dr. Gummi zwar nie an dieser stillen Stätte seines dienstlichen Waltens, sondern nur im Bräuhause begegnet war, mehrmals lächelnd und ermunternd bei diesen neuen Encyklopädikern gesehen ward und eine Art Oberaufsicht zu führen schien, die ich unvorsichtigerweise beinahe eine intellektuelle genannt hätte. Das Lesezimmer der Bibliothek war der Geburtsort jenes lächerlichen Gerüchtes, welches den Major um seinen guten illiteraten Namen bringen sollte, und es war die Rache eines über das Maß gequälten Sekretärs. Denn bald ward v. Wöllner in jeder Straße auf sein Konversations-Lexikon angeredet, und die Stadt M. glaubte es acht Tage lang, er sei ein Skribent geworden! Mitten in der Woche erhielt ich denn ein Billet, angefüllt mit den hohen, steifen Buchstaben meines militärischen Freundes, die mühsam und gebrechlich bei einander standen wie eine Reihe invalider Unteroffiziere, und von folgendem Inhalt: „Lieber Doktor! Wenn Sie wieder zum Whist zu mir kommen, werde ich Ihnen von einem lächerlichen Gerücht erzählen, vor dem Sie mich in Ihrem geschätzten Organ in Schutz nehmen müssen." Soweit schien Grete an der Redaktion teilgenommen zu haben. Wer weiß, welche häusliche Verpflichtung sie entfernt hatte, denn das Folgende zeigte einen entschieden anderen Stil und entfaltete seine Kraft mehr in Interjektionen. „Infames Lexikon! — Können großen Gefallen thun! — Na, dann werden wir ja mal weiter sehen!" Ihr v. W.

Jetzt war mein Plan fertig: hatte Werner durch Liebe und Trompetenblasen gewonnen, so mußte ich Greten durch Liebe und Artikelschreiben verdienen. Weislich beschloß ich aber, die Stammtischsitzung zuvor abzuwarten, um den rein persönlichen Anlaß meiner Erklärung vor dem Publiko mit dem sachlichen Ernst einer inhaltreichen Rezension drapieren zu können. Am Stammtisch erklärte sich Goetze bereit, das Präsidium zu übernehmen, da er für seine Wissenschaft fast nur zu Lobe Anlaß finde. Denn er sehe, was das Ausschlaggebende, die Stellung des Offenbarungsglaubens aufs entschiedenste wahrgenommen, überall aber auch die Ergebnisse der positiven Wissenschaft (nicht der Tendenzlüge) lückenlos eingetragen. Selbst Schriften aus 1886 wie Harnacks Dogmengeschichte seien noch benützt. Auch sei es wohlgethan, bei Differenzlehren zwar Katholiken (Funk, Mosler) das Wort gegönnt, aber die wichtigsten Biographien von Kirchenvätern evangelischen Forschern übertragen zu haben. Man möge auch beispielsweise den Artikel acta Sanctorum mit dem Brockhausschen vergleichen! Besonders sei der biographische Teil von nicht dagewesener Vollständigkeit: bei Brockhaus werde man Alting und Amesius vergebens suchen. Selbst kleine Artikel wie „Aergernis" (L. Schulze, Rostock) seine wahren Kunstwerke. Der Artikel Amos erinnere ihn wehmütig an die Zeit zurück, wo er zu Delitzschs Füßen gesessen, und die junge Seele noch in der ersten und schönsten Liebe geglüht habe. Allerdings habe bei Abälard die große Bedeutung des Mannes im Fluß der Scholastik mehr hervorgehoben werden können; dann werde, wie in Meyer, die sitzende Kommunion fälschlich als allgemein-schweizerisch bezeichnet. Bei Apollonius von Tyana fehle die indische, also die allermerkwürdigste Reise, die Philostratus erzählt, und Chr. F. Baurs Schrift über ihn sei nicht genannt bei der Litteratur; auch hätte bei Ammon dessen charakteristische Haltung in der Unionsfrage immer berührt sein sollen. Vielleicht wollte der Pfarrer noch einiges bemerken, aber bei dem Philologen Quellmacher nahm man schon bisher diejenige krampfartige Beweglichkeit

*) Sie haben es jetzt alle gekauft, wie ich mit Stolz nachträglich hinzufüge.

wahr, welche bei Festrednern zutreffend das Maikäfern genannt wird, und deren innere Ursache schon bei Hiob 32, 18 ihren Ausdruck findet. „Lassen Sie mich, meine Herren," rief er fast drohend, „konstatieren, daß ich im Namen meiner Wissenschaft bei aller Anerkennung für zahlreiche Artikel, unter denen ich Aristoteles besonders hervorhebe, einige Reklamationen zu erheben habe! Ich vermisse die Artikel, aber ich vermisse sie auch in ähnlichen Werken: amphidexter (Leibniz); Aseiburgium (Tacitus); Arin; Aprosdoketon, Agariste; ich behaupte, daß ein Vidius Asinius Pollio (S. 6) nicht existierte, da nur Vibius ein römischer Name ist — doch steht das auch schon in ähnlichen Werken falsch. Sodann glaube ich, daß Ammianus Marcellinus größeres Eingehen verdient hätte; daß bei Aristophanes dessen Bekanntschaft mit Sokrates (Symposion!) zu beachten, und daß Anakrusis vollständiger zu behandeln war. Gleich im ersten Artikel fehlt das imperative a (waffenä u. dgl.) und überhaupt finde ich der Etymologie der Wörter nicht allgemeine Aufmerksamkeit zugewandt. Warum werden griechische Wörter mit ae begonnen (Aesymineten)? Weshalb ist Archipel, Ampsivarier, Asturien nicht abgeleitet und bei Ain die erste Bedeutung (Auge = Quelle, vergl. Meerauge) nicht gegeben? Nur damit hängt zusammen, daß Oegisdrecka unter Ae erscheint und Capitanata falsch abgeleitet ist." Hier fiel ihm der Pfarrer ins Wort, daß der letzte Fehler (S. 695) durch S. 777 verbessert werde; daß das imperative a sogar in zwei berühmten Fachlexika fehle, und wenn soeben durch das Wort Arin angedeutet sei, der betreffende Band Peschel-Löwenberg sei nicht benutzt, so widerlege dies S. 494 durch das eine Wort chylacomylus. Vor allem aber habe Quellmacher die prinzipielle Grenze zwischen einer Realencyklopädie des klassischen Altertums wie Pauly und einer allgemeinen nicht beachtet. Da müsse man die in der Politik so beliebte Abgrenzung der Interessensphären gelten lassen. Die Etymologie aber sei vielfach ein Sumpfboden voll trügerischer Irrlichter. „Oder hat," sagte er, „die D. Encykl. nicht recht, daß sie in dem trefflichen Artikel Admiral lieber keine bietet als die in ihren Kolleginnen (und Weigand!) gegebene falsche Ableitung vom Arabischen statt von admirabilis? (Cassiodor). Und verbot es nicht," bemerkte der Schalk, „die Artigkeit, beispielsweise das noch nirgend erklärte „Asmus" aus den simplizianischen Schriften zu erläutern? Oder sollten alle jene gewagten Worterklärungen fortgepflanzt werden, etwa in dem trefflichen Artikel Alamannen auch die des Papstes Pius II. (Germania) von ad Lemanum? Uebrigens ist der Etymologie gebührendes Recht gewährt: suchen Sie doch im Brockhaus die Ableitung des Städtenamens Amorbach! Und erbauen Sie sich ferner an der Gründlichkeit, mit welcher der Artikel Atreus beispielsweise selbst Prellers Mythologie übertrifft." Hierauf lobte der Mediziner ein wenig ironisch die Treue im Kleinen, welche unser Quellmacher wieder einmal gezeigt habe, und begann nicht ohne Bezug auf dessen Erwähnung des Wortes Ain gerade die Gründlichkeit und Anschaulichkeit des Artikels Auge zu loben, aus dem auch der Schulmann Schulhygiene studieren könne. Ueberhaupt seien die von den ersten Autoritäten verfaßten Artikel aus der Medizin (z. B. Amputation, Asphyxie, Aussatz, Absonderung) jedes Lobes wert. Aber nicht nur die Medizin, auch die beschreibenden Naturwissenschaften seien wie die Mathematik aufs schönste bestanden; Abhandlungen wie Algen, Acephalen, Astronomie, Algebra, Atmosphäre dem Fachmann die angenehmste Erinnerung, da sie doch auch der Laie verstehen und ausnützen könne. Und wenn es gleich bei einem Aufsatz („Anpassung") zuerst erscheinen wolle, als werde nun der Darwinismus mit allen seinen Konsequenzen hereindrängen, so werde solcher Schein widerlegt durch „Anziehung" oder „Agassiz", den Brockhaus so übel behandelt habe, und den unser Pfaff — ach, er war unser! — hier in so würdiger Weise erfaßt habe. Besonders nützlich seien ferner die balneologischen Artikel, die den Bäderalmanach ersetzen könnten. „Glücklich," rief dann der gute Wenninger, „wessen Blick zuerst auf jene Blattseite fällt, auf der „Aesthetik" schließt und „Asthma" beginnt — zwei klassische Arbeiten — oder wer wie ich bei Meyer und Brockhaus den griechischen Arzt Aetius umsonst gesucht hat und ihn endlich in der „Deutschen Encykl." findet!" Kaum hatte er den

griechischen Namen genannt, so begann bei Quellmacher, dem offenbar nicht sattsam getadelt ward, wieder jene unheimliche Regsamkeit, und diesmal suchte er sogar drohend in den Taschen. In der gerechten Befürchtung, es möchten weitere Korrekturmaterialien zu Tage treten oder eine Ode an Grete, deren er schon früher bei passenden Gelegenheiten als entfernter Hausfreund ohne sonderlichen Erfolg angefertigt hatte, setzte ich unbeachtet den Fuß auf ein weißes Blättchen, welches von seiner Rückseite dem Boden entgegenflatterte. Bald erlosch daher in seinen Mienen das Phosphoreszieren unheimlicher Strebsamkeit, und entwaffnet erstarb er allmählich hinter seinem Humpen. Während jetzt eine allgemeine Unterhaltung beginnen wollte, neigte sich Baron Kottwitz zu seinem Nachbar, dem Historikus, und sagte laut lachend, wie nur ein guter Mensch so einig mit sich lachen kann: „Ich freue mich, einmal ein Nachschlagebuch zu haben, das auch über Jagd und Sportsachen gediegenen Aufschluß erteilt: auch über Auerhahn, Artischocke, über Austern u. dgl., und nur unser Quellmacher wird bedauern, daß bei den Anthropophagen die Clemmsche Tabelle über die Güte des Menschenfleisches der verschiedenen europäischen Nationen vergessen ist. Aber zu diesen braven Wilden könnte man ja die Jesuiten behufs weiterer Erforschung der Sache schicken, von denen der Artikel „Ausweisung" verlangt, daß man sie doch irgendwohin schicken müsse! Wundere mich nur, daß bei Armüre die grande armure des Florettfechtens weggeblieben ist, bei der man sich so zierlich langweilen kann! Aber im Ernst zu reden, wo fände man sonst die aktuellen Fragen über Arbeit, Arbeiterkolonie, Armenwesen, Agrikultur, Agrarpolitik so gründlich gebracht, daß sie den Fremdling zu jedem Spezialstudium befähigen? Wo die militärwissenschaftlichen — der Major nickte achtungsvoll und zeremoniös — und die genealogischen von solcher Ergiebigkeit? Die Askianer, die Asseburg, Auerswald, Auersperg, Arnim (Harry kommt im Nachtrag!) oder gar diese 64 Alexander? Kennt unser Historiker sie etwa alle?" Der fuhr ein wenig zusammen und entgegnete: „Wenn ich derart provoziert werde, muß ich hinwieder schon gestehen, was mir von meinem beschränkten Standorte aus auffiel. Man kann doch durchaus nicht sagen, Josef II. habe die Scheldeschiffahrt „unterdrückt". Sonst aber müßte ich den Unterschied von Spezialforschung und Encyklopädie vergessen haben und den hier leitenden Grundsatz der Aktualität, der gegenwärtigen Wichtigkeit, wenn ich mich beklagen wollte, daß ich mich nach arenga, apprecatio, Aimoinus, Arno v. Salzburg und dem Archipoeta vergebens umgesehen habe; oder wenn ich mich wunderte, z. B. die Dichterin Prinzeß Amalie von Sachsen mehr als die große Landgräfin dieses Namens (von Kassel) beachtet zu sehen. Wie eingeweiht berührt dagegen die Auffassung Aneillons, des prince consort, unserer Kaiserin! Auch von der Litteratur ist das Wichtige beigetragen, und es ist nicht belangreich, wenn bei E. M. Arndt Loesche's hübsche Monographie fehlt. Für eine geistvolle Betrachtung der Geschichte nehme man „Adel" und „Absolutismus" als Probe. Vorzüglich ist dann die Geographie berücksichtigt. Der Artikel Abessinien von G. Rohlfs genießt bei uns eine gewisse Berühmtheit; aber es geben ihm Afghanistan, Armenien, Argentinien, Algerien und Atlantischer Ozean nichts nach. Und zur Auslage dieser Stärke bieten die vier mit A beginnenden Erdteilnamen reiche Gelegenheit. Wenn da nur am Rand oder unten Unterabteilungen beigedruckt wären, um dem Suchenden Zeit zu ersparen! Die Topographie ist weit eingehender und konsequenter gepflegt wie bei Meyer und bei Brockhaus; Pierer steht vielleicht ebenso hoch. Einen kleinen ethnographischen Irrtum zeigt „Amerika", wo das sogen. Männerkindbett ein eigentümlicher Gebrauch der Südamerikaner genannt wird", „während", fiel Goetze ein, „M. Müller und Peschel die „couvade" ausführlich erklärten."

Diejenigen Freunde in unserer Runde, welchen die Diskussion erschöpft schien, der Baron und der Jurist namentlich, sahen beängstigt auf den Major, der schon länger an einem Zettel mit Notizen offenbar ergebnislos glättete, und schlugen Schluß der Debatte vor. Und da mein alter Freund wie Goethes Scythe eigentlich ins Reden keinen Vorzug setzte, ließ er sich leicht bestimmen, vom Vortrag abzustehen. Ich

meinerseits würde aber glauben, einen Raub am Leser zu begehen, wenn ich den Inhalt nicht verriete: war es doch Gretens und mein gemeinsames Machwerk, festgemauert vor einer der Whiststunden. Die Artikel, welche von Grete herrührten, bezeichne ich mit ihrem Namen Gr. und mit ihrer Forschungsquelle — alle anderen, ich gestehe es, rührten von ihrem unwürdigen Mitarbeiter her, abgesehen von der wunderbar einfachen Grunddisposition, welche der Major aus eigenen Mitteln zugegeben hatte, und die in den Buchstaben l (loben) und t (tadeln) bestand. Tadeln: Padilla (Artot) war „vorzüglicher Bariton" (letztes Gastspiel, Gr.); Auerbach a. d. Bergstraße liegt nicht 512 m, sondern Fuß hoch (Badereise 1885. Gr.); Astrallampe fehlt (Gesellschaft beim Finanzminister; Gr.). Bei Aphrodite und ihrem Stern war zu erwähnen, daß im Mittelalter die Venus der Gottesmutter zugeteilt wurde, die selbst auch als der Meerstern gepriesen ward (ich). Loben: Annonce, gründliche Arbeit (Gr.); ebenso Amiel (französ. Konversationsstunde, Gr.); Argot (ebendaher, dieselbe). Abakus nirgends so allseitig und anschaulich (ich). Anfliegen (wunderschön; kranke Tante. Gr.). Mit vorzüglichem Urteil geschriebene Artikel über Maler (Gr. und ich). Wir hätten vielleicht noch mehr herausgebracht, aber ich beschwerte mich über die Kürze und Undeutlichkeit des Artikels Amor und verlangte, Grete solle mir ihre Ansichten über die Rolle dieses Heidengottes in der Gegenwart weitläufiger exponieren; und darüber kam die Whisttstunde und die Whisttanten!

Der Stammtisch trennte sich an diesem Abend in ziemlicher Verwirrung. Weithin durch die Straßen hörte man Diskussionen, deren Ausgangspunkte zur Verwunderung eines intelligenten nächtlichen Sicherheitsorgans lauter mit A beginnende Wörter bildeten. Ich aber flüchtete mich mit jenem erbeuteten Zettel unter die nächste Laterne und fand allerdings nichts weniger als eine Liebesode, sondern auf schmalem Papier die ganze übrige Weisheit des trefflichen Quellmacher, „alles, was er sonst noch auf dem Herzen hatte" gegen die „Deutsche Encyklopädie". Da er mich nun stets als entarteten Philologen etwas hart zu halten pflegte, so machte ich mir ein Vergnügen daraus, ihm andern Tages den Zettel mit den entsprechenden Aufklärungen, die er mündlich hatte geben wollen, postalisch zuzustellen. Ich erinnere mich daraus folgender Notamina: „Es fehlen: Aubette; Aleth; Anholt; Atair (Stern) s. Adler; Druckfehler: Antommarchi; Amort nicht im 17. Jahrh.; im Art. Arth l. Roßberg: st. Moßkirch S. 58 Meßkirch; Busbeck nicht 1544 in Kleinasien (Art. Ancyranum); S. 908 lies Stoiker st. Skeptiker; S. 203 Ovambo beidemale setzen; besser Argentoratus st. —um; S. 1027 l. „Die Farben"; S. 1006 lies Flach. S. 526 l. Sassaparilla oder Sarsaparilla allenfalls."

Diese hochwichtigen (!) Punkte erörterte ich genügend und schloß meinen Brief an Quellmacher mit der Wendung: „Solltest Du, alter Freund, (wie ich) in der „Deutschen Encyklopädie" das Wort „abmeiern" vermissen, so bin ich dafür hoffentlich bald in der Lage, Dir einen Abgemeierten in Person zu zeigen, indem ich Dir seinen Freund als glücklichen Verlobten zeige." An den Major sandte ich ein sehr diskretes Konzept des vorliegenden Berichts und erhielt, als dasselbe dann auch in meinem Blatt erschienen war, folgende Antwort: „Lieber Doktor! Bis an mein Lebensende haben Sie mich durch die Gefälligkeit verbunden, mit der Sie das ärgerliche Geschwätz vernichteten, das so wenig zu meiner Person stimmte. Sollten Sie Ihrerseits einmal eine Bitte an mich zu thun haben, so verfügen Sie ganz über mich. Habe auch nichts gegen das Postskriptum meiner Tochter, für das sie carte blanche verlangt, und von dem sie behauptet, Sie würden damit auf alle Fälle einverstanden sein. Ihr v. W.

Postskr. Da ist noch ein Kuß von mir loco sigilli!

Ihre glückliche Grete.

Aussprache des Hochdeutschen.

Von

Dr. G. Wenker.

Soweit wir in die älteste Geschichte unseres Volkes zurückblicken, sehen wir es in eine Reihe von Stämmen geteilt. In ähnlicher Weise stellt sich uns auch die deutsche Sprache da, wo sie in ihren ersten historisch überlieferten Spuren uns entgegentritt, nicht als eine sprachliche Einheit dar, sondern sie erscheint gespalten in mehrere, deutlich sich unterscheidende Mundarten.

Im Laufe der Jahrhunderte entfernen sich diese letzteren in ihren Besonderheiten immer weiter von einander, jede von ihnen teilt sich in Untermundarten, da wo ihrer zwei aneinandergrenzen, entstehen durch Verschmelzen der Volksstämme Mischdialekte, und so gestaltet sich die anfangs noch einfache und übersichtliche Gliederung der mundartlichen Verhältnisse nach und nach bis zu dem heute vorliegenden überaus bunten, fast verwirrenden Gesamtbilde um.

Neben, oder besser, über dieser mundartlichen Vielgestaltigkeit steht nun in geschlossener Einheit die neuhochdeutsche Schriftsprache oder das Hochdeutsche, welches nicht bloß, wie jener Name andeutet, den schriftlichen Gedankenaustausch, sondern auch in den gebildeten Schichten unseres Volkes den mündlichen Verkehr vermittelt. Es ist bekannt, daß dieses Hochdeutsche seine Ausbreitung in dem heute geltenden Umfange wesentlich dem Einflusse Luthers zu verdanken hat, wenn es auch seiner Entstehung nach sich in die Zeit vor Luther zurückverfolgen läßt. Das Hochdeutsche ist also eine weit jüngere Spracherscheinung als die durch anderthalb Jahrtausend zurückreichenden deutschen Mundarten. Immerhin genügt das mehrhundertjährige Nebeneinanderbestehen der letzteren und des Schriftdeutschen innerhalb desselben Volkes, um uns die Thatsache zu erklären, daß sich zwischen Hochdeutsch und Dialekt vielfache Beziehungen ausgebildet haben. Auf eine Art dieser Beziehungen möchten wir im folgenden die Aufmerksamkeit hinlenken.

Unser heutiges Hochdeutsch zeigt uns auf dem Papier im ganzen Umfang seines Gebietes überall dieselbe Gestalt. In der That kann man es einem Buche, einer Zeitung, einem Briefe an seiner sprachlichen Form nicht ansehen, ob der Verfasser ein Schweizer oder ein Westfale, ein Berliner oder Wiener ist.

Ganz anders dagegen verhält es sich mit der Aussprache, die das Hochdeutsche im Munde der Gebildeten und Gebildetsten in den verschiedenen Gegenden Deutschlands, Deutsch-Oesterreichs und der deutschen Schweiz erfährt. Hier begegnen wir den mannigfachsten Verschiedenheiten. Manche derselben sind allgemein bekannt, ich brauche nur

daran zu erinnern, daß dem Berliner ebenso wie dem Rheinländer der Kölner, Bonner, Aachener, Düsseldorfer Gegend eine jut jebratene Jans für eine jute Jabe Jottes jilt. Wohl ebenso bekannt ist die Aussprache ſtehen, Stein, Stunde, ſprechen u. s. w., die wir vielfach von geborenen Norddeutschen angewendet finden. Und wer die Schweiz bereist hat, wird wohl öfter Gelegenheit gehabt haben, die unserm Ohre so fremdartig und so hart klingende Art, wie der Schweizer hochdeutsch spricht, wahrzunehmen. Da hat vielleicht der höfliche Gastwirt oder Führer es sehr bedauert, daß es heutte und gaschtern so ſchlachtes Watter geweſſen-iſcht, er kchann uns abber die tröſchtliache Verßiacherung gebben, daß wir für morken die beſchten-Ausſiachten habben, weil das Barometter ſeit gaſchtern beſtendik am ſteïken geblibben-iſcht. Auch darf ich wohl als in weiteren Kreisen bekannt die weſtfäliſchen Besonderheiten anführen, daß etwa in Westfalen ain ßchönes Sſtückchen Sſchinkenſlaißch mit ſrißchen Bohnen dabei als ain außchezaichnetes Chericht ſehr hoch cheßchätzt wird.

Angesichts solcher Verschiedenheiten drängt sich uns die Frage auf: wie kommt es, daß eine Sprache, die gedruckt sich allerorten vollkommen gleich ausnimmt, gesprochen die seltsamsten Ungleichheiten aufweist? woher stammen diese Unterschiede in der gebildeten Aussprache?

Bevor wir indessen mit diesen Fragen uns näher beschäftigen, will ich versuchen, über die auffälligsten Abweichungen, die die einzelnen Lautzeichen unserer Sprache in den verschiedenen Gegenden im Munde der Gebildeten erfahren, einen kurzen Ueberblick zu geben. Ich werde mich dabei an die Reihenfolge des Alphabets halten, jedoch von den Vokalen und den Konsonanten l, m, n, r ganz absehen, nicht als ob bei denselben keine Unterschiede in der Aussprache sich vorfänden, sondern weil sie, ihrer proteusartigen Natur wegen, zu wenig Faßbares und scharf sich Abhebendes darbieten würden.

Wir beginnen also mit dem Buchstaben b. Seine Aussprache weist nicht viel Bemerkenswertes auf. Es ist nur etwa Ein Punkt, der erwähnt zu werden verdient, daß nämlich das b im Wortanfang in Norddeutschland weicher, sanfter ausgesprochen wird, als in Mittel- und Süddeutschland. Doch fällt dieser Unterschied nur geübten Ohren leicht auf. Immerhin ist es eigentümlich, daß die im Norden Deutschlands übliche Aussprache uns in den meisten uns näherstehenden Sprachen, so im Engliſchen, Holländiſchen und in allen romaniſchen und ſlaviſchen Sprachen wieder begegnet, während das härtere mittel- und süddeutsche b nur im Däniſchen sich wieder findet. — Vom c können wir absehen, da es entweder wie k oder wie z lautet. Es schließt sich indessen hier das ch passend an. Seine Aussprache bietet beträchtliche Verschiedenheiten. Um mit der am meisten verbreiteten Art zu beginnen, so ist es die, nach welcher wir das ch nach i, e, ä, ö, ü, eu, ei, ai und nach r, l, n mit dem vorderen Teil der Zunge hervorbringen (ich, mich, euch, ſolche u. s. w.), während wir nach a, o, u, au den Laut mit dem hinteren Teil der Zunge bilden (auch, noch, Bruch u. s. w.). Von dieser in ganz Mitteldeutschland, im größten Teile von Süddeutschland und einem großen Teile von Norddeutschland herrschenden Aussprache weicht zunächst die Schweiz und die benachbarten Teile Deutſchlands und Oeſterreichs auffallend ab. Der geborne Schweizer kennt nur Eine Art des ch und zwar diejenige, die wir in auch, Buch, lachen u. s. w. anwenden. Dieses hintere ch, wie man es nennt, gebraucht er in allen Fällen, sein ich lautet also etwa wie iach mit verschwindend kurzem a. Diese Aussprache gibt der ganzen Rede etwas Hartes und Angestrengtes, das uns besonders auffällt, wenn der Laut häufiger nacheinander vorkommt, wie etwa in dem Satze: iach bin niacht racht ſiachcher, ob iach niacht vom riachtiken Wegge abgewiachchen bin. — Eine zweite ebenso auffallende Abweichung vom Gewöhnlichen treffen wir im äußersten Westen unseres Vaterlandes an, in Aachen und der Umgegend. Auch hier kennt und verwendet man nur einerlei ch, diesmal ist es aber das vordere ch, das wir in ich, ſolche u. s. w. setzen. Der geborene Aachener nennt demnach seine Vaterstadt nicht

Aachen, sondern A-chen, so gesprochen, als wenn man ein winzig kleines a benennen wollte; ebenso lautet dort brauchen wie Frau-chen, Kuchen wie q-chen, was seltsam genug klingt. Es ist uns indessen diese Aussprache nicht so unbequem und schwierig wie die schweizerische, da wir sie in Mamachen, Papachen, Ottochen u. s. w. ebenfalls anwenden.

Versetzen wir uns nun nach Westfalen, so begegnen wir einer dritten Besonderheit. Westfalen und ebenso die im Norden und Nordosten angrenzenden Teile von Hannover und Oldenburg besitzen ein ch für sich, das weder unserem vorderen noch unserem hinteren ch entspricht, sondern zwischen diesen beiden liegt, indem es mit dem mittleren Zungenrücken hervorgebracht wird. Dieses mittlere ch steht nun dort nach allen Vokalen und Konsonanten ohne Unterschied, und es darf als eins der sichersten Erkennungszeichen für westfälische Herkunft hingestellt werden, da der Westfale, selbst wenn er sonstige Spracheigenheiten mit Erfolg ablegt, doch an diesem ch hartnäckig festzuhalten pflegt.

Es bleibt uns nun noch die Verbindung chs zu betrachten. Bekanntlich spricht man niemals ch-s, sondern ck-s in Wörtern wie sechs, wechseln, wachsen, Fuchs, und diese Aussprache gilt für alle Deutschredende, den Schweizer ausgenommen. Diesem ist sein ch so ans Herz gewachsen, daß er es auch in diesem Falle anwendet und in wachsen, fuchsen die Konsonanten so ausspricht wie wir in wachsam, Geruchsinn.

Vom d gilt im ganzen dasselbe wie vom b, daß es in Norddeutschland sanft und weich, in Mittel- und Süddeutschland härter, dem t näherstehend, ausgesprochen wird, und wir beobachten auch hier dieselbe Erscheinung, daß das norddeutsche d in fast allen europäischen Sprachen, das mittel- und süddeutsche dagegen nur im Dänischen sich findet.

Beim f nehmen wir gleich das v mit vor, da in deutschen Wörtern v und f vollkommen gleiche Aussprache haben, wie diese Laute auch ihrer Herkunft nach durchaus dieselben sind. f im Wortanfang bietet keine bemerkenswerten Abweichungen. Beim inlautenden f dagegen finden wir eine Eigentümlichkeit, die ich nicht übergehen darf. Es gibt nämlich eine Reihe von Wörtern, in denen das inlautende f in Norddeutschland und im größten Teile von Mitteldeutschland wie w ausgesprochen wird, während man im übrigen deutschen Sprachgebiet diese Erweichung des f niemals hört. Die bekanntesten dieser Wörter sind etwa folgende: Ofen, Schwefel, Hafen, Käfer, Höfe, Hafer, Eifer, Zweifel, Stiefel, Briefe, Schiefer. Andere Wörter, wie schlafen, laufen, kaufen, streifen, rufen werden durchaus nur mit richtigem harten f gesprochen, und man bekommt selbst von solchen, die mit Vorliebe Schwewelhölzchen, Briewe, Zweiwel, Käwer u. s. s. sagen, doch niemals schlawen, lauwen, kauwen ꝛc. zu hören. Wenn das f dieser Wörter im Auslaut steht, wie in Brief, Hof u. a., wird es natürlich stets hart ausgesprochen, da wir im Deutschen überhaupt die weichen Laute im Wortschluß vermeiden.

Das g wird uns länger beschäftigen, da es wie kein anderer Buchstabe des ganzen Alphabets sich der verschiedenartigsten Aussprachen erfreut. Wir müssen, um überhaupt Klarheit in die mannigfachen uns hier begegnenden Laute zu bringen, aufs schärfste das g im Anlaut, wie in gut, ganz, glauben, und das g im In- und Auslaut, wie in liegen, lagen, bergen; Weg, Tag, Berg, unterscheiden. Was zunächst das anlautende g betrifft, so ist die geläufigste Art, es auszusprechen, die über ganz Süd- und Mitteldeutschland und einen Teil von Norddeutschland verbreitete, nach der es wie ein leises k lautet. Von den Abweichungen ist am bekanntesten und verbreitetsten die Aussprache, die wir durch Müller und Schulze im „Kladderadatsch" vertreten sehen und die für den Rheinländer und für die Osthälfte Norddeutschlands charakteristisch ist. Es ist die in dem schon erwähnten Satze von der jut jebratenen Jans erscheinende Vertauschung des g mit j. Dies ist indessen nicht die einzige Abweichung vom Gebräuchlichen. In Westfalen nämlich und in den nord- und westwärts angrenzenden

Gebieten treffen wir ein deutliches ch als Aussprache des anlautenden g an, und zwar ist es dasselbe mittlere ch, das wir vorhin als westfälische Eigentümlichkeit beim ch anführten. Es lautet also im Munde eines Westfalen der Satz von der Gans etwa folgendermaßen: aine chut chebratene Chans ist aine chute Chabe Chottes.

Neben dieser Aussprache des g als ch kommt in demselben Gebiet auch ein Laut für dieses g vor, der zwar an derselben Stelle des Mundes wie das ch in chut, aber nicht mit derselben Härte gebildet wird, der sich also zum westfälischen ch so verhält, wie w zu f, wie was zu Faß, wie weilen zu feilen. Dieser Laut hat etwas ungemein Weiches an sich, er ist ganz das Gegenstück des harten rauhen schweizerischen ch.

Beim inlautenden g liegt die Sache in Süddeutschland am einfachsten. Es erfährt hier ganz dieselbe Aussprache wie das anlautende und wird in jeder Stellung als ein leises k gesprochen, also Zeiger mit dem g wie im Freigericht, nagen wie nah genug, folgen wie voll genug. Dieselbe Aussprache ist auch in Schlesien allgemein verbreitet, und sie scheint auch in Norddeutschland in gebildeter Rede mehr und mehr Aufnahme zu finden. Von Haus aus, wenn ich so sagen soll, hat indessen der Mittel- und Norddeutsche eine andere Behandlung des g aufzuweisen. Er spricht es nicht als leichtes k, sondern als leichtes weiches ch aus und unterscheidet es in ein vorderes, hinteres und mittleres, genau nach denselben Regeln, die wir vorhin beim ch befolgt sahen. Wo man also kriechen, sprechen, solche von brauchen, Kuchen, kochen durch ein vorderes und hinteres ch unterscheidet, da bekommen liegen, bewegen, folgen ein vorderes, Augen, Kugel, Vogel ein hinteres weiches g. Ebenso wendet der Westfale in all diesen Wörtern sein mittleres weiches g an, das dem dort üblichen mittleren ch genau entspricht, und in der Aachener Gegend kann man sajen, frajen, Kujel hören, wie wir ja dort auch Aa-chen, ko-chen u. s. w. fanden. Im Auslaut schließt sich durchweg das g dem anlautenden an, weshalb wir dies nicht näher auszuführen brauchen.

Nach dieser etwas weitläufigen Auseinandersetzung über den Buchstaben g und seine zahlreichen Aussprachen kommen wir zum h, das uns nicht lange aufhalten wird. Das h wird im Wortanfang überall in Deutschland gleich ausgesprochen. Daß das inlautende h bei uns gar nicht mehr zu hören ist, ist bekannt, denn wir können in ziehen und knieen, gedeihen und befreien an der Aussprache nicht mehr erkennen, wo ein h steht und wo nicht. Anders verfährt hierin der Schweizer. Er spricht das inlautende h mit derselben Entschiedenheit, wie das anlautende, sodaß ziehen, gedeihen, sehen u. s. w. deutlich ihr h dem Hörer verraten.

Beim j sind die Unterschiede in der Aussprache so geringfügig, daß wir sie übergehen können.

Das k erfährt vor allem wieder in der Schweiz eine auffallende Behandlung, indem ihm sowohl im Anfang, als im Innern und am Ende des Wortes das harte schnarrende schweizerische ch angehängt wird. Also kchnackchen, kchnickchen, denkchen, Kchrückche, Kchorkch. Ich kann indessen hierbei nicht übergehen, daß wir Deutschen insgesamt, wie uns alle unsere Nachbarn, Franzosen, Italiener, Ungarn, Böhmen, Polen, Russen übereinstimmend vorwerfen, kein reines k aussprechen, sondern demselben einen Hauch, gleichsam ein unvollkommenes ch nachfolgen lassen. Da jedoch nur genaue Beobachtung uns von dieser Thatsache überzeugen kann, so will ich auf sie nicht näher eingehen. Mit einem Worte muß ich noch der Lautverbindung kn gedenken. Vielfach in Süddeutschland und auch in Schlesien finden wir, daß Wörter mit kn, wie Knochen, Knie, knüpfen, deren Anlaut in Norddeutschland und meist auch in Mitteldeutschland ganz geläufig ausgesprochen wird, dort nicht mehr mit einem wirklichen k versehen werden. Man spricht dort — es ist schwer schriftlich darzustellen — gnüpfen oder ngnüpfen, eine Uebergangsstufe zu dem in vielen Sprachen, z. B. im Englischen (knight, knee) eingetretenen gänzlichen Verschwinden des k vor n.

Wir kommen zum p. Hier gilt ähnliches wie vom k. Auch dem p lassen wir

gern einen Hauch nachfolgen, wie in Panther, Polen. Wir halten uns jedoch hiermit nicht auf, wenden uns vielmehr zu der Verbindung pf, bei welcher deutlichere Unterschiede auftreten. Das anlautende pf in Pfund, Pflanze u. s. w. spricht man in ganz Norddeutschland und in fast ganz Mitteldeutschland für gewöhnlich wie einfaches f aus, und nur bei feierlichen Gelegenheiten sozusagen thut man sich den Zwang an, ein wirkliches p und f zu bilden. Kommt man dagegen nach Süddeutschland, nach Bayern, Württemberg, Baden, ins Elsaß, in die Schweiz, so hören wir jeden, auch den gewöhnlichsten Mann, ein deutliches pf aussprechen, und dieser Doppellaut ist dort jedem so geläufig, daß es ihm förmlich Mühe macht, wenn er nach norddeutscher Art Flaumen, flücken, Ferd, Fund u. s. w. ohne p sagen soll.

Da wir q übergehen können, so kommen wir zum s. Wir müssen hier das alleinstehende s wie in sagen, sieben, sollen oder lesen, leise, Musen und das s in Verbindung mit t und p wie in stehen, Stunde, sprechen oder ist, Posten, Wespe wohl unterscheiden. Das alleinstehende s erfährt im Wortanlaut zwei verschiedene Aussprachen. In Norddeutschland, zu dem sich in diesem Falle auch Schlesien gesellt, hat es überwiegend einen sanften und weichen Laut, in Mittel- und Süddeutschland dagegen lautet es hart und scharf wie ß. In einem bekannten Kinderliede kommt ein Vers vor:

Wollt ihr wissen, wie der Bauer
seinen Samen aussät?

Und die Antwort darauf lautet in Mittel- und Süddeutschland:

ßeht ßo ßo ßät der Bauer
ßeinen Ssamen aufs Feld.

Der gleiche Unterschied gilt auch beim einfachen s zwischen Vokalen. Lesen, tausend, lasen heißen in Mittel- und Süddeutschland leeßen, taußend, laaßen; weisen und weißen lassen sich dort kaum unterscheiden. Der Schweizer dagegen hat beide Laute wiederum scharf gesondert, allein nicht durch dasselbe Mittel wie der Norddeutsche, sondern dadurch, daß er das ß länger anhält als das einfache s. Er unterscheidet also weißen und weißßen.

Einer Besonderheit muß ich hier noch gedenken, durch die Westfalen sich auszeichnet. Echte, von der Fremde nicht beeinflußte Westfalen erkennt man sehr bald an dem eigentümlichen s-Laut, den sie sprechen. So leicht es ist, diesen Laut, wenn man auf solche Dinge überhaupt achtet, herauszuhören, so schwer ist es, ihn zu beschreiben. Es fehlt ihm das Scharfe, Schneidige des allgemein sonst üblichen s, er ist eine Art Mittelding zwischen s und sch und hat etwas Stumpfes und Breites an sich.

Doch gehen wir weiter zu dem s in den Verbindungen st sp. Diese spricht der Norddeutsche mit Ausschluß Westfalens und der östlichen Provinzen, wie bekannt, sowohl im Anlaut als im Inlaut mit reinem s aus, er sagt also ßtehen, ßpielen, und Poßt, Kaßten. Der Süddeutsche und Schweizer dagegen spricht alle st und sp, mögen sie nun im Anlaut oder im Innern des Wortes stehen, wie scht, schp aus. Es heißt also dort schtehen, schtellen und Poscht, Kaschten, Kunscht u. s. w. In Mitteldeutschland und im östlichen Nord- und Süd-Deutschland befolgt man die süddeutsche Regel im Anlaut, die norddeutsche im Inlaut und sagt mithin schtehen, schpielen neben Poßt, Kaßten, Kunst. Endlich Westfalen setzt überall hier sein eben besprochenes s ein, so daß sein stehen, Stunde, Post zwischen ßtehen und schtehen, Poßt und Poscht, etwa die Mitte hält.

An das s schließt sich naturgemäß die Verbindung sch an. Sie lautet überall im deutschen Sprachgebiet gleich, ausgenommen wiederum Westfalen. Westfalen trennt nach uralter Weise heute noch die beiden Bestandteile, aus denen sonst überall der einheitliche Laut sch zusammengeflossen ist, nämlich das s und das aus noch älterem k entstandene ch, und spricht sie gesondert aus z. B. ßchönßchreiben, waßchen,

Fißche. Ich brauche dabei kaum zu erwähnen, daß sowohl das s als auch das ch in diesem Laute die eigentümliche westfälische Färbung besitzen, so daß also Fißchen durchaus nicht etwa so klingt wie das Wort bischen nach allgemein deutscher Weise gesprochen. Der einheitliche Laut sch ist dem Ur-Westfalen keineswegs unaussprechlich. Er wendet ihn aber konsequent nur bei der Verbindung von s und ch im Aus- und Anlaut an; es ist ihm z. B. unmöglich, Häus-chen, Gäns-chen, bis-chen zu sprechen; er sagt (mit sehr weichem Zischlaut) Häuschen, Gänschen, bischen.

Ueber das t ist wenig zu sagen. Das einzige Bemerkenswerte wäre, daß es in Mittel- und Süddeutschland vom d wenig unterschieden zu werden pflegt. Wir sahen oben beim d, daß dessen Aussprache in Mittel- und Süddeutschland eine härtere ist als in Norddeutschland. Hieraus erklärt es sich, daß der Norddeutsche d und t mit Leichtigkeit auseinanderhält, während sie dem Mittel- und Süddeutschen gern in einen Laut zusammenfließen.

Das v ist bereits beim f besprochen, es bleiben nur noch w und z.

W erfährt eine allerdings nicht ganz leicht wahrzunehmende, besondere Aussprache in Mittel- und Süddeutschland. Ich führe dies bloß deswegen hier an, um daran die auch bei b und d gemachte Bemerkung zu knüpfen, daß die norddeutsche Aussprache sich in fast allen außerdeutschen Sprachen wiederfindet, während uns das süddeutsche w außerhalb Deutschlands selten begegnet.

Der Schlußbuchstabe unseres Alphabets, das z, bezeichnet einen Doppellaut, t mit nachfolgendem s. Seine Aussprache gibt danach nur in Westfalen zu einer Bemerkung Anlaß, indem hier statt des sonst in Deutschland üblichen s sich das westfälische nach sch hinneigende s mit dem t verbindet.

* * *

Die Zahl der besprochenen Verschiedenheiten beträgt einige dreißig. Nehmen wir nun darauf Rücksicht, daß wir nur die auffälligern in Betracht gezogen und r, l, m, n ganz übergangen haben, so können wir wohl etwa fünfzig Abweichungen in der gebildeten hochdeutschen Aussprache der Konsonanten feststellen. Im Vokalismus wird sich deren Zahl zum mindesten eben so hoch belaufen, wir erhalten somit in runder Summe hundert Unterschiede teils gröberer teils feinerer Art, die in den verschiedenen Gegenden des deutschen Sprachgebietes obwalten.

Woher, so wiederholen wir nun unsere anfängliche Frage, woher stammen diese Unterschiede? Sind es Bequemlichkeiten, Nachlässigkeiten, die man sich in der Aussprache erlaubt? Es könnte bei einzelnen Fällen so scheinen, z. B. bei der Aussprache Ferd, Fund statt Pferd, Pfund. Allein warum erlaubt sich denn der Süddeutsche diese Bequemlichkeiten niemals? Warum spricht dort selbst der gewöhnlichste Tagelöhner sein deutliches pf. In den meisten Fällen kann übrigens von einer bequemeren, erleichterten Sprechweise gar nicht die Rede sein. Oder wäre etwa schweizerisches kchnackchen, Kchirche bequemer als die gewöhnliche Aussprache? westfälisches ßchönßchreiben leichter als Schönschreiben?

Bequemlichkeit und Erleichterung der Aussprache kann also nicht die Ursache der mannigfachen Abweichungen in der gebildeten Sprechweise sein. Vielmehr liegt die Sache so, daß alle diese Abweichungen ohne Ausnahme aus den deutschen Mundarten stammen. Nur da spricht man ßtehen, ßpielen, wo die Mundart in den entsprechenden Wörtern das scht, schp vermeidet, nur da finden wir ßchön und chut im Munde der Gebildeten, wo die Volkssprache diese Laute anwendet, nur darum spricht der Süddeutsche stets Pfund, Pfeffer mit richtigem pf, weil ihm seine Mundart diese Aussprache an die Hand gibt, während der Mittel- und Norddeutsche in der Mundart den Laut pf im Wortanfang nicht kennt und ihn daher durch das zunächstliegende

einfache f ersetzt. Aehnlich läßt sich jede der oben aufgeführten Verschiedenheiten aus der mundartlichen Abweichung erklären.

Sind wir so einen Schritt weiter gekommen, so erheben sich nun zwei neue Fragen. Erstlich: woher stammen denn die Verschiedenheiten in den Mundarten selbst? und dann: wie ist es möglich, daß die Volksmundart auf die Sprache der gebildeten Kreise einen so tiefgehenden Einfluß ausübt, da doch die erstere seit Generationen durch die Schule und durch die häusliche Erziehung in den besseren Ständen verpönt ist?

Auf die erste Frage läßt sich zur Zeit eine vollständige Antwort noch nicht geben. Immerhin aber können wir soviel mit Bestimmtheit sagen: Die Verschiedenheiten im Bestande der Konsonanten unserer heutigen Mundarten sind zum weitaus größten Teile durch ein klares, sie alle und nicht nur sie, sondern alle germanischen Sprachen beherrschendes Gesetz, das von Jakob Grimm entdeckte Gesetz der Lautverschiebung, bedingt. Wenn es auch bis heute noch nicht gelungen ist, dieses Gesetz selbst auf eine erklärende Ursache zurückzuführen, so ist es doch schon ein großer Gewinn, aus dem Konsonantismus unserer Mundarten alle Willkürlichkeit oder Regellosigkeit verbannt zu sehen. Für den Vokalismus unserer Mundarten ist bis heute ein gleich einfaches lautgesetzliches Erklärungsprinzip nicht nachgewiesen. Wir müssen die Lösung der hier sich darbietenden Rätsel von der Zukunft erwarten. Die andere Frage dagegen, wie es komme, daß die Mundarten auf die Aussprache der gebildeten Kreise, aus denen sie doch seit Generationen mehr oder minder verdrängt sind, einen solchen Einfluß ausüben, läßt sich zu einer befriedigenden Antwort führen. Wir müssen uns zu dem Ende in die Zeit vor der allgemeinen Ausbreitung unseres Schriftdeutschen in das 14. und 15. Jahrhundert zurückversetzen. Die sprachlichen Verhältnisse in Deutschland lagen damals wesentlich anders als heute. Eine einheitliche deutsche Sprache für den mündlichen Verkehr gab es nicht. Vielmehr bediente man sich damals vom Bauernstande an bis hinauf in die höheren Schichten der Bevölkerung durchaus der Mundarten, und nur etwa an den Höfen und in den diesen nahestehenden Kreisen besaß man aus der mittelhochdeutschen Zeit her eine Art Hofsprache, aus der zwar das spezifisch Mundartliche verdrängt war, die indessen, ohne Rückhalt an eine feste, zeitgemäße, einflußreiche Litteratur sich der Einwirkung der von unten mächtig andringenden Volksdialekte nicht erwehren konnte. Diese halbmundartliche Hofsprache war es, deren man sich gemeiniglich zur *schriftlichen* Anwendung bediente. Letztere beschränkte sich indessen vorzugsweise auf Urkunden, Berichte, Chroniken, Gesetzsammlungen und auf den geschäftlichen, diplomatischen Verkehr unter den zahlreichen Fürsten und Fürstchen damaliger Zeit. Das wenige, was man damals an eigentlicher Litteratur besaß — die Gelehrten schrieben ja alle noch ausschließlich Lateinisch — zeigt sich seiner Sprachform nach in vollständiger Abhängigkeit von jener Geschäfts- oder Kanzleisprache, oder besser von jenen Kanzleisprachen, denn es gab deren eine ganze Reihe und fast jeder Fürstenhof besaß seine eigne. Wir finden beispielsweise am Rheine eine solche lokale Geschäftssprache am Hofe zu *Kleve*, eine wesentlich andere herrscht in *Kölner* Urkunden, wieder anders schrieb man in *Trier* oder in *Mainz* oder in *Straßburg*. Es ist nun sehr begreiflich, daß sich unter diesen zahlreichen Lokalgeschäftssprachen nach und nach eine Art Ausgleich einstellte. Man vermied mehr und mehr die an die Mundart zu sehr erinnernden Formen und Wendungen, man schloß sich aus Höflichkeit,wenn man an einen höherstehenden Fürsten zu schreiben hatte, gerne dem Kanzleigebrauch des letzteren an, man bevorzugte bei der Wahl eines Kanzleischreibers meist diejenigen, die an größeren Höfen ihre Schulung durchgemacht hatten, und je lebhafter mit der Zeit der schriftliche Verkehr und der Schriftgebrauch überhaupt sich entwickelte, um so deutlicher und schneller mußte sich dieser Ausgleichungsprozeß vollziehen. Es ist ferner ebenso begreiflich, daß, wie unter allen deutschen Mundarten die mitteldeutschen vor den norddeutschen und den süddeutschen eben ihrer vermittelnden Stellung wegen den Vorzug leichterer Allgemeinverständlichkeit besitzen, so auch die mitteldeutschen Kanzlei-

sprachen sich leichter durch ganz Deutschland Verbreitung verschaffen konnten. Und so sehen wir denn im Laufe und besonders gegen Ende des 15. Jahrhunderts die Kanzleisprache an den mitteldeutschen Höfen zu Prag und namentlich zu Meißen, beide allerdings nicht unerheblich von der kaiserlichen, österreichischen Kanzlei beeinflußt, zu einem bedeutenden Uebergewicht über ihre zahlreichen Schwestern gelangen. Diese Meißnische Kanzleisprache nun ist es, welche Luther nach seinem eignen Zeugnis in seiner Bibelübersetzung und seinen sonstigen deutschen Schriften zur Richtschnur nahm und die dadurch zur Grundlage unserer heutigen neuhochdeutschen Schriftsprache geworden ist.

Wir mußten uns kurz diese Verhältnisse vergegenwärtigen, um nun zu der uns hier beschäftigenden Frage überzugehen: Wie stand es mit der Aussprache des damaligen geschriebenen Deutsch? wie las man, was geschrieben wurde? Wir haben hierüber begreiflicherweise keine ausreichende Ueberlieferung, wir sind vielmehr darauf angewiesen, aus der Sachlage unsere Schlüsse zu ziehen. Was zunächst die mundartlich gefärbten Lokalschreibarten betrifft, so ist es einleuchtend, daß man in ihnen jeden Konsonanten und Vokal im Anschluß an die Mundart aussprach, so lange sie eben im Bereich der zu Grunde liegenden Mundart, d. h. also von Leuten, die diese Mundart tagtäglich sprachen, gelesen wurden. Ein in Klevischer Geschäftssprache abgefaßtes Schriftstück beispielsweise wurde in Kleve selbst und in der Umgegend, in Geldern, Mörs, die wesentlich derselben Mundart angehören, mit Klevischer Aussprache gelesen, so daß etwa die Worte „schön und gut“ oder „geschrieben“, die damals sich schriftlich etwa schön en gud, geschrewen ausnahmen, dort ausgesprochen wurden: schön en chut und cheßchrēwen. Kamen aber Schriftstücke, die in einer bestimmten Lokalgeschäftssprache niedergeschrieben waren, in einen anderen mundartlichen Bezirk, etwa eine Klevische Urkunde nach Köln, so wurden hier ihre einzelnen Buchstaben nicht nach Klevischer, sondern nach Kölner Art ausgesprochen und jene Worte lauteten nun ganz anders, nämlich schön en jut und jeschrewwen. Es ist dies durchaus nichts Auffallendes. Man trieb ja, wenn man eine Urkunde, einen Bericht las, keine phonetischen Studien, sondern es kam dem Lesenden auf den Inhalt an, und die Aussprache gestaltete sich ganz von selber so, wie einem jeden der Schnabel gewachsen war, d. h. einem Kölner nach der Kölnischen, einem Mainzer nach der Mainzischen Mundart u. s. f. Nehmen wir nun ein Schriftstück, etwa ein kaiserliches Dekret an alle Fürsten und Stände, das also an zahlreichen Orten Deutschlands gelesen wurde, so haben wir anzunehmen, daß es an jedem Orte anders gelesen, ausgesprochen wurde, nämlich jedesmal so, wie man die einzelnen Buchstaben beim Lesen des in der betreffenden Lokalschreibart Abgefaßten im engen Anschluß an die Ortsmundart auszusprechen gewohnt war. Wir haben also hier schon ganz das heute noch herrschende Verhältnis, daß ein und dasselbe Schriftstück in den verschiedenen Gegenden Deutschlands die verschiedenartigste Aussprache erfährt, und wir sehen, wie die mundartlich gefärbten Lokalschreibarten damaliger Zeit den Uebergang der Laute der einzelnen Volksdialekte in das Lesen alles Geschriebenen vermitteln und so die Entstehung zahlreicher deutlich mundartlich klingender Aussprachen veranlassen.

Als nun Luthers Schriften, vor allem seine Bibelübersetzung, in alle Schichten unseres Volkes drangen, aller Orten gelesen und wiedergelesen wurden, mußte es ihnen natürlich hinsichtlich der Aussprache gerade so ergehen, wie es vordem einem jeden Schriftwerk ergangen war, die Sprache Luthers wurde also ebenfalls aller Orten anders ausgesprochen und zwar an jedem Orte so, wie die Mundart und nach ihr die lokale Schreibart es mit sich brachte. So verstehen wir es vollkommen, wie dann, als Luthers Sprache sich als Gemeinsprache mehr und mehr festsetzte und man sich ihr in immer weiteren Kreisen anschloß, diese schriftlich zwar wesentlich gleichförmig war und blieb, mündlich dagegen ein sehr verschiedenes Gepräge annahm, das den lautlichen Charakter der einzelnen Volksmundarten im ganzen treulich widerspiegelte. Es war

dann späterhin vollkommen gleichgültig, daß die lokalen Schreibarten ausstarben: die mundartliche Färbung war schon durch ihre Vermittlung in die hochdeutsche Aussprache eingedrungen. Ja es blieb selbst das Zurückweichen der Volksmundart aus den gebildeten Kreisen unseres Volkes ohne Einfluß auf die Aussprachevorhältnisse des Hochdeutschen. Denn die seit Generationen in mundartlicher Färbung bestehenden Lokalaussprachen waren fest genug eingewurzelt und hatten genügend selbständige Kraft gewonnen, um jetzt auch ohne den früheren Rückhalt an den Dialekten sich unverändert fortpflanzen zu können. So erklärt sich das heutige Vorhandensein der mannigfachsten, deutlich mundartlich gefärbten Aussprachen des Schriftdeutschen selbst in den Kreisen, die seit lange schon mit der Volksmundart nicht mehr im Zusammenhang stehen.

* * *

Wir haben bisher die Verhältnisse der hochdeutschen Aussprache betrachtet, so wie sie thatsächlich sind, und haben versucht, uns klar zu machen, auf welchem Wege sie so geworden sind, wie sie jetzt vorliegen. Wir können jedoch von unserm Gegenstande nicht wohl Abschied nehmen, ohne eine Frage zu berühren, deren Beantwortung vielleicht mehr Interesse bietet, als die ganze vorhergehende Betrachtung, ich meine die Frage: welche Aussprache ist nun die richtige?

So leicht es ist und so nahe es liegt, diese Frage zu stellen, ebenso schwierig ist ihre Beantwortung. Diese Schwierigkeit entspringt aus der eigentümlichen Entstehungsweise unserer Schriftsprache. Wäre diese die ideale Nachbildung einer bestimmten deutschen Mundart — etwa wie Fritz Reuters Sprache die geläuterte Form seiner mecklenburger Mundart ist — so würde unsere Frage sehr leicht zu lösen sein, wir würden einfach sagen: jeder Konsonant und jeder Vokal muß so ausgesprochen werden, wie er in der zu Grunde liegenden Mundart lautet. — Nun aber ist das Hochdeutsche, wie wir gesehen haben, keine Nachbildung eines bestimmten einzelnen Dialekts, vielmehr eine Art Kunstprodukt, das in Anlehnung an mehrere Mundarten entstanden und mit Zuthaten aus so zu sagen allen Dialekten versetzt ist. Man kann über seine mundartliche Zugehörigkeit nur etwa das hinstellen, daß es seinem Grundstocke nach mittel- und oberdeutscher Natur ist, den niederdeutschen Mundarten aber ferner steht. Hiermit nun ist für unsere Frage nach der richtigen Aussprache wenig gewonnen, denn zwischen mitteldeutsch und süddeutsch bestehen, wie wir gesehen, eine ganze Reihe deutlicher Unterschiede, wie soll man da sich zurechtfinden? Soll man liejen, bewejen nach mitteldeutscher Art oder nach süddeutscher lie-gen, bewe-gen mit dem anlautenden g sprechen? soll man Poßt oder Posicht, geßtern oder geschtern, Fund, Ferd oder Pfund, Pferd, Schwewel, Briewe oder Schwefel, Briefe vorziehen? Man könnte aus den letzten Beispielen die Regel entnehmen wollen, daß vor allen Dingen die Aussprache sich nach der Schrift richten müsse, daß man also Pfund mit pf für richtig, Fund mit Weglassung des p für falsch zu erklären habe, weil wir ja stets pf in diesen Wörtern schreiben nicht f. Sehr schön und bestechend — aber! schreiben wir nicht auch wachsen, sechs, Wichse u. s. f. alle mit chs und sprechen doch überall cks? hat hier nicht der Schweizer vollkommen recht, wenn er diese Wörter genau nach der Schrift mit wirklichem ch und s ausspricht? und hat er gegenüber der landläufigen Art, sehen, ziehen, geschehen ohne jede Spur eines h zu sprechen, nicht ebenfalls recht, wenn er diese Wörter mit deutlich hörbarem h versieht. Freilich, so wendet man mir vielleicht ein, wenn nur nicht die Schweiz hierin ganz allein dastände und alle übrigen Deutschen übereinstimmend der anderen Aussprache folgten! In diesem Einwande tritt uns ein anderer Grundsatz entgegen; möglicherweise kommen wir weiter, wenn wir uns ihm anschließen und sagen: die Majorität hat die Entscheidung; wo Nord- und Mitteldeutsche zusammengehen, Süd-

deutschland aber abweicht, haben jene das Rechte; umgekehrt, wo Süd- und Mitteldeutschland gemeinsam Norddeutschland gegenüberstehen, folgen wir dem süd- und mitteldeutschen Gebrauch. Damit wäre allerdings die Aussprache wackſen, ſecks ebenso wie ſe-en, zie-en gerechtfertigt, aber Pfund, Pflanze wäre falsch, da Nord- und Mitteldeutschland gemeinsam Fund, Flanze sprechen, ſieben, ſagen mit weichem s müßte fallen, da die Majorität durchaus für ßieben, ßagen mit scharfem s streitet. Also auch der Grundsatz der Majorität läßt sich nicht konsequent durchführen, er findet auf manches seine Anwendung, manches andere dagegen ist unmöglich, nach ihm zu entscheiden.

Noch mehr kommen wir ins Gedränge mit folgendem Satze, mit dem man die Aussprache ßtehen, ßpielen zuweilen verteidigt. Man sagt, diese Aussprache ist nachweislich älter und ursprünglicher als ſchtehen, ſchpielen, und da die Schrift in diesem Falle den älteren Laut darstellt, so ist es richtig, auch in der Aussprache daran festzuhalten. Allein das westfälische ßchön und ßchreiben ist ebenfalls älter und ursprünglicher als die allgemeine Aussprache des sch, da vor etwa tausend Jahren auch in Süddeutschland nachweislich das sch so gesprochen worden ist. Weil nun die Schrift auch hier noch heute bei s + ch stehen geblieben ist, so müßten wir konsequenterweise die westfälische Aussprache des sch allgemein befolgen. Auch das schweizerische ch + s in wachſen u. s. s. ist ohne Zweifel eine ältere Aussprache, als das landläufige ck + s, und nach jenem Grundsatze wäre auch hier der älteren Schreibung gemäß unsere Aussprache umzugestalten.

Man sieht, wir verwickeln uns immer mehr in Widersprüche und Ungereimtheiten und stehen immer noch ratlos vor unserer Frage: Welche Aussprache ist die richtige?

* * *

Wenn wir denn mit den verschiedenen theoretischen Grundsätzen, mit denen wir an die Sache herantreten, durchaus zu keiner Einigung gelangen, vielmehr nur das zu Wege bringen, daß jede Lokalaussprache sich damit gegen alle anderen verteidigt und recht zu haben behauptet, sollte dies dann nicht am Ende darin seinen Grund haben, daß ein theoretiſches Verfahren der Natur der Sache nach hier überhaupt nicht anwendbar ist? So ist es in der That. Und wenn wir näher zusehen, erscheint es durchaus nicht verwunderlich, daß es so ist. Denn eine Sprache, wie unsere hochdeutsche, die nicht durch innere Entwickelung, durch gesetzmäßiges Fortschreiten aus früheren Stadien sich gebildet hat, sondern die in ihrem Entstehen und Weiterwachsen durch rein zufällige äußere Momente vielfach bedingt, in ihrer Orthographie oft von blinder Schreiberwillkür bestimmt und durch eine häufig jeder Regel und Consequenz entbehrende Anlehnung an verschiedene Mundarten beeinflußt gewesen ist, eine solche Sprache läßt, wie sie selbst nur im praktiſchen Bedürfnis entsprungen und durch die Praxis geregelt und fortgebildet ist, auch hinsichtlich ihrer Aussprache keinerlei Theorien oder Consequenzbestrebungen zu, sondern sie fügt sich einzig und allein einer in der Praxis gewordenen, durch ihr thatſächliches Vorhandenſein Achtung gebietenden Norm. Wir haben uns also, wenn wir nach einer Einheit in der Aussprache suchen, aller Theorie zu begeben und uns nach einer in der Praxis vorhandenen Regelung umzusehen. Finden wir eine solche, die durch die Art und den Umfang ihrer Anwendung unsern Beifall fordern darf, so haben wir sie als Norm anzuerkennen. Finden wir keine — so bleibt die Frage nach der richtigen Aussprache eine offene, und auch die Zukunft wird erst dann im stande sein, sie zu entscheiden, wenn in der Praxis sich eine thatsächliche weitverbreitete Regelung herausgebildet hat.

Versuchen wir es nun mit einer Umschau im praktischen Leben. Unser Augenmerk richtet sich zunächst auf die Schule als die Stätte, wo wir zum späteren Leben vorbereitet werden. Gibt uns die Schule eine über das ganze deutsche Gebiet ver-

breitete einheitliche Aussprache als Norm mit? Keineswegs. Es ist bekannt, daß die Schulen, selbst die höheren, sich in vielen Fällen der herrschenden gebildeten Aussprache der einzelnen Gegenden anschließen. Nur bestimmte, besonders auffällige Punkte pflegen geregelt zu werden, so vor allem die Aussprache jut, jeben, janz u. s. w., dann die Verwechslung von d und t, b und p, oder die Aussprache theier für theuer, schön für schön, fir für für. In neuerer Zeit wird, wie ich mir habe sagen lassen, sogar in einer Hamburger Schule ßtehn, ßpringen verpönt, und in den oberen Klassen einer Baseler Schule wird mit vieler Mühe den jungen Schweizern das nichtschweizerische ch in ich, solche, Kirche und Poßt, Kaßten statt Poscht, Kaschten u. s. f. beigebracht. Es ist im Grunde nicht zu verwundern, daß die Schule nicht zu einer einheitlichen Aussprache gelangt ist. Es liegt das nicht etwa an fehlendem gutem Willen oder Interesse, sondern nur daran, daß die Frage, wie und wo die Einheit zu suchen sei, überhaupt noch nicht zu einer allgemein anerkannten Lösung geführt worden ist. Die Schule aber hat nicht die Aufgabe, in solchen Fragen selbst zu entscheiden, sondern nur die, endgiltig Feststehendes ihren Zöglingen zu überliefern.

Wir wenden uns weiter an eine zweite Instanz, an die öffentlichen Redner. Wer öffentlich redend auftritt, sei es als Prediger oder im Parlament oder als akademischer Lehrer oder bei sonstigen feierlichen Anlässen, befleißigt sich nicht nur eines sorgfältigeren Ausdruckes, sondern auch einer genaueren, reineren Aussprache, als er sie im gewöhnlichen Verkehr anzuwenden pflegt. Ist aber etwa diese reinere Aussprache eine einheitliche für das ganze deutsche Sprachgebiet? Wie wenig dies der Fall ist, weiß jedermann. Unser Suchen nach einer Einheit ist also auch hier wiederum erfolglos.

Es bleibt uns nun nur noch eine Instanz zu befragen übrig, nämlich die deutsche Bühne. Und hier finden wir denn endlich, was wir mit theoretischen Erörterungen und was wir in der Schule und auf der Universität, auf der Kanzel und im Parlament vergebens gesucht haben, eine Einheit der deutschen Aussprache. Diese Einheit erstreckt sich nicht bloß über die Mitglieder jeder einzelnen Bühne unter sich, sondern über die Bühnen im ganzen deutschen Sprachgebiet, wenigstens über die größeren, besser situierten, die sorgfältig geschulte Kräfte aufweisen können. Gegenüber den mannigfachen Unterschieden in der gebildeten Aussprache, deren Zahl wir auf etwa hundert angeben konnten, finden wir auf der Bühne eine so weitgehende Gleichförmigkeit, daß etwa noch vorhandene nebensächliche Abweichungen sich wohl höchstens auf zehn belaufen dürften, in allen andern Punkten ist volle Einheit erreicht. Die Bühne ist also der einzige Ort, wo wir eine thatsächliche sehr durchgreifende Regelung der Aussprache vorfinden. Sie ist aber auch, und darauf ist nachdrücklich Gewicht zu legen, der einzige Ort, wo wir mit Grund eine solche Regelung und Einheit suchen dürfen.

Wenn nämlich ein Redner öffentlich auftritt, so trägt er seine Gedanken, seine Worte vor, und wie es ihm freisteht, das was er sagen will, nach seinem Ermessen in Worte zu kleiden, den Ausdruck und den Periodenbau so zu bestimmen, wie es ihm gut scheint, ebenso steht ihm auch das Recht zu, die Aussprache bei seinem Vortrage so zu wählen, wie es ihm, sei es nach seiner Gewöhnung, sei es nach seiner Ueberzeugung, das angemessenste scheint. Es ist die Persönlichkeit des Redenden, die uns hier mit allen ihren individuellen Eigentümlichkeiten entgegen tritt, und zu den letzteren gehört die nach der Heimat oder nach der Erziehung bestimmte Art seiner Aussprache ebensowohl als etwa das geringere oder größere Maß seiner Gesten oder ein lebhaftes Mienenspiel. — Wenn dagegen ein Schauspieler auf der Bühne auftritt, so sind es nicht seine Worte, seine Gedanken, die er uns vorführt, es sind Worte und Gedanken des Dichters, der das Stück geschrieben. Und es ist nicht die zufällige Persönlichkeit des Schauspielers, die wir vor uns zu sehen wünschen und die unser Interesse in Anspruch nimmt, sondern die von ihm gegebene Rolle des Stückes. Ob der Schauspieler von Geburt ein Westfale oder ein Berliner ist, ist uns vollkommen gleichgültig, ja mehr noch, es ist uns durchaus störend, wenn etwa seine Aussprache

uns seine Herkunft verrät. Ich erinnere mich noch sehr lebendig des peinlichen Eindruckes, den ich vor längeren Jahren in einem rheinischen Theater bei einer Fraustaufführung erhielt, als der Erdgeist auftrat und sich vernehmen ließ: „Du jeläichs dem Jäist, den du bejräifs, nich mir.“ Ich bemerke hierbei, daß ich sonst nicht zu den Intoleranten gehöre und als geborner Rheinländer meinen Landsleuten es gar nicht übel nehme, wenn sie von einer jut jebratenen Jans reden — allein auf dem Theater empfinde ich es sehr peinlich, wenn mir diese Lokalaussprache entgegen tritt. Es ist auch durchaus nicht etwa speziell die rheinländische Aussprache, die solchen Eindruck hervorruft. Jeder meiner Leser würde dieselbe Empfindung einer Ungehörigkeit mit mir teilen, wenn er etwa auf einer schweizerischen Bühne jene Worte folgendermaßen vernähme: „Du glei(a)chscht dem Geischt, den du begreifscht, ni(a)cht mir.“

Was ist nun der Grund, daß wir auf der Bühne solche lokalgefärbte Aussprachen so streng verurteilen? Gerade heraus gesagt: der Erdgeist im Faust ist kein geborner Rheinländer und kein geborner Schweizer, darum hat er gar nicht das Recht, mit rheinischer oder schweizerischer Lokalaussprache vor uns aufzutreten. Oder drücken wir die Sache ernsthafter aus, so werden wir sagen müssen: unser gesundes Gefühl duldet es nicht, daß wir in einer kunstgemäßen Darstellung, in einer gleichsam über die alltägliche prosaische Wirklichkeit emporgehobenen und in reinere edlere Formen gekleideten Wiedergabe des Lebens, wie das Drama sie uns vorführt, nun durch eine lokalgefärbte Aussprache der einzelnen Schauspieler wieder mit Gewalt in die platte Realität hinabgezogen werden.

Wir verlangen daher, und mit Recht, auch von der Aussprache der Bühne, daß sie sich erhebe über die Zufälligkeiten der Gegend, der Provinz, uns von allem lokalen Beigeschmack geläutert entgegentrete und so im Einklang stehe mit den übrigen erhebenden Momenten der dramatischen Kunst. Aus dem Gesagten wird uns nun mit Leichtigkeit klar, warum gerade die Bühne dazu berufen ist, eine einheitliche, gemeinsame hochdeutsche Aussprache zu entwickeln und zu hegen. Drei Gründe ergeben sich uns, die sie dazu führen mußten. Einmal fordert die Einheit jedes Dramas unerläßlich auch die Einheit in der Aussprache der einzelnen Schauspieler. Eine Aufführung, bei der wir den einen Mitwirkenden an seiner Aussprache als Westfalen, den andern als Berliner, den dritten als Sachsen erkännten, wäre ein Unding. Das Personal einer Bühne ist somit genötigt, sich einer bestimmten Aussprache zu bedienen. Zweitens bringt der beständige Wechsel im Personal der einzelnen Bühnen, das häufige Wandern einzelner Schauspieler von Bühne zu Bühne es notwendig mit sich, daß auch die Aussprachen aller deutschen Theater sich unter einander ausgleichen, daß also im Hamburger Theater eben so gesprochen wird, wie auf den Bühnen in Wien oder Zürich u. s. w. Endlich drittens, und dies ist der wesentlichste Punkt, verbannt der Umstand, daß wir in den Personen eines Stückes keine nach Städten oder Provinzen lokalisierten Deutschen, keine Rheinländer, oder Schweizer oder Schlesier, sondern Deutsche überhaupt, gleichsam in ihrer Aussprache idealisierte Deutsche sehen oder vielmehr hören wollen, aus der gemeinsamen Bühnensprache alle diejenigen Eigentümlichkeiten, an denen man die Bewohner bestimmter Gegenden leicht erkennt, so das ßchön des Westfalen, das jut des Rheinländers und Berliners, das ßtehen des Norddeutschen, das Poscht des Süddeutschen u. s. w. Die beiden ersten Gründe forderten, daß überhaupt eine Einheit auf der Bühne herrsche, der letzte bestimmt näher, wie diese einheitliche Aussprache beschaffen sein müsse. Es ist für den Wert der Bühnenaussprache und für ihre Verwendbarkeit durchaus nicht unwichtig, nach welcher Rücksicht dieses wie sich entschieden hat, und es verdient besondere Beachtung, wie ungemein günstig sich gerade nach dieser Seite hin die Verhältnisse entwickelt haben. Wäre nämlich die Bühnenaussprache, was ja nicht undenkbar ist, eine eng an eine bestimmte Lokalaussprache, etwa an eine mitteldeutsche, sich anschließende, die sich dann über alle Bühnen verbreitet hätte, so würden ihrem Uebergang in das tägliche Leben als normale gebildete Aussprache

voraussichtlich erhebliche Schwierigkeiten sich entgegenstellen. Der Norddeutsche würde nicht einsehen, warum er seine Eigentümlichkeiten dem mitteldeutschen Bühnengebrauch zuliebe aufgeben solle, der Süddeutsche würde sich ebenso sehr dagegen sträuben, und so würde sich nur vielleicht Mitteldeutschland zur Befolgung der Bühnensprache bequemen. Jetzt aber ist die Theateraussprache thatsächlich weder nord-, noch mittel-, noch süddeutsch, sie ist vielmehr von jedem etwas, sie folgt z. B. in der Behandlung des b, des d, des w, des einfachen s dem ausschließlich norddeutschen Gebrauch; in der Behandlung des anlautenden pf, des inlautenden g, des inlautenden f verfährt sie durchaus süddeutsch, wiederum beim st und sp wendet sie die mitteldeutsche Regel an. Und gerade hierin liegt ihre Bedeutung für die Zukunft. Sie steht thatsächlich über jeder mundartlich gefärbten Aussprache, jede der letzteren kann sagen, diesen und jenen Laut hat sie aus mir, andere Laute hat sie aus anderen Lokalaussprachen entnommen. Einer jeden tritt sie also gegenüber als ihre geläuterte Gestalt, in der nur das allgemeiner Brauchbare beibehalten, das bloß Lokalgeltende aber ausgeschieden ist. Wir können demgemäß mit vollem Recht folgende Parallele ziehen: wie die hochdeutsche Schriftsprache über allen Mundarten steht, nicht als die ideale Form einer einzelnen unter ihnen, sondern als eine Spracheinheit, die aus mehreren von ihnen hervorgewachsen ist und zu vielen nahe Beziehung verrät, ebenso steht auch die Bühnenaussprache über all den vielen Lokalaussprachen, nicht als Verallgemeinerung einer bestimmten von ihnen, sondern als eine mit ihnen allen verwandte, an sie alle anklingende, thatsächliche Einheit. Nicht bloß darum also, weil sie die einzige, wirklich vorhandene einheitliche Aussprache ist, sondern weit mehr noch darum, weil sie ihrem ganzen Ursprunge und Charakter nach in vollem Einklange zu der eigenartigen Natur unserer Schriftsprache steht, hat die Bühnenaussprache ein Recht darauf, als Normalaussprache hingestellt zu werden. Und in dieser ihrer doppelten Berechtigung zu der bevorzugten Stellung einer Norm liegt zugleich für uns die Gewähr, daß sie im Laufe der Zeit die Alleinherrschaft sich erringen wird.

* * *

Man sollte nun meinen, aus unserer Betrachtung ergäbe sich mit Notwendigkeit, daß man alle Lokalaussprachen als falsch zu verwerfen habe. Damit jedoch würden wir eine Entwickelung der Verhältnisse voraussetzen, die noch in weiter Ferne liegt. Wir können in Gedanken allerdings den Verlauf und das Endziel dieses sprachlichen Prozesses in wenigen Augenblicken uns vergegenwärtigen, in der Wirklichkeit dagegen werden wohl noch Generationen kommen und gehen, ehe das so einfach scheinende Ziel erreicht sein wird. Für unsere Zeit hat unsere Betrachtung zunächst wohl nur den Wert, daß man dreierlei einsieht. Erstens: jede der zahlreichen Lokalsprechweisen ist für ihre Gegend vollkommen historisch berechtigt, man kann es daher niemand zum Vorwurf machen, wenn er wie in Sitten und Gewohnheiten so auch in seiner Aussprache an dem Heimatlichen festhalten will. Zweitens: alle diese lokal gefärbten Aussprachen stehen gleichberechtigt neben einander, keine hat ein Recht, sich über andere zu erheben, vielmehr finden alle, auch z. B. die vielfach als die reinste gerühmte hannöversche aus der Gegend von Celle, ihren Meister an der Bühnenaussprache. Wo also ein Streit, ein Meinungsaustausch über irgend einen Punkt entsteht, da hat man nicht zu fragen: wie spricht man hier, wie spricht man dort, und welches ist richtiger? sondern einzig und allein: wie spricht die deutsche Bühne? Und endlich drittens: will man in irgend einem Punkte die lokale Aussprache verbessern, so gibt uns hier unsere Auseinandersetzung die klare und bestimmte Richtung an, in der allein eine Verbesserung von dauerndem Werte sein kann, nämlich in der Befolgung der Bühnenaussprache. So wird man z. B. vor Mißgriffen bewahrt, wie ich sie in Süddeutschland angetroffen

habe, wo man zugleich mit dem Poßt für Posch t, geßtern für geschtern nun auch ßtehen und ßpielen einführte.

* * *

Fassen wir zum Schlusse den Gedankengang unserer Betrachtung kurz zusammen. Wir haben in der Entwickelung der hochdeutschen Aussprachverhältnisse uns eine Seite desjenigen tausendjährigen sprachlichen Bildungsprozesses vor Augen geführt, den wir als das Werden und Hervorwachsen einer einheitlichen deutschen Sprache aus dem Boden mundartlicher Vielgestaltigkeit heraus bezeichnen können. Seit unser Volk aus dem Nebeneinander selbständiger Stämme sich zu einer staatlichen Einheit zusammengeschlossen, nimmt dieser sprachliche Bildungsprozeß seinen stillen unbemerkten Verlauf, und es ist bezeichnend genug, daß Karl der Große als der erste mit klarem Willen fördernd auf ihn einzuwirken versuchte. Allein seine Zeit war noch nicht herangereift für die Entfaltung einer einheitlichen deutschen Sprache, nur in den Hofkreisen, die ja schon damals über den Stammesunterschieden hinweg durch Verwandtschaft und durch politische Beziehung in dauerndem Verkehr standen, konnte sich eine Art Ausgleichung unter den vielen deutschen Mundarten vollziehen. An den Höfen und in dem an ihnen lebenden Rittertum blüht dann diese Hofsprache in der mittelhochdeutschen Dichtung eines Hartmann von Aue, eines Walther von der Vogelweide herrlich empor. Doch blieb diese klare, an Reinheit und Durchbildung der Formen späterhin unerreichte Sprache beschränkt auf die höfischen Kreise; der deutsche Bürger und vollends der deutsche Bauer fand in seinem harten, mühseligen, kleinlichen Dasein wenig Raum für kunstvolle ideale Dichtung. Als daher das Rittertum verfiel, welkten nach kurzer Blüte seine Dichtung und seine Sprache dahin. — Wiederum von den Fürstenhöfen ausgehend, wo sich eine nivellierte Gemeinsprache forterhalten hatte, beginnt dann im 14. und 15. Jahrhundert eine neue nach Einheit hinstrebende sprachliche Entwickelung in den Kanzleisprachen der zahlreichen Fürsten jener Zeiten. Anfangs sehr vielgestaltig und eng an die Mundarten sich anlehnend, gleichen sie sich mehr und mehr aus, bis endlich schon um 1500 die mitteldeutsche Kanzleisprache des Meißnischen Hofes, allerdings deutlich durch die kaiserliche Kanzlei beeinflußt, ein starkes Uebergewicht gewinnt. Diese bis dahin meist nur in Urkunden, Akten, im diplomatischen Schriftwechsel verwendete Kanzleisprache gelangt dann durch Luther zu reichem, lebenskräftigem und, was von größter Bedeutung ist, volkstümlichem, weil religiösem Gehalt. Als Sprache des neuen religiösen Bekenntnisses dringt sie, was der mittelhochdeutschen Sprache der Dichtung nicht gelingen konnte, wirksam hinab bis in die untersten Schichten, bis in die breite Masse des Volkes, wo gerade die Not und Armseligkeit des Daseins, die den Sinn für Kunst im Keime erstickt, die Empfänglichkeit für Religion erhöhen mußte. Seitdem beginnt der stille unausgesetzte Kampf der durch Luther lebensfähig gewordenen und durch den Einfluß seiner Schriften ins Volk gedrungenen einheitlichen Sprache gegen die Mundarten, den wir heute noch fortdauern sehen, wenn auch zu erwarten ist, daß die Einheit des Hochdeutschen, der sich eine reiche, allumfassende Litteratur, der sich die Schule, die Presse, die freie Verkehrsbewegung unserer Tage mitstreitend zur Seite stellen, in nicht allzu langer Frist den vollständigen Sieg über den Dialekt davontragen wird.

Aber auch da, wo wir die Mundart schon jetzt gänzlich verdrängt sehen, hat sie es dennoch vermocht, in der mundartlichen Färbung der hochdeutschen Aussprache deutliche Spuren ihrer früheren Herrschaft zu hinterlassen. Die Einheit des Schriftdeutschen ist fast nur auf dem Papier zu finden, als gesprochene Sprache bietet es noch heute die auffallendsten Unterschiede. Und wiederum sehen wir in geräuschloser Entwickelung auch hier die Verhältnisse sich zur Einheit hin umbilden. Schon besitzen wir thatsächlich eine über aller Lokalfärbung stehende Ausgleichung der Aussprache auf der deutschen

Bühne. Diesmal ist es die Kunst, die diese letzte reinigende und glättende Arbeit zu vollziehen berufen war, und es ist in unserer, eines heiteren gehobenenn Daseins sich erfreuenden Zeit, wo nicht mehr bloß an Fürstenhöfen der Sinn für Kunst eine Stätte findet, sondern wo der deutsche Bürger lebhaftesten Anteil an ihr nimmt, ja wo selbst der Bauer sich für das Theaterspiel begeistert, nicht mehr zu befürchten, daß der von der Bühne errungene Vorteil und die von ihr schon geleistete Arbeit in der Entwickelung einer Normalaussprache für unser Volk wieder sollte verloren gehen und vergeblich gewesen sein. Vielmehr sehen wir mehr und mehr die Ueberzeugung sich Bahn brechen, daß die Bühnenaussprache, so wie sie ist, ohne theoretisches Bekritteln und ohne partikularistischen Eigensinn, nur befreit von den durch die Bühnentechnik bedingten oratorischen Momenten, als Norm hinzustellen und zu befolgen sei. — Wenn diese Ueberzeugung endgültig festen Fuß in unserem Volke gefaßt haben wird, wenn die Schule sich rückhaltlos zu ihr bekennt, dann erst wird der Boden geschaffen sein für Bestrebungen, die in letzter Zeit vielfach die Gemüter in Aufregung versetzt haben, ich meine für die Reformversuche in unserer Rechtschreibung. Er wird dann gegeben sein, wenn die Anschauungen von all diesen Verhältnissen soweit in unserem Volke sich geklärt haben, daß man nicht mehr den Satz hinstellt: Schreib', wie du sprichst, oder: Schreib', wie man da und dort spricht, sondern einzig und allein: „Schreib', wie die deutsche Bühne spricht."

Monatsschau.

Pragmatische Tabelle.

August.

21. Fürst Alexander von Bulgarien wird in seinem Palast von Verschwörern aufgehoben, am
25. auf russisches Gebiet ausgesetzt, betritt aber am
28. in Rustschuk wieder bulgarischen Boden.

September.

7. Fürst Alexander von Bulgarien dankt feierlich ab.
5. bis 8. Allgemeiner Deutscher Handwerkertag zu Kösen.
15. Militär-Revolte in Spanien.
17. Der Deutsche Reichstag tritt zusammen, um den deutsch-spanischen Handelsvertrag zu genehmigen.

Politik.

Zum 17. September ist der deutsche Reichstag nach Berlin berufen worden, um den deutsch-spanischen Handelsvertrag endgültig zu genehmigen.

Diese Genehmigung ist wirklich erfolgt, aber die Berufung ging offenbar ursprünglich von ganz anderen als spanischen Absichten aus, von der Absicht des Reichskanzlers nämlich, die Herren Windthorst und Eugen Richter wegen ihrer kriegerischen Orientpolitik umgehend zur Rede zu stellen. Wenn schließlich dies unterblieben, der Kanzler vielmehr einige Tage vor der Eröffnung nach Varzin gereist ist, so wird man annehmen dürfen, daß die diplomatische Lage sich verschoben hatte, und daß es dem Fürsten nicht mehr rätlich scheinen konnte, vielleicht durch die dann unvermeidliche offene Betonung der russischen Freundschaft den Uebermut dieser lieben Bundesgenossen noch zu steigern.

An den Verhandlungen selbst war nur das bemerkenswert, daß die Sozialdemokraten aus Rache über die vielen Ausweisungen ihrer Parteigenossen Obstruktion trieben und die Sitzungsperiode unnützerweise in die Länge zogen.

Im übrigen war es äußerst still auf dem Gebiet der inneren Politik. Dagegen haben ungezählte Versammlungen und Kongresse stattgefunden und mit der Flut ihrer Reden die Zeitungsspalten überschwemmt.

Die alljährlich zusammentretende Katholikenversammlung hat in diesem Jahre in Breslau getagt. Politisch bedeutsam an derselben war, daß Herr Windthorst in richtiger Erkenntnis des Umstandes, daß eine Partei, welcher große Ziele fehlen, mit der Zeit zerbröckelt und auseinanderfällt, für das Zentrum neue Ziele steckte, Ziele, denen man zugestehen muß, daß sie großartig und weit aussehend genug sind. Der vorsichtige Zentrumsführer begnügte sich nicht damit, die Rückberufung der Jesuiten, die Verkirchlichung der Schule und andere, wenigstens denkbare Dinge zu fordern, sondern erst bei der Herstellung der weltlichen Macht des Papstes machte er Halt. Wenn das Zentrum dieses Programm zu dem seinigen macht — und der große Beifall ließ ja auf Zustimmung schließen — so hat es in der That auf ein oder mehrere Jahrhunderte Vorrat an Ideen. Das aber wird sich ja erst in der Praxis herausstellen müssen, ob wirklich erreichbare Forderungen durch unerfüllbare Wünsche auf die Dauer ersetzt werden können.

Auch zwei Sozialistenkongresse haben im verflossenen Monat stattgefunden, ein belgischer zu Brüssel und ein internationaler zu Paris. Das Programm der Belgier ist durch und durch unverständig; es enthält nur radikal-politische Forderungen, die in der Abschaffung des Königtums gipfeln, während doch jeder halbwegs verständige Arbeiter nachgerade wissen kann, daß alle Verschiebungen der Verfassung in demokratischer Richtung seine soziale Lage und sein Einkommen nicht um einen Pfifferling verbessern. Weit eher kann man sich befreunden mit den Forderungen des Pariser Kongresses. Abgesehen davon, daß 8 Stunden Arbeitszeit für kräftige Männer sehr wenig ist und diese Zeit um mindestens eine Stunde erhöht werden könnte, und abgesehen ferner davon, daß die Festsetzung eines Minimallohnes nicht viel helfen wird, sind wir mit dem Programm der Pariser ziemlich einverstanden. Fabrikinspektoren namentlich, welche von den Arbeitern selbst gewählt werden, sind eine gerechte und billige Forderung. Und auch sonst enthält das Programm, was auf dem Boden der kapitalistischen Produktionsweise gefordert werden kann.

Die Hauptsache freilich fehlt in diesem, wie in allen sozialistischen Programmen — das Mittel nämlich, wie man dem Kapitalismus als solchem wirksam zu Leibe gehen kann; dazu aber gehört sowohl energisches Bekenntnis gegen Judentum und Börsentum, als auch ein kräftiger Staat, der den rücksichtslosen Egoismus der Kapitalisten niederhält. Gerade in diesem entscheidenden Punkt hat aber noch kein Sozialdemokrat den Mut der Entscheidung gefunden. Immer wieder lassen sie sich da von den Freiheitsphrasen bethören, welche die unehrlichen Juden und die nicht immer ehrlichen Achtundvierziger, die jetzt an ihrer Spitze stehen, im Munde führen. Und so schwanken sie hin und her wie Rohr im Winde, rufen große Ziele laut in die Welt hinaus, verweigern aber noch lauter die einzigen Mittel, welche wirklich zur Erreichung derselben führen.

Im übrigen sieht es — beiläufig bemerkt — in Frankreich auf sozialem Gebiet toll genug aus; die Arbeiter in den Industriebezirken bewaffnen sich eben massenhaft, und zwar mit Chassepots. Die Regierung untersucht, wie sie in den Besitz derselben gekommen, und die radikale Presse verlangt, daß man die Truppen aus den bedrohten Orten zurückziehe, weil ihr Anblick die Wohlbewaffneten reizen könnte!

In Berlin hat um Mitte des Monats ein seit langer Zeit vorbereiteter Allgemeiner Deutscher Kongreß zur Förderung der überseeischen Interessen stattgefunden, einberufen von der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft und deren überaus thätigem Vorsitzenden, Dr. Karl Peters. Auch ohne daß man im einzelnen für jede Maßregel der Gesellschaft eintritt, kann im allgemeinen die Rührigkeit und energische Tüchtigkeit derjenigen nicht genug anerkannt werden, die sich Mühe geben, aus den großen deutschen Schutzgebieten fruchtbringende Kolonien zu machen. Daß wilde, un-

angebaute Landstrecken, auch unter günstigem Klima, für uns nicht so schnell zur Goldquelle werden, wie das alte Kulturland Indien für England, versteht sich von selbst, und noch schwieriger wird die Sache dadurch, daß uns Deutschen die Kapitalkraft und der Unternehmungssinn der Briten fehlt, sowie auch jetzt wieder die kleinlichste politische Eifersucht den Rädern in die Speichen fällt. Man kann sich kaum etwas Borornierteres denken, als den Haß, mit welchem z. B. die „Freisinnige Zeitung" Eugen Richters und andere Korybanten des „Fortschritts" den Fleiß und die Ausdauer unserer in Wahrheit den Fortschritt fördernden Kolonialleute verfolgen. Eine abwehrende Stellung könnte Sinn und Verstand haben, wenn etwa Unwissende zur Auswanderung in wüstes Land verleitet oder kleine Kapitalisten unter Vorspiegelung unwahrscheinlicher Gewinne zur Hergabe ihrer Ersparnisse verführt werden sollten, wie das in den Gründerjahren von sämtlichen liberalen Blättern ohne alle Ausnahme geschah. Soweit wir erkennen können, ist aber von alledem hier nichts der Fall; und es entspringt daher die „fortschrittliche" Kritik lediglich der traurigen Thersites-Wut, daß es auch Leute in Deutschland gibt, die nicht nur schelten und herunterreißen, sondern auch positiv arbeiten und aufbauen.

Kann aber die freisinnige Presse von der Kolonisationsarbeit, weil sie vom Fürsten Bismarck gefördert und von konservativen Leuten getrieben wird, nicht anders als abfällig reden, so war ihr andererseits kein Lobeswort der deutschen Sprache überschwänglich genug, als es galt, den verstorbenen jüdischen Abgeordneten Ludwig Löwe zu einer politischen Größe hinaufzuschrauben, die er nie gewesen ist. Löwe war ein Mann von ganz kümmerlicher Bildung, aber schreckenerregender Zungenfertigkeit; übrigens ein Jude, der in Wort und That seine Abstammung keinen Augenblick verleugnet hat. An Löwes politischen und moralischen Charakter nach seinem Tode noch zu erinnern, wird uns als Gegnern niemals einfallen. Aber fast mit Gewalt zwingt die freisinnige Presse uns selbst am Grabe ironische Gedanken auf, wenn sie mitteilt, daß Löwe einer jüdischen Synagogen-Kommission angehörte, die sich die Aufgabe gestellt habe, ein neues „Lehrbuch der Sittenlehre" auszuarbeiten!

Für den entsetzlichen Unsinn, den die Fortschrittsgrößen Virchow, Träger und Hermes am Grabe Löwes gesprochen, kann dieser natürlich nicht verantwortlich gemacht werden. Träger sprach die Hoffnung aus, daß nach der „Wut des Winters" ein „ewiger Frühling" kommen müsse, in welchem die freisinnige Partei gesiegt haben werde. Und wenn dann um die Fortschrittsfahne „der grüne Kranz des Lorbeers" sich flechte, so werde auf einem Blatt „mit unauslöschlichen Buchstaben" der Name „Löwe" stehen! Hermes endlich schalt auf „den unerbittlichen Engel des Todes", der Löwe „die Streitaxt" aus der Hand gerissen habe „in dem verzweiflungsvollen Kampf der guten Geister des Lichts mit den schwarzen Dämonen der Finsternis".

Befremdend an diesen Aeußerungen ist uns nur, daß die Herren den „ewigen Frühling" in Berlin noch erst herbeisehnen. Der Freisinn hat ja längst gesiegt und die ganze Stadtverwaltung in Händen, dabei einen solchen Vorrat von Glaubensgenossen Löwes, daß im „grünen Kranz des Lorbeers" nicht ein Blatt, sondern jedes Blatt von Herrn Träger mit einem Judennamen beschrieben werden könnte. Oder zweifelt man etwa nur an der Ewigkeit dieses schönen Liebesfrühlings? —

Einen sehr erfreulichen Eindruck machen die Verhandlungen des 4. Allgemeinen Deutschen Handwerkertages, welcher vom 5. bis 8. September in Bad Kösen sich vereinigt hat. Es ist endlich soweit, daß die Handwerker, oder wenigstens ein großer Teil derselben, sich völlig freigemacht haben von dem Bann der liberalen Zeitungsphrasen, daß sie selbständig ihre Forderungen aufstellen und nicht mehr darauf warten, daß ihnen solche von anderen Leuten formuliert werden. Damit fällt für die Manchester-Leute jeder Vorwand weg, die Handwerker als Schleppträger der konservativen Partei zu verdächtigen, beziehentlich den Konservativen vorzuwerfen, daß sie die Handwerkerbewegung für egoistische Parteizwecke ausbeuten. Die Beschlüsse, welche der Hand-

werkertag gefaßt hat, sind durchweg nur zu billigen.*) Entgegen den Totengräbern alles Handwerks, den Magazinjuden, verlangte man wieder den oft geforderten Befähigungsnachweis; entgegen der vielfach unerträglich gewordenen Zuchtlosigkeit der Gesellen und Gehilfen, welche in den Fachvereinen von berufsmäßigen sozialdemokratischen Agitatoren immer wieder aufgehetzt werden, verlangte man vor allem Einführung einer Legitimation. Von den Verwaltungsbehörden erbat man schärferen Schutz gegen Hausierer, Wanderlagerschwindel, Abzahlungsbazare und alle jene Formen nicht seßhaften Handels, durch welche gewissenlose Leute dem seßhaften Gewerbtreibenden Schleuderkonkurrenz machen und die Unerfahrenheit oder Not des Volkes ausbeuten, um ihm für gutes Geld den elendesten Plunder aufzuhängen. Endlich beschloß man, die christlichen „Herbergen zur Heimat" als beste Innungsherbergen den Wanderern zu empfehlen, und es fehlte selbst nicht an Stimmen, welche den Meistern anheimgaben, ihre Gehilfen und Lehrlinge an christlicher Familiengemeinschaft teilnehmen zu lassen. Das letztere wird ja freilich heutzutage nicht überall mehr, namentlich in großen Städten und Werkstätten nicht, möglich sein; aber auch für diesen Mangel wird ja mehr und mehr von der Kirche Abhilfe zu schaffen gesucht, indem sie in den christlichen Jünglingsvereinen den heimatlosen jungen Leuten die Familie zu ersetzen sucht. Es könnte ein großer Fortschritt für die Jünglingsvereine und ein großer Segen für die Handwerker darin liegen, wenn etwa ein kommender Handwerkertag sich mit gleicher Entschiedenheit wie für die Herbergen, auch für die Lehrlings- und Jünglingsvereine aussprechen und die Meisterschaft durch Zuführung der jungen Leute die Sache thatsächlich fördern wollte, wenigstens insoweit diese Vereine nach gesunden Grundsätzen geleitet werden und nicht zu pietistischen Konventikeln ausarten. Wer seine freie Zeit in christlichen Vereinen zubringt, bleibt ganz von selbst den sozialdemokratischen Fachvereinen fern. Aber man macht hier dieselbe Erfahrung, die man eigentlich auf allen Gebieten macht, daß die Leute an die bewahrende Thätigkeit, auch wenn sie noch so leicht ist, nicht heranzubringen sind, nachher aber einen gewaltigen Lärm machen, wenn das Kind in den Brunnen fällt, den man durchaus nicht zudecken wollte.

Daß die Sozialdemokratie in ihrem blöden Unverstand, sowohl als Partei, wie als Presse — ein Preßorgan in Berlin ist ihr wieder freigegeben worden — gegen jede Maßregel und gegen alle Personen, welche den Arbeiterstand in Wohlstand, Sittlichkeit und Bildung heben möchten, blindlings ankämpft, ist leider ebenso unanfechtbare Thatsache, als daß es viele Arbeiter gibt, welche den sicheren Instinkt haben, daß sie irregeleitet werden.

Ein geeigneter Führer, der nicht aus den besitzenden Klassen, sondern aus dem Arbeiterstande selbst hervorgehen müßte, könnte selbst in den Arbeitervorstädten Berlins nach unserer Kenntnis der Dinge große Ernte halten. Solche Persönlichkeit hat leider bisher gefehlt, und so ist es denn gekommen, daß auch die Arbeiterbewegung mehr und mehr den Todfeinden jedes gesunden Sozialismus, den fetten Konfektionsjuden ausgeliefert worden ist und daß die Massen infolge ihrer Abkehr von Gott und göttlicher Weltordnung verblendet genug sind, eben diesen ihren Todfeinden willige Heerfolge zu leisten.

* * *

Die merkwürdigen Vorgänge in **Bulgarien** sind von uns im letzten Heft so kurz nur berührt worden, daß es wohl verlohnt, sich jetzt, wo dieselben zu einem gewissen Abschluß gelangt sind, den Gang der Dinge noch einmal kurz zu vergegenwärtigen.

Völlig unerwartet verbreitete sich am 22. und 23. August die Nachricht, daß in

*) Daß hiermit nicht eine bedingungslose Zustimmung zu allen Beschlüssen des Handwerkertages ausgesprochen werden soll, ergibt sich aus unserer oft kundgegebenen Stellung zur Innungsfrage und aus der eingehenden Kritik im unten folgenden wirtschaftlichen Monatsbericht.

Sofia eine Revolution ausgebrochen, der Fürst in seinem Palast von den Revolutionären aufgehoben worden sei und auf russisches Gebiet gebracht werden solle. Mehrere Tage hindurch war man in völliger Ungewißheit über sein Schicksal, bis endlich sich herausstellte, daß er am 25. auf russischem Gebiete ausgesetzt, nordwärts und zwar nach Oesterreich abgefahren sei. Der Fürst schien in seine deutsche Heimat zurückkehren zu wollen. Aber nachdem er in Lemberg angekommen, wandte sich plötzlich das Blatt.

Hatte bisher in Sofia die revolutionäre Partei, wenn man ihr überhaupt diesen Namen beilegen will — thatsächlich war es nur eine kleine Hand voll Russen — den Telegraphen allein in Händen gehabt und damit das Mittel, die ganze Welt über die Bedeutung des Aufruhrs zu täuschen, so wurde ihnen nun mit ungeahnter Schnelligkeit das Handwerk gelegt. Eine Gegenrevolution von ungeahnter Stärke brach durch, an ihrer Spitze der Kammerpräsident Stambulow, und als Führer der zum großen Teile treugebliebenen Armee, Oberst Mutkurow. Die wenigen, durch russische Rubel abtrünnig gemachten Truppenteile wurden unschädlich gemacht, die russischen Anstifter verhaftet, der mitverschworene Metropolit mußte fliehen und dann verlangte alles stürmisch den Fürsten Alexander zurück. Dieses stürmische Verlangen wurde, wie gesagt, dem Fürsten in Lemberg kund; er entschloß sich kurz, demselben nachzugeben, und fuhr, überall begeistert empfangen und begleitet von dem Hohngelächter über Rußland und seine mißlungenen Anschläge, nach Bulgarien zurück.

An der bulgarischen Grenze, aber noch auf rumänischem Boden, in Giurgewo verführte ihn der Umstand, daß unter den ihn begleitenden und beglückwünschenden rumänischen Behörden sich auch der russische Konsul befunden hatte, zu dem unüberlegten Schritt — man scheint ihm eine Falle gelegt zu haben —, einen, mit seiner bisherigen Politik nicht übereinstimmenden Brief voll tiefster Ergebenheit an den Zaren zu schicken. Eine Antwort von erschreckender Brutalität ließ nicht auf sich warten; der Zar gab ihm den dringenden Rat, der Revolution zu weichen, und erklärte diese, die man bisher nur für eine russische gehalten hatte, gewissermaßen offiziell für eine kaiserlich russische.

Mußte schon dieser Brief auf den Fürsten Alexander niederdrückend wirken, so war das ohne Zweifel viel mehr der Fall mit dem, von den Mächten, mindestens von Oesterreich und Deutschland ihm ausgesprochenen Wunsch, die Verschwörer und Verräter thunlichst ungestraft laufen zu lassen, oder doch wenigstens nicht zu henken. Nimmt man endlich hinzu, daß auch die „treu“ gebliebenen Elemente in Bulgarien recht zweifelhafter Natur sind, so kann man sich nicht wundern, wenn der Fürst den Boden unter seinen Füßen weichen fühlte, den Staub von seinen Füßen schüttelte, eine Regentschaft einsetzte und nach Deutschland zurückkehrte.

Eine Beurteilung und Würdigung dieser Vorgänge findet sich an anderer Stelle in dem vorliegenden Heft — freilich in etwas anderem Lichte, als uns die Sache von Anfang an erschienen ist. Wir können bei aller persönlichen Sympathie für den tapferen und tüchtigen Fürsten über die Thatsache nicht ganz hinwegkommen, daß er als russischer Kandidat den Thron bestiegen, aber schließlich den Interessen jener Macht offenkundig entgegengewirkt hat. Mochte es aber schwer für ihn sein, dem brutalen Betragen der Russen gegenüber anders zu handeln, so hätte gerade er bestrebt sein müssen, um jeden Preis den Berliner Frieden aufrecht zu halten und ihnen damit jeden Vorwand zur Einmischung zu nehmen; durch seine Billigung der ostrumelischen Revolution, mag er den Schritt auch gezwungen gethan haben, hat er sich doch vorzeitig selbst ins Unrecht gesetzt und eine Unsicherheit der Weltlage geschaffen, die ihm notwendig auch andere Mächte entfremden mußte.

Hat aber Fürst Bismarck ihn offenkundig fallen lassen und ist er so nachgibig gegen Rußland verfahren, daß die ultramontane und freisinnige Presse ein ungeheures Geschrei erheben und mit vollen Backen in die Kriegstrompete stoßen zu müssen glaubte, so denken wir, wird er seine Gründe gehabt haben. Ist England an beiden

Händen gebunden und Oesterreich nicht vorwärts zu bringen nach Saloniki, so können wir diesen zunächst Beteiligten unmöglich die Kastanien aus dem Feuer holen. Und von anderen Gründen, über die man lieber schweigt, abgesehen, ist ja bekannt, daß unsere Armee sich im Zustande der Umbewaffnung befindet, und daß die österreichische erst im Begriff steht, sich Geld für neue Gewehre zu borgen.

Ueberdies hat Rußland bisher nicht den leisesten Schritt gethan, der aus dem Rahmen seiner formell friedlichen Haltung herausträte; es hat den General Kaulbars nach Sofia geschickt, aber nur in der völlig unanfechtbaren Stellung eines diplomatischen Agenten.

Etwas anderes ist es mit der Forderung, Verbrecher und Verräter straffrei laufen zu lassen; ist diese Aufforderung, wie die Blätter melden, von der deutschen Regierung erfolgt, so müssen wir beklagen, daß sie nicht unterblieben ist. In die Geheimnisse der weltbeglückenden „gesunden Realpolitik" sind wir wenigstens noch nicht tief genug eingedrungen, um auch unsittliche Mittel für zulässig zu halten, und wir sind altväterisch genug, lieber die üblen Folgen sittlichen Verhaltens tragen, als uns mit unsittlichen Mitteln flüchtige und doch nur scheinbare Vorteile erkaufen zu wollen.

Was aus Bulgarien werden und wer dem Fürsten Alexander in der Regierung folgen wird, bleibt offene Frage. Die Berliner Vertragsmächte müssen sich über einen neuen Kandidaten einigen. Bis das aber geschieht, kann noch viel Zeit dahinfließen. Die Absicht, sich zu überstürzen, tritt nirgends zu Tage.

* * *

Uebrigens ist vom Auslande wenig zu melden. In **England** kommt das konservative Ministerium mit seinem irischen Programm nicht von der Stelle; dagegen häufen sich immer wieder in schreckenerregender Weise die Agrarverbrechen in Irland, wo Mord und Totschlag auf dem Lande und offener Bürgerkrieg in den Städten an der Tagesordnung sind. Parnell aber gießt Oel ins Feuer und scheint von den Konservativen nichts mehr zu erwarten; er hat ein Gesetz ausgearbeitet, das nicht mehr mögliche, sondern nunmehr unmögliche Forderungen enthält. Mit seiner völligen Lossagung von den Konservativen hat er dann freilich den liberalen Gegnern Gladstones den Anschluß an das gegenwärtige Kabinett um so näher gelegt.

Englands auswärtige Lage hat dadurch wieder zu vielen Erörterungen Anlaß gegeben, daß überhaupt das Programm aller an der Liquidation im Orient beteiligten Staaten durch die drohende Nähe der Abrechnung gefordert wurde. Es scheint aber, als wolle England mehr und mehr Konstantinopel aufgeben und an Aegypten, welches eine immerfließende Geldquelle ist, sich schadlos halten. Selbverständlich ist mit dieser Annexion Frankreich sehr wenig einverstanden und sucht nun seinerseits den deutschen Reichskanzler gegen jene englischen Ansprüche zu gewinnen, ein Bestreben, das freilich friedlichere Beziehungen zwischen beiden Regierungen voraussetzt, als sie dem gegenwärtigen Kriegsminister in Paris, Herrn Boulanger, lieb zu sein scheinen. Uebrigens ist ja aber der Kriegsminister nicht Frankreich und eine offene Parteinahme für oder gegen einen oder den anderen unserer westlichen Nachbarn wird in Berlin gewiß nicht stattfinden.

* * *

In **Dänemark** scheint abermals ein „Sturm im Glase Wasser" losbrechen zu wollen, und die Presse der Linken hilft tüchtig nach. Das große Ereignis des Tages ist der Sieg, den tausend Lärmmacher auf einem Jahrmarkt in Jütland über 6 der durch ein provisorisches Gesetz geschaffenen Gendarmen gewonnen haben. Infolgedessen regt sich überall aufs neue der Geist der Unbotmäßigkeit, und die Gendarmerie hat den krawallsüchtigen Bauern gegenüber keinen leichten Stand. Der oppositionelle

Teil der Bevölkerung wird nicht ruhen, bis auch das Versammlungsrecht durch ein provisorisches Gesetz beschränkt worden.

Seitdem nunmehr die sämtlichen Märtyrer der „guten Sache“ ihre Gefängnisstrafen abgesessen, hat die Wühlerei in der Presse und in den Versammlungen einen neuen Aufschwung genommen, und erstere überbietet sich selber an Unversöhnlichkeit. Eine Probe möge genügen: „Mag,“ so schrieb jüngst eines der demokratischen Blätter, „die Regierung ungehindert auf dem von ihr betretenen Wege weiter gehen, so wird sie doch auf keine Weise daran etwas ändern können, daß die Demokratie langsam aber sicher sich als ein Volk für sich aussondert, in derselben Weise, wie die Dänen in Nordschleswig, die Franzosen im Elsaß, die Polen in Posen, die Irländer in Irland, daß die Demokratie nacheinander alle Bande zerreißt, welche sie noch mit den Provisoristen verbinden, und es vorzieht, sich selbst allein zu leben.“ In der That, wenn das die Tendenz der nun schon chronisch gewordenen Volkskrankheit ist (und so verhält es sich wirklich), so haben die Dänen alle Ursache, für den Fortbestand ihres Volkstums zu fürchten, und die Parteien, welche ihr kleines Vaterland durch Festungsbauten vor dem drohenden Untergang bewahren zu können meinen, befinden sich in einem verhängnisvollen Irrtum. Wahrhaft verdient würde sich der Mann um Dänemark machen, der ein Mittel fände, um nur erst einmal eine Verständigung zwischen der Rechten und der Linken herbeizuführen. Der greise Bischof Monrad, der sich trotz seiner entschiedenen Parteinahme für die Linke diese Fähigkeit zugetraut hatte, hat sich achselzuckend für immer vom politischen Leben zurückgezogen, und seine Wähler haben zu seinem Nachfolger einen einstmaligen Pastor gemacht, der, den Sozialdemokraten sehr nahestehend, die Unversöhnlichkeit auf seine Fahne geschrieben hat und offen den bittersten Haß predigt. Daß übrigens die Linke auch jetzt gar nicht daran denkt, ihrem Ziel durch einen außergewöhnlichen Versuch näher zu rücken, dafür birgt die Parole, die ihr offizielles Haupt, Berg, kürzlich ausgegeben hat: „Wir wollen siegen, indem wir protestieren, korrigieren und kritisieren.“ Daß sie dafür noch jahrelang ab und zu in die Hände der Justiz geraten werden, das rechnen die Führer sich zur Ehre an.

Mit gleicher Zähigkeit wie im Mutterlande kämpfen auch auf Island die Bauern für ihr politisches Ideal. Der Antrag auf eine Revision der Verfassung von 1874, den die dänische Regierung im vorigen Jahre so entschieden verwarf, ist auch diesmal vom Alting in unveränderter Gestalt wieder angenommen worden, und es fielen dabei Aeußerungen, die der Landeshauptmann als „aufrührerisch“ meinte zurückweisen zu müssen. Die Regierung wird dem Versuch, Island selbständig zu machen, nie nachgeben, und es bleibt den freiheitsdurstigen Isländern nichts anderes übrig, als auf die Zeit zu hoffen, wo in Dänemark die Bauerndemokratie am Ruder sein wird.

* * *

In **Norwegen** richtet sich die Demokratie selbst durch ihre Unverträglichkeit innerhalb der Partei und durch die Unfruchtbarkeit der von ihr erkorenen Regierung. Vergebens rufen die Führer der Fraktionen der Linken zu: Seid einig, einig, einig; aber die Spaltung wächst zusehends immer mehr. Daher verläuft denn auch die legislatorische „Arbeit“ völlig resultatlos. Von den großen Reformen, welche die neue Aera dem Lande bringen sollte, ist noch nicht eine einzige zu stande gekommen.

Das einzige, worüber man sich während der beiden letzten Jahre geeinigt hat, sind einige kleine völlig bedeutungslose Gesetze. Der große Urdemokrat Johann Sverdrup aber hat es auf seinem hohen Posten gelernt, sich an dem Glanze fürstlicher Gnade zu sonnen, und schon mehr als ein Großkreuz schmückt seine bis dahin so unbefleckte Brust.

Wirtschaftspolitik.

Die wirtschaftlichen Erörterungen offizieller und inoffizieller Art, welche die letzten Wochen in reichlichem Umfange gebracht haben, dürften kaum geeignet sein, die bewußte, der Befestigung unseres inneren Zusammenhanges dienende sozial- und wirtschaftspolitische Bewegung sonderlich zu fördern. Die Handwerker z. B., die sich außer im allgemeinen Handwerkertage zu Kösen, noch in vielen Zweig- und Fachversammlungen zusammenthaten, haben zwar wenigstens hinsichtlich der Grundlage ihrer Organisation nach außen bestimmte Forderungen gestellt, aber ihre Wirksamkeit im Innern und gegen die Gewerbsgenossen selbst ist noch eine unbedingt unzulängliche. Und darauf kommt es vor allem an. Die Handwerker, indem sie „obligatorische Innungen", für den Gewerbebetrieb den „Befähigungsnachweis" und „Handwerks- oder Innungskammern" und daneben noch eine Reihe polizeilicher Feststellungen hinsichtlich des Verhältnisses der Gewerbsgehilfen fordern, vergessen vor allen Dingen, daß zur Erringung und Befestigung von Rechten innerhalb des auf- und abwogenden Interessenstreits zwischen den Gruppen des gesellschaftlichen Zusammenhanges vor allem eine bedeutende Entwicklung gehört und daß keine Staatsregierung es in ihrer Gewalt hat, nach Belieben einer Interessengruppe, wenn sie ihr auch sympathisch gegenübersteht, ihre erhobenen Wünsche zu gewähren, insbesondere, wenn sie so tief in die Vorteile anderer Gruppen einschneiden, wie fast durchweg die Forderungen der Handwerker. Es ist ein großer Irrtum, der aber anscheinend von der zwar verhältnismäßig zahlreichen, aber fast durchweg ungeschickt geleiteten Handwerkerpresse genährt wird, wenn man glaubt, die mittelalterliche Zunft sei über Nacht entstanden und habe ihre „Privilegien" von der damaligen Staatsvertretung (wenn wir so sagen dürfen) erhalten als Geschenk oder Recht auf die bloße Erhebung eines Anspruchs. Die blutige Städtegeschichte des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts mit ihrem Auf- und Absteigen der Interessengegensätze und das mühsame Erlangen eines Rechtsbodens, von dem die Zunftordnungen nur die eine Seite umschrieben, widerlegt diese Anschauung vollständig, wie sich auch bei näherem Hinsehen das meiste von jenen Schilderungen des Zunftglanzes, in dem sich phantasiebegabte Handwerker in unseren Tagen so gern berauschen, als schwache Einbildungen erweisen, hervorgegangen aus unvollständigen Nachrichten. Freilich hatte das Handwerk, nachdem die Zunftkämpfe zu Ende waren, goldenen Boden. Aber dieser Boden hat doch erst gepflastert werden müssen durch den an das Gemeininteresse sich hingebenden Geist der Unterordnung und durch das Bewußtsein, daß das Gedeihen des Einzelinteresses nur aus dem Gedeihen des Gesamtinteresses herauswachsen könne, und nicht minder aus der Opferwilligkeit an jenes Gesamtinteresse, das die einzelnen beseelte. Denn jene mittelalterlichen Zunftordnungen, in denen das Handwerk seine Eingliederung in den damaligen Gesamtzusammenhang fand, begründen mit Rechten allein Rechte, sondern vor allen Dingen Pflichten. Dessen sind sich die heutigen Vertreter der Zunftinteressen offenbar nur wenig bewußt, und darin liegt es auch hauptsächlich, daß ihr Wirken praktisch nur kleine Folgen zeigte. Erst aus der Pflicht können im Gesamtzusammenhang Rechte erwachsen; aber sie erwachsen auch sicher für eine Interessengruppe, welche den entschlossenen Willen der Pflicht besitzt und bethätigt. Man sollte sich erinnern, daß die Zunft zu Grunde gegangen ist daran, daß ihre Angehörigen nur noch Rechte kennen wollten und keine Pflichten mehr insbesondere gegen den jungen Nachwuchs, aus dem doch das Leben einer jeden Organisation hervorgeht. Nach dieser Seite hin vor allem sollte mehr Klarheit gezeigt werden; aber hier ist immer nur vom polizieren die Rede. Das hat aber die alte Zunft nicht als zu ihrem Wesen gehörig betrachtet. So weit es vorkommt, ist es ihr auferlegt worden, und ihre Disziplin gegen die Mitarbeiter der Zunft, waren es nun Gehilfen oder Lehr-

linge, gründete sich auf die Fürsorge der Zunft gegen diese. Wo es anders wurde, war die Zunft schon im Verfall und es bezeichnet praktisch nicht das Aufblühen, sondern den Verfall, wenn z. B. der westfälische Handwerkertag es als eine Forderung aufstellt, daß zwar der Meister auf einen Gehilfen drei Lehrlinge halten darf, daß aber kein Gehilfe anders wo als bei Zunftgenossen Arbeit nehmen dürfe. Derartige Ansprüche sind doch unhaltbar. Vor allen Dingen muß man den Egoismus mäßigen. Man sollte sich doch wenigstens gegenwärtig halten, wodurch die alte Zunft zu Grunde gegangen ist. Denn man kann nicht bestreiten, daß die zerstörenden Elemente aus der Zunft selbst herausgewachsen, daß die Mittel zu ihrer Zerstörung durch den Mißbrauch der Zunft und Zunftgewalt erworben worden sind und daß die Ausbeutung, welche man mit Verkennung und Mißachtung der Zunftgrundsätze und Zunftinteressen in der Zunft wachsen ließ, endlich die Zunft selbst zu eng fand und sprengte.

Gerade weil wir die Handwerkerbestrebungen zu fördern wünschen und weil wir für den Gewerbebetrieb im Großen und Kleinen eine Grundlage im „leben und lebenlassen" selbst anstreben, heben wir diese Dinge hervor und betonen, wo unseres Erachtens die schwächste Seite der Handwerkerbestrebungen sich findet; und wir hoffen, daß nach und nach jener Geist der Unterwerfung des Einzelinteresses unter das Gesamtinteresse, aus dem die Zunfterfolge im Mittelalter hervorgingen, lebendig werden und auch die moderne Zunftbewegung zielbewußt und damit erfolgreich mache.

Auch auf dem Gebiete der Kolonialbestrebungen hat sich viel Regsamkeit gezeigt; aber vielleicht noch weniger Klarheit über Mittel und Ziele wie bei den Handwerkerbestrebungen. Gewissermaßen steht ja hier die Regierung selbst an der Spitze. Die Bemühungen zur Gründung einer überseeischen Reichsbank in Verbindung mit der Reichsbank selbst verdanken bekanntlich der Regierung ihren Anstoß. Wir haben diesen Bemühungen von vornherein keinen Erfolg gewünscht; wir halten die Reichsbank selbst nicht für ein sonderlich segensreiches Institut und halten wenigstens deren Umgestaltung und Ueberschiebung auf eine ganz neue Grundlage für unbedingt nötig; aber wir haben auch nie an Erfolg der Bemühungen für eine überseeische Bank auf der gebotenen Grundlage geglaubt. Denn es sollten nur Aktien von 3000 Mark ausgegeben und deren Verkäuflichkeit außerdem wenigstens für einen gewissen Zeitraum beschränkt werden. Es sollte also diesmal wirklich die Börse für ein anscheinend nationales Unternehmen etwas leisten. Das wäre aber etwas, was wirklich noch niemals dagewesen! Und Ben Akiba ist ein Jude! Wie konnte man also von der Börse fordern, etwas zu thun, was noch niemals da war? Das Projekt scheint denn auch nach der letzten Versammlung von Börsenspitzen, die deshalb in Berlin stattfand, aufgegeben zu sein. Nun hat eine Berliner Bank, die überhaupt dabei ist, sich weiter auszuspinnen, die Angelegenheit in die Hand genommen; und die „überseeische Bank", die sie soeben gründet, wird den Absichten und Voraussetzungen der Börse besser entsprechen, als das Projekt der Reichsregierung. Daß sie aber ersprießlichen Kolonisationszwecken und einer vernünftigen Entwicklung des auswärtigen Handels einigen Vorteil bringen werde, werden wir nicht früher glauben, als wir es erleben. Die Unklarheit hinsichtlich der kolonialpolitischen Ziele brachte auch der allgemeine deutsche Kongreß zur Förderung überseeischer Interessen zu Tage. Da müßte man doch vor allen Dingen unterscheiden zwischen positiven und negativen Interessen, und gegen die letzteren hätte man sich mehr ablehnend als fördernd zu verhalten, wobei nach unserer Anschauung sogar die letzteren überwiegen. Von solcher Erwägung aus hat indes der Kongreß jene Interessen nicht behandelt. Sympathie für alles Ueberseeische war die Losung. Wir unsererseits brauchen freilich nicht zu sagen, da wir es schon oft genug ausgesprochen haben, daß wir in dem ausschließlichen Hinausblicken in das Fremde mehr einen krankhaften als ersprießlichen Zug unserer Zeit erblicken können. Bei solchem Hinausblick sollte der Rückblick niemals fehlen. Wir lehnen daher die kolonialen Bestrebungen keineswegs ab, aber wir wünschen Prüfung derselben im einzelnen Falle hinsichtlich der

Rückwirkungen auf den eigenen, nationalen Wohlstand. Möge man direkte Beziehungen anbahnen soviel als möglich und sie ausbilden so gut als möglich — aber wir betrachten es als eine ernste Gefahr, wenn immer nur auf die Steigerung des internationalen Handels hingearbeitet wird, ohne Rücksicht darauf, ob dieser Handel unserer eigenen Produktion Vorteil oder Schaden bringen wird.

Allen diesen Bestrebungen gegenüber würden wir es auf das lebhafteste begrüßen, wenn sich endlich auch ein Verein für Förderung von Arbeiten im Innern bilden wollte. Man rechnet Deutschland jetzt zu den reichen Ländern der Erde; und wenn wir sehen, wie von allen Seiten die Geldbedürftigen kommen, um hier zu borgen, müssen wir es wohl glauben. In den letzten Tagen wurde eine Anleihe eines der verschuldetsten Länder, Portugals, nur allein in Frankfurt a. M. voll gezeichnet — wenigstens wurde es in den Börsenblättern gemeldet; und schon wieder ist in Berlin eine argentinische Anleihe, wo die Sachen noch schlimmer stehen, abgeschlossen. Aber wenn man reich ist, richtet man sich doch zu allererst sein Haus wohnlich ein und verbessert die eigenen Güter, bevor man sein Geld aufs Geratewohl in die Fremde gibt. Wer nicht blind ist, kann wohl gewahren, wie viel bei uns noch gethan werden kann, um den erworbenen Reichtum nützlich anzuwenden. Einiges geschieht ja wohl; aber fast nur dann, wenn es Regierungen oder Gemeinden in die Hand nehmen. Aber wenn die Kapitalisten heimischen Bedürfnissen gegenüber kein Interesse mehr zeigen, wenn der Unternehmungsgeist gar kein neues Feld mehr zu umfassen weiß und höchstens noch in den ausgefahrenen Gleisen der Konkurrenz daher zu schwanken vermag, gibt man den Angriffen auf das Privatkapital weit mehr Berechtigung, als den Kapitalisten selbst lieb sein sollte, und nötigt endlich den Staat, an gesetzliche Maßnahmen zur Einschränkung der plan- und maßlosen Kapitalausfuhr zu denken.

Als erfreulich möchten wir die Bestrebungen, eine innere Kolonisation auf landwirtschaftlichem Gebiete anzubahnen, bezeichnen. Dieselben beziehen sich anscheinend zunächst auf die Lüneburger Heide, und den Plan, der darüber zur Veröffentlichung gebracht worden ist, halten wir der Erörterung für wert. Der Nachdruck, der darin auf die Bildung von Bauerngemeinden gelegt ist, entspricht ebenso unseren öfter ausgesprochenen Anschauungen, wie der Plan, nicht große geschlossene, sondern zahlreiche kleine Bauernstellen einzurichten. Man hat freilich dagegen eingeworfen, daß durch die Ausdehnung der landwirtschaftlichen Produktion die Ueberproduktion nur gesteigert, also die Lage der Landwirtschaft noch mehr verschlechtert werde. Dieser Einwand würde wohl zutreffen, wenn es sich um Herstellung großer Latifundien mit Maschinenbetrieb und rücksichtsloser Ausbeutung des Bodens handelte, wobei zwar eine ungeheuere Produktion, nicht aber auch entsprechender Verbrauch stattfindet. Aber gerade deshalb sind wir für die Bildung von Bauerngemeinden mit kleinen Landwirtschaften, weil sie der Produktion, auch einen verhältnismäßigen Verbrauch entgegenstellen. Ein kleiner Bauer verbraucht seine meisten Erzeugnisse selbst, und für das, was er verkauft, kauft er andere Erzeugnisse ein; er kann nur wenig kapitalisieren und dabei hat er die Richtung, sein Kapital, anstatt es zu verleihen, zur Verbesserung und Vergrößerung seines Besitzes anzuwenden, wenn er dazu Gelegenheit hat. Der kleine Bauer bildet hier das Gegenstück zum kleinen Handwerker, dessen Produktion ebenfalls eine verhältnismäßig große Konsumtion gegen sich hat und keine allzugroße Kapitalisierung zuläßt. Ein zahlreicher kleiner Bauernstand ist die Voraussetzung zahlreicher wohlhabender Städte und diese sind wieder die Voraussetzung eines gedeihenden Großgrundbesitzes und der Erhaltung desselben in den Händen der alten Familien. Nur dadurch, daß dem letzteren gewissermaßen ein Rahmen durch zahlreiche und verbrauchsfähige Bauerngemeinden und damit ebenfalls zahlreicher und verbrauchsfähiger Klein- und Mittelstädte gegeben wird, kann seiner Verschuldung und seinem Verlust an das mobile Kapital vorgebeugt werden. Hier liegt vielleicht ein näherer und sicherer Weg, die Landwirtschaft vor dem Untergange und vor der Verschuldungsknechtschaft zu bewahren, als ihn die „Landliga“ mit

Digitized by Google

der Verstaatlichung von Grund und Boden anstrebt. Aber wir wissen, daß sehr viel Verleugnung von Vorurteil und in konservative Form gepreßter manchesterlicher Anschauung dazu gehört, bevor er allgemeineres Betreten erfahren würde. Jedenfalls aber muß man doch nach und nach einsehen, daß die Konsumtionskraft sich nicht ungestraft in der Weise, wie es gegenwärtig geschieht, schmälern läßt, und daß es nicht genügt, über drohend anwachsende schlimme Zustände fortwährend zu klagen, sondern, daß man zu Maßnahmen gegen dieselben greifen muß, ganz genau wie gegen das Ueberhandnehmen der Menschenzusammenpressung in den großen Städten, hinsichtlich deren gelegentlich der sanitätlichen Untersuchungen wegen der Cholera auch in Pest abscheuliche Zustände aufgedeckt worden sind. Dort hat man das abschreckende Beispiel der Folgen der Mobilisierung des Besitzes. Wir wissen, daß in Ungarn die Verjagung der Bevölkerung von Grund und Boden durch das mobile Kapital jährlich Hunderttausende von Menschen trifft. In den Städten mit der glänzenden Außenseite finden sie ihre übertünchten Gräber nicht nur für sich, sondern sie machen dieselben zu solchen auch für diejenigen, welche wohl Macht und auch Verstand haben mögen, die bessernde Hand zu erheben, die aber, wenn nur die Gefahr wieder einmal „isoliert" worden ist, ihr Behagen in ihrem glänzenden Zirkel leicht wieder finden und die Toten tot sein lassen. Aber das „Isolieren" wird eines Tages nicht mehr gehen. Im Mittelalter hat man auch „isoliert" durch Leprosen-, Siechen-, Elendenhäuser und wie sie alle hießen und hat sich gegen jeden Gegner durch gewaltige Mauern abgeschlossen, deren Herstellung alle Kraft auffraß, nachdem der engherzige Egoismus den Gemeingeist aufgefressen hatte, bis alle Isolierung nichts mehr half und Pest, Hunger und alles Elend der Bürgerkriege die Völker auffraß.

Wie mag es der belgische Katholizismus verantworten, daß er um sich, vor seinen Augen und unter seinem Einfluß Dinge, wie sie die gegenwärtige Untersuchung der Arbeiterverhältnisse zutage bringt, erwachsen lassen konnte. Wir fürchten nur zu sehr, daß wenn er sich jetzt seines Christentums erinnern sollte, es zu spät sein wird. Denn die industrielle Blüte Belgiens, die einzig noch das Elend der Bevölkerung überdecken konnte, ist im Abfallen. Wenn in den letzten Monaten sich wieder einige Belebung des Geschäfts gezeigt hat, so ist dies Arbeit an einem Nagel zum Sarge, sie dient wesentlich den Konkurrenzeinrichtungen im Auslande und was heute noch Vorteil bringt, das wird morgen um so sicherer die Quelle des eigenen Rückganges werden. Nicht minder greift in England der Sozialismus trotz der ablehnenden Haltung der Gewerkvereine, die wieder auf dem Pariser Arbeiterkongreß hervortrat, um sich. Durch die beabsichtigten Lohnherabsetzungen bei der Industrie wird diese Richtung nur noch gefördert werden, und es scheint, daß diese Herabsetzung früher eintreten wird, als die beabsichtigte Verminderung der Hochofenproduktion, die im letzten Augenblick noch auf Konkurrenzschwierigkeiten gestoßen zu sein scheint. Dabei gewinnen die irischen Vorgänge einen immer bedrohlicheren Charakter. Aber auch aus Liverpool werden bereits sozialistische Unruhen gemeldet, während man anscheinend in London den wirtschaftlichen Notstand durch Einsetzung einer Kommission zur Untersuchung der Silberfrage zu beschwören gedenkt. Auch glaubte man schon einen großen Erfolg dieser Kommission gleich bei ihrer Niedersetzung verzeichnen zu können, da gleichzeitig der Silberpreis um fast zwei Pence für die Unze höher ging. Indes stellte sich bald heraus, daß die Steigerung nur die Folge einer neuen indischen Anleihe von 12 000 000 Rupien war, da sie sofort verschwand, als die für jenen Betrag notwendigen Rimessen nach Indien gemacht waren. Auch aus den Vereinigten Staaten meldete man neuerliche sozialistische Unruhen — hergebrachtermaßen bei den Eisenbahnen, die im Interesse der westlichen Latifundien, welche ihren Weizen billigst nach den östlichen Häfen bringen wollen, die Löhne und Arbeitskraft ihrer Bediensteten auf das äußerste ausbeuten.

Der Konkurrenzkampf des Getreidehandels nimmt überhaupt ungeheuerlichen Umfang und die absonderlichste Gestalt an. In den Osthäfen der Vereinigten Staaten

ist der Weizenvorrat schon so groß, wie vor zehn Jahren zum Höhepunkt gegen Neujahr, wobei die Ausfuhr ebenfalls so groß ist wie die Lagerung. Infolgedessen stockt die russische Getreideausfuhr, und die russische „Landwirtschaft", richtiger der Getreidehandel, beansprucht ebenfalls billigere Getreidetarife auf den Eisenbahnen und daneben höhere Beleihung der zum Export aufgelieferten Getreidemengen, denn dort steigert man schon seit Jahren die Getreideausfuhr durch Beleihung der Transporte, wozu die Reichsbank das Geld gibt und wodurch die Händler die Lage des Verkaufszwanges der Landwirte durch Erhöhung des verfügbaren Kapitals besser ausnützen können. Da aber die Beleihung fünfzig Prozent des Wertes nicht übersteigen darf, so ist der Zwischenhandel auch damit nicht zufrieden und fordert Steigerung bis zu 75 Prozent, was darauf hinauskommt, die Russen mit ihren eigenen Mitteln auszuwuchern. Gleichwohl dürfte die russische landwirtschaftliche Ausfuhr zunächst noch einen schweren Stand haben, trotz der von der Regierung aufgewandten Mittel. Die russische Zuckerausfuhr, welche im Vorjahr um das Hundertfache gestiegen ist, ist nur möglich gewesen durch die großen Ausfuhrprämien, und es scheint, daß man hier nicht innehalten will, obgleich kürzlich gemeldet wurde, daß eine Verminderung der Zuckerproduktion und Beseitigung der Ausfuhrprämien herbeigeführt werden sollte. In England hat sich bereits eine Art schutzzöllnerische Agitation gegen die fremde Zuckereinfuhr zu gunsten des Kolonialzuckers erhoben, aber man wird doch noch ziemlich lange auf den Erfolg solcher Agitationen warten können. Uebrigens ist auch die indische Getreide-Ausfuhr nach Europa, und zwar hauptsächlich über Brindisi nach Italien, weiter und zwar sehr erheblich angewachsen. Wir sehen hier, wie wir schon früher bemerkt haben, hauptsächlich eine Wirkung der billigen Rückfrachten gegen die ungeheuer gesteigerte Ausfuhr von Fabrikerzeugnissen nach Indien und Ostasien. In der Börsenpresse heißt es zwar, der indische Weizen sei besonders gut zur Maccaronibereitung; aber mit solchen vagen Erklärungen ist das Zwischengeschäft leicht bei der Hand. In der Getreidezoll-Debatte hieß es auch, das deutsche Getreide sei so schlecht, daß man es ohne Mischung mit fremdem gar nicht zum Backen brauchen könne. Wenn dies aber wäre, dann müßte doch ein gewisses stehendes Verhältnis sich herausbilden und es könnte nicht vorkommen, daß die Getreideeinfuhr nach Deutschland von 444 000 Tonnen im ersten Halbjahr 1885 auf 115 500 Tonnen im ersten Halbjahr 1886 zurückfallen konnte. Dergleichen spukte auch wieder im Reichstag gelegentlich der Beratung des spanischen Handelsvertrages, wo behauptet wurde, die deutsche Industrie könne das spanische Eisen der Qualität wegen nicht entbehren. Damit bringt man doch eigentlich nur die so viel gerühmten technischen Fortschritte in Mißkredit. Hätten unsere industriellen Kapitalisten nicht ihr Geld in Rio-tiato-Aktien angelegt, so würde auch das spanische Eisen nicht unentbehrlich sein.

Kirche.

Wenn es etwa noch an handgreiflichen Beweisen gefehlt hätte für die Berechtigung der Bestrebungen nach größerer Selbständigkeit der evangelischen Kirche, so hat das Kirchenregiment solche beizubringen neuerdings für angezeigt gehalten. Es wurden nämlich Kommissare der Konsistorien in die Synoden gesandt, um von denselben beabsichtigte Resolutionen oder Zustimmungserklärungen zu dem Hammersteinschen Antrage zu verhindern. So erschien in der Synode Köln a. Rh. ein Konsistorialrat aus Koblenz und hatte mit seinen Darlegungen, daß diese Frage außerhalb der

Kompetenzen der Synode liege, einen durchschlagenden Erfolg. Es ist in diesem einzelnen Falle daran zu erinnern, daß gerade diese Synode der Hauptsitz der Freunde des Evangelischen Gemeindeblattes ist, von dem in unserem vorigen Bericht die Rede war. Aus diesem Grunde ist das Interessantere an dem Ereignis nicht der Erfolg des Konsistoriums, sondern das Unternehmen selbst, das dem Vernehmen nach nicht vereinzelt geblieben ist. Wir haben darin einen neuen in die Augen fallenden Beweis für den Ernst, mit dem man seitens der Regierung diesen Bestrebungen entgegentritt, wie er sich ja schon im Herrenhause zeigte durch die auffällige Art, wie das Gesamtministerium vor der Beratung des von Kleistschen Antrages das Haus verließ. Über die Berechtigung unserer Bestrebungen kann uns nun ja dies Verhalten nicht irre machen. So wenig sich Fürst Bismarck durch den „politisierenden Landpastor" beeinflussen läßt, so wenig wird sich die Kirche durch kirchenpolitisierende Minister darüber aufklären lassen, wie viel Luft sie zum Atmen nötig hat. Aber erschwert wird freilich dem Christen das Eintreten für Forderungen, welche von allen denjenigen, denen er Pietät und in irdischen Dingen Gehorsam schuldig ist, so energisch bekämpft werden. Und es wird recht darauf ankommen, daß wir uns vor aller Bitterkeit ebenso wie vor Ueberschwenglichkeiten hüten.

Von Wichtigkeit muß es auch für uns sein, über die Gründe unterrichtet zu sein, welche unsere Regierung (man sieht hier wieder, wie gegenwärtig Staats- und Kirchenregierung gar nicht zu trennen ist) bei ihrer Stellung bewegten. Wir weisen hier auf einen lobenswerten Artikel der Evangelischen Kirchenzeitung hin (Nr. 35): „Zur Würdigung des Antrags v. Hammerstein-Kleist nach seiner wahren Bedeutung" (zu dem allerdings die Redaktion eine salvierende Bemerkung macht). Nachdem dort die Entwickelung der evangelischen Kirche zur Staatskirche kurz gezeichnet ist, wird das Interesse, das der Staat an der Gleichberechtigung der Richtungen hat, nachgewiesen. Diese letztere ist aber, wie der Liberalismus sofort herausgefühlt hat, durch den Hammersteinschen Antrag gefährdet. Derselbe „fürchtet, die Kirche werde ihre Freiheit dazu benutzen, das Wort Gottes zur Geltung zu bringen als Norm für ihr öffentliches Leben und den Wandel ihrer Glieder ... Freiheit für die Kirche ist ihm Bedrohung seiner eigenen Freiheit ... Sein Prinzip ist die schrankenlose, nur durch das eigene Gewissen gebundene Freiheit der religiösen Ueberzeugung, oder: leben und leben lassen auch in Beziehung zu Gott und allen religiösen Fragen. Eben darum aber ist er dem modernen Staate äußerst bequem ... Die Unterdrückung des göttlichen Wortes, der Richtung, die darauf nach dem Glauben der Väter fußt, würde den Staat wertvoller Kräfte berauben, Erschütterungen verursachen, die er alle Ursache hat zu vermeiden; die Alleinherrschaft des göttlichen Wortes würde für ihn sehr lästige Kämpfe hervorrufen, die Gleichberechtigung der Richtungen, die sich einander die Wage halten, ist das, was er gerade bedarf ... Wenn auch das Ministerium dem Evangelium nicht abhold ist, so gebieten ihm doch politische Rücksichten, darauf zu halten, daß die in der Kirche vorhandenen Richtungen sich mit einander vertragen und in einander zu schicken verstehen, d. h. also der Sache des Indifferentismus zu dienen." — Wir bemerken zu diesen prinzipiellen Erörterungen, daß man ihnen eine tiefe Berechtigung nicht wird absprechen können, so hart sie — in Anwendung auf Wirklichkeiten und Persönlichkeiten — erscheinen mögen. Sich auswirkende Prinzipien sind eben mächtiger als persönliche Absichten. Desto wichtiger aber müssen für uns die Bestrebungen nach größerer Selbständigkeit der evangelischen Kirche werden. Die Hauptschwierigkeit, so führt jener Artikel weiter aus, liegt darin, daß die nötige Teilnahme des evangelischen Volkes, das auch für die erforderlichen Staatsaktionen sich interessieren müßte, fehlt. „Das evangelische Volk ist vollständig zufrieden, wenn es Predigt und Gottesdienst hat, die Gemeinde der Gläubigen, wenn sie gläubige Predigt hat. Wer mehr begehrt, wer für den HErrn wirken will, wendet sich der inneren Mission zu, in welche sich jetzt der Strom des christlichen Lebens breit ergießt, ohne dort weiteren Hemmnissen zu be-

Digitized by Google

gegnen, als die aus der Natur der Sache sich ergeben, und überläßt die Kirchenfrage im Gefühl der dort unlösbaren Schwierigkeiten dem HErrn, dessen sie ja auch ist. Wir können das in gewisser Hinsicht nur billigen. Besser die offenen Thüren benutzen als vor den verschlossenen jammern! Nur eine Einschränkung machen wir. Des HErrn Stunde ist noch nicht gekommen, das ist zweifellos. Aber Maria (Joh. 3, 5) hat ihr Kommen beschleunigt. Man kann es beschleunigen, man kann es verzögern. Möchten die Lebensregungen, deren Symptom der Antrag v. Hammerstein ist, sich zu kräftigen Geburtswehen für die Kirche des reinen Wortes gestalten! Der HErr wird's versehn." —

Die Teilnahmlosigkeit des evangelischen Volkes wird sich zweifellos noch als ein großes Hindernis für die Bestrebungen, die jetzt auftauchen, ergeben. Man darf die in der That zahlreichen und sehr erfreulichen Kundgebungen aus den Synoden, von Geistlichen und Laien, nicht überschätzen. Es wird grade bei den Wohlgesinnten leicht der Zeitpunkt eintreten, wo sie vor Hindernissen stehen bleiben mit dem Trost: das Wort Gottes ist ja noch nicht gebunden, — ohne zu bedenken, daß z. B. zu gläubigen Pfarrern auch gläubige Professoren gehören, und daß der Besitz dieser wiederum von politischen Verhältnissen mit abhängt. Und so ließe es sich durchführen für alle die Fragen, welche jetzt auf der Tagesordnung stehen. Wir verlassen für heute diesen Gegenstand, auf den uns die in den nächsten Monaten bevorstehenden kirchlichen Versammlungen wieder zurückzukommen reichliche Gelegenheit bieten werden.

Die Zunahme der evangelischen Theologen auf den Universitäten ist immer noch im Steigen begriffen. Von der Zahl 1542, auf welche dieselben im Winter 1876/77 herabgesunken waren, hat sich ihre Anzahl in diesem Sommer auf 4683 gemehrt. Im vergangenen Winter gab es 4312 Theologen, und zwar steht Leipzig noch immer obenan mit 675 Studenten, dann folgt Berlin mit 601, Halle mit 582. Von da kommt ein starker Abstand, nämlich es folgen:

Erlangen mit 398, Tübingen mit 365, Greifswald mit 300 Theologen. Zuletzt kommt noch immer Heidelberg mit 62. Auch bei den Prüfungen durch die Konsistorien zeigt sich dies Wachstum. Da gibt es hoffentlich bald eine sehr nützliche Kandidatenfrage, und wir denken, daß es nicht nur den Gemeinden und den Arbeitsfeldern der inneren Mission zu gute kommen wird, wenn überzählige Kandidaten als außeretatsmäßige Arbeiter, ermöglicht durch die Liebesgaben von Freunden der Kirche, zur Aushilfe in dieselben geschickt werden, sondern daß die jungen Leute selbst eine bessere Vorbereitung für die selbständige Amtsführung gewinnen werden, als in den Zeiten, wo die Braut — im Ueberfluß an Vakanzen — nicht lange zu warten brauchte.

Von größeren Versammlungen, welche im verflossenen Monat stattgefunden haben, nennen wir das Gustav-Adolfs-Fest in Düsseldorf und den Kongreß für innere Mission in Breslau. Die beiden Hauptthemata bildeten die christliche Kunst (Referent: Gen.-Superintendent Kögel) und das Verhältnis der kirchlichen Organe zur inneren Mission (Referent: Gen.-Superintendent Hesekiel). Dies letztere Thema bezeichnet einen etwas wunden Punkt. Daß die innere Mission durch die kirchlichen Gemeindeorgane schon sehr geschädigt sei, kann man wohl nicht sagen. Denn die einzelnen Beispiele aus Berlin, wo man Versuche dazu gemacht hat, sind doch in ihr Gegenteil ausgeschlagen. Wer aber behaupten wollte, daß die Arbeiten der inneren Mission durch die neuen Einrichtungen in irgend erheblicher Weise gefördert sein, den würden wir für einen seltsamen Fanatiker halten müssen. Wir halten garnicht damit zurück, daß wir die Schuld an dieser gewissen Unfruchtbarkeit mit auf die Leiter der Gemeindeorgane schieben, welche dieselben vielfach mehr hinein- und heranziehen könnten. Man ist stellenweise von vornherein mit einer gewissen Animosität gegen die neuen Organe in die Arbeit eingetreten, welche nicht gewinnend gewirkt hat. Uebrigens aber sind wir von Optimismus in bezug auf die Leistungsfähigkeit der Korporationen, um die es sich

Digitized by Google

handelt, so weit entfernt, daß wir ausdrücklich hinzufügen, daß wir von einem Heranziehen ihrer Mitglieder in die kirchliche Arbeit zunächst mehr gewinnen für ihre Persönlichkeit als für die Sache erhoffen.

Eine Versammlung aus der letzten Woche gibt uns Gelegenheit, auf die Mission zurückzukommen, von der wir zuletzt im Juni berichtet haben. In Berlin tagte nämlich ein „Kongreß zur Förderung überseeischer Interessen." Eine Hauptrolle dabei spielten die Herren von der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft und auch die von der deutsch-ostafrikanischen Missionsgesellschaft. Auch Pfarrer Ittameyer aus Bayern*) nahm an dem Kongresse teil. Von Theologen nennen wir außerdem: Missionsinspektor Fabri, Pastor Diestelkamp und Professor Pfleiderer, — alle Richtungen also vereint in dem nationalen Interesse. Wir hatten früher berichtet, daß die Art und Weise der Bildung jener neuen Missionsgesellschaft in Berlin unserem Freunde Dr. Warneck Veranlassung gegeben hatte, einige ernste Bedenken auszusprechen. Darauf waren heftige Angriffe gegen ihn erfolgt, besonders von Seiten des Dr. Peters. Der litterarische Streit ist inzwischen weiter gegangen. Warneck veröffentlicht in seiner Allg. Miss.-Zeitschrift eine Beleuchtung der modernsten Missionsgeschichtschreibung, worin er den Artikel eines Dr. Jühlke über „Mission in Ostafrika", der in der „Kolonial-politischen Korrespondenz" veröffentlicht ist, zum größten Teil wörtlich abdruckt. In diesen Mitteilungen sowohl, wie in einer zwischen Jühlke und Missionar Endemann geführten Zeitungsfehde, tritt auf jener Seite eine solche Unkenntnis der einfachsten Missionsverhältnisse hervor, ein solch legendenhaftes Berichten, wie solch frivoles Aburteilen, daß die ernste Zurechtweisung Warnecks durchaus am Platze war; und gewiß bewundern manche Leser die leidenschaftlose Sachlichkeit, mit der ein Mann von dem Gewichte Warnecks jenen Artikel-Schreiber behandelt. Zugleich aber trägt die Art des Auftretens der Vertreter der Ostafrikanischen Gesellschaft so sehr den Stempel einer gewissen Jugendlichkeit, daß wir von solchen Vertretern des Deutschtums in Ostafrika die ernstesten Besorgnisse für die Ehre des deutschen Namens hegen müssen. Eine Missionsgesellschaft aber, welche solche Künstler in leichtsinniger Verdächtigung nicht von sich abschüttelt, hat selbstverständlich fortan nur eine symptomatische Bedeutung. Die Ostafrikanische Missionsgesellschaft scheint denn auch gar nicht recht vorwärts zu kommen; die „Kolonialpolitische Korrespondenz" hat bisher nur über kleine Beträge quittiert, die für die Mission eingegangen seien. Man vergleiche damit die 82,761 M., welche infolge des Warneckschen Aufrufs von der Halleschen Konferenz her für deutsche evangelische Missionen in den Kolonien eingegangen sind. Uebrigens fügen wir hinzu, daß die Preisfrage, die vor Jahresfrist von der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft ausgeschrieben war: „Wie erzieht man am besten Neger zur Plantagenarbeit", — jetzt ihre Erledigung gefunden hat. 64 Arbeiten waren eingegangen! Nach den hin und wieder gehörten Urteilen aus den der Gesellschaft nahestehenden Kreisen, welche für eine gemäßigte Sklaverei eintraten, könnte man auf die Entscheidung des Preisrichter-Kollegiums gespannt sein. Dr. Schweinfurt-Kairo, Dr. Gerhard Rohlfs und Dr. Paul Reichard-Berlin haben nun aber den Preis dem früheren Missionssuperintendenten Merensky zuerkannt, der ein entschiedener Gegner der Sklaverei und jedes direkten Zwanges ist, dem sich der freie Schwarze niemals auf die Dauer fügen würde.

Auch der „Allgemeine evangelisch-protestantische Missionsverein" hat im September (17. und 18.) in Gotha seine zweite Jahresversammlung gehalten. Die Einnahmen sind bis an 20,000 M. gestiegen und die Zahl der Mitglieder auf nahe an 5000. Die beiden Sendboten des Vereins sind der in China litterarisch thätige Faber, und in Japan Missionar Spinner, der in Jokohama und Tokio gut

*) Letzterer wurde in unserem früheren Bericht als Leiter der neuen bayerischen Missionsgesellschaft genannt, als deren Ziel durch ein Versehen statt Ostafrika wieder Neu-Guinea bezeichnet war, von welchem kurz vorher die Rede gewesen.

besuchte christliche Schulen gegründet hat. Von letzteren ging übrigens vor einiger Zeit ein Brief durch die Zeitungen, welcher ihn selbst als einen im entschieden positiven Sinn wirkenden Boten des Evangeliums erscheinen ließ. Das ist für die Mission sehr erfreulich; eine andre Frage ist die, ob es für verträglich mit der „deutsch-nationalen" Aufgabe der Mission erachtet werden wird, der auch Professor Pfleiderer auf der Jahresversammlung wieder beredte Worte widmete. Wie die Bestrebungen des Vereins in der liberalen Presse aufgefaßt werden, geht aus folgendem Satze hervor, den die Weserzeitung in einem an den Bericht über jene Versammlung anschließenden Artikel schreibt: „Der wiederholt ausgesprochenen Hoffnung, daß auch weitere Kreise unserer nordischen Seestädte ihre bisherige abwartende Haltung aufgeben und mit ihren umfassenden Erfahrungen und Verbindungen eine Mission unterstützen möchten, welche in evangelisch-protestantischem Geiste die bis dahin übliche und oft gerügte Methode der Heidenbekehrung verlassen hat, ist in reichstem Maße Erfüllung zu wünschen." —

Inzwischen sind die alten Gesellschaften, die in der bisher üblichen und bewährten, freilich von dem Unglauben oft gerügten Methode die Heidenbekehrung treiben, der Arbeit in den deutschen Kolonien näher getreten. Die Basler Mission hat das Eigentum der Baptistenmission in Kamerun erworben, die ersten drei Missionare sind im August ausgesandt und werden, so Gott will, nach einem längeren Aufenthalt in England, Ende des Jahres auf der Station eintreffen. — Auch Barmen hat einen infolge der traurigen Ereignisse auf Nyas gerade abkömmlichen Missionar dazu bestimmt, daß er eine orientierende Reise nach Kaiser-Wilhelmsland in Neu-Guinea unternehme. — Und auch die Barmer Missionsgebiete im Namaqua- und Hererolande in Südafrika (das Hinterland von Angra-Pequena) sind nun unter deutsche Schutzherrschaft gestellt.

Eine böse Klippe für dies erfolgreiche Auftreten Deutschlands unter den Kolonialmächten müssen wir aber noch erwähnen, das ist der Branntweinhandel. Schon mehren sich aus den Rheinischen Missionsgebieten, die eben zuletzt genannt waren, die Klagen über das Zunehmen des deutschen Branntweins. Erinnerlich wird unseren Lesern die litterarische Fehde sein zwischen Missions-Inspektor Zahn und dem liberalen hamburger Großhändler und Abgeordneten Wörmann. Nicht diese einzelne Persönlichkeit, aber die Art seines Auftretens, und der Einfluß, den solche Leute auf unsere Regierungskreise haben, läßt die Freunde der armen Schwarzen mit Besorgnis in die Zukunft blicken. Die Zahlen, welche Zahn in seiner letzten Schrift, über die Branntweineinfuhr in Afrika, mitteilt, klingen schauerlich. Für 15 Millionen Spiritnosen sind im Jahr 1884 von Hamburg nach Westafrika eingeführt! Und die Einfuhr ist im steten Wachsen. Noch schauerlicher klingen freilich die Berichte der Missionare über die Wirkungen dieses Giftes unter den Schwarzen. Und wenn diese Schilderungen schon jedermann die Augen öffnen müßten, so sind noch mehr dazu geeignet die rührenden Bitten und Verordnungen, welche von schwarzen Fürsten und Völkern gegen die Branntweinpest ergehen. In Südafrika ist unter den Bassutos seit einiger Zeit eine energische Bewegung gegen den Branntwein in Fluß gekommen. Nicht nur in der englischen Kolonie Natal, sondern auch in den Bauernrepubliken ist der Verkauf von Branntwein an die Eingeborenen streng verboten. Das Volk der Bamangwato (nördlich von den Diamantfeldern) erklärte sich im vorigen Jahre mit den englischen Protektoraten einverstanden unter der Bedingung, daß kein Branntwein eingeführt würde. Und besonders lehrreich ist der Brief eines mohammedanischen Fürsten am Niger, den er für Bischof Crowther an den eingeborenen Missionar Paul geschrieben hat. Darin heißt es unter anderem vom Baraha, d. h. Branntwein: „Baraha, Baraha, Baraha, bei Gott! es hat unser Land ruiniert, es hat unser Volk sehr, sehr ruiniert, es hat gemacht, daß unser Volk toll geworden ist. Ich habe ein Gesetz gegeben, daß niemand es kaufen oder verkaufen darf, . . jeder, der betrunken gefunden wird, soll getötet

werden .. Wir alle bitten Crowther, daß er die großen Priester (das Komitee seiner Gesellschaft) bitten möchte, daß sie die englische Königin bitten möchten, zu verhindern, daß Baraha in das Land gebracht wird. Um Gottes und der Propheten willen, er muß uns in der Sache helfen ꝛc." — So sieht ein afrikanischer Mohammedaner die Sache an. Für die christlichen Branntweinhändler aber ist er nur ein unschädliches „Reizmittel der Zivilisation", — und trägt dadurch bei zur Hebung des deutschen Wohlstandes! Dies sind „politische Fragen", und was versteht ihr „Landpastoren" von Politik? — Gedenken wir an die rührenden Bitten der chinesischen Regierung betreffs der Einführung des englischen Opiums in China, welche von den englischen Kanonen zum Schweigen gebracht wurden. Aber aller Opiumhandel kann den Verfall von Englands Größe und Englands Handel nicht aufhalten. Möchte der Schnaps nicht zu einem deutschen Opium werden! —

Neue Schriften.

1. Politik.

— Die Ursachen der Armut und die Krankenversicherung von Dr. jur. Karl Flesch, Rechtsanwalt und Mitglied des Magistrats zu Frankfurt a. M. (Minden in Westf., J. C. C. Bruns Verlag.) 1886. 28 S. 8°.

Dem Verfasser war die Aufgabe gestellt, einen Vortrag über den Einfluß des Krankenversicherungsgesetzes auf die Armenpflege zu halten, und er gelangte, indem er sich dieser Aufgabe unterzog, zu seiner eigenen Verwunderung, wie er sagt, zu einer Reihe von Gesichtspunkten und Thatsachen, welche, wie er glaubt, allgemeines Interesse haben und ihm deshalb würdig schienen, einem größeren Publikum vorgelegt zu werden. Wir finden die Verwunderung des Vers. nicht ungegründet: denn wenn ein Jurist eine Arbeit über die Beziehungen eines Gesetzes zur Armenpflege unternimmt und schließlich eine Abhandlung über die Beziehungen desselben Gesetzes zu den Ursachen der Armut zustande bringt, so ist das allerdings verwunderlich. Anderen Stoff zur Verwunderung bietet die Schrift nicht. Dieselbe läßt zwar erkennen, daß ihr Vers. seinen Gegenstand mit Interesse erfaßt und ernstlich durchgearbeitet hat. Neue Gesichtspunkte dagegen von irgend welcher praktischen Bedeutung bietet sie nicht. Es ist ja wohl theoretisch richtig, wenn er z. B. die Ursachen der Armut in zufällige, persönliche und soziale sondert; er muß aber selbst zugeben, daß diese Sonderung sich im praktischen Leben nicht festhalten läßt, weil da auch die zufälligen und persönlichen Ursachen der Armut sozialen Charakter annehmen. Uebrigens und im einzelnen sagt der Vers. vieles, was an sich wahr und richtig ist; nur erlaubt ihm seine doktrinär kritische Anschauungsweise nicht, die Fragen, welche er behandelt, mit Rücksicht auf das praktische Bedürfnis zu untersuchen. Dies tritt am deutlichsten darin zu tage, daß er die ihm ursprünglich aufgetragene, wahrhaft praktische und dankbare Aufgabe verlassen und sich einem Gegenstande zugewendet hat, der zu dem betr. Gesetze doch nur in ganz entfernter Beziehung steht, d. h. daß er das betr. Gesetz nach seiner Eigenschaft und Wirksamkeit als Lohnregulierungsgesetz untersucht. Indem er dasselbe so von einem Gesichtspunkte betrachtet, der für dessen Urheber gar nicht maßgebend sein konnte, findet er es natürlich ungenügend. Es erscheint ihm nach Seite 26 als „ein sehr behutsamer, vorsichtiger Anfang", als „ein erster Schritt" auf „einem ganz ungeheuer langen Wege"; seine Wirkung schätzt er als „im besten Falle ungeheuer gering". — Von der Länge des angedeuteten Weges gibt das von ihm bezeichnete Ziel einen Begriff. Es kennzeichnet wieder seine unpraktisch doktrinäre Geistesrichtung, daß er dieses Ziel nicht in bestimmten Sätzen, sondern in den sehr unbestimmten Fragen gibt: „Wie ist es zu ermöglichen, daß die Teilnahme am Staatsleben, der Genuß der höheren Güter der Zivilisation, nicht im faktischen Alleinbesitz einer kleinen Anzahl Begüterter bleibe, sondern Gemeingut aller werde, denen die Natur die Fähigkeit zur Teilnahme am Staatsleben und zum Genuß jener Güter verliehen hat?" „Wie ist der Zwiespalt zu lösen, der zwischen der rechtlichen Gleichheit aller und der faktischen, durch die Besitzverteilung zuwege gebrachten Ungleichheit besteht?" „Wie ist der Kampf zwischen der Klasse der besitzlosen Lohnarbeiter und der Klasse der Besitzenden zu vermeiden?" — Im Hinblick auf die durch diese Fragen geöffnete Perspektive findet natürlich der Vers. zwischen dem, was nach seiner sozialen Doktrin geleistet werden soll und was durch das Krankenversicherungsgesetz geleistet werden kann, „die Kluft so weit", „den Gegensatz (!) ... so groß", daß er wohl versteht, wenn „viele an der Möglichkeit einer Lösung überhaupt verzweifeln." Er findet es darum „verständlich, wenn auch nicht gerechtfertigt", daß die Führer der Arbeiter, wie er euphemistisch die Sozialdemokraten des Reichstags nennt, das Krankenversicherungsgesetz selbst als Abschlagszahlung verwarfen". Gleichwohl schätzt er das Gesetz als symptomatische Erscheinung, welche zeigt, daß die „allgemeine Stimmung" hinsichtlich der Aufgaben des Staates gegenüber der Verarmung der un-

Digitized by Google

teren Klassen sich geändert hat. „Die Logik der Thatsachen“ meint er, werde „weitere, energischere Schritte“ herbeiführen; weder die Macht der gegenwärtigen noch einer anderen Regierung werde im stande sein, „eine Ergänzung und Vervollständigung der geschehenen Einrichtung zu verhindern“. Hier wird der Verf. geradezu unverständlich. Ist es denn nicht eben die Regierung, welche das Krankenversicherungsgesetz mit Mühe und Not gegenüber dem Widerstande der Linksliberalen, Fortschrittler und Sozialdemokraten vertreten und durchgesetzt und den Entschluß kundgegeben hat, auf dem betretenen Wege fortzuschreiten? Und auf wessen Seite ist die Logik der Thatsachen? Mit wessen Unterstützung ist das Gesetz zu stande gekommen? Bildeten nicht die Bekenner der vom Verf. so geringschätzig behandelten christlichen Weltanschauung den Kern jener Majorität, die für dasselbe stimmte? — Wenn wir schließlich dem Gesamteindruck Worte leihen, den die Schrift auf uns gemacht hat, so erkennen wir gern an, daß der Verfasser sich durchweg eines ruhig sachlichen Tons befleißigt, aber wir können beim besten Willen nicht finden, daß er mit seiner Schrift irgend einer Frage praktischer, sozialer Reform vorgearbeitet habe. Die Krankenversicherung ist ein Gebiet, das zwar nicht außer Verbindung mit anderen Angelegenheiten steht, aber doch zunächst um seiner selbst willen geordnet werden muß. Der Verf. setzt das betr. Gesetz in ein gänzlich falsches Licht, wenn er, statt zu untersuchen, was es nach der Natur der Sache und nach der Absicht seiner Urheber leisten soll und muß, dasselbe willkürlich als „Lohnregulierungsgesetz“ ausspricht und aus diesem Gesichtspunkte auf seine Wirksamkeit beurteilt. Diese Behandlung kann nur die Wirkung haben, daß kritiklose Leser über dessen wirkliche soziale Bedeutung sich eine falsche, dasselbe unterschätzende Vorstellung bilden, und daß dessen moralische bezw. versöhnende Wirkung auf die betr. Bevölkerungsklassen mehr oder weniger neutralisiert wird. Mit anderen Worten: Wenn die Wirksamkeit der vorliegenden Schrift irgend einer Sache zu gute kommt, so ist dies die Sache der sozialdemokratischen Agitation. F. R.

2. Kirche.

— Zeitfragen des christlichen Volkslebens. Bd. XI. Heft 8. Wissenschaft und Kirche im Streit um die theologischen Fakultäten. Von Martin von Nathusius, Pastor in Barmen. (Heilbronn, Gebr. Henninger.) 1886. 48 S. 8°. 1 M.

Dem in neuerer Zeit mehrfach und in der jüngsten Vergangenheit besonders dringend geäußerten Verlangen, daß den synodalen Organen der ev. Landeskirche, speziell der Generalsynode Einfluß auf die Besetzung der Lehrstühle in den theologischen Fakultäten gestattet werde, sucht die vorliegende Schrift eine Begründung zu geben, indem sie nicht sowohl die Zweckmäßigkeit als die prinzipielle Berechtigung des genannten Anspruchs zu erweisen unternimmt. Ein Widersinn — so wird ausgeführt — liegt darin, daß der junge Theologe zur Vorbereitung für sein Amt an Lehrer gewiesen wird, welche ihn unter Umständen für Ueberzeugungen gewinnen können, deren Annahme ihn zur Verwaltung eines Pfarramts unfähig macht. Denn die „freie Wissenschaft“, deren Ergebnisse von vornherein ganz ungewiß sind, kann möglicherweise zu Resultaten führen und führt thatsächlich mitunter zu Resultaten, welche mit dem Glauben der Kirche in unvereinbarem Widerspruch stehen. Die Kirche aber muß von ihren Dienern verlangen, daß sie ihren Glauben aus innerer Ueberzeugung teilen. Eine Lösung dieser Schwierigkeit erblickt der Verf. nur in der reinlichen Unterscheidung zwischen wissenschaftlicher und moralischer Ueberzeugung. Letztere ist allerdings nur subjektiv und durch einen Willensakt erworben, gewährt aber nicht geringere, sondern größere Gewißheit als der wissenschaftliche Beweis, durch welchen sie auch nicht einmal gestützt und zu einem höheren Grad von Ueberzeugungskraft erhoben werden kann. Der christliche Glaube nun ruht auf einer solchen moralischen Ueberzeugung, und es kann nur diejenige theologische Wissenschaft, welche mit dieser Ueberzeugung als einer gegebenen Thatsache rechnet, dem Christentum wahrhaft gerecht werden. Demnach kann die Kirche mit Recht verlangen, ohne der „freien Wissenschaft“ zu nahe zu treten, daß die theologischen Lehrer von einer solchen moralischen Ueberzeugung, d. h. hier von dem Glauben der Kirche durchdrungen sind. Das beste, weil unabhängigste Organ der Kirche, das Vorhandensein dieses Glaubens bei den künftigen Dozenten zu beurteilen, ist der Generalsynodalausschuß. Daß ein wirksamer Einfluß dieses kirchlichen Organs auf die Besetzung der theologischen Lehrstühle dem Wesen der Universitäten nicht widersprechen würde, zeigt ein kurzer historischer Rückblick auf deren Entstehung und ursprüngliche Aufgabe, „Ausbildungsanstalten für diejenigen zu sein, welche leitende Stellen in der Sorge für das äußere und innere Wohl der Menschen einnehmen sollen“. — Der Verf. stellt seine Forderung im Namen der Gerechtigkeit; einen durchschlagenden Erfolg verspricht er sich von ihrer Gewährung allein nicht; denn äußere Garantien — so bemerkt er mit Recht — sind nicht im stande, den christlichen Glauben zu sichern, das vermag nur die glaubende und betende Gemeinde, welche von dem Herrn der Ernte Arbeiter erfleht. A. H.

— Die Rätsel der göttlichen Vorsehung. Von Lic. G. Kreibig, Superintendent und Pfarrer an St. Bartholomäus in Berlin. (Berlin, Wiegandt und Grieben.) 1886. 45 S. 0,50 M.

So dankenswert eine immer erneuete Untersuchung dieses, wie der Verf. richtig bemerkt, für das allgemeine religiöse Bewußtsein noch weit mehr als die Lehre von der Versöhnung im Vordergrunde stehenden Gegenstandes ist, so wenig, glauben wir, werden die hier gegebenen Gesichtspunkte das wissenschaftliche Denken, ebenso wenig auch das religiöse Bewußtsein, namentlich in Fällen schwerer Not und Anfechtung, befriedigen. Ohne Zweifel sollen wir Gott nicht in mohammedanischer Weise denken als unser Schicksal ohne alle Mitwirkung von unserer Seite unwiderruflich bestimmend, ohne Zweifel haben wir „das Wirken der Naturgesetze und das freie menschliche Thun“ anzuerkennen.

Digitized by Google

Allein das hilft uns bei der Lösung der „Rätsel der göttlichen Vorsehung“ gar nichts. Wenn gesagt wird, daß in Beziehung auf das Geschehen nach den Naturgesetzen anstatt des teleologischen Gesichtspunktes vielmehr der ätiologische (d. h. diejenige Betrachtung, die zur Erklärung eines Geschehens nicht auf seinen Zweck, sondern auf seine Ursachen reflektiert) eintrete, so fragt sich erstens, welcher Trost darin für das bekümmerte Gemüt liegt, und zweitens, wie sich die göttliche Weltregierung eben innerhalb dieser Gesetze als lebendig gegenwärtige behaupten kann — denn darin liegt eben das Rätsel. Wir sind aber der Meinung, daß jedes Geschehen eine doppelte Betrachtungsweise zuläßt, eine wissenschaftliche und eine religiöse; bei der letzteren sind wir uns in allem, was geschieht, auch im kleinsten, der lebendigen Gegenwart und Leitung Gottes bewußt; bei der ersteren fragen wir teils ätiologisch nach den Ursachen, teils teleologisch nach den Zwecken des Geschehens; beide Betrachtungsweisen müssen für uns hier auf Erden sich ergänzen; die religiöse müssen wir allezeit neben der wissenschaftlichen festhalten; sie reicht überall für unser religiöses Bedürfnis aus; das kann von der wissenschaftlichen Betrachtungsweise nicht in gleicher Weise für das wissenschaftliche Bedürfnis gesagt werden, denn mit ihr kommen wir, und wenn wir noch so weit kämen, immer einmal an ein Ende; da fangen dann eben die Rätsel an; diese sind also dann nur durch die religiöse Betrachtungsweise zu lösen. „Mein Gott hat es so gewollt; er hat auch meine und der Menschen Thorheit und Sünde so gelenkt, daß das geschehen mußte, dessen Zweck und Bedeutung ich im einzelnen nicht fassen kann.“ Das ist noch lange keine „deterministische und prädestinatianische Weltanschauung“. Vergl. Apostelgesch. 3, 17—19. Die Schuld der Sünde ist auf Seiten der Menschen, ihr Erfolg und Ausgang Sache Gottes. Wenn der Vers. sagt: „Daß der Selbstmörder die Macht besitzt, seinem Leben ein Ende zu machen, kommt von Gott; er hat ihm die physische Kraft, die Pistole zu handhaben, er hat ihm das geistige Vermögen, seine Entschlüsse zu fassen, verliehen: ob er es thut oder unterläßt, ist dagegen voll und ganz ein Ausfluß seines persönlichen Willens“ — so fragen wir: Wie aber, wenn die Pistole nicht losgeht, oder der Strick reißt, oder der eben Ertrinkende doch noch aus dem Wasser gezogen wird, und sich vielleicht noch bekehrt, wohl gar ein gesegnetes Werkzeug in der Hand Gottes wird — was will man der Witwe, deren Manne der Selbstmord gelungen ist, sagen, wenn sie fragt: Warum hat es Gott hier gelingen lassen, dort verhindert? Und wer will denn von uns bestimmen, wo in der Naturgeschichte das Große anfängt und das Kleine aufhört? Auch wenn nur eine geplante Nachmittagspartie durch einen Regen gestört wird, ist es mindestens ein ebenso guter Trost (wenn ein Trost nötig ist), daß ich mir sage: „Gott hat es nicht gewollt, wer weiß, wozu es gut ist“, als wenn ich ätiologisch begreife, woher der Regen gekommen ist. Doch welcher verständige Mensch wird bei solchen Vorkommnissen von Rätseln der göttlichen Vorsehung reden? Daß aber Gott der Herr auch das kleinste erzeugt, daß ohne ihn kein Sperling vom Dache fällt — das hat der Herr Jesus gesagt, und das müssen wir festhalten, wenn auch unser enger Geist bei dem Versuch, sich solche Allmacht, Allwissenheit und Allweisheit zur Vorstellung zu bringen, gar bald ohnmächtig in sich zusammenfällt. G. H.

— Der Faden für das Labyrinth. Von C. H. Spurgeon. Aus dem Englischen übersetzt. (Hagen i. W., Hermann Risel u. Co.) 164 S. 32°.

Der berühmte Kanzelredner will vermittelst dieses kleinen Büchleins dem in den Irrgängen des Zweifels verlorenen, aber ernstlich nach Wahrheit suchenden Menschen den rettenden Faden in die Hand drücken, dessen anderes Ende an die lichte und sonnige Weit der Gottesgemeinschaft geknüpft tst. Ohne in den Ton der Beweisführung zu verfallen, sucht er den Leser in verständlicher, vielfach mit schlagenden Vergleichen aus dem praktischen Leben gewürzter Sprache von der Thatsächlichkeit und Haltbarkeit der unsichtbaren Seile zu überführen, welche sein Herz an die ewigen Dinge ketten. Als Zeuge redet er, der von diesen Dingen aus eigener Kundschaft zu berichten weiß und täglich das Glück genießt, welches der Glaube an Gott dem Herzen spendet. So sucht er erst zu Gott, dann zu Gottes Wort und endlich zu dem von Gott bereiteten und in seinem Worte offenbarten Heil zu führen. Die Schrift ist wohl dazu angethan, in einem ehrlichen Zweifler, dem sie in die Hände fällt, bleibende Eindrücke zu hinterlassen, kann aber auch dazu dienen, in ihrem Glauben ängstliche und zagende Gemüter zum Ringen nach Festigkeit des Herzens und Freudigkeit des Geistes zu ermuntern. — Die Uebersetzung liest sich im ganzen gut, wenn auch manche undeutsche Wendungen mit unterlaufen. A. H.

3. Geschichte.

— Historische Darstellungen und archivalische Studien. Beiträge zur baltischen Geschichte von Dr. Theodor Schiemann. (Hamburg und Mitau, Behre.) 1886. 264 S. 5 M.

Mit einem mehr als bloß historischen Interesse nimmt man heutzutage, was in den baltischen Provinzen entstand, zur Hand; und war ehemals in konservativen Kreisen eine gewisse Hinneigung zu Rußland heimisch und berechtigt, so haben gerade die konservativen Blätter der Bedrückten an der Ostsee sich am meisten angenommen. Die vorliegende Sammlung von Aufsätzen eines namhaften baltischen Historikers bespricht zwar nur Vergangenes, aber wie oft wird diese Vergangenheit zum Spiegel trauriger Gegenwart; in erster Linie seine Gruppe „historischer Darstellungen“. Ein anderes Interesse erregen, um mit diesen sogleich abzuschließen, eine Anzahl „archivalischer Studien“, die daher flossen, daß der Vers. das Revaler, Piltensche und Mitausche Archiv (letzteres allein an 100 000 Nummern!) geordnet und diese Schätze den interessierten preußischen, polnischen und schwedischen Historikern nutzbar gemacht hat. Freilich über das 14. Jahrhundert reicht kein Dokument herauf; aber für Handelsgeschichte und Kulturgeschichte sind die drei Archive von großer

Bedeutung. — Die geschichtlichen Darstellungen setzen zum Teil eine gewisse Bekanntschaft mit der baltischen Geschichte voraus, und für das deutsche Publikum hätte sich die Voraussendung einer wenigstens skizzenhaften Landesgeschichte empfahlen; aber das Wertvollste läßt sich auch ohne dies verstehen. So die anziehenden Aufsätze über die Vitalienbrüder, über die Landsknechte von Reval (spr. übrigens Refal) oder die Biographie Daniel Hermanns, der kaiserl. Leibarzt Maximilians II. gewesen, dann Stephan Batherys poetischer Herold geworden war und als Rigischer Patrizier ein wechselreiches Leben endete. Eine Figur von bedeutend größeren Dimensionen ist dann der Schwager des Großen Kurfürsten, Herzog Jakob von Kurland, dessen Beziehungen zur päbstlichen Kurie so behandelt werden, daß er von dem Verdacht des Kryptopapismus einigermaßen gereinigt wird. Er war ein überaus anschlägiger Herr, ein Mann von noch mehr Phantasie als Energie, von einem dämonischen Größenwahn besessen, der ihn Handelsverbindungen mit den „Persianern" anknüpfen, und mit Hilfe des Papstes den abenteuerlichen Plan zur Gründung eines Reichs im indischen Ozean entwerfen ließ. Und trotz dieser Projektenmacherei hat er den festen Boden nicht unter den Füßen verloren und sein Kurland, „das Gottesländchen" industriell und kommerziell zu einziger Blüte empor — geschraubt. — Wie wehmütig ist jede Lektüre von daher in dieser Zeit! Die römische Geschichte erzählt von einem stolzen Patriziergeschlecht, welches sich allein stark genug fühlte, fern von Rom für die Heimat zu streiten und schließlich in solcher Vereinsamung unterging: ein Symbol der baltischen Deutschen! Aber während die Fabier durchs Schwert fielen, sollen jene durch Treubruch und Rechtsverletzung niedergezwungen werden. Aber noch ringen sie, und es gilt Dr. Schiemanns Wort: „Die Geschichte zeigt, daß auch gebrochenes Recht lebendig bleibt, so lange diejenigen, welche es zu vertreten haben, den Glauben an dasselbe nicht verlieren." L. Sch.

— Zinzendorf im Verhältnis zu Philosophie und Kirchentum seiner Zeit. Geschichtliche Studien von Bernhard Becker. (Leipzig. J. C. Hinrichs.) 1886. VIII. 580 S. 8°. 8 M.

„Die Unternehmung des Grafen hat, so weit sie auf das große Ganze der Kirche abgezweckt war, ihr Ziel nicht erreicht; die reiche Gedankenwelt des Mannes ist spurlos verschwunden; fast nichts blieb zurück als die Reminiszenz an einzelne Elemente jenes eigenartigen Liedercyllus, die aus dem Zusammenhang gerissen in ihrer Zersplitterung den Eindruck völliger Narrheit hervorrufen mußten. Dennoch hat der Mann sein ganzes Leben hindurch mit lückenloser Konsequenz an der Ueberzeugung festgehalten, daß er der Kirche seines Volkes zu dienen habe und ihr allein; danach hat er gehandelt." Wer diesen im Schlußwort des vorliegenden Werkes (S. 533) sich findenden Satz liest, wird überrascht sein von der historischen Unbefangenheit des Verfassers, die um so mehr Anerkennung verdient, als sie, wo es sich um die viel umstrittene Person Zinzendorfs handelt, nur selten bei Mitgliedern der Brüderkirche gefunden wird. Der Verf., ein treuer Anhänger seiner Gemeinschaft und Lehrer an ihrem Predigerseminar in Gnadenfeld in Oberschlesien, ist darum nicht blind gegenüber den Wunderlichkeiten, ja sagen wir es gerade heraus, Narrheiten Zinzendorfs, aber er sucht sie zu begreifen und dieselben wie überhaupt die Gedankengänge des Grafen seinen Lesern verständlich zu machen. Diesem Zwecke dienen seine „geschichtlichen Studien", die freilich nicht, wie der Haupttitel erwarten läßt, eine Geschichte der geistigen Entwickelung bieten, sondern wirklich lose aneinandergereihte „Studien" sind, über deren Zusammenfassung unter gewise Gesamttitel vielfach zu streiten wäre, da diese Erwartungen erwecken, die nicht immer erfüllt werden. So glaubt der Leser nach der Ueberschrift des ersten Buches: „Die Grundlagen des Zinzendorfschen Christentums", zum mindesten eine historische Wertung des Christentums und Kirchentums, in dem Z. aufgewachsen und seine ersten Eindrücke empfangen, zu erhalten; indessen sind es nur einige Mitteilungen über persönliche ihn bestimmende Erlebnisse, die uns geboten werden, woran sich alsbald, ziemlich unvermittelt, die „Grundlagen" des Zinzendorfschen Christentums im Sinne von Hauptgesichtspunkten anschließen. Der Leser wird sich dabei kaum des Eindrucks erwehren können, daß ihm mehr geboten würde, wenn eine innere Verknüpfung der einzelnen Teile beliebt worden wäre, denn in der Form, in der uns der Stoff vorliegt, bietet das Buch mehr eine sehr reiche und treffliche Materialiensammlung über Z. im Verhältnis zu Philolophie und Kirchentum seiner Zeit, als eine abschließende und abgerundete Darstellung desselben; aber auch dafür hat man allen Grund dankbar zu sein, und wenn der Verf. in dem Vorwort erklärt, seinen Zweck erreicht zu haben, „wenn seine Arbeit als ein brauchbarer Beitrag zur Kirchengeschichte des 18. Jahrhunderts angesehen werden kann", so ist das eine zu weitgehende Bescheidenheit. Es wird in dem Buche manches geben, worüber man anders urteilen kann, aber das Zeugnis wird jeder Kundige dem Verf. geben müssen, daß wir es hier mit einer umfassenden, tiefeindringenden Forschungsleistung zu thun haben, welche die bisherigen Arbeiten über Z. sämtlich in den Schatten stellt, und jeder, der sich darüber orientieren will, wie Z. über diesen oder jenen Punkt gedacht, oder sich wenigstens ausgesprochen hat, wird in erster Linie fortan immer zu diesem Werke greifen müssen, worin sich auch, freilich an den verschiedensten Orten zerstreut, reiches Material für die Lebensgeschichte Zinzendorfs findet. Auch das wird man dem Verf. zugestehen müssen, daß es ihm in den meisten Punkten gelungen ist, „auf historischem Wege Klarheit darüber zu erlangen, was der sehr verschiedenartig beurteilte Mann eigentlich wollte". Dies freilich immer zu erreichen war wohl schon dadurch ausgeschlossen, — was der Verfasser mehr hätte beachten sollen —, daß ein Nachweis dessen, was Z. eigentlich wollte, nicht selten infolge des Mangels an klarem, seiner Gründe bewußten Wollen bei Z. unmöglich sein dürfte. Bei einer so sanguinischen, unruhigen, sich jedem

Digitized by Google

Eindruck hingebenden Persönlichkeit, die nicht so sehr durch Gründe als durch vermeintliche Erfahrungen und Gefühle sich bestimmen läßt, die wohl einen Gedanken eine Zeitlang mit gewaltiger Energie verfolgen kann, um unter dem Eindrucke eines neuen ihm entgegentretenden Charakters oder eines Ereignisses sich alsbald einer anderen Idee zuzuwenden, bei einer Natur, in der so viel Widersprechendes nebeneinander liegt, muß man nicht immer zielbewußtes Wollen oder Systematik voraussetzen. Durch nichts, möchte man sagen, gerät die Geschichtschreibung auf größere Abwege, als durch den Aberglauben, als müßte ein hervorragender Mann immerdar eine in sich abgeschlossene Persönlichkeit sein, dessen ganzes Denken und Wollen sich in ein System fassen ließe. Solche systematisch angelegte Persönlichkeiten gibt es doch erheblich weniger, als man gewöhnlich annimmt, vielleicht glücklicherweise — die Geschichte würde dann leicht in einen langweiligen Schematismus verlaufen, und es ist doch nicht zu leugnen, daß in der Geschichte im allgemeinen die Einfälle eine größere Rolle spielen als die Gedanken. — Und trotz des meiner Ansicht nach viel zu weitgehenden Bestrebens des Verfassers, Z. als einen folgerechten systematischen Denker hinzustellen, und die einzelnen Gedanken auseinander resultieren zu lassen, muß der Verf. doch selbst an einzelnen Punkten Aenderungen in der Lehre und Anschauungsweise Zinzendorfs feststellen, ohne sie historisch erklären zu können, so in der Abendmahlslehre, spez. bezüglich des Ueberganges von der lutherischen zur reformierten Anschauung (S. 366 f.). Bei andern möchte man daran erinnern, daß wenn irgendwo dann bei Z. eine wohlwollende Beurteilung zwischen Gedanken und Einfällen wird unterscheiden müssen. Unter die letzteren möchte ich auch trotz der von Becker bei Aug. Herm. Francke nachgewiesenen Anklänge die schnurrige Trinitätslehre des Grafen rechnen, nach der er zu Gott Vater und Gott Sohn den heiligen Geist als „die Mutter" hinzukommen läßt. Es mag richtig sein, was der Verf. vermutet, daß Z. dabei darauf ausgegangen ist, zum Zwecke der Heidenmission eine möglichst verständliche Fassung zu finden und außerdem das Bestreben, der Anfeindung wegen einseitiger Christusverehrung damit entgegen zu treten, dabei mitgewirkt hat, aber die Meinung: „Letztlich geht Zinzendorf auch hier auf Luther zurück, der als die rechte Definition des Geistes angibt, daß er unser Tröster ist, wie einer seine Mutter tröstet" (S. 401), macht doch von jener Bemerkung Luthers einen etwas unerlaubten Gebrauch. Wenn der Verf. auch dieser von ihm selbst als „wertlos" bezeichneten Phantasie Zinzendorfs einen wahren Gedanken zu Grunde zu legen sucht, wobei höchst moderne Theorien (vgl. S. 408 u. 576 Anm.) unterlaufen, so darf man dies wie anderes mehr seiner Verehrung für den Stifter der Brüdergemeine zu gute halten, ebenso daß er die höchst anstößigen weiteren Konsequenzen Zinzendorfs aus der „Familienidee" (man vergl. den Vers: „Papa, Mama und ihr Stämmlein, Bruder Lämmlein,"), wie seine Auslassungen darüber, daß der Vater unseres Herrn Jesu Christi uns sei, „was man so in der Welt einen Schwiegervater, einen Großvater nennt", seinen Lesern vorenthalten hat, wiewohl sie zur sittlichen Wertung jenes ganzen Einfalls doch nicht unwichtig erscheinen. Aber erwähnt werden muß, daß der Verfasser an nicht wenigen Punkten der Gefahr verfallen ist, seine eigenen oder von ihm angeeignete Gedanken in Z. wiederzufinden. So wird auf S. 212 eine „Zinzendorfsche" Definition des Pietismus festgestellt, die Ref. als Definition des historischen Pietismus im großen und ganzen für richtig hält, bei der es nur auffallend ist, daß sie sich ganz in Ritschlscher Terminologie ergeht, was, wie die vom Verf. auf der Seite vorher mitgeteilten Auslassungen Zinzendorfs, aus denen er seinen Begriff zusammensetzt, (in den übrigens die Repristination der verschiedenen häretischen Standpunkte nicht aufgenommen ist) ergeben, weniger auf eine Beeinflussung Ritschls durch Zinzendorf, als des Verfassers durch den Göttinger Theologen schließen läßt. Sehr lesenswert ist, worauf schließlich noch hingewiesen sein mag, das Kapitel über den Plan der „Gemeindebildung" (S. 121 f.). Sicherlich hat der Verf. recht, wenn er sagt: „Das Zinzendorfsche „Brudertum" hat mit dem, was man Kirchenbildung nennt, nichts zu thun, sondern ist lediglich eine in freien Gesellschaftsgruppen und Vereinen sich organisierende religiöse Bewegung innerhalb der Volkskirche" (S. 152). Unwillkürlich muß man dabei die Brüderkirche der Gegenwart zur Vergleichung heranziehen. Die letzten Kapitel lassen erkennen, wie schon zu Zinzendorfs Zeit im Kampfe mit der Eigenart des mährischen Brudertums, das besondere Kirchentum, um nicht zu sagen Sektierertum, sich mit einer gewissen Notwendigkeit herauszubilden anfängt; aber wie weit ist man doch heute von dem ursprünglichen Ideal in der Brüdergemeine entfernt, wenn man daselbst die Ehe mit einem Gliede der Landeskirche als eine „Mischehe" bezeichnet und einen förmlichen „Uebertritt" verlangt. K—e.

— Weltgeschichte von Leopold v. Ranke. Sechster Teil. Zersetzung des karolingischen, Begründung des deutschen Reiches. Erste und zweite Abteilung. Erste bis dritte Auflage. (Leipzig, Duncker & Humblot.) 1885. 337 und 278 S. Geheftet 17 M.

Mit dankbarer Pietät geziemt es, die letzte Druckschrift des großen Geschichtschreibers zur Hand zu nehmen: mit Pietät um so mehr, als Ranke selten so viel Persönliches in die Darstellung weiter Vergangenheiten einfließen ließ wie diesmal; denn „in einem langen Lebenslauf knüpfen", sagt er von Otto d. Gr., „die entferntesten Momente unaufhörlich an einander," und so ist's denn rührend, wie der Greis sich sehnend in die Erinnerung seiner Knabenjahre vertieft (VI, 2, 274), wo er über den Ufern der Unstrut Zukunft dachte. Diesem sechsten Bande der Weltgeschichte war aber eine besonders schwierige Aufgabe gestellt. Weltgeschichte schreibt sich am leichtesten für Epochen, wo die Welt sozusagen einen Staat bildet, wie in der römischen Kaiserzeit; aber auch vorher, wo alle sich ablösenden Weltreiche allmählich, aber sichtbar zu jenem letzten und höchsten zusammenfließen; und auch nachher, wo aus den Trümmer des römi-

schen Universums Karl d. Gr. ein neues auf neuem Fundamente fügte. Aber von da an teilt sich die Welt, die Nationalitäten werden bestimmter, und es gilt ein gleichschwebendes Interesse nach den mannigfachsten Seiten zu befriedigen. Nicht nur die Karolingischen Teilreiche und Byzanz, auch die Nordgermanen und die vielgespaltenen molluskenhaften Staatbildungen des Islamvolken in einen Rahmen gespannt sein. Und wirklich, Rankes Weltgeschichte ist nicht, wie so manche andere verdiente „Weltgeschichte", ein trautes Nebeneinander von Staatengeschichten, die unter sich nichts gemein haben als die Zeitepochen, sondern er läßt die eine ganze Menschheit darin atmen, und wie aus einer Seele herausseben wie sie sich regen.

Da gilt denn freilich das Gesetz notwendiger Unvollständigkeit — aber mehr darf in Weltgeschichte nicht hinein: hier liegt der Kanon für Spätere, wohl so unverbrüchlich als Lessing den Aristoteles für die Tragödie vermeinte. Ranke hat erfüllt, was er aussprach: bei seiner Weltgeschichte genüge es ihm nicht, die maßgebenden Momente in einer gewissen Abstraktion darzulegen, sondern „die Ereignisse im einzelnen mit der Begebenheit im ganzen zu verschmelzen". Wie durchgehend ist überall bei der Abwehr gegen die Dänen die gegenseitige Verflochtenheit der christlich-germanischen Reiche verfolgt, oder der Kampf gegen die Saracenen aller Orten als Weltkampf erfaßt. Da gilt sein anderes Wort: „man sage nicht, daß ein Ereignis keinen Zusammenhang mit den anderen habe."

Wie eine Tragödie liest sich die erste Abteilung, deren Held Ludwig der Fromme ist — dem es übrigens auch nach Ranke an Kraft keineswegs gebrach — wie er durch eigene Schuld immer, eben dem Untergang entrafft, ihm wieder entgegensinkt, da er die selbst gegebene Reichsordnung (nicht Teilung!) durch eine Art Revolution von oben gebrochen hat und dadurch die „Revindikationen" der Söhne unaufhörlich hervorrief. Nicht nur die ungebrochene Kraft des nordischen Heidentums gewann dadurch an den Küsten Spielraum, dagegen die Teilkönige gute Kräfte nur vergeblich einsetzten: nein, im Innern hatte auch die Kirchenherrschaft Raum gewonnen, und nur die thatkräftige Abwehr besonders der Söhne Ludwig des Deutschen hat den Staat den Laien gewissermaßen erhalten. Dieser maßgebende Grundgedanke, daß zwar die Kirche im Staate all ihr Wesen hat, aber nicht über dem Staate, wird mit Recht nicht nur durch Heinrichs der Ersten, sondern bis in Ottos d. Gr. Geschichte verfolgt. Dabei ist nicht verborgen, daß in manchen Momenten des begonnenen 9. Jahrhunderts eben nur die Kirche das junge Reich erhalten hat; aber andererseits betont fast noch der letzte Satz, den Ranke in die Welt sprach, daß das erwachende nationale Gefühl sich in Deutschland mit der kirchlichen Idee ins rechte Gleichgewicht zu letzen trachtete. Auf den ersten Blick erscheint denn gerade Ottos Stellung zur Kirche anders bestimmt als bei dem hochverdienten Nitzsch; da dieser besonders auszuführen liebt, wie es Ottos ganzes Bestreben gewesen sei, der Kirche möglichst große Gebiete zu übertragen, während bei Ranke seine Herrschgewalt über die Kirche vor allem hervortritt. Doch dieser Gegensatz ist nur Schein: auch bei Ranke ists Ottos „Verdienst, daß er die weltliche Gewalt mit der geistlichen auszusöhnen und zu vereinbaren wußte;" aber vom Standpunkte der Weltgeschichte beschreibt er die prinzipielle Haltung des Staatshauptes, während Nitzsch von dem der Einzelgeschichte aus die nächsten Zwecke der Verwaltung heraussand. — Auf einige besondere Ergebnisse sei noch eigens hingewiesen. Die Charaktere fast aller unserer Herrscher erscheinen größer und besser bei Ranke; selbst Karl der Dicke (III.) auf Kosten von Karls des Kahlen problematischer Figur. In allen lebt derselbe Geist der Selbständigkeit des Staates gegenüber der römischen Kirche, die durch die freche Fälschung der pseudoisidorischen Dekretale ins ungemessene ihre Ansprüche erweiterte. Ja Ranke „wagt die Behauptung", die Anspannung des römischen Primats unter Nikolaus I. möge wesentlich die Sonderung der griechischen Kirche verschuldet haben. Um so heller tritt bei ihm der Sinn des wahren Christentums hervor, das er eine Macht nennt, die sich (welterobernd) „von sich selbst fortbewegt"; und tiefsinnig weist er gegen den Islam die wahre Menschlichkeit („populär") und Geistlichkeit der christlichen Offenbarung nach und erinnert an die echt germanische Verehrung des Gottessohnes.

Wie ganz alter Wein weniger das ästhetische Gefallen der Sinne als das verständige Urteil des Genießenden gefangen nimmt — kein Zucker, keine Blume, ganz abgeklärter Geist — so benimmt dieser Band den Leser. Er ist manchmal etwas trocken, von abstrakter Magerkeit, und wie weltmüde nicht erregt von einem unruhigeren Interesse für gerade diese oder jene Partie, und in ernster Gerechtigkeit münzt er Gewißheit für das Ganze aus dem scheinbar ergebnislosen Tummeln und Taumeln auf der spanischen Halbinsel oder dem besessenen Trachten der normannischen Landräuber, und das mit einer Genauigkeit, die sogar Dänen und Normannen unterscheiden möchte. Das ist eben der Wert dieses Bandes — die absolute Zuverlässigkeit, da der Vermutung nicht so viel Raum gelassen wird, um einen Wunsch zu lispeln: er baut sich direkt aus den Königs- und Bischofsurkunden auf, und von hier aus, vom Vorhandenen und Palpabelen wird die gute Ueberlieferung selbst der Fulder Annalen, Flodoards und selbst auch Widukinds erst festgenietet, über deren Quellenwert Ranke doch das Glück hatte von keinem Geringeren unterrichtet zu sein — als eben von Leopold von Ranke, der vor einem Menschenalter in der Kgl. Akademie über die fränkisch-sächsischen Reichsannalisten gelesen hat. L. Sch.

4. Länder und Völker.

— Der „Deutsche Palästina-Verein", der jüngste unter seinen Geschwistern, der es sich zur Aufgabe gestellt hat, alle auf deutschem Boden vorhandenen oder doch mit der deutschen Forschung vertrauten Kräften zum Behuf der Erforschung des heiligen Landes zu vereinigen und zwar sowohl durch wissenschaftliche Untersuchungen auf dem Boden Palästinas selbst wie durch Herausgabe einer Zeitschrift, kann jetzt auf eine achtjährige er-

folgreiche Thätigkeit zurückblicken. Archäologische, historische, topographische, ethnographische und naturwissenschaftliche Untersuchungen auf dem Gebiete Palästinas sind von deutschen Gelehrten, zum Teil mit Unterstützung des Vereins unternommen und ausgeführt worden, wie auch die von Professor Hermann Guthe in Leipzig, wo der Mittelpunkt der Geschäftsführung und der Sitz der Gesellschaft sich befindet, mit Umsicht und Sachkenntnis von Anbeginn an geleitete „Zeitschrift des deutschen Palästina-Vereins" in den bis jetzt vorliegenden acht Jahrgängen eine Fülle trefflicher Arbeiten über das heilige Land, soweit sie für die Bibelkunde in Betracht kommen, gebracht hat. Wir können hier unmöglich auf die eifrige Thätigkeit, welche der Verein seit seiner Begründung entwickelt hat, eingehen. Von den jüngsten Unternehmungen sei nur der mit Unterstützung des Vereins unternommenen Reise des Professors Dr. Wilhelm Naumann in Wien gedacht, welche sich hauptsächlich auf Tiberias und Umgegend, auf den südlichen Teil des Dscholan und auf die nördlichen Ausläufer des Dschebel 't Adschlun zwischen Edrae und Umm Kes erstreckt hat. Ferner hat Pfarrer Ad. Frei Jerusalem und das Ostjordanland, sowie die Ufer des Sees Tiberias bereist. Das wichtigste Unternehmen aber, welches auf Anregung des Ingenieurs G. Schumacher von diesem mit Unterstützung des Vereins unternommen worden ist, sind Messungen des Dscholan behufs Herstellung einer Karte des Landes zwischen Jarmuk im Süden und der Birket er-Ram im Norden. Die Aufnahme ist durch den Ingenieur Schumacher in Angriff genommen und nimmt nach den neuesten Mitteilungen desselben einen günstigen Verlauf. Die Gegend ist auch von Dr. Noetling dem Begleiter des Ingenieurs Schumacher untersucht worden und sind die Ergebnisse, namentlich in geologischer Beziehung sehr interessante gewesen, über welche Verhältnisse Dr. Noetling eine schöne Karte aufgenommen hat. Weniger haben die paläontologischen Ergebnisse befriedigt. — Der Inhalt des soeben beendeten neunten Bandes der Zeitschrift ist ein überaus reichhaltiger, der alle Gebiete der Palästina-Forschung umfaßt. Nicht nur die Fachgelehrten werden in demselben viel Neues, sondern auch die Freunde der Erforschung des heiligen Landes viel Interessantes finden. Ganz besonders wollen wir hierbei auf die fleißige Arbeit vom Ingenieur G. Schumacher in Haifa aufmerksam machen, welcher den Dscholan zum erstenmal aufgenommen hat. Die Resultate seiner Forschungen hat er in einer Karte, mehreren Plänen und zahlreichen Abbildungen niedergelegt, denen er eine eingehende Beschreibung hinzugefügt hat, welche über die Hälfte des neunten Bandes in Anspruch nimmt. —t.

5. Biographisches.

— Lebenserinnerungen von Levin Schücking. 2 Bde. (Breslau u. Leipzig, S. Schottländer.) 252 u. 357 S.

Die zwölf Abschnitte dieser Lebenserinnerungen sind 1878 bis 1883 in Westermanns illustrierten Monatsheften erschienen. Sie reichen von 1814 bis 1847. Es sind Lehr- und Wanderjahre. Die Schilderungen der westfälischen Heimat Clemensthal bei Meppen und des Lebens in Rom zu der Zeit, als Pio Nono es mit dem Liberalismus versuchte, stehen am Anfang und Ende der zwei Bände. In der Mitte findet sich ein reichhaltiger, vortrefflich bearbeiteter Stoff von wesentlich litterarischem Gepräge. Der Verkehr mit Annette von Droste-Hülshoff, mit Freiligrath, von welchem bruchstückweise einige Briefe mitgeteilt werden, mit Gutzkow, dessen Briefe über „Die Ritter vom Geist" und „Den Zauberer von Rom" von besonderem Interesse sind, mit Lenau, J. Kerner, Joseph von Laßberg, Laube, Heine, H. König, Geibel und vielen anderen, teils liebenswürdigen, teils widerwärtigen Berühmtheiten (zu den widerwärtigen wird wie von allen anderen so auch von L. Schücking der „Freiheitskämpfer" H. Herwegh gerechnet) machen das Lesen der „Lebenserinnerungen" zu einer angenehm unterhaltenden Arbeit. Völlig neu wird den meisten Lesern das Kapitel über Chr. v. Stramberg sein, den originellen Verfasser des erst durch Schückings Thätigkeit in der Tagespresse zur Geltung gekommenen „Denkwürdigen und nützlichen rheinischen Antiquarius, welcher u. s. w." Einem anderen Original, welchem Schücking nur flüchtig einigemal begegnet ist, Josef Wolf, dem bekehrten Juden, der über Rom weg zur evangelischen Kirche gekommen, ist der Vers. nicht gerecht geworden. Wer H. Sengemanns Buch „Dr. Josef Wolf. Ein Wanderleben. Hamburg 1863" kennt, wird dadurch einen wesentlich anderen Eindruck von diesem Manne erhalten als durch L. Schückings Aufzeichnungen. Auch die halben Enthüllungen über Kaspar Hauser am Schlusse des 2. Bandes sind kein glücklicher Bestandteil der Lebenserinnerungen, dagegen sind die Kapitel „Am Bodensee", „In Augsburg" — abgesehen von den Eingangskapiteln „Die Knabenzeit", „Jugendleben" — nach Inhalt und Darstellung gleich vollendete biographische Bruchstücke. Das größte Lob verdient der Vers. für das, was er aus dem Grunde mit Stillschweigen übergeht, weil er am wenigsten darüber an die Oeffentlichkeit gelangen lassen kann: seine Verlobung mit Luise von Gall und seine Roman- und Novellendichtungen. Das häusliche Glück gehört nicht an die Oeffentlichkeit und das Nennen, Loben und Tadeln der Werke eines Dichters bleibt billiger Weise den kritischen Lesern überlassen. Vereinzelten Verehrern des Philosophen Friedrich Rohmer, welche wie Bluntschli thörichter Weise das Heil der Welt von der Wissenschaft jenes erhoffen, soll aus den Mitteilungen über Kolb, den berühmten Redakteur der „Allg. Ztg.", der Satz nicht vorenthalten werden, daß Kolb an seiner Reizbarkeit namentlich viel gelitten hat „zur Zeit des philosophisch-politischen Rohmer-Schwindels, als die jetzt verschollenen, einst in Süddeutschland und der Schweiz viel Staub aufwirbelnden Windhosen Friedrich und Theodor Rohmer in der „Allgemeinen Zeitung", die sich ihrem Gallimathias verschloß, durchaus ein Organ finden wollten." O. K.

6. Pädagogik.

— Die Ueberbürdungsfrage und eine einheitliche höhere Schule. Ein populärer

Vortrag von Prof. Dr. Hering. (Leipzig, Carl Reißner.) 1886. 8°.

Der erste Teil dieses Vortrages, welcher humanistische und realistische höhere Bildungsanstalten wieder zu vereinigen vorschlägt und zwar so, daß alle Schüler bis zum Abiturientenexamen wesentlich den gleichen Unterricht erhalten, das Gymnasium die Grundzüge des Lehrplans bestimmt, die Realschule manche Konzessionen erhält, wird wohl noch längere Zeit eine nur akademische Erörterung bleiben. Auch sind die Vorschläge im einzelnen, wie es ja der Zuhörerkreis des Verf. mit sich brachte, zu wenig detailliert, als daß sich erkennen ließe, ob die Schüler einer nach diesen Prinzipien organisierten Schule eine wesentliche Erleichterung verspüren würden. Der zweite Teil gibt Winke, die von Lehrern und Eltern auch schon unter den gegenwärtig bestehenden Verhältnissen mit Nutzen beachtet werden können, wobei freilich hin und wieder Gewohnheiten in betreff der Ausnutzung der Arbeitskraft der Schüler vorausgesetzt werden, wie sie hoffentlich an recht vielen Schulen bereits der Vergangenheit angehören. Was hier über das Drängen zu den höheren Schulen, um die Berechtigung zum einjährigen Dienst zu erlangen, wie über die oft unseligen Folgen des dadurch veranlaßten jahrelangen Schulbesuches gesagt wird, verdient in den weitesten Kreisen Beachtung, wenn es auch hier nicht zum erstenmal ausgesprochen ist. Ebenso wird treffend dargelegt, welche bösen Ergebnisse daraus erwachsen können, wenn die Eltern ihre Söhne durch künstliche Mittel zur Versetzung zu bringen suchen. Da der Verf. Mathematiker ist, so benutzt er die Gelegenheit, seinem Fache eine Schutzrede zu halten, die wohl geeignet ist, manchen gegen dasselbe milder zu stimmen.

A. H.

— Der Religionsunterricht an den Oberklassen des Gymnasiums. Mitteilungen aus der Praxis von G. Weilbrecht, Stadtpfarrer in Stuttgart. (Stuttgart, J. F. Steinkopf.) 1886. 8°.

Dieser Konferenzvortrag des bekannten Jugendschriftstellers und Jugendfreundes läßt, wenigstens in großen Umrissen, erkennen, worein der Verf. die Aufgabe des Religionsunterrichts an den oberen Klassen höherer Schulen setzt, und wie er sein Ziel zu erreichen sucht. Das Schriftchen enthält manche beachtenswerte Winke und ist in einem begeisterten und hoffnungsfreudigen Tone geschrieben.

A. H.

7. Unterhaltungsliteratur.

— Drei Weiber. Berliner Kultur- und Sittenroman von Max Kretzer. 2 Bde. (Jena, Costenoble.) 1886. 10 M.

Ein entsetzlicher Versuch, die französischen Realisten nachzuahmen. Keine Spur von künstlerischem Aufbau, von feiner Charakterisierung, von glänzender Darstellung, die man trotz der schwersten sittlichen Bedenken Zola u. a. nicht absprechen kann. Nur in der Frechheit, Unsittlichkeiten und Schmutz zu malen, übertrifft Verf. seine Vorbilder. Sonst ist die Erfindung platt, die Charakteristik, schon die Namen, Karikatur (trotzdem zum Teil bestimmte Personen photographiert werden sollten) und die Unkenntnis der Umgangs- und Lebensformen in der anständigen und gebildeten Gesellschaft haarsträubend. Z. B. verlangt eine Dame von ihrem Mädchen, daß sie jedesmal im Vorbeigehen eine tiefe Verbeugung machen soll! Die Sprache ist ungebildet, wimmelt von den gröbsten stilistischen und syntaktischen Fehlern, und fast sämtliche Fremdworte sind falsch gebraucht. Z. B. draperiert statt drapiert, à bas statt Ah, bah! u. s. w. — Ein Buch, das je eher je lieber eingestampft werden sollte!

W. P.

— Die Unfehlbaren. Novelle von Conrad von Bolanden. (Mainz, Kirchheim.)

Rezensent gehört zu den Leuten, von denen die Romanverleger nicht viel und die Leihbibliothekare noch weniger verdienen. Ausnahmen, welche die Regel bestätigen, kommen nur gelegentlich in Ferienzeiten vor. Und eine solche Ausnahmezeit veranlaßte denn auch die Entnahme des obigen Buches aus einer Leihbibliothek, um den Verf. kennen zu lernen, von dem Rez schon viel gehört, aber noch nichts gelesen hatte.

In dem gegenwärtigen letzten Verzweiflungskampf, den der Katholizismus kämpft, um sich auch bei den Gebildeten unseres Volkes als ein immer noch mögliches System zu erweisen, spielt die Belletristik eine große Rolle. Und zu jeder neuen Phase des Kulturkampfes soll C. von Bolanden, ein katholischer Priester (in Bolanden?), den entsprechenden Tendenzroman geliefert haben. Wir haben, wie gesagt, nur den vorliegenden älteren Band gelesen, der die Unfehlbarkeit behandelt, lassen daher die neueren Sachen aus dem Spiel. Diese „Unfehlbaren" sind aber, wie anerkannt werden muß, eine vom katholischen Standpunkt aus sehr glücklich erfundene Geschichte. Ein intelligenter und religiös wohlgesinnter Müller wird durch liberale Presse und Jagdgesellschaft irre gemacht am Papst, weil dieser sich unfehlbar erklären lassen will. Ihm begegnen nun nacheinander ein Geologe, der die Grundstücke der Feldmark untersucht, dabei aber den Müller viel zu hoch einschätzt und dessen Erfahrungseinwände mit der Unfehlbarkeit seiner Wissenschaft abweist; ein Tierarzt, der seine Heilkunst unfehlbar hält, dem aber das Vieh krepiert, das der Empiriker mit dem Hausmittel gerettet haben würde; ein Jurist, der den Spruch des höchsten Gerichts für unfehlbar erklärt, während der Müller vom Unrecht der Entscheidung überzeugt ist; endlich ein dünkelhafter Gymnasiallehrer, der den im Garten des Wirtshauses ausgegrabenen Kuhtrog in archäologischer Unfehlbarkeit für einen altgermanischen Steinsarg erklärt und die Stelle, wo die Kühe mit den Ketten gerieben haben, für den Ort, wo die alten Helden die Schwerter geschliffen. Durch den Umstand, daß der Müller überall falschen „Unfehlbaren" begegnet, die es eben nicht sind, wird er dann allmählich geneigt gemacht, sich mit der nach Ansicht des Verfassers rechten und wirklich vorhandenen päpstlichen Unfehlbarkeit auszusöhnen, für welche zu passender Zeit ein junger poetischer Baron die bekannten sophistischen Rechtfertigungen mit ebenso bekannter Dialektik vorbringt.

Das Buch ist mit gutem Humor angelegt und

enthält in den großen Grundzügen viel Geschick, z. B. auch die im Sinne der Tendenz wohl angebrachte Feinheit, daß der katholische Priester, eine Hauptfigur, nicht der Universalengel ist, sondern ein nichtsnutziger Mensch, der schließlich Altkatholik wird. Weniger glücklich ist wohl vom Standpunkt des Verfassers, daß der Hauptträger des korrekten Standpunkts ein Dichter ist, aber der Wahrheit vielleicht um so entsprechender. Denn seine Apologetik reicht kaum für einen poetischen Ueberzeugten, keinesfalls aber aus, einen nüchternen und profaischen Gegner zu überzeugen. Der alte Versuch der Jesuiten, die objektive und die subjektive Unfehlbarkeit trennen zu wollen, ist doch so unhaltbar wie möglich. Ist das was der Papst vom Katheder sagt, unfehlbar, so ist eben seine Person unfehlbar und Organ des heiligen Geistes. Annehmen aber, daß ein persönlich verwerflicher Mensch Wohnung und Mund Gottes sein könne, heißt eine Mechanik ins Christentum hineintragen, die demselben völlig fremd ist. Durch heilige Leute baut der Herr seine Kirche, nicht aber durch geist- und gottlose Menschen, was doch mindestens einige Päpste gewesen sind, die nur äußerlich korrekt im bureaukratisch-hierarchischen Schematismus standen, innerlich aber der Gemeinde der Heiligen und den Jüngern Jesu Christi überhaupt nicht angehörten.

Doch das nur nebenbei. Im Ganzen ist, wie gesagt, das Buch geschickt angelegt. Zu bedauern nur, daß im einzelnen vieles der Feinheit entbehrt und mit allzu massivem Anstreicherpinsel gemalt ist. Manche Entwicklungen gehen gar zu schnell vor sich und statt das Resultat aus Rede und Gegenrede sich allmählich ergeben zu lassen, bringt es Verf. in einer einzigen längeren Auseinandersetzung dem Leser zum Bewußtsein. Bei seiner großen Begabung auch für frische dramatische Darstellung müßte es ihm leicht sein, in dieser Hinsicht zu größerer Vollkommenheit fortzuschreiten.

D. v. O.

8. Verschiedenes.

— Illusionen und Ideale. Ein Vortrag von Karl Gerok. (Stuttgart, Karl Krabbe.) 1886.

Wert und Unwert aller menschlichen Illusionen, und ihnen gegenüber die unersetzbare Bedeutung der christlichen Ideale, besonders des höchsten Ideals, des Gottmenschen Jesus Christus, für die rechte Lebensführung wird mit zahlreichen Beziehungen auf unsere schöne Litteratur und den Dichter des Idealen dargelegt. Der Sinn des Ganzen liegt in den Worten: „Von Illusionen mach' dich frei, den Idealen bleibe treu." „Ideal" wird freilich nur aus dem herkömmlichen Sprachgebrauch aufgenommen, und die philosophisch schwierige Begrenzung und Herleitung des Begriffes bleibt außen: aber für die praktischen Zwecke dieser feurigen Glossolalie verschlägt das nichts. Eher hätte die Probe auf den Unterschied von Illusion und Ideal stärker betont werden dürfen. Der Stil ist so schön und so rein, daß es wie ein Flecken auf dem lichten Sprachgewande auffällt, wenn es S. 14 heißt: „Ein Eingebildeter wird hinter seinem Rücken zum Gelächter." — S. 11 ist natürlich „Richtigkeit" statt „Richtigkeit" zu lesen. — Das mag ein packender und erwärmender Vortrag gewesen sein, der auch in der inkrustierten Form der Druckschrift den Leser noch so fühlbar anfaßt! L. Sch.

— Der Verein für Reformationsgeschichte am Schluß seines ersten Trienniums. (Schriftführer: Archiv-Rat Dr. Jacobs, Wernigerode.) 52 S.

Es ist Gott Lob heute schon zu spät, etwas über die Verdienste dieses Vereins um die Belebung des evangelischen Bewußtseins durch Förderung der Reformationsgeschichte zu sagen: er hat nach seinem Triennium auch sein Examen vorzüglich bestanden — aber wer die Schwierigkeiten des Werkes begreifen und zugleich eine gelungene Probe seiner kirchengeschichtlichen Leistungen genießen will, der greife zu diesem Jahresbericht! Unmittelbar nach Ostern d. J. trat in Frankfurt a. M. der Verein zusammen, und bis in die Nachbarstädte spürten wir das lebendige Wasser, das von ihm ausgeht nach der Verheißung. Prof. Kolde hob in seinem Jahresbericht hervor, daß der Verein nicht eine evangelische Tendenzgeschichtschreibung pflegen, sondern der Wahrheit dienen und dabei auch wohl liebe Traditionen zerstören müsse: denn das Evangelium kann ja mit der Wahrheit nur wohlfahren. Herr Generalsup. Baur betonte dann, daß Volkstümlichkeit der Schriften zu wünschen sei; darauf dann mehrere Professoren entgegneten, der Zweck des Vereins verlange die rein historische Behandlung; alles andere sei nur accessorisch. — In einem interessanten Vortrag wurde sodann Frankfurt von Prof. Schott aus Stuttgart als Herberge fremder evangelischer Flüchtlinge gefeiert, besonders der englischen und niederländischen von verschiedenen Konfessionen. Es ward auch nicht verschwiegen, daß es Momente gab — eine Stelle aus „Wahrheit und Dichtung" hat es weitkundig gemacht! — wo auch in dieser Herberge der Ruf erscholl: „mein Freund, wie bist du hereingekommen," und wo der „Rat von der hohen königlichen Bahn der Duldung entschiedene Rückschritte gethan hat". Hier haben wir also die Probe auf das Prinzip des Vereins: man wird es in Ephes. 4, 15 so ziemlich finden! L. Sch.

— Gestalten und Geschichten von Johannes Scherr. 2. Aufl. (Berlin u. Stuttgart, W. Spemann,) XXVI u. 380 S.

Fünf Aufsätze, eine Geschichte und eine Reiseerinnerung sind der Inhalt dieses neuesten Scherr'schen Buches, dem ein offener Brief an Moritz Carrière in München als Antwort über die dem Verf. vorgelegte Frage, was er über die dermalige Zeitlage denke, vorgesetzt ist. In Nr. 123 der 1886er Beilagen der „Allg. Zeitung" hat „M. C. in M." eine offene Antwort auf den offenen Brief gegeben. Die wesentliche Differenz zwischen beiden Freunden besteht darin, daß Scherr im tiefinnersten Grund seines Wesens Nihilist, Carrière Positivist ist. Ideale und Illusionen, Gott und Götzen sind Scherr gleichwertige Dinge. Scherr ist Atheist, er kennt keine über den Menschen und vor den Menschen vorhandene Wahrheit. Er fragt: „was ist am Ende aller Enden Wahn und was Wahr-

Digitized by Google

heil?" und antwortet: „Das was dafür zu halten die Menschen übereingekommen sind." Scherr ist religionslos, er hat keinen Glauben, darum ist er auch völlig unfähig, das Wesen und die Bedeutung Luthers zu erkennen. Ihm ist Luther eigentlich nur ein antirömischer Zelot. Scherr ist Freiherr der Vernunft, Luther ist ein Knecht Gottes. Was Luther für das Volk Gottes, für die christliche Kirche, auch die römische gewesen ist, davon hat Scherr keine Ahnung. Er stellt Ulrich von Hutten neben, vielleicht über Luther! Wenn er von „der sogenannten Reformation" spricht, so wollen wir ihm das nicht übel nehmen, denn er spricht (S. 243) auch von „der sogenannten Weltgeschichte"; wenn er aber S. 137 die Lehre Luthers für etwas erklärt, welches „Menschen von Genialität", „Leute von Phantasie", „Menschen von freiem Gedankenflug" nicht berühre und dann in einem Atem die bekanntlich von den Juristen ins Werk gesetzten und zähe festgehaltenen Hexenprozesse, von welchen er selbst sagt, daß sie in beiden Kirchen an der Tagesordnung waren, mit der Reformation in Verbindung bringt, so ist das alles gehaltloses Geplauder. Das haben wir gegen Scherr zur Geltung zu bringen. Mit ihm gehen wir, wo er allem Schwindel unserer fortgeschrittenen Zeit energisch zu Leibe geht, so wenn er dem „molluskischen Philanthropie-Schwindel", dem Naturwissenschafts-Schwindel und der Wagnerei in der „betrübsamen, jedoch sinnreichen und lehrhaften Geschichte von dem Bildungssex Uriel Gumperle und von der Wagnerfurie Fortissima Pianosa" Keulenschläge versetzt — die Reitpeitsche wäre übrigens ein ausreichendes Züchtigungsmittel gewesen — oder wenn er in dem Reisebericht „Wallfahrt nach Mariä Einsiedeln" den moralischen Fortschritt gegenüber dem materiellen mit einem „müden Droschkengaul" vergleicht und die wissenschaftliche, technische, volkswirtschaftliche Entwicklung „einen jungen feurigen Vollblutrenner" nennt. Daß mit all diesen Fortschrittssorten dem sittlichen Defizit kein Abbruch geschehen kann, das sieht der ehrliche, noch aus der alten Schule stammende Scherr ein. Er hat aber in solchen Fällen nur Lamentationen, Klagen über die dunkle Zukunft, über „die roten Hunnen", wie aber Moral ins verdorbene und verderbende Volk zu bringen ist, darüber schweigt sich der lediglich kritisierende Vers. regelmäßig und vollständig aus. Denn mit dem bischen Rühmen des römisch-katholischen Kultus und der Weltmacht der römischen Kirche ist gar nichts gethan. Darin liegt nur ein Stück anerkennender Kritik. Im offenen Brief sagt Scherr: „Die Pestilenz des Größenwahns ist der Hauptschaden unserer Zeit. Die Leute wollen über ihr Wissen und Können, über ihren Stand und ihre Mittel hinaus. Daher der geschäftliche Schwindel und die knechtische Streberei, daher die Verstumpfung des Gewissens und die Verwischung des Pflichtbewußtseins, daher die Verlotterung der Charaktere und die Verluderung der Sitten", seine Mahnung aber, die Menschen sollten vor allem sich selbst informieren, bleibt insolange ein theoretischer Wunsch, als er nicht Mittel und Wege angibt, wie man es anfängt, um die sittlichen Anschauungen des Volkes zu verbessern. — Um von den Geschichtsbildern des vorliegenden Buches noch einiges mitzuteilen, so liebt es Scherr, Nachtgestalten zu zeichnen. Wer den Aufsatz „die Borgia" liest, dem wird es einleuchten, weshalb Herr J. Janssen eine deutsche, nicht aber eine europäische Geschichte „seit dem Ausgange des Mittelalters" schreibt. Diese das Mittelalter abschließende Borgia, Alexander VI. und seine Nachfolger auf dem römischen Bischofsstuhl, würden den katholischen Historiker genötigt haben, den Bösewicht Luther in einem anderen Lichte zu zeigen, als von Janssen in seinem ebenso redseligen als verschwiegenen großen Geschichtswerk geschehen. Es ist eine Gotteslästerung, zu sagen, daß durch Wirkung des heiligen Geistes das Scheusal Rodrigo Borgia zum Pontifikat berufen worden, daß dieses sittliche, vielmehr unsittliche Ungeheuer Christi Stellvertreter gewesen, und doch werden konsequente Römer nicht leugnen können, daß Alexander VI. auf recht- und ordnungsmäßige Weise Papst geworden ist. — „Eine Emanzipierte des 17. Jahrhunderts" ist ein vortrefflicher, durchaus gerechter Aufsatz über die schwedische Christine. Ebenso trefflich und gerecht sind die Bilder der römischen Cäsaren Tiberius und Caligula. — „Eine Verschwörung" ist die Geschichte von den Anschlägen G. Cadoudals, Pichegrus und Moreaus, sowie der Bericht von der satanischen Ermordung des Herzogs von Enghien betitelt. „Schleichende Bosheit und erbarmungslose Brutalität vereinigten sich hier zu einer Schandthat, welche erschreckend und entsetzend darthat, wie tief dem Napoleone Buonaparte der korsische Bandit im Blute steckte." — Man mag von dem Genre Johannes Scherrs denken was man will, keinesfalls gehört seine Art und Weise zu dem nach Voltaires Meinung einzig und allein verbotenen Genre des Langweiligen. Selbst längstbekannte Dinge weiß Scherr in einer ansprechenden Form wieder aufzutischen. Z. B. S. 21—23 die Varnhagenschen Tagebücher und die Charakterlosigkeit des „großen" Humboldt. O. K.

Die Kirche im Mittelalter.

Von

Rudolph Sohm in Straßburg i. E.

(Schluß.)

Das Wormser Konkordat.

Allerdings: die Weltherrschaftsideen Gregors VII. konnten niemals völlig verwirklicht werden und sind niemals völlig verwirklicht worden. Das zeigte sich gleich am Investiturstreit. Derselbe ward für Deutschland im Jahre 1122 durch das von Kaiser Heinrich V. mit Papst Calixt II. geschlossene Wormser Konkordat formell beendigt. Hier wurden die Investiturssymbole geändert: der Kaiser sollte nicht mehr mit Ring und Stab, sondern mit dem Zepter investieren. Auch ward als Gegenstand der kaiserlichen Investitur ausdrücklich das weltliche Besitztum der Kirche bezeichnet: der erwählte Bischof oder Abt sollte nur „die Regalien" (also nicht das geistliche Amt) durch die königliche Investitur empfangen. Ja, es ward das freie Ernennungsrecht des Kaisers ausdrücklich aufgehoben und die kanonische Wahl (durch die Gemeinde unter Führung der Geistlichkeit und des Adels, bezw. durch die Brüder des Klosters) von Seiten des Kaisers zugestanden. Aber die Anwesenheit des Kaisers oder seines Legaten beim Wahlakt und das Recht des Kaisers, bei zwiespältiger Wahl in Gemeinschaft mit der Provinzialsynode die Entscheidung zu geben, legte nach wie vor den entscheidenden Einfluß auf die Besetzung von Bistümern und Reichsabteien in die Hand des Kaisers. Um so mehr, da nach dem Konkordat die Investitur dem Gewählten *vor* der Weihe zu erteilen war. Verweigerte der Kaiser die Investitur, so konnte thatsächlich die Weihe, welche zum Bischof bezw. zum Abt machte, nicht vollzogen werden. Es war geradezu ausgeschlossen, daß eine dem Kaiser nicht genehme Persönlichkeit in die Bischofs- oder Abtsstelle gelangte. Wiederholt haben deutsche Kaiser im Laufe des zwölften Jahrhunderts und später auf das Recht, *vor* der Weihe zu investieren, Verzicht geleistet. Aber es blieb trotzdem bei Bestand und ist trotzdem auch geübt worden. Ja, auch wenn die Investitur erst *nach* der Weihe vollzogen ward (so war es schon durch das Wormser Konkordat von vornherein für die außerdeutschen Nebenländer des Reiches, Burgund und Italien, bestimmt worden), blieb doch, so lange die Vollziehung der Investitur wahrhaft ein freies Recht des Kaisers darstellte, der Einfluß des Kaisers auf die Wahl gewahrt: es konnte schwerlich jemand erwählt und konsekriert werden, von dem feststand, daß er nicht investiert werden würde. So war durch das Wormser

Konkordat die kaiserliche Investitur nur in ihrer Form geändert worden. Die Sache blieb dieselbe wie zuvor. Um so mehr, weil die Leistungen an das Reich, welche Bischöfe und Reichsäbte schuldeten (Mannschaften, Abgaben), nach der ausdrücklichen Bestimmung des Wormser Konkordats unverändert blieben. Es war, und mit Grund, unmöglich gewesen, daß das Kaisertum die geistlichen Fürstentümer aus der Hand gab. Es hätte damit auf die Grundlagen seiner Macht Verzicht geleistet. Der Ausgleich über die kaiserliche Investitur bedeutete, daß das Reich sich lebensfähig gegenüber der Kirche behauptete. Es wies den Angriff der Kirche auf die weltlichen Bedingungen seines Daseins siegreich zurück.

Während des ganzen 12., dann während des 13. Jahrhunderts bis zu den Zeiten des Interregnums ist die Investiturgewalt der deutschen Kaiser die wichtigste Quelle ihrer Reichsgewalt geblieben, und der Glanz des hohenstaufischen Kaisertums ruhte, gerade wie einst der des ottonischen, an erster Stelle auf der Macht, welche der deutsche Kaiser über die deutsche Kirche und ihre Güter ausübte. Erst als mit und seit dem Interregnum die Auflösung des deutschen Königtums sich vollzog, die Pflichten auch der geistlichen Fürstentümer gegen das Reich sich abschwächten, erlosch die Bedeutung des königlichen Investiturrechts. Es ward zu einer bloßen Form. Die ritterlichen Repräsentanten der Gemeinde, welche noch im 12. Jahrhundert neben dem Klerus Anteil an der Bischofswahl gehabt hatten, traten in derselben Zeit von dem Wahlakt zurück. Ja, auch der größte Teil der Geistlichkeit mußte sich die Ausschließung von dem Bischofswahlrecht gefallen lassen. Das Domkapitel trat für die meisten Diözesen in die Stelle des alleinberechtigten Wahlkörpers ein, eine geschlossene, rein kirchliche Körperschaft, den Interessen der staatlichen Gewalt weit weniger zugänglich. Die Investitur der Bischöfe und ebenso der Reichsäbte ward eine bloße Form, gerade wie die Belehnung der großen weltlichen Vasallen. An Stelle des Kaisers gewann jetzt der Papst den maßgebenden Einfluß. Nicht das Wormser Konkordat, sondern erst das seit dem Interregnum beginnende siegreiche Aufsteigen der fürstlichen Landeshoheit gegenüber dem zurückweichenden Kaisertum, sowie die aufkommende Macht der Domkapitel hat die Investiturbefugnisse des Kaisers ihres einstigen Machtinhalts entleert.

Das Reich behauptete sich im 11. und 12. Jahrhundert gegenüber den gregorianischen Ideen und duldete nicht, daß das Kaisertum zu einem bloßen Pfaffenkaisertum herabgesetzt wurde. Die gleichen Erfahrungen wie in Deutschland mußte das Papsttum im ganzen Abendlande machen. Die Stellenbesetzungsrechte, welche bis auf den heutigen Tag der Staatsgewalt, wenngleich in verschiedenen Formen, zuständig sind, stellen, trotz mannigfacher Zwischenfälle, dennoch die Nachwirkungen der königlichen Investiturbefugnisse dar, welche einst das mittelalterliche Recht wie in Deutschland, so in Frankreich, England, überhaupt im Umkreis des romanisch-germanischen mittelalterlichen Staatswesens hervorgebracht hatte.

Kreuzzüge und Ritterwesen.

Die Kirche vermochte den Staat nicht beiseite zu schieben. Aber doch gewann sie ihm unter Gregor VII. und seinen Nachfolgern den Vorsprung ab. In mächtiger Wellenbewegung erhoben sich die kirchlich-religiösen Interessen, um das Kulturleben des Mittelalters in Besitz zu nehmen. Die Pilgerfahrt nach dem heiligen Lande wuchs im Lauf des 11. Jahrhunderts in immer größeren Verhältnissen. Bei aller sinnlichen Kraft und Rohheit der Zeit trat doch die Frage: was muß ich thun, damit ich selig werde? allbeherrschend in den Vordergrund und die dem Menschenherzen eingeborene Sehnsucht nach dem himmlischen Jerusalem kam in mittelalterlicher Form zum Ausdruck in dem Begehren des Abendlandes, das irdische Jerusalem zu schauen. Um so mehr erweckten gegen das Ende des 11. Jahrhunderts die über die Gewaltthaten der

Seldschucken ertönenden Klagen der heimkehrenden Pilger im Abendland lauten Widerhall. Aber nicht ein Kaiser oder König, sondern Papst Urban II. war es, welcher (auf dem Konzil zu Clermont 1095) die Christenheit zu den Waffen rief. Und mit welchem Erfolge! Die Kreuzzüge sind die größte kriegerische Unternehmung, welche das Mittelalter gesehen hat. Die männlich gewordene ritterliche Kraft des Abendlandes erhob sich hier, um nun endlich den Angriff des Mohammedanismus auf das Christentum mit gewaltigem Gegenangriff zu erwidern. Zwei Jahrhunderte hindurch hat die Idee der Befreiung des heiligen Grabes im Vordergrund des europäischen Interesses gestanden, und immer wieder aufs neue Kaiser und Könige, die Blüte des gesamten Adels zur Kreuzfahrt in das ferne, vom Glanz der christlichen Heilsgeschichte und von der Sonne des Morgenlandes umstrahlte gelobte Land aufgeregt. Und der Kriegsdienst, welcher Gott und Christo geleistet wurde, war zugleich eine Heerfahrt im Dienst der Kirche und ihres Oberhauptes. Die Kreuzzüge, zu denen die Ritterschaft des Abendlandes immer aufs neue das Schwert umgürtete, bedeuteten thatsächlich, daß der Papst der größte, mächtigste, höchste Kriegsherr des Abendlandes sei.

Das Ritterwesen ruhte auf einem internationalen Gedanken. Die Ritterschaft des Abendlandes bildete in der Vorstellung des Mittelalters eine durch die Grenzen der Länder und Staaten nicht getrennte große einheitliche Genossenschaft, in welche der junge Adlige durch Waffenprobe und Ritterschlag aufgenommen ward. Alle großen Hervorbringungen des Mittelalters tragen diesen universalen Charakter. Wie die Kirche, wie das Reich, wie die gelehrte Bildung, so die Organisation des Adels. Die Idee des römischen Weltreiches findet auch in der Kulturerscheinung des ritterlichen Lebens ihre mittelalterliche Widerspiegelung. Der christliche (nicht französische, noch deutsche, sondern lediglich christliche) Adel ist die bewaffnete Ritterschaft des Reiches, welches jetzt an erster Stelle Kirche ist. Der erste Ritter ist der Kaiser, das weltliche Oberhaupt der Christenheit (des Reiches). Seine Ehre aber und sein Stolz ist es, mit der gesamten Ritterschaft der Kirche, dem Papst zu dienen. Die Ritterschaft ist eine Genossenschaft zugleich der adligen und der geistlichen Interessen. Kaum hat die Bewegung der Kreuzzüge am Ausgang des 11. Jahrhunderts ihren Anfang genommen, so treten daher im Beginn des 12. Jahrhunderts die Ritterorden auf (die Templer 1119, die Johanniter 1120). Die Ritterschaft nimmt geistliche Organisation an, um den der Kirche schuldigen Dienst zu leisten. Das Mönchtum greift zum Schwert, um die Erfüllung der mönchischen und der adligen Gelübde mit einander zu verbinden. Und diese stolzen Ritterorden, das Gebiet der Christenheit umspannend, erkennen nur einen einzigen Oberherrn an: den Papst. Ein stehendes Heer von bewaffneten Rittermönchen steht dem Papst zur Verfügung, die Verbände der weltlichen Staaten, denen die Komtureien und Balleien örtlich angehörten, lockernd und zugleich deutlich offenbarend, mit wie starker Hand die Kirche jetzt auch das weltliche Schwert zu führen im stande sei.

Mönchswesen. Bettelorden.

Das Mönchswesen hatte zum Schwert gegriffen. Es erhob sich zugleich in stets erneutem Ringen, um überhaupt die geistlichen Ideale des Mönchtums, ja des katholischen Christentums zur Verwirklichung zu bringen.

Das höchste Ziel mittelalterlicher, und noch heute der katholischen Frömmigkeit ist für das Individuum die Askese, das Streben nach der Lossagung von der Welt und allen ihren Gaben. Das Ideal des mittelalterlichen und des katholischen Christentums ist der Mönch, welcher aus der Welt in die Klosterzelle entflohen ist, um dort sein Fleisch zu kreuzigen mit allen seinen Lüsten. Doch unentfliehbar war dem Mönchtum die Welt in das Kloster nachgefolgt. Der Reichtum, die Macht, die politischen, die

Digitized by Google

Bildungsintereſſen hatten das Mönchtum der fränkiſchen und ottoniſchen Zeit ergriffen und ſeinen urſprünglichen Ideen entfremdet. Das Cluniacenſiſche Mönchtum war im 10. und 11. Jahrhundert die erſte große Reaktion echt mönchiſchen Geiſtes geweſen. Erſt im 12. Jahrhundert aber gewann der Geiſt der Askeſe ſeine volle Schwungkraft. Eine ganze Reihe von neuen Formen des Mönchsweſens, jede in ihrer Art die Energie des asketiſchen Gedankens variierend, kam empor: Die Orden der Kartäuſer, der Prämonſtratenſer, der Karmeliter u. ſ. f. Die bedeutendſte Rolle iſt in dieſer Bewegung den Ciſtercienſern, welche Bernhard von Clairvaux (der 1113 in den Orden eintrat) zu größtem Anſehen brachte, ſodann den Bettelorden des 13. Jahrhunderts, den Franziskanern (1209) und den Dominikanern (1215) zugefallen.

Franz von Aſſiſi (geb. 1182), welcher den Franziskanern den Namen gegeben hat, unternahm es, das Armutsideal nicht bloß für den einzelnen Mönch, ſondern auch für die Kloſter- und Ordensgemeinſchaft zu verwirklichen. Auch die Gemeinſchaft der Mönche (das Kloſter, der Orden) ſoll eigentumsunfähig ſein, damit der Reichtum, der ſtete Feind der Kloſterregel, ausgeſchloſſen ſei, damit die Brüder, bettelarm im wahren Sinne des Wortes, der Not, der Armut preisgegeben, auf die von ihnen erbettelten Liebesgaben für ihren Unterhalt angewieſen, in Demut und Entſagung ein allein der Liebe und dem Dienſt für andere gewidmetes Leben führen lernen. Eine mächtige Kraft des asketiſchen Entſchluſſes, welche, weil ſie den Idealen mittelalterlicher Frömmigkeit den vollſten Ausdruck gab, weithin Wirkung übte, wenngleich die wirkliche Ausführung desſelben zu allen Zeiten nur ſehr teilweiſe möglich war. Faſt von vornherein trat innerhalb des Franziskanerordens der ſtrengen Richtung des Stifters eine mildere, auf Eigentumserwerb, Kunſt und Wiſſenſchaft zielende Richtung gegenüber. Der Dominikanerorden folgte dem Beiſpiel der Franziskaner, wenngleich ebenfalls nur mit gewiſſen Vorbehalten und Beſchränkungen. Aber es blieb genug von der Idee übrig, um das Mittelalter zu erobern. Der Bettelorden brauchte ſeine Mitglieder nicht zu ernähren: ſie lebten von den Almoſen der Gläubigen. So brauchte der Orden in der Aufnahme neuer Mitglieder an keine Schranken ſich zu binden. Das Prinzip des Bettels ſchloß ferner in ſich, daß die mönchiſche Klauſur alter Art, welche den Mönch von der Welt abſchloß, aufgegeben wurde. Weithin ergoß ſich die Schar der Bettelmönche über das ganze Land, um mit der Bitte um die milde Gabe zugleich auch Geiſt, Lehre, Ueberzeugungen des Mönchtums überall hin zu tragen. Bald wurden die Bettelmönche die beliebteſten Beichtiger, Seelſorger, Prediger der Gemeinden. Durch päpſtliche Privilegien von der biſchöflichen Gewalt befreit, um unmittelbar dem Papſt unterſtellt zu werden, kannten ſie keine Schranken weder durch die biſchöfliche noch durch die pfarramtliche Gewalt. Die ganze Chriſtenheit war ihnen eine einzige Gemeinde, welche ihrer eindringlichen, auf die Maſſen wirkenden, Politiſches, Kirchliches, Geiſtliches in gleicher Weiſe berührenden Predigt ohne Grenze offen ſtand. Ja, der Stifter des Franziskanerordens unternahm es, unmittelbar das Netz ſeiner Ordensregel über die ganze Welt auszuwerfen. Er ſchuf den „dritten Orden“ des heiligen Franziskus (deſſen Angehörige als Tertiarier bezw. Tertiarierinnen bezeichnet werden), indem er auch der Laienſchaft mönchiſche Formen gab. Der Tertiarier blieb in der Welt, in der Ehe, in ſeinem Beruf, aber er nahm im übrigen die puritaniſche Strenge des Mönchslebens, den Verzicht auch auf ſonſt erlaubte Freuden des Lebens und das Gelübde ernſteſter Sittlichkeit auf ſich. Ein graues Kleid, mit einem Strick umgürtet, gab ihm auch äußerlich das Anſehen des Asketen. Hatte die cluniacenſiſche Reform früher die Monachiſierung der Weltgeiſtlichkeit ſich zum Ziel geſetzt, jetzt ward in noch größerem Stil der Verſuch der Monachiſierung ſelbſt der Laienſchaft unternommen. Iſt das Mönchtum wirklich der eigentliche wahre Beruf des Chriſten, ſo muß es als Ideal von jedem Chriſten gefordert werden, daß er der Welt abſage und ſich im mönchiſchen Leben allein Gott und Chriſto zuſage. Wenn das Mönchtum Wahrheit iſt, ſo muß es verlangen, die Chriſtenheit in das Kloſter zu führen. Dieſer Verſuch

ist durch Franz von Assisi gemacht worden, — so weit es praktisch möglich war. Das Mönchtum begriff sich selbst als die gemeingültige Form des christlichen Lebens. Einst aus der Kirche geflohen, kehrte es jetzt zu der Kirche zurück, um sie nach seiner Art zu reorganisieren. In diesem Augenblick feierte das Prinzip des mittelalterlichen Katholizismus seinen höchsten Triumph. Die Kraft, welche die Seligkeit durch des Gesetzes Werke, durch die Peinigung des Fleisches und Flucht aus der Welt sich zu verdienen strebte, erfüllte weithin herrschend die Kirche und die Welt.

Nehmen wir hinzu, daß die Bettelorden, insbesondere die bald mächtig aufstrebenden Dominikaner, ihre Interessen mit denen des Papsttums als identisch setzten. Der Papst befreite sie von der bischöflichen Gewalt. Er gab ihnen durch seine Privilegien die freie Bahn überall ungehinderter Wirksamkeit. So war die Stärkung der päpstlichen Gewalt, welche dem Orden als Deckung gegen die Gewalt der ordentlichen Kirchenoberen diente, unmittelbar im Interesse des Ordens selbst. Ueberall in der Kirche waren die Bettelmönche mit ihren Vorrechten ein lebendiges Zeugnis der überallhin reichenden Papstgewalt, und ward, wie durch die unmittelbare Unterordnung der Ritterorden unter den Papst die Energie der ordentlichen weltlichen Gewalt, der Kaiser, Könige und Fürsten, so durch die unmittelbare Unterordnung der Bettelorden unter den Papst die Energie der ordentlichen geistlichen Gewalt der Bischöfe und Erzbischöfe gelähmt. Die ganze überlieferte Ordnung der Kirche wie des Staates mit Gefahr bedrohend, erhob sich überall die Gewalt des Papsttums.

Nehmen wir ferner hinzu, daß gerade durch die Bettelorden, und zwar insbesondere wieder durch die Dominikaner, seit dem 13. Jahrhundert die Predigt eine stetig steigende Bedeutung für das Volksleben gewonnen hat. Bis dahin war der Gottesdienst an erster Stelle Kultus. Der Pfarrer und selbst der Bischof war nur selten zur geistlichen Rede geschickt. Der Gottesdienst war für die Regel stumm. Nur die Feierlichkeiten der Messe, die glänzenden Gewänder, die geheimnisvollen Gebräuche erregten in der mehr zuschauenden als teilnehmenden Gemeinde die religiösen Schauer, und im Gefühl der unmittelbaren Allgegenwart des Gottmenschen, welches die gläubige Gemeinde auf die Kniee niederwarf, lag Ziel- und Gipfelpunkt des Gottesdienstes, — zugleich den Glauben nährend und mannigfachen Aberglauben. Erst durch die Bettelmönche entfaltete das rednerische geistliche Wort in der versammelten Gemeinde seine ganze Kraft. Noch immer war die Predigt kein ordentlicher Bestandteil des Gottesdienstes. Aber sie trat auf den Plan, dem Wort Bahn schaffend neben dem Sakrament, um die Zeit des 16. Jahrhunderts vorzubereiten, wo durch das Wort die große Reformation der Kirche vollzogen werden sollte. Dies Wort aber stand zunächst während der zweiten Hälfte des Mittelalters im Dienst der päpstlichen Hierarchie. Eine Presse, wie heute, gab es nicht. Die Kanzel war der Ort, von welchem aus die öffentliche Meinung gemacht wurde. Sie war gewissermaßen ein Ersatz der Presse. Denken wir uns eine Zeit, wo die Wirkung auf die öffentliche Meinung der Masse ausschließlich in den Händen des Papsttums ist. Welche ungeheure Gewalt!

Wir begreifen, daß die Welt des Mittelalters dem Papsttum zufallen mußte. In stetig steigendem Fortschritt nahm seit dem 11. Jahrhundert die Herrschaft der kirchlichen und zwar der asketisch-kirchlichen (mönchischen) Anschauungen zu. Wie der Stern des Kaisertums, so erbleichte vor der Kirche und ihrem Einfluß selbst der Glanz des höfisch-ritterlichen Wesens. So sehr der Adel auch in den Ueberlieferungen der Kirche lebte, er hatte dennoch im 12. und 13. Jahrhundert seine auf edlen Lebensgenuß und stilvolle Gestaltung des ritterlichen Daseins gerichtete selbständige Weltanschauung hervorgebracht, welche ihren festen Ausdruck in den Gesetzen, Bestrebungen, Formen des höfischen Lebens fand. In dieselbe Zeit, welche die Kreuzzüge und die mönchischen Ritterorden hervorbrachte, fällt die Blütezeit auch dieses weltlich gerichteten Rittertums mit seinem Minnedienst, seinen Ritterdichtungen, seinen Liebes-Liedern und seinem Kunstgeschmack, seinen glänzenden Festlichkeiten und Turnieren, seiner Leidenschaft für

Digitized by Google

edlen Kampf und Abenteuer, seinem Kodex ritterlicher Ehre und Lebensführung. Dem mönchischen Ideal der Weltflucht trat hier ein Ideal des edlen Weltgenusses gegenüber, welches in seinen Ausschreitungen auf dem Gebiet des Minnedienstes und des Waffensports nicht ohne Grund den unmittelbaren Widerspruch der Kirche herausforderte. Die Bettelorden aber waren mächtiger als das Rittertum. Der Umstand, daß schon nach dem Interregnum die Kraft des höfisch-ritterlichen Wesens nach kaum hundertjähriger Blüte (unter Friedrich Barbarossa nimmt die klassische Zeit des Rittertums erst ihren Anfang) gebrochen ist, war nicht zum geringsten durch die Uebermacht der von den Bettelorden überall eindringlich hingetragenen mönchischen Predigt herbeigeführt worden. Das ritterliche Ideal wich dem mönchischen.

Geistliches Recht und Gericht.

Gerade so begann das weltliche Gericht dem geistlichen Gericht, das weltliche Recht dem geistlichen Recht zu weichen. Im 13. Jahrhundert stellte sich das Corpus Juris canonici, dessen besten Inhalt die päpstliche Gesetzgebung eines Alexander III. und Innocenz III. geschaffen hatte, neben das römische Corpus Juris civilis. Dem Mittelalter galt das römische Recht als das Weltrecht. Deutsches, französisches, englisches Recht konnten nur die Geltung als Landrecht in Anspruch nehmen. Allein das kirchliche Recht trat in der Form des Corpus Juris canonici dem römischen Weltrecht als ebenbürtig zur Seite: durch das päpstliche Gesetzbuch empfing die Welt ein zweites Corpus Juris, welches zugleich den Anspruch erhob, das alte römische Kaiserrecht des Corpus Juris civilis für die Gegenwart von damals zu reformieren. Und auf der Ueberlegenheit dieses kirchlichen Rechtes, welches die Erbschaft des römischen Rechtes mit weisen Modifikationen angetreten hatte, ruhte die seit dem Ausgang des 13. Jahrhunderts immer deutlicher hervortretende Ueberlegenheit des geistlichen Gerichts. Während die weltlichen Gerichte, und zwar namentlich in Deutschland, nach einem altertümlichen, mehr und mehr in Formenstrenge und Engherzigkeit erstarrenden Prozeß verfuhren, trat im geistlichen Gericht ein im wesentlichen formfreier, an erster Stelle die Gerechtigkeit und Billigkeit der Sache in das Auge fassender Prozeß hervor: der Prozeß, welchem die Zukunft gehörte.

* * *

Die Rechtsprechung, die Rechtsentwickelung, die Führung der öffentlichen Meinung, die Bestimmung des Lebensideals, die entscheidende Stimme in allen großen öffentlichen Angelegenheiten des Abendlandes, die Vorherrschaft vor Kaisertum und Rittertum, alles war der Kirche und durch sie dem Papsttum zugefallen. Im ersten Beginn des 13. Jahrhunderts that Papst Innocenz III. (1198—1216), welcher über die Krone Deutschlands, Englands, Aragoniens verfügt und als „Stellvertreter Christi und Gottes" die weltliche Papstherrlichkeit auf ihre höchste Höhe gehoben hat, den Ausspruch: Der Herr hat dem heiligen Petrus nicht bloß die ganze Kirche, sondern die ganze Welt zu regieren übergeben. Er hat damit die Thatsache ausgesprochen, welche dem 12. und 13. Jahrhundert ihr Gepräge gibt: die Palme der Weltherrschaft war nicht Kaisern noch Königen, sondern dem Papsttum zugefallen.

Die Reaktion.

Die Bettelorden hatten noch eine andere Bedeutung, als daß sie die Ideen der Kirche und des Papsttums verbreiteten. Sie bedeuteten zugleich den Anfang der Entwickelung, welche den dritten Stand auf die Bühne der Weltgeschichte führte.

Die Bettelorden und der dritte Stand.

Bis dahin war die Geschichte des Mittelalters eine Geschichte von Adel und Geistlichkeit gewesen, und die Geistlichkeit war in ihren maßgebenden Teilen wiederum aus den Kreisen des Adels, aus den durch Grundbesitz und Ritterdienst ausgezeichneten höheren Schichten der Nation hervorgegangen. Zwar konnte es vorkommen, daß eines Handwerkers Sohn Papst wurde, wie z. B. Gregor VII. Für die Regel aber wurden die Bischofs- und Abtstellen mit Angehörigen der großen, vornehmen Familien besetzt, und hatten auch unter den einfachen Mönchen die edel oder doch besser geborenen ein entschiedenes Uebergewicht (während in den niederen Kreisen der Weltgeistlichkeit die geringeren, häufig aus den unfreien Kreisen hervorgegangenen Elemente überwogen). Die Ekkeharde und die Notker, welche den Ruhm des St. Gallischen Klosters begründeten, gehörten zu den adligen Familien Alemanniens. Bernhard von Clairvaux, der Stolz des Cistercienserordens, war aus einer altadeligen Familie Burgunds und brachte bei seinem Eintritt in das Kloster mehr denn 30 edle Gefährten mit sich. Ja, die ganze Bewegung, welche, von den Cluniacensern anhebend, im 11. und namentlich im 12. Jahrhundert die asketisch gedachte Reform des Mönchswesens intonierte, hatte ihren ersten Ursprung in den Kreisen des Adels genommen, — und diese Beziehung zu den adligen und grundbesitzenden Klassen der Nation war es dann, welche jedesmal die Grundlage des Reichtums und damit auch des Verfalls des Klosterwesens wurde. In der Kirche wie in der Welt waren die adligen mit Grundbesitz ausgestatteten Kreise die maßgebenden Führer und Träger der geschichtlichen Entwickelung. Der Bürger- und Bauernstand war für die Weltgeschichte noch nicht da. Er stellte die große, aber einflußlose Menge der niederen, meist ungebildeten, der Mönchsgeistlichkeit im allgemeinen weit nachstehenden Weltgeistlichkeit, er half die wirtschaftlichen Grundlagen des nationalen Daseins bereiten, aber es war keine Idee da, welche er vertrat. Selbst dem städtischen Wesen fehlte noch der selbständige geistige Inhalt. Die Bürgerschaft befreite sich zwar im Laufe des 12. und 13. Jahrhunderts von den Fronden und Feudallasten, ja auch von der Herrschaft wie des hohen so des niederen (städtischen, patrizischen) Adels. Aber noch war den Kaufleuten und Handwerkern kein über das Gebiet ihrer Stadtmauern hinausweisendes eigenes geistiges Interesse aufgegangen. Sie lebten in partikularistischen Kirchturmsinteressen, während der Horizont von Adel und Geistlichkeit die abendländische Welt war.

Erst seit dem 14. Jahrhundert beginnt die aufsteigende Bewegung des dritten Standes, und zwar zunächst durch den Einfluß und in der Form der Bettelorden. Die Bettelorden vermochten die Masse der Nation zum Eintritt in das Kloster aufzufordern (oben S. 1124). Den aristokratisch geprägten Orden alten Stils treten die Bettelorden mit breiter Volkstümlichkeit, jedermann zugänglich, gegenüber. Jetzt kam die Zeit, wo aus den niederen, insbesondere aus den städtischen Kreisen die Mönchs- und Nonnenklöster sich zu füllen anfingen. Die Macht, welche die Bettelorden, an erster Stelle der Dominikanerorden, ausübte, stellt zugleich die erste große Machtäußerung des dritten Standes dar, und nicht umsonst ging das adlige, höfische Wesen des Rittertums vor dem zugleich asketischen und bürgerlichen Instinkte des Bettelmönchwesens zu Grunde.

Der dritte Stand bemächtigte sich in den Bettelorden der Predigt, der Gewalt des Wortes. Aber nicht bloß des gesprochenen Wortes. Auch die Litteratur des 13., 14. und 15. Jahrhunderts ist vorwiegend in den Händen der Bettelmönche, an erster Stelle wiederum der Dominikaner. Die mächtige geistige Bewegung, welche im 12. Jahrhundert gleichzeitig mit den Kreuzzügen ihren Anfang genommen hatte, brachte ferner in Italien, Frankreich, England, dann seit dem 14. Jahrhundert auch in Deutschland die Universitäten hervor. Die Mehrzahl der Professuren fiel wiederum den Bettelmönchen, insbesondere den durch Ruhm der Gelehrsamkeit ausgezeichneten Dominikanermönchen zu. Auf dem Katheder wie auf der Kanzel, auf dem Felde der Litteratur wie des Unterrichts gewann der Bettelmönch die erste Stelle, und die Erfolge, welche hier durch gelehrtes Studium, durch schriftstellerische Thätigkeit, durch rednerische Begabung gewonnen wurden, waren zugleich Erfolge des dritten Standes, welcher in den Bettelorden zum erstenmal die Macht der Bildung kennen und üben lernte.

Die Bildung, welche der dritte Stand in den Bettelorden empfing und vertrat, war die Bildung der Kirche, welche in der Begründung der Herrschaft der geistlichen Interessen über die weltlichen, des Papsttums über das Kaisertum gipfelte. Unerschütterlich schien die Macht der Kirche und des Papsttums aufgerichtet. Auch der dritte Stand, welcher in breiten Massen heranzog, um die Zukunft für sich zu fordern, erfüllte sich mit dem Geiste der Hierarchie und der Askese und gab den Ideen der Kirche gerade jetzt die volle Wucht und die unbeschränkte Herrschaft über das Leben der Nation.

Dennoch war gerade in diesem Augenblick der Fall der mittelalterlichen Kirche und des ganzen von ihr aufgerichteten Weltgebäudes vorbereitet. Der volle Sieg der Kirche schloß die Notwendigkeit der Reaktion in sich.

Uebergriffe der päpstlichen Gewalt. Mißbräuche.

Das Papsttum hatte im Lauf des 13. Jahrhunderts in mächtigem Kampfe das stolze Geschlecht der Hohenstaufen siegreich zu Boden geworfen. Die Niederlage des großen Gegners war das sichtbare Zeichen des erkämpften Triumphes. Das Papsttum kannte keine Schranke seiner Gewalt mehr, weder durch das weltliche noch durch das geistliche Recht. Die Summe irdischer Macht erschien in ihm wie in einem Punkt vereinigt. Aber gerade das Uebermaß an Machtfülle mußte ihm gefährlich werden.

Die Herrschaft über die Kirche äußert sich thatsächlich in der Besetzung der geistlichen Aemter. Wer die Stellenbesetzung hat, der hat auch die Kirche. Wer die Stellenbesetzung hat, der hat ferner auch die Pfründen, den über die ganze Welt verbreiteten unermeßlichen Reichtum der Kirche zu seiner Verfügung. Seit dem 12. Jahrhundert ging das Papsttum von dem Grundsatz aus, daß ihm von Rechtswegen alle Stellenbesetzungsgewalt in der ganzen Kirche gebühre, und daß der Papst daher berechtigt sei, sich beliebig Stellen für seine freie Verfügung zu „reservieren“: Bischofstellen, Domherrenstellen, Pfarrstellen. Insbesondere war es auf die Verleihung der reichen Domherrenpfründen abgesehen. Der Papst verfügte über Pfründen in England, Deutschland, Frankreich u. s. f. zuerst in der Form der Bitte (an den eigentlich Stellenbesetzungsberechtigten), dann in der Form des Befehls. Welch ungeheurer Zuwachs der päpstlichen Gewalt! Kein Monarch der Welt hatte eine so unerschöpfliche Fülle von Aemtern, Ehren, Einkünften zu seiner Verfügung, um Menschen zu gewinnen oder zu belohnen, wie der Papst. Das Besitztum der Kirche stand ihm offen. Aber nicht zum Vorteil der Kirche. Die Stellenbesetzung innerhalb der Diözes, welche für die Pfarrei, für die Domherrenstelle den geeigneten Kandidaten sucht, bedarf der örtlichen und persönlichen Einzelkenntnisse, welche allein dem Ortsbischof, nicht aber dem fernen Papst zur Hand sind. Der Anspruch auf die unmittelbare Besetzung auch von Pfarr-

Digitized by Google

und Domherrenstellen in der ganzen Christenheit bedeutete die Entfremdung der Stellenbesetzung von ihrem Zweck. Nicht der Kirche und der Gemeinde, sondern allein der Macht des Papsttums war damit gedient. Nicht dem Würdigsten, noch dem Landesangehörigen, mit der Gemeinde und ihren Verhältnissen Vertrauten, sondern einem Fremdling, welcher Land und Gemeinde noch nie gesehen, ja, welcher auch wahrscheinlich niemals kam, sein Amt persönlich zu verwalten, welcher nur das Einkommen, die Pfründe zog, in den Pflichten aber durch einen hungernden Vikar sich vertreten ließ, mochte die Stelle gegeben werden und ward sie nur zu oft gegeben. Günstlinge des Papstes brachten es dahin, daß ihnen eine ganze Reihe von Stellen, vielleicht in den verschiedensten Ländern gelegen, übertragen ward, wo also von vornherein die ernsthafte Erfüllung des Amtes ausgeschlossen war. Umgekehrt kam es vor, daß dieselbe Stelle mehreren gegeben wurde, dem einen sofort, dem anderen als sog. Anwartschaft (Expektanz) für den Fall und für die Zeit, wo der erste gestorben sein würde. Ja, solche Expektanzen wurden häufig für dieselbe Stelle verschiedenen Kandidaten gegeben, sodaß es bei Erledigung der Stelle zweifelhaft ward, wem sie denn zukomme, und die ärgerlichsten Prozesse entstanden. Immer war es klar, daß für den Bewerber nicht das Amt gemeint war, sondern das Einkommen. Die Kirche fiel in die Hände von Mietlingen. Nicht immer ließen sich die Gemeinden oder die Ortsobrigkeiten die Anstellung eines von fernher ihnen zugewiesenen, vom Papst ernannten Eindringlings gefallen. Es ward nötig, daß den vom Papst Ernannten außer dem päpstlichen Schreiben auch päpstliche Exekutoren begleiteten, welche ihn mit Gewalt in die Stelle brachten. Welch ärgerliche Auftritte! Der König von England beschloß im Jahre 1350 mit seinem Parlament, keine päpstlichen Exekutoren mehr auf englischem Boden zu dulden. Man empfand das päpstliche Stellenbesetzungsrecht als eine Art von Ausbeutung des Landes zu gunsten der politischen Macht des Papsttums, zugleich zu gunsten der Fremden, Italiener und Franzosen, welche die nähere Umgebung des Papsttums bildeten, und beschloß darum England und die englischen Pfründen den Engländern vorzubehalten. Das nationale Interesse reagierte bereits gegen die mittelalterlich-ideale Papstidee.

Nicht bloß die Nationen, auch die Bischöfe und Pfarrer wurden durch das Umsichgreifen der Papstgewalt in ihren Lebensinteressen angegriffen. Mußte doch schon durch das Eingreifen des Papstes in die Stellenbesetzung die Stellung des Bischofs zu seiner Diözes wesentlich erschüttert werden! Aber die Hauptsache war hier das Auftreten und die Macht der Bettelorden. Durch das „große Meer" ihrer Privilegien waren sie den Aeußerungen der bischöflichen wie der pfarramtlichen Gewalt entzogen. Der Bischof hatte ihnen nichts zu sagen: Die Bettelorden standen unmittelbar unter dem Papst. Der Pfarrer konnte ihnen seine Kanzel und Gemeinde nicht verbieten. Der Bettelmönch kam und übte Seelsorge an den Gemeindegliedern; er kam und predigte, er kam und hörte Beichte; ja, er kam und that in den Bann. Er hatte kraft der päpstlichen Privilegien weitergehende Rechte der Absolution, andererseits auch der Zuchtübung, als der einfache Pfarrer, selbst als der Bischof. Was Wunder, daß der Bettelmönch im Beichtstuhl, überhaupt in der Seelsorge den Vorrang vor dem Pfarrer gewann! Der Pfarrer vermochte es nicht zu hindern, daß der Bettelmönch mehr der Seelsorger und Pfarrer seiner Gemeinde war, als er selbst. Die ordentliche Kirchenverfassung ging vor den päpstlichen Privilegien zu Grunde. Die Wucht der Papstgewalt drückte den Bau kirchlicher Organisation, welcher auf Bischöfen und Pfarrern ruhte, zu Boden.

Was von bischöflicher Autorität noch übrig blieb, ward durch die Appellationen an den Papst aufgehoben. Seit den Zeiten Gregors VII. ward die Appellation nach Rom von Seiten der Päpste systematisch begünstigt: nicht bloß so oft es sich um ein Urteil handelte, sondern in allen Sachen der kirchlichen Verwaltung. Bald gab es keinen Akt kirchlicher Administration mehr, welcher nicht im Wege der Appellation an

den Papst gebracht werden konnte. Wie die gesamte Stellengesetzgebung, so ward auch die gesamte kirchliche Verwaltung im Papsttum grundsätzlich konzentriert: die ganze Kirche sollte unmittelbar von Rom aus regiert werden. War es aber nicht von vornherein unmöglich, alle die Einzelfragen örtlicher Administration, jede streitige Pfründenbesetzung, jede disziplinare oder sonstige Maßregel, an einer einzigen Stelle, am päpstlichen Hof, zur endgültigen Entscheidung bringen zu wollen? Wie oft mußte da die Entscheidung fehl gehen, wie oft mußte sie durch Zufälligkeiten oder, was schlimmer war, durch Bestechung oder sonstige persönliche Einflüsse bestimmt werden! Und welche Beschwerden für Bischöfe und Geistliche brachte die weite Reise an den päpstlichen Hof, der Aufenthalt in der fernen Stadt, der Konflikt mit all den Schwierigkeiten der Fremde mit sich! Zu den Stellenbesetzungsfällen, welche dem Papst „reserviert" waren, zählten auch diejenigen, welche durch Tod an der Kurie, also dadurch erledigt waren, daß der Inhaber der Stelle während seines Aufenthaltes am päpstlichen Hofe starb. Ein beredter Rechtssatz. Am päpstlichen Hof drängte sich mit der Schar der Stellensucher auch die ganze Schar derjenigen zusammen, welche auf die Entscheidung irgend einer Rechts- oder Verwaltungssache zu warten hatten, — und oft genug traf der Tod den Wartenden vor der Entscheidung!

Wie das Uebermaß päpstlicher Stellenbesetzungsrechte, so mußte auch das Uebermaß päpstlicher Verwaltungsrechte und das Uebermaß der vom Papst namentlich auf die Bettelorden ausgestreuten Privilegien als Hindernis für die gesunde Entwickelung der Kirche betrachtet werden. Das Papsttum, bis dahin das die Kirche führende und organisierende Element, ward jetzt, da seine Macht in Allmacht sich verwandelte, ein Moment der Auflösung und Desorganisation.

Um so entschiedener, da sich mehr und mehr in der Ausübung päpstlicher Gewalt weltliche, ja geradezu finanzielle Gesichtspunkte hervordrängten. In kühnem Idealismus hatte Gregor VII. die Weltherrschaft einer rein geistlichen Gewalt, des Papsttums, begründet. Seine Nachfolger des 14. Jahrhunderts aber schickten sich an, die Gewalt des „Stellvertreters Gottes auf Erden" als Mittel niedrigen Gelderwerbes zu behandeln. Ungeheuer waren die Abgaben, welche aus der ganzen Christenheit am päpstlichen Hof zusammenflossen. Als besonders drückend wurden die Annaten, die Palliengelder und die Dispenstaxen empfunden. Die Annaten waren eine Abgabe (regelmäßig die Hälfte des Jahreseinkommens), welche derjenige im voraus entrichten mußte, dem vom päpstlichen Hof eine Pfründe übertragen worden war. Die Palliengelder waren die sehr erheblichen Abgaben, welche jeder Erzbischof für Empfang des Palliums (einer vom Papst verliehenen weißwollenen Schulterbinde) an den Papst zu zahlen hatte. Wechselte eine Stelle oft ihren Inhaber, so war sie bald überschuldet: die Palliengelder mußten gewöhnlich von der ganzen Provinz getragen werden, weil der Erzbischof aus eigenen Mitteln sie meist nicht aufzubringen im stande war. Die Dispenstaxen waren die Abgaben für eine vom Papst gewährte Dispensation. Da der Papst in vielen Fällen die Gesetze selber gemacht hatte, von denen er dispensierte, so ward geradezu der Vorwurf laut, daß manche Gesetze nur deshalb gemacht seien, um sodann gegen Taxe von denselben zu dispensieren.

Das Schlimmste aber war, daß am päpstlichen Hofe ganz offen Simonie getrieben wurde: die Gewährung geistlicher Aemter oder kirchlicher Verfügungen gegen Geld. Es hieß, daß nur derjenige am päpstlichen Hofe mit seinem Prozeß, mit seiner Bitte, mit seiner Stellenbewerbung durchdringe, welcher Geld mit vollen Händen auszustreuen im stande sei. Die ganze Umgebung des Papstes vom Thürhüter bis hinauf zum Kardinal forderte von dem Bittsteller gewissermaßen ihren Tribut. Welch schmähliches Schauspiel! Die Korruption an der Stelle, von welcher die Christenheit die Impulse sittlichen und religiösen Lebens erwartete!

Digitized by Google

Das babylonische Exil. Schisma.

Ein Zeichen des inneren Niederganges war der schwere Fall, welchen das Papsttum schon im 14. Jahrhundert that. Das 14. Jahrhundert ist die Zeit des sogenannten babylonischen Exils in Avignon. Nachdem das hohenstaufische Kaisertum gefallen war, trat Frankreich, bereits dem Einheitsstaate zustrebend, während Deutschland in die landesherrlichen Territorien zerfiel, mächtig hervor. Bonifaz VIII. (1294—1303), welcher die Herrschaftsansprüche des Papsttums in voller Schärfe geltend machte, geriet dabei mit Philipp dem Schönen von Frankreich in schweren Konflikt. Gegen Philipp den Schönen war die berühmte Bulle Unam sanctam von Bonifaz VIII. (1302) gerichtet, welche auch das weltliche Schwert, auch die Gewalt, Könige einzusetzen und abzusetzen, mit rücksichtsloser Energie für die Kirche in Anspruch nahm. Hier aber endigte das Papsttum mit einer Niederlage. Papst Clemens V. (1305—1314) mußte auf Anhalten Philipp des Schönen formell erklären (1306), daß Frankreich und die Gewalt des französischen Königs durch die Bulle Unam sanctam nicht betroffen worden sei. Ja, Philipp der Schöne setzte es durch, daß Clemens V. (1309) den Sitz des Papsttums von Rom nach Avignon verlegte. Avignon war Eigentum des Papstes. Aber es lag in unmittelbarer Nähe des französischen Machtgebietes. Was dem stolzen Geschlecht der Hohenstaufen nicht gelungen war, das erreichte hier in wenig Jahren das eben aufkommende, aber die Ideen moderner Staatsgewalt in sich tragende französische Königtum. In derselben Zeit, in welcher das Papsttum den Grundsatz von der Unbeschränktheit seiner Machtbefugnisse predigte und z. B. in der Person Papst Johanns XXII. (1316—1334) Ludwig dem Bayern gegenüber die Gewalt über Reich und Kaisertum in Anspruch nahm, war es thatsächlich ein Vasall und Machtwerkzeug des französischen Königtums geworden. Die Ueberspannung seiner Herrschaftsansprüche war es gewesen, welche ihm den Konflikt mit der ihrer Kraft sich bewußt werdenden Staatsgewalt und damit die Niederlage gebracht hatte. Das babylonische Exil zu Avignon dauerte von 1305—1377 (von Clemens V. bis auf Gregor XI), also fast durch das ganze 14. Jahrhundert. Ueberall in der Kirche ward es als Entthronung und Gefangenschaft des Papsttums, ja gewissermaßen der Kirche selbst, empfunden. Daher die unablässigen Bestrebungen, es zu beseitigen. Seit 1378 trat ein Papst in Rom dem Papst in Avignon gegenüber. Die Christenheit teilte sich in zwei feindliche Heerlager. Das Papsttum, so lange die Säule der Einheit der abendländischen Kirche, jetzt war es zur Ursache eines Schisma geworden! Mit Bann und Interdikt bekämpften sich die beiden Oberhäupter der Christenheit. Zum erstenmal sahen die Völker des Abendlandes, daß auch ein päpstlicher Bannstrahl machtlos erlöschen könne. Indem das Papsttum sich selbst bekämpfte, hob es durch seine eigenen Machtmittel den Nachdruck seiner Gewalt auf. Der Zwiespalt dauerte mehr denn dreißig Jahre (1378—1409). Im Jahre 1409 trat ein Konzil zu Pisa zusammen, welches das Schisma heben sollte. Es setzte die beiden Gegenpäpste ab und einen dritten Papst ein, aber ohne die Fähigkeit, seiner Entscheidung thatsächlichen Erfolg zu verschaffen. Die beiden Gegenpäpste blieben; der zu Pisa erwählte Papst trat als der dritte Gegenpapst hinzu. Das zweiköpfige Schisma war zu einem dreiköpfigen gesteigert worden (1409—1417)! Die Papstherrschaft endigte im Beginn des 15. Jahrhunderts mit einer ungeheuren Niederlage. Die herbe Frucht der errungenen Weltherrschaft war der innere und der äußere Verfall.

Entartung des Mönchwesens.

Wie das Papsttum, so hat das Mönchtum durch seine Erfolge zugleich seinen Rückgang vorbereitet. Das 13. und namentlich 14. Jahrhundert ist, wie wir gesehen haben, die Zeit, wo das Mönch- und Nonnenwesen durch die Fühlung, welche es mit

Digitized by Google

dem dritten Stande gewonnen, mächtig überhand nahm. Aber gerade die Massenbewegung, welche die Klöster der Bettelorden füllte, mußte ihnen verderblich werden. Wie viele legten da die Gelübde ab ohne den nötigen inneren Beruf! Wie viele traten da in das Kloster, nicht um der Welt und der Sünde, sondern um der Arbeit zu entgehen! So manches Kloster ward mehr eine Gemeinschaft von Faullenzern als einer Gemeinschaft von Asketen ähnlich, mehr die Kritik herausfordernd, als die Ehrfurcht. Unwillkürlich drängte sich bei dem Anblick dieser stetig sich mehrenden, vom Bettel lebenden Existenzen dem Bürger- und Bauernstand die Frage auf, ob denn wirklich Nichtsthun und von der Arbeit anderer leben Gott wohlgefälliger sei als treue Pflichterfüllung im irdischen Beruf. Es mußte gerade jetzt unzweideutig klar werden, daß das Prinzip des Mönchtums unfähig sei, wirklich auf die ganze Christenheit ausgedehnt zu werden. Und konnte das wirklich als Lebensideal eines Christen gelten, was doch nur durchführbar war, so lange die Mehrzahl der Menschen im irdischen Beruf verbleibend, mit einem niedrigeren Christentum sich begnügte? Aber noch mehr. Es zeigte sich bald, daß auch die Steigerung der Askese, zu welcher die Bettelorden vorgegangen waren, außer stande war, den strengen, wirklich mönchischen Geist aufrecht zu halten. Auch in den Bettelorden riß Sittenlosigkeit und Unzucht ein. Das 14. und 15. Jahrhundert widerhallt von den Klagen über die Unsittlichkeit von Mönchen, Nonnen und Geistlichen. Es wäre unrecht, zu übersehen, daß die besseren, geistig und sittlich durchgebildeten Elemente auch zu dieser Zeit zahlreich vertreten gewesen sind. Aber die Durchschnittshaltung der großen Masse von Ordensleuten und Geistlichen sank unter das normale sittliche Niveau. Indem die Bettelorden sich anschickten, die Welt von damals zu erobern, offenbarte sich, daß auch das strengste asketische Gesetz außer stande sei, die sündhaften Triebe der Menschennatur zu überwältigen. Es ging, wie es bei all den Orden gegangen war: auf eine Zeit des Aufschwunges folgte die Zeit des Verfalls, eines um so tieferen und verhängnisvolleren Verfalls, je größer zuvor die Anforderungen und insbesondere, je größer die Massenbewegung war, welche an dem Auf- und Niedergang teilnahm.

Die Reformkonzilien.

Die mittelalterliche Kirche war in ihren mächtigsten Erzeugnissen, in Papsttum und Mönchtum, an einem Ende der Entwickelung angelangt. Das Papsttum war, seinen eigenen Machtansprüchen erliegend, zu einer Quelle zahlloser Mißbräuche, ja zur Ursache des Schismas geworden. Das Mönchtum, die asketischen Anforderungen überspannend, endigte anstatt die Welt wiederzugebären, mit einem sittlichen Bankerott. Kirche und Welt verlangten nach einem neuen Lebensquell. Immer deutlicher, immer gewaltiger anschwellend ertönte der Ruf, welcher dann das 15. Jahrhundert völlig ausfüllen sollte, der Ruf nach Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern.

Es gab niemanden, welcher nicht in diesen Ruf mit einstimmte. Die Empfindung des Reformationsbedürfnisses war tief und allgemein. Das Abendland erhob sich zum Reformationswerk wie ein Mann, geführt zuerst durch seine geistliche, dann durch seine weltliche Fürstenschaft.

Die Bischöfe waren es, welche als die ersten an die große Aufgabe herantraten. Schon das Konzil zu Pisa (1409), dessen oben gedacht wurde, war ein erster, wenngleich vergeblicher Versuch dieser Art gewesen. Drei Päpste standen sich nunmehr gegenüber. Eine Schmach für die Christenheit! Aus der Energie dieser Empfindung ging die Energie der Bewegung hervor, welche das große Konzil von Konstanz (1414—1418) hervorbrachte. Die Bischöfe aus allen Teilen der abendländischen Christenheit waren hier mit zahlreichen Vertretern der Universitäten und der theologischen Wissenschaft versammelt. Auch der Kaiser Sigismund nahm Anteil. Dem

Glanz der Versammlung entsprach ihre Macht, welche auf dem einstimmigen Begehren des Abendlandes nach Reformation der Kirche durch das Konzil beruhte. Zunächst legte die Versammlung sich selber die Vollmacht zu ihrem Werke bei. Da es sich um Reformation auch des Papsttums (des Hauptes) und insbesondere um Beseitigung des Schismas handelte, so mußte die Versammlung für sich die Ueberordnung über das Papsttum in Anspruch nehmen. Und so geschah es. Die Versammlung beschloß, daß die höchste Gewalt in der Kirche nicht beim Papst, sondern bei einem allgemeinen Konzil sei: die Generalversammlung der Bischöfe stehe über dem Papst. In Ausübung dieser höchsten Gewalt wurden dann die drei Gegenpäpste durch Konzilbeschluß abgesetzt, bezw. zur Abdankung genötigt, und ein neuer Papst (Martin V.) eingesetzt (1417). Die Machtstellung des Konzils kam darin zum Ausdruck, daß der neue Papst allgemein Anerkennung fand: das Schisma war wirklich beseitigt worden. Zugleich hatte die Gesamtheit der Bischöfe sich über das Papsttum gestellt: eine rückläufige Bewegung, welche die kirchliche Monarchie Gregors VII. aufheben und die alte aristokratische Verfassung der Kirche wiederherstellen sollte, war eingeleitet worden. Damit aber war die Kraft des Konzils erschöpft. Die Herstellung des Reformationswerkes ward einem neuzuberufenden allgemeinen Konzil vorbehalten. Das Basler Konzil (1431 bis 1443), noch von Papst Martin V. kurz vor seinem Tode einberufen, ist Erbe und Fortsetzer des Konstanzer Konzils geworden. Aber das Widerstreben des Papstes (Eugen IV.) und der päpstlich gesinnten Partei hemmte jede eingreifende Anordnung. Die Annaten wurden aufgehoben, die Appellationen nach Rom beschränkt, Beschlüsse gegen die päpstlichen Reservationen und gegen die Konkubinen von Geistlichen gefaßt. Das war alles. Als das Konzil weiter gehen wollte, ward es durch die vom Papst verfügte Verlegung des Konzils nach Ferrara (1437) gesprengt. In Basel blieb nur ein Rumpfkonzil zurück, welches nach vergeblichem Kampf mit dem Papst im Jahre 1443 ein erfolgloses Ende nahm. Die Kraft der konziliaren Bewegung war gebrochen, das Reformationswerk, welches die Bischöfe in die Hand genommen, war gescheitert. Es dauerte nicht lange, so konnte der Papst Pius II. (1458—1464), welcher auf dem Konzil zu Basel selbst noch ein Vorkämpfer der Reformpartei gewesen war, jede Berufung an ein allgemeines Konzil als Ketzerei mit dem Kirchenbanne belegen (1459). Das Papsttum griff wieder nach den Zügeln der Kirchengewalt. Die konziliaren Machtansprüche des Episkopats waren eine bloße Episode gewesen.

Landesherrliche Gewalt.

Dennoch ward die alte unumschränkte Papstgewalt nicht wieder lebendig. Bereits war eine täglich mehr sich fühlende Staatsgewalt aufgenommen. Die universalen Ideen des Mittelalters, auf denen die Gewalt von Papsttum und Kaisertum beruht hatte, traten vor dem lebendig werdenden Nationalitätsgefühl zurück, und mit dem modernen nationalen Bewußtsein erwachte eine über ihre Aufgabe sich klar werdende nationale Staatsgewalt. In Frankreich, in England erwuchs ein lebendiges, in der Tiefe der Nation wurzelndes Königtum. In Spanien kam die Zeit, wo der letzte Rest maurischer Herrschaft vernichtet und die Herrschaft Ferdinands des Katholischen über die ganze Halbinsel ausgebreitet ward. In Deutschland war es mehr noch der territoriale Staat der einzelnen Landesherren, welchem die Bewegung zu gute kam, als das Reich, aber in dem landesherrlichen Staat sollte der deutsche Staat der Zukunft sich vorbereiten. Die konziliare Bewegung ward vom Papsttum vornehmlich dadurch unterdrückt, daß der Papst durch Konzession kirchlicher Regierungsrechte, namentlich kirchlicher Stellenbesetzungsrechte das weltliche Fürstentum für sich gewann. Der Staat verlangte nach Gewalt auch in der Kirche, und das Papsttum selber kam ihm entgegen. Die Regierung

der spanischen Kirche ging unter Ferdinand dem Katholischen thatsächlich auf das Königtum über. Ganz ähnlich geschah es im Beginn des 16. Jahrhunderts unter Heinrich VIII. in England, wo die Regierung des mit päpstlicher Vollmacht ausgestatteten Kardinallegaten Wolsey in der That die Kirchenregierung des Königs von England bedeutete. Dem König von Frankreich ward 1517 die Besetzung der französischen Bistümer zugestanden. Die deutschen Landesherren empfingen ähnliche Rechte. Die Zeit der Kirchenherrschaft ging dahin, und die Zeit bereitete sich vor, wo Luther den christlichen Adel deutscher Nation zum Reformationswerk auffordern konnte. Das weltliche Fürstentum nahm von der Kirche Besitz und versuchte auch seinerseits durch die Art der Stellenbesetzung und durch staatliche Aufsicht über das Leben der Kirche zur Reform beizutragen.

Aber war der Staat im stande, der Kirche neues Leben einzuflößen? Ward die Kirche Englands dadurch eine andere, daß sie jetzt vom König geleitet wurde? Durch das Vortreten der Staatsgewalt zerbröckelte die abendländische Kirche. Eine spanische, eine französische (gallikanische), eine englische Nationalkirche kam auf und es bedurfte, als Heinrich VIII. vom Papst die erbetene Ehescheidung versagt wurde, nur eines königlichen Wortes, um die Kirche Englands, zunächst ohne jede innere Reform, von der Gesamtkirche abzutrennen. Die Folge des Staatsregiments war die Auflösung der Kirche, nicht aber ihre Reform.

* * *

Das Werk der Bischöfe auf ihren Konzilien, das Werk des Staates durch seine Kirchenregierungsrechte, alles das war bloße Verfassungsänderung. Dem Kleide der Kirche ward eine andere Gestalt gegeben. Worauf es ankam aber, das war nicht Verfassungs-, sondern Geistesänderung, das war ein Emporbringen neuer Lebenskräfte aus den Tiefen des religiösen und kirchlichen Lebens, aus dem unerschöpflichen Born des noch immer von der Kirche unter ihrem Herzen getragenen Evangeliums — das war ein Werk, welches nicht Fürsten, noch Könige, nicht Bischöfe, noch Päpste vollbringen konnten, sondern Gott allein. Der Engel Gottes mußte kommen, daß er die Wasser des kirchlichen Lebens bewege, um ihnen neue Gesundkraft zu verleihen.

Der Zweikampf.

Novelle von

E. D. Mund.

(Schluß.)

Schweigend und in Gedanken sehr verschiedener Art vertieft, waren die Brüder längere Zeit in den dämmernden Abend fortgerollt. Während der ältere sich im Geiste mit dem Bilde der teuren Freunde beschäftigte, die er so plötzlich hatte verlassen müssen, und über dem fürs ganze Leben entschiedenen und doch nicht ausgesprochenen Verhältnis zu ihnen, namentlich zur lieblichen Anna, grübelte, tönten in Augusts Ohren noch, alles andere verdrängend, die Worte nach: „Er soll falsche Pässe führen!“

Es waren damals noch die Zeiten, in denen es für den Deutschen bedenklich war, ohne Legitimation und Ausweis im lieben Vaterlande umher zu reisen; und wer gar die von seinem Heimatsort vielleicht in wenig Stunden erreichbaren Grenzen des engeren Vaterländchens überschritt, befand sich im politischen Sinne im „Ausland“ — und wehe ihm, wenn er die wißbegierigen Fragen der Polizei nach Namen und Verhältnissen nicht durch genaue und mit beigefügter Personalbeschreibung versehene Pässe befriedigen und sich nicht über die Erlaubnis zum Betreten des Auslandes genügend ausweisen konnte. Rettungslos wurde er als höchst verdächtig verhaftet, wenigstens Landes verwiesen. — Was aber mochte der Novellist verbrochen haben? — War seine harmlose, wenn auch etwas zudringliche Freundlichkeit nur eine Maske, hinter der sich politische oder sonst gefährliche Geheimnisse verbargen?

August versank ganz in das Sinnen über diese und ähnliche, die Person des Novellisten betreffende Fragen; daher war es natürlich, daß er, als der Bruder sein langes Schweigen mit den Worten beendete: „Ja, es bleibt nichts übrig, ich muß schleunigst an ihn schreiben!“ ganz verwundert fragte: „Ich bitte dich! Was hast denn du an ihn zu schreiben? Er mag ja ein ganz braver Mensch sein, aber ein kurioser, halb verdrehter Kauz ist er jedenfalls und —“

„Na nun?“ fuhr Reinhold auf, „ich dächte, August, du hättest keine Veranlassung, so despektierlich von Personen zu sprechen, die mindestens deine volle Achtung verdienen, auch wenn du nicht meine begeisterte Verehrung —“

„Ei, ei!“ unterbrach ihn August. „Ei! Ich wußte nicht, daß du den immerhin etwas lächerlichen Sonderling verehrst.“

„Sonderling?“ fragte Reinhold empfindlich. „Du thätest gut, nach deinen Worten zu sehen — der Superintendent ist doch —“

Digitized by Google

„Oh!“ platzte August heraus, in lautes Lachen ausbrechend. „Du sprichst von dem? Ja, ja! Wovon das Herz voll ist, davon läuft — Vergib das Mißverständnis! Ich dachte an Walther vom Berge und der Alte —“

„Gewiß! der ist ein ganz verdrehter Kauz!“ sagte der Rittmeister, auch herzlich lachend. „Und jetzt ist der vielleicht schon verhaftet, weil er keine, oder falsche Pässe hat!“

Als die Brüder nach durchfahrener Nacht ein Stündchen anhalten mußten, während ein anderes Gefährt gerüstet wurde, gab Reinhold in zwei an Vater und Tochter gerichtete Schreiben seinen Gefühlen Ausdruck, so viel er dies im stande war, ohne geradezu um Annas Hand zu werben. Sein Bruder, dem er die Briefe vor ihrer Absendung zu lesen gab, lachte mit gutmütigem Spotte über Reinholds sonderbare und ihm unbegreifliche Scheu, den Zustand seines Herzens ganz unverhüllt zu zeigen, während derselbe doch deutlich zwischen den Zeilen zu lesen sei — wie schon längst die Antwort auf die Frage, die Reinhold noch immer nicht zu thun wage, deutlich genug für jedermann in den Augen Annas gestanden habe. „Wahrhaftig,“ schloß August, „wäre deine Bravour und Tapferkeit nicht über jeden Zweifel erhaben und in ernsten Momenten erprobt, so müßte deine ganze Schwadron bedenklich die Köpfe schütteln über ihren hasenherzigen Kommandeur!“

In Frankfurt am Main empfing die seit einigen Jahren nicht gesehene Schwester die geliebten Brüder in überwallender Herzlichkeit, und die wenigen Tage ihres Beisammenseins verflogen in um so ungetrübterer Traulichkeit, als Natalie im Hause der Verwandten ganz allein war, da diese mit ihrer ganzen Familie den Sommer in einem benachbarten Badeorte zubrachten, wohin Natalie, in Erwartung des Besuches ihrer Brüder, sie nicht begleitet hatte.

Wieviel hatten die Geschwister nach so langer Trennung einander zu erzählen und sich über die Gestaltung ihres äußeren und inneren Lebens zu vertrauen. Bei der lebendigen Schilderung Nataliens von dem herzensguten Onkel Bernstein und seinen drolligen Eigenheiten rief August öfter unter heiterem Gelächter: „Nein, Reinhold! paßt nicht die Beschreibung ganz genau auf unseren Kauz von Novellisten?“ Dann pflegte Reinhold wohl zerstreut zu antworten: „Ja ja! doch scheint der Onkel Wilhelm vorwiegend gutmütiger zu sein, als jener etwas lebhafte Störenfried, und der Onkel befindet sich ja seit Monaten in England.“

„Ich erwarte ihn aber,“ sagte Natalie, „in spätestens acht Tagen, und ihr werdet dann auch noch seine persönliche Bekanntschaft machen. Ich hänge mit herzlicher Liebe an dem guten Oheim, und ihr werdet ihn, obgleich er unserem Vater gar nicht ähnlich sieht und in mancher Hinsicht wunderlich ist, unzweifelhaft auch gleich von Herzen lieb gewinnen.“

„Vielleicht! allein gewiß nicht jetzt,“ entgegnete Reinhold, „denn morgen müssen wir die Heimreise antreten.“

„Schon?“ fragte die Schwester, und August sagte scherzend:

„Ja, Liebe, sieh! Das ist die Tyrannei des Dienstes. Darum hatte Marquis Posa nicht so unrecht, als er beteuerte: Ich mag nicht Fürstendiener sein! Dafür freilich ist er auch nicht Exzellenz geworden und hat niemals die Epauletten des Generals erhalten.“

„Nicht einmal,“ neckte Natalie, „das Portepee des Leutnants,“ und ernsthaft setzte sie hinzu: „Wann sehen wir uns wieder und wo?“

„Natürlich in M., in eurer neuen Heimat,“ rief August.

„Und wann?“

„Ich denke im nächsten Frühjahr.“

„Ja,“ bestätigte der ältere Bruder, „ehe die Frühjahrsrekruten eingestellt werden und die Remontepferde kommen! Nun aber führe uns ins Goethehaus.“

Am nächsten Mittage flüsterte Natalie bei der Abschiedsumarmung auf dem Post-

hofe dem Bruder Reinhold zu: „Mut, Mut! mein Teurer! Nach deiner und nach Auguſts Schilderung iſt ja kein Grund, an der Erfüllung deiner Wünſche zu zweifeln, und noch heute abend ſchreibe ich an — Schweſter Anna! Gelt?“

„Ich weiß nicht,“ ſagte zögernd Reinhold. „Nach unſerer Trennung war ich ganz guten Mutes. Aber ſeit ich meine Gefühle für Anna in den Briefen an ſie und den Vater ſo deutlich ausgeſprochen habe, iſt mir bange geworden um den Erfolg.“

„Geſchieht dir recht,“ lachte Auguſt, der die letzten Worte verſtanden hatte. „Warum hat der tapfere Rittmeiſter ſich auf die Flucht begeben, ohne die Sache vorher mündlich zur Entſcheidung zu bringen!“

Da gab der Poſtillon das Zeichen zum Einſteigen, und Natalie rief den Abreiſenden noch nach: „Getroſt! Du findeſt daheim gewiß ſchon freundliche Antworten und ich, wie geſagt, ich ſchreibe noch heute!“

Dies Verſprechen muß ſie wohl getreu erfüllt haben, denn beim Eintreffen in der Garniſon fand Reinhold auf ſeinem Tiſche ſchon zwei Briefe, deren Adreſſen Annas Handſchrift trugen, und als er zufällig den zuletzt gekommenen zuerſt erbrach, lag obenauf ein Blatt mit der Ueberſchrift: „Meine noch perſönlich unbekannte, doch nach Deiner Brüder Schilderung viel geliebte Schweſter!“

Schnell ſchob der Rittmeiſter das Blatt in ſeine Umhüllung zurück, und beide Briefe in die Taſche, dann warf er leuchtenden Auges einen Blick im Zimmer umher und eilte hinunter in den Garten. In der Thüre ſtreifte er ſeinen treuen Burſchen, Paul Beckmann, der ſoeben, in einer Hand einen Präſentierteller mit der Kaffeemaſchine und Zubehör und in der anderen ein brennendes Licht und eine friſch geſtopfte Tabakspfeife tragend, eintreten wollte.

„Paule, mein Sohn,“ ſagte lächelnd der Rittmeiſter, „den Kaffee ſetze auf den Tiſch — und die Pfeife ſtelle in die Ecke. Ich habe mir das Rauchen abgewöhnt. Ich rauche gar nicht mehr.“

„Zu Befehl, Herr Rittmeiſter, gar nicht mehr? nie nicht?“

„Nein, gar nicht!“ lachte ſein Herr, die Treppe hinab eilend, während Paul Beckmann wie verſteinert ſtehen blieb und mit ſteigender Verwunderung ſah, daß der Rittmeiſter eilig über den Hof ſchreitend neben dem Hinterhauſe in den Garten trat.

„Was?!“ ſagte Beckmann. „Was? geht am Stall vorüber, ohne auch nur einen Blick hinein zu werfen! Und rauchen auch nicht mehr? Hm! der Herr Rittmeiſter müſſen krank ſein, ſehr krank!“

Kopfſchüttelnd entledigte er ſich des Kaffeebrettes und der Pfeife und blieb, den Finger an die Naſe gelegt, mitten im Zimmer ſtehen. So fand ihn ſein Herr noch, als er nach zehn Minuten ſehr vergnügt aus dem Garten wieder kam, weshalb er fragte:

„Nun, Paulchen! Biſt du noch da? Was thuſt du denn eigentlich?“

„Zu Befehl, Herr Rittmeiſter! Ich ſimuliere!“

„Aha! worüber denn?“

„Ich ſimuliere, zu Befehl! ob der Herr Rittmeiſter wohl krank ſind?“

„Oh nein! Ich fühle mich ganz wohl.“

„Zu Befehl, Herr Rittmeiſter! Ganz wohl? Aber der Herr Rittmeiſter gehen nach zweimonatlicher Abweſenheit am Stall vorüber, ohne hinein zu ſehen, und rauchen nicht mehr. Da müſſen der Herr Rittmeiſter doch krank ſein und es frägt ſich bloß: Wo's fehlt?“

„Nirgends. Und nun erzähle mir, was machen die Pferde?“

„Der Lieblingsſchimmel des Herrn Rittmeiſter befinden ſich wieder gänzlich. Die kleine Lahmung war eine Vernagelung. Seit der Kurſchmied das Eiſen abgeriſſen hat und der Fidelio barfuß geht, lahmt er nicht mehr.“

„Dann ſattle ihn mir. Ich will ausreiten. Du kannſt die anderen beiden an die Luft bringen.“

Mit dem nächsten Tage begann für die Brüder Bernstein wieder das regelmäßige Einerlei des Garnisonlebens, das nur öfters eine sehr angenehme Unterbrechung erlitt, wenn Briefe des Superintendenten, seiner Tochter, oder der Schwester Natalie eintrafen. Letztere hatte allerdings nur einmal geschrieben, nachdem Onkel Wilhelm sie in Frankfurt abgeholt und in den neuen Wohnort geführt, wo Natalie sehr viel Arbeit gefunden hatte, da es galt, das hübsche Wohnhaus, das der Onkel kaufte, möglichst behaglich einzurichten. Sehr viel lebhafter war der Briefwechsel zwischen den Brüdern und Helmholz oder Anna — und bald war es regelmäßiger Gebrauch geworden, daß sowohl Vater und Tochter als auch die Brüder allwöchentlich wenigstens einen Sonntagsgruß erhielten, auch wohl im Laufe der Woche noch ein Briefchen.

„Wenn ich nur wüßte," sagte Paul öfters in seinem Selbstgespräch, „wenn ich nur wüßte, was der Herr Rittmeister so viel nach M. zu schreiben hat, und warum er immer so vergnügt ist, wenn ein Brief von da kommt, mit 'nem Blümchen auf dem Siegel, statt 'nem ordentlichen Wappen."

So waren ein paar Monate vergangen und den Brüdern war es beinahe bedenklich, daß Schwester Natalie vollkommen verstummt war; auch schien es, als ob trotz wiederholter Aufforderungen von Seiten der Brüder die beiden doch nur kaum zwei Stunden von einander entfernten Schwestern in spe noch in gar keinen Verkehr getreten waren. In ihren Briefen wenigstens erwähnte weder Natalie noch Fräulein Anna der anderen, wie es doch so natürlich gewesen wäre, hätten sie sich kennen gelernt.

Ungewöhnlich lange hatte ein milder Herbst seine Herrschaft ausgedehnt, um so weniger konnte es überraschen, daß plötzlich, nachdem dichte Nebel einige Tage lang die Welt verhüllt hatten, eines Morgens bei heiterem Himmel der Winter seinen Einzug gehalten hatte, wenigstens der sich senkende Nebel die Felder und das Grün der Wiesen mit weißer Decke überzog, und die am blauen Himmel strahlende winterliche Sonne sich in den Tausenden von zierlichen Kristallen spiegelte, mit denen der Reif alles Gesträuch und die Zweige der Bäume auf das Reizendste geschmückt hatte.

„Sieh, Reinhold," sagte August, als die Brüder nach Beendigung des Dienstes heim schlenderten, „wie dort die Leute thun, als wäre es Wunder wie kalt, weil das Quecksilber des Thermometers endlich ein paar Grade unter Null steht — und die liebe Jugend glättet und poliert die ersehnten Eisstreifen, die sich zur Seite der Straße gebildet haben, mit den Füßen!"

„Richtig — drum schmunzelt da der Schuhmacher so behaglich und denkt sicherlich: Nur zu! das kostet Stiefelsohlen und bringt mir Arbeit ein! — Wollen wir nicht den freien Nachmittag zu einem weiteren Ritte benutzen? Es muß draußen wunderherrlich sein."

„Gewiß! und auf den Bergen liegt Schnee, den meine Jungen hier ohne Zweifel schmerzlich vermissen." —

Während des Rittes hatten die Brüder wieder ausführlich Nataliens Verstummen und Annas Schweigen über die Schwester besprochen, und als in der Stadt sich ihre Wege trennten, sagte August, in eine Seitengasse einbiegend: „Ich schreibe heute oder morgen an Natalie und bitte mir eine Erklärung aus — und sollte etwa eine alberne Mädchenempfindelei zu Grunde liegen, muß dem ein Ende gemacht werden. Ja! du lachst dazu, Reinhold. Ich begreife nicht, daß du nicht ärgerlicher bist. Dich geht es doch näher an, als mich! — Aber ich schreibe an Natalie — und du magst Fräulein Anna den Kopf zurecht setzen. Guten Abend!"

„Er hat gar nicht so unrecht, der Hitzkopf," sagte Reinhold vor sich hin. „Allerdings ist das Verhältnis sehr befremdlich! Erst haben sie es so eilig gehabt, das schwesterliche Du zu tauschen, ohne sich zu kennen, und jetzt, nachdem sie sich so nahe gerückt sind, scheinen sie sich völlig zu ignorieren, oder ist etwas vorgefallen zwischen ihnen?" —

Als Paul den Heimkommenden an der Hausthür empfing, um das Pferd abzunehmen, meldete er ordonnanzmäßig:

Digitized by Google

„Gehorsamst zu melden, Herr Rittmeister! oben liegt ein Brief aus M., jedoch nicht von unserem gewöhnlichen Korrespondenten, nicht mit dem Blümchen zugesiegelt, sondern mit Ihrem eigenen Wappen."

„So? dann stecke die Lampe an. Ich komme gleich wieder. Ich will nur nebenan mit dem Herrn Adjutanten etwas besprechen."

In der That war das Geschäft in zwei Minuten beendet und als der Rittmeister wieder ins eigene Wohnhaus treten wollte, fand er in der Thüre den Burschen seines Bruders, der ihm ein Billet desselben übergab und bestellte, daß der Herr Leutnant in einer Stunde selber kommen würde.

Beim Lichte der Flurlampe las Reinhold:

„Ich habe einen Brief Nataliens erhalten. Gänzlich unverständlich. Werde gleich kommen und den Brief mitbringen. Au!"

„Gut, Franz! Sage deinem Herrn, ich würde ihn erwarten."

Als nach einer Stunde der Leutnant in einiger Erregung eintrat, fand er den Bruder am Tische sitzend und so vertieft in seine Lektüre, daß er den Eintritt des anderen überhört zu haben schien und erst bei dessen Begrüßung aufblickte. Dann den „guten Abend!" Augusts erwidernd, deckte er die Linke über einen vor ihm liegenden Brief und fragte, die Rechte zum Willkommen ausgestreckt, lächelnd:

„Nun! Was schreibt die Gute denn?"

„Da, höre!" erwiderte August, den Brief entfaltend und dessen Inhalt vorlesend. „Das war eine entsetzliche Szene! So aufgebracht, ja wütend habe ich den Onkel Wilhelm noch nie gesehen, obwohl er öfters aufbraust. Er überhäufte mich mit Vorwürfen, weil — ja weil ich, — laß mich es kurz aussprechen, weil ich einen edlen Mann fest und treu liebe und mich ihm verlobt habe, der nach des Onkels Behauptung ein Ehrloser, ein Spieler und treubrüchiger Meineidiger sein soll. Ich widersprach und verbürgte mich für Eduards Edelsinn, Reinheit und Ehrenhaftigkeit! — und als die heftigsten Ausbrüche maßloser Leidenschaftlichkeit an der Festigkeit meiner Ueberzeugung und meines Vertrauens scheiterten — rannte Onkel aus dem Zimmer mit der Drohung, Euch die ganze Sache mit allen Beweisen mitzuteilen — daher kann ich jede weitere Einzelheit sparen. Was aber auch der Onkel geschrieben oder bewiesen haben mag, mein Vertrauen, wie die Liebe meines Herzens zu Eduard ist gerade so unerschütterlich wie zu Euch, Ihr geliebten Brüder!

Ewig Eure treu liebende und vertrauende

Natalie."

„Das ist der Brief, und ich hoffe, daß bald ein Schreiben Onkel Wilhelms die weitere Erklärung bringen wird, und es soll mich betrüben, wenn er wirklich im stande ist, seine Anklagen gegen Nataliens Erwählten, den unbekannten Eduard, zu beweisen! Kannst du dir eine Erklärung denken, Reinhold?"

Dieser hob den linken Ellenbogen von den Papieren und sagte mit eintöniger Stimme: „Des Onkels Erklärungen und Briefe liegen hier. Da lies," und damit schob er aufstehend dem Bruder das Briefpacket mit allen Beilagen zu und schritt, während August, ohne eine Silbe zu äußern, aufmerksam las, im Zimmer auf und ab.

Nach geraumer Zeit war August fertig mit der Durchsicht der Papiere und legte schwer aufatmend das letzte Blatt nieder.

„Nun?" fragte Reinhold, stehen bleibend.

„Das sieht trübe und bedenklich aus," gab August zur Antwort, „aber —"

„Was aber!" unterbrach ihn Reinhold. „Nach meiner Meinung gibt es hier kein Aber! Die Sache scheint mir klar und entschieden!"

„Nicht ganz, mein Lieber! Audiatur et altera pars! — Haben wir nicht neulich in der Vorhalle des Römers zu Frankfurt gelesen:

Eines Mannes Rede eine halbe Rede!
Man soll sie billig verhören beede!"

„Gewiß, Auguſt!“

„Drum meine ich,“ ſagte dieſer, „wir ſenden die beiden Briefe mit allen Beilagen an Hohenthal.“

„Damit der dann ſich an den Onkel wendet und den alten Herrn wegen ſeiner Aeußerungen zur Rechenſchaft zieht? — Vergib! das darf nicht ſein! Es dürfte genügen, Hohenthal mitzuteilen, was alles gegen ihn verlautet, ohne Quellenangabe, und ihm zu überlaſſen, ob er ſich rechtfertigen kann, vermag er das aber nicht, ſo wird er blutige Genugthuung geben müſſen. Es liegt ja leider einer der Fälle vor, die du bei jenem Geſpräche, du weißt wohl noch, bezeichnet haſt, wo es Pflicht und Recht iſt, ſein Leben im Zweikampfe aufs Spiel zu ſetzen, um die Unſchuld zu ſchützen oder zu rächen!“

„Ich muß dir recht geben, Reinhold! Vorausgeſetzt, daß alles ſo iſt, wie Onkel Wilhelm es darſtellt. Indeſſen, trotz der größten Wahrſcheinlichkeit, möchte ich doch raten, das mildeſte Verfahren zu wählen.“

„Zu ſpät, Auguſt! — Unmittelbar nach Empfang jenes Briefpackets habe ich ſechs Zeilen an den Forſtmeiſter Eduard von Hohenthal geſchrieben und, deiner Beiſtimmung ſicher, zur Poſt geſendet, um keinen Tag zu zögern.“

„Erwarten wir denn, was für Antwort kommt,“ ſagte Auguſt und unterwarf des Onkels Beweisdokumente einer nochmaligen Durchſicht. —

Die Antwort des Herrn von Hohenthal traf mit umgehender Poſt ein und lautete ebenſo lakoniſch wie Reinholds Schreiben. Ohne ſich auf irgend weiteres einzulaſſen ſchrieb der Forſtmeiſter, daß er natürlich die Ausforderung des Herrn Rittmeiſters nur mit der Anzeige beantworten könne, am nächſten Mittwoch, morgens 8 Uhr, den Herrn im Schwedenbuſche, eine Stunde von M., erwarten zu wollen.

„Paule!“ rief der Rittmeiſter, „Paule! Wir werden heute mittag zu Pferde abreiſen, mein Bruder, ich und du, und die Piſtolen mitnehmen. Setze ſie aber vorher in allerbeſten Zuſtand, denn auf unſerem Wege gibt es jetzt gar zu viele Wölfe. Ich werde gleich Urlaub für uns holen, und unmittelbar nach dem Eſſen reiten wir ab.“

Als er bei dieſen Worten nach dem Säbel griff, um ſich bei dem Regimentskommandeur den nötigen Urlaub zu erbitten, ſagte Auguſt in bittendem Tone:

„Lieber! Thue mir doch den Gefallen, und laß mich die Ehrenſache an deiner Stelle ausfechten. Ich habe genau dieſelbe Verpflichtung, wie du, und —“

„Halt, Trauteſter!“ lachte Reinhold. „Nein! Selbſt iſt der Mann. Ich danke dir — kann dir aber das Vergnügen nicht überlaſſen. Ich bin der Aeltere.“

Nach einigen Stunden traten die drei Reiter, zum Schutze gegen das eingetretene gelinde Schneewetter tief in Mäntel gehüllt, ihre Reiſe an.

Drei Tage ſpäter rüttelte ein heftiger Schneeſturm an den Fenſtern des Hauſes, wo im behaglichen Zimmer der Superintendent und Anna bei der Arbeit ſaßen. Plötzlich legte Helmholz das Buch nieder und ſagte: „Was war das, Anna? Vernahmſt du nichts? Mir klang es wie fernes Rufen; öffne den Fenſterladen, mein Kind.“

Die Tochter erhob ſich, ſchlug den Laden zurück und blickte, die Hand über die Augen haltend, lauſchend in den düſtern Dezemberabend hinaus. Aber ſie vernahm nichts als das Geräuſch des Windes, der die feinen Eiskriſtalle gegen die Scheiben warf.

„Es iſt nichts,“ ſprach ſie. „Soll ich den Laden ſchließen? Der Schnee ſtäubt ins Zimmer.“

„Gönne immer meinen Verirrten den Strahl unſeres Lichtes,“ ſagte der Vater halb im Scherze, halb im Ernſte, „ich bilde mir ein, ihren Ruf vernommen zu haben.“

Mit ungläubigem Lächeln trat Anna von dem ſchlecht verwahrten Fenſter an den wärmenden Ofen.

Digitized by Google

Die Wohnung des Superintendenten lag ganz frei in der Vorstadt und gewährte die Aussicht auf eine meilenweite, von Gräben, bodenlosen Wegen und einzelnen Feldbüschen durchschnittene Ebene, in welcher bei solchem Wetter, wie eigene Erfahrung schon gelehrt hatte, ein Verirren nur zu leicht war. Es mochten auch kaum einige Minuten vergangen sein, als Anna aufhorchend nun selbst in der Ferne Menschenstimmen und das Schnauben von Pferden zu vernehmen glaubte, und in der That hielt bald darauf ein Reiter vor dem Hause, welcher mit der Ungeduld eines wetterermüdeten Reisenden die Frage herausschrie: Ob hier das Wirtshaus sei?

Helmholz hatte das Fenster geöffnet, vermochte es aber im Wehen des Sturmes kaum zu halten, und vor dem Regen von Eisnadeln, der ihm ins Gesicht schlug, kaum aufzublicken; nur mit Anstrengung konnte er antworten: Der Gasthof liege am Markt, sei jedoch im Sommer abgebrannt, jetzt zwar neu aufgebaut, aber zur Aufnahme von Fremden noch nicht eingerichtet.

Der Reitknecht, denn dafür ließ ihn das silberne Band um den Hut erkennen, fragte weiter, ob denn in dem Orte kein anderes Unterkommen für seine auf dem Fuße folgende Herrschaft, es wären zwei Herren, zu finden sei?

Auf des Superintendenten Erwiderung, „die beiden anderen Wirtshäuser wären nicht besonders anständig; mit Freuden aber sei er selbst bereit, die Herren bei sich aufzunehmen", sagte der Diener:

„Ich denke, meine Herren werden nach langem Umherirren in dem Hundewetter keine Komplimente machen; lassen Sie nur immer den Thorweg öffnen, lieber Herr!"

Helmholz eilte, das Fenster schließend, hinaus, um die nötigen Befehle zu erteilen. Als er jedoch kurz darauf die Fremden ankommen hörte, trat er mit einem Licht zu ihrem Empfange auf den Flur hinaus. Er vernahm jetzt, wie mehrere Pferde in den Hof geführt wurden und den Fremden der Eingang ins Haus gezeigt ward. Um ihnen zu leuchten, näherte er sich der Thür, worauf ihm jedoch der Zugwind das Licht in demselben Augenblicke ausblies, in welchem die Fremden die vom Hofe heraufführenden Stufen erreichten.

„Nur näher, meine Herren," sagte er freundlich, „Sie sind willkommen, obwohl ich Sie im Dunkeln empfangen muß. Nimm die Mäntel ab, Katharina — und nun herein ins wärmende Zimmer." Dann die Stubenthür öffnend, rief er: „Annchen, wir sind ohne Licht!"

„Wohin sind wir geraten?" flüsterte der eine der Reisenden seinem Gefährten zu, indem er unwillkürlich eine zögernde Bewegung machte. Doch schon hatte der freundliche Wirt seinen Arm ergriffen und ihn ins Zimmer geführt. In demselben Augenblick, als die verhüllenden Mäntel sanken und die Ankömmlinge in blitzenden Uniformen dastanden, trat durch die von der Magd geöffnete Thür Anna herein, in jeder Hand eine Kerze, worauf beim ersten Lichtstrahl, welcher die Fremden traf, die Erkennung geschehen war.

„Mein teurer Rittmeister, meine werten Freunde, tausendmal willkommen!" rief Helmholz in freudiger Ueberraschung, indem er die Gäste umarmte. „Wer hätte das gedacht, da Ihr Brief vor acht Tagen noch keine Andeutung enthielt!"

Anna war wie angewurzelt mitten im Zimmer stehen geblieben, die Lichter in ihrer Hand bebten, und so den Blick an den Boden geheftet, von einer dunklen Röte übergossen, neigte sie sich in lieblicher Verwirrung vor den Gästen.

Reinhold sprang hinzu, nahm ihr die Lichter ab und flüsterte ihr halblaut zu: „So unverhofft sehe ich Sie wieder!"

Bei dem Klang dieser Stimme, welche die freundliche Gewalt über ihr Herz nicht verloren hatte, blickte Anna auf, aber ihr Auge, die bekannten heiteren Züge suchend, fand sich getäuscht. Er sah ernst aus, und ein sonderbarer, fremder Ausdruck lag in seinen Mienen. Betroffen wandte sie das Auge — es fiel auf August, den sie jetzt erst erkannte und zu begrüßen eilte.

Digitized by Google

„Das nenne ich mir eine Ueberraschung!“ sagte nun Helmholz. „Wer hätte sich von dem rauhen, stürmischen Abende diese Freude vermutet? Nun, mein Töchterchen, laß sehen, was deine Kunst vermag, so werte, aber erstarrte Gäste zu erquicken. Richte uns hier am Ofen ein behagliches Plätzchen ein und dann wollen wir bis Mitternacht plaudern.“

Ein freundliches Nicken war Annas Antwort, indem sie die Thür öffnete, die Magd mit dem klirrenden Theegeschirr einzulassen.

„Nun, meine lieben Freunde,“ begann der Superintendent, nachdem man Platz genommen hatte, „was führt Sie denn so unverhofft und unangemeldet in so rauher Jahreszeit zu uns? Die Schwester weiß nichts von dieser erfreulichen Ankunft. Ich sprach sie gestern. Galt wirklich uns der Besuch, oder haben wir ihn dem Zufall zu danken?“

„Ein Geschäft von einiger Wichtigkeit,“ antwortete der Rittmeister nach einigem Bedenken, „ruft uns nach M..., und wir hofften die Stadt noch heut zu erreichen; doch Dämmerung und Schneetreiben hatten uns nur zu bald jede Spur eines Weges entzogen. So sind wir denn stundenlang die Schneewüste durchirrt, bis ein willkommenes Hundegebell und das freundlich leitende Licht dieses Hauses uns in den Hafen führte.“

„Auch ohne diese Irrfahrt würden Sie M... heute kaum noch erreicht haben,“ sagte Helmholz, „da vor acht Tagen eine durch Tauwetter herbeigeführte Ueberschwemmung die Brücken weggerissen hat, welche über das Flüßchen nach der Stadt führen.“

Diese Nachricht schien den beiden unwillkommen zu sein. August schlug eine Karte auf, um die Entfernung des nächsten Uebergangspunktes zu berechnen, und fragte nun: ob der Schwedenbusch diesseits oder jenseits des Flusses liege?

Während der Bruder ihm einen besorgten, warnenden Blick zuwarf, erwiderte Helmholz befremdet: „Der Schwedenbusch liegt auf dieser Seite, links an der Straße und reicht bis zur Brücke. Aber was wollen Sie im Schwedenbusch?“

In diesem Augenblicke trat Paul, des Rittmeisters Diener, ins Zimmer, den Mantelsack auf der Schulter, zwei Pistolen in der Hand. Bei seinem Anblick erhob sich der Rittmeister mit einer zurückweisenden Gebärde, worauf jedoch Helmholz dem Reitknecht die auf der anderen Seite des Flurs gelegenen Gemächer als die Gastzimmer bezeichnete.

„Hier ist auch noch ein Brief an das Fräulein,“ sagte Paul; „der Bote wartet auf Antwort.“

Von einer plötzlichen Ahnung durchflogen, griff der Rittmeister nach dem Schreiben, warf einen Blick auf die Handschrift und erblaßte. Noch hielt er zögernd den Brief, als Anna, auch ihrerseits die Züge erkennend, mit dem freudigen Ausruf: „Von Natalien!“ ihm das Schreiben aus der Hand nahm.

In ängstlicher Spannung hafteten seine Blicke auf der Geliebten, welche, den Brief rasch entfaltend, schon nach Durchfliegung der ersten Zeilen mit sichtbarem Schrecken in das Nebenzimmer eilte. Wenige Minuten später ward die Thür ein wenig geöffnet und Annas bebender Ruf: „Vater!“ drang zu den Ohren der bestürzten Männer.

Reinhold machte eine Bewegung gegen die Thür, doch schon hatte der zur Tochter eilende Vater sie hinter sich geschlossen. Da rief jener schmerzbewegt: „Nun rate, hilf! Mein Vorhaben ist entdeckt!“

„Werde nicht dein eigener Verräter!“ entgegnete August, „wie sollte Natalie! — Es ist nicht möglich.“

„Es ist nur zu gewiß, und der Zufall gegen mich verschworen!“ sagte der Rittmeister. „Unglückseliges Verirren dieses Abends. Und ich Unsinniger trete auch ein, ohne Frage, wer uns so gastlich sein Haus öffnet. Ein Wort, und die Gefahr war beseitigt.“

„Wozu die Vorwürfe, Reinhold? Konnten wir verhindern, daß dieser Brief geschrieben ward? Laß ihn das Schlimmste enthalten, Anna wird stark genug sein, nicht vor Möglichkeiten zu zittern."

„Und das sagst du," erwiderte Reinhold, „während ihr Klageruf noch in unserem Ohre tönt? Horch! Helmholzs Stimme, er versucht, die Weinende zu trösten. Ach, August, wie unglückselig fühle ich mich!"

„Laß diese Liebe nicht deine Kraft untergraben," sprach August. „Muß ich dich erinnern, lieber Reinhold, wer von uns so rasch zum äußersten entschlossen war? Warst du es nicht, sonst der Mildere, Versöhnlichere? Zwar, wenn du meinen dringenden Bitten nachgeben, mir gestatten wolltest —"

„Darüber kein Wort mehr, ich bitte dich!" fiel Reinhold ein.

Die Thür ging auf; Helmholz kehrte zurück. Seine wolkenlose Stirn, das Auge in seiner ruhigen Klarheit, der feste Klang seiner Stimme, mit der er Reinhold anredete, ließ den Mann erkennen, der gewohnt war, mit dem Gottvertrauen, auf welches ihn äußerer und innerer Beruf hingewiesen, den Widerwärtigkeiten des Lebens mit Fassung entgegen zu treten.

„Wir bedürfen, mein teurer Freund," nahm er das Wort, „in dieser Stunde wohl eines wechselseitigen, rückhaltslosen Vertrauens. Lassen Sie mich den Anfang machen, indem ich Ihnen das Schreiben Ihrer Schwester einhändige. Auch wenn mir die Freundschaft kein Recht auf Ihr Vertrauen gäbe, würde mich die Pflicht antreiben, es Ihnen vorzulegen. Sie müssen seinen Inhalt erfahren.

Der Rittmeister nahm das Blatt und las:

„Trost suchend und aus meiner Ruhe aufgeschreckt, flüchte ich zu dir, meine geliebte Anna! Zunächst erfahre, was Du wohl längst geahnt hast, daß ich schon seit einem Jahre Hohenthals Verlobte bin. Auf seinen Wunsch blieb unser Bund der Welt, den Brüdern und selbst Dir verborgen und, wie ostmals, kam heute mittag Hohenthal zur Reise gerüstet, um von mir Abschied zu nehmen. „Wohin?" frage ich. „In den Forst," sagt er. „In welchen, Eduard?" „Das kann Dir wohl gleich sein," erwidert er lächelnd. Mit nun erst recht erwachter Neugier bitte ich ihn, mir das Ziel seiner Reise zu nennen. „Wenn Dir's zu wissen gut wäre, Natalie," antwortet er, „hätte ich es dir ohne Frage gesagt." „Eigensinn!" schelte ich scherzend, „mit dir ist nichts auszurichten, so reise denn! Und wann kehrst Du wieder?" „Morgen mittag!" „Ist das gewiß?" frage ich, worauf er lächelnd mit „Ja!" antwortet und, schon auf der Schwelle, noch einmal umkehrt, mich in zärtlicher Bewegung zu umarmen.

Ich weiß nicht, welch ein seltsames Gefühl mich plötzlich anweht. Ich eile ans Fenster, ihm nachzublicken. Eben schwingt er sich in den Sattel, da scheut der Rappe und thut einen halsbrechenden Sprung. Ich schreie auf, er grüßt mich lächelnd und fliegt die Straße hinunter. Da! plötzlich sehe ich etwas Rotes aus dem Schnee hervorleuchten. Ich trete vors Haus und hebe Eduards Portefeuille vom Boden auf, das Schloß ist aufgesprungen, ein Brief Reinholds liegt vor mir und das Erste was mein flüchtig darüber hinstreifender Blick erfaßt, ist das Wort: Genugthuung. Ich trete ins Zimmer zurück. Nun muß ich das Schreiben lesen. Anna, was finde ich? Reinholds Herausforderung! — während ich mich zu erinnern glaube, daß Hohenthal heute Pistolen im Sattel geführt.

Anna, ist an dem Entsetzlichen zu zweifeln? — Du fragst nach der Veranlassung? — Ach, ich Arme weiß nur, daß die Welt tausendmal ohne Prüfung verurteilt, daß ich selber vor Hohenthal gewarnt wurde und daß mein Oheim sein unversöhnlicher Gegner ist.

Und Reinhold könnte das Traurige vollbringen, ohne mich, ohne Dich gesprochen zu haben? — Anna, es ist meine einzige Hoffnung: er müsse bei Dir sein. Täuscht mich dies Ahnen nicht, meine Geliebte, so halte, so beschwöre ihn, und mir überlasse dann, ihn zu versöhnen.

Sende eine Zeile des Trostes Deiner Natalie."

Digitized by Google

Der Rittmeister, seinem Bruder den Brief hinreichend, fragte, ob Helmholz den Forstmeister kenne.

Der Superintendent antwortete: „Von Person, ja; doch nicht zureichend, um ein Urteil über ihn zu haben, da Hohenthal erst vor einigen Monaten nach M... versetzt ist."

„So werden Sie auch schwerlich aus Erfahrung wissen, ob die über Hohenthal verbreiteten Gerüchte wahr sind; aber gehört haben Sie dieselben vielleicht auch. Mir ist nämlich mitgeteilt worden, daß er ein Spieler ist, daß man ihn der Roheit bezichtigt und ihm nachsagt, er sei als Offizier gezwungen worden, seinen Abschied zu nehmen. Was mich aber am meisten empört hat, ist die Schändlichkeit, sich mit Natalien heimlich zu verloben, während er im Begriffe steht, sich mit der reichen Gräfin Viktorine zu vermählen."

Helmholz erwiderte: „Es bekümmert mich, gestehen zu müssen, daß Hohenthals Ruf nicht der beste ist. Auch ich habe gehört, daß er hohem Spiele ergeben ist, ebenso, daß man ihn als Verlobten der Gräfin, seiner Kousine, nennt. Im Widerspruch hiermit liegt jedoch in des Forstmeisters Erscheinung eine so große Offenheit, etwas so Ritterliches, und er wird als Beamter so sehr gerühmt, daß es mir bedenklich scheint, ihn ohne die vorsichtigste Prüfung zu verdammen."

Der Rittmeister äußerte spitz: „Was scheint? Der Schein trügt häufig. Die doppelte Verlobung spricht wahrlich nicht für seine Redlichkeit, und welcher Art sein Charakter ist, will ich Ihnen jetzt berichten. In Preußen hat vor Jahr und Tag ein wackerer Mann um Nataliens Hand geworben, als plötzlich Hohenthal erscheint, durch gehässige, unwahre Insinuationen den Nebenbuhler verdrängt und durch alle Künste der Verführung sich selber das arglose Herz der Schwester gewinnt. Statt einer Eröffnung gegen die Familie weiß er unter nichtigen Vorspiegelungen Natalien zu bewegen, ihr Verlöbnis zu verschweigen. Der Oheim, das heillose Spiel durchschauend und für die Rettung der Getäuschten kein Opfer scheuend, entschließt sich zur Veränderung des Wohnsitzes, den er, sein Gut verkaufend, hierher nach dem entfernten M... verlegt; doch kaum ist er hier eingerichtet, so bewirkt Hohenthal seine Versetzung nach demselben Orte. Hier aber liegt, wie Sie wissen, das Gut des Vaters der Gräfin Viktorine in der Nähe; nun erneuert er die Bekanntschaft mit seiner Kousine, und entweder durch ihre Schönheit oder ihren Reichtum, dessen der zerrüttete Spieler vielleicht bedarf, zur Untreue hingerissen, vollzieht er, der früheren Schwüre uneingedenk, mit der Gräfin die Verlobung. Und heute noch, wie ihr Brief dessen Zeuge ist, hat Natalie keine Ahnung von dem Schurkenstreich und wird durch Liebkosungen eingewiegt, bis er das Band mit der Gräfin zum unauflöslichen gemacht haben wird. Jetzt endlich bricht der Oheim sein jahrelanges Schweigen, und ich empfange einen Bericht von ihm, dem eine solche Fülle von Beweisdokumenten beigefügt ist, daß jeder Zweifel an des Forstmeisters Schlechtigkeit verstummen muß. Welchen Kampf es mich auch kostet, ich gewinne es über mich, mit Unterdrückung der gerechtesten Empörung, ihm mit kalter Ruhe zu schreiben. Rechtfertigung verlange ich, oder die Bestimmung von Ort und Stunde zum Zweikampf. Ohne den Versuch einer Entschuldigung nimmt er die Herausforderung an, mir den morgenden Tag und den Schwedenbusch zum Rendezvous bestimmend. Und hier bin ich, mein Freund, der Schwester Schmach an dem Verderber zu rächen."

„Ich darf," sagte Helmholz, „nach unseren früheren Gesprächen kaum der Hoffnung Raum geben, Sie zu einer Aenderung Ihrer Beschlüsse zu bewegen, und doch muß ich Gerechtigkeit von Ihnen verlangen. Wie? ohne Versuch einer Verständigung soll zu den Waffen gegriffen, hier und dort in dem verwegenen Beginnen ein Menschenleben aufs Spiel gesetzt werden? Das können Sie nicht verantworten, Reinhold!"

„Der Versuch ist gemacht worden," erwiderte der Rittmeister, „aber Hohenthal verweigerte die Erklärung, und sein Schweigen allein schon beweist seine Schuld."

„Nein, mein Freund!" sagte Helmholz. „Ein vermutlich in schneidender Kälte

abgefaßtes, mit Drohungen und Herausforderungen erfülltes Schreiben war kein Mittel der Verständigung, und Hohenthals Schweigen kann, dem Stolze entspringend, ebenso für seine Unschuld zeugen. Wie zweideutig er übrigens auch erscheint, eine Gewähr steht ihm zur Seite, die Neigung Ihrer Schwester. Erlauben Sie mir, mit dem Forstmeister zu reden."

„Ich erkenne Ihre Vortrefflichkeit," entgegnete der Rittmeister, „doch ist es zu spät, und als Offizier —"

„Können Sie einen Geistlichen nicht als Vermittler gebrauchen," fiel Helmholz ein. „Wohlan, so sprechen Sie mindestens die Schwester."

„Unmöglich! Was soll ich ihr erwidern, wenn sie das Leben des Schurken von mir erfleht?"

„Dann sollen Sie dem schönen Zuge des Schwesterherzens folgen und sprechen: Ihm sei verziehen! Seine Strafe überlasse ich dem Richter über den Sternen, dem einzigen, der Macht zu strafen und zu vergeben hat, auch da, wo kein Ankläger erscheint."

„Sie vergessen," sprach Reinhold, „daß es der Anklage Nataliens nicht bedarf, daß ihre Schmach auch meine Ehre trifft. Sie kann ihm vergeben — ich darf es nicht."

„Gewiß! Sie dürfen und Sie müssen! Bis so weit kann Ihr fürchterliches Phantom von Ehre nicht reichen. Und wäre ein Gericht von Offizieren zur Stelle, es müßte gegen Sie entscheiden."

Die eintretende Bedienung unterbrach den Streit.

Reinhold versank in Nachdenken. Indem er noch einmal die Einwürfe des älteren Freundes einer Prüfung unterwarf, blieb er an dem Bilde der geliebten Schwester haften. Mit der freien, gedankenvollen Stirn, den sinnenden Augen, mit der ganzen großartigen, fast antiken Ruhe, die ihren edlen Zügen einen so eigentümlichen Zauber verlieh, trat dieses Bild dicht an sein inneres Auge heran. Da zum erstenmal bebte er in dem Gedanken, diesen himmlischen Frieden durch eine That zu stören, welche die ihm sonst so ähnliche Schwester doch mit Entschiedenheit verdammen würde.

Seine Zuversicht ward erschüttert.

Des Superintendenten Versicherung: Natalie könne ihr Herz keinem Unwürdigen geschenkt haben, tönte lauter in seinem Innern wider, und sein erwachendes Gewissen rief ihm zu: er habe an dem Angeklagten nicht edelmütig gehandelt. Jetzt, die Worte seines Schreibens noch einmal überdenkend, erschrak er vor ihrer verletzenden, herausfordernden Schärfe, und der Vorwurf beschlich ihn, einem Ankläger Glauben geschenkt zu haben, der, wenn auch seines Vaters Bruder, ihm doch völlig unbekannt war.

In dieser Stimmung traf ihn Annas Erscheinung. Nicht wie damals im Bade sah er sie, aufrecht unter den sie umringenden Schrecken — nein, es war eine Gramgebeugte, die jetzt, ein Bild des rührendsten Leidens, ins Zimmer trat.

Der Rittmeister, dessen Herz bei ihrem Anblick in Wehmut zerschmolz, flog ihr entgegen, während sie mit dem Tone herzzerreißenden Jammers seinen Namen rufend, ihm die Hand entgegenstreckte.

Da war sein Widerstand gebrochen. Still gelobte er, nur ihrem Glücke zu leben, und er hätte es ihr ausgesprochen, wäre die zuckende Lippe nur eines Wortes mächtig gewesen.

Doch wer hätte es gehofft, daß selbst der strenge August, welcher vor wenig Augenblicken noch die Schwäche des brüderlichen Herzens anklagte, das eigene im Busen verwandelt fühlte.

„Dieser Jammer ist nicht zu ertragen," rief er. „Diese Augen sollen nicht länger weinen, dieser Mund wieder lächeln. Ich verbürge mich mit meinem Worte, daß der Frieden Ihres Herzens nicht gestört und nicht getrübt werden wird."

Mit einem unaussprechlichen Blicke lohnte ihm Anna; doch entweder um seine

hervorbrechende Weichheit zu verbergen oder von der Kühnheit seiner Verheißungen selbst betroffen, verließ er mit flammender Röte im Gesicht das Zimmer.

„Er hat in meinem Herzen gelesen," sprach Reinhold, als ihn Anna zwischen Glück und Zweifel schwankend anblickte. „Ich bin entschieden! Es wird und soll der Waffen zwischen mir und Hohenthal nicht bedürfen!"

Wer schildert das Entzücken Annas, welche der Vater in tiefer Rührung in seine Arme schloß, während Reinhold mit jedem Schlage seines pochenden Herzens tiefer in die Träume einer glücklichen Zukunft versank.

„Jetzt zu dem freudigen Geschäft, meiner Natalie, meiner teuersten Freundin, zu schreiben!" rief Anna aus. „Es ist das erste Mal, daß die Hohe sich des Trostes bedürftig an mich wendet, und mich beglückt es, ihr denselben gewähren zu können."

Als sie mit diesen Worten, das Antlitz von einem glücklichen Lächeln verklärt, aus dem Zimmer geeilt war, erfaßte der Rittmeister die Hand des Vaters und sprach mit feuchtem Auge:

„Möchte jedem Verirrten auf dem Wege des Lebens solch ein Führer begegnen. Vor einer Stunde noch verwünschte ich Kurzsichtiger den Eintritt in dieses Haus, den ich jetzt als eine Fügung preise. Zwar erfüllt mich der Schwester Geschick mit tiefer Betrübnis, aber ich erkenne zugleich, daß mein blutiges Vorhaben nicht geeignet war, ihm eine glückliche Wendung zu geben. Mit dem Geständnis meiner Uebereilung will ich morgen vor Hohenthal treten, seine Verteidigung hören und ihm ein milder Richter sein. Jedenfalls entsage ich der Rache, und wenn mich die Welt ungleich beurteilt, soll ein reines Gewissen und die Zufriedenheit zweier geliebter weiblicher Herzen mein Trost sein."

„So wollte ich Sie, mein edler Freund!" sagte Helmholz mit glänzenden Augen, „und danke Gott, der, um einen widerstrebenden Geist durch das Herz zu gewinnen, den rührenden Bitten eines einfachen Mädchens mehr Gewalt verlieh als meiner Beredsamkeit. Freilich," setzte er lächelnd hinzu, „freilich besitzen achtzehnjährige weinende Töchter eine höhere Gabe der Ueberredung, als ihren Vätern zu Gebote steht. Aber nun kein Grübeln weiter! Wie vollständig ich auch Ihre Sorge um die Schwester teile, so gehört sie doch dem morgenden Tage. Heute wollen wir uns Ihres Kampfes und Sieges freuen. Der Herr, der so weit geholfen hat, wird auch weiter helfen."

Stumm nickte Reinhold und hörte dann mit lächelnder Freude die Erzählung des Superintendenten, wie Anna und Natalie sich in schwesterlicher Liebe zum innigsten Freundschaftsbunde vereint hatten, aber mit dem Entschluß, den Brüdern dieses Bündnis vorerst zu verschweigen, um sie später damit zu überraschen.

Mit wie seligen Blicken hing an diesem Abend Anna an dem ihr wiedergeschenkten Freunde und wußte es kaum, daß aus ihnen die unverhüllteste Neigung sprach.

Wie aber nach vorübergerauschtem Gewitter die stille Nacht ihre Friedensschleier über die Erde breitet, ruhten in dem kleinen Hause vier getröstete Menschenherzen von den Stürmen dieses Abends in den Armen eines erquickenden Schlummers aus.

Als Reinhold erwachte, strahlte der hellste Wintermorgen in sein Gemach. Verwundert über den langen Schlaf, unwillig, seinen Befehl frühzeitigen Weckens nicht befolgt zu sehen, warf er sich in die Kleider; da, mit Befremden die Pistolen vermissend, rief er den Diener, welcher auf Befragen meldete, daß der Herr Leutnant, die Pistolen mit sich nehmend, schon eine Stunde vor Tage das Pferd bestiegen habe, mit dem Befehl, die Ruhe des Herrn Rittmeisters um keinen Preis zu stören.

Des Bruders Absicht ist klar, die traurigste Uebereilung zu befürchten.

Reinhold fliegt in den Stall, hilft selber die Pferde satteln und will eben mit

Digitized by Google

dem Reitknecht den Hof verlassen, als Helmholz, von der Unruhe im Hause herbeigerufen, mit der Frage zu ihm tritt: „Wohin so früh?“

Wenige Worte genügten zur Verständigung, und Helmholz, der zwar seit Jahren kein Pferd bestiegen, erbietet sich zur Begleitung, worauf beide Reiter davon sprengen.

Indessen hatte August, mit dem festen Entschlusse, sein Anna gegebenes Wort dadurch zu lösen, daß er, auch gegen den Willen des Bruders, das Duell für ihn bestände, schon mit dem ersten Schimmer der Dämmerung den von Hohenthal bezeichneten Ort der Zusammenkunft erreicht. Die Uhr sagte ihm, daß er um vieles zu früh gekommen. Er stieg ab, um das erhitzte Pferd umher zu führen. So, in vergeblicher Sehnsucht nach dem Erscheinen des Gegners, in ängstlicher Besorgnis vor der Ueberraschung des etwa nacheilenden Bruders, schlichen die trägen Minuten dem ungeduldig Harrenden langsam dahin. Unbemerkt entfaltete der Wintermorgen seine Pracht. Er sah es nicht, daß die Morgenröte den im Reife prangenden Wald mit Gold und Purpur überstreute, noch vernahm sein Ohr den Morgengesang der hüpfenden Meisen, des munteren Zaunkönigs. Nur bei den lauten Schlägen der Axt, nur bei dem Krachen des am Ufer des offenen Flüßchens nachsinkenden Eises fuhr er zusammen. Als jedoch auf dem Wege, den er selbst gekommen, eiliger, immer näher erschallender Hufschlag ertönte, warf er sich aufs Pferd, entschlossen zur Flucht vor dem Bruder und zu dem Wagnis, auf unbekannten Pfaden dem Forstmeister entgegen zu fliegen. Es waren aber Landleute, die, bald vom Wege abbiegend, sich in lautem Gespräch im Forste verloren.

Endlich, zu spät für seine peinigende Ungeduld, immer noch zu früh für die bestimmte Stunde, vernimmt er im Walde das Schnauben eines Pferdes. Bald unterscheidet er den Reiter, der, eine schöne, hohe Gestalt im grünen Jagdkleide, sich im Schritt auf dem Waldwege nähert. Doch jetzt drückt der Fremde dem Rappen die Schenkel an und hat in wenig Augenblicken den Platz erreicht. Bei Augusts Anblick will er sein Befremden äußern, doch dieser kommt ihm zuvor, indem er, sich für seinen Bruder ausgebend und den Deckel des Pistolenhalfters lüftend, zum Werke zu schreiten bittet.

„Ich bin hierher gekommen, den Rittmeister von Bernstein zu treffen und keinen Dritten,“ lautete Hohenthals ruhige Erwiderung.

„Auch nicht seinen Bruder? Mein Ehrenwort, daß ich es bin!“

„Ich hege keinen Zweifel,“ sagte der Forstmeister, „doch werde ich Ihre Befugnis zur Stellvertretung nur unter Ihres Bruders ausdrücklicher Einwilligung anerkennen.“

„Der Mangel ist leicht beseitigt, hier die Herausforderung auch von meiner Seite, Herr von Hohenthal!“

„Ich muß vorläufig die Ehre ablehnen, Herr von Bernstein! Mindestens gebührt Ihrem Herrn Bruder der Vortritt.“

„So nehme ich zur Bitte meine Zuflucht,“ sprach August. „Vergönnen Sie mir, ein wertloses Dasein für den geliebten Bruder einzusetzen, der allerdings auch in kurzer Zeit hier sein wird, an dessen Leben aber mehr wie ein Glück geknüpft ist.“

„Ich ehre diese Aufwallung,“ erwiderte Hohenthal, „doch Ihr Bruder würde sie nimmer gut heißen — und,“ setzte er mit feinem Lächeln hinzu, „haben Sie denn schon die Schwester gefragt, ob Ihr Dasein für sie ein wertloses sei?“

„Die Schwester?“ rief der junge Offizier. „Es war nicht wohlgethan, mein Herr, mich an die zu erinnern! Doch ich will mich beherrschen, Herr von Hohenthal; es ist eine Braut, der ich meines Bruders Leben zu wahren gelobt habe.“

„Und Ihr Wort wird glänzend bestehen,“ fiel der Forstmeister ein, „ich schlage mich nicht!“

„Sie scherzen,“ sagte August.

„Gewiß nicht. Ohne Sekundanten bin ich erschienen und unbewaffnet, wenn Sie

Digitized by Google

den zu meiner Amtskleidung gehörigen Hirschfänger übersehen wollen; ein Beweis, daß ich zu keinem Duell ausgezogen bin."

„Sollte es wahr sein, was man sich von Ihrem Ausscheiden aus dem Offiziersstande erzählt?" fragte August mit Hohn.

„Wahr oder nicht, genug, daß Sie meinen Entschluß kennen. Erwarten wir Ihren Bruder."

„Ein bequemer Ausweg, Herr von Hohenthal, für jeden Elenden, der Schlechtigkeit mit Feigheit paart. Schade nur, daß er vor dem Ehrenmanne nicht Probe hält. Den Fänger heraus und zur Wehr gesetzt, oder ich steche Sie vom Pferde."

Mit diesem Rufe und dem rasch gezogenen Säbel sprengte August auf den Gegner ein, als dessen gebietende Stimme ihm ein „Halt!" entgegendonnerte.

Mit schnell wiedergekehrter Ruhe sagte dann Hohenthal, sich aus dem Sattel schwingend: „Bitte! Nehmen wir auf jener Moosbank Platz. Ich habe Ihnen einiges mitzuteilen."

Der Offizier folgte seinem Beispiel und mit ernster Freundlichkeit begann der Forstmeister: „Ein Mann, der, wie ich, Grundsätzen huldigt, welche mit der Ansicht der Welt im Widerspruch stehen, darf seines Lebens Glück nicht unvorsichtig gefährden. Ich bin nicht ganz so verlassen auf dieser Stelle, als es den Anschein hat. Nur eines Winkes würde es bedürfen, um meine Förster herbeizurufen, eine muntere, berittene Schar, stark genug, mich vor jeder Antastung zu bewahren und mich der traurigen Pflicht einer Verteidigung aus Notwehr zu überheben. Meine, Ihnen so verabscheuungswürdig erscheinende, Abneigung gegen den Zweikampf gründe ich auf das einfache Gebot Gottes: Du sollst nicht töten. Dies lernte ich aus dem christlichen Katechismus und begriff es in kindlichem Glauben. Kein Wunder, daß der spätere Unterricht aus dem Katechismus der militärischen Ehre bei mir nicht recht anschlagen wollte. Doch ging eine geraume Zeit alles gut, und es ist einige Wahrscheinlichkeit dafür vorhanden, daß ich noch heute dem Soldatenstande angehören möchte, hätte ich nur meinen Irrglauben zu verstecken gewußt. In einer schwachen Stunde, in der stark aus dem Katechismus examiniert wurde, verriet ich jedoch mein Geheimnis, was die Gegner anregte, mich auf die Probe zu stellen. Aus einer Schwachheit folgt gern die andere, besonders wenn man, jung und unerfahren, männlicher Charakterfestigkeit entbehrt. So geschah es denn, daß bestürmt von den Freunden und nicht gesonnen, meinen geliebten Stand aufzugeben, ich einem Kameraden gegenüber trat, um, den Degen in der Faust, ich weiß nicht für welche Armseligkeit, Genugthuung zu empfangen. Aber, obwohl ich mich bloß auf die Verteidigung beschränkte, mußte ich doch das Unglück erleben, daß mein Gegner sich meinen Degen durch die Brust rannte. Da, von der tiefsten Reue ergriffen und den Sterbenden mit heißen Thränen überströmend, schwur ich einen heiligen Eid, niemals wieder einen Zweikampf zu bestehen, und diesen Schwur habe ich gehalten.

Anfangs zeigte man Achtung vor meinem Schmerze, später begannen die alten Neckereien wieder, und bald sollte ich abermals Satisfaktion fordern. Meine bestimmte Weigerung hatte eine ehrengerichtliche Untersuchung zur Folge. Ich wurde freigesprochen, aber nun schied ich freiwillig aus einem Stande, für den ich mit meinen einer anderen Zeit eignenden Ansichten nicht länger zu passen schien. Zu allen Zeiten, Herr von Bernstein, hat das Vorurteil seine Macht geübt, und ich wundere mich daher nicht, daß auch die unsrige ihm ihren Zoll entrichtet. Kindisch ist es, dem Vorurteil aus Laune in den Weg zu treten, wer aber aus Ueberzeugung ihm zu trotzen unternimmt, soll wissen, daß er vor einem Tribunale streitet, das ihn mindestens in die Prozeßkosten verurteilen wird. Ich habe es vorgezogen, sie freiwillig zu bezahlen." —

„Und nun," fuhr Hohenthal fort, „wird es nur einiger Worte bedürfen, Sie über mein Verhältnis zu Ihrer Schwester aufzuklären. Vielleicht hätte eine bescheidene Frage danach, bevor Sie zu den Waffen griffen, Ihrer Ehre keinen Abbruch gethan.

Ich hörte einmal, Ihre Schwester habe, ohne ihn von Person zu kennen, den

abwesenden, oftmals verkannten Hohenthal mit schönem Enthusiasmus eines an Tugend glaubenden Herzens verteidigt. Dies führte mich in ihre Nähe und gab mir die Gelegenheit, sie von den Bewerbungen eines heuchlerischen Schurken zu befreien, späterhin aber mir selber die Herrliche zu gewinnen. Ein seltsames Verhältnis meiner Kousine Viktorine gebot mir, mein Glück der Welt zu verschweigen. Viktorine liebte unter ihrem Stande und sollte, nach dem Willen der Familie, sich einem Manne vermählen, der ihr zuwider war. — Vetter Hohenthal, oder wie die Gräfin den Jugendfreund zu nennen beliebte, der treue Vetter ward ins Geheimnis gezogen und sein Beistand verlangt. Ich erschien, warb selbst um ihre Hand und beseitigte durch des Oheims Vorliebe für mich den beschwerlichen Nebenbuhler. Gestern abend jedoch habe ich, nach Besiegung manchen Hindernisses, das Glück genossen, die traute Kousine dem Manne ihrer Wahl vereinigt zu sehen, und in diesem Augenblicke hat Natalie schon Viktorinens Dank und meine Rechtfertigung empfangen.

Was außerdem noch Ihr guter, leichtgläubiger, schwarzsehender Oheim über mich berichtet haben mag, verdient kaum der Erwähnung. Daß ich einen Ruchlosen, der eines unschuldigen Mädchens Verderben beabsichtigte, mit der Hetzpeitsche über die Grenze gejagt, ist eben so wahr, als daß ich vier Wochen lang ein hohes Spiel getrieben habe, um mit dem Opfer einiger hundert Thaler einem jungen Manne, der mein Interesse erregte, den Abgrund zu zeigen, an dem er stand. Vermeide den Schein, sagt das Sprichwort, und Klugheit mag den Rat befolgen. Mein würdiger Vater hat dagegen unter dem Wahlspruche: Thue recht und scheue niemand! das schöne Alter von achtzig Jahren erreicht. — Sie sehen, August, es liegt bei mir im Blute."

Der junge Offizier hatte die Erzählung nicht ohne Beschämung angehört, doch sein männliches Herz, die falsche Scham verjagend und alle Empfindlichkeit tapfer unterdrückend, sagte ihm, was er zu thun habe.

„Ich bitte um des edelsten Mannes Vergebung!" sprach er, dem ritterlichen Gegner die Hand reichend.

„Lange schon gehört Ihnen dies Herz, mein teurer Bruder!" erwiderte Hohenthal, indem er die dargebotene Hand herzlich drückte. „Wie schön," fuhr er fort, „eben kommt Reinhold! ihm entgegen!"

Sie trafen aufeinander.

„Bork, mein teurer Bork!" rief der Rittmeister an dem Halse des Jugendfreundes, „mein geliebter Eduard! Du bist es? und zugleich Hohenthal?"

„Bork von Hohenthal, mein ehrlicher Reinhold, seit der Adoption durch meinen mütterlichen Oheim!"

„Und hoffentlich doch auch Nataliens Verlobter und keiner anderen?"

„Keiner anderen, bei meinem Gewissen, und der glücklichsten Sterblichen einer!"

„Aber du unverbesserlicher Sonderling läßt mich zwanzig Meilen weit reiten, um nichts und wieder nichts?"

„Ist das nichts, hier an meiner Brust zu ruhen, Reinhold? Und trägst du nicht selber die Schuld? Sieh, die Kürze deines Briefes gefiel mir. „Entweder — oder!" Mag er denn kommen — zu deiner Hochzeit, dachte ich, und sehen, ob hier herum im verborgenen Thale nicht auch ihm ein duftiges Veilchen blüht, um ihm die weite Reise zu vergüten."

„Habe Dank! du lieber, wunderlicher Mensch, und —" fügte er leiser hinzu — „jetzt führe ich dich zu meiner Anna! du sollst die Herrliche kennen lernen."

„Mit nichten! Reinhold!" sagte Hohenthal ebenso leise. „Ich kenne sie längst — und verehre sie wie billig — aber jetzt geht es auf geradestem Wege zur Braut. Herr Superintendent, ich lade mich mit Natalie bei Ihnen zum Mittagessen; um Punkto 12, wie Onkel Bernstein sagt, sind wir zur Stelle." Und dahin flog er, und war, das Flüßchen durchsetzend, rasch ihren Augen entschwunden.

Bedarf es noch der Erzählung, wie auch Reinhold seinen Gefährten gleichsam auf Flügeln des Windes enteilte, die harrende Geliebte zu überraschen; und wie die Errötende ihn und seine Liebe aufnahm? Konnte doch der Glückliche sich nicht sättigen an Annas verschämten Geständnissen, daß sie ihn schon im Sommer geliebt, aber erst nach dem Abschiede ihr Herz erkannt habe, und daß die scharfblickende Natalie gleich Wort für Wort darin gelesen hatte.

Und so saßen die Beseligten in süßem Geplauder, bis der Vater hinzutrat, die Kinder zu segnen, August aber in ausgelassener Lustigkeit das Brautpaar umarmte.

Als aber zu Mittag Hohenthal mit Natalie und dem versöhnten Oheim eintraf, die Bräute sich unter Thränen umschlangen, in dem Onkel Bernstein aber jubelnd Walther vom Berge, der Novellist aus Kissingen, erkannt wurde, da war des Fragens und Verwunderns, da war des Lachens kein Ende.

„Aber warum, Onkel," sagte Reinhold, „warum hast du dich uns nicht zu erkennen gegeben?"

„Ha! Ich mußte doch erst die heldenhaften Brüder meines Nichtchens kennen lernen, und hätte mich schon demaskiert, wäre nicht meine plötzliche Abreise dazwischen gekommen."

„Aber, Onkel Novellist!" sagte August, „welche Verwirrungen hat dein Scharfsinn, deine Passion für Studien angerichtet. War denn deine und Nataliens Flucht vor dem da nötig? Hätte nicht eine einzige Frage an Hohenthal all die Angst und Sorge abgewendet?"

„Junges Blut!" versetzte der Alte. „Du glaubst wohl gar, ich habe mich vor ihm gefürchtet? — Pah! das fehlte noch, vor einem verliebten Förster davon zu laufen! Und habe ich nicht alles vorher gesehen? War nicht alles nötig? Wo hätten wir denn sonst die Verwickelung hergenommen und die ganze Novelle zustande gebracht?"

„So ist sie wirklich geschrieben?" fragte Reinhold lachend.

„Gewiß! Gewiß!" erwiderte der Novellist. „Fix und fertig — nach den gründlichsten Studien — und wenn ihr artig seid, lese ich sie euch am Doppel-Polterabend vor."

Der Kultus des Genius und das Sittengesetz.

Von

† August Schwartzkopff.

„Kultus des Genius!“ Eine Phrase, nachgesprochen von Tausenden, die nichts Klares dabei denken!

Ursprünglich ist Name und Sache heidnisch, römisch, ernsthaft realistisch gemeint.

Die alte römische religio kennt eine Geisterwelt im Hintergrunde der erscheinenden Dinge Diese gelten für um so herrlicher, je reiner sie jene ihnen zu Grunde liegenden Typen ausdrücken.

Der Genius ist die unmittelbare Triebkraft im Menschen, das eingeborene Gesetz seines Daseins. So sind auch die Apotheosen der Kaiser aus späterer Zeit zu verstehen. In ihnen erscheinen gewissermaßen die Genien des ganzen Reiches. Aber lange vor ihnen wurden schon die Genien einzelner Menschen verehrt, ja der Genius jedes einzelnen hatte seinen Kultustag, den Geburtstag.

Shakespeare läßt den Brutus sagen:

„Bis zur Vollführung einer furchtbar'n That
Vom ersten Antrieb, ist die Zwischenzeit
Wie ein Phantom, ein grauenvoller Traum.
Der Genius und die sterblichen Organe
Sind dann im Rat vereint, und die Verfassung
Des Menschen, wie ein kleines Königreich,
Erleidet dann den Zustand der Empörung.“ — —

Ein ägyptischer Geisterseher soll den Antonius vor Oktavian gewarnt haben: „Dein Genius — fürchtet den seinigen und schrumpft vor ihm zusammen!“ Auch diesen Zug benutzt der große Dichter.

Aber — wir leben ja nicht mehr im römischen Heidentum. Was meint denn unsere Zeit, wenn sie von Genien oder Genies spricht? Einige wollen den Begriff nur auf das Gebiet der schönen Künste beschränken. Dem ist der Sprachgebrauch zuwider, auch die Absicht dieses Vortrags.

Ein Bonaparte wirft alle bis dahin gültigen Regeln der Kriegskunst über den Haufen — aber er erringt Sieg auf Sieg — und läßt den Gegnern nur den einen Trost, „nach allen Regeln der Taktik geschlagen zu sein“.

„So war's immer, mein Freund — und so wird's bleiben. Die Ohnmacht hat die Regel für sich — aber die Kraft den Erfolg.“

Digitized by Google

Ein Mozart beschämt im siebenten Jahre mit seinen Konzerten ergraute Meister. Es rieselt in ihm, besonders wenn er allein ist, von wunderbaren Melodieen, die nie geahnt sind, und doch jeden fast wie längst bekannt anmuten und sich — fast wider Willen — einprägen.

Ein Raffael bemeistert in früher Jugend alle Einzelheiten der Fresko- und Oelmalerei. Er lauscht der Natur Umrisse und Farbengebung ab und weiß doch wieder zu komponieren, zu gruppieren, Perspektiven zu geben, wie sich in der Natur nichts Gleiches findet.

Ein Homer stellt die Fülle des naiven Griechenlebens in unverwüstlich frischen Bildern und herzbestrickenden Klängen, ein Dante die kirchliche und wissenschaftliche Weltanschauung des Mittelalters in vollendeten Versen einer neugeschaffenen Sprache, ein Shakespeare seinen hellgeschliffenen Zeit-, Welt-, Charakter- und Herzensspiegel allen Zeiten vor Augen.

Das Auge eines Plato, Aristoteles, Schelling, Hegel dringt in einen bisher unentdeckten Zusammenhang der Dinge oder der Begriffe, — bis zu einer Höhe der Abstraktion, bis in eine Tiefe der Prinzipien, wo die Farben erblassen — und anderen Leuten, etwa wie auf hohen Bergen oder in tiefen Schachten, der Atem ausgehen will.

Ein Newton nötigt den einfachen Strahl, die bunte Mannigfaltigkeit seines Inneren aufzuschließen. Ein fallender Apfel, ein schwingender Kronleuchter genügt ihm, Gesetze des Weltalls zu erfassen, er liest die Notenschrift des gestirnten Himmels, wie ein Musikmeister seine Partitur.

Oder — was vor aller Augen steht: Ein Assessor und Deichhauptmann erforscht in engem Kreise Verhältnisse und Bedürfnisse, die auch für die weitesten Kreise gelten. Er lernt in diplomatischer Laufbahn die Eigenart der wichtigsten Höfe seines Weltteils aus eigener Anschauung kennen, erforscht die herrschenden Grundsätze und geistigen Mächte. Er erkennt das Haupthindernis gedeihlicher Machtentwickelung des ganzen deutschen Volkes, und durch Geschick und Glück, durch langsam vorbereitende Arbeit, wie durch kühnes, energisches Zufassen, durch die Offenheit, woran die an Trug gewöhnten Diplomaten sich selber täuschen — freilich unter der besonnenen Leitung eines einfach-erhabenen Herrschers und im Bunde mit einem großen Feldherrn, gelingt ihm die wirtschaftliche und militärische Einigung eines Volkes, das seit seinem Auftreten in der Weltgeschichte bis dahin, in Stämme zerspalten, sich selbst zerfleischend, Spielball und gute Beute geringerer Mächte geworden war. Es gelingt ihm, dem deutschen Volk in der Mitte der Völker eine Stellung zu verschaffen, wie sie, lange vergeblich ersehnt und erträumt, endlich auch Feinden zum Staunen, wie aus dem Grabe der Vergangenheit aufersteht: das herrlichste Volksmärchen in Fleisch und Blut.

Lauter Genies.

Und was ist nun das Gemeinsame in all diesen verschiedenartigen Erscheinungen? Nichts anderes als eine besonders gesteigerte Naturkraft des Geistes, eine unwiderstehliche Gewalt, entsprechend z. B. den Anziehungs- und Abstoßungskräften, welche die Gestirne in ihren Bahnen halten, entsprechend dem Instinkte, welcher die Zugvögel über das Meer einem nicht gesehenen Ziele sicher zuführt.

Das Genie ist etwas Ursprüngliches, etwas Gegebenes, was wohl ausgebildet aber nicht angebildet, nicht angelernt, nicht erworben werden kann..

Wenn es aber heißt: Durch mich regieren die Könige — so gilt von Genies auch das Wort der Lutherbibel (Ps. 68, 15): „Wenn der Allmächtige hin und wieder Könige unter ihnen setzt, so wird es helle, wo es dunkel war."

Gott ist das tiefste Wunder und Geheimnis, aber wunderbar und geheimnisvoll ist auch was wir „Leben" nennen oder „Geist" in seiner höchsten Gestalt: das Genie.

Schiller sagt über dasselbe:

„Klar ist der Himmel und doch von unergründlicher Tiefe,
Offen dem Aug', dem Verstand bleibt er doch ewig geheim."

Derselbe preist solche, denen die Natur eine so wunderbare Ausstattung in die Wiege gelegt hat, tröstet aber die anderen damit, daß ihnen ja all solche Gaben zu gute kommen:

„Weil sie die Glücklichen sind, könnt ihr die Seligen sein!"

Lessing sagt: „Das Genie ist der Fleiß!" Ein doch nur halbwahres Paradoxon. Es gibt einen banausischen und einen genialen Fleiß. Ohne diesen kommt auch bei einem Mozart oder Raffael nichts Großes zustande.

Aber, wo das Genie in seinem Elemente ist, fehlt auch dies Erfordernis selten. Man wolle nur nicht den Pegasus an den Pflug oder vor die Postkutsche spannen oder vom Adler Entenkünste verlangen. Ein im Leben nachlässiger Heine hat seine Verse (wie noch jetzt die Handschriften zeigen) mit äußerstem Fleiße gefeilt, um ihnen die reizende Nachlässigkeit zu geben, von welcher, wie von reiner Natur, die Welt entzückt wird.

Auf der anderen Seite ist sich gerade das Genie dessen bewußt, sein Bestes nicht gemacht, kaum gewollt, fast genußt, oft blitzartig empfangen zu haben. Ein tiefer Forscher oder Erfinder versinkt in seine innere Welt, nie weniger gelangweilt, als wenn er bei sich selber bleiben darf. Er geht wie Faust zu den Müttern, „ins Unbetretene nicht zu Betretende". Ein Archimedes läßt sich auch durch ein vor seinen Augen gezücktes Schwert nicht von seinen „Kreisen" schrecken. Und was einer bei Tage mühevoll gesucht, das legt oft die Nacht ihm bequem in den Schoß, daß er jubeln kann: εὕρηκα — ich hab's gefunden. Ein Heide opfert dann Hekatomben. Haydn, der Komponist der Schöpfung, bricht bei seiner eigenen Komposition der Worte: „Es werde Licht!" in Thränen aus: „Nein, das ist nicht von mir, das ist dein Werk, mein Gott!"

So denkt der echte Genius von sich selber. Und die anderen?

Als man den alten Uhland einmal gewaltig gefeiert hatte, fanden sich in einem Album Verse, worin er klagte, daß man so viel geuhlandet und ihn geeelendet hätte. Sie schlossen:

Man aß vom Kalb und Schöpse,
Zu ehren mein Genie,
Trank ungeheuer viel Schnäpse
Auf Rechnung der Poesie . . .

Du arme Dichterseele,
Wann wirst du wohl erkannt?
Entweder Gleichgültigkeit — wähle! —
Oder — Lobhudelunverstand!

Am leichtesten geht natürlich das Oberflächlichschimmernde ein!

Nicht bloß Kinder und Chinesen lieben dick aufgetragene Farben ohne Abtönung und Perspektive. Für breite Bettelsuppen findet sich, wie Mephisto weiß, immer ein groß Publikum.

Ein Kolumbus empfängt eiserne Ketten, ein oberflächlicher Beschreiber goldene, und der neue Weltteil wird nach *seinem* Namen genannt.

Ein Dante muß der Verbannung bitteres Brot essen, ein Eugen Sue läßt sich auf Gold und Silber seine Briefe präsentieren und mästet sich wie der Krebs vom Leichnam, nämlich vom Leichnam der Gesellschaft.

Ein Luther fastet in einsamer Zelle, ringt mit seinem Gott, findet das Kleinod im Acker der Schrift, das er der ganzen Welt zur Stillung der Gewissen anpreisen möchte, und erntet dafür Bann, Acht, Fluch und Verfolgung, — ein phrasendreschender Ronge baut seine funkelnagelneue Kirche unter Austern, Champagner, Vivats und weißgekleideten Damen.

Aber nicht ungerecht!

Wahrhaft große Menschen werden auch anerkannt, wenigstens von ihresgleichen — und zwar besonders, wenn die Leistungen nicht ganz auf ein- und demselbem Gebiet liegen.

Ein Friedrich der Große empfängt den alten Organisten von der Thomaskirche in Leipzig wie einen ebenbürtigen König. Napoleon sagt nicht nur zu Goethe: „vous êtes un homme", er verheißt auch einem Talma Unsterblichkeit, obwohl dieser ihm nur das Tragen seines Krönungsmantels einexerziert hatte und selber nur ein König war auf den Brettern, welche die Welt bedeuten.

Nicht bloß Karl der Große zog die bedeutendsten Talente an seinen Hof, — auch ein König Wilhelm hatte den Königstakt, die rechten Männer an die rechten Stellen zu bringen, — oft zuerst nicht ohne Widerstreben.

Am liebsten ehrt man freilich große Tote und baut der Propheten Gräber.

Die Welt wird nachgerade alt und braucht Nachhilfe für ein schwaches Gedächtnis. Wie man sonst Verbrechernamen an den Pranger schlug, schreibt man jetzt große Namen an Straßenecken, auf Wirtshausschilder, auf Taschentücher, Pfeifenköpfe und Tassen. Es gibt nicht bloß Bismarckfedern, auch ein Bismarckbraun, Bismarcktorten, Bismarckzigaretten.

Ein neuerer Reisender erzählt, daß auch in Afrika bei wilden Völkerschaften das Wort „Bismarck" einfach so viel bedeute, als vorzüglich, erster Klasse.

Kirchliche Feiern sind für viele abgethan, aber ohne Religion und Feier geht es doch nicht. Vor 30 Jahren wurde als der neuen Weltreligion Symbol der Dampf proklamiert.

Aber manche machen auch das Genie zu einem Hans Dampf. Bei einem Schillerfeste in einem Handwerkerverein wurde die bleiche Büste Schillers förmlich und feierlich angefestredet wie ein gegenwärtiger Gott oder ein wunderthätiges Heiligenbild, obwohl niemand glaubte, daß der vormalige Schiller in einer anderen Welt als anredbares Du fortlebte. Aber in dem Augenblick durchrieselte alle etwas wie ein magischer Schauer vor einer spiritistischen Bühne.

Ist es lang her, daß der Rest eines Glases, von dem eine berühmte Sängerin oder Tänzerin genippt hatte, mit Gold aufgewogen wurde? Oder daß begeisterte Verehrer mit Stolz die Stelle der Vierfüßler vor einem Triumphwagen einnahmen?

Das war ein Gespött über den ungenähten Rock zu Trier und die vertausendfachten Reliquien! — Auch jetzt noch werden zu Kana Hunderte von Krügen gedreht, worin Jesus Wasser in Wein verwandelt haben soll. Aber — das ist nicht zu leugnen: Mit Federn, Degen, Tintenfässern, Splittern und Autographen wird auch in der protestantischen Welt eine Art Reliquienkultus getrieben.

Ein englischer Kardinal (Wiseman) schrieb über Shakespeare: „Das bloße Autograph seines Namens ist jetzt mehr wert, als alle Summen, die er jemals ausgegeben haben mag, eine Zeile seiner Hand würden seine Bewunderer nicht für alles Geld hingeben, das er je gezahlt oder empfangen hat."

Goethesche Rübenbestellzettel werden aufbewahrt wie Heiligtümer.

Es war nach dem Geständnis eines Schillerforschers eine Herkulesarbeit, die Schillerlitteratur zur Zeit der Schillerfeste nur durchzumustern. Wie viele Papierfabriken werden allein dazu nötig gewesen sein — und wie viel Heidelberger Fässer erst bei der Feier selber.

Man findet auch jetzt wohl noch bei ehrsamen Handwerkern Schillersprüche statt Bibelverse an der Wand, wenn auch Gutzkows damaliger Jubel über die Klage eines Orthodoxen: „Dies Volk ist nicht mehr bibelfest, es ist schillerfest" etwas voreilig gewesen sein möchte. Es gibt noch hunderttausend, die wie jener Frankfurter auf die Frage: „Wo ist hier Goethe und Schiller zu finden?" der Wahrheit gemäß antworten müßten: „Die Firma kenne ich nicht." Aber das ist wahr: Gar mancher hat in guter Meinung für die drei christlichen Glaubensartikel Schillers „Drei Worte inhaltsschwer" eingetauscht.

Digitized by Google

Auch jetzt noch spukt in Trauerannoncen neben dem „unerbittlichen Schicksal" „der schwarze Fürst der Schatten" aus der Glocke.

Auf einem Grabstein steht noch heute:

„Hier ruht die Asche des Königl. Grenzjägers X."

Und dann kommt die Jungfrau von Orleans:

„Kurz ist der Schmerz und ewig ist die Freude."

Auf einem anderen klingt es aus der Glocke:

Ach, des Hauses zarte Bande
Sind gelöst auf immerdar,
Denn sie wohnt im Schattenlande,
Die des Hauses Mutter war —

Und dann Fortsetzung eigener Fabrik:

Rastlos für die Ihren sorgen
War stets nur ihr höchstes Glück,
Was noch bis zum letzten Morgen
Ihr erheiterte den Blick.

Unter einen Ausspruch Schillers, Goethes, Darwins nimmt man mit Vergnügen die Vernunft gefangen. Wird aber die Bibel citiert oder darauf angespielt, so dient sie nur als mythologischer Hintergrund. Ja, in die goldenen Gefäße des Heiligtums gießen die litterarischen Belsazars berauschenden Wein giftiger Lästerung. Dabei gibt es wunderliche Eskamotagen und Mixta composita. Herwegh sang:

Usnau, hier modert unser Heiland,
Fürs deutsche Volk ans Kreuz geschlagen —

(er meint Ulrich v. Hutten und geht dann ins Mohammedanische über):

Ein deutsches Mekka wär' das Eiland
Hätt' ihn kein deutsches Weib getragen.

Umgekehrt stellt man auch, ähnlich wie Alexander Severus Christum unter seine Hausgötter setzte, den Heiligen Gottes in das Pantheon profaner Helden.

Als den Sohn des lebendigen Gottes, der beim Vater war vor Grundlegung der Welt, mag man ihn nicht anbeten. Man erniedrigt ihn zum religiösen Genie, dann kann man ihn (ohne der eigenen Meisterwürde etwas zu vergeben) anbeten im Kultus des Genius.

Freilich ist er (nach Renan) keineswegs frei von Sünde, nicht einmal von großer Leidenschaftlichkeit, von grobem Wunderbetrug, aber seine Begabung ist von unermeßlicher Dimension, und — der Zweck heiligt das Mittel.

Aber das alles ist nur Kinderspiel gegen den Goethekultus des bekannten alten Kindes. Die geniale Bettina schreibt an Goethe:

„Habe ich je Andacht empfunden, so war es an Deiner Seite. Tempelduft, den Deine Lippen hauchen, Geist Gottes, den Deine Augen predigen, Deine Gewande, Dein Geist, Dein Antlitz, alles strömt Heiligung aus. O Du! Deine Kniee fest an meine Brust drückend, frag' ich nicht mehr, was für eine Seligkeit den Frommen im Himmel bereitet ist." Und weiter: „Ach, ich will den Götzendienst abschwören. Von Dir spreche ich nicht, denn welcher Prophet sagt, daß Du kein Gott bist?" Und bei der Nachricht von Goethes Tode: „Aufgefahren gen Himmel! — Die Welt ist leer. — Herr, der mich hört, dem ich vertraue, daß er mich hört (hier ist nicht Christus, sondern Goethe gemeint) gib Antwort. Noch einmal knie ich zu Deinen Füßen; ich weiß, Deine Lippen träufeln Tau auf mich herab."

Digitized by Google

Das ist Kultus des Genius. Haben wir genug davon? Oder meint jemand: Das ist vorbei — dazu ist unsere Zeit zu realistisch, zu materialistisch.

Es gibt siamesische Zwillingsbrüder von Irrtümern. Einer kann des anderen nicht entbehren. Kräftige Irrtümer gehen Hand in Hand mit lügenhaften Kräften. Die Schrift warnt vor verführerischen Geistern, die in Gleisnerei Lügenredner sind und Brandmal in ihren Gewissen haben, Bahnbereiter des großen Abfalls, der über die Erde kommen soll, wenigstens über Menschen von zerrütteten Sinnen, untüchtig zum Glauben, aber die Zunder sind für Funken des Aberglaubens. Und der falschen Lehre folgt das unreine Leben und diesem das Verlangen nach einer Exemtion vom Sittengesetze immer auf dem Fuße nach.

* * *

Was soll ein Christ dem gegenüber für eine Stellung einnehmen?

Manche wenden sich einfach ab. Aber ihnen donnert das Wort nach: Ihr Heuchler, des Himmels Gestalt könnt ihr urteilen — könnt ihr nicht auch die Zeichen dieser Zeit urteilen? Es heißt: Prüfet die Geister, ob sie aus Gott sind. Gehören dazu nicht auch — die Genies?

Nur kein geistloses Vornehmthun, das mit Einfalt prunkt. Christliche Einfalt ist nicht Beschränktheit, Bequemlichkeit, Routine, Wiederkäuen frommer Stichwörter — sie ist das Festhalten des Mittelpunktes auf allen Punkten des Umkreises.

Und auch in Karikaturen des Heiligen glimmt noch ein himmlischer Funke, dem vielleicht nur das rechte Oel des Geistes fehlt.

So wenig man es leugnen kann, daß mancher in die Kirche geht, um bei einem Redekünstler sich „zu amüsieren", so wenig läßt sich leugnen, daß bei einem klassischen Drama, bei klassischer Musik, in Museen und Oratorien eine Art Erbauung möglich ist, die aus dem Vorhof ins Allerheiligste führen kann. Littfaßsche Säulen zeigen für Sonntagabend Bälle an, oft an dreißig verschiedenen Orten, aber immer gehen künstlerische Genüsse, Konzerte, Deklamatorien, theatralische Vorstellungen voran. Solche Mittel haben auch christlich Gesinnte in neuerer Zeit angewendet, um auf das Volk im großen Ganzen zu wirken — etwa im Sinne der inneren Mission. Den Oberammergauer Passionsspielen, dem Bayreuther Wagnertheater möchte man jetzt eine stehende Lutherbühne gesellen — oder entgegensetzen.

Zu viel erwarte man von all dem nicht, aber wenn die Kirche nicht mehr Streben und Macht hätte, alle gute und vollkommene Gabe, auch Schönheit und Kunst, in den Dienst ihres Herrn zu stellen, so gäbe sie sich eine Winkelstellung und unterschriebe das von ihren Gegnern ihr zugestellte Todesurteil.

Der Geber aller Gabe, der Vater alles Lichtes, ist auch der Urquell aller lumina mundi. Er ist höher als all seine Gaben, aber auch die gemißbrauchten kommen von ihm — die Gaben eines Bileam, Judas, Thubalkain, Lucian, Heine, Voltaire nicht weniger, als die eines David, Salomo, Jesaias, Johannes, Paulus, Augustin, Bonaventura, Dante, Luther.

Und im Grunde müssen alle Bileams segnen, auch wo sie fluchen wollen. Sie können sich selbst die Hölle verdienen und müssen doch das Reich Gottes bauen helfen als ein Teil von jener Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft.

Freilich dürfen wir nicht Heiliges und Profanes zusammenrühren lassen, wie jetzt zuweilen auf Leierkasten Choräle und Walzer durcheinander wirbeln, wie Viktor Hugos Helden in einem Atem beten und fluchen, wie er Dämonen und gute Genien in einem Veitstanz durcheinander rasen läßt: Hiob und Homer, Luerez und St. Paulus, Jesaias und Diderot, Voltaire und St. Johannes.

Aber das dürfen wir auch nicht vergessen: Derselbe, welcher dem Bergmannssohne Luther „die tiefen Augen und unglaublichen Spekulationen" gegeben hat, er hat auch den Schäferknaben Giotto hinter seiner Herde, den Ackerknecht Mintrop hinter dem

Pfluge, den Schneidersohn Schadow hinter der Hölle seines Vaters hervorgeholt, um große Künstler aus ihnen zu machen.

Und begegnete sich nicht in einem Kolumbus die natürliche Begeisterung für eine weltgeschichtliche Idee mit der Begeisterung für das Reich Gottes?

Schiller ruft dem Kolumbus zu:

Steure mutiger Segler, es mag der Witz dich verhöhnen
Und der Schiffer am Steuer senken die lässige Hand.
Immer, immer nach Westen. Es muß die Küste sich zeigen,
Liegt sie doch sicher und liegt schimmernd vor deinem Verstand.
Mit dem Genius steht die Natur im ewigen Bunde,
Was der eine verspricht, leistet die andre gewiß.

Gilt dies nicht auch für das Prophetenauge — und die „neue Welt" des Glaubens?

Also noch einmal: Nicht feindselig, nicht verächtlich, nicht gleichgültig gegen das wirklich Große, Gute, Neue, Schöne, gegen das wirklich Geniale, welches Gott jeder Zeit, auch der unseren in besonderer Art beschert hat.

Engherzigkeit und Kurzsichtigkeit können Gevatterschaft halten mit Scheinfrömmigkeit und beflecktem Gewissen. Weitblick, Tiefblick, Umblick verträgt sich sehr wohl mit zartem Gewissen — und rechtem Aufblick.

Oder — soll es fromm sein, sich um Gottes Werke in seiner Schöpfung nicht zu kümmern, das Ohr zu verstopfen, wenn die Himmel die Ehre Gottes erzählen und die Veste seiner Hände Werk verkündigt? Oder soll es erlaubt sein, Steine, Pflanzen, Tiere, Sterne zu bewundern, aber nicht die Fülle göttlicher Schöpfungskraft in einem vorzugsweise begabten Menschen?

Oder sollte zwar kein Sperling vom Dach und kein Haar von unserem Haupte fallen ohne Gottes Willen, sollte er den Sternen Stellung und Bahnen anweisen, aber die Reihenfolge, die Ausgestaltung hervorragender Menschengeister etwa dem Spiel des Zufalls überlassen?

Oder stammen die neuen Gaben, Erfindungen und Entdeckungen, die unserer Zeit eigentümlich sind, einfach vom Teufel? Macht der Herr nicht seine Engel zu Winden und Winde zu seinen Engeln, Feuerflammen zu seinen Dienern und seine Diener zu Feuerflammen? Soll ihn nicht loben auch Feuer und Dampf? Oder haben wir nicht das Vorrecht: „alles ist euer", um so mehr, je mehr wir Christi sind?

Und glücklicherweise haben die wahrhaft großen Entdecker, Erfinder, schöpferischen Geister gewöhnlich ein kindliches Herz für ihren großen Vater im Himmel. Nur die Kärrner, welche den Schutt fahren, wenn die Könige bauen, betragen sich zuweilen roh! Aber die Liebe freuet sich nicht der Ungerechtigkeit. Sie sucht an der Sonne nicht vorzugsweise die Flecken, sie fährt nicht kleinmeisterisch oder ketzerrichterlich zu und mißt nicht mit doppeltem Maße.

Offenbarer Undank und Geringschätzung auch weltlich ausgezeichneten Menschen gegenüber ist ebenso widerlich, als verhimmelnde Verehrung. Jener Handlungsreisende, von dem Goethe erzählt, er habe an einer Wirtstafel zeigen wollen, daß er hier so viel gälte, als Goethe, ist mindestens eine lächerliche Figur. Und wie entzückend ist dagegen ein Felix Mendelssohn, der auf die Bitte Goethes, ihm etwas vorzuspielen, mit einem trockenen: „Sehr gern!" antwortet, und dabei in seiner Seele denkt: „Wird mir eine unvergeßliche Ehre sein!"

Enthielt sich nicht auch dem Satan gegenüber ein Michael des verdammenden Urteils? Und ziemt uns nicht gefallenen Sternen gegenüber mehr Wehmut und Trauer, als kalter Hohn oder eine in christlichen Ernst verkleidete Schadenfreude, wie sie etwa ein Bettler empfindet, wenn ein reicher Mann mit dem Pferde stürzt? Ehre, dem Ehre gebührt! Und dankbare Ehrfurcht gegenüber auserwählten Rüstzeugen Gottes, doppelten Abscheu vor der Hamssünde, vor der frommen Naseweisheit, die, kaum aus dem Ei gekrochen, keck abspricht, selbstgefällig oder tugendrichterlich den Stab bricht!

Und was sind wir nun denen schuldig, denen über Menschenwerken drehend und schwindlig geworden?

Dem gott- und geistleugnenden Materialismus gegenüber zeigt sich hier immer noch ein idealer Zug, wenn man den Geist höher stellt, als Körperkraft, Schönheit, Geld und Geburt!

Hier wird anerkannt, daß die Person höher steht, als das Ding. Hier liegt der Nachdruck auf der Persönlichkeit, welche der Pantheismus bei Menschen, Gott und Teufel als lästige Schranke beseitigen möchte. Hier wird die Lüge der Gleichheit und ihr Kind, das kindische Lottospiel mit der Mehrzahl, woran die Erfinder selbst nicht glauben, tödlich getroffen. Hier zeigt sich ein Unterschied, den kein Gesetz und keine Verfassung hinweg verordnen kann.

Noch mehr: Im Kultus des Genius findet sich eine schwärmerische Hingabe eines Menschen an einen Menschen — bis zur Anbetung.

Aber kein Genius kann gewähren, was die Schwärmerei sucht. Ihm selber muß zuletzt der Weihrauchdampf ins Gehirn steigen oder zum Ekel werden. Es menschelt ja doch überall. Große Leute fallen auch — und es drängt sich die Frage auf: Sind das die Knaben alle? Oft werden Götzen auch geprügelt und durch den Kot geschleift. Auf Flitterwochen folgt oft jämmerliche Ernüchterung. Und doch liegt auch in verkehrter, übertriebener Liebe eine Weisung. Auch in dem sehnsüchtigen Zuge nach Anbetung eines Menschen, der im Heroenkultus anhebt, durch den Heiligen- und Mariendienst sich fortsetzt und in unserer Zeit als Kultus des Genius sich vornehm spreizt.

Das Zerrbild wird Prophezeiung. Zwar nicht aus der Menschheit heraus, wohl aber in die Menschheit hinein sollte ein Individuum geboren werden, dem wahrhaftig Anbetung gebührt — nicht von einem Menschen oder von einem Kreise, sondern von dem ganzen menschlichen Geschlecht, ja von allen Knieen und Zungen im Himmel, auf Erden und unter der Erde.

Freilich kommt es nicht dazu, so entsteht der allerfeinste, gefährlichste Materialismus, die unerträglichste Selbstvergötterung, ein sittlich-schmutziges Zauberwesen. Dann wird wieder die bloße Materie, wenn auch die geistige, als Intelligenz oder Willenskraft vergöttert, ohne Rücksicht auf ihre Anwendung, ihren sittlichen Wert.

Von dieser sich selbst vergötternden Kraft ohne Liebe, von dem genialen Egoismus, zieht Friedrich Hebbel in seinem Holofernes die letzte Folgerung:

„Oft kommt mir's vor, sagt der Kraftmensch, als hätt' ich einmal zu mir selbst gesagt: „Nun will ich leben!" — Er liebt — alle Weiber — ausgenommen seine eigene Mutter, diesen Spiegel seiner Ohnmacht, das Gespenst, das ihm Alter und Tod vorgaukelt. Er findet nichts lächerlicher, als die Beherrschung der Kraft zu einem höheren Zwecke.

Freilich, auch beschränkte Leute, welche Zeitungswissen auswendig plappern, wie manche Kinder ihren Katechismus, d. h. ohne Sinn und Verstand, machen oft nicht weniger Staat mit Menschenvernunft und Kraft. Goethes „trockener Schleicher" Wagner rühmt, wie wir es so herrlich weit gebracht, und jener Zettelträger meldet: „Wir geben heute den Faust!" Diese Leute wissen, daß sie doch zuletzt mit den Begabtesten aus einem Teig geknetet sind, und so wird der Kultus des Genius zur feinsten Selbstvergötterung des dümmsten Tölpels.

Wer aber Christum erkannt hat als das himmlische Haupt an dem Leibe mit vielen Gliedern und den heiligen Geist als Verleiher aller Gaben, wird sich seiner Gaben, und wären sie leuchtend und blendend, nie überheben können, weil sie ja nicht sein eigen sind, weil das Haupt unermeßlich hoch über allen steht, weil, wo viel gegeben ist, auch viel verlangt wird. Er wird aber auch höhere Gaben nie beneiden, weil sie ja dem ganzen Leibe, also auch ihm zu gute kommen, weil die höchste Gabe, wie schon Schiller weiß, die Seligkeit, nicht von dem Maß anderer abhängig ist, weil die Treue im kleinen, der Charakter, vor dem Höchsten höher steht, als der Genius,

weil aus mancher häßlichen Ente sich vielleicht ein Schwan entpuppen und manches glänzende Menschenbild für ewig zu einem häßlichen Affen, zu einem flügellosen Wurm verzerrt werden könnte, weil mit Entzückung in den dritten Himmel oft auch Faustschläge des Satans verbunden sind.

So wird ein solcher willig höher Begabten sich unterordnen und ihre Gaben dankbar annehmen, aber nie vor den Begabten kriechen, sie nicht anbeten, sondern unter Umständen kraft göttlicher Vollmacht des Gewissens ihnen entgegentreten, wo sie ihre Gaben sich selbst und anderen zum Schaden mißbrauchen.

Das Vorrecht eines besonderen Sittengesetzes kann er ihnen nie zugestehen, denn es gibt nur einen Gott und einen heiligen Willen für alle seine Menschenkinder: Gott über alles lieben — und den Nächsten als sich selbst. Immerhin mögen die besonderen Versuchungen in Ansatz gebracht werden, die mit feurigem Blut, lebendiger Sinnlichkeit, glühender und sprudelnder Phantasie, rascher Empfindung verbunden zu sein pflegen — aber — welches Temperament hätte nicht auch seine eigenen Versuchungen?

Man wird den Esel darum nicht feiern, weil er die tollen Sprünge eines feurigen Rosses nicht mitmacht. Aber man darf auch nicht vergessen, daß hohe Gaben ein Gegengewicht in sich selber haben. Derselbe Scharfsinn, der von Gott loslöst oder losnagt, kann auch die Barrikaden fortschaffen, die von Gott trennen. Das leicht bewegliche Künstlergemüt ist auch göttlichen Rührungen um so leichter zugänglich.

Eine lebendige Phantasie hat nicht nur den Schlüssel zur Hölle, sondern auch zum Himmel.

Schillers Wort vom Genius:

> Klar ist der Himmel und doch von unergründlicher Tiefe,
> Offen dem Aug', dem Verstand bleibt er doch ewig geheim —

gilt auch vom Himmel der Herrlichkeit, vom Himmel eines seligen Menschenherzens, vom Himmel der h. Schrift.

Mit der welttrunkenen Zeit ziehen wir nicht an demselben Joch, die Irrlehre vom doppelten Sittengesetz verwerfen wir entschieden. Schädliche ästhetische Genüsse mit verzuckertem Gift, mit berauschendem Frevel weisen wir von uns und hinaus aus unserem Kreise. Desto mehr aber müssen wir uns bemühen, reinen Ersatz, frisches Quellwasser, guten Wein der Kunst unserem Volke zu bieten. Und dazu gehört auch vieles andere, was nicht unmittelbar zur Erbauung dient.

Hüten wir uns nur auch vor Götzendienst auf christlichem Gebiete. Es hat Missionare gegeben, wie Gützlaff, Livingstone, denen die Welt ihre Frömmigkeit nachsah, denen sie trotzdem die Huldigung nicht versagte. Bestimmte Gestaltungen der Frömmigkeit können sogar eine Zeitlang zur Mode werden und auch bei solchen zum Programm gehören, die darin nur Mittel zum Zweck sehen.

Mit begabten Predigern wird in großen Städten wirklich eine Art Kultus getrieben.

Paulus aber und Barnabas, als man ihnen göttliche Ehre erweisen wollte, zerrissen ihre Kleider und schrieen: „Ihr Männer, was macht ihr? Wir sind auch sterbliche Menschen."

Eine herrliche Arznei wider den Kultus des Genius. Und auch Steinwürfe blieben nicht aus.

Könnte man nur allen Genies das eine Motto ins Herz prägen:

> „Gießt Gott viel Gaben in dich ein,
> So gieß sie wieder in die Quelle,
> So bleiben Herz und Gaben rein
> Und du ein Nichts — an deiner Stelle!"

Das wird freilich selten gelingen. — Aber zu verzagen brauchen wir darum doch nicht.

Die Macht, welche heidnische Kultur und heidnische Barbarei überwunden hat, wird auch fertig werden mit der hereinbrechenden, widerchristlichen Kulturbarbarei. Die Kinder Gottes haben das rechte Auge für die Natur, das Werk ihres Königs, und für die echte Kunst, das kindlich-ernste Spiel reicher Geisteskräfte, diesen Nachglanz des untergegangenen Paradieses, diese Vorahnung des neuen Himmels und der neuen Erde. In der Stadt Gottes springt die Verjüngungsquelle für alternde Staaten und Völker, für die alternde Gesellschaft. Die Magd des himmlischen Königs pflegt die Blödsinnigen und Geistesarmen, bändigt die Starken und Wilden, sie hat Raum auch für den Genius und gibt Ehre, dem Ehre gebührt: aber über alle Ehrenpforten sieht sie mit sternengroßen Lettern geschrieben:

Allein Gott in der Höh' sei Ehr'!

Die Gesellschaft Jesu.

Von

Dietrich von Oertzen.

Die Reden, welche Herr Windthorst auf der letzten Katholiken-Versammlung in Breslau gehalten hat, und der Jubel, den sein pathetischer Kriegsruf fand, daß man nicht eher ruhen dürfe, ehe auch die lieben Jesuiten wieder in Deutschland offene Thüren gefunden, lassen kaum einen Zweifel darüber, daß in der kommenden Reichstagssession die erste, oder doch Eine Interpellation des Zentrums der berühmten Stiftung des Ignatius von Loyola gelten werde.

Welche Stellung *werden* die Parteien, welche Stellung *müssen* sie, speziell die evangelischen Konservativen, dem Antrag auf Rückberufung des Ordens gegenüber einnehmen? Handelt es sich in Wahrheit um eine „Gesellschaft Jesu", nach welcher, im buchstäblichen Sinne, jeder Christ sich sehnen müßte? Oder handelt es sich um „Jesuiten" in der ganzen schlimmen Bedeutung, welche dies Wort nicht nur in evangelischen, sondern auch in weiten katholischen Kreisen schon oft gehabt hat?

In unseren Tagen noch etwas Neues über diesen Orden sagen zu wollen, würde wohl ein nahezu aussichtsloses Unternehmen sein. Mit Rücksicht aber auf den Umstand, daß heute in der modernen katholischen Kirche die Jesuiten vollständig herrschen, daß sie es verstanden haben, jeden Widerspruch, auch den, wenn wir nicht sehr irren, früher vorhanden gewesenen des Herrn *Windthorst*, vollständig tot zu machen, ja geradezu eine förmliche Jesuitenbegeisterung zu wecken, kann es vielleicht nicht überflüssig sein, auch einmal wieder an *bekannte* Dinge zu erinnern.

Es kommt als weiterer Grund, einen gelegentlichen Blick auf den Orden zu werfen, die Thatsache hinzu, daß zu den vielen bisherigen Versuchen, die Jesuiten als liebe, fromme, harmlose Lämmer, welche nie ein Wässerchen getrübt, hinzustellen, gerade in diesen Tagen ein neuer aufgetaucht ist, eine historische Apologie, wir meinen den 5. Band von *Johannes Janssens* „Geschichte des deutschen Volkes", welcher die Gegenreformation behandelt. Und selbstredend leistet dieser „Historiker", der durch den Glanz seiner Darstellung und die von ihm erfundene „Citier-Methode" von Anfang an viel Beachtung gefunden hat, das Menschenmögliche oder auch Unmögliche als Anwalt und Verteidiger des Ordens.

Was wollen die Jesuiten?

Es wird bisweilen angenommen, daß der Orden geradezu gegründet sei, um die Ketzerei des evangelischen Glaubens zu bekämpfen. Das ist indessen nicht der Fall. Die ersten Pläne des Ignatius von Loyola, eine neue Ordensgemeinschaft zu begründen,

Digitized by Google

bei welcher auf die von den anderen Orden meist in den Vordergrund geschobene Askese weniger Wert gelegt, über alles dagegen der Gehorsam betont wurde, der nicht nur bis zur Beugung des Willens, sondern, als höchste Blüte, bis zum Opfer des Intellekts ausgebildet werden sollte — diese ersten Pläne fallen in eine Zeit, wo die reformatorischen Wirren noch im Anfang ihrer Entwickelung standen. Es war dem Begründer zunächst nicht darum zu thun, ad hoc eine Gesellschaft zu bilden, welche den erst aufkeimenden Protestantismus bekämpfen sollte, sondern nach unsicherem Hin- und Hergreifen — er wollte zuerst mit seiner Schar ins gelobte Land — beschloß Ignatius nur, der päpstlichen Gewalt eine Truppe (compagnia) zur Verfügung zu stellen, welche nichts wollte und bezweckte, als zu jedem Befehl bereit zu stehen und im tiefsten, unbedingten Gehorsam zu dienen. Weil er aber die Gefahr kannte, welche darin lag, daß kirchliche Aemter, und namentlich höhere, die Dienenden leicht zum Herrschen und die Herrschenden zum Ungehorsam verführen, so fügte er seine Schar nicht der Hierarchie ein, sondern bildete sie zu einer selbständigen, absolut regierten Nebenkirche aus. Diese neue Hierarchie unterstellte er bedingungslos dem Papst, aber er verbot ein für allemal den Ordensbrüdern die Annahme irgend eines kirchlichen Amtes.

Ironie des Schicksals, wenn man auf unsere Tage sieht!

Die absoluten Diener sind zu absoluten Herrschern, die Nebenkirche ist zur Herrin der Kurie und der großen römisch-katholischen Kirche geworden!

Ist aber — wir schicken auch diese Bemerkung noch voraus — der Jesuitenorden nicht bewußt und absichtlich als Miliz der Gegenreformation gegründet worden, so erkennen doch auch wir, die wir im Leben des Einzelnen, wie in der Geschichte der Völker, die Wege Gottes zu finden suchen, in der Entstehung des Jesuitenordens gerade zu jener Zeit kein Werk des Zufalls. Die letzten Konsequenzen des mittelalterlichen Systems waren noch nicht gezogen, als Luther auf dem Schauplatz erschien und mit dem „sola fide“ die höhere Stufe der Entwickelung verkündigte, auf welche Gott durch ihn, das erlesene Rüstzeug, seine Kirche heben wollte — als er, entgegen jenem ungeheuren Abfall vom wahren und ursprünglichen Christentum, das Licht des lauteren Evangeliums wieder auf den Leuchter setzte. Das Recht der Persönlichkeit, die Würde jedes einzelnen Menschen, der Träger einer unsterblichen Seele ist, die Freiheit eines in Gott gebundenen Gewissens, welches nur dem unsichtbaren Haupte der Kirche steht und fällt — das alles betonte Luther und führte, wenn auch in viel Sünde und Schwachheit, doch endgültig die Kirche, welche in jüdische Gesetzlichkeit, in pelagianische Werkheiligkeit, in heidnischen Aberglauben und Legendenwesen versunken war, wieder zurück zur lichten, großartigen Höhe Paulinischen Christentums.

Und gleichzeitig mit Luther und seinem Werk schoß dann auf der anderen Seite die letzte Konsequenz jener katholisch-mittelalterlichen Irrtümer empor: die völlige Entwürdigung der menschlichen Persönlichkeit, der Fanatismus, der die Naturanlage des Einzelnen nicht durch die Gnade heiligen, sondern völlig töten will, kurz die Erniedrigung des Christen zu einer redenden und handelnden, aber nicht mehr denkenden, sondern nur noch blind gehorchenden Maschine.

Als äußerste Gegensätze erwuchsen diese Richtungen, kämpfend, wo immer sie sich berühren. Der Kampf ist noch nicht ausgekämpft, aber wir denken, in nicht zu ferner Zukunft liegt die Entscheidung.

Im Jahre 1870 war in Deutschland die katholische Kirche dem Bankerott außerordentlich nahe; eigentlich hatte sie ihn schon gemacht. Kein Mensch glaubte an die Unfehlbarkeit. Alle Bischöfe lehnten sich einmütig dagegen auf, und die Art und Weise, wie auf dem Vatikanum die Minderheit von den Jesuiten behandelt wurde, empörte jedes deutsche, wenn auch katholische Herz. Selbst die unklare altkatholische Bewegung war anfangs ein mächtiger Strom. Das ist anders geworden. Der Thorheit glaubensloser „Kulturkämpfer“ ist es zu danken, wenn jetzt wieder ein Korpsgeist vorhanden

ist, dem wohl oft die tiefere Glaubensüberzeugung fehlen mag, der aber doch vorhält, so lange der Schein einer Kirchenverfolgung aufrecht erhalten werden kann.

Diese Periode der ecclesia pressa, der gedrückten Kirche, haben nun die Jesuiten in geschickter Weise benutzt, um zunächst ihre eigenen, zweifelhaft gewordenen Leute wieder davon zu überzeugen, daß das römisch-katholische System ein auch bei gebildeten Leuten immer noch mögliches sei; sie überschwemmen den Büchermarkt mit theologischen, philosophischen, geschichtlichen, belletristischen und biographischen Werken, alle mit dem ausgesprochenen Zweck, die ganze kirchliche, wissenschaftliche und geschichtliche Entwickelung Deutschlands seit der Reformation als eine Ungeheuerlichkeit, das Mittelalter dagegen als das goldene Zeitalter erscheinen zu lassen. Und dann vor allem haben sie sich in der Presse festgesetzt, durch welche sie auch das bücherlose Volk beeinflussen, und in welcher sie — man denke an den Paderborner Fall — selbst den Bischöfen, die ihnen nicht gehorchen, das Leben verleiden.

Deutschland, das einst durch die Schule zu Einem Drittel für Rom zurückerobert wurde, soll jetzt, da man der Staatsschule nicht zu Leibe kann, durch Presse und Litteratur ganz wieder gewonnen werden.

Um den Jesuitenorden zu verstehen, muß man sich das Leben seines Gründers gegenwärtig halten.

Wenn irgend ein Ordensstifter, so hat Ignatius dem Orden den Stempel seiner eigenen charaktervollen Persönlichkeit für alle Zeiten auf die Stirne gedrückt. Er war ein Offizier, ein weltkluger Mann und ein Spanier — kein Wunder, wenn er die soldatische Manneszucht, die Weltklugheit und etwas spanische, phantastische und kasuistische Unwahrhaftigkeit in die Arbeit der Kirche Christi einführte.

Sein Entwickelungsgang ist bekannt. Bei der Belagerung der Festung Pampelona, die er, entgegen allen anderen Offizieren, nicht ausliefern, sondern halten wollte, ward er als Held verwundet und auf ein langes Krankenlager geworfen. In der Einsamkeit des väterlichen Landsitzes mußten ihm nun Evangelienharmonien und Heiligengeschichten als einzige Lektüre die Zeit verkürzen helfen, und die wunderbaren Schicksale und Thaten jener berühmt gewordenen Männer des Glaubens und der Mirakel sachten zuerst in der Seele des phantasievollen Jünglings den Wunsch an, gleichfalls ein Heiliger zu werden, zu dem man bete — ein Wunsch, an dessen Verwirklichung er nun ein Leben voll so wunderbarer Energie und so staunenswerter Entsagung gesetzt hat, wie sie nur die feste Ueberzeugung von der Verdienstlichkeit der guten Werke zeitigen kann.

Man kann die Arbeit, welche Ignatius an sich selbst getrieben hat, nicht ohne Bewunderung betrachten, aber auch nicht, ohne an die fast gleichzeitigen Seelenkämpfe seines größeren Gegenbildes, des Reformators in der Zelle zu Erfurt denken. Welch ein Unterschied! Hier Luther, der ausgeht von dem tiefsten Gefühle menschlicher Sündhaftigkeit, von dem Unvermögen des Herzens und Willens aus eigener Kraft irgend etwas Gutes zu denken und zu wirken, durch Möncherei selig zu werden, und der endigt bei dem Drang nach Befreiung des Christenmenschen aus den Ketten aller kirchlichen und geistlichen Bevormundung: jeder Christ ein Herr aller Dinge — jeder Christ ein Priester, der nur vor der ewigen Autorität des Gottessohnes steht und fällt.

Dort Ignatius von Loyola, ausgehend von dem natürlichen Ehrgeiz, es den anderen Heiligen an guten Werken gleich zu thun, gestachelt durch die Hoffnung, auf Grund der Verdienstlichkeit seiner eigenen Werke sich den Himmel zu verdienen, und endigend damit, daß er die Unterordnung unter die Autorität der mittelalterlichen Kirche auf die äußerste Spitze treibt, daß er von seinen Jüngern nicht nur das Opfer des Willens, sondern auch — jene bekannte Ungeheuerlichkeit — das Opfer der Einsicht verlangt!

Der Grundgedanke des Jesuitenordens liegt schon angedeutet in dem ursprünglichen Namen Compagnia, der nicht etwa eine Gesellschaft bedeuten soll, sondern von der militärischen Kompanie entlehnt ist. Der Gehorsam, die Disziplin sind alles.

In diesem Punkte war Ignatius unerbittlich.

Ein Franzose, Pastelle, versprach, ein ausgezeichnetes Mitglied des Ordens zu werden, aber er wollte das Opfer der Einsicht nicht bringen. Ignatius, so sehr es ihm um neue Soldaten zu thun war, ließ ihn laufen.

Ein Prinz von Braganza trieb die Entsagung so weit, daß er betteln ging auf den Straßen von Lissabon; aber er konnte das Opfer des Willens nicht so weit treiben, um unbedingt zu gehorchen — Ignatius ließ ihn gehen. Was er brauchte, war der blinde Kadavergehorsam. Der Ordensmann muß sich für eine Leiche halten, perinde ac cadaver, vel similiter atque senis baculus, sagt ein jesuitischer Lehrer.

Nimmt man nun hinzu, daß mit diesem Prinzip des Gehorsams Ignatius eine Organisation verband, die den Orden von allen anderen kirchlichen Organisationen völlig loslöste, daß er zwar Vorrechte zu erwirken wußte, welche es ihm und seinen Jüngern freistellten, die kirchliche Organisation, wo immer sie wollten, zu benutzen, zu predigen, Beichte zu hören, kurz, wo und wie sie wollten als freiwillige Kämpfer der streitenden Kirche beizuspringen, und gelang es ihm andererseits doch, jede Autorität der Bischöfe über die Ordensbrüder fernzuhalten, so kann man sich denken, welche Machtfülle im Laufe der Zeit sich in der Hand eines Jesuitengenerals ansammeln mußte. In dem Orden vereinigen sich die größten Gegensätze derart, das man sein kirchliches Wirken als bevollmächtigte Freibeuterei bezeichnen könnte, eben darum aber auch verstehen kann, wie leicht über die unkontrollierbaren heimlichen Umtriebe der einzelnen Freibeuter die Priester und Bischöfe in Aufruhr geraten mußten und daß vor der Macht dieser Hierarchie in der Hierarchie selbst die Päpste zuzeiten ein Zittern überkam.

Das Mittel aber, welches man in der römischen Kirche so oft angewendet, um unliebsame Zungen oder Hände zur Ruhe zu bringen, die Verleihung von Bischofsmützen oder Kardinalshüten, war bei den Jesuiten unanwendbar; denn, wie gesagt, Ignatius hatte als kluger Weltmann seinen Ordensbrüdern die Annahme jedes kirchlichen Amtes rundweg verboten; dem Ordensgeneral aber war seine Macht gesichert, nicht nur durch das Gelübde des Gehorsams, welches alle ihm zu leisten hatten, sondern auch durch die eindringlichste Geheimpolizei, die sich denken läßt. Jeder Jesuit, sowohl der Zögling des Unterrichtsinstitutes, wie der ergraute Pater, ist nach Eid und Gewissensstrenge — das Prinzip der Delation — zu ununterbrochener Angeberei verpflichtet. Kein Bruder kann dem anderen trauen, muß vielmehr stets erwarten, daß alles, was er spricht, den Oberen sofort hinterbracht wird.

Eine wirksamere Geheimpolizei wird sich für einen Oberen, der Menschenkenner ist, kaum denken lassen; aber schwerlich auch eine bessere Schule der Heuchelei für die Angeber.

Die Unbequemlichkeit des Jesuitenordens für alle anderen kirchlichen Organe ist schon bei Lebzeiten des Ignatius klar hervorgetreten und es hat mehrmals wenig gefehlt, daß dem Orden der Garaus gemacht worden wäre. 1552 schrieb z. B. der Erzbischof von Paris: „Eine Gesellschaft, die auch den Uebelberüchtigten aufnehme, die keinen Unterschied von Mönch und Weltpriester machen wolle, die keine Ordensregel für das äußere Leben und den Gottesdienst gebe, die Sakramentgebrauch, Seelsorge, Lehre ohne Unterschied der Orte und Personen zum Nachteil der ordentlichen Geistlichkeit ausübe, die allen Universitäten, allen Obrigkeiten und dem Volk eine Last sei, die das Verdienst des Klosterlebens aufhebe, welche die Tugend der Enthaltsamkeit und die so nötige Uebung der Zeremonien und der asketischen Strenge kraftlos mache, die Gelegenheit gebe, von den anderen Orden abzufallen — das sei die Gesellschaft Jesu. Kurzum: der ordentlichen Geistlichkeit entziehe sie den Gehorsam, den weltlichen und geistlichen Herren ihr Recht. Darum sei sie im Punkt des Glaubens gefährlich, eine Störerin des Kirchenfriedens, eine Umwälzerin des Mönchswesens und überhaupt mehr zur Zerstörung als zur Erbauung geeignet."

So urteilt ein römischer Erzbischof!

Digitized by Google

Und ähnliche Stimmen über den Jesuitenorden ertönen ununterbrochen durch die Jahrhunderte hindurch, welche er bestanden hat, und bewirkten endlich eine Aufhebung der ganzen Gesellschaft durch Papst Clemens XIV. im Jahre 1773.

Indessen geschah das, nachdem eine Periode des Verfalls im Orden eingetreten war; seine Blütezeit ist die Zeit der Gegenreformation, jene Zeit, in welcher die Gesellschaft wie das „Tier aus dem Abgrund" besonders in unserer deutschen Heimat gehaust hat.

Schon Ignatius hatte in seinen späteren Jahren ein Auge auf Deutschland, als auf den Hauptherd der Ketzereien geworfen und den Gedanken gefaßt, Priester für Deutschland auszubilden. In dieser Absicht bestärkte ihn der Kardinal Moronus, der als Legat in Deutschland gewesen war. „Das Volk in Deutschland" — schreibt dieser — „ist dumm und abergläubig, es hängt an seinen Priestern, die eine unumschränkte Gewalt über die Gemüter haben, und so kann es nicht fehlen, daß, indem man den Schein offener Mittel zur Zurückführung in die Arme der Mutterkirche vermeidet, ein unvermerktes Dahinwirken den besten Erfolg zeigen werde. Zudem ist es leichter, hundert Jünglinge für einen Zweck abzurichten, als Einen Greis zu bekehren; wir müssen nicht für die Gegenwart arbeiten, sondern für die Zukunft säen."

Nach dem Rezept dieses liebenswürdigen Legaten wurde in der That verfahren. Der Beichtstuhl und die Schule wurden die Mittel, mit denen die Gesellschaft den versunkenen Katholizismus wieder zu heben vermochte.

Wie benutzten sie den Beichtstuhl?

Ist man bei einer Besprechung des Jesuitenordens fast immer in der glücklichen Lage, auch bei gegnerischen Aeußerungen gute Katholiken als Gewährsmänner citieren zu können, so wollen wir hinsichtlich der seelsorgerischen Thätigkeit einem Jesuiten selber das Wort erteilen.

„Die Gesellschaft Jesu" — sagt dieser — „hat eine gewisse Geschmeidigkeit in ihrem Geist, Absolge in den Ideen, Scharfsicht in den Geschäften, die Kunst, die schwache Seite der Herzen zu ermitteln, um mit Ueberredung durchzudringen; sie streut selbst Blumen auf den klippenvollen Pfad zur christlichen Vollkommenheit, wie die Mutter die lebenrettende Arznei ihrem Kinde mit Honig versetzt. Sie wittert die Gewitter, die sich über ihrem Haupte sammeln; sie beschwört sie. Aber das alles zeugt nur für ihre Geschmeidigkeit. Sie wußte sich unentbehrlich zu machen durch die Erziehung, durch das Predigtamt und durch eine so treue Einhaltung ihrer Konstitutionen, daß sie nie genötigt war, diese zu reformieren."

Treffender und kürzer — so fügt Zirngibl in seinen „Studien" diesem Citat hinzu — läßt sich wohl die Gesellschaft Jesu nicht schildern, und auch nicht brauchbarer, um das wahre Verständnis der jesuitischen Moral herbeizuführen. Man setze an Stelle der „Gesellschaft Jesu" das individualisierte „der Jesuit als Beichtvater" und die Metamorphose ist geschehen, d. h. es zeigt sich die trefflichste Charakteristik pastoraler Klugheit, die — um „Blumen auf den klippenvollen Pfad zur christlichen Vollkommenheit zu streuen" — mit der Spitzfindigkeit eines Advokaten (Escobar nennt in der That den Beichtvater den Advokaten des Beichtenden) über die Anklage hinweg zur Lossprache verhelfen will.

Und ganz ähnlich spricht sich Pascal in dem fünften seiner berühmten Briefe aus: „Weil die evangelischen strengen Grundsätze" — sagt er — „geeignet sind, einige Arten von Menschen zu leiten, die große Masse aber nach schlaffen Grundsätzen geleitet sein will, so bieten sie (die Jesuiten) dieser eine Menge schlaffer Kasuisten an, während sie für jene wenigen auch wenige strenge Beichtväter in Bereitschaft haben. Hätten sie nur Beichtväter von Einer Art, würde der Hauptzweck verfehlt, alle Welt zu umfassen."

Der Doppelzüngigkeit der Praxis entspricht die Doppelzüngigkeit der Lehre. Man lese z. B. den folgenden Beweis, daß der Papst nicht irren könne, wie wir ihn wörtlich aus Bellarmin übersetzen:

„Denn dann würde er (der Papst) auch in Dingen des Glaubens notwendig fehlbar sein. Denn der katholische Glaube lehrt, daß jede Tugend gut, jedes Laster böse sei; wenn aber der Papst einmal irrtümlicherweise Lästerliches lehrte oder die Tugenden verhinderte, so würde die Kirche gehalten sein, zu glauben, daß die Laster gut und die Tugenden böse seien, wenn sie nicht gegen das Gewissen sündigen will; denn die Kirche ist gehalten, in Dingen, die noch unentschieden sind, sich der Entscheidung des Papstes zu fügen, zu thun, was er vorschreibt, zu lassen, was er verbietet. Und damit sie überhaupt nicht in die Lage kommt, gegen ihr Gewissen handeln zu können, ist sie gehalten, zu glauben, was er lehre, sei gut, was er verbiete, sei böse."

Und ähnliche Gaukeleien auf dem gespannten Drahtseil der Sophistik und Kasuistik finden sich überall. — Zwar der bekannte, oft erhobene Vorwurf, die Jesuiten stellten in ihrer Sittenlehre ganz allgemein den Lehrsatz auf, daß der Zweck die Mittel heilige, ist in dieser Nacktheit und Allgemeinheit selbstredend nicht erweisbar. So grob sind die feinen Herren nie gewesen. Aber im ganzen und großen trifft er den Nagel auf den Kopf. Wer sich auch nur flüchtig mit dem Werk und Geist der Gesellschaft bekannt gemacht hat, kann keinen Augenblick zweifeln, daß eigentlich allem Thun des Ordens dieser Gedanke zu Grunde liegt. Und es ist ja auch prinzipiell vollkommen erklärlich, daß aus der Verzerrung des Christentums, die nicht den freien Menschen zur völligen Hingabe an Gott, sondern den unfreien zum blinden Gehorsam gegen Menschen führt, ein sittliches Unverantwortlichkeitsgefühl des Einzelnen erzeugt wird, welches schließlich von der Prüfung der Mittel absehen läßt, sofern sie den Zweck nur fördern. — Die Geschichte des Ordens bestätigt das, Blatt für Blatt!

Der ganze tiefunsittliche und unchristliche Geist, der die jesuitische „Moral", wenn man sie überhaupt so nennen will, durchweht, zeigt sich besonders auf dem Gebiete des Unterrichts. Ein katholischer Schriftsteller, der die pädagogische Wirksamkeit des Ordens bearbeitet hat, faßt dessen ganze Erziehungskunst dahin zusammen: „Das Ziel der Lehre ist Heranbildung der Jugend zu glaubenseifrigen und glaubensstarken Katholiken. Die Methode ist Geistesdressur des kindlich-gläubigen Gemüts, nicht um den Geist und Charakter selbständig zu machen, sondern um beide zeitlebens als blind gehorchende dirigieren zu können; das Resultat endlich ist, wenn überhaupt die Methode beim Zögling ihre gerechte Wirkung gethan, Geistesbeschränktheit, religiöses Vorurteil und Fanatismus — schwere Versündigungen gegen den ewigen Geist und die menschliche Freiheit." — „In ihren Schulen ist jene Disziplin Hebel und Kunst, welche die Menschen nicht zur Freiheit und Selbständigkeit heranbildet, sondern ihnen vielmehr die kirchliche Zwangsjacke so angewöhnt, daß sie dieselbe zeitlebens weder entbehren können, noch wollen."

Dies Prinzip ist im wesentlichen dasselbe bei den Zöglingen der Ordensschulen wie bei den Novizen des Ordens selbst. Nur daß es natürlich Stufen gibt und daß, was bei den Zöglingen in der ersten, von den Novizen in der zweiten Potenz verlangt wird — Beugung des Willens und der Einsicht. Wie weit es einzelne Naturen in dieser Beziehung bringen können, zeigt z. B. der Brief eines Jesuiten-Novizen, welchen derselbe bei Gelegenheit der Aufhebung des Ordens aus dem Probationshause bei S. Anna zu Wien in einem Alter von 15—16 Jahren an seinen Vater schrieb: „Mir fiel nun (als die Aufhebung des Ordens bekannt geworden) wohl ein," — schreibt der Jüngling — „daß ich wieder zu meinen lieben Eltern nach Hause müßte. Allein, da mich das Gesetz der Liebe, an welches uns der Manuduktor erinnerte, noch immer an meine heilige Regel bindet, so wagte ich es nicht, mit Wissen und Willen an Sie und an das elterliche Haus zu denken, eine Sache, die ohne Verletzung der Regel nie anders geschehen darf, als in der Absicht, für Eltern und Angehörige zu beten. Ein so eifriger Christ wie Sie, mein bester Papa, weiß beinahe so gut als ein Geistlicher, daß es heiligere Bande gibt, als jene der sündhaften Natur, und daß ein Mensch, der dem Fleisch abgestorben und nur noch dem Geiste lebt, eigentlich keinen anderen Vater mehr haben könnte, als einen

himmlischen, keine andere Mutter, als seinen heiligen Orden, keine anderen Verwandten, als seine Brüder in Christo, und kein anderes Vaterland, als den Himmel. Die Anhänglichkeit an Fleisch und Blut ist, wie alle Geisteslehrer einstimmig behaupten, eine der stärksten Ketten, in denen uns Satan fest an die Erde schmieden läßt. Ich hatte auch wirklich mit diesem Erbfeinde unserer Vollkommenheit gestern abends, die Nacht und den heutigen Morgen über einen fast ebenso beschwerlichen Kampf, als gleich am Anfang meines geistlichen Standes. Denn alle Augenblicke zauberte er mir Papa und Mama, Bruder und Schwester, Onkel und Tanten, selbst unser Stubenmädchen nicht ausgenommen, vor die Augen des Geistes." — Und der Jüngling fügt hinzu, er sei nur, „um den leidigen Versucher des Geistes noch mehr zu quälen" und um sich noch obendrein „das Verdienst des Gehorsams zu machen", vor dem Schreiben zum P. Rektor auf die Stube gegangen und habe ihn ersucht, ihm „das Nachhauseschreiben in Kraft des heiligen Gehorsams zu befehlen".

Einem dergleichen famosen Opfer des Willens entspricht das Opfer des Intellekts, welches Ignatius selbst verlangt. „Ueberliefert" — sagt dieser — „freiwillig die Freiheit, die er euch gab, eurem Schöpfer und Herrn zu seinen Diensten. Der Gehorsam ist ein Brandopfer, in dem sich der ganze innere Mensch, ohne sich irgendwie zu teilen, in der Flamme der Liebe seinem Schöpfer durch die Hand seiner Diener darbringt; er ist eine vollständige Entsagung, vermöge deren sich der Mensch völlig seiner selbst entäußert, um gelenkt zu werden durch die Hand seiner Oberen. Deshalb kann man nicht sagen, daß der Gehorsam allein die Ausführung erfaßt, um die Absicht ins Werk zu setzen, noch allein das Wollen, um sich zu befriedigen, sondern er umfaßt auch das Urteil, um dasselbe zu meinen, was der Obere anordnet, soweit es sich beugen läßt durch die Kraft des Willens." Dann entwirft er sein Weltbild. Wie alle Himmelskörper zusammen einen Mechanismus ausmachen, in dem jeder untergeordnete Stern seine Bewegung durch den oberen erhält, so solle es auch bei den vernünftigen Wesen sein. „Und das kann nicht geschehen, ohne Gleichheit des Wollens und Urteilens bei Unteren und Oberen. Wenn das Opfer des Intellekts nicht vollständig ist, dann kann auch die Ausführung nicht sein, wie sie soll, denn das Begehrungsvermögen der Seele folgt naturgemäß dem Auffassungsvermögen."

Dieser ganzen Weltauffassung entspricht natürlich der Lehrplan der Jesuiten. Unnütz vor allen Dingen ist das Studium der Geschichte, oder war es wenigstens, so lange Janssen noch nicht geschrieben hatte. Das Geschichtsstudium, sagt der Verfasser des Landeshuter Lehrplanes, „führt und bringt wahrlich zum Verderben". Wo aber dennoch diese „verderbliche" Wissenschaft nicht ganz umgangen wurde, da finden wir, wie in den „Historischen Rudimenten" etwa folgende Darstellung: „Im Jahre 1521 hat Kaiser Carolus V. auf dem Reichstag zu Worms, um das vom Papst gefällte Urteil zu vollziehen, mit Beistimmung der übrigen Reichsstände den Luther als einen, der kein Mensch, sondern der Teufel in menschlicher Gestalt, welcher zum Verderben des menschlichen Geschlechts den Unflat und Kehrrat der vorlängst verworfenen Ketzereien gleichsam in ein Schindgrub zusammengeschüttet und unter dem Namen der evangelischen Bekenntnis allen Frieden und evangelische Liebe zu zerstören und gänzlich zu vertilgen sich bemüht, in die Reichsacht erklärt und dessen, als eines verstocktesten Ketzers pestilenzische Schriften und Bücher öffentlich zu verbrennen befohlen."

Gleichfalls für eine „Schindgrub" sehen die Jesuiten so ziemlich die ganze deutsche Litteratur an. Da im Grunde alle nennenswerten Werke unserer Dichter und Denker akatholisch sind und auch gar nicht anders sein können, die Katholiken also verzweifelt wenig geleistet haben, so bemühen sie sich wenigstens, das, was andere lieferten, zu verkleinern und herabzusetzen. Es war in den alten Jesuitenschulen statutarisch verboten, einen akatholischen Schriftsteller, auch wenn er Unverfängliches geschrieben hatte, eben weil er Ketzer war, in den Unterricht einzuführen.

Uebrigens denke man nicht etwa, daß in dieser Hinsicht irgend etwas besser ge-

Digitized by Google

worden, und daß der Orden den Bedürfnissen der Zeit wirklich Rechnung trage. Ein gegen die Mitte unseres Jahrhunderts hin von dem energischen General P. Roothan an die Provinzialvorsteher, Rektoren der Kollegien, Studienpräfekten und Professoren gerichtetes Rundschreiben verbittet sich alle Neuerungen: Es darf sich, so will es der General, nicht um eine neue Gestaltung eines Studienplanes handeln, sondern um jenen nämlichen alten Plan (des Ignatius), der unserer Zeit allerdings „angepaßt" werden soll. Aber es wird sofort hinzugefügt, daß „an jenem Werke nicht leichtfertig, noch unbesonnen etwas geändert werden dürfe, welches sowohl von den bedeutendsten Männern, nachdem sie lange und viel miteinander beraten hatten, zustande gebracht, als auch von einer glücklichen Erfahrung von beinahe zwei Jahrhunderten für bewährt gefunden und selbst sogar von den größten Feinden der Sozietät nicht selten gepriesen und empfohlen worden ist".

Mit solcher Praxis des Beichtstuhls, mit solchen Erziehungsgrundsätzen kamen die Jesuiten also auch nach Deutschland, und es kann nicht Wunder nehmen, wenn ihnen so ziemlich jedes Mittel recht war, um die Gegenreformation zu fördern. Wo die Fürsten ihrem Treiben entgegen waren, betonten sie das Prinzip der Volkssouveränität und erklärten sogar gelegentlich die Ermordung nichtsnutziger Fürsten für ein Gott wohlgefälliges Werk. „Wenn ein wildes Tier über das Land losgelassen wäre und alles um sich her verwüstete, wer würde wohl zögern, dem Manne Beifall zu zollen, der mit Gefahr des eigenen Lebens es zu töten wagte?" — so fragt Mariana, und an anderer Stelle sagt er: „Es ist für die Fürsten heilsam, sich die Gedanken gegenwärtig zu halten, daß, wenn sie ihr Volk unterdrücken und sich durch ihre Laster unerträglich machen, es nicht allein eine straflose, sondern sogar eine höchst verdienstliche Handlung ist, sie zu töten." — Später, nach dem Tode von Suarez, ist die Lehre vom Recht des Tyrannenmordes bei den Jesuiten erloschen, aber in vielen Prozessen ist sie als Mitschuld an der That von Mördern auch gerichtlich erhärtet worden.

Wo die Fürsten der Romanisierung Deutschlands zugänglich waren, suchten die Jesuiten als Beichtväter die Politik zu leiten; diese Politik aber bestand bald in Ränken und Intrigen gegen die protestantischen Unterthanen, bald, wo man sichs erlauben zu dürfen glaubte, in der Anwendung offener Gewalt. Mehrere katholische Fürsten zogen persönlich, angestachelt von den Priestern, in ihren protestantischen Ländern umher und stellten einfach das Volk vor die Entscheidung: ob sie katholisch werden, oder ausgewiesen werden wollten; andere peinigten ihre Unterthanen so lange und so gründlich, bis sie mürbe wurden und nachgaben. Das alles sind Dinge, die durch erdrückendes Aktenmaterial so leicht zu beweisen sind, daß man eigentlich nicht begreift, woher Janssen den Mut nimmt, auch hier in kaltblütiger Weise die Thatsachen auf den Kopf zu stellen. Es läßt sich das u. E. nur so erklären, daß eben die unentstellte Geschichte der Todfeind Roms ist. — Für die Schwäche und Kleinlichkeit des Verhaltens mancher Evangelischen in jener Periode sind wir dabei nichts weniger als blind. Wir erkennen vielmehr gern an, daß gegenüber den bisweilen recht kümmerlichen Zänkereien der protestantischen Theologie und im Gegensatz zu ihrem Gebahren, durch den Feldzug der Jesuiten ein großartiger Zug hindurchgeht.

Wir können nicht im einzelnen auf die Greuel der jesuitischen Gegenreformation hier eingehen; nur das möchten wir noch erwähnen, daß sie überall dieselben gewesen sind: List, Lug, Trug, Gewalt. In Schweden suchten sie, als evangelische Prediger verkleidet, das Volk zu bethören; in Rußland gingen sie so weit, Judenkinder zu rauben, um sie römisch-katholisch erziehen zu lassen; dabei trieben sie Proselitenmacherei in der griechischen Kirche, während sie Zehntausende, ihnen selbst gehörender Leibeigener in Schmutz und Elend verkommen ließen. Und in den romanischen Ländern endlich legten sie sich wie ein Alp auf alles geistige Leben und erzeugten dadurch jene traurige Unversöhnlichkeit der Gegensätze, welche alle jene bedauernswerten Nationen bis auf diesen Tag haltlos hin und her wirft zwischen der Revolution, der Auflösung aller göttlichen

und menschlichen Ordnung einerseits und einer fanatischen Priesterherrschaft andererseits, die alle Fühlung verloren hat mit den Fortschritten der Wissenschaft und der Denkweise ihrer gebildeten Zeitgenossen. Dazu kommt, daß die römische Kirche in allen diesen Ländern, in welchen die Arbeit der Jesuiten die Reformation völlig unterdrückt hat, jeden sittigenden Einfluß auf das Volk verloren hat, und daß dort das ganze Christentum im Grunde nur noch in äußeren Gebärden besteht, während es die Eine köstliche Perle, die Sinnesänderung, die μετανοια, gar nicht mehr sucht.

Eben aus diesem Grunde ist auch die äußere Mission der Jesuiten, trotz großer Opfer an Menschen und trotz viel Selbstverleugnung der einzelnen, wenig wert. Sie haben in China, in Japan, unter den Indianern Nordamerikas, in Paraguay u. a. a. O. fast immer nur so oberflächlich gearbeitet, daß über kurz oder lang die ganzen Missionsgebiete ins Heidentum zurückgefallen sind.

Dem Verfall des Ordens im 17. Jahrhundert und seiner Aufhebung im 18. ist in unserem Jahrhundert eine neue Auferstehung gefolgt; 1814 ist er von Pius VII. restauriert worden. Mit 1829, d. h. mit der Wahl des schon von uns genannten Pater Roothan, welcher die Unabänderlichkeit der jesuitischen Erziehungsgrundsätze aufs neue proklamierte, beginnt ihr Einfluß auf die Kurie. 1836 bekommen sie das ganze Institut der Propaganda in ihre Hände. Gregor XVI. und Pius IX. wetteifern darin, verstorbene Jesuiten heilig zu sprechen und damit dem Orden ihr Wohlwollen zu beweisen. Der Politik und dem Dogma wenden sie sich gleichmäßig zu. War es ein Jesuit (Lainez) gewesen, der zuerst die Lehre von den zwei Schwertern aufgebracht; waren es seine Nachfolger gewesen, die sie ausgebildet, so waren es jetzt wieder die Jesuiten, welche dem alten, ebenso ungebildeten als eitlen Pio Nono Encyklika und Syllabus diktierten, die beide nach Form und Inhalt echt jesuitisch sind, jesuitisch der Inhalt, der das volle Mittelalter für die Kirche, ihre Herrschaft über den Staat und selbst die Anwendung der Gewalt in Glaubenssachen fordert, jesuitisch die verlogene Form der doppelten Negation im Syllabus, die sich da, wo es Wahrheiten auszudrücken gibt im Reiche der Wahrheit, wunderlich genug ausnimmt. Ein guter Katholik, Massimo d'Azeglio (Gesandter und Minister von Piemont), urteilt über diese Auslassungen Pius' IX. wie folgt: „Ich bedaure, daß der Papst der schlimmste Feind des Papsttums ist, und ich gerate außer mir, daß die Religion meines Landes so schreckliche Wunden davonträgt. Er gehört zu den Monomanen des Selbstmordes, die man noch so aufmerksam bewachen kann, und die dennoch einen Augenblick erhaschen, um sich aus dem Fenster zu stürzen."

Auf dem dogmatischen Gebiet sind die Patres nicht minder rührig gewesen. Für die Dogmatisierung der „Unbefleckten Empfängnis", schon einer Lieblingslehre von Lainez und Salmeron, wird ein Ausschuß eingesetzt mit dem bekannten Jesuiten Perrone an der Spitze. Und den Gipfel ihrer Thätigkeit erklimmen sie im „Konzil" von 1870, in welchem mit Gründen, die dem Bellarmin wörtlich entlehnt sein könnten, die Unfehlbarkeit des Papstes von seinen Marionetten proklamiert wird. Und wieder sind sie es hier, welche den Schlag, den Rom mit diesem frevelhaften Dogma zugleich der Ehre Gottes und der deutschen Wahrheitsliebe versetzt hatte, mit einer Deklaration parieren, welche ihren Zweck, die Gewissen zu beruhigen, nur zu gut erfüllt hat — so haltlos sie ist. Nicht der Papst, sondern nur das, was er ex cathedra sagte, sollte unfehlbar sein. Ist aber das, was der Papst sagt, unfehlbar, so ist natürlich er es selbst; und thatsächlich hatte Pius auch gar nichts anderes gewollt, als für seine Person mit Haut und Haaren für unfehlbar erklärt werden. Und neuerdings scheint auch Leo XIII., dem man lange Zeit nichts weniger als Vorliebe für die Jesuiten nachsagte, von ihnen gewonnen worden zu sein, oder wenigstens sich von ihrer Rückkehr nach Deutschland eine Ausbreitung der römischen Kirche in unserem Vaterland zu versprechen. Ganz unerwartet hat er ihnen in dem Augenblick, wo Windthorst ihre Rückberufung nach

Deutschland auf die Tagesordnung setzt, ein äußerst huldvolles Handschreiben übermittelt.

Und so sehen wir denn heute in Deutschland das wunderbare Bild, daß große Teile unseres Volkes, vor die Entscheidung gestellt, ob sie die reine Bergluft evangelischer Freiheit und ursprünglichen Christentums atmen, oder den auf die Spitze getriebenen Glaubens- und Gewissenszwang eingeführt wissen wollen, den Zwang, der, um lebensfähig zu bleiben, den Willen brechen, die Einsicht töten, die Geschichte fälschen muß, daß weite Kreise unseres Volkes — der Vergleich wird gestattet sein — nicht Christum, sondern Barrabam erwählen.

Der früher oftmals vorgebrachte Trost, daß die Gesellschaft Jesu noch nicht gleichbedeutend sei mit der römischen Kirche, ist heute hinfällig; sie decken sich in der That. Die Zeiten des alten Katholizismus sind vorüber, die Zeiten, wo man hoffen konnte, durch persönliche Annäherung die Kluft zu überbrücken, die Periode, welche mit dem Uebertritt des edlen Fürstbischofs von Breslau Sedlnitzki zur evangelischen Kirche abschließt. Ueber die Märtyrer des Jahres 1870, den frommen Domherrn von Richthofen, die standhafte Oberin Amalie von Lasaulx u. a. m., ist man zur Tagesordnung übergegangen. Der Altkatholizismus hat weitere Kreise nicht überzeugen können, daß er auf gesicherter Lehrgrundlage stehe. In der That, seit 1870, seit jenem Konzil, durch dessen Geschichte man, so oft man sie liest, immer wieder in Wallung gerät, seit jener Unterdrückung der unterrichteten und gebildeten deutschen Bischöfe durch eine willenlos von den Jesuiten geleitete Majorität ungebildeter und veräußerlichter Romanen, ist endgültig alle Entwickelung in der römischen Kirche vernichtet, alle theologische Wissenschaft unmöglich gemacht. Zwar der Papst regiert. Aber er ist der Gefangene im Vatikan, der Gefangene der Jesuiten.

Was jetzt noch kommen kann und wird in der römischen Kirche, weiß niemand; es ist aber auch ganz gleichgültig. Seit der Bannfluch über diejenigen ausgesprochen ist, welche die weltliche Herrschaft des Papstes verwerfen, seit die belgischen Katholiken dem „Knecht aller Knechte" und „Statthalter Jesu" nichts Passenderes zu schenken wußten zu seinem fünfzigjährigen Priesterjubiläum, als eine Batterie gezogener Kanonen, seit den Bildern der Maria das Kind genommen wird, um die Göttin zu vollenden, wüßten wir wirklich nicht, wer sich noch an neuen Phantastereien, etwa an der leiblichen Himmelfahrt Mariä, oder an sonst was den Magen verderben sollte. Mögen noch schlimmere Zumutungen kommen — toto devorato bove turpe est in cauda deficere!

Wir schließen. Soll nach allem Gesagten noch eine Antwort gegeben werden auf die Frage, ob man vom christlich-konservativen Standpunkt aus die Anwesenheit der Jesuiten in Deutschland wünschen oder auch nur gleichgültig mit ansehen dürfe, so kann die Antwort vom sittlichen Standpunkt aus wohl nur eine verneinende sein.

Ein anderes freilich ist es, ob die Unsittlichkeit der Vertriebenen so groß ist, daß zur Beschränkung des Uebels eine Strafe, die sonst nur Verbrecher trifft, die Verbannung, als allgemeine Präventivmaßregel sich rechtfertigt. Diese Rechtfertigung aber möchten wir nicht aussprechen. Es gibt Leute, welche um nichts besser sind, als die Jesuiten und welche nicht ausgewiesen werden. Man denke nur an die Juden und an manche Freimaurer! Erschwerend fällt freilich ins Gewicht, daß die Jesuiten — was mit der Loge nicht der Fall — eine internationale Organisation besitzen, welche überdies geheim ist und sich jeder Kontrolle bewußt entzieht.

Auf alle Fälle ist der wahrhafte und dauernde Nutzen der Ausweisung im Zeitalter des Dampfes und der Elektrizität gering. So wenig wir jemals vom Sozialistengesetz eine Unterdrückung oder Zurückdrängung der Sozialdemokratie erwartet haben, ebenso wenig können wir in dem großen, unvermeidlichen und, wenn er mit geistigen Waffen geführt wird, berechtigten Kulturkampf gegen die römische Kirche, uns entscheidende Vorteile von ihrer Fernhaltung versprechen. Wie schon jüngst im politischen

Digitized by Google

Bericht dieser Zeitschrift gesagt ist — trotz räumlicher Entfernung sind sie mitten unter uns mit ihrem Geist und mit ihren Schriften.

Wider diesen Geist läßt sich nicht mit dem Schwerte schlagen.

Es gilt also einerseits die Gefahr nicht zu unterschätzen. Vor 300 Jahren lachte man über das Häuflein Italiener, das die Alpen überstieg, um das ganze evangelische Deutschland wieder römisch zu machen; aber das Lachen hat man verlernt in einem dreißigjährigen Kriege — und ein Drittel Deutschlands ist doch zum Abfall verleitet worden. Die Gefahr ist heute dieselbe, nur die Masken sind andere geworden. Und es braucht kaum daran erinnert zu werden, daß in der Aufhebung des Individuums sich Jesuitismus und Sozialismus begegnen. Ueberwunden werden kann aber andererseits der Geist der Knechtschaft nur durch den Geist der Kindschaft; der Aberglaube nur durch den lebendigen Glauben; die Weltklugheit im Dienste Christi nur durch selbstverleugnende Hingabe; Probabilismus und reservatio mentalis nur durch evangelische Wahrheitsliebe; und endlich die veräußerlichte Sucht, das sichtbare Geltungsgebiet der römischen Kirche auf Erden zu vergrößern, nur durch den glühenden Liebesdrang evangelischer Christen, Weltkinder zu Gotteskindern zu machen und Seelen zu gewinnen für das ewige Reich des HErrn.

Die Fremdwörter und ihre Bekämpfung.

Von

G. Schleußner.

Wie Sprache und Menschsein eng zusammen gehören, so stehen auch im besonderen Volkstum und Sprache in der innigsten Verbindung mit einander. Man kann behaupten: Sie stehen und fallen mit einander. Leibniz eröffnet seine „Urvorgreifliche Gedanken betr. die Ausübung und Verbesserung der deutschen Sprache“ (1697) mit dem Satze: „Es ist bekannt, daß die Sprach ein Spiegel des Verstandes, und daß die Völker, wenn sie den Verstand hoch schwingen, auch zugleich die Sprache wohl ausüben.“ Und Ernst Moritz Arndt spricht sich in seiner Schrift: „Ueber den Gebrauch einer fremden Sprache“ (1813) dahin aus: „Die Sprache ist ein Spiegel des Volkes, das sie spricht. — — Weil denn die Sprache eines Volkes das innigste Gemüt, die verborgene Geschichte, die älteste Entwickelung, kurz die ganze Art seines Empfindens, Denkens, Darstellens und Lebens verschließt, so verändert, was die Sprache verändert, notwendig auch das Volk; was die Sprache verwirrt und verrückt, mit Fremdartigem und Ungleichem vermengt und auf irgend eine Weise den klaren und lauteren Fluß derselben trübt, das hat auch den Einfluß der Verwirrung, Verrückung, Trübung und Hemmung des ganzen Volkes. Denn ein geistigeres und innigeres Element des Lebens als die Sprache hat ein Volk nicht. Will also ein Volk nicht verlieren, wodurch es Volk ist, will es seine Art mit allen seinen Eigentümlichkeiten bewahren, so hat es auf nichts so sehr zu wachen, als daß ihm seine Sprache nicht verdorben und zerstört werde.“ Gewiß, wie man sagt, der Stil sei der Mensch, so kann man mit nicht geringerem Rechte sagen: „Die Sprache ist das Volk“. In seiner Sprache besitzt ein Volk seine gesamte geistige und gesellschaftliche Bildung und Entwickelung. In ihr vor allem liegt seine Eigenart ausgeprägt. So lange ein Volk seine Sprache festhält und pflegt, kann es, ob auch äußerlich unterjocht und geknechtet, nicht untergehen; in ihr lebt es immer fort, und erst wenn es seine Sprache verliert, verliert es sein Volkstum. So hängt auch unser deutsches Volkstum und Volksbewußtsein ganz und voll an unserer deutschen Sprache. Sie gehört, wie die slavischen, noch zu den Ursprachen aus der geschichtlichen Zeit, nicht zu den abgeleiteten, wie z. B. alle romanischen Sprachen. Und was ist sie für eine überaus reiche und herrliche Sprache! Hören wir das Urteil einiger Ausländer über dieselbe. Ein französischer Gelehrter, Duret, schreibt im 17. Jahrhundert: „Dieselbe ist wahrlich eine volle und wortreiche Sprache und ungemein geschickt, alles auszudrücken, was es auch sei.“ Und ein gelehrter holländischer Mathe-

matiker, Simon Stevin, sagt in einer Lobrede auf sie die bedeutsamen Worte: „Es ist eine jämmerliche Blindheit durch die Schickung Gottes bißhero gleichsam verordnet, daß der Deutschen Verstand also vernäbelt, erfinstert und bezaubert ist, daß sie nicht können das helle Licht der Sonnen von den Sternen unterscheiden, nämlich die höchste Würdigkeit und Wunderkraft der deutschen Sprache von den anderen Sprachen zu großem Schimpf und Nachteil des ganzen deutschen Geschlechts." Ein anderer Holländer, Petrus Scriverius, hat sie sogar besungen und gepriesen als „Fürstin aller Sprachen, geboren, um von anderer Haupt die Krone zu nehmen," als „Göttin, die niemals braucht ein Wort zu Lehn zu tragen." So Stimmen aus fremden Völkern, die gewiß in voller Unbefangenheit urteilen. Unsere Sprache besitzt denn auch in Wahrheit einen erstaunlich großen Wortschatz. Man hat ausgerechnet, daß Grimms deutsches Wörterbuch, wenn es einmal vollendet sein wird, mindestens eine halbe Million deutscher Wörter enthalten muß, ganz abgesehen von einer nicht geringen Zahl, die außerdem noch in den verschiedenen deutschen Mundarten aufgespeichert liegen. Welche Fülle! Das hängt aber wieder zusammen mit der großen Bildsamkeit unserer Sprache, wie sie denn bis in die neueste Zeit hinein sich durch Neubildungen bereichert gefunden hat. Und wenn, wie Leibniz einmal sagt, der rechte Prüfstein des Ueberflusses oder Mangels einer Sprache sich beim Uebersetzen guter Bücher aus anderen Sprachen findet, so besteht unsere deutsche Sprache auch in dieser Prüfung aufs glänzendste. Wir haben Uebersetzungen aus fremden Sprachen, um die uns andere Völker mit Recht beneiden. Wilhelm Scherer spricht sich darüber also aus: „Keine Sprache ist wie die deutsche geeignet, den fernliegendsten Idiomen noch etwas von ihrem Charakter abzugewinnen, der fernliegendsten Poesie und ihren Formen noch ein verwandtes Element aus ihrem Eigensten entgegenzubringen, um sie vermittelst dessen in die fremde Lebensluft herüber zu verpflanzen und doch den ursprünglichen Duft nicht gänzlich zu verwischen. So sind uns die Griechen und Römer zugeführt worden. Vossens Homer ist fast ein deutsches Originalwerk. So sind Shakespeare, Dante, Ariost, Calderon unter uns erschienen. So hat uns der Orient seine Schätze geboten, persische Dichter fanden an Goethe einen Schüler, die Ueberfülle arabischen Reimwohllautes hat sich unserm Rückert nicht versagen können." Man spricht freilich unserer Sprache oft den äußerlichen Wohlklang ab und erklärt anderer Sprachen Wortformen und Aussprache für wohllautender. Herder dagegen urteilt: „Dünkt mir recht, so stehen wir gegen unsere Nachbarn in einer glücklichen abgegrenzten Mitte, so daß wir nicht wie die sarmatischen Völker die Worte herausröcheln, noch wie die Seenationen in heiserem Tone dämmern, noch wie unsere sybaritischen Nachbarn die Worte mehr hervorglitschen, noch wie die Briten mit verschlucktem Tone und oft ohne Lippen reden. Unsere Sprache ist stark und zurückprallend, tapfer, wie das Volk, das sie spricht, und nur Weichlingen furchtbar und schrecklich, nicht unwirtbar gegen Fremde, aber Landstreichern oder zu entlegenen Nationen unfreundlich anzuschauen."

Wahrlich, wir Deutschen haben allen Grund, auf unsere Sprache stolz zu sein. Aber sind wir's auch? Die Thatsachen zeugen gegen uns.

Oder ist es nicht bezeichnend, daß wir über hundert Fremdwörterbücher im Buchhandel besitzen, d. h. Verzeichnisse und Erklärungen der Fremdwörter, die in deutscher Rede gang und gäbe sind? Und daß die reichhaltigsten unter ihnen, das eine Heysesche über 90 000, das andere Sandersche (1884 erschienen) gar mehr als noch einmal so viel solcher Wörter aufzuweisen haben sollen? Unsere Sprache hat, wie schon gesagt, nach Grimm und seinen Nachfolgern bis jetzt etwa eine halbe Million eigene Wörter und Wortbildungen und dazu nun, gering gerechnet, 90 000 Fremdwörter im Gebrauch, also 17 aufs Hundert! Wir haben neuerdings eine neue deutsche Rechtschreibung bekommen, die, so grundsätzlich erwünscht, so sehr noch erörterungsfähig ist in Betreff der Art, wie sie sich im einzelnen gibt. Man erschrickt, wenn man das den Regeln beigegebene Wörterverzeichnis ins Auge faßt. Dasselbe enthält etwa 3500 Wörter und

Digitized by Google

darunter gegen 1500 Fremdwörter, d. h. $^3/_7$, beinahe die Hälfte aller angeführten Wörter! Heißt das nicht diese Fremdwörter als notwendigen Bestandteil der deutschen Sprache amtlich ansehen und feststellen und somit die Verwälschung der letzteren planmäßig betreiben, die Fremdwörterseuche für einen naturgemäßen Zustand erklären, den die Schule zu pflegen hat? „Nicht tropfenweise, nein gleich eimerweise wird so der Jugend das Gift eingeflößt," hat man darüber mit Recht gesagt. Kein Volk sonst in der Welt hat sich je etwas Aehnliches mit seiner Sprache zu schulden kommen lassen. In der alten Welt haben Römer sowohl als Griechen eifersüchtig über die Reinheit ihrer Sprache gewacht, so lange ihr Volksbewußtsein noch auf seiner Höhe stand, und selbst über diese Zeit hinaus. Cicero hat seine Landsleute gewarnt, sich durch Einmengen ausländischer Wörter nicht lächerlich zu machen, und Tiberius, Roms Kaiser, entschuldigte sich einst im Senate wegen des Gebrauches eines griechischen Wortes (monopolium), da er ein gleichbedeutendes lateinisches noch nicht kenne. Und in unseren Tagen haben z. B. die Engländer und Franzosen wohl Fremdwörter mit in ihre Sprache aufgenommen, aber in verschwindender Zahl, und sie haben dieselben obenein ihrer Sprache durchaus angepaßt, sie mit ihr mehr oder minder in Wortform und Aussprache verschmolzen. Und wir Deutsche, hoch und niedrig, ja die Höherstehenden am allermeisten? Wir haben allen Grund uns an der Beichte zu spiegeln und sie beschämt zu der unseren zu machen, die am 28. Oktober 1813, also zehn Tage nach der Leipziger Schlacht, Max von Schenkendorf im Namen seines Volkes niedergeschrieben:

„Wir haben an der bunten Wange
Der alten Babel uns berauscht
Und ihrem frechen Lustgesange
Mit keuschem deutschen Ohr gelauscht;
Die Kraft entschwand uns vor dem Klange,
Im Taumel haben wir vertauscht
Mit eklem Rotwelsch der Garonne
Die Sprache Teuts, der Helden Wonne."

Ja, leider noch im Jahre 1886, nachdem uns Gott ein 1870 und 71 geschenkt, gilt fast ungeändert und ungeschwächt, worüber jener deutsche Vaterlandsfreund nach der Schlacht bei Leipzig so bitter klagen mußte. Auf dem Schlachtfelde haben wir Frankreichs Macht gründlich niedergeworfen, aber in der Sprache und demgemäß auch in unserer Bildung und unseren Sitten sind wir noch in einem außerordentlichen Maße Sklaven und Affen der Franzosen. Und das sehen und wissen diese recht gut und spotten in den mannigfachsten Tonarten über „ce style à moitié français, qui passe aujourd'hui pour de l'allemand" (so in der Revue critique 1873!). Gewiß, es fehlt uns auch nicht an lateinischen, griechischen, englischen und noch anderen Fremdwörtern, aber die französischen überwiegen in unbegreiflicher Weise, wo sie doch die allerentbehrlichsten sind und nichts uns so an den Pranger stellt, als ihr Gebrauch.

Es ist diese Fremdwörterseuche freilich ein sehr altes und darum tief eingefleischtes Erbübel unserer Sprache und so nicht kurzer Hand auszurotten; die Heilung will in der besonnensten Weise ins Auge gefaßt und allmählich Schritt für Schritt herbei geführt sein.

Ein Blick auf die Geschichte dieses Uebels ist lehrreich und unterhaltend genug.

Schon das Mittelalter seit dem 12. Jahrhundert hat dem Eindringen der Fremdwörter Vorschub geleistet und zwar vor allem in der Dichtung unserer Minnesänger, die hierbei dem Vorbild der französischen Troubadours nachgaben und nachgingen. Da zuerst ist es Sitte geworden, französische Brocken in die deutsche Rede einzumengen. Namentlich Gottfried von Straßburg hat sich in dieser Beziehung in seinem „Tristan und Isolde" schwer verfehlt; aber selbst ein Wolfram von Eschenbach, so groß und deutsch er sonst gegen jenen dasteht, hat jener Sucht nicht zu widerstehen vermocht. Er macht sich in seinem „Willehalm" selbst einmal darüber lustig, daß er, ohne vom

Französischen viel zu verstehen, dennoch „franzoys spreche". Nach und nach drang diese Lust am fremden Ausdrucke aus den Reihen der ritterlichen Dichter auch in weitere Kreise, und neben französischen wurden auch italienische und lateinische Ausdrücke in die Sprache eingemischt, letztere namentlich durch Schuld der Gelehrten, ganz besonders auch der Kirche, der Rechtswissenschaft und ihrer Vertreter. So erschien schon 1572 zu Augsburg ein erstes deutsches Fremdwörterbuch und 1620 kam ein zweites heraus. Doch beweist die Bibelübersetzung Luthers in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts mit ihrem reinen Deutsch, wie wenig das Uebel bis dahin noch gemeinschädlich aufgetreten war. Aber ganz anders gestaltete sich nun die Sachlage im 17. und 18. Jahrhundert, seit Deutschland in unselige staatliche und geistige Abhängigkeit von Frankreich geraten war. Nun kam ein Französeln auf, welches auch die Sprache dermaßen in seinen Bann zog, daß sie in seiner Umschlingung dem Verderben sicher zugeführt werden mußte, wenn nicht das deutsche Gefühl immer wieder in berufenen Männern dagegen sich aufgebäumt und durch entschiedenen Widerstreit die völlige Ueberwucherung gehindert hätte. Wenn schon die Meistersänger gegenüber den Minnesängern und der allmählichen Entartung ihrer Sprache und Sitte, deutsche Sprach- und Sittenreinheit in ihrer Weise pflegten, wenn im 16. Jahrhundert Luther, Fischart u. a. dafür mächtig und beredt eintraten: im 17. Jahrhundert mehrte sich mit der wachsenden Unart auch deren Bestreitung. Da sind vor allem zu nennen der Schlesier Martin Opitz, der freilich höchst seltsamerweise in einer lateinischen Schrift „de contemptu linguae Teutonicae" gegen die überhandnehmende Verachtung der deutschen Sprache eifert, ferner der Elsässer Michael Moscherosch und seine „wunderliche und wahrhaftige Geschichte Philanders von Sittewald", worin er unter anderem den „à la mode-Kehraus" ankündigt und schreibt: „Was habt ihr, vermeinte Teutsche, denn für Treue in euern Herzen gegen euer Vaterland, wenn ihr bedächtet, wie durch die welsche Untreue alles in Zerrüttung kommen, daß ihr gleichwohl ihre Namen zu gebrauchen euch noch gelüsten lasset! — — Welches unvernünftige Thier ist doch, das dem andern zu gefallen seine Sprach oder Stimme ändere. Hastu je eine Katz dem Hund zu gefallen bellen, den Hund der Katz zu lieb mauchzen hören? Nun sind wahrhaftig in seiner Natur ein deutsches festes Gemüt und ein schlüpffriger welscher Sinn anderß nit als ein Hund und Katzen gegen einander geartet, und gleichwohl wollet ihr unverständiger als die Thiere ihnen wider allen Dank nacharten? Und ihr wollet die edle Sprach, die euch angeboren, so gar nicht zu obacht nehmen in euerm Vaterland? Pfui dich der Schand!" Und so dichtet er nun:

„Ihr böse Teutschen,
Man solt euch peitschen,
Daß ihr die Mutterspracb
So wenig acht.
Ihr liebe Herren,
Das heißt nicht mehren,
Die Sprach verkeren
Und zerstöhren!
Ihr thut alles mischen
Mit faulen Fischen
Und macht ein Mischgemäsch,
Ein wüste Wäsch,
Ich muß es sagen,
Mit Wehmut klagen,
Einen faulen Haaffen-Käß,
Ein seltsames Gefräß.
Wir han's verstanden
Mit Spott und Schanden,
Wie man die Sprach verkert
Und ganz zerstöhrt.
Ihr böse Teutschen,
Man solt euch peltschen
In unserm Vaterland,
Pfuy dich der Schand!"

Ferner ist an die damalige bedeutsame Richtung der verschiedenen deutschen Sprachgesellschaften zu erinnern. So entstand 1617 der Palmenorden oder die fruchtbringende Gesellschaft in Weimar, welcher auch der große Kurfürst später angehört hat, 1633 die aufrichtige Tannengesellschaft in Straßburg, 1643 die deutschgesinnte Genossenschaft Philipps von Zesen in Hamburg, 1644 der Blumenorden oder die Gesellschaft der Pegnitzschäfer zu Nürnberg und endlich 1656 der von Rist gestiftete Schwanenorden an der Elbe. Und sie sind keineswegs ohne Frucht geblieben. Zählten

sie doch zum Teil die angesehensten Leute zu ihren Mitgliedern. Allein in der fruchtbringenden Gesellschaft waren bis 1668 1 König, 3 Kurfürsten, 49 Herzöge, 4 Markgrafen, 10 Landgrafen, 8 Pfalzgrafen, 19 Fürsten, 16 Grafen, 35 Freiherrn, 600 Adlige und Gelehrte. Ihrem Einflusse ists ganz offenbar zu verdanken, daß die Berliner Bauordnung von 1641 in 54 Abschnitten auch nicht ein einziges fremdes Wort enthält und daß 1644 die Reichstagsabgeordneten dem Kammergerichte zu Speyer einen Tadel aussprachen, weil es dem Reichsstile zuwider an einen französischen Heeresfürsten französisch geschrieben und französische Antwort angenommen habe. Vor allem ist's ihm zuzuschreiben, daß unsere Dichtung und ihre Sprache von ausländischem Flitter sich verhältnismäßig frei erhielt, bezw. wieder frei machte. Georg Neumark gibt übrigens im „Palmbaum" mit der Unterschrift „Confusius von Ollapotrida" folgendes die Sprachmengerei seiner Zeit grell beleuchtende Lied:

„Reverierte Dame,
Phoenix meiner Ame,
Gebt mir Audientz:
Euer Gunst Meriten
Machen zu falliten
Meine Patientz.

Ach ich admiriere
Und consideriere
Eure Violentz;
Wie die Liebesflamme
Mich brennt sonder blasme
Gleich der Pestilentz.

Ihr seyd sehr capable,
Ich bin peu valable
In der Eloquentz.
Aber mein Servieren
Pflegt zu dependieren
Von der Influentz" u. s. f.

Wie not that's da, aufzuräumen! Und wenn auch bei den Verdeutschungsbestrebungen jener Gesellschaften manche Lächerlichkeit mit unterlief, so, wenn Philipp von Zesen das gut deutsche Wörtlein „Nase" (das offenbar so gut ursprünglich deutsch ist, wie Auge, Ohr, Mund oder Vater, Mutter, Tochter u. s. w., sodaß wir also getrost, um mit „Onkel Bräsig" zu reden, die Nase im Gesicht behalten können) durch Löschhorn oder Gesichtserker ersetzt wissen wollte und Aehnliches, so haben wir doch auch andererseits sehr glückliche Neubildungen aus jener Zeit, wie z. B. Gegenstand für Objekt (während Unterstand für Subjekt weniger anmutet), lustwandeln für spazieren, Vollmacht für Plenipotenz, Vertrag für Kontrakt, letzter Wille für Testament, selbständig (von Selbstand = Person) u. s. f. Sonst verdienen aus jener Zeit unter den Eiferern für die Sprachreinigung noch besondere Erwähnung der weniger bekannte und doch hochverdiente fürstlich braunschweigisch-lüneburgische Hofrat Schottelius, der in seiner 1641 veröffentlichten „Teutschen Sprachkunst" es für eine Schande und einen Ekel erklärte, vom Auslande etwas zu erbetteln, welches in unserem Teutschlande schöner, saftiger und dem teutschen Verstande deutlicher und kräftiger vorhanden sei. Man solle, sagt er kräftig, einen, der für das Gegenteil eintrete, mit faulen Eiern hinauswerfen und seinen Namen nicht würdigen, mit deutschen Buchstaben zu schreiben. Seine Verdienste in dieser Hinsicht wurden von seinen Zeitgenossen durch die Namen „Vater der Sprache des Vaterlandes", „Deutscher Varro" und „Rächer der Sprache", womit sie ihn beehrten, anerkannt. Der große Leibniz mit seinen verwandten Bestrebungen ist zu Anfang bereits angeführt. Ihm folgt im 18. Jahrhundert Gottsched, dem Fremdwörter geradezu ein „Otterngezücht" waren, Klopstock in seinen Oden und in seiner Gelehrtenrepublik, der in der letzteren sogar meint: „Wenn ein Freyer oder Edler ausländische Wörter ohne Bedürfnis in die Sprache mischt, so entgilt er's, sind's nur wenige, durch die Stirnrunzel, sind's aber viel, so trägt er den Hund"; ferner Lessing, der in seinen Litteraturbriefen namentlich Wieland um seiner undeutschen Ausdrucksweise willen derb geißelt, und auch Herder in seinen kritischen Wäldern.

Einen ganz neuen Abschnitt aber in der Geschichte der Sprachreinigungsversuche

Digitized by Google

bezeichnet der Name Joachim Heinrich Campe, mit dem wir zugleich den Uebergang zu unserem 19. Jahrhundert vor uns haben. In einer stattlichen Reihe von Schriften hat er seit 1791, unbeirrt durch viele und scharfe, zum Teil nicht unverschuldete Angriffe, für die gute Sache gekämpft und ist der Vater des sogen. Purismus, der neueren Sprachreinigung, geworden. Eine besonders große Ermutigung empfing er durch die Berliner Akademie der Wissenschaften, der in ihrer Stiftungsurkunde die Aufgabe gestellt war, „was zur Erhaltung der teutschen Sprache in ihrer anständigen Reinheit, auch zur Ehre und Zierde der teutschen Nation gereichet, absonderlich mit zu besorgen". Dieser ihrer bisher vernachlässigten Aufgabe erinnerte sich 1792 ihr Kurator Minister Graf von Herzberg, und auf seinen Antrieb schrieb die Akademie etliche Preisfragen über dies Thema aus. Sie lauteten: „Ist vollkommene Reinigkeit einer Sprache überhaupt und besonders der deutschen möglich und notwendig? Wie und nach welchen Grundsätzen kann die Reinigkeit der deutschen Sprache am besten befördert werden? Wie weit kann und muß dieselbe getrieben werden, ohne ihr noch wesentlichere Vollkommenheiten aufzuopfern, und welche Teile des deutschen Sprachschatzes bedürfen vorzüglich der Absonderung des Fremdartigen, in welchen anderen hingegen würde die Absonderung unthunlich oder nachteilig sein?" Mit dem ersten Preise gekrönt wurde Campes Abhandlung „Grundsätze, Regeln und Grenzen der Verdeutschung" (1794), welche erweitert und mit einem Wörterverzeichnisse versehen 1801 abermals als „Wörterbuch zur Erklärung und Verdeutschung der unserer Sprache aufgedrungenen fremden Ausdrücke" zu Braunschweig erschien. Dies ist Campes verdienstvolles Hauptwerk zu unserer Frage, dem freilich im einzelnen viele Schwächen anhaften. Zum erstenmale hat er hier das Fremdwörterunwesen unter uns in seinem ganzen Umfange bloßgelegt und auch umfassende Mittel zu seiner Abstellung geboten. Zwar fehlen auch unter seinen Verdeutschungen die Mißbildungen nicht. Z. B. können uns Ichsamkeit statt Egoismus, Gleichmutsweiser statt Stoiker, Hundevernünftler statt Cyniker, Ansprecher oder Ansprächler statt Prätendent u. ähnl. nur ein Lächeln abgewinnen. Aber ein großer Teil seiner Neubildungen hat unseren Sprachschatz in durchaus mustergültiger Weise bereichert, so z. B. altertümlich für antik, Kunststraße für Chaussee, Umwälzung für Revolution, Stelldichein für Rendezvous, handlich für traitable, Feingefühl für Takt, Empfindelei für Sentimentalität, Beweggrund für Motiv, Zerrbild für Karikatur, Gefallsucht für Koketterie, Zartgefühl für Delikatesse, folgerecht und folgerichtig für konsequent, herkömmlich für konventionell, Tondichter für Komponist und noch viele andere. Sein und seiner Mithelfer Einfluß auf die Zeitgenossen ist denn auch ganz unzweifelhaft. Bei Wieland und Jean Paul ist er besonders groß und je länger, desto deutlicher zu spüren, wie er bei ihnen freilich auch besonders nötig war; und selbst Goethe und Schiller haben trotz anfänglicher Gegnerschaft gegen Campes oft etwas kleinliches und engherziges Ketzergericht sich nachweislich in ihren späteren Werken seiner Einwirkung nicht verschließen können.

Einen neuen kräftigen Antrieb aber in dieser Richtung mußte die schmähliche Fremdherrschaft in unserem Vaterlande im Anfange unseres Jahrhunderts und die in den Freiheitskriegen angebahnte Erlösung von ihr bei allen Deutschgesinnten bringen. Da tritt uns ein Fichte entgegen mit seinen „Reden an die deutsche Nation" und seiner in jeder Hinsicht deutschen Sprache, ein Arndt, von dem wir gleich zu Anfang ein kräftiges Zeugnis der Art angeführt haben und der in der da genannten Schrift empört fragt: „Wenn unsere höhere Welt teutsch spricht, greift sie nicht jeden Augenblick nach einem französischen Worte und einer französischen Wendung? Wenn wir über Staatskunst, Kriegswesen, ja nur von einem Gefechte sprechen und es beschreiben, gebehrden wir uns nicht, als hätten wir gar keine Sprache, als sahen wir ganz ohne Geist, ohne Begriffe, ohne Zeichen für Geist und Begriffe? als sahen wir in den Anfängen unserer Bildung und müssen alles von Fremden holen? Wir Reichen, die wir vergessen haben, wie reich wir sind!" Auch der Turnvater Jahn ruft in seinem „Volkstum" (1810)

Digitized by Google

den Deutschen die beherzigenswerten Worte zu: „Deutsche, fühlt wieder mit männlichem Hochsinn den Wert einer edeln lebendigen Sprache, schöpfet aus ihrem nie versiegenden Urborn, grabt die alten Quellen auf und laßt Lutetiens stehende Lachen in Ruhe!“ Und wiederum warnt er: „Ein Volk, das seine eigene Sprache verlernt, gibt sein Stimmrecht in der Menschheit auf und ist zur stummen Rolle auf der Völkerbühne verwiesen.“ Und Jakob Grimm, der große deutsche Sprachmeister, schreibt: „Kaum ein anderes höheres Recht geben mag es, als das, kraft welches wir Deutsche sind, als die uns angeerbte Sprache, in deren volle Gewähr und reichen Schmuck wir erst eingesetzt werden, sobald wir sie erforschen, reinhalten und ausbilden. Zur schmählichsten Fessel gereicht es ihr, wenn sie ihre eigensten und besten Wörter hintan setzt und nicht wieder abzustreifen sucht, was ihr pedantische Barbarei aufbürdete; man klagt über die fremden Ausdrücke, deren Einmengen unsere Sprache schändet; dann werden sie wie Flocken zerstieben, wenn Deutschland sich selbst erkennend, stolz alles großen Heils bewußt sein wird, das ihm aus seiner Sprache hervorgeht.“

Leider aber müssen wir sagen, diese Hoffnung hat sich trotz der Freiheitskriege und trotz der Weltmachtstellung, zu der das Deutsche Reich sich emporgeschwungen, noch nicht verwirklicht. Daran ändert nur wenig das verdienstvolle Vorgehen Stephans auf dem Gebiete der Postsprache, des großen Generalstabes in bezug auf Krieg und Heerwesen, endlich der Reichsregierung in Feststellung der neueren Rechtssprache, so lange dies ein vereinzeltes Vorgehen bleibt, so lange nicht auf allen Gebieten des Lebens und Verkehrs damit voller Ernst gemacht wird. Geschieht dies nicht, so nimmt unsere Sprache unersetzlichen Schaden. Ein neuester Hauptkämpfer für die deutsche Sprache, der Kunstschriftsteller und Leiter des Museums in Braunschweig, Professor Hermann Riegel, ruft in seinem „Hauptstück von unserer Muttersprache“ entrüstet aus: „Könnte man doch die Sprachfälscher mit Geldbußen, Gefängnis und Vernichtung ihres Machwerkes bestrafen, wie die Fälscher von Nahrungsmitteln und Getränken! Verdient hätten sie es reichlich!“ Moscheroschs Peitsche, Schottels faule Eier und Klopstocks Hund wären vielleicht noch wirksamere Schreckmittel.

Wie grauenhaft der Stand des Fremdwörterunwesens oder der Fremdwörterseuche, wie man wohl noch besser sagt, gegenwärtig noch immer unter uns ist, soll und wird uns aus dem Weiteren hinlänglich klar werden. Es ist hier besonders der Stoff benutzt, den die neuesten Schriften über diese brennende Frage, außer von Riegel namentlich von Dr. Hermann Dunger, Otto Denk und Major von Pfister in sehr reichlicher und wohlgeeigneter Zusammenstellung bieten. Eins ist aber dabei gleich zu bemerken. Der Widerstreit kann und darf sich nur richten gegen die wirklich entbehrlichen und als Eindringlinge deutlich erkennbaren Fremdwörter, nicht gegen die, welche wir unserer Sprache vollkommen einverleibt und mit deren Gepräge versehen haben oder für die wir eigentliche deutsche Ausdrücke nicht besitzen, auch schwer bilden könnten. Man nennt solche am besten Lehnwörter. Sie sind mit Fug und Recht Teile unseres Sprachschatzes geworden und finden sich auch in jeder anderen Volkssprache, ein geistiges Band zwischen den verschiedenen Sprachen herstellend, das keineswegs vom Uebel ist. Solcher Lehnwörter besitzen wir mehr, als allgemein bekannt ist. Man nehme den Satz: „Der Droschken-Kutscher hat auf der Straße sein mattes Pferd mit dem Peitschen-Stiele über den Kopf geschlagen.“ Der will uns gut deutsch klingen. Und doch stecken in ihm nicht weniger als 8 Fremdwörter, nämlich Droschke und Peitsche aus dem Slavischen, Straße, Pferd, Stiel, Kopf aus dem Mittellateinischen, Kutscher aus dem Magyarischen und matt aus dem Arabischen. Wer wollte diese Wörter aber jetzt wieder aus unserer Sprache verbannen, wenn er nicht ein Sprachreinigungsnarr heißen will? Ebenso steht's z. B. mit fast allen Wörtern, die mit Pf anfangen, als Pfahl (palus), Pfanne (patina), Pfalz (palatium), Pfeffer (piper), Pfütze (puteus) u. s. w., ähnlich mit denen, die auf el enden, wie Kümmel (cuminum), Pinsel (penicillus), Scheffel (scaphium), Schüssel (scutula), Spiegel (speculum), Ziegel (tegula), Zwiebel (caepula) u. s. f., wo

Digitized by Google

eben überall das Lateinische zu Grunde liegt. Wer dürfte ferner Bezeichnungen, wie Kaiser (Caesar), Münster (monasterium), Priester (presbyter), Teufel (diabolus), Meister (magister), Vogt (advocatus) jetzt beanstanden und ausmerzen wollen? Sie und andere sind eben alle, obwohl ursprünglich den alten Sprachen zugehörig, in deutscher Form deutsch geworden. Haben doch z. B. auch die Franzosen selbst aus unserer Sprache Wörter bei sich eingebürgert, so aus unserem Faltstuhl (jetzt fälschlich Feldstuhl!) ihr fauteuil, aus unserer Beiwacht ihr bivouac, aus unserem Busch ihr bouquet, aus unserer Warte ihr garde, aus unserem Schiff ihr equipage, aus unserem Schmelz ihr émail, aus unserem droge (trocken) ihr drogue, aus unserem Geschwader ihr escadron u. s. w. geschaffen; alle diese ursprünglich echt deutschen Wörter hat der deutsche Michel in der fremdländischen Form wieder zurückgenommen.

Also „Krieg den Fremdwörtern" gilt nur einer Redeweise, die in unvernünftiger und unnötiger Weise Fremdwörter anwendet. Diese Redeweise ist leider heute noch die Regel, wie einige Beispiele zeigen werden. Ein deutscher Junggesell zieht es vor, als garçon zu leben, ein Wort, welches obenein noch den Kellner zieren muß. Cousin und Cousine lassen die deutschen Wörter Vetter und Base nicht aufkommen, ebensowenig Onkel und Tante den Oheim und die Muhme. Portemonnaies haben die Geldbeutel und Geldtaschen verdrängt, dekolletiert erscheinen ist anständiger als entblößt oder ausgeschnitten, Remedur hilft mehr als Abhilfe, Eleven sind den Lehrlingen vorzuziehen, Monteurs, Avantageurs u. dergl. dürfen auf deutschem Boden nicht fehlen. Kein Franzose hat je gesagt: „Je me suis begeisteré", wir aber enthusiasmieren uns flottweg. Eine unerträgliche Rolle spielt das Wort „Affaire", alles mögliche sieht sich mit dieser Benennung beehrt, noch mehr aber fast die Wörter enorm und brillant. Alles ist enorm, auch was ganz nach der Norm ist, alles brillant, auch wenn's an Glänzen nicht von ferne denkt. Zu letzterem läßt sich Riegel also aus: „Der Stiefel sitzt brillant, die Patti singt brillant, der Zug fährt brillant, der Kaffee schmeckt brillant, man schläft oder tanzt brillant, amüsiert sich brillant und hat eine brillante Gesinnung. Man spricht von einer brillanten Zigarre, von brillantem Käse, einem brillanten Kauf, brillantem Vortrage, brillantem Rocke. Man gibt einem brillanten Kerle von brillanter Gesundheit in seiner eigenen brillanten Wohnung eine brillante Ohrfeige und glaubt eine brillante Geschichte ausgeführt zu haben. Dieser brillante Kohl ist doch wirklich zu enorm!" Zu vergessen sind aber auch nicht die so beliebten Wendungen wie süperbe, charmant, exzellent, famos, kolossal, phänomenal, pyramidal oder affreux, abominable u. dergl. Einen sehr mannigfaltigen, höchst überflüssigen Gebrauch macht man desgl. von dem Wörtchen Partie, das in den allerverschiedensten Bedeutungen unsere „arme" Sprache „zieren" helfen muß. Dazu bildet Dunger (Wörterbuch von Verdeutschungen entbehrlicher Fremdwörter) folgende lehrreiche („instruktive") Geschichte: „Eine Partie Menschen machte eine Landpartie, um einige schöne Felspartien zu besichtigen. Aufgefordert, mit von der Partie zu sein, kaufte ich mir einen gedruckten Führer, den mir der Buchhändler zum Partiepreise überließ. Nach einer tüchtigen Kletterpartie kam die Partie an den Rastort. Hier trug eine junge Frau, die eine reiche Partie gemacht hatte, eine Solopartie vor, wobei sie die Hauptpartie zur besten Geltung brachte. Indes spielten die Herren eine Partie Kegel; dabei kam es zum Streite, in welchem ich für niemand Partie nahm, da mir die Sache partie égale war, und mit dieser partie honteuse schließe ich meine Geschichte von der Partie." Mehr kann man von einem „deutschen" Fremdworte nicht verlangen. Werfen wir einmal einen Blick auf und in das deutsche Haus. Man baut es am besten und feinsten mit Souterrain, Parterre, Beletage, überhaupt Etagen, sowie Mansarden. Man logiert oder hat sein Domizil darin in so und so viel Appartements und Salons, mit elegantem Ameublement oder, wie man gar sagt, Meublement, als Chiffonnieren, Kommoden, Büreaus, Etageren, Buffets, Trümeaus, Pendulen, Fauteuils, Chaiselongues, Kanseusen, man schläft unter Plümeaus, versieht

Digitized by Google

die Fenster mit Gardinen, Rouleaus, Jalousieen und Markisen. So nur wohnt's sich komfortabel in deutscher Michels-Gemütlichkeit. Oder gehen wir in den außerhäuslichen Verkehr der Deutschen. Gast- und Wirtshäuser oder Gasthöfe sind nur für die unteren Klassen gut und auch für diese kaum. Hoteliers haben Hotels ersten oder zweiten Ranges mit Portiers in Livreen. Man speist dort mit Appetit an der table d'hôte oder à la carte nach einem superfeinen Menu Soupe à la reine, Fricassée, Fricandeau von Kalbfleisch, Poulardes, Hummermayonnaise, Filet de boeuf u. s. w. und zuletzt diverse Compots. Außerdem kann man, statt in Speisewirtschaften zu essen, in Restaurants oder in Restaurationen, unter Umständen auch in Kaffees oder in Konditoreien dejeunieren, dinieren und soupieren — mit einem Wort sich restaurieren. Oder achten wir auf unseren gewöhnlichen Geschäftsstil, wie er an Schildern und in Anzeigen (Annoncen) prangt. Reparaturen werden prompt und solid besorgt, denn schnelle und gewissenhafte Ausbesserungen thun's nicht. Jeder Kommis will Fabrikant werden, Magazine und Bazars etablieren. Da gibts Manufaktur- und Konfektionsgeschäfte, Garderoben werden geliefert à la mode, namentlich dem schönen Geschlechte und dessen Toilette zum Heil. Es gibt Ateliers nicht bloß für Bildhauer und Maler, sondern auch für Photographen, Dentisten oder Zahntechniker, Friseure oder Coiffeure. Büreaus, vor allem auch Zentralbüreaus sind im Ueberfluß vorhanden. An Spezialitäten fehlt's in keiner Branche. Wofür hätte man nicht Depots? Man importiert, sonst imponiert man nicht, hält ein wohl assortiertes Lager, man annonciert, macht Reklame, läßt Plakate anschlagen, läßt sich approbieren, geht in Kondition, wird engagiert und placiert, man bezieht Salär oder Gage; man promeniert in den Mußestunden auf dem Trottoir, hört Monsterkonzerts in Gartenetablissements mit Fontänen bei Lampionbeleuchtung, wohnt Soireen bei, zuweilen schon am hellen Tage, man amüsiert sich fabelhaft, man falliert aber nicht minder gelegentlich oder defraudiert, denn man ist routiniert. — Wer merkte nicht, daß er unter ehrlichen Deutschen ist, wenn er auf die Füße getreten wird und vernimmt nun ein gefühlvolles Excusez oder das noch geläufigere Pardon? Da geht's adieu, adje, adjes, adjüs, hadje, in allen möglichen Tonarten, denn natürlich „Gott befohlen" oder „Behüt dich Gott" zu sagen, das klingt zu muckerig, „lebe wohl" ist nicht fein genug. Warum können wir uns denn nicht deutsch und christlich begrüßen? Und warum müssen wir mit Visitenkarten um uns werfen und ihren undeutschen Bemerkungen p. t. v., p. p. c.

Endlos ließe sich dies Garn weiterspinnen. Indes wir wollen uns auf einige Hauptsachen beschränken. Unsere Gelehrtensprache ist noch immer eher alles andere als deutsch, das trifft mehr oder minder alle vier Fakultäten. Hat man doch in den gedruckten Predigten eines berühmten derzeitigen Berliner Kanzelredners noch Tausende von Fremdwörtern gefunden, und wenn irgendwoher müßte doch von der Kanzel rein deutsch zu den Leuten geredet werden, wie schon Luther in seinen Tischreden einmal sagte: „In der Kirche oder Gemeine soll man reden wie im Hause daheime die einfältige Muttersprache, die jedermann versteht und bekannt ist." Aber auch die Herren Sprachgelehrten und Rechtsgelehrten, vulgo Philologen und Juristen, haben da noch vieles besser zu machen, wenn auch in der Rechtssprache und Rechtsprechung neuerdings ein Fortschritt zum reinen Deutsch hin, wie schon früher angedeutet, nicht in Abrede zu stellen ist. Ganz besonders jedoch leidet die sogenannte wissenschaftliche Sprache der Arzneikunst oder Heilkunde an einem betrübend großen Fremdwörterreichtum, der damit, daß er größtenteils den alten Sprachen entstammt, doch nicht zur Genüge entschuldigt ist. Nach einer Mitteilung der „Täglichen Rundschau" ist z. B. in jüngster Zeit, wie zuverlässig berichtet worden, in einer Garnison (könnte heißen Truppenstandort!) des deutschen Reiches ein Soldat als dienstuntauglich entlassen wegen — so lautet das ärztliche Zeugnis — „Stenose des venösen Ostiums des rechten Ventrikels oder Insufficienz der Semilunarklappen der Lungenarterien". Ist da, hat man mit Recht gefragt, nicht die deutsche Sprache eigentlich noch beklagenswerter als

Digitized by Google

jener Entlassene? „Wollte Gott," schreibt Jean Paul einmal, „ich verstände so viel Griechisch, wie der Stadtphysikus, der an seinem ganzen Leibe keinen deutschen Muskel und Knochen hat, sondern bloß griechische." „Der Geist der Medizin ist leicht zu fassen," sagt bekanntlich Mephistopheles in Goethes Faust. Wenn man aber ihre Sprache ansieht, möchte man das doch für eine „höllische Lüge" erklären. Neuerdings ist Virchow gegen die Mißbildungen in der ärztlichen Kunstsprache in anerkennenswerter Weise aufgetreten, wobei er aber selbst noch eine Menge völlig überflüssiger Fremdwörter gebraucht. Die griechisch-lateinischen Wortungeheuer der Chemie (Scheidekunst?) freilich stellen die medizinische Kunstsprache, wie das Apothekerlatein, das hiermit beiläufig erwähnt sein mag, gänzlich in den Schatten. Edwin Bormann in Leipzig, der bekannte „ursächsische" Sänger, singt und sagt davon unter der Ueberschrift: „Nichts ohne Zöpfchen":

„Er sprach beredt von Stoff und Kraft:
Ja, Freund, gestehen Sie,
Die Krone aller Wissenschaft
Heißt heutzutag Chemie!
Die schlichte Wahrheit ist ihr Ziel —
Da präpariert er grad
Methylaethylamylphenyl-
Ammoniumoxydhydrat"

Das ist, wie ein Blick in jedes Handbuch der Chemie nachweist, keineswegs übertrieben. Es gibt indes leider nicht bloß chemische Wortungeheuer. Hat's doch in Preußen bis vor kurzem an einer Immediatjustizexaminationskommission nicht gemangelt und sollen doch noch heute Militärintendanturssekretariatsassistenten vorkommen; und in Oesterreich, dessen amtliches Deutsch überhaupt „vorbildlich" ist, d. h. nach Seite der Warnung hin, trifft man k. k. Militärmonturökonomiekommissionskanzleien u. dergl. Auch alle die greulichen „wissenschaftlichen" Bildungen, mit denen besonders Philosophie und Naturwissenschaften die Welt im allgemeinen und unsere Sprache insonderheit zu bereichern nicht müde werden, verdienen hier an den Pranger gestellt zu werden, jene oft zungenverrenkenden Ausdrücke auf ität oder gar bilität, ismus, ion, ie, enz u. s. f. Als ob man dafür nicht fast in jedem einzelnen Falle die vortrefflichsten und treffendsten deutschen Worte besäße oder bei einigem Nachdenken leicht zu finden vermöchte. (?)

Für unsere schon vorhin mit berührte auch besonders entsetzliche Kaufmannssprache noch einige Pröbchen! Da gibt's Grossisten oder Detailleisten, Chefs und Prinzipale, Associés und Kompagnons, Prokuristen, Kontoristen, Agenten und Agenturen, Kommissionäre und Kommissionen, Provisionen, Spesen, Tantiemen, Offerten, Konti, Saldi, Journale mit Debet und Kredit, Bilanzen, Defizits u. s. f. Da sucht man per sofort für ein solides wohl renommiertes Geschäft mit Nebenbranchen und guten Aspekten einen Associé mit guten Referenzen zu acquirieren und Reflektanten haben sich bei diskreter Behandlung unter Chiffre so und so zu melden. Da stellt man für umfassende Manipulationen eine Anzahl Artikel à condition zur Disposition, offeriert zu koulanten Preisen superfeinste und ganz extraordinäre Waren. Und dazu die allerdeutschesten Bezeichnungen der verschiedensten Artikel, der Nouveautees für die Saison, die in dem neuerlich in Berlin ausgestellten Chaiselonguebettentoutcas allerdings wohl alles bisher dagewesene übertreffen. „Hilf Fremdwörterbuch!" möchte man da ein über das andere Mal rufen. Allerdings können sich auch die anderen Stände und Berufsarten mit ihrer Diktion oder ihrem Jargon sehen lassen. Selbst bei Post und Eisenbahn wäre, trotz der unleugbaren verdienstvollen Anfänge einer Besserung, noch manches Wort zu verdeutschen. Wozu z. B. noch Postillone und, wie auch anderwärts, Direktionen und Direktoren, Sekretäre, Assisteuten, Praktikanten, Eleven, Stationen mit Büreaus und Expeditionen, wozu Perrons, Lokomotiven, Waggons, Koupees (im Französischen = Halbkutsche!), Billets und Retourbillets, die koupiert werden? Bei einigem guten Willen lassen sich

Digitized by Google

alle dieſe Ausdrücke durch entſprechende deutſche oder doch deutſchere erſetzen, ſo, um nur eins anzuführen, Billet und Retourbillet durch Fahrkarte und Rückfahrkarte, wie dies in Süddeutſchland ſchon eingeführt iſt, u. ſ. w.

Und nun auch noch ein beſonderes Wort über die Sprach- und Ausdrucksweiſe, mit der bis auf dieſe Stunde trotz des erwähnten großen Generalſtabswerkes unſer Heerweſen in bedenklicher Weiſe behaftet iſt. Die Anfänge davon gehen bis auf das deutſche Landsknechtstum zurück, das bekanntlich ſo vielfach in fremdem Solde ſtand; aber Ludwigs XIV. Zeitalter iſt darin beſonders unheilbringend für uns geweſen. Daß der Uebelſtand im Heere ſelbſt empfunden wird, dafür ſpricht nicht bloß, daß unter den vorher genannten neuſten Vertretern der Sprachreinigung auch ein Major ſich findet mit einer beſonderen Schrift „Deutſches Wort Volkes Hort“, ſondern dafür zeugen auch verſchiedene Aufſätze im Berliner Militäriſchen Wochenblatte, in der Darmſtädter Allgemeinen Militär-Zeitung und anderen militäriſchen Blättern aus neueſter Zeit.

Ferner muß noch kurz die vielfach unſinnige Art der Zuſammenſetzung unſerer Titel, d. h. Amtsnamen und Standesbezeichnungen erwähnt werden. Was gibt es z. B. alles für ungeratene Bildungen mit dem guten deutſchen „Rat“, wo doch zu beſſerem Rat werden könnte und müßte, und wie viele Titulaturen, an denen auch nicht eine deutſche Faſer iſt! Iſt das wirklich unumgänglich? Auch der vielen undeutſchen und beſonders wieder franzöſiſchen Vornamen, die an die Stelle unſerer guten alten deutſchen oder durchs Chriſtentum früh deutſch gewordenen Namen eingeſchmuggelt ſind, ſei mit Beſchämung gedacht. Als ob Jean und Jeanette ſeiner wären als Johannes, Johann, Hans und Johanna, Charles als Karl, Jaques als Jakob, George als Georg, Louis als Ludwig! Wozu eine Annette, Florette, Liſette, Aliee, Charlotte, Lucie, Melanie, Blanche, Bianka und ähnliches fremde Gezücht!

Eine Hauptſchuld für dies üppige Fortwuchern unſerer Fremdwörterſucht trifft unzweifelhaft die Preſſe, voran die Tagespreſſe, die Zeitungen, kleine und große, nebſt den Journalen, wie ſie deutſch benannt werden, dieſes Hauptmittel für die geiſtige Nahrung und ſprachliche Schulung unſeres Volkes. Ueber das grauſame Zeitungsdeutſch iſt ſchon zur Zeit des dreißigjährigen Krieges geklagt worden: „Es were von nöthen bei dieſer itzigen Zeit, daß, wenn einer die Zeitungen leſen will, er zween Männer bey ſich ſtehen habe, auff der rechten Seite einen Frantzoſen, auff der Lincken einen Lateiner, welche die frembden Wörter ihnen außlegten und zu Teutſch macheten“ (ſo die Neve außgeputzte Sprachpoſaun). Paßt das nicht heute noch in nur zu vielen Fällen? Aber auch die ſonſtigen ſchriftſtelleriſchen Leiſtungen ſind keineswegs ſchuldfrei in dieſer Hinſicht. Unſere ſogenannte ſchöne Litteratur verdient jetzt vielfach nach Sprache wie Sitte kaum dieſen Namen. Es gibt gute Ausnahmen, wer wollte das leugnen? Aber man muſtere die geleſenſten Romane durch, und man muß bei den meiſten erſchrecken. Man betrachte ſelbſt Geſchichtswerke wie das Mommſenſche; und ſogar Leopold von Ranke, ſo hoch er ſonſt daſteht als der Altmeiſter unſerer Geſchichtsſchreibung im beſten Sinne, ſeine Sprache läßt an Deutſchheit unendlich viel zu wünſchen übrig.

Es iſt ja wahr, das Fremdwörtertum in unſerer Sprache hat auch ſeine luſtige Seite, gibt auch zu manchem Spaße und Scherze Anlaß. So, wenn man bemerkt, wie ſich unſer Volk die fremden Eindringlinge und Schmarotzer mundrecht zu machen bemüht iſt und dabei mit ihrer Form auch ihre Bedeutung meiſt in ergötzlicher Weiſe verändert und verdreht. Bekannt iſt, wie im letzten deutſch-franzöſiſchen Kriege Mars la Tour im Munde unſerer Tapferen zu Marſchretour, der Mont Valérien zum Onkel Bullerjahn oder Ballerjahn, auch Baldrian, der Sieg bei le Mans zum Sieg bei Lehmanns wurde. Aber noch wunderlicher wandelte der Berliner Volkswitz die Hygieneausſtellung in eine Hyänenausſtellung, wie ähnlich in den vierziger Jahren eine chalkographiſche Geſellſchaft in Deſſau im Volksmunde zu einer kalten Grafengeſellſchaft wurde. Individienſalat für Endwienſalat, Tränkſoldat für Trainſoldat, für du jour haben die Schur

Digitized by Google

haben, eine geruppte ſtatt einer korrupten Idee, in bekannter ſtatt in pikanter Geſellſchaft, der umgewendete Napoleon für unguentum Neapolitanum, das doppelte Diakonuspflaſter aus Mißverſtändnis des Wortes Diagylon, Goldcreme für cold cream ſind bekannte Dinge. Man redet von Typhuskranken, von Häuſern in gothaiſchem Stil mit Marmorſtatuten oder Babylons von barbariſchem Marmor. Auf einer Schaubude prangte einmal vor den Augen des Schreibers dieſer Mitteilungen das Wort Enorama zum Kopfzerbrechen aller klaſſiſch gebildeten Leute, die daran vorübergingen. Der Beſitzer der Bude aber erklärte auf Befragen dieſe Mißbildung einfach dahin, ſo heiße es, weil ſo Enormes bei ihm zu ſehen ſei. Sinniger iſt jedenfalls z. B. die Herausbildung unſeres „ſich anſchuſtern“ aus ajuster und unſeres „in ſeinem esse ſein“ aus à son aise. Und dazu nun noch die lächerlichen Verwechſelungen und das Mißverſtehen der Fremdwörter bei Halbgebildeten! In dem Gaſthofe einer Univerſitätsſtadt, der nicht zu denen untergeordneten Ranges gehörte, „präſentierte“ vor einigen Jahrzehnten der Wirt beſtändig an der table d'hôte, er „reüſſierte“, ſobald er ſatt war, er bat ſeine Gäſte ſtets höflichſt, ſich nicht zu „rekommandieren“, ließ das Gepäck durch Hotelwagen oder Hausknecht auf den Bahnhof Winter wie Sommer „transpirieren“ u. ſ. ſ. Stephan teilt in einem über die Fremdwörter gehaltenen Vortrage folgende drollige Geſchichte mit: Ein Dorfſchulze berichtet ſeiner Behörde auf eine betr. Anfrage: „Die Moralität iſt unter den hieſigen Einwohnern, Gott Lob, im Abnehmen begriffen, macht ſich aber leider dafür jetzt unter dem Vieh bemerkbar.“ Aehnlich iſt's, wenn z. B. ein Regierungsbeamter einen Ortsvorſteher bei Aſchaffenburg fragt, wie es um die Induſtrie im Dorfe ſtehe und ob es dort auch Luxus gäbe und darauf die Antwort empfängt: „Induſtrie wird hier keine gepflanzt und Luxuſe ſind ſeit Menſchengedenken hier keine geſchoſſen worden.“ Die Vorſteher mehrerer Dörfer erhielten auf eine Anfrage in gemeinſamer Angelegenheit von oben her den Beſcheid, ſie ſollten darüber erſt noch einmal mit einander kommunizieren, und was thaten ſie? Im guten Glauben gingen ſie mit einander förmlich zum Abendmahl, um dann unter Berufung darauf ihre Angelegenheit von neuem vorzutragen. Allerdings kann das Miß- oder Nichtverſtehen von Fremdwörtern unter Umſtänden auch oft unangenehme Folgen nach ſich ziehen, ſo, wenn ein höherer Offizier ſich auf Reiſen durch ſeinen Burſchen alle Cito-Sachen ſchleunigſt nachſenden ließ, aber trotzdem bei ſeiner Heimkehr ein längſt eingelaufenes Schreiben mit „Citissime“ ruhig auf ſeinem Schreibtiſch liegend fand. Noch böſer freilich iſt's, wenn ein im 17. Jahrhundert in dem damals bräuchlichen Amtsſtile erlaſſenes Schreiben an einen Ortsſchulzen, einen von dieſem in Haft gebrachten Miſſethäter betr., das nur deſſen weitere Ablieferung verlangte, deſſen ſofortige Aburteilung und Hinrichtung zur Folge hatte.

Doch auch ohne einen derartigen ſchlimmen Ernſt hat die Sache ihre ſehr ernſte Seite, über die man mit Scherz nimmermehr hinwegſchlüpfen darf. Wollen wir wirklich ein deutſches Volk, wollen wir Deutſche für alle Zukunft ſein und bleiben, ſo müſſen wir unſere Sprache in allen Stücken wieder zu vollen Ehren zu bringen trachten und ein jeder an ſeinem Teile ernſtlich daran mitarbeiten. Würdigen wir Hegels ſchönen Ausſpruch: „Höchſte Geiſtes- und Seelenbildung bekundet es, alles in ſeiner Mutterſprache ausdrücken zu können“, und beherzigen wir Adelungs Mahnung: „Gewöhne dich, deutſch zu denken!“ — Warum wir die Fremdwörter ſo ſehr lieben? Nicht zum geringſten Teile neben falſcher Ziererei und alberner Vornehmthuerei aus einer ſehr ſchlechten Angewohnheit, nämlich der der Denkfaulheit, der trägen Unluſt, ſich einen Begriff recht klar zu machen. „Denn eben da, wo die Begriffe fehlen, ſtellt ſich zur rechten Zeit ein Fremdwort ein“, darf man Goethes bekannten Ausſpruch wandeln. Leibniz ſagt einmal geradezu, manche fürchteten nur, ihre Unwiſſenheit durch Hinweglaſſung fremder Maske bloßzulegen. Es kann freilich auch vorkommen, daß man hinter einem Fremdworte ſeine wahren Gedanken verbergen will, man vermag damit verblümter zu reden. Wie zweideutig, ja vieldeutig ſind oft gewiſſe Fremdwörter

unter uns im Gebrauch und wie selten ist ihre Bedeutung scharf abgegrenzt! W. Wackernagel nennt sie überhaupt „mehr bloße Zeichen, gleichsam leere Gefäße, in die der Sprechende alles hineinlegen kann, was er will". So scheut man auch nicht selten das mehr Innerliche und Gemütvolle deutscher Rede und Redeweise und setzt die mehr äußerlichen und kalten Fremdwörter dafür, man ist z. B. lieber mit einem intim, als vertraut, man estimiert einen eher, als daß man ihn hochachtet, man gratuliert, statt Segen zu wünschen und ähnliches. Man will überhaupt so Politur d. h. Schliff in seinem Benehmen zeigen und bedenkt nicht, daß man so eigentlich aufs gröblichste ungeschliffen ist.

Mit Recht wird also in unseren Tagen wiederum als unerläßlicher Hauptgrundsatz von denen, die unsere Sprache lieben, der betont und festgehalten: „Keinerlei Fremdwort für das, was gut deutsch ausgedrückt werden kann." Man vergesse dabei nur nicht, daß es nicht immer darauf ankommt, für ein fremdes Wort ein einfaches deutsches Wort zu finden und zu setzen. Oft bedarf's eines kurzen Satzes oder einer kleinen Aenderung im Satzbau oder man setzt statt eines Hauptwortes ein Eigenschaftswort. Aber das darf nicht abschrecken, denn durch derartige Aenderungen und Wendungen gewinnt der Ausdruck sehr häufig nicht bloß an Reinheit, sondern auch an Richtigkeit, Klarheit und Schönheit. Vor allem: Tod allen „Franzosen" unter unseren Worten! Der Philosoph Seneca fragt einmal: „Quid inter Indos Persasque Macedonicus sermo?" („Was soll bei Indern und Persern die Makedonische Sprache?) Wir dürfen mit noch größerem Rechte fragen: „Was soll unter Deutschen welsche Rede?" Solls denn wirklich gelten, daß, wie man spöttisch bemerkt hat, der Deutsche erst, wenn er betrunken sei, deutsch zu — lallen beginne? Nimmermehr! „Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr Alles setzt an ihre Ehre!" Das sollen wir auch auf unsere herrliche Sprache beziehen, damit sie, die nach Luthers schönem Worte: „die Scheide des Schwertes des Geistes" für uns ist, als solche mit diesem Schwerte sich fleckenlos und blank auf die Nachkommen vererbe. Zweierlei thut dazu vor allem not, einmal die Behörden dahin zu bringen, daß sie allgemein ein reines Deutsch zu reden und zu schreiben anfangen, und zum andern, daß die Schulen, niedere wie ganz besonders aber die höheren, hierin eine ihrer Hauptaufgaben erblicken. In dieser Weise muß von oben und von unten her zugleich das Heil kommen. Es ist ja mit Freuden festzustellen, daß es nicht bloß die schon zuvor berührten Besserungs-Anfänge auf behördlicher Seite gibt, sondern daß es auch auf dem Gebiete der Schule hier und da sich regt. Desgleichen ist gebührend zu vermerken, daß sogar deutsche Fürsten, besonders die Großherzöge von Weimar und von Baden öffentlich entschieden für und in die Bewegung eingetreten sind.

Aber nicht bloß in dieser Form und auf diesen Wegen ist die Lösung der Frage zu erstreben, nein, in allen Vereinigungen auch mehr außeramtlicher, nicht öffentlicher Art, wo immer Deutsche zusammenkommen, denen deutsche Art am Herzen liegt, sollen sie der deutschen Sprache ernstlich pflegen. Da ist z. B. in einer der letzten Generalversammlungen der deutschen Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger in der Ortsgruppe Magdeburg folgender Brief zur Verlesung gekommen und hat ungeteilten Beifall gefunden: „Unterzeichnete erlauben sich, nebenbei hundert Mark für obige Gesellschaft zu überreichen. Dieser Betrag stammt aus einer Kasse, welche seit ungefähr einem Jahre in dem hiesigen Gasthofe „Stadt Prag" während der Mittagstafel Aufstellung gefunden hat und die Aufschrift trägt: „Für jedes leicht zu vermeidende Fremdwort 5 Pf. zu gunsten der Rettung Schiffbrüchiger." Es haben dazu nicht bloß die regelmäßigen Tischgäste, sondern auch viele Fremde, besonders gern Bremer beigesteuert und zwar hauptsächlich für Worte wie pardon, merci, vis à vis, Diner, Entree, Konversation u. s. w., ohne daß jedoch solche wie Reklame, Karten, Zensur, Sport, Redakteur u. s. w. ausdrücklich für straffrei erklärt worden wären. Als Maßstab zur Beurteilung des „leicht vermeidbar" diente die allgemeine Bildung desjenigen, der das betreffende

Digitized by Google

Fremdwort gebraucht hatte und ob solche ihn befähigt haben würde, sich fließend in gutem Deutsch auszudrücken. Als erstes und letztes Gesetz wurde indes aufgestellt, daß jeder über sich selbst Richter sei. Wir haben durch unser Vorgehen nicht allein erreicht, daß wir heute die erwähnte Summe unserer vaterländischen Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger abliefern können, sondern auch vielen Scherz und geistige Anregung dabei gehabt, sowie auch unsere eigene Weise des Ausdruckes wesentlich verbessert. Es würde uns eine Genugthuung sein, wenn unsere Einrichtung Nachahmer fände, und wir stehen nicht an, der Gesellschaft die Einrichtung solcher Kassen zu empfehlen. Die Deutschsprecher in Stadt Prag." Es sollen seitdem schon einige weitere hundert Mark den ersteren gefolgt sein. Gewiß, ein derartiger Vorgang ist allgemein nachahmenswert und dürfte dazu dienen, die deutsche Sprache von dem auch ihr drohenden Schiffbruche zu retten. Mehr noch wird zu diesem Zwecke der „Allgemeine deutsche Sprachverein" beizutragen berufen sein, der seine Zweigvereine über ganz Deutschland verbreitet und durch eine eigene Zeitschrift für seine Zwecke wirkt. Möchte er im großen erreichen, was dem Magdeburger Kreise im kleinen gelungen ist: Die Erweckung einer echt volkstümlichen Begeisterung für die Reinheit unserer Muttersprache.

Wir schließen mit zwei Aussprüchen guter deutscher Männer und Dichter, die auch an ihrem Teile einst treulich sich mit auf die Warte gestellt für unsere Sprache, einem Worte von Voß: „Edele des Volks! Wachet über die Reinheit der edeln Sprache! Lasset nicht ihre seinen mit Kunst und Mühe geläuterten Erze entweder ungenützt rosten oder durch groben Zusatz, durch rohe Bearbeitung sich entwürdigen und verschlacken, duldet nicht länger, daß von dieser gemeinsamen Münze für weise und erhabene Gesinnungen immer die vollwichtigsten an Schrote, die reichhaltigsten an Korn durch Kipper gefälscht, durch Wipper aus dem Umlauf gebracht werde;" und dazu noch das herrliche Liedeswort Uhlands:

„An deiner Sprache rüge
Du schärfer nichts als Lüge,
Die Wahrheit sei ihr Hort!
Verpflanz auf deine Jugend
Die deutsche Treu und Tugend
Zugleich mit deutschem Wort!"

Anmerkung der Redaktion. Wir sind mit den Ausführungen des Verfassers im wesentlichen einverstanden und werden nach Kräften bemüht sein, die entbehrlichen Fremdwörter aus unseren Heften fern zu halten. Doch können wir nicht verschweigen, daß wir in seinen Ausführungen den Standpunkt des Patrioten etwas zu ausschließlich betont finden. Es ist nicht bloß Bequemlichkeit und Gewissenlosigkeit, was bei guten Schriftstellern die Fremdwörter im Gebrauch und Ansehen erhält, sondern oft die Rücksicht auf möglichst genaue, scharfe und knappe Wiedergabe der Gedanken. Nichts ist leichter, als ein völlig reines Deutsch zu schreiben. Man braucht nur alle diejenigen Begriffe und Gedankenschattierungen ungeschrieben zu lassen, welche ohne Fremdwort nicht auszudrücken sind. Ein solches Kunststückchen steht aber auf derselben Rangstufe wie die Vermeidung eines bestimmten Buchstabens in einem Aufsatze oder das französische Geplauder unserer höheren Töchter. Damit mag es nun jeder halten, wie er will; niemand wird seine patriotische Selbstbeschränkung verkümmern wollen. Wenn aber die Sprachreinigung auch in die Wissenschaften eingeführt werden soll, so fürchten wir davon eine Verflachung und Verwirrung, für die uns aller nationale Siegesstolz nicht entschädigen könnte. Und abgesehen von diesem praktischen Bedenken: die germanische Kultur und Wissenschaft ist die jüngste; sie hat in griechischen, lateinischen und französischen Wörtern einen Schatz von Begriffen geerbt, die nicht einheimisches Gewächs

sind und die durch etwaige sprachvereinliche Verdeutschung noch lange nicht ein deutsches Ursprungszeugnis erhalten würden; unsere Wissenschaft hat ferner — wir sind ja die Allerwelts-Schulmeister — auch einen internationalen Beruf; sollen wir also die fremden Gäste unter unseren Gedankentruppen zur Erwerbung des Indigenats zwingen, da wir sie doch wieder hinausschicken zu den lieben, bedauernswert fremdsprachlichen Menschenbrüdern, zurück an die Seine, vorwärts an die Newa, den Mississippi und nach Japan? — Die „nationale Fahne" in höchsten Ehren! Einen Schleier für die Wissenschaft soll man aber nicht daraus machen wollen.

Unter Verwahrung also gegen diese Stilwidrigkeit wollen wir pflichtgemäß das unsrige thun, um alle Fremdwörter, die nicht zur gelegentlichen genaueren Nüancierung der Gedanken unentbehrlich sind, außer Gebrauch setzen zu helfen. Unsere Mitarbeiter werden uns gewiß um so lieber darin unterstützen, als sie nach dem Gesagten nicht zu befürchten haben, daß wir in blinder Wut auch ihre unentbehrlichsten Lieblings-Fremdwörtergeziefer-Einzelwesen knicken und ersticken werden. Als „Redaktion" bitten auch wir um einstweilige Schonung, bis das Neuwort „Schriftleitung" durch fortgesetzten Sprachgebrauch die anmaßliche Härte der Bedeutung verloren hat. Von dem Zeitwort „redigieren" werden wir aber auch dann noch Gebrauch machen müssen, und dem „redigiert werden" kann auch der nicht entgehen, der sich gern unter „Schriftleitung" deshalb beugen möchte, weil sich eben kein passives Zeitwort daraus bilden läßt.

Digitized by Google

Martin Greifs Lyrik.

Von

Th. Müller-Fürer.

Daß unſere Gegenwart weder Zeit noch Stimmung habe für die einſam-ſtille Freude an der Lyrik iſt ſchon ſo oft behauptet worden, daß man es füglich nicht mehr bezweifeln dürfte. Und doch muß ich es bezweifeln.

Zunächſt will es mir ſcheinen, als ob die betreffenden Gewährsmänner überhaupt nicht eigentliche Mitglieder des „Publikums“ ſeien, ſondern teils litterariſche Reporter höheren Stils, teils zünftige Alexandriner, welche die Augen hinten im Kopfe haben — und vielleicht auch in noch erheblicherer Anzahl die verkannten Dichter ſelbſt, welche die Urſachen ihres Mißerfolges nicht bei ſich, ſondern in dem ſchlecht gewählten Zeitpunkt ihres Erdendaſeins finden. Alle drei Arten ſind nicht unverdächtige Zeugen. Auch der tüchtigſte Rezenſent findet im allgemeinen ſeine Rechnung beſſer beim Tadeln, als beim Loben; denn obgleich zu letzterem viel Studium und noch mehr Geſchmack gehört, ſo iſt der Tadel doch leider meiſt willkommener, weil er die in uns allen ſchlummernde Schadenfreude weckt. Der Litterarhiſtoriker ſteht zum lebenden Dichter auch nicht in einem unbefangenen Verhältnis. Wenn deſſen Mund erſt ſchweigt, wenn die Summe ſeiner Thaten vorliegt und der Profeſſor nun als obrigkeitlich berufener Teſtamentsvollſtrecker ſeine Werke ſammeln und kommentieren darf, dann wird er natürlich nicht anſtehen, ſeinen Namen unter den Aufruf des Denkmal-Komitees zu ſetzen. Bei Lebzeiten aber könnte der Dichter noch durch einen unerwarteten Genieſtreich das klaſſifizierende Urteil der Wiſſenſchaft umſtoßen oder gar lächerlich machen. Da tritt alſo beſſer eine Redensart, ein Achſelzucken an die Stelle des zuſtimmenden Urteils. Und nun gar der Dichter ſelbſt! Wer wird einer Anklage, die nur der Selbſtverteidigung dient, Glauben ſchenken!

Etwas anderes wäre es, wenn das kaufen, leſen, dankbar ſein ſollende Publikum ſelbſt ſich abwendete, Herz und Geldbeutel verſchloſſen hielte. Aber das iſt keineswegs der Fall. Noch heute betrachtet man einen Band Lyrik allgemein als das ſinnigſte Feſtgeſchenk, als eine Gabe, mit welcher man dem lieben Freunde Stunden eines reichen innerlichen Geiſtes- und Gemütslebens verſchaffen und ihm zugleich gerade in dieſen geweihten Stunden ein Gedenken an den Geber abſchmeicheln will. Dem Kneipfreund ſchenkt man einen Humpen, dem Jagdfreund einen Muff und dem Studienfreund ein Bildnis, dem Herzensfreund aber ein Gedichtbuch. Alſo iſt die Leſewelt doch noch nicht ſo verdorben, daß ſie der Lyrik ein Aſchenbrödel-Plätzchen zuwieſe.

Digitized by Google

Aber zweierlei ist neuerdings anders geworden: Die Produktion, auch in der „ersten Qualität", ist bedeutend gestiegen und die Geschmacksrichtungen gehen immer weiter auseinander.

Für das erstere kann ich den Beweis nicht in zwei Worten geben und will darum hier nicht mit denen anbinden, die einem Goethe und Uhland schlechte Gedichte dutzendweise verzeihen, einem Geibel und Greif hingegen jede Inkongruenz von Wollen und Können aufrücken. Die Geschmacksverschiedenheit in der Lyrik aber ist eine so unverkennbare Erscheinung, daß ich nur ein Beispiel dafür zu geben brauche, um jedem Leser hundert ähnliche Erlebnisse ins Gedächtnis zu rufen.

Ein Beispiel nämlich aus Martin Greifs Gedichten. Von diesen soll hier überhaupt die Rede sein, was ich nicht versäumen will, noch eben rechtzeitig zu erwähnen. Ich will sie nicht als Rezensent behandeln; das wäre für ein Buch von vier Auflagen nicht mehr sinngemäß. Ich will als ein Bruchteilchen der Lesewelt von ihnen sprechen, da ich sie lange liebte und las, ehe ich überhaupt mit Rezensionsexemplaren umzugehen hatte. Und ich will sie so besprechen, wie ich sie gefunden habe, nicht wie sie nach Maßstab Numero so und so hätten besser gemacht werden können. Das letztere ist ist schon zu oft gesagt worden. — Also das Beispiel.

In einer Gesellschaft wurden Greifsche Gedichte vorgelesen, auch das folgende:

Vertauschte Liebhaber.

Bergwasser rauscht voll Wildgetos' —
Ein Holzknecht steht darin,
Wo's stockt, macht er die Scheiter los,
Die tanzen wirr dahin.

Der sieht hinab voll Pfiffigkeit:
„Die Sennerin ist mein,
Du laß dein Edelweiß bei Seit'
Und bild dir ja nix ein!"

Wohl aus den Bergen hoch und frei
Der Regen schwoll die Flut,
Vorbei geht aus der Jägerei
Ein Bursch mit grünem Hut.

Der Holzknecht denkt im Donner tief:
Die Försters magd ist mein,
Setz deinen Hut nit gar so schief
Und bild dir ja nix ein!

— „Noch einmal lesen!" rief alles. Es geschah. Nun die Urteile: „Das soll Volkspoesie sein und man muß es zweimal lesen, ehe man die Pointe erfaßt. Schon deshalb ganz verfehlt. Und „schwoll" ist transitiv gebraucht, das ist gar kein Deutsch." — „Ich habe wohl nur schlecht gelesen; nie habe ich in vier Strophen so viel unerschöpflichen Humor gefunden." — „Humor? Es hat ja niemand gelacht. Es ist eine künstlich ausgedüftelte Satire auf die Eifersucht." — „Schadenfreude wollten Sie sagen. ‚Vertauschte Liebhaber' steht ja darüber." — „Gute Nacht, Freunde! Ich will mir das Buch kaufen, heimgehen und es für mich lesen. An diesem Gedicht kann ich mich eine Viertelstunde freuen, wenn ich nur allein bin. Das ist meine Meinung." — „Du bist freilich immer ein Enthusiast gewesen!" — So sprachen Herr Klug, Herr Feurig, Herr Bitter, Herr Grübel, Herr Sinnig und ein Hauptmann der „Reserve".

Alle sechs haben ihre Freude an der Lyrik: Klug bringt sie mit Genuß in Kategorien und beobachtet an ihr die Entartung der deutschen Sprache; Feurig beschwärmt sie und dichtet selbst fürs Magazin; Bitter ist sehr für Tendenz und wo sie nicht ist, da findet er sie doch; Professor Grübel ist berufsmäßiger Lehrer der deutschen Litteratur; Sinnig, ein ausgebildeter Feinschmecker, konsumiert wenig, aber das mit Hingabe des Herzens und des Kaufpreises — seltener Mensch! Der Reservist benutzt freudig jede Gelegenheit, wo es einen Ansturm an das menschliche Gefühl zu bestehen gibt, zu einer sehr bildenden Uebung im Niladmirari.

Unter den sechsen war zufällig keiner, der zum Stil eines toten oder lebenden Meisters geschworen hatte. Aber es war auch kein moderner Sklave darunter, kein

Digitized by Google

Sklave seines eigenen Ehrgeizes oder einer Meinungs- und Bildungs-Fabrik. Diese Menschenklassen haben ihre Bedeutung auf anderen Gebieten; sie kommen hier einmal gar nicht in Betracht.

Herr Sinnig aber hat viele Gesinnungsgenossen, die ihn hoffentlich nicht alle an Raffiniertheit erreichen, aber doch fähig und geneigt sind, sich ab und an mit ganzer Seele unter den Eindruck eines einzelnen guten Gedichtes zu stellen. Ihnen ersetzt das Liederbuch an Gebrauchswert eine ganze Gemäldegalerie. Und sie werden gern mit mir einen beschaulichen Gang in Greifs „Spezialausstellung" unternehmen, welcher J. G. Cotta als Impresario dient und deren Eintrittsgeld im ordnungsmäßigen Vertrieb vier Mark kostet.

Nicht mit einem stolzen „anch' io sono pittore" leitet der Dichter sein Buch der Lieder ein. Er dichtet nicht, weil er kann, sondern weil er muß. Und wir glauben ihm gern, daß ihm diese Notwendigkeit das frohe Gleichmaß der Empfindungen stört, welches den Mann der That, des zielbewußten Handelns auch über das schlechteste Erdenpflaster leicht hinwegträgt. Aber bemitleidet will er doch nicht werden; er ist ja der reiche Mann, der überall hin seine Gaben ausstreut, nicht abgegriffene Münze, sondern neues, eigenes Gepräge, dessen Wert nicht erst durch den Antiquar festgestellt werden muß.

Was seine Eigenart ausmacht ist schwer zu beschreiben. Er hält sich ebenso fern von der glatten Schönrederei wie von der unkeuschen Gefühlsschwelgerei. Er ist so wenig gedankenkrank, daß wir logiksüchtigen Zeitgenossen vor manchem seiner Lieder erst den Verstand stille stehen lassen müssen, damit das Echo in unserem Herzen widerklingen kann. Darum eignen sich diese Lieder auch durchaus nicht zu den üblichen Inhaltsangaben. Wer aber glauben möchte, daß ein Lied, dem keine in Prosa aussprechbare Idee zu Grunde liege, ein sehr verschwommenes Etwas sein müsse, der versuche sich nur an folgendem, ohne Wahl herausgegriffenen:

An die Sonne.

Glühende Sonne,
Scheidest du traurig
Oder in Wonne?

Dort zum Gefilde
Atmend in Düften
Grüßest du milde.

Hier in den Lüften
Wird es so schaurig,
Wie in den Grüften.

Glühende Sonne,
Scheidest du traurig
Oder in Wonne?

Ich weiß nicht, ob es Herrn Grübel gelingen würde, hieraus eine Idee zu abstrahieren. Mir ist es leider nicht gelungen, und ich halte es mit Herrn Sinnig, der sich hütet, eine solche abendliche Dämmerungszweifelstimmung auf eine Begriffsflasche ziehen zu wollen. Ein ganzes Buch voll solcher — Klug würde sie „verobjektivierte subjektive Affektmomente" nennen, wäre aber auch mir zu viel. Und wenn Greifs Lieder nicht in überwiegender Mehrzahl dem Gewohnheitsdenker an begrifflicher Klarheit genügten, würde ich sie nur an Regentagen von dem Nähtisch meiner Frau entwenden. Eins aber haben seine lyrischen Gedichte doch fast alle gemein, daß sie nicht mit einem Blick bis auf den Grund durchschaut werden können. Sie spiegeln nicht wie totes Glas, sondern wie der zitternd lebendige Quell; man blickt verlangend hinein, das bewegte Bild ganz zu erhaschen, und wird nicht müde zu ergänzen, was der brechende Lichtstrahl auf Augenblicke verschiebt. Das ist nicht nur eine Eigentümlichkeit des Inhaltes, auch die Form entspricht ihr. Die Sprache ist melodisch, aber in ihrem Wohllaut jedesmal dem besonderen Inhalte entsprechend. Zum Schaden seines Ruhmes hat Greif keine Greiffsche Manier erfunden. Aber das wird sich doch allgemein von seiner Sprache sagen lassen: sie klingt nicht wie die Klaviermaschine, sondern wie

die Geige am mitfühlenden Herzen eines Meisters; sie klingt nicht wie Konzertgesang ums Bravorufen, sondern wie das Lied, das sich eine schöne Menschenstimme zu eigener Freude singt.

Nun würde ich Greif nimmermehr für einen modernen Dichter gelten lassen, wenn er sentimental wäre. Das Weinen ist ihm freilich oft mehr wie nahe; aber die Thränen sind ja noch nicht ganz abgeschafft und bedeuten schon die Auflösung des Schmerzes. Wer sie lieber nicht sieht, der kann ihnen in diesem Buche leichter aus dem Wege gehen, als im Leben, wo sie sich auch heute noch nicht immer vermeiden lassen. Sehr der Sentimentalität verdächtig kam mir die Ueberschrift eines Gedichtes vor, lautend „Der verirrte Schäfer". Ich las es eilig:

Nymphen neigen sich dem Hirten,
Tief im Traume liegt er da,
Keine jemals den Verirrten
Im verborg'nen Thale sah.

Alle brechen wilde Rosen,
Winden sie um seinen Hut:
„Laß uns küssen, laß uns kosen!
Junger Schäfer, hast du Mut?"

„Woher kamst du, holder Schäfer,
Fernher mit der Welle Lauf?
Schöner Knabe, holder Schläfer,
Schlag die süßen Augen auf!"

Hirte lächelt süß im Schlafe,
Ihm ist wohl wie nie zuvor:
Träumend sieht er seine Schafe
Und er bläst auf seinem Rohr.

Da war ich nun in derselben Lage wie die Nymphen: ich glaubte jemanden auf Abwegen und fand ihn bei sich zu Hause. Der reine, von jeder satirischen Beimischung freie Humor ist es, der die Klage unseres Dichters künstlerisch abmildert und der sein Auftreten auf dem deutschen Parnaß in unserer Zeit so willkommen macht. Ich muß gestehen, daß mir gerade die Abwesenheit aller Tendenz Greifs Lyrik zu einem erfrischenden und stärkenden Genuß macht. Je mehr ich auf allen Gebieten des Lebens die Gegensätze sich verschärfen sehe und je mehr ich selbst teilnehme an ihrem Kampfe, desto fester wird mir die Ueberzeugung, daß die deutsche Lyrik nur dann eine Zukunft hat, wenn sie sich von dem Getümmel völlig abschließt. Dem Markte des Lebens entziehen sich die Grazien. So gewiß der Dichter die Geschicke seines Volkes mit ganzer Seele miterleben und im Liede wiederklingen lassen soll, so gewiß soll er im Bruderkriege nicht Partei nehmen; selbst im Kampf gegen das Gemeine soll er die Leyer nicht zum Prügeln benutzen.

Wenn man bei der Beurteilung eines Liederdichters auch danach zu fragen pflegt, ob er den „volkstümlichen Ton" zu treffen versteht, so muß ich mich zur Beantwortung dieser Frage in bezug auf Greif für unfähig erklären. Es will mir scheinen, als ob einige wenige seiner Lieder, wenn sie von sangbaren Melodien getragen würden, recht wohl von Studenten, Soldaten und Gesangvereinen aufgenommen werden könnten. Im allgemeinen aber verleugnet er niemals in Ausdruck, Gedankenfolge und Gegenstand jenes innerlich vertiefte Leben, das den gereiften und gebildeten Mann von der stets mehr nach außen gerichteten Jugend und von dem in engerem Kreise sich bewegenden Bildungs-Mittelstande trennt. Das ist ein Mangel, aber ein Mangel, der heute fast allen unseren großen Künstlern eigen ist und der von den ungebildeten Künstlern meist als höherer Grad der Vollkommenheit bewundernd nachgeäfft wird. Indes: die Zeiten sind einmal nicht anders. Neben der allmählich verschwindenden ständischen Gliederung und der niemals zur vollen Geltung gelangten Vermögens-Rangordnung bildet sich immer fester das Bildungs-Kastenwesen aus, eine notwendige Folge der ganz allgemeinen Zivilisations-Begeisterung. Wir stehen mitten darin und mögen diese Entwickelung noch so sehr beklagen, entziehen kann sich ihr der einzelne nicht. Man darf es also heute nicht unnatürlich finden, wenn ein Sänger Natur und Leben nicht mehr ebenso zu sehen versteht, wie die Leute anderen Bildungsstandes, und wenn seine

Sprache überall genau die ist, in der er selbst zu denken pflegt. Er kann dabei doch von goetheſcher Objektivität ſein. Ja, je getreuer er überall ſich ſelbſt bleibt, d. h. dem, was Zeit, Ort und Entwickelung aus ihm gemacht haben, deſto natürlicher wird er erſcheinen.

Lege ich alſo, wie ich das nicht anders verſprochen habe, an Greif nur meine eigene Empfänglichkeit als Maßſtab an, ſo muß ich ſagen: er ſpricht die Sprache, die mir geläufig iſt, in einer Reinheit der Form und mit einem Wohllaut, daß ich ſie ſchön nennen muß; er begeiſtert mich ſelten, aber er weckt die Empfindung der Trauer, des Troſtes nach ſchwerem Leid, der Freude an der Natur in ihren mannigfaltigen Abtönungen, der Heiterkeit und der freien Luſt am Schönen.

Religiöſe Gedichte habe ich nicht bei Greif geſucht; er hat deren auch wohl keine veröffentlicht. Wohl iſt er tief von ſittlichem Ernſt durchdrungen, aber dem Sehnen des Herzens nach der vollkommenen Erfüllung des irdiſchen Gleichniſſes, nach einer göttlichen Antwort auf alle Fragen, die täglich Verſtand, Gemüt und Phantaſie in die Ewigkeit hineinrufen — dafür hat er keinen Ausdruck.

Auch wer nur philoſophiſch zu denken gewohnt iſt, wird an Greifs Lyrik vorüber gehen müſſen; ſie kennt wohl die Probleme, über welche Jahrtauſende hindurch der menſchliche Scharfſinn grübelt. Aber ſie werden nur in ihrem Thatbeſtand dichteriſch verwertet und mit einem niemals flachen Optimismus äſthetiſch aufgelöſt. Der Pegaſus leiſtet ja als Ackerpferd nicht einmal eine philoſophiſche Furche. Das iſt aus der Geſchichte der Poeſie leicht zu lernen. Es ſcheint aber nicht, daß Greif es erſt hat lernen müſſen; man kann dies ſeinem Gedichte „Zwieſprache" entnehmen, das ich hierherſetze:

Dichter.

Sage mir, Amſel, liebevoll,
Wie ich denn anders ſingen ſoll?
Weiſe tadelten oft mich ſchon,
Daß ich nicht treffe den rechten Ton.

Amſel.

„Singe nur ſtets aus voller Bruſt
Deine Bedrängnis, deine Luſt,
Machſt du Innerſtes offenbar,
Iſt es das Rechte, glaub fürwahr!"

Dichter.

Aber ſie finden auch zumeiſt,
Daß mir gebricht der hohe Geiſt,
Der die Brüder verbeſſert und lehrt,
Ihrer Gedanken Reich vermehrt.

Amſel.

„Biſt du Magiſter, ſage mir?
Singe nur herzlich für und für,
Die Getröſteten bleiben ſteh'n,
Die Andern laß vorübergeh'n."

Der Dichter hat ſeinen beſonderen Beruf richtig erkannt. Wir anderen bemühen uns, den Fortſchrittswagen nach verſchiedenen Seiten zu ziehen; die Diagonale der Kräfte hält aber Gott in der von ihm gewollten Richtung; und der Dichter lehrt uns inzwiſchen daran denken, daß wir nicht aus Drachenſaat entſproſſen, ſondern eines Stammes ſind, in Schmerz und Freude und aller Empfindung gleich, Brüder von einem Blute. Dieſen ſchönen Beruf erfüllt Greif an allen, die ihn verſtehen wollen.

Welche Platznummer ihm aber auf den Poetenbänken zukommt, das wollte ich nicht entſcheiden.

Die Wohnungs- und die landwirtschaftliche Not.

Von

Emil Richter.

Das Schlimmste hinsichtlich einer gründlichen und erfolgreichen Förderung sozialpolitischer Reform ist der allgemeine Mangel an Einsicht in die sozialen und wirtschaftlichen Zusammenhänge. Daß diese Einsicht fehlt bei den breiteren Kreisen der Bevölkerung, welche ohnehin fast ihr gesamtes geistiges Bedürfnis durch die Zeitungen bestreiten läßt, darf nicht in Verwunderung setzen; daß sie aber auch in so außerordentlichem Grade mangelt, wo die wissenschaftliche und praktische Thätigkeit auf solche Einsicht unmittelbar hinzielt, wie sich dies bei den diesjährigen Verhandlungen des Vereins für Sozialpolitik, die am 24. und 25. September zu Frankfurt a. M. stattfanden, gezeigt hat, darf billig in Erstaunen setzen.

Um so berechtigter muß dieses Erstaunen sein, da die Versammlung keineswegs unvorbereitet an die gestellten Aufgaben herantrat. Sowohl über die Wohnungsnot in den Städten als über die landwirtschaftliche Notlage waren eine Reihe von Untersuchungen vorangegangen und in zahlreichen Bänden veröffentlicht worden, so daß man wohl voraussetzen konnte, man werde die gewonnenen Einzeleinsichten zur Herstellung einer Grundlage für eine zusammenfassende und grundlegende soziale Wirksamkeit auf den betreffenden Gebieten verwerten. Und dieser Voraussetzung schien um so sicherer entsprochen werden zu können, als doch beide Punkte, welche der Verein zum Vorwurf seiner Verhandlungen genommen hatte, nur Symptome sind für eine und dieselbe, eigentlich das Kennzeichen der gegenwärtigen sozialen Lage bildende Erscheinung: für die Besitzverschiebung oder vielmehr für die Einschiebung des Scheinbesitzes in die modernen Eigentumsverhältnisse.

Wie man weiß, unterscheidet sich die soziale Grundlage des heutigen Zeitalters von derjenigen des Mittelalters, der „bürgerlichen“ von der feudalen Periode dadurch, daß sie den Besitzbegriff als Mittelpunkt annimmt, wogegen die feudale Periode den Beleih- und Verpflichtungsbegriff im Mittelpunkt hatte. Das Mittelalter kannte keinen unbedingten Besitz und hat einen solchen nie behauptet. Nicht nur der Grundbesitz, sondern jedes öffentliche Recht war verliehen und nicht vererbbar im heutigen Sinne des Wortes. Selbst das Handwerk wurde aufgefaßt als „Amt“; seine Ausübung und die Rechte, die daraus hervorgingen, waren an strenge kirchliche und weltliche Pflichten geknüpft und ihre Erfüllung war unbedingte Voraussetzung des Rechtes zu seiner Ausübung.

Die sogenannte bürgerliche, richtiger die vorkapitalistische Epoche hat den Besitz an die Stelle der Verpflichtung gebracht. Nicht mehr die Verpflichtung begründet das Recht, sondern das letztere fußt auf dem Besitz. Nur nach Maßgabe des materiellen Besitzes können Rechte abgeleitet und ausgeübt werden. Oeffentliche Verpflichtungen werden verneint, der Staat und der gesellschaftliche Zusammenhang werden nur noch betrachtet als eine Organisation zum Schutze des Besitzes, der seine Beiträge zur Erhaltung dieser Organisation nicht mehr auffaßt als öffentliche Verpflichtung, sondern als Bezahlung eines Dienstes; und der sich mit dieser Bezahlung über alle, insbesondere moralischen Verpflichtungen überhebt.

Hatte aber die vorkapitalistische Epoche immer noch den wirklichen Besitz zur Voraussetzung, so hat der Kapitalismus in seiner Vollendung den Scheinbesitz entwickelt; dieser Scheinbesitz tritt in immer größerem Umfange an die Stelle des wirklichen Besitzes, wodurch der letztere jeden moralischen und materiellen Zusammenhang mit dem sozialen Körper aufgibt, die Pflichten, welche sich wegen der Erhaltung der Dinge nicht vom dinglichen Besitz abstoßen lassen, dem Scheinbesitz überläßt und den wirklichen Besitz mobilisiert. Und in der Vollendung dieser Mobilisierung in Hinsicht auf den städtischen Besitz sah einer der Hauptträger des Vereins für Sozialpolitik, Herr Professor Schmoller, die Rettung aus der städtischen Wohnungsnot und zwar für Berliner Verhältnisse die einzige!

Es ergibt sich schon aus der bloßen Erfassung des Entwickelungsganges, den der Besitzbegriff genommen hat, daß damit auch die formelle Verbindlichkeit des dinglichen Besitzes gegen den sozialen Zusammenhang und den Staat gelöst sein würde, denn unverkennbar ist die Aktiengesellschaft, wie dies die Bezeichnung anonyme Gesellschaft auch ausdrückt, die Auflösung aller moralischen Beziehungen und Verpflichtungen gegen jenen. Bei der Aktiengesellschaft wird die Doktrin vom „Dienst“ praktisch; aber nicht in dem Sinne von „Dienst und Gegendienst“, wie noch die kleinbürgerliche Uebergangsepoche das Verhältnis zwischen Besitz und Staat auffaßte, also noch einen Anflug von moralischem Verhältnis in der Gegenseitigkeit festzuhalten suchte, sondern es ist die volle Besitzeinseitigkeit vollendet. Nur der Staat und die Nation ist das dienende Element; die Aktiengesellschaft weiß nichts vom Dienst, schon deshalb nicht, weil der Dienst ein persönlicher Begriff ist; sie zahlt also nur; und zwar so wenig als möglich.

Wenn wir uns über dieses Verhältnis und über diesen Entwickelungsgang klar geworden sind, dann liegen die Ursachen der Notstände, denen die Verhandlungen des sozialpolitischen Vereins gewidmet waren, sehr einfach; und die Thatsachen, in denen sie sich ausdrücken, sind überdies so offenbar und so allgemein bekannt, daß gar kein langes Suchen nötig ist, um sie zu erkennen. Und mit der gewonnenen Erkenntnis sehen wir sofort, daß die Kreditnot der Landwirtschaft und die Wohnungsnot der Städte ein und dasselbe sind; nämlich der Druck des wirklichen Besitzes auf den Scheinbesitz und die zunehmende Unmöglichkeit des letzteren, die Gesamtlast der Pflichten nach zwei Seiten hin, nämlich einerseits gegen den Staat und andererseits gegen den wirklichen Besitz, der sich seinerseits allen Pflichten möglichst entzieht, zu erfüllen.

Für beide, für die städtische Wohnungsnot und für die ländliche Kreditnot, ist die Verschuldung der greifbare Punkt, an den sich alle übrigen Notstände anknüpfen — nämlich die Verschuldung im weitesten Sinne. Diese Verschuldung zeigt sich z. B. schon darin, daß selbst jeder vorübergehende günstige Wirtschaftsumstand sofort zur Last auf die Wirtschaft selbst gemacht, indem jener Umstand sofort kapitalisiert und als „Grundrente“ festgelegt wird. Der Kapitalismus ist unausgesetzt darauf aus, derartige Umstände künstlich zu schaffen und zu „kapitalisieren“. Wenn daher z. B. unter irgend welchen zufälligen Umständen ein Besitz besonders günstige Verhältnisse zeigt und er geht unter der Wirksamkeit dieser Verhältnisse in anderen Besitz über, so werden dieselben sofort im Kaufpreis ausgedrückt und der Käufer gerät in Verschuldung, selbst wenn er vollständig bar bezahlt, weil, wenn jene günstigen Verhältnisse aufhören, der

Ertrag auch nicht mehr dem Kapitalzins entspricht, weshalb sofort für den Besitzer ein Verlust entsteht, während die Differenz andererseits als Gewinn kapitalisiert bleibt, dadurch gegen das alte Kapital „Konkurrent" wird und den noch freien Besitzer in schiefe Lage bringt; daß dann sehr leicht durch die Notwendigkeit zu Verbesserungen, um der Konkurrenz zu begegnen, wirkliche Verschuldung herbeigeführt wird, das hat die Erfahrung gelehrt; und ebenso, daß sie die Städte in noch schärferer Weise in Tribut nimmt als die Landwirtschaft.

Unsere gesamte wirtschaftliche Entwickelung seit dreißig Jahren, seit dem Eindringen des Bankwesens in Deutschland, ist hierfür Beweis. In den sechziger Jahren begann die Spekulation auch in die Landwirtschaft einzugreifen, indem die landwirtschaftliche Produktion in weiterem Umfange veranlaßt wurde, anstatt der üblichen Markterzeugnisse, Handelswerte zu gewinnen — anscheinend mit günstigstem Erfolg; denn der Ertrag der landwirtschaftlichen Betriebe hob sich in außerordentlicher Weise. Würde nun diese außerordentliche Hebung des Ertrages in dieser Weise und als ein zufälliges und vorübergehendes Ergebnis aufgefaßt worden sein, so hätte die Landwirtschaft davon wirklichen Nutzen gehabt; man hätte die Mehrerträgnisse zu Verbesserungen an Grund und Boden und im Betriebe verwandt und dadurch thatsächlich den Ertrag dauernd gehoben, indem auch nach Verfluß der spekulativen Ertragssteigerungen die vorgenommenen Verbesserungen günstigen Einfluß auf die Gewinnung der gewöhnlichen landwirtschaftlichen Markterzeugnisse gehabt hätten. Anstatt dessen wurde die außerordentliche Ertragssteigerung als dauernde betrachtet und kapitalisiert, ohne daß ein erheblicher Teil der außerordentlichen Erträgnisse zu Verbesserungen verwandt worden wäre. Vielmehr wurden auch diese Erträgnisse kapitalisiert, indem man sie entweder sofort der Spekulation zuführte, Aktien dafür kaufte — sehr erhebliche Beträge z. B. rumänischer Eisenbahnaktien sind zu jener Zeit in die Hände hannoverscher Bauern gespielt worden — und dergleichen und damit nicht die Urproduktion, den wirklichen alten Besitz stärkte und befestigte, sondern das Konkurrenzkapital, das damals im Entstehen war, zum Wachstum brachte. Selbstverständlich trat diese Kapitalisiernng am stärksten und einflußreichsten ein, wo Besitzwechsel stattfanden. Die Käufer waren es zuerst, welche die erfolgte Kapitalisierung in übermäßig gesteigerten Kaufpreisen zu „konsolidieren" hatten, was durch den hierdurch entstehenden scheinbaren Kapitalüberfluß überaus begünstigt wurde. Denn dieser scheinbare Kapitalüberfluß begünstigte die Neigung, bei Besitzwechsel den erheblichsten Teil des Kaufpreises als Schuld stehen zu lassen; und die Leichtigkeit, mit welcher diese scheinbare Begünstigung gewährt wurde, oder mit welcher man abweichenden Falles von anderer Seite her Kapital erlangen konnte, ließ viele schwache Kräfte, denen dies sonst nicht möglich gewesen wäre, in größere, hinsichtlich der Bewirtschaftung weit über ihre Kräfte hinausgehende Besitzungen einspringen. Dies schien aber im Angesicht des allgemeinen Gedeihens und der raschen Hebung, in denen sich unverkennbar die landwirtschaftlichen Verhältnisse befanden, ganz ungefährlich. Jedermann glaubte durch verbesserte Bewirtschaftung, verhältnismäßige Ersparung von Arbeitskräften u. s. w. den Ertrag seines Besitzes noch weiter steigern und nicht nur die übernommenen Zinsen, sondern auch die Kapitaltilgung selbst aus demselben herauswirtschaften zu können. Daß bei Erbgang die Verhältnisse ebenso aufgefaßt wurden, versteht sich von selbst. Wenn aber die günstige Bewirtschaftung, so sehr sie sich aus den Verhältnissen zu ergeben schien, immerhin erst zu erwarten war, eines, was man früher nicht kannte, war ohne Zweifel geschaffen — der Scheinbesitz.

Auch vordem sind schwere und allgemeine landwirtschaftliche Verschuldungen dagewesen. Diese Verschuldungen sind herbeigeführt worden durch große allgemeine Unglücksfälle, Krieg und Mißwachs. Bloß eine „prinzipielle" Verschuldung, wie man die gegenwärtige nennt, hat man früher nicht gekannt; nur ausnahmsweise kam es vor, daß ehedem ein Besitz übernommen worden ist nur auf die Möglichkeit hin, den Kaufwert

Digitized by Google

schuldig bleiben zu können und zwar den gesamten Kaufwert. Denn es wäre am Ende noch nicht so schlimm, wenn die Verschuldung einen gewissen Teil des wirklichen Wertes betrüge; das Wesen des Scheinbesitzes liegt in der allgemeinen Ueblichkeit der vollen Wertverschuldung.

Wir haben hervorgehoben, wie die plötzliche Ertragssteigerung der landwirtschaftlichen Betriebe sofort kapitalisiert wurde, und man weiß, daß diese Ertragssteigerung oft den Wert um das Doppelte und noch höher hob. Wenn daher selbst eine Anzahlung der Hälfte der Kaufwertes stattfand, so ergab sich schon, daß eigentlich der ganze Wert des Besitzes in Schuld verwandelt wurde. Denn sobald die außerordentlichen Erträgnisse des Besitzes zurückgingen oder ganz aufhörten, verschwand natürlich auch der außerordentliche Wert desselben, aber die Schuld blieb. Allein wir haben schon darauf hingewiesen, daß bei Besitzwechsel je höhere Kaufpreise erreicht wurden, je williger und je mehr vom Kapital „stehen" bleiben konnte. Es wurde also nicht nur die Ertragssteigerung, sondern auch die Verschuldungsmöglichkeit kapitalisiert. Wurde dadurch auch die Sicherheit des Kapitals selbst gefährdet, so blieb doch immer der wirkliche Wert, der vorhanden war, sicher; verlieren konnte der Gläubiger nur scheinbar; er verlor nur den gar nicht vorhandenen Wert, wenn der Scheinbesitzer unter seiner Last zusammenbrach; aber die Rente wurde jedenfalls gesteigert. Jedenfalls mußte der Scheinbesitzer je mehr aus dem Besitz herauswirtschaften, je höher die Verschuldung über den Wert hinausstieg; je größer wurde aber auch die Gewinnaussicht für den wirklichen Besitzer nicht nur hinsichtlich der Rente, sondern auch hinsichtlich des Kapitals. Denn die durch den Scheinbesitzer geleistete Anzahlung war eigentlich nur eine auf jeden Fall verlorene Kaution, die wenigstens nicht vergeblich geleistet war, so lange der Scheinbesitz gehalten wurde, die aber vollständig umsonst war, wenn jener aufgegeben werden mußte — ganz genau so wie im Börsendepotgeschäft, wo ebenfalls die Aufzahlung auf die im Depot des Bankiers verbleibenden Werttitel verloren ist, sobald der Kurs so tief sinkt, daß der Scheinbesitzer jener die Deckung nicht mehr leisten kann. Worauf dann entweder der wirkliche Besitzer — dort der Kapitalist, hier der Börsenkommissionär — mit demselben „Wert" das Spiel von neuem beginnen kann. Gerät der Scheinbesitzer eines Anwesens unter Zwangsverkauf, so kann es der wirkliche Besitzer, wenn es nicht über dem Wert verkauft wird, einfach selbst übernehmen, und den Ueberwert hat er in der Tasche; erfolgt auch der Zwangsverkauf über dem Wert, so bleibt das Verhältnis für den wirklichen Besitzer wie es war. Aber es ist ebenfalls kennzeichnend für die kapitalistische, für die Epoche des Scheinbesitzes, daß die Ertragsverminderung, bez. die Unhaltbarkeit des Scheinbesitzes vermöge des rein spekulativen Ganges der Wirtschaftlichkeit eine periodisch-massenhafte wird, weshalb unter dem Druck eines Rückganges kein Ueber-, sondern ein Unterwert herausspringt, wodurch der Rückfall der Werte an das Kapital ein sicherer ist. Das Spiel kann dann von neuem beginnen. Eine neue spekulative Ertragssteigerung führt dann neuerdings zur Kapitalisierung derselben, zu neuem Verkauf mit Ueberwert zum Scheinbesitz und damit zu neuem Gewinn und dessen „Realisierung".

Was nun aber auf landwirtschaftlichem Besitzgebiete immer noch gewisse Grenzen hat, sowohl hinsichtlich des Umfanges als der Wirkung, obgleich die Wirkung immerhin einschneidend genug ist, das ist auf städtischem Gebiet schon längst zum reinen Schwindel geworden. Wenn auf dem Lande die sogenannten Güterausschlächter und vielleicht mehr noch die Getreide- und Viehschacherer mit ihrer durch fortgesetzten Einblick gewonnenen Uebersicht über die wirtschaftlichen Verhältnisse ganzer Provinzen ihr Wesen treiben, so sind es in den Städten die Häusermakler, welche den Besitz unausgesetzt feil machen und die Kapitallast desselben steigern. In den Verhandlungen des Vereins für Sozialpolitik wurde von einem Vertreter der Hausbesitzer erklärt, daß er nur einen einzigen schuldenfreien Hausbesitzer kenne. Noch vor dreißig Jahren galt es als eine Ehrensache, ein schuldenfreies Haus zu besitzen — in so kurzer Zeit haben die Dinge ebenso wie auf

dem landwirtschaftlichen Gebiet den Schritt vom Besitz zum Scheinbesitz gemacht! Die sogenannten „Sensale für Immobilien" haben das Geschäft, unerfahrene Leute mit kleinem flüssigen Kapital aufzuspüren und dieselben entweder zur Uebernahme alter Häuser zu ungeheuren Preisen zu veranlassen oder zum Ankauf eines Bauplatzes, zu dessen Bebauung sie auch das notwendige Kapital, selbstverständlich gegen die erste Hypothek auf das Ganze, herbeischaffen. Und hier sind die Zustände weit schlimmer, als auf dem Lande. Die Anzahlungen auf die gekauften Häuser betragen oft kaum zehn Prozent des Kaufpreises, welcher dabei stets in ungeheurem Mißverhältnis zum Wert steht. Denn dieser Preis wird nach dem augenblicklichen Ertrag berechnet, wobei es vollkommen gleichgültig ist, wie dieser Ertrag herausgeschlagen wird. In der That ist unter diesen Umständen der angebliche Hausbesitzer nicht sowohl solcher, als vielmehr Hausknecht, nur mit dem Unterschied, daß jener in seiner Stellung meist etwas verdient, dieser aber gewöhnlich neben seinem materiellen Vermögen auch noch sein moralisches zusetzt. Ihm liegt ob, wie dem Landwirt, der in seinem Gute auf „Agio" sitzt, die Zinslast, die ihm der wirkliche Besitz von vornherein auferlegt, aufzubringen; er fühlt aber wohl das Bedürfnis gegen sich selbst, „als Besitzer" doch auch einigen Nutzen aus dem Besitz zu ziehen, und er ist daher darauf aus, nach Thunlichkeit den Ertrag zu steigern; ja er ist gezwungen, auf Steigerung dieses Ertrages zu denken, wenn etwa durch öffentliche „Meliorationen", wie Kanalisation und Wasserleitungen an ihn die Notwendigkeit herantritt, an denselben teilzunehmen, wozu ihn zu veranlassen der „Kapitalist" durch Hinweis auf die Besserung des Kredits aus naheliegenden Gründen das Seinige thun wird; denn ihm fällt natürlich die Verbesserung als Gratisgewinn in die Tasche, wenn etwa die dadurch verursachte Anstrengung den Scheinbesitzer zahlungsunfähig macht, ihm Klagen und Pfändungen zuzieht, die Zinszahlung stocken läßt und damit den Rückfall des Scheinbesitzes an den wirklichen Besitzer herbeiführt. Uebrigens hat es der letztere unter den angegebenen Verhältnissen, etwa wenn er bemerkt, daß der Scheinbesitzer den Ertrag so gesteigert hat, daß sich eine Verkapitalisierung lohnt, in der Hand, jenen Vorgang durch bloße Kündigung des Kapitals herbeizuführen. In je schlechterem Verhältnis Kapitallast und Wert stehen, je schwerer wird der Scheinbesitzer anderswo Kapital gewinnen, und um so sicherer seinen eigenen „Verdienst" in fremde Taschen wandern sehen. Nur nebenbei ist hier darauf aufmerksam zu machen, wie es in diesem Verhältnis kommen kann, daß die Aufwendungen, die ein Scheinbesitzer im Interesse seines vermeintlichen Besitzes macht, ihm selbst verderblich werden.

Aus dieser Nebeneinanderstellung erhellt aufs klarste die Gleichartigkeit der Besitzverhältnisse auf dem Lande wie in den Städten, und wir erkennen als Urquelle sowohl der landwirtschaftlichen als der städtischen Not die Verschiebung des Besitzes, die systematische Einführung des Scheinbesitzes und die Durchbildung desselben zur Grundlage der materiellen Seite der sozialen Verhältnisse.

Vergleichen wir nun mit diesem thatsächlichen Stand die Stellung, welche die gelehrte und vielleicht zum Teil auch praktische Versammlung des Vereins für Sozialpolitik zu den beiden Fragen der städtischen Wohnungsnot und der ländlichen Kredit- und Produktionsnot einnahm, so werden wir sogleich finden, daß sie die Urquelle der vorhandenen Zustände gar nicht berührte und daß sie daher auch nichts Wertvolles zur Besserung der Verhältnisse an den Tag bringen konnte, wobei immerhin anerkannt werden mag, daß die Erörterung der landwirtschaftlichen Verhältnisse theoretisch sowohl als praktisch bei weitem die Erörterung der städtischen Verhältnisse übertraf. Es war allerdings ein für diese Verhandlung übles Ungefähr, daß der Berichterstatter über die Wohnungsfrage, Herr Pfarrer von Bodelschwingh aus Bielefeld, am ersten Tage der Verhandlung, wo die Frage der Wohnungsnot erörtert wurde, nicht anwesend war — wodurch sein Bericht unauffälligerweise, ebenfalls die Gleichartigkeit der beiden

Verhältnisse andeutend, in die Verhandlungen über den landwirtschaftlichen Notstand verflochten wurde.

Der Hauptberichterstatter über die Wohnungsnot war der Oberbürgermeister von Frankfurt a. M., Herr Dr. Miquel selbst, der wenigstens bestätigte, daß die noch mangelhafte Statistik dennoch schon über den Umfang und über die Größe der Not keinen Zweifel lasse. Indes war es schon ein Mangel, daß der Praktiker auf diesem Gebiete, wie man den Oberbürgermeister einer großen unter dem Uebel ganz außerordentlich leidenden Stadt nennen kann, von der Statistik ausging, während das Leben die Dinge, welche keine Statistik festhalten kann, vor ihm selbst massenhaft auf die Strafe wirft. Auf diese Weise und indem er die Mangelhaftigkeit der Statistik betonte, kam er praktisch freilich nur dahin, die Notwendigkeit neuerer und umfassenderer Untersuchungen zu betonen, während unmittelbares und zielbewußtes Handeln hier ebenso wie auf dem landwirtschaftlichen Gebiete schon dringendste Notwendigkeit ist. Denn auch die Meinung, daß die Bevölkerung, welche durch den Notstand am härtesten betroffen ist, denselben leider selbst am wenigsten empfinde, ist eine ebenso falsche wie der Rat, dieselbe möge von ihrem Einkommen lieber etwas an anderen Bedürfnissen absparen, um es an die Wohnung zu wenden, was um so erstaunlicher, als doch auch anerkannt wurde, daß oft der dritte Teil bis zur Hälfte des Einkommens auf die Wohnung verwandt wird und daß damit doch nicht selten nur durch Teilung mit anderen, oft mit vielen anderen ein wenigstens scheinbarer Wohnsitz aufrecht erhalten werden kann.

Gerade auch hier eröffnet sich zugleich ein sehr wichtiger Blick auf den Zusammenhang der Konsumtions- und Produktionsfrage, wodurch die Landwirtschaft so schwer betroffen wird. Weil von dem Erwerb der städtischen Bevölkerung ein unverhältnismäßig großer Teil auf die durch Zwischenschiebung des Scheinbesitzes maßlos gesteigerte Wohnungsmiete verwendet werden muß, deshalb kann um so weniger auf den sonstigen Verbrauch verwendet werden, die Lebenshaltung ist schlechter und dazu die Bevölkerung abhängig geworden. Denn in diesen Verhältnissen muß der Mietbetrag vorausbezahlt werden, während der Lohn erst nachträglich fällt. Um so mehr muß also die Notwendigkeit, andere Lebensbedürfnisse zu borgen, an die arme Bevölkerung herantreten, und hier tritt nun am schlimmsten Punkte die Personalverschuldung ebenso einschneidend ein wie bei dem landwirtschaftlichen und dem Hausbesitz die Realverschuldung. Denn die Verschuldung wird vom kapitalbildenden Geschäft sofort zur Verschlechterung der Lieferung und zur Steigerung des Gewinnes an derselben ausgebeutet. Der Schuldner ist an einen bestimmten Lieferanten gebunden, er darf, da er kein bares Geld in der Hand hat, nicht mucken über schlechte Lieferung und schlechtes Gewicht. Selbstverständlich hat dies schwere Rückwirkung auf die Konsumtion. Denn die Verschlechterung des Verbrauchs bringt eine Verminderung desselben mit sich; es wird minderwertiges Material, das von der Produktion mit wenig oder gar keinem Vorteil hergestellt wird, für die Herstellung der Lebensbedürfnisse verwendet: dieses schlechtere Material wird vielleicht billig von auswärts herzugeführt und damit die inländische Produktion mehr oder weniger brach gelegt.

Es ist also praktisch und für das geläuterte sozialpolitische Urteil nicht, wie der Berichterstatter des Vereins für Sozialpolitik meint, ein Fehler, sondern ein Notstand, daß die Arbeiter mehr an die Wohnung wenden und sich bei anderen Bedürfnissen mehr einschränken, und es ist vielmehr ein sozialer Fehler, daß ein großer Teil der Bevölkerung gezwungen wird, einen unverhältnismäßig hohen Betrag ihres Einkommens auf die Wohnungsmiete zu verwenden und daß sie diesen Anteil fortwährend gesteigert sieht, während die Wohnungen immer enger, unwohnlicher und moralisch fauler werden. Es ist für den Leiter einer großen Stadtverwaltung und für einen sozialpolitischen Verein ein verhängnisvoller Fehler, wenn sie meinen, daß die Bevölkerung, die unter diesem Unheil verkommt, dasselbe nicht empfinde! Woher kommt das Anwachsen der Sozialdemokratie? Die bösartigen Wohnungen sind die eigentlichen Herde derselben.

Unter den Familienverhältnissen, die sie schaffen, und unter der moralischen Verworfenheit, die von außen her hier widerstandslos eindringt, muß der Glaube an die Gerechtigkeit der Verhältnisse und der Staats- und Gesellschaftseinrichtungen vernichtet werden und er wird vernichtet. Zugleich üben diese Verhältnisse einen fortgesetzten Druck auf die Erwerbsfähigkeit, sie erzwingen eine zunehmende Unzufriedenheit mit dem Erwerbsertrag, treiben zu Streiks und selbst zu Gewaltthätigkeiten, welche letzteren überdies durch die aus der Erbärmlichkeit der Wohnungsverhältnisse hervorgehende Gleichgültigkeit einen sehr beachtenswerten Vorschub erhalten.

In diesen Symptomen zeigt sich allerdings, daß die Bevölkerungsklassen, welche unter der Entwickelung des Scheinbesitzes in den Städten und der Zuspitzung desselben leiden, den Druck der Wohnungsverhältnisse gar wohl empfinden. Hierzu kommt, daß eine etwa noch mögliche Einschränkung der allgemeinen Lebenshaltung zu gunsten des Verbrauchs gar keine Aussicht auf Verbesserung der Wohnungsverhältnisse eröffnet. Denn der Schritt von der stallartigen oder noch schlimmeren Zusammenpferchung der Bevölkerung bis dahin, wo in den großen Städten Wohnungsüberfluß herrscht, ist ein sehr weiter. Es herrscht wirklich Wohnungsüberfluß; große Villen zum Alleinbewohnen, Wohnungen, deren Miete das Drei- und Mehrfache eines gewöhnlichen Einkommens ausmacht, stehen massenhaft leer; und mit leerliegenden Bauplätzen wird eine geradezu schändliche Verschwendung getrieben. Denn der Grund und Boden ist nicht da, jahrzehntelang gerade in den verwertbarsten Lagen nutzlos brach zu liegen. Aber man muß die Wohnungsnot nicht nur in den Pferchen der engsten Gassen suchen. Auch da, wo man noch wenigstens menschlich wohnt, ist der Anteil, den die Wohnung vom Gesamteinkommen verschlingt, ein viel zu hoher. (Schluß folgt.)

Monatsschau.

Pragmatische Tabelle.

Oktober.

10. Wahlen zur Sobranje in Bulgarien. 420 bulgarische und nur 20 russenfreundliche Abgeordnete gewählt.

Politik.

Wir haben vor einiger Zeit einen kleinen Strauß gehabt mit der „Konservativen Korrespondenz", dem Organ des Wahlvereins der Deutschen Konservativen, wenigstens mit demjenigen Redakteur derselben, der einen Strich als Korrespondenzzeichen führt. Dieser Herr mit dem — erteilte uns in seinem Blatt, welches nicht für das große Publikum, sondern nur für Zeitungsredaktionen bestimmt ist, in aller Form einen „Verweis", weil wir gelegentlich der Polengesetze in der Sonntagsfrage gegenüber den Parteibeschlüssen, welche den Sonntag preisgaben, das christliche Prinzip gewahrt und unserem Bedauern über die Nachgiebigkeit der Parteigenossen Ausdruck gegeben hatten. Und zwar bezog sich der Tadel nicht etwa nur auf die Form, hinsichtlich welcher wir fehlgegriffen haben mögen, sondern auch auf den Inhalt, und besonders auf das Recht der konservativen Presse überhaupt, an Parteibeschlüssen Kritik zu üben.

Wir haben uns damals dies Recht gewahrt und wir wahren es heute erst recht.

Die Wichtigkeit und Notwendigkeit für jeden Redakteur, auch wenn er äußerlich ganz unabhängig von der Partei dasteht, sich dennoch freiwillig und willig einer gewissen Parteidisziplin zu fügen, verkennen wir dabei keineswegs. Aber solche Unterordnung ist nur da und nur dann möglich, wo eine einheitliche Parteileitung besteht, und wo die Führer sich streng an das Programm und an die in demselben niedergelegten Grundsätze halten. Diese Grundsätze verlassen, ist aber das sicherste Mittel, alle Disziplin zu töten.

Leider ist das im verflossenen Monat wieder geschehen. Das genannte Organ hat durch den Strich-Mitarbeiter ein offiziöses Kuckucksei in seine Spalten legen lassen, einen Vorschlag, der darauf hinausläuft, das gegenwärtige Programm durch ein neues mit Freikonservativen und Nationalliberalen zu vereinbarendes Mischmaschprogramm zu ersetzen.

Digitized by Google

Es ist in unserem Sinne kein ungünstiges Zeichen der Zeit, daß diese verzweifelte Idee sofort den einstimmigen Protest der ganzen konservativen Presse, der „Kreuzzeitung", des „Reichsboten" und aller bedeutenderen und wirklich konservativen Provinzblätter hervorgerufen hat.

Und ebenso wie die Konservativen lehnten beiläufig auch die Liberalen den Vorschlag einstimmig ab. Trauernd am Sarge des totgeborenen Kindes stehen nur das „Deutsche Tageblatt" und einige andere offiziöse Blätter. Dabei ist schwer zu erkennen, ob an höheren Stellen die „Mittelpartei" ein wirkliches Ideal, oder nicht vielleicht nur eine goldene Nuß ist, die man dem Affenhausen zum Spielen hinwirft.

Wir wollen uns über die äußere Seite der stattgehabten Thatsache und über die Art, wie der Mitarbeiter der „Konservativen Korrespondenz" den Interessen unserer Partei zu dienen sucht, hier nicht weiter aussprechen, weil dergleichen Polemik nur denjenigen Freude zu machen pflegt, denen der grundsätzliche Konservatismus ein Dorn im Auge ist. Da aber bereits alle liberalen Blätter den Zwiespalt in unseren Reihen behandelt haben, so wird auch hier noch hinzugefügt werden dürfen, daß der Vorschlag (von der prinzipiellen Seite abgesehen) auch praktisch ganz undurchführbar ist. Wie soll denn das allgemeine Programm aussehen, welches Liberale und Konservative unter Einen Hut bringt? Mag man doch alle Tagesfragen, die kirchlichen, die politischen und die wirtschaftlichen der Reihe nach durchgehen — nicht in Einer einzigen ist auch nur annähernde Uebereinstimmung vorhanden. Ein gemeinsames Programm könnte daher absolut nichts weiter enthalten, als ein paar dürftige „nationale" Redensarten und daß durch solche, wie gehofft wurde, „die deutsche Volksseele" sich „angepackt" fühlen sollte, ist kaum zu erwarten. Gerade die konservative Partei, die Partei der geschichtlichen Anknüpfung, sollte doch nicht in den Fehler derer verfallen, die aus der Geschichte und namentlich aus der eigenen, nichts lernen wollen. Die Geschichte unserer Partei weist aber entschieden darauf hin, daß die Stärke der Rechten nicht in den Zugeständnissen nach links und nicht in der Nachfolge der Regierung liegt, sondern in treuem Festhalten an unwandelbaren Grundsätzen. Die Partei ist niemals einflußreicher gewesen, als in den Tagen, wo sie „die kleine aber mächtige" genannt wurde; sie ist niemals weiter zurückgekommen, als in den Tagen des Nationalliberalismus; und sie ist erst wieder gewachsen, nachdem sie sich auf sich selbst besonnen hatte. Nur positive Ziele sind im stande, zur Nachfolge zu begeistern; niemals aber die sorgenvolle Vorsicht, durch allzuklare Stellungnahme es hier oder da zu verderben. Große Gedanken und feste christliche Charaktere brauchen wir — nicht Schiebungen und Machereien von rein formalem Wert oder Unwert. Es ist die alte Geschichte, daß, wer auf zwei Stühle sich setzen will, sehr leicht zwischen beiden auf dem Fußboden Platz nimmt.

Mutatis mutandis haben sich die Nationalliberalen von ähnlichen Erwägungen leiten lassen, als sie am 10. Oktober in Köln eine große Parteiversammlung und auf derselben viele schöne Reden gehalten haben. Ein Zug nach rechts ist offenbar, vielleicht auf Grund von sehr realistischen Erwägungen, vorhanden. Aber in gleicher Weise, wie es die bewußten Konservativen gethan, verbaten sie sich ihrerseits alles Ernstes den von den Offiziösen erfundenen Namen „Mittelpartei", wofür sie auch prompt von beteiligter Stelle den gebührenden Verweis bekommen haben. Freilich auch zu der Peitsche etwas Zuckerbrot für eine scharfe Kritik des Parlamentarismus. Aber eben dies Bekenntnis zur konstitutionellen, nicht parlamentarischen Monarchie ist ihnen auf der fortschrittlichen Linken so verdacht worden, daß Ableugnung der ketzerischen Worte, wenn auch vergeblich, wenigstens versucht worden ist.

Ist neben den rein politischen auch ein kirchenpolitischer Beschluß gefaßt worden, die Ablehnung des Antrages Hammerstein, so beweist das nur, daß das Parteiregiment in Berlin und nicht in Köln seinen Sitz hat; von den rheinischen Liberalen stehen zweifellos viele dieser Frage ganz anders gegenüber, wie die (im kirchlichen Be-

richt zu behandelnde) Barmer Versammlung deutlich genug gezeigt hat, aber es fehlt ihnen die Macht, ihre Meinung durchzusetzen.

Derselbe Wirrwarr rechts und links herrscht in den unermeßlichen Auseinandersetzungen, welche die bevorstehende Berliner Nachwahl in der Presse verursacht hat. In dem Augenblick, da wir schreiben, ist noch nirgends eine Einigung über bestimmte Personen erzielt. Die Konservativen haben eine weitverzweigte Organisation, aber es wirken da mancherlei Ansichten und Personen mehr gegen- als miteinander. Wirklich zuverlässig ist nur die christlich-soziale Partei. Neben ihr aber gibt es solche, die nicht christlich-konservativ, sondern heidnisch-konservativ, andere, die „reine" Antisemiten, wieder andere, die antisemitisch-liberal sein wollen, und endlich solche, die haltlos zwischen Liberalismus und Konservatismus hin und her schwanken. Freikonservative und Nationalliberale sind schwach an Zahl und entbehren der Führung und Organisation. Aus diesem Zustand ergibt sich, daß, wenn überhaupt ein Zusammenschluß der sogenannten nationalen Parteien stattfinden sollte, irgend ein Erfolg gegenüber Fortschrittlern und Sozialdemokraten nur dann zu erwarten wäre, wenn man sich der Führung Stöckers und der Christlich-Sozialen anvertrauen wollte. Davor schaudern aber selbstredend die judenfreundlichen Mittelparteiler zurück. Diese behaupten, ihre Gunst weder den deutschkonservativen Herren von Levetzow oder Gerold, sondern höchstens dem jüdischen Kommerzienrat Simon zuwenden zu dürfen. Aber selbst für ganz andere Kandidaten der Mittelpartei, und wären sie selbst gute Deutsche, würden die Christlich-Sozialen nicht zu haben sein. Bei der Behandlung, welche ihr bewährter Führer, der Schöpfer der ganzen konservativen Bewegung in Berlin, noch vor Jahresfrist in den offiziösen Blättern gefunden hat, sind sie weniger als irgend jemand geneigt, für verschämte Regierungskandidaten die Kastanien aus dem Feuer zu holen. Da müßte die Regierung einen ganz anderen Eifer in der Durchführung der Kaiserlichen Botschaft entwickelt haben, als bisher. Der christlich-sozialen Volkspartei stehen die sozialistischen Forderungen obenan. Vergeblich aber wartet sie, daß die Sonntagsfrage, die Fabrikgesetzgebung, die Altersversorgung, die weitere Ausbildung des Innungswesens, die kräftigere Bekämpfung des Börsen- und Judentums nachdrücklich in die Hand genommen werden. Hier und da regt sich ja wohl ein Lüftchen. Im ganzen aber ist „über allen Wipfeln Ruh'".

Gleiche Uneinigkeit, wie rechts, herrscht übrigens links über die Erbschaft Ludwig Löwes, und zwar scheint diesmal merkwürdigerweise der Kampf ein Kampf zu sein zwischen Semiten und Antisemiten. Die Juden und ihre Presse, ohnehin aufgebracht gegen die Konkurrenz der „Freisinnigen Zeitung", wollen einen „von unsere Leut" die Lücke füllen lassen. Eugen Richter dagegen, obschon er in seinem Blatte nur mit abgezogenem Hut von Israel redet, fühlt doch mit sicherem Instinkt, daß auch bei vielen „arischen" Fortschrittlern ein Jude sehr unpopulär sein und seine Aufstellung der Sache schaden würde — und darum sucht er einen „Christen" in den Sattel zu heben.

Das Ende aller dieser Zersplitterung wird voraussichtlich das sein, daß als tertius gaudens, der Sozialdemokrat gewählt wird.

Neben den praktische Ziele unmittelbar verfolgenden, haben im abgelaufenen Monat auch wieder zwei Versammlungen stattgefunden, welche sich in mehr theoretischer Weise mit den Sozialheilmitteln für die Schäden unserer Zeit beschäftigt haben: der deutsche „Verein für Sozialpolitik", der in Frankfurt a. M. getagt hat, und ein Katholischer Kongreß, der in Lüttich zusammenkam unter Beteiligung von Abgesandten der verschiedensten Staaten Europas.

Der Frankfurter Kongreß ist bekanntlich eine liberale Pflanze. Eine Reihe von Jahren hindurch gab es in Deutschland jedes Jahr zwei solcher Tage: den einen hielten die „Katheder-Sozialisten" unter der Führung von Wagner, Schmoller und anderen ab; auf dem anderen aber tummelten sich unter dem Vorsitz von „unserem" Braun

die eigentlichen in der Wolle gefärbten Manchester-Leute, zu denen fast ausnahmslos das ganze litterarische Judentum gehörte.

Vor einigen Jahren, etwa um die Zeit der kaiserlichen Botschaft, nachdem also die Regierung die Verwirklichung der staatssozialistischen Ideen in die Hand genommen, lösten sich die Katheder-Sozialisten auf, während selbstverständlich der „Verein für Sozialpolitik", der sich besser einen Verein zur Verhinderung aller verständigen Sozialpolitik nennen würde, bei Bestand blieb, um mit doppeltem Eifer den Reichskanzler und seine Pläne zu bekämpfen. Um so bemerkenswerter ist es übrigens für den Fortschritt deutschrechtlicher Anschauungen in der Denkweise unseres Volkes, daß selbst diese liberalen Herren sich dem Zuge der Zeit nicht mehr ganz entwinden können und diesmal in scharfen Gegensatz sich mit ihrer eigenen Vergangenheit gesetzt haben. Ein Erzketzer war z. B. Herr Miquel; er eignete sich die alte kathedersozialistische Forderung an, daß wichtige öffentliche Betriebe, z. B. Pferdebahnen, nicht nach Dividendenrücksichten, sondern nach Rücksichten des öffentlichen Wohles verwaltet werden sollen, ja er verlangte sogar eine Realsteuer von städtischen Grundstücken, welche und wenn sie hauptsächlich durch kommunale Einrichtungen im Werte steigen, und hielt es für gerechtfertigt, daß die Gemeinde einen Teil der Wertsteigerung für sich in Anspruch nehme.

Herr Miquel verlangt einen Teil, Herr von Helldorf-Baumersrode mit seiner „Landliga" verlangt die ganze Wertsteigerung. Man sieht, der Unterschied zwischen dem liberalen Bürgermeister und dem radikal-sozialistischen Vertreter der „Landliga" ist gar nicht mehr so groß.

Auf dem katholischen Kongreß in Lüttich traten merkwürdige Gegensätze zutage. Einerseits — Ironie des Schicksals: auf belgischem Boden — die altgewohnte und ununterbrochene Prahlerei, daß der Klerikalismus allein im stande sei, die schreckliche Gefahr der Gegenwart zu beschwören und daß der „soziale Papst" Leo XIII. in einer „erhabenen Encyklika" die Heilmittel angekündigt habe, die allein noch in dem wirtschaftlichen Elend helfen könnten. Die letztere Aufstellung machte der bekannte französische Agitator Graf de Mun. Andererseits mußte wohl oder übel festgestellt werden, daß die Revolution von 1789, welche sich der Welt als eine Befreiung vorgestellt, zwar viel versprochen, aber nichts gehalten habe. Das Bestreben, dem Volke zu geben, was ihm gebühre, und die Arbeit von der Ausbeutung durch den übermächtigen Kapitalismus zu befreien, sei nur in Deutschland und England (also in den evangelischen Ländern) erkennbar. Daß hierin das Zugeständnis liegt, daß nicht die katholischen, sondern diejenigen Nationen einen Vorsprung in der Sozialreform voraus haben, die vom „sozialen Papst" und von seinen elenden Encykliken nichts wissen wollen, scheinen diejenigen nicht zu merken oder nicht merken zu dürfen, die alles Heil von Rom erwarten.

Wohl muß den deutschen Katholiken zugestanden werden, daß sie im ganzen und großen geholfen haben, die Sozialreform zu fördern, aber auch sie haben sich dabei stets in einer doppelten Sorge befunden: einerseits in der erklärlichen Furcht, den ihnen ohnehin sehr wenig angenehmen evangelischen Staat zu stärken, andererseits aber auch in dem Wunsch, ihre Wähler in der Arbeiterbevölkerung nicht dadurch zu verlieren, daß sie sich Gesetzen widersetzten, welche offensichtlich das Wohl des Arbeiterstandes zu fördern bestimmt waren. Wirklich wohl ist der katholischen Kirche nur da, wo sie den Bettel befördern und die Volksbildung hindern und wo sie die stets begehrte „Freiheit" im Sinne des Syllabus, d. h. als Gewaltthätigkeit gegen Andersgläubige auslegen kann. Im übrigen dürfen wir zufrieden sein, daß selbst der französische und Bismarcksche Bischof Korum von Trier nichts Besseres zu empfehlen wußte, als die deutsche Sozialpolitik, die doch wahrlich weder in Klosterzellen, noch im Vatikan, sondern in den Studierzimmern evangelischer Gelehrter das Licht der Welt erblickt hat.

Um Mitte November wird der Deutsche Reichstag in Berlin zusammentreten. Unter den vielen Vorlagen, die ihn beschäftigen sollen, wird die Feststellung unserer

Heeresstärke für die Zukunft eine Hauptaufgabe bilden, mag diese Zukunft nun zunächst sieben Jahre dauern oder eine unbegrenzte sein. In militärischen Kreisen wünscht man offenbar nicht nur die gegenwärtige Friedensstärke stark zu erhöhen, sondern dauernd auf 1 Prozent der Bevölkerungsziffer festzustellen, das Septennat durch ein (von Eugen Richter sogenanntes) „Aeternat" zu ersetzen. Ob und wie weit die Regierung im ganzen sich die Wünsche der Militärkreise aneignen wird, muß einstweilen dahingestellt bleiben. In gewisser Hinsicht liegen zweifellos jetzt die Dinge für weitgehende Forderungen günstig, wenn man es denn „günstig" nennen will, daß alle Feinde Deutschlands bis an die Zähne gerüstet an unseren Grenzen stehen und daß ein Vorwand zum Losschlagen heute leichter zu finden ist, als irgendwann früher.

* * *

Die **bulgarische Frage** ist noch immer unentschieden und wird es auch wohl noch längere Zeit bleiben; aber sie hat einige neue Wandlungen durchgemacht. Zunächst ist von Rußland ein General, Baron Kaulbars, nach Sofia geschickt worden, offiziell in der unanfechtbaren Stellung eines diplomatischen Agenten, thatsächlich aber mit dem offenen Anspruch, Satrap zu sein, und das ganze Land im russischen Interesse zu regieren. Der Uebermut, mit welchem er auftrat, spottet jeder Beschreibung. Er gebärdete sich, als sei er nicht bei der Regierung, sondern bei beliebigen Volkshaufen akkreditiert, konnte eben darum aber auch keine andere Wirkung hervorrufen, als das schon gereizte bulgarische Selbstgefühl zu steigern und zu vertiefen. In der That tritt mehr und mehr hervor, daß die frühere Begeisterung für Rußland, welches die Balkan-Staaten vom Joch der Türken befreite, gänzlich verraucht ist und an ihre Stelle ein nationaler Stolz zu treten beginnt, welcher den Russen noch schwere Enttäuschungen bereiten wird. — Alle direkten Versuche des Baron Kaulbars, Skandal hervorzurufen, sind übrigens an dem Gleichmut der Bevölkerung und an dem ruhigen Verhalten der Regierung gescheitert.

Die hauptsächlichste Forderung, welche der General der Regierung stellte, war aber die, daß sie die Wahlen zur Nationalversammlung verschieben sollte, bis die erregten Leidenschaften sich gelegt, d. h. bis Rußland durch seine Agitationen den Boden bereitet für die Wahl eines russischen Kandidaten. Aber die bulgarische Regierung ist fest geblieben; sie hat die Wahlen dennoch vornehmen lassen und den Erfolg gehabt, daß sie fast einstimmig zu ihren Gunsten ausgefallen sind.

Was nun werden wird, steht dahin. So viel nur scheint klar, daß Rußland den Berliner Vertrag als zerrissen betrachtet und namentlich die Beteiligung Ostrumeliens an den Wahlen für ungesetzlich oder vertragswidrig ansieht — was sie auch wohl ist. Uebrigens ist alles um so unberechenbarer, als der Zar diese Dinge persönlich und nach eigensten Eingebungen leiten soll, Eingebungen, die, wie man sagt, äußerst wechselnder Natur sind, bald wilde Ausbrüche eines ungezügelten sarmatischen Temperaments, bald blasse Furcht vor Krieg und Attentaten. Und wenn im Orient ein Verhalten, das allen abendländischen Anschauungen von Recht, von sittlicher Weltordnung und militärischer Disziplin Hohn spricht, überhaupt noch Schaden stiften könnte, so müßte man sich wundern, wenn Rußland nicht doch hier von dem Winde, den es aussäet, Sturm ernten sollte. Beifall für sein Auftreten findet es nirgends in der Welt. Ja es entfremdet sich mit seiner brutalen Rücksichtslosigkeit auch die anderen Balkanstaaten, welche ausnahmslos um ihre Existenz besorgt werden, wie Serbien und Rumänien, von dem Mißtrauen der Großmächte gar nicht zu reden.

Unter diesen hat Oesterreich-Ungarn als erste eine nachdrückliche Warnung ertönen lassen. Der ungarische Minister-Präsident Tisza hat in einer Rede vor dem Abgeordnetenhause zu Pest, welche er doch wohl im Einverständnis mit Wien und Berlin gehalten hat, ein Programm entwickelt, welches jedes Protektorat einer aus-

wärtigen Macht auf der Balkanhalbinsel ablehnt und deutlich ausspricht, daß an der Unabhängigkeit der Donau-Fürstentümer der Friede Europas hänge.

Aehnlich, wenn auch viel zurückhaltender, und nur mit moralischer Unterstützung, ohne alles Säbelgerassel, operierend, hat Lord Randolph Churchill in England vor seinen Wählern geredet. Und er hat es nicht bloß bei Worten bewenden lassen, sondern auch eine in künstliches Geheimnis gehüllte kontinentale Reise nach Berlin, Wien und Paris angetreten. Ueber den Zweck dieser Reise ist bisher durchaus nichts Sicheres bekannt geworden. Die Zahl der Vermutungen um eine neue zu vermehren, haben wir keinen Grund. Nur daran wird erinnert werden dürfen, daß der Lord in dem Rufe steht, ein besonderer Verehrer des deutschen Reichskanzlers zu sein und daß es in den Ueberlieferungen der Tory-Politik liegt, im schärfsten Gegensatz gegen Rußland zu stehen. Große Opfer scheint aber, wie gesagt, England im Kampf gegen den russischen Einfluß in Konstantinopel nicht bringen zu wollen. Die kleinen Opfer aber, welche es bringen will, mögen Deutschland und Oesterreich nicht genügen, um das englische Bündnis mit dem der Form nach doch immer noch vorhandenen russischen zu vertauschen. Ohnehin ruht ja das Gewicht englischer Politik nicht auf halbwegs stetigen Regierungen, sondern auf schwankenden Mehrheiten, die täglich wechseln können.

Mehr als an der sterbenden Türkei liegt England heute offensichtlich an dem unerschöpflichen Aegypten. Und da Frankreich, theoretisch wenigstens, auch noch mit Einem Fuß in diesem thatsächlich von England besetzten Lande steht, so ist es kein Wunder, wenn die dritte Ministerrede, die wir zu verzeichnen haben, wenn Freycinet den französischen Einfluß am Nil wieder zur Geltung bringen und die europäischen Wirren zur Schädigung Englands ausbeuten möchte, kein Wunder (oder auch ein Wunder), daß überhaupt, und namentlich Deutschland gegenüber die Friedensschalmei geblasen wird und daß die Pariser Regierung zum erstenmal, wenn auch schüchtern, dem Chauvinismus entgegentritt.

Fassen wir schließlich kurz zusammen, was sich als Zukunftsaussicht den Reden der drei Minister von Oesterreich, England und Frankreich entnehmen läßt, so scheint es für Oesterreich die Entschlossenheit, eine Besetzung Bulgariens durch Rußland als Kriegsfall aufzufassen, für England die Absicht, Konstantinopel preiszugeben, Aegypten dagegen zu halten, im übrigen aber nur mit moralischer, nicht mit thatsächlicher Unterstützung zu wirken, für Frankreich der Wunsch, mit Hilfe von Deutschland und Rußland, England aus Aegypten hinauszuwerfen. Diesen halbwegs berechenbaren Absichten gegenüber steht das völlig unberechenbare Rußland, für dessen Politik allein der Wille des Zaren maßgebend ist, der Wille eines Mannes, der nicht sachlich, sondern rein persönlich die Dinge behandelt und dessen Temperament ihn schon vor Jahr und Tag seine Adjutanten erschießen, seine Hofärzte und andere Beamte mißhandeln ließ, neuerdings aber noch reizbarer geworden sein soll. Nimmt man hinzu, daß Rußlands Kriegsvorbereitungen stark fortgeschritten sind und im stillen weiter gehen, daß es — anscheinend der Beginn der Okkupation Bulgariens — bereits Kriegsschiffe nach Varna und Rustschuk sendet, so ist es ein geringer Trost für seine vielen auswärtigen Gläubiger, daß gleichzeitig mit einer Kriegserklärung der Staatsbankerott des überschuldeten Landes eintreten müßte. Denn selbst die klare Einsicht in das Unvermeidliche wird die einmal entfesselten Leidenschaften nicht vor dem letzten Schritt zurückhalten.

Deutschlands Stellung zu allen diesen Bestrebungen kann nur, wie immer, eine vorsichtige sein. Es ist kaum anzunehmen, daß Fürst Bismarck sich einseitig auf Englands Seite stellen und damit die Abneigung Frankreichs gegen uns stärken wird. Und es ist ebenso unwahrscheinlich, daß er Frankreichs augenblicklichem Liebeswerben nachgeben wird, so lange Leute, wie der gegenwärtige Kriegsminister Boulanger, in Amt und Würden stehen, so lange die Minister Feldzüge führen gegen deutsche Spione, deutsche Spielwaren und deutsches Bier. Eben jetzt hat wieder der jüdische Finanz-

minister, Herr Lockroy, ein Gesetz gemacht, das fremde Waren als französische zu verkaufen verbietet und eigentlich nur gegen Deutschland sich richtet. Und der Kriegsminister verbietet deutsches Bier in den Militärkasinos. Etwas sichtbarer werden also die Anzeichen der gallischen Bekehrung noch zu Tage treten müssen, ehe man wirklich und ernsthaft wird glauben können, daß sie sich am Nilland für das Rheinland schadlos halten wollen.

* * *

In **Oesterreich** ist der ehemalige Reichskanzler und vormalige sächsische Staatsminister Graf Beust gestorben, ein Mann, der in den Tagen, als Preußen und Oesterreich um die deutsche Hegemonie rangen, eine nicht unbedeutende Rolle gespielt hat. Beust ist viel angegriffen und stark gehaßt worden, und vom christlichen und deutsch-nationalen Standpunkt aus läßt sich gewiß mancher Tadel gegen seine private Person und gegen sein politisches Wirken erheben; aber auch mancher Vorwurf ertönt jetzt, den man mit gleichem Recht seinen Gegnern machen kann. Nicht nur von ihm ist die Hilfe des Auslandes angerufen worden — es war diese damals bei den deutschen Staaten allgemein übliche Praxis vielmehr eine fast unvermeidliche Folge der politischen Zersplitterung. Mit größerem Recht darf man urteilen, daß er zwar viel Geist und Verstand in der diplomatischen Laufbahn entwickelt, am letzten Ende aber doch nicht im großen Stil mit Ideen der Zukunft gearbeitet, sondern seine Kraft im kleineren Spiel der Intrigen erschöpft hat. Die geschichtliche That seines Lebens aber, die Einführung des Dualismus in Oesterreich, der Ausgleich mit Ungarn auf der gegenwärtigen Grundlage, kann nur als ein schwerer Mißgriff bezeichnet werden. Entweder mußte die Staatseinheit festgehalten, oder auch anderen Nationalitäten des großen Reiches das gleiche Recht wie den Ungarn gewährt werden. Die Begünstigung der Magyaren, wie sie thatsächlich stattgefunden hat, mußte alle die Wirren schaffen, unter denen man heute leidet und ferner seufzen wird, den Haß gegen das Deutschtum, den Selbständigkeitsdrang der Slaven, und so viel andere Gegensätze, die schließlich zur Auflösung des Reiches, wenn nicht führen müssen, doch führen können.

Auf dem sozialpolitischen Gebiet hat Graf Beust so wenig geleistet, als seine Nachfolger. Und wenn im verflossenen Monat an den Tag kam, daß wieder die greulichsten anarchistischen Unthaten in Wien geplant und kaum im letzten Augenblick von der Polizei verhindert worden sind, so beweisen sie in derselben Weise, wie die vor Jahresfrist stattgehabten Revolten in Mähren, daß auf diesem Gebiet auch „an der schönen blauen Donau" noch so ziemlich alles zu thun übrig bleibt. — Mit Sprachenerlassen und dergleichen wird man gewiß nicht weiter kommen, da solche Maßregeln ja rein formaler Natur sind, auch wenn sie zur rechten Zeit und am rechten Ort Anwendung finden. Immer ist das aber durchaus nicht der Fall. Wenn z. B. der Justizminister, ein Tscheche, in seinem amtlichen Bereich die deutsche Dienstsprache für Böhmen im abgelaufenen Monat einschränkte, so wirkt er auch politisch auflösend; denn er schneidet an einem der sichersten Einheitsbänder der bunten Monarchie und wirkt überdies den Anstrengungen seiner Kollegen, des Kultusministers und des Kriegsministers, schnurstracks entgegen.

* * *

In **Dänemark** konzentriert sich das politische Interesse wieder einmal auf den seit Anfang Oktober tagenden Reichstag. Beim Eröffnungsgottesdienst war die Linke nur durch drei Mitglieder vertreten, dafür hielten sich die Minister den Beratungen fern, als das Folketing seine fruchtlose Arbeit damit begann, daß es über das privatim vorgelegte Budget des laufenden Jahres kurzer Hand zur Tagesordnung überging. Danach hat die Linke angefangen, im Gegensatz zu ihrer vorjährigen Taktik, die von der

Regierung gemachten Vorlagen einigermaßen sachlich zu behandeln. Infolgedessen jubeln schon Freunde des Friedens über vermeintliche Anzeichen einer Versöhnung; wer aber die dänische Demokratie kennt, der weiß, daß auch jetzt wieder alles nur Scheinverhandlung ist. In dem burlesken Spiel, das sie nun schon so lange getrieben hat, würde sie sich zu viel vergeben, wenn sie sich jetzt zu einem Friedensschluß mit „diesem Ministerium" herbeiließe. Sie kann nur fortfahren, neue Mittelchen zur Fortsetzung der Ministerstürmerei zu ersinnen, dabei in den Augen der für die nächstjährigen Neuwahlen warm zu haltenden Wähler den Schein sich wahrend, als ob sie den besten Willen hätte, trotz der schlechten Regierung etwas für das Volkswohl zu thun. Nachdem ihr bei den jüngsten Wahlen die „Eroberung der Zweiten Kammer" völlig mißlungen, versucht sie es jetzt, durch Einbringung von geradezu sozialistischen Vorlagen das Ministerium bei der Arbeiterpartei in Mißkredit zu bringen. Sie verlangt vom Staat ein Geschenk von 900 000 Kronen, um in Kopenhagen Arbeiterwohnungen zu bauen, obwohl ein Bedürfnis nach solchen thatsächlich gar nicht vorhanden ist. Der Zweiten Kammer hat die Regierung jüngst die provisorischen Gesetze vorgelegt, welche sie, um Ruhe und Ordnung im Lande aufrecht zu erhalten, erlassen. Dieselben werden ohne Zweifel die Billigung des Landstings finden, niemals aber — eben weil sie wider den Volkswillen provisorisch erlassen sind — die des Folketings. In ihrem Mut, der Regierung zur Seite zu stehen, sind die Konservativen neuerdings dadurch bestärkt worden, daß das Höchstengericht sich in Anlaß eines sozialistischen Preßvergehens grundsätzlich für das Zurechtbestehen des provisorisch erlassenen Preßgesetzes ausgesprochen hat, obwohl dieses Gesetz durch Privatinitiative im Folketing verworfen worden. Fast die schärfste Herausforderung dürfte die Opposition darin erkennen, daß die Regierung auch diesmal vom Reichstage die schon so oft verweigerte Bewilligung von 15 Millionen zur Seebefestigung und $3^1/_2$ Millionen zur Landbefestigung von Kopenhagen verlangt. Das Ministerium Estrup kann davon nicht ablassen, denn es hat nicht bloß im Reichstage, sondern durch seine Mitglieder auch in öffentlichen Volksversammlungen die Landesbefestigung für den Hauptpunkt in seinem Programm erklärt und dabei betont, daß, wenn anders Dänemark vor'm Untergang gesichert werden solle, die größte Eile von nöten sei. Auch die gesamte konservative Partei hat sich so stark für diese Sache engagiert, daß sie dem Widerwillen der Opposition gegen den ganzen Befestigungsplan ehrenhalber nichts nachgeben kann. Mit welchem Fanatismus die Angelegenheit auch im Publikum betrieben wird, zeigt die seltsame Thatsache, daß sich in fast allen bedeutenden Städten des Landes sogar Damen zu Befestigungskomitees zusammengethan haben.

Die Regierung und ihre Freunde haben es während des unglückseligen Konflikts der Linken oft gesagt, sie seien stets zu jeglichem Entgegenkommen bereit; da sie aber weder die Landesbefestigung noch die provisorischen Gesetze fallen lassen kann, so kann auch kein Friede in Dänemark werden. Aber auch davon kann gar keine Rede sein, daß der lange verderbliche Streit in eigentlich revolutionäre Bewegung ausarte. Es bleibt halt „Krieg im Frieden".

Wirtschaftspolitik.

Durch die „glänzend gelungene" Emission der Anleihe der argentinischen Provinz Buenos-Ayres hat die Einführung solcher Schuldtitel in Deutschland, deren Deckung ausschließlich in landwirtschaftlichen Erzeugnissen besteht und die zugleich den für die Börse unschätzbaren Vorzug haben, äußerst „spekulativer" Natur zu sein, einen weiteren Fortschritt gemacht. Der Betrag der Anleihe von 50 045 738 Mark würde, wenn

ihn z. B. das deutsche Großherzogtum Mecklenburg, das ungefähr dieselbe Einwohnerzahl wie die Provinz Buenos-Ayres besitzt, auf einem Brett borgen wollte, ohne Zweifel sehr berechtigtes Aufsehen erregen, obgleich man die Verhältnisse dieses Landes doch jedenfalls als sehr ruhige kennt, während diejenigen von Argentinien, wie man weiß, nichts weniger als dies sind. Aber unsere große Presse, die sich sonst sehr viel auf ihr geographisches Wissen einbildet und gewohnt ist, mit statistischen Ziffern um sich zu werfen, als verstände sie davon etwas, hat nur ganz ausnahmsweise während der ziemlich langwierigen Bearbeitung durch Reklamen, welche der Emission vorausging, einige Andeutungen über die Unsicherheit der Verhältnisse am Laplata und noch weniger eine Andeutung darüber, daß der geborgte Betrag fast 100 Mark auf jeden Kopf der Bevölkerung jenes Landes ausmacht, gebracht. Dabei hat aber die Provinz erst im Jahre 1881 4 098 300 und 1883 2 254 100 Lstrl., also über 127 000 000 Mark geborgt, sodaß nicht weniger als 231 Mark Schulden auf den Kopf der Bevölkerung fallen. Eine Hervorhebung der allgemeinen wirtschaftlichen Gefahren, welche für unsere eigene Urproduktion aus derartigen Geschäften hervorgeht, haben wir von vornherein nicht erwartet. Allerdings beträgt der Koupon, der hier in Frage kommt, jährlich nur 2 000 000 Mark, aber bei der Anspannung der Konkurrenzverhältnisse und dem Umsichgreifen des Lagerhaus- und Lagerscheinwesens, sowie bei der Handhabung, welche die Lagerstatistik erfährt, ist jede Vermehrung der Zufuhren von Bedeutung. Auch eine verhältnismäßige Kleinheit der Gewichtvermehrung in der einen Wagschale läßt das Gegengewicht leichter werden; und wir haben uns schon viel zu oft darüber ausgesprochen, wer hier das Gegengewicht darstellt, als daß wir dies nochmals hervorzuheben brauchten.

Dabei handelt es sich hier nur um einen Anfang. Nachdem die eine Provinz es so leicht gehabt hat, trotz der schwersten Verschuldung in Deutschland noch Geld zu erlangen, so werden die anderen auch bald folgen und die Gesamtrepublik von Laplata wird selbstverständlich auch nicht ausbleiben. Bereits hat auch die gewissenlose Finanzclique, die dabei ihr Wesen treibt, eine ganze Menge Projekte in Vorbereitung genommen, und ehe Jahr und Tag vergehen, werden wir 5–6 Laplata-Werte auf unseren Kurszetteln stehen sehen. Aber auch für die Einfuhr nordamerikanischer Eisenbahntitel wird wieder viel Eifer entwickelt und bereits ist eine größere Emission in Berlin im Anzuge. Ferner meldet man, daß der frühere amerikanische Eisenbahnausbeuter Villard, der vor einigen Jahren den pomphaften Journalistenzug nach den Vereinigten Staaten veranlaßte, unmittelbar darauf aber von der Spitze der North Pacific-Bahn herabgeworfen wurde und seitdem in Berlin lebt, im Auftrage einer Finanzverbindung nach den Vereinigten Staaten abgereist sei. Es handelt sich dabei nur um Hilfsmittel der Börsenarbitrage, da eine Notwendigkeit, für den regelmäßigen Eisenbahnbau in den Vereinigten Staaten fremde Mittel heranzuziehen, gar nicht mehr besteht. Hat man aber dabei wirklich Neubauten im Auge, so sind es selbstverständlich nur solche, für die im Lande selbst niemand einen Pfennig hergeben mag. Tragen sich doch die amerikanischen Spekulanten bereits mit fremden Eisenbahnspekulationen. Es ist bekannt, daß der frühere amerikanische Gesandte in Persien verabschiedet wurde, weil er seine Stellung dazu mißbrauchte, ein amerikanisches Eisenbahngeschäft in Persien anzubahnen.

Bei aller Herrschaft des free-trade — woran die Schutzzollpolitik gegen außen nichts ändert — hält man in den Vereinigten Staaten doch darauf, daß die Interessen des Landes wenigstens von den Vertretern des Staates nicht selbst verletzt werden. Und allerdings werden die Interessen des Landes verletzt, wenn man das Kapital, das im Lande erworben wurde und das man selbst noch brauchen kann, in das Ausland exportiert. Das heißt unter dem wirtschaftlichen Konkurrenzsystem nichts anderes, als Pulver und Waffen an den Feind verschachern und sich wehrlos an ihn ausliefern lassen. Auch sonst denkt man in wirtschaftspolitischer Hinsicht in den Vereinigten Staaten vielfach klarer als bei uns. Gegen die Absicht der pennsylvanischen Oelquellenbesitzer,

durch eine Konvention sich zur Einstellung des Betriebes zu verpflichten, um die Petroleumpreise zu schrauben, ist der Gouverneur sofort eingeschritten und hat mit Anwendung des Gesetzes, welches Verbindungen zur Preissteigerung der Lebens- und Verkehrsmittel verbietet, gedroht. Bei uns gibt es ein solches Gesetz gar nicht. Der Wucher blüht daher allenthalben, und während man es erleben kann, daß Brotwucherer unter Beteiligung der Behörden als Volkswohlthäter gefeiert werden, lasen wir kürzlich in einem der Regierung nahestehenden Blatte in einem Aufsatz über die industriellen Konventionen, wie bedauerlich es sei, daß kein Strafgesetz den Bruch solcher Verbindungen verbiete und daß dieselben nicht überhaupt gesetzliche Anordnung erfahren. Daß ein solches Gesetz in den Rahmen der „freien Konkurrenz" gar nicht paßt, wie überhaupt die „Konventionen" eine unzulässige Beseitigung der Konkurrenz so lange bedeuten, als der free-trade besteht, weil die Aufrechterhaltung jener Konkurrenz der einzige Schutz gegen die kapitalistische Monopolisierung des gesamten Verbrauchsmarktts ist, scheint man also in Kreisen, die darüber klar sein sollten, gar nicht zu erfassen — wie man eben auch den fortgesetzten Ueberschwemmungen des Landes durch die anrüchigsten fremden Schuldtitel ganz unthätig gegenüber steht. Man sieht die Wirkungslosigkeit der Schutzzölle, aber nach keiner Richtung hin entschließt man sich, irgend etwas zur Ergänzung derselben zu thun — weder auf dem Transportgebiete durch Anbahnung einer nationalen Tarifpolitik, noch auf dem Börsengebiete durch Einführung eines Schutzzolles gegen fremde Schuldtitel in Gestalt einer wirksamen Emissionssteuer, die freilich ganz andere Sätze und einen ganz anderen Rahmen haben müßte, als der gegenwärtige Schlußscheinstempel. Wenn wir andeuten, daß von der im Eingange erwähnten Buenos-Ayres-Anleihe mindestens der dritte Teil in den Taschen der Emissionäre bleiben wird, so deuten wir zugleich an, welche Sätze bei einer wirksamen Emissionssteuer angewandt werden müßten. Daß aber bei solchen Anleihen der Bankiersgewinn ein überwucherischer ist, läßt sich leicht berechnen. Zur Zeit des Abschlusses der Buenos-Ayres-Anleihe betrug das Goldagio dort fast 60 Prozent; fünfundfünfzig Prozent angenommen mußte also die argentinische Regierung zu 50 Millionen abschließen, was nur einem wirklichen Gegenwert von 32 000 000 entspricht. Zur Zeit der Emission aber war das Agio auf 10 gesunken und statt der fünfzig Millionen erhielt die Regierung vom Anleihe-Konsortium nur etwa 35 Millionen. Denn es war eine „Goldanleihe", und das Gold, welches zur Zeit des Abschlusses der Anleihe 50 000 000 argentinischer Währung wert war, kostete am Tage der Zahlung nur 35 000 000. Hiervon geht nun aber das Agio der Anleihe selbst ab. Dasselbe ist bei einem Emissionskurs von 80½ Prozent auf mindestens 30 Prozent zu veranschlagen, was wieder so viel ergibt, wie das Goldagio. Die dortige Regierung erhält also anstatt der etwa 50 Millionen, die sie verschreibt, nur etwa 20 Millionen. Wir glauben, daß man sich im Angesicht solcher Vorkommnisse doch nicht lange den Kopf zerbrechen sollte über den Ursprung der schlechten Geschäfte.

Ob die gewerblichen Geschäfte neuerdings wirklich besser gehen, darüber wird jetzt ein lebhafter Streit geführt. Dieselben Blätter, welche vor kurzem noch die Meinung vertraten, daß der Geschäftsgang sehr schlecht sei, meldeten in den letzten Tagen hinsichtlich der Symptome der wirtschaftlichen Besserung, „daß dieselben vorhanden sind, läßt sich nicht wegleugnen". Jedenfalls scheinen besonders in den Vereinigten Staaten die Geschäfte sehr gut zu gehen, da wieder sehr viel Eisenbahnmaterial aus England dahin verschifft wird. Andererseits zeigen sich aber auch dort schon wieder Symptome der Abschwächung, indem verschiedene neuere Arbeitseinstellungen infolge starken Zuzugs fremder Arbeiter verunglückt sind. Das würde nicht geschehen sein, wenn die Geschäftslebhaftigkeit eine allgemeine wäre. In Deutschland haben sich die oberschlesischen Werke zur Ausblasung einer ganzen Anzahl von Hochöfen entschließen müssen. Daneben zeigt sich allerdings ein erhebliches Steigen der Börsenkourse, aber in letzter Zeit fast nur bei den spekulativen Titeln, z. B. bei Banken und fremden Eisenbahnen. Dagegen ist

schon mehrfach bemerkt worden, daß die Staatsrenten in letzter Zeit einen gewissen regelmäßigen Rückgang zeigen — abgesehen natürlich von jener Kurstreiberei seit Ende vorigen Jahres, welche auf die russische Konversion hinauslief, und wir haben schon mehrfach darauf aufmerksam gemacht als auf ein sehr beachtenswertes sozialpolitisches Symptom, daß Indien und die australischen Kolonien an den europäischen Börsen zu erheblich niedrigerem Zinsfuß Geld leihen können, als z. B. Frankreich — kaum zehn Jahre nach den großen Milliardentriumphen. Daß sich auch darin die Verschiebung der Interessen des Kapitals bekundet, dürfte kaum bestritten werden. Es ist daher auch begreiflich, daß ein Antrag, die französischen noch konvertierbaren Renten der Konversion zu unterziehen, in der Kammer sogleich als undurchführbar erklärt wurde. Uebrigens haben die französischen Bankausweise bis jetzt auch keine Anhaltpunkte für die besonders von dort aus nachdrücklich behauptete Geschäftsbesserung gezeigt, und der überaus starke Rückgang der Bahneinnahmen, wodurch die Ausgaben des garantierenden Staates wieder erheblich wachsen, sprechen für Besserung der Verbrauchsverhältnisse so wenig wie der Rückgang der indirekten Steuern und des Oktrois von Paris. Daß wieder stärkere Kapitalansammlungen stattgefunden haben, ist auch mit einem allgemein schlechten Geschäftsgang vereinbar. Denn gerade aus der Entziehung der natürlichen Verbrauchsmittel und der übermäßigen Kapitalisierung derselben ergibt sich der schlechte Geschäftsgang und der Notstand bei den Bedarfsverhältnissen.

Dieser Notstand zeigt sich im Gegensatz zur Zunahme des Kapitals in der Abnahme des Kapitals, der nun auch die Annahme, daß die indirekten Steuern eine unermeßliche Ausdehnungskraft besitzen, zu schanden zu machen droht. In Frankreich, dem Lande der prinzipiellen indirekten Steuern und des Monopols, hat dies zu dem Antrage, die Einkommensteuer einzuführen, veranlaßt. Was also der Krieg mit seinem ungeheuren Anwachsen der Lasten nicht nötig werden ließ, das haben fünfzehn Friedensjahre finanzrepublikanischer Regierung erreichen lassen. Die segensreiche Wirkung des Oelblattes Elihu Burrits ist also wenigstens auf dem finanziellen Gebiete nicht zu bemerken. Zwar weiß man, daß die Steuer zunächst bei der Kammer noch nicht durchdringen wird, aber man hält sie für unvermeidlich; in der Kammerkommission wurde die Steuer übrigens schon gutgeheißen, später, bei stärkerem Besuch, freilich wieder abgelehnt. Die Börse läßt gegen die Steuer aufs äußerste Front machen, aber nur durch ihre Publizisten zweiten Ranges; auch diese kommen nur noch mit Opportunitätsrücksichten, indem sie behaupten, daß man die Rente von der Steuer ausnehmen müsse, so lange der Staat genötigt sei, seine laufenden Bedürfnisse fortgesetzt zum Teil durch Anleihen zu decken. Bei dieser Gelegenheit gelangt eine Veranschlagung des französischen Kapitaleinkommens zur Veröffentlichung. Dasselbe wurde auf 7450 Millionen Francs angegeben. Hiervon rechnete man 2646 Millionen auf den offenen Grund und Boden, 1477 Millionen auf Gebäude, also 4123 Millionen, gleich 55⅓ Prozent auf das immobile, den Rest aber auf das mobile Kapital. Man wird nicht fehlgehen, wenn man die Schätzung mit Vorsicht aufnimmt, da ohne Zweifel das Einkommen aus dem städtischen Grundbesitz ebensowohl als aus dem mobilen Vermögen verhältnismäßig bedeutender ist, als aus dem landwirtschaftlichen Grundbesitz nach der übrigens anscheinend offiziellen Angabe. Immerhin wird das Gesamteinkommen sich nicht sehr viel höher stellen, als hier angenommen ist; denn eine kürzliche Veröffentlichung des englischen Schatzamtes über die dortigen Veranlagungen zur Einkommensteuer ergibt ähnliche Beträge, wobei freilich ebenfalls nicht vergessen werden darf, daß die Selbsteinschätzer öfter niedrige Angaben machen. Gegen 50 Prozent des Kapitaleinkommens betragen demnach die Staatsausgaben Frankreichs, während davon wieder nahezu 50 Prozent auf die Ausgaben für die Staatsschuld fallen. Nach dem erwähnten Konversionsprojekt soll ein Gesamtrentenkapital von 843 214 156 Fr., wovon 832 061 756 4½-, der Rest 4prozentig konvertiert werden. Indes sollte damit nicht einmal die Rentezahlung des Staates vermindert werden, sondern es sollten nur die Zinsen für

eine neue Anleihe gewonnen werden, indem man berechnete, daß nach gegenwärtigem Kurs bei einer Herabsetzung auf 3 Prozent die für den obigen Kapitalbetrag notwendige jährliche Rentezahlung von 37 888 875 ausreichen würde, um ein Nominalkapital von 1 262 962 000 Fr. zu verzinsen, wofür etwa 1 010 370 000 gelöst werden könnten. Es handelt sich also um eine Erhöhung der Schuld um 160—170 Millionen ohne Zinserhöhung. Die Not macht zwar erfinderisch, aber die Erfindung ist auch danach. Jedenfalls ersieht man aus solchen Projekten, daß der Staatsbankerott bedenklich nahe gerückt ist.

Mittlerweile macht die sozialdemokratische und anarchistische Propaganda immer weitere Fortschritte. Das Wiener Mordbrenner-Attentat mag zunächst noch die Ausgeburt halbverrückter Köpfe sein, aber der in Lyon vereinigt gewesene Kongreß der französischen Arbeitersyndikate und ähnliche Versammlungen in London faßten so wesenlose und zugleich so verwirrende Beschlüsse, daß man leicht begreift, wie die Gehirnkonfusion epidemisch werden kann. Der Hauptbeschluß bezog sich auf die Gründung der Mustergesellschaft, „worin jeder nach seinen Kräften erzeugt und nach seinen Bedürfnissen verzehrt". Einfacher läßt sich die soziale Frage schwerlich in Wohlgefallen auflösen. Bemerkenswerter als dieser Beschluß war aber bei diesem Kongreß vielleicht, daß der Sozialist, der nach Konfiszierung der aufgehängten roten Fahnen durch die Polizei eine Trikolore bis auf einen roten Streifen herabriß, Heppenheimer hieß. Uebrigens haben auch die englischen Anarchisten einen großen Plan, indem sie beabsichtigen, am 9. November, wo der Umzug des neuen Lordmayor in der City stattfindet, zugleich einen ungeheuren Zug Hungeruder aus dem Londoner Ostend zu veranstalten. Derselbe soll sich an den Lordmayorszug anschließen. Man wird abzuwarten haben, ob es der Polizei gelingt, das Vorhaben zu verhindern. Aber auch in Newyork beabsichtigen die Arbeiter eine große Kundgebung, um ihre Stärke zu zeigen. Es ist zwar bis jetzt nicht gelungen, eine Vereinigung der beiden Gruppen, der „Ritter der Arbeit" einer- und der Gewerkvereine andererseits zustandezubringen, aber praktisch scheinen sie vielfach miteinander zu gehen, und jetzt wollen sie für die Wahl des Mayors von Newyork, die demnächst stattfindet, einen eigenen Kandidaten aufstellen, oder vielmehr, sie haben ihn bereits aufgestellt in der Person des bekannten Schriftstellers Henry George, der die soziale Reform mit Verstaatlichung des Grundbesitzes anstrebt; er hat die Kandidatur angenommen, und man hält seine Wahl keineswegs für unmöglich. Die Newyorker Börse, welche bis jetzt unter der Firma Tammany-Hall die Newyorker Wahlen beherrschte, wird als in großer Besorgnis befindlich geschildert. Man kann es auch als einen Erfolg der Arbeiter betrachten, daß der Kongreß der „Ritter der Arbeit", welcher zu Anfang Oktober in Richmond in Virginien zusammentrat, durch den Gouverneur von Virginien in Person begrüßt wurde. Vielleicht ist es aber gar kein übler politischer Schachzug, während man sonst gewöhnlich nur die kapitalistischen Kongresse und Versammlungen behördlich begrüßen, die Arbeiterversammlungen aber nur polizeilich überwachen läßt, ein anderes Verfahren einzuschlagen und anstatt Schatten auch einmal Licht nach dieser Seite hin fallen zu lassen.

Die beste Versöhnung der sozialpolitischen Gegensätze und auch die Anbahnung besserer moralischer Regungen in den Kreisen der Arbeiterbevölkerungen wird aber sicher eine größere Fürsorge für die Arbeit nicht nur durch Einrichtungen für Krankheit und Unfall, wobei man praktisch immer noch weit weniger rigoros verfahren könnte, sondern durch Eröffnung von Arbeitsgelegenheit selbst mit sich bringen. Wir haben schon früher einmal darauf hingewiesen, welchen Anstoß man von der Verstauung der kurzen Mainstrecke zwischen Frankfurt a. M. und Mainz nehmen sollte. Die Arbeiten dabei sind nun soweit beendet, daß die Eröffnung des Frankfurter Hafens am 16. Oktober stattfinden konnte. Durch zahlreiche solche Arbeiten wird man dabei nicht wenig gegen den Abfluß des Kapitals nach dem Auslande thun. Was wir von unserem erworbenen Vermögen im Lande selbst verwenden, kann uns die Börse nicht zum Fenster hinaus

schaffen. Was der Bauer verbaut, kann er nicht verborgen; er kann aber auch nicht darum beschwindelt werden. Die Wirkung aber auf Wohlstand, Ansehen und Leistungsfähigkeit kann nicht ausbleiben. In der That scheint das ohne Zweifel großartig angelegte und schön hergestellte Bauwerk die Lust nach anderen derartigen Unternehmungen geweckt zu haben, und man berichtet, daß man die Verstauung der Mosel ins Auge gefaßt habe. Man braucht sich bei alledem nicht zu überstürzen. Wenn der holsteinische Kanal und die übrigen Bauten dieser Art, die projektiert sind, energisch in Angriff genommen werden, da gibt es schon ein schönes Stück Arbeit, bei dem viel Material verbraucht und viele Menschen beschäftigt werden können. Und wenn daraus noch größere Vorteile gezogen werden, so ist es desto besser. Der unseres Wissens von Herrn Pfarrer v. Bodelschwingh in Bielefeld ausgegangene Gedanke, den großen Bau gewissermaßen zu einer neuen Fundierung des kleinen Besitzes zu verwenden, indem man die Sparsamkeit organisiert und den Arbeitern dadurch Gelegenheit schafft, sich durch Moor- und Heidekultur neue Seßhaftigkeit zu schaffen, ist ein so vortrefflicher und gehört so sehr in den Rahmen einer nach Erfolg strebenden sozialpolitischen Thätigkeit, daß wir bald hoffen zu hören, wie derselbe von der Reichsregierung aufgegriffen und mit den ihr zu Gebote stehenden großen Mitteln der Verwirklichung zugeführt wird.

Durch das Hundertmillionengesetz und den Beginn der Kolonisationsthätigkeit in Posen ist doch der manchesterliche Bann, der jede staatliche praktische Einflußnahme auf die Förderung des nationalen Wohlstandes abwehrte, gebrochen, und wir hoffen, daß man sich nie mehr vor demselben scheue, wenn man erkannt hat, daß man entweder den nationalen Bestand gefährden lassen oder bewußt einschreiten müsse.

Wenn dann auch unser Export zurückgeht und unsere „Handelsbilanz" alle Jahre schlechter wird, das soll uns nicht wehe thun, und auch nicht fremde, wie russische Schutzzölle. Die Presse hat freilich frohlockend verkündet, daß der Staatsminister von Bötticher erfolgversprechende Verhandlungen mit Rußland wegen Handelserleichterungen in Aussicht gestellt habe. Wer nur auf russische Unterhandlungen vertraut! Selbst ist der Mann! Lernen wir wieder süe uns selbst arbeiten und lassen wir die Russen das ihrige auch selbst thun. Ist das wirklich ein würdiger Zustand für eine Nation wie die deutsche, auf das Wohlwollen anderer um einige Zollvergünstigungen zu rechnen und zwischen der Furcht, sie wieder eingezogen zu sehen, auf und ab zu schweben? Wir können es nicht finden. Was spinnen wir denn eigentlich für Seide bei dieser Abhängigkeit? Daß wir 200 000 Landstreicher haben? Und geht es den Russen etwa besser? In den ersten sieben Monaten dieses Jahres sind die Einnahmen auf 381 993 618 Rubel zurückgegangen, die Ausgaben auf 419 750 000 (um 29 000 000) Rubel gestiegen. Aber unter den Einnahmen befinden sich auch rückerstattete Darlehen und zwar 20 190 178 Rubel, ohne welche Steigerung nur 361 000 000 eingegangen sein würden. Das Schlimmste ist, daß die Grundsteuer um 9 580 952 Rubel zurückgegangen ist, denn dies hängt zusammen mit der Zunahme der Verschuldung und der Vertreibung vieler Grundbesitzer von ihrem Eigentum. Damit ist freilich eine Verminderung der Getreideproduktion verbunden gewesen, sodaß die Getreidepreise in Rußland steigen und die Ausfuhr beschränken. So erfreulich dies wenigstens für die verbleibenden Besitzer wäre, wenn das Getreide sich noch in ihrem Besitz befände, so traurig ist es für sie, da es längst in zweiter und dritter Hand ist und aus vielen Gegenden gemeldet wird, daß die Aussaat verdorben sei, sodaß die Landwirte vielfach das billig verkaufte Getreide teuer zurückkaufen oder borgen müssen. Wie enorm übrigens die Kapitalanlagen aus Westeuropa in Rußland in den letzten Jahren gewesen sind (nicht nur durch Uebernahme russischer Schuldtitel, sondern durch unmittelbare Anlagen von Fabriken und Uebernahmen von Bergwerken ꝛc.), beweist der Rückgang der russischen Ausfuhr seit vorigem Jahr. In den ersten sieben Monaten d. Js. hat die Ausfuhr mit 208 Millionen Rubel 73 1/3 Millionen Rubel weniger betragen als die vorjährige,

während die Einfuhr mit 219 Millionen 2 Millionen mehr beträgt. Führte also Rußland im vorigen Jahre noch für 53 Millionen Rubel mehr aus als ein, so hat jetzt die Einfuhr die Ausfuhr überstiegen. Dies würden wir wirtschaftspolitisch als eine sehr günstige Wendung bezeichnen können, wenn damit angedeutet wäre, daß dadurch der Schwerpunkt der russischen Schuld bereits in das Land zurück verlegt sei, sodaß die Zahlung des Koupons keine Mehrausfuhr mehr bedinge. Leider ist dies nicht der Fall und die Veränderung nur daher zu schreiben, daß sich die russische Schuld, die einige Jahre feststehend geblieben war, im Ausland wieder außerordentlich vermehrt hat. Schon der bedeutende Verkauf von garantierten Eisenbahntiteln nach dem Ausland hat im vorigen Jahr eine Verminderung der Ausfuhr angebahnt. Durch die innere Anleihe dieses Sommers von 100 Millionen Rubel, die eine Art von Zwangsanleihe war, sind viele russische Besitzer älterer russischer Titel genötigt gewesen, dieselben zu verkaufen, um die neuen annehmen zu können. Jene sind dann nach dem Ausland abgeströmt. Aehnliche Verhältnisse walten in Oesterreich-Ungarn, wo ebenfalls die Produktenausfuhr stockte, weil der Preisdruck von Amerika her zu stark war, weshalb man genötigt war, zur Zinsdeckung Schuldtitel nach dem Ausland zu senden. Hierdurch begann das Angebot die Nachfrage zu übersteigen, und wir haben seit der Ernte stetigen Rückgang zahlreicher Renten, der auch die 3½prozentigen preußischen mit sich nahm, weil die Börse ihre Kundschaft vielfach zum Ausgebot derselben gegen Aufnahme der neuen Importe veranlaßte.

Kirche.

Was heißt eigentlich „Vermischung von Politik und Religion"? — Man hat den Vorwurf, der in diesem Worte liegt, oft genug von der linken Seite gegen uns erhoben. Man hat auch jetzt wieder gelegentlich des Hammersteinschen Antrages die Verdächtigung ausgesprochen, es sei derselbe aus politischen Motiven, Parteitaktik u. s. w. hervorgegangen, stelle also auch seinerseits eine Vermischung von Politik und Religion dar. Wir werden wohl auf allgemeine Zustimmung rechnen dürfen, wenn wir als politische Angelegenheiten alle diejenigen betrachten, welche die sämtlichen Staatsbürger, ohne Rücksicht auf ihr religiöses Bekenntnis, angehen und zu deren Austragung das Eingreifen der Staatsvertretung nötig ist. Nun ist die gegenwärtige Lage der evangelischen Kirche eine solche, daß sie ihre wichtigsten Angelegenheiten nicht ordnen kann, ohne diejenigen Organe dabei in Thätigkeit zu setzen, welche die allgemeinen Angelegenheiten aller Staatsbürger zu vertreten haben, die Königliche Staatsregierung und die Parlamente. Um eine Konsistorialratsstelle zu begründen, oder die eines zweiten Oberhirten einer Provinz, muß die Kirche an die Häuser des Landtages gehen, und es können dieselben aus Gründen, welche mit der Religion durchaus nichts zu thun haben, der Kirche Hindernisse für die Entfaltung ihres Lebens bereiten. Wir sehen darin eine falsche Vermischung von Politik und Religion. Und es ist unser Bestreben, wie es auch in dem Antrag Hammerstein zutage tritt, diesem unziemlichen Verhältnis ein Ende zu machen. Es ist nun eine sehr sonderbare Bekämpfung, wenn man diese unsere Versuche als eine Vermischung von Politik und Religion bezeichnet. Die Regierung scheint im Augenblicke so zu stehen, daß sie diese Art von Vermischung als organische Einrichtung festhalten will. Und sie findet darin die bereitwillige Unterstützung der Liberalen, welche ganz und gar darauf aus sind, den staatlichen Zwang, der auf die Kirche ausgeübt werden kann, aufrecht zu erhalten. Daß sie damit gegen den Grundgedanken des Liberalismus verstoßen, wissen sie selbst. — Aber es zeigt sich in dem Ver-

Digitized by Google

hältnis des Liberalismus zur Kirche so deutlich wie auf keinem anderen Gebiete, wie unrichtig es ist, zu glauben, daß sich die Parteistellung nach rein formalen Prinzipien einnehmen lasse; weder sind die Konservativen diejenigen, welche immer erhalten wollen, was besteht, noch sind die Liberalen diejenigen, welche für die „Freiheit" eintreten. Sondern es sind von Anfang an bestimmte Freiheiten gewesen, für die man gekämpft hat. Und leider hat sich die liberale Partei als ganze zu einer solchen herausgebildet, welche zu ihren Freiheiten auch die Freiheit von dem „Gehorsam des Glaubens" rechnet. Ist diese gefährdet, so greifen sie zu den unliberalsten Zwangsmaßregeln und treten wohl gar als Sittenrichter und als konservative Vertreter des Bestehenden auf. So heißt es auch jetzt: kein Ansturm auf das Summepiskopat! — kein Zerschneiden des bewährten Bandes zwischen Staat und Kirche! Als aber die Regierung eine solche war, daß politische Einflüsse auf die Verhältnisse der Kirche im positiven Sinne zu befürchten waren, da hat der liberale Schlachtruf ganz entgegengesetzt gelautet.

Wir können die Parteistellung gegenüber den Bestrebungen, welche in dem Hammersteinschen Antrage zum klarsten Ausdruck gekommen sind, so bezeichnen, daß diejenigen, welche grundsätzlich dafür sind, die innere Entwickelung der Religionsgemeinschaft, welche man preußische Landeskirche nennt, von den Einflüssen der politischen Körperschaften frei zu halten, auch für jene Bestrebungen sein müssen. Nun werden es in unserem aufgeklärten Zeitalter nur wenige sein, welche grundsätzlich das Gegenteil wollen. Vertreter dieser Richtung finden sich wohl hauptsächlich nur noch unter altpreußischen, frommen Büreaukraten, etwa den weltlichen Vertretern der Königlichen Konsistorien, z. B. in Schlesien. Weitaus die meisten sind grundsätzlich für die Befreiung der kirchlichen Angelegenheiten von politischen Einflüssen. Wenn nun trotzdem unsere Bestrebungen eine solche große Gegnerschaft haben, so können es nur Gründe der Zweckmäßigkeit sein, welche sie ihre Grundsätze verleugnen heißen. Und diese Gründe sind eben die Besorgnis, daß aus dem Erfolg unserer Bemühungen die „Hierarchie" gewinnen könne. Unter diesem Worte verstehen sie aber nicht das, was man geschichtlich und wissenschaftlich darunter begreift, sondern sie nennen hierarchisch jedes selbständige Handeln der Kirche, welches aus der Kraft des lebendigen Christenglaubens hervorgeht und mit den Grundsätzen der „Toleranz" in ihrem Sinne, d. h. der religiösen Gleichgültigkeit in Zwiespalt gerät. Diese Lage der Sache muß klar herausgestellt werden. Und wenn die gegenwärtige Bewegung eine klare Erkenntnis der grundsätzlichen Stellung innerhalb der verschiedenen Parteien zuwege bringt, so wird sie — auch wenn sie jetzt noch keine anderen Erfolge hätte — doch viel erreicht haben.

Was nun aber die Vermischung von Politik und Religion betrifft, so sind wir weit davon entfernt, eine abstrakte Sonderung vornehmen zu wollen. Unsere Bestrebungen laufen nicht darauf hinaus, daß niemals die Politik mit Religion und die Religion mit Politik etwas zu thun haben solle. Wir wollen keine religionslose Politik. Wir wissen, daß alle auf das geistige Wohl der Staatsangehörigen abzielenden Einrichtungen: Schule, Ehe, soziale Ordnungen ꝛc. entweder im religiösen oder irreligiösen Sinne gestaltet werden können. Aber was wir nicht wollen, ist dies, daß die Instanzen, welche mit Machtmitteln ausgerüstet auftreten und von rein politischen Einflüssen abhängig sind, in die kirchlichen Angelegenheiten, welche Sache des Glaubens und des Gewissens sind, eingreifen. Dieser Zwischensatz soll nur zur Abwehr von Mißverständnissen dienen.

Sehr wichtig für die in Frage stehenden Bestrebungen nach größerer Selbständigkeit der Kirche war die zum 20. Oktober nach Barmen für Rheinland und Westfalen einberufene große kirchliche Versammlung. Bedeutsam war erstlich, daß hier 800 Männer, die zum größten Teil Laien aus allen Berufsklassen waren, Industrielle, Beamte, Lehrer ꝛc., einmütig und mit einer Begeisterung, die der Gegner fast Fanatismus nennen könnte, für die größere Freiheit und Selbständigkeit der Kirche eintraten, — Männer, welche die überwiegende Mehrzahl der Geistlichen und Laien

der evangelischen Gemeinden der beiden westlichen Provinzen vertraten. Von der gegnerischen Seite, d. h. der Partei des „Evangelischen Gemeindeblattes", trat Herr Dr. Ewers aus Düsseldorf auf. Es war dies aber ein verhängnisvolles Auftreten. Wenn er daraus, daß unter den 480 Einladenden nur 190 Pfarrer gewesen seien, folgerte, daß nur eine kleine Minderheit der im ganzen 8—900 Glieder zählenden Geistlichkeit der beiden Provinzen dafür sei, so muß man es der Versammlung zur Ehre rechnen, daß sie nicht in Gelächter ausbrach. Sollten etwa alle 800 Personen zu der Versammlung einladen? Pflegen nicht bei diesen Gelegenheiten nur die hervorragenden, die irgend eine Richtung oder eine Gegend oder eine bedeutende Gemeinde vertretenden Männer aufgefordert zu werden? Und sollte es denn überhaupt eine Sache der Pastoren sein? Mit demselben Rechte hätte Dr. Ewers sagen können: es haben von den mehreren Millionen Evangelischer in den beiden Provinzen nur 280 Laien eingeladen, welch' eine verschwindende Minderheit bildet ihr also! — Im weiteren bestanden die Ausführungen des Gegners darin, daß er die wunderlichsten thatsächlichen Irrtümer vorbrachte: z. B. in den erstatteten Berichten sei nicht anerkannt, was bisher schon seitens des Staates geschehen sei, — was ihm sofort widerlegt werden konnte; ferner wußte er nicht einmal, daß die Opposition sich dagegen richtete, daß das Staatsministerium vorab über jedes von der Generalsynode beschlossene Gesetz befinden muß, ehe es dem Summus episcopus vorgelegt werden darf, — er behauptete einen gesetzlich gesicherten freien Zutritt des Generalsynodalvorstandes zum Kaiser u. s. w. u. s. w. Die nachfolgenden Redner hatten es leicht, ihn zu berichtigen. Und es blieb bezeichnenderweise von der ganzen Aufstellung des Redners nur der eine thatsächliche Punkt übrig, daß er nämlich die Lehrfreiheit gewahrt wissen wollte. Dies gab Gelegenheit, zwischen Lehrordnung und Lehrunordnung zu unterscheiden, und wir halten diesen Punkt auch in der That für den eigentlichen Kern des Gegensatzes zwischen den auf kirchlichem Gebiete jetzt auftretenden Parteien für oder gegen den „Hammersteinschen Antrag".

Bedeutsam war aber an der Versammlung ferner, daß dieselbe Gelegenheit gab, eine — ich glaube sagen zu dürfen: vollständige Einmütigkeit unter den Freunden der Bewegung im Osten und im Westen festzustellen. Es waren unter den Gästen aus dem Osten die Deputierten von vier Konferenzen der Gruppe der positiven Union, nämlich aus Sachsen, Schlesien, Preußen und Pommern, welche erklärten, daß ihre ganze Partei, wohl nur mit Ausnahme einiger Professoren, für die Ziele dieser Versammlung eintreten, d. h. auf dem Boden der Synodalverfassung eine größere Selbständigkeit der Kirche, vornehmlich eine Erweiterung der Befugnisse der synodalen Körperschaften, erstreben. Wir werfen bei dieser Gelegenheit einen Blick auf diese „Gruppe". Dieselbe hatte für diesen Herbst in Berlin eine Landeskonferenz in Aussicht genommen, und dieselbe hätte von großer Bedeutung werden müssen, weil selbstredend diese jetzt brennende Frage nicht hätte umgangen werden können. Allein — die Versammlung wurde abgesagt. Es zeigte sich hierbei, wie zweischneidig es ist, wenn die Führer einer Partei wesentlich aus Akademikern und Mitgliedern des Kirchenregiments bestehen (die Gegner nennen sie deshalb Hofpredigerpartei). So fördernd dies zu gewissen Zeiten für die Entwickelung der Partei sein kann, so gefährlich macht sich dieser Umstand geltend in Zeiten, wo die Bestrebungen der Partei mit hohen und höchsten Absichten in Widerspruch geraten. Der Fall trat jetzt ein. Die Partei als solche hat in der brennenden Frage nach der Selbständigkeit der evangelischen Kirche den Dienst versagt. Die Führer in den Provinzen haben die große Gefahr, die für ihre Gruppe darin lag, richtig erkannt, und sie haben eben in der Entsendung von Abordnungen zur Barmer Versammlung einen geschickt gewählten Ersatz gefunden. Den heimischen Kreisen wird das Auftreten dieser Abgeordneten in Barmen den Mut stärken, und die Freunde im Westen bekamen den Eindruck einer großen Bundesgenossenschaft in den östlichen Provinzen.

Noch mehr Eindruck nach dieser Richtung machte das Auftreten des Herrn von Hammerstein auf der kirchlichen Konferenz am 20. Oktober. Man muß die politischen Parteiverhältnisse des Westens kennen, um zu begreifen, welche Wichtigkeit der Frage beigelegt wurde: in welchem Verhältnis stehen die Versammlung und ihre Einberufer zu dem Antrag Hammerstein und seinem Urheber? Es war eine Hauptwaffe der Gegner gegen die Versammlung, daß sie aussprachen: ihr stellt euch in die Gefolgschaft der Konservativen des Ostens mit ihren hierarchischen Bestrebungen. Die Einberufer und die „Westdeutsche Zeitung" traten diesen Anklagen sehr abwehrend entgegen: wir haben gar nichts mit den Konservativen des Ostens zu thun, wir stehen nur auf den Jahrzehnte alten Forderungen der rheinisch-westfälischen Synoden u. s. w. Und dies war ja richtig. Aber die Stellung der Freunde derselben Bestrebungen im Osten wurde dadurch für das Bewußtsein von Freund und Feind im Westen verschoben. Nun trat Herr v. Hammerstein — nicht eingeladen, wie wiederholt versichert wurde — in Barmen auf. Noch ehe er ein Wort geredet, wurde er auf der Rednertribüne mit lang anhaltenden, rauschendem Beifall begrüßt. Schon dieser Beifall brachte Klarheit in die Lage. Die Versammlung lehnte damit in gewisser Weise die Vorsicht ihrer Leiter ab. Und nachdem nun Herr von Hammerstein geredet und es offen ausgesprochen hatte, daß sie im Osten lernen wollten von den Brüdern im Westen, die, auf dem Boden einer langjährigen synodalen Entwickelung stehend, viel mehr Sinn schon für freie und selbständige Stellung der evangelischen Kirche hätten, und daß es doch lächerlich sei, ihm, dem Laien, hierarchische Tendenzen unterzulegen, — da ging eine hohe Befriedigung und ein Sturm der Begeisterung durch die ansehnliche Versammlung, die sich in wiederholten Bravos und nach Schluß der ganzen Verhandlungen in einem herzlichen dreifachen Hoch auf den verdienstvollen Antragsteller kund gab. Es ging das Gefühl durch alle Teilnehmer, daß man in Rheinland und Westfalen nicht einen vereinzelten Kampf führe, sondern daß in der ganzen evangelischen Landeskirche eine große gemeinsame Bewegung auf dieselben Ziele hin stattfinde.

Die Bedeutung der Versammlung ist auch von den Gegnern anerkannt worden. Die „Kölnische Zeitung" hat Artikel über dieselbe gebracht, welche geeignet sein dürften, in der liberalen Presse ein anderes Bild von unseren Bestrebungen zu geben. In der „Elberfelder Zeitung" erklärte zwar ein Führer der Nationalliberalen, Herr v. Eynern, daß er als Gast habe an der Versammlung teilnehmen wollen, aber vor Schluß sie verlassen habe „wegen der zutage tretenden Tendenzen und aufreizenden Reden". Allein der Vorsitzende, Dr. Frowein, hat ganz richtig in einer gleichen Zuschrift geantwortet, daß ihm von aufreizenden Reden nichts bekannt geworden sei und daß er auf den stenographischen Bericht verweise, der darüber erschienen ist. (Die kirchliche Versammlung für Rheinland und Westfalen. Barmen, 1886. Wiemann.)

Was nun die Ziele selbst, die sachlichen Forderungen auch dieser Versammlung betrifft, so können wir uns kurz fassen. Die Beschlüsse gehen einmal auf eine Dotation hinaus und verlangen andererseits Beseitigung gewisser Bestimmungen aus dem Gesetz von 1876, vor allem der, wonach jedes von der Generalsynode beschlossene Gesetz, ehe es dem Kaiser vorgelegt wird, die Genehmigung des Staatsministeriums gefunden haben muß, und endlich Erweiterung der Befugnisse der Synodalvorstände in der Richtung eines Einflusses auf die Besetzung der kirchenregimentlichen Aemter, der akademischen Lehrstühle und der Religionslehrerstellen an den höheren Schulen. — Die Dotationsfrage behandelte Pfarrer Venter, der sich durch seine Flugschrift über diesen Gegenstand als einen genauen Kenner der einschlagenden Verhältnisse bereits erwiesen hatte. Besonders „aufreizend" für Herrn von Eynern war wohl sein Vergleich, den er in einzelnen Fällen zwischen der Behandlung der römischen und der evangelischen Kirche durch den Staat zog, vor allem das bisher noch nie gehörig hervorgehobene, höchst ungleiche Verfahren der Regierung in bezug auf die Heranziehung der Gemeinden zu den kirchlichen Lasten. Bei dem Ausdruck „Dotation" ist zu unterscheiden, und zwar klarer

als es bisher, auch auf der Versammlung in Barmen, geschehen ist, zwischen einer einmaligen Kapitalüberweisung — welche ganz außerhalb des Bereiches der Möglichkeit liegt, an welche aber die meisten Laien in dieser Frage zu denken pflegen — und zwischen einer gesetzlich festgestellten jährlichen Leistung seitens des Staates, welche nicht von der Bewilligung in den jährlichen Etatberatungen abhängt. Eine solche Dotation bezweckt der inzwischen veröffentlichte Gesetzentwurf, den Herr von Kleist-Retzow und Herr von Hammerstein gemeinsam ausgearbeitet haben, und der außer dieser Forderung noch diejenigen Abänderungen von gesetzlichen Bestimmungen enthält, welche durch die gesetzgebenden Organe zu geschehen haben. Alle übrigen Wünsche (Erweiterung der Kompetenzen der Synodalorgane) gehören nicht vor das Forum des Landtages, sondern in die Generalsynode. Wir halten die Klärung und Scheidung der verschiedenen Fragen und Wünsche für sehr erwünscht und sehen in der Veröffentlichung des Gesetzentwurfes einen dankenswerten Schritt dazu.

Da das kirchliche Interesse in dieser Zeit fast ganz durch die bisher behandelte Frage in Anspruch genommen wird, so beschränken wir uns in diesem Bericht auf die vorstehenden Erörterungen, alles, was sonst wäre zu berichten gewesen, auf den kommenden Monat verschiebend.

Neue Schriften.

1. Politik.

— Das Recht der Arbeit und die Landfrage. Sozialpolitische Glosse zu der Vorlage betr. die Beförderung deutscher Ansiedelungen in Westpreußen und Posen, ein offener Brief an den Rittergutsbesitzer Herrn Wendorff-Naulin von C. von Helldorff-Baumersrode. (Berlin, Elwin Staude.) 1886. 1,50 M.

Herr von Helldorff, ein Schüler des bekannten amerikanischen Sozialpolitikers Henry George, zeichnet sich formell durch dieselben Eigenschaften aus, wie sein geistreiches Vorbild, besonders durch Schärfe der Dialektik und lebendige, frische, zuweilen glänzende Art der Darstellung. Aber freilich auch durch denselben — Radikalismus!

Die Grundanschauungen des Verfassers sind uns durchaus sympathisch: es sind dieselben, welche stets in dieser Zeitschrift vertreten worden sind. Wir scheuen durchaus nicht zurück vor Einführung eines guten Stückes Sozialismus in unsere öffentlichen Einrichtungen; aber wir lehnen es freilich ab, in radikaler Weise die ganze Produktion und das ganze Erwerbswesen sozialistisch gestalten zu wollen. Wir haben nichts einzuwenden gegen einen oder auch mehrere Tropfen demokratischen Oeles in den Institutionen; aber wir lehnen das Petroleum ab. Wir geben zu, was ja schließlich auch kein vernünftiger Mensch leugnen kann, daß augenblicklich ein Weltnotstand herrscht, daß er herrscht in Monarchien und Republiken, in Ländern mit Gold- und Silberwährung, in Ländern mit Freihandel und mit Schutzzoll, und daß mithin in allen diesen Dingen das Heilmittel für den großen Schaden der Zeit noch nicht gefunden ist. Wir erkennen in dem, was man in Deutschland Sozialreform auf Grund der kaiserlichen Botschaft nennt, einen guten Anfang, aber auch kein durchgreifendes Mittel, um das Verhältnis von Arbeit und Rente zu einem befriedigenden zu gestalten, und wir geben endlich zu, daß die Neuordnung dieses Verhältnisses das Geheimnis der sozialen Frage ist. Ob aber nun Herrn von Helldorffs Radikalmittel die Verstaatlichung des gesamten Grund und Bodens den Himmel auf Erden anbrechen lassen wird, das bezweifeln wir, zunächst ganz abgesehen von der Schwierigkeit, diese Maßregel praktisch zu verwirklichen.

Wenn irgendwo in der Wettentwickelung etwas Neues sich Bahn bricht, so ist es zu allen Zeiten so gewesen, daß auf der einen Seite starres Festhalten am Alten das Bestehende versteinern wollte, und andererseits einseitige Vorwärtsstürmer das Bestehende gänzlich beseitigen wollten, um etwas Neues, theoretisch Konstruiertes an die Stelle zu setzen. So aber gehen die Dinge niemals auf dieser schwerfälligen Erde. Das Bestehende bleibt ja niemals, sondern das einzig Bleibende ist der Wechsel, aber gesund und von Bestand sind immer nur die Reformen, die an das Bestehende anknüpfen. Und so, denken wir, wird es auch mit dem Allheilmittel der Landliga gehen. Das Richtige ist nicht, daß man die Rente völlig tötet — sie hat auch ihre sehr guten Seiten — sondern nur das, daß man sie hindert, sich alle öffentlichen Einrichtungen auf den Leib zuzuschneiden. Bringen wir es dahin, daß der Durchschnitts-Zinsfuß auf 2 pCt. sinkt, so wird sich leben lassen; und ebenso wird es sich nicht darum handeln, den Staat zum Alleinbesitzer von allem Grund und Boden zu machen, sondern es wird gelten, jede Art des Grundbesitzes nach ihrer Eigentümlichkeit zu behandeln. Nicht dem Staat, sondern den städtischen Gemeinden könnte man für städtische Grundstücke ein gewisses Obereigentum und damit die allmähliche Begrenzung hypothekarischer Verschuldbarkeiten zusprechen. Eine ähnliche Begrenzung wäre beim ländlichen Großgrundbesitz anzustreben, beim Kleinbesitz aber die Erbpacht als die einzige Besitzform, welche den Bauer, soweit es möglich ist, vor Wucherern und Juden schützt. Endlich müßten Staat und Gemeinde alle diejenigen großen industriellen Betriebe oder Verkehrsanstalten, welche entweder monopolartig wirken oder ein großes öffentliches Bedürfnis befriedigen, selbständig in die Hand nehmen, und in diesen Betrieben der Arbeit gegenüber nicht von kapita-

listischer, sondern von sozialpolitischer Erwägung ausgehen. Gelingt es im Lauf der nächsten hundert Jahre, in dieser Hinsicht vorwärts zu kommen und andererseits zu bewirken, daß das Geld, welches der Rente abgenommen wird, der Arbeit wirklich zu gut kommt, so wird sich niemand mehr nach Herrn von Helldorffs Universalmittel sehnen.

D. v. O.

— Frankreich gerichtet durch sich selbst. Von Dr. Rommel. Deutsche autorisierte Ausgabe. (Mannheim, Bender.) 1886. 235 S.

Der Zweck dieses Buches, welches unter dem Titel: Au pays de la revanche zuerst französisch erschien, ist der, den Franzosen einen Spiegel ihres verfallenden Staatswesens vorzuhalten. Und das ist ja nicht schwer, weil das Beweismaterial täglich in allen öffentlichen Blättern und Zeitschriften unserer westlichen Nachbarn zu finden ist. Darin aber hat die Arbeit des Verfassers bestanden, dergleichen leicht zugängliches Material zusammenzustellen und für das große Publikum in gewisse Gruppen einzuteilen — eine Arbeit, die übrigens in der Form ganz geschickt gemacht ist. Wer den wirtschaftlichen, politischen, militärischen, sittlichen und religiösen Verfall Frankreichs studieren will, die Korruption der Verwaltung, den krankhaft gewordenen Eigennutz der einzelnen, das Schwinden des Gemeinsinnes, den Verfall der Rasse, die Abnahme der Bevölkerung und so vieles andere — wer das alles in leichter Zeitungsmanier zusammengestellt lesen will, der wird in der (pseudonymen?) Schrift des Dr. Rommel das finden, was er sucht.

D. v. O.

— Das verjudete Frankreich. Versuch einer Tagesgeschichte. Von Eduard Drumont. 2 Bde. Autorisierte deutsche Ausgabe von A. Gardon. 3. Auflage. (Berlin, A. Deubner.) 1886. 460 S. 8°. 6,50 M.

Wir dürfen nicht versäumen, diese Aufsehen erregende Schrift schon hier anzuzeigen, obwohl wir erst im nächsten Hefte eine Besprechung derselben in einem besonderen Artikel bringen können.

2. Kirche.

— Biblische Merkwürdigkeiten. Von Ernst Mühe, Pastor. (Leipzig, G. Böhme.) 1,60 M.; kart. 1,80 M.; gebd. 2,50 M.

Biblische Merkwürdigkeiten. Neue Folge. Von Ernst Mühe, Pastor. (Leipzig, G. Böhme.) 1,60 M.; kart. 1,80 M.; gebd. 2,50 M.

Zwei Schriften von Mühe haben einen großen Leserkreis gefunden und sind es wert, gekannt und gebraucht zu werden, vornehmlich seine Darstellung der letzten Dinge des Menschen und der Welt unter dem Titel: „Enthülltes Geheimnis der Zukunft" und dann auch seine Broschüre über „kirchlichen Aufstand und kirchliche Unarten". Außerdem sind seine Predigten über „alttestamentliche Evangelien" bekannt und sein „christlicher Glaubensweg" als Leitfaden beim Konfirmandenunterricht im Gebrauch. In seinen „biblischen Merkwürdigkeiten" behandelt der Verf. solche Stellen und Gegenstände der hl. Schrift, welche in einem besonderen Sinne würdig sind, bemerkt und gemerkt zu werden, sei es, daß sie etwas Rätselhaftes, Widerspruch Erweckendes, Umstrittenes, traditionell Gemißdeutetes an sich tragen oder nicht ganz richtig übersetzt oder geeignet sind, weitleuchtende Schlaglichte auf die übrige Bibelwahrheit zu werfen oder dergl. Jedes dieser beiden Bändchen enthält eine Reihe von einzelnen Aufsätzen über solche im besten Sinne interessante biblische Themata, im Ganzen 74 Stücke, z. B über: Die sechs Schöpfungstage — nicht Perioden; Wo hat Kain sein Weib hergenommen? Beschreibung der Arche Noahs; Ist Mose ein Mörder? Wer ist Goël? Sonne stehe still! Hexe von Endor; Bileams Eselin; Melchisedek; Judas und Nikodemus; können ganz junge Kinder glauben? Der ungerechte Haushalter; Die zehn Jungfrauen u. s. w. Gewiß müssen wir den Gedanken, eine solche anthologische Sammlung biblischer Merkwürdigkeiten zu veröffentlichen, als einen glücklichen bezeichnen, und der Erfolg bestätigt es, daß viele in den dargebotenen Erklärungen Antwort auf ihre lang gehegten Fragen und Lösung ihrer Zweifel gefunden haben; denn das erste Bändchen hat nach kurzer Zeit schon in zweiter Aufl. erscheinen müssen. Das Geheimnis der Anziehungskraft, welche Mühes Schriften innewohnt, besteht darin, daß er das Wort Gottes real nimmt, so wie es lautet, und daß er es nicht macht wie viele der heutigen Schriftgelehrten, die beim Auslegen der Bibel mehr dasjenige im Auge haben, was sie nach ihrer Meinung hätte sagen sollen, als dasjenige, was sie wirklich sagt. Wird die Bibel mit einfältigem Auge und betendem Herzen gelesen, dann erst offenbaren sich unserm Verständnis ihre Wunder in geradezu überraschender Klarheit und Größe. Wem es mit ganzem Ernst um Gottes Wort zu thun ist, der lese diese Aufsätze und er wird mehr Gewinn davon haben, als er erwartet hat und als er aus umfangreichen kathederwissenschaftlichen Werken ziehen kann. Natürlich können wir nicht alles einzelne unterschreiben, was Mühe hier vorträgt. Um nur eins herauszuheben, sind wir über das Gleichnis von den zehn Jungfrauen zu ganz andern Resultaten gekommen und müssen des Verf. Auslegung als eine bedenklich verfehlte bezeichnen. Im übrigen aber ist in den beiden Bändchen so viel echtes Gold edler Gotteswahrheit enthalten, daß wir sie jedem ernsten Christen nur angelegentlichst empfehlen können. Die Sprache ist so einfach und klar, daß Ungelehrte eben so gut wie wissenschaftliche Theologen davon Gebrauch machen werden.

Z. C. S.

— Der Antrag Hammerstein und das Manifest des Protestantenvereins. Ein Wort zur Einigung der positiv gesinnten Glieder der evangelischen Kirche. Von D. Hermann Schmidt, ord. Prof. d. Theol. in Breslau. (Breslau, Karl Dülfer.) 40 S. 8°.

Weniger vom Antrage Hammerstein als vom Protestantenverein ist hier die Rede. Die Ziele des Vereins sind durch den bekannten Aufruf des Ausschusses des Protestantenvereins in unverhüllter Keckheit bloß gelegt. Will der Antrag Hammerstein die Landeskirche von der Tyrannei des Abg. Haußes befreien, so wollen diese „Protestanten" ihr mit Hilfe von Judengenossen den Mund zu-

halten. Und dazu werden alle Freunde jenes Vereins, deren es sehr viele gibt, aufgeboten. Der Verf. nun tritt warm für die Grundtendenz des Antrags ein, ohne sich seine Konsequenzen aneignen zu können. Er wünscht, daß alle positiv Gesinnten ihre Bedenken fahren lassen möchten mit Rücksicht auf die Gefahren, welche der Landeskirche vom Protestantenverein drohen. Ob sein Appell großen Erfolg haben wird? Wir meinen, es gälte vor allen Dingen, den Regierungen die Augen zu öffnen über das, was unserer Kirche not thut, vielleicht verlassen die Minister dann nicht wieder den Saal, wenn Herr v. Hammerstein seinen Antrag erneuert. In diesem Falle hätten wir vielleicht die Freude, wenigstens die Freikonservativen auf unserer Seite zu sehen. Im übrigen glauben wir, daß man wohl „positiv gesinnt" sein kann, ohne doch ein Verständnis dafür zu haben, was der Kirche frommt.
—r.

— Der Methodismus und seine Bekämpfung. Ein Vortrag auf der bayrischen Pastoralkonferenz am 23. Juni 1886 gehalten von Prof. D. Th. Kolde. (Erlangen. Andreas Deichert.) 1886. 42 S. 8°. 60 Pf.

Ein ganz vortrefflicher Vortrag, dem wir weite Verbreitung und nicht nur unter den Geistlichen wünschen! Da der Verf. die Frage, was die Kirche gegen das Eindringen des Methodismus thun soll, beantworten wollte, so mußte er zunächst diesen selbst charakterisieren. Dies thut er in der Rüstung eines Historikers, der aus der Geschichte des Methodismus weiß, daß der Segen und die Bedeutung desselben für England und Amerika ein unermeßlicher ist, um darauf als deutscher Theologe ebenso sicher festzustellen, daß der Methodismus ein ausländisches Gewächs ist nach Lehre und Sitte, der in unser Christentum ein Neues, Fremdartiges, die Heilsgewißheit und den Trost der Sündenvergebung Untergrabendes einführt. In den Brennpunkten der evangel. Lehre, Rechtfertigung und Heiligung, gehen wir weit auseinander, vom Sakrament der Taufe gar nicht zu reden. Da die methodistische Propaganda trotzdem auch bei uns, besonders im Süden und Westen, große Erfolge aufweist, müssen wir die Gründe dafür, abgesehen von allerlei Aeußerlichkeiten, in dem Zustande unserer Kirche suchen und der Verf. ist der Mann nicht, der sich der Selbstkritik entziehen möchte. Auf diesem Wege kann auch allein die Frage beantwortet werden. Was den Methodisten nach Ansicht des Verf. die Wege bahnt, ist aber folgendes: 1. die Mattherzigkeit des kirchlichen Bewußtseins, 2. die Eintönigkeit unserer Gottesdienste (n. b. „Der unselige Perikopenzwang"!), 3. der Gesang, der so viel zu wünschen läßt, 4. die Vornehmheit unserer Gottesdienste, Sonntagskleider, verschlossene Kirchenstühle, 5. der Mangel an verschieden gearteten Gottesdiensten, 6. der Mangel spezieller Seelsorge. Wir geben dem Verf. recht und lassen seine positiven Vorschläge gelten, wenngleich manche derselben viel Zeit und Arbeit erfordern, um sie auszuführen. Kurz, wir empfehlen den Vortrag zum Studium; ohne Anregung wird niemand ihn lesen. In diesem Urteil lassen wir uns durch des Verf. Stellung zum Antrag Hammerstein nicht irre machen, von dem er in einer Fußnote sagt, seine vermeintliche Freiheit komme auf nichts anderes heraus, als der theol. Wissenschaft durch synodale Majorität ihre Normen vorzuschreiben, die Geistlichkeit nach katholischem Muster in Seminarien zu erziehen und eine Hierarchie aufzurichten. Dies Urteil halten wir dem Professor zu gute.
—r.

3. Geschichte.

— Friedrich der Große als Kronprinz. Von Prof. R. Koser. (Stuttgart, Cotta.) 1886. VII. 276 S. gr. 8°.

An guten Biographien Friedrichs des Großen ist bisher ein fühlbarer Mangel gewesen. Die einzige, welche dieses Prädikat ihrer Zeit beanspruchen konnte, die des Engländers Carlyle, ist, abgesehen von ihren bekannten stilistischen Eigentümlichkeiten, veroltet und durch neuere Einzeluntersuchungen sowie durch Aktenveröffentlichungen weit überholt worden. Mit desto größerer Freude haben wir das vorliegende Buch begrüßt. Hoffentlich läßt Koser nicht allzu lange auf die Fortsetzung warten. Dieses Werk und die jüngst erschienenen Abhandlungen von Zeller über die Philosophie Friedrichs sind bei weitem die besten Gaben, welche den Manen des großen Königs zum 17. August dargebracht worden sind. Die Menge neuer Resultate, welche Koser in dem Buche auf Grund seiner Studien im Geh. Staatsarchive und im Hausarchive sowie der sorgfältigsten Durchmusterung der großen, sehr verstreuten Litteratur niedergelegt hat, ist höchst überraschend. Die Koserschen Untersuchungen werden, um nur ein Beispiel anzuführen, den Streit, ob Friedrich der Hinrichtung Kattes zugesehen hat oder nicht, endgültig beschließen. Auch darüber kann von jetzt an kein Zweifel mehr walten, daß Friedrich Wilhelm I. niemals ernstlich beschlossen hat, den Kronprinzen hinrichten zu lassen. — Für den Konflikt zwischen Vater und Sohn, den Koser trotz aller sichtlichen Wärme für seinen Helden mit voller Unparteilichkeit beurteilt, hat der Verf. durch die Benutzung des bisher noch nicht veröffentlichten, höchst interessanten Briefwechsels Friedrichs und des klugen Kammerdirektors Hille mit Grumbkow viele wertvolle Züge beizubringen vermocht. Sehr dankenswert ist die Mitteilung einiger bisher noch unbekannten Schreiben Friedrich Wilhelms I. an seinen Sohn, in denen sich scharf die barocke und doch gewaltige Eigenart jenes vielverkannten Herrschers ausspricht. — Den Glanzpunkt in dem Buche scheint uns das vierte Kapitel, Rheinsberg überschrieben, zu bilden. Erst in dem genannten Schlosse, nicht zu Küstrin in der Leidenszeit, hat Friedrich seine innere Läuterung bestanden. Er hat es auch selbst gefühlt; ein Jahr nach seinem Einzuge in Rheinsberg gesteht er, jetzt wäre das erste Jahr eines wirklichen Lebens für ihn verstrichen. Von großer Klarheit und Tiefe sind in diesem Kapitel die Mitteilungen über Friedrichs geistige Entwicklung: wie ganz allmählich aus dem verschwenderischen Prinzen, der dem Soldatenstande abhold, „den Exerzierteufel" oft bitter verwünschte, ein Befehlshaber wird, der auch die Treue im Kleinsten nach Gebühr zu würdigen weiß, und wie der

Feind aller „Blakisten“, d. h. der Beamten in den Kammern sich zu dem später so ökonomischen Herrscher umbildet. Ganz besonders aber wollen wir hier noch auf die schöne Darstellung von Friedrichs philosophischen und religiösen Wandlungen hinweisen. Koser betont mit Recht, daß Friedrich sich trotz seiner religiösen Indifferenz den Katholischen gegenüber als Evangelischer, den Lutheranern gegenüber als Reformierter gefühlt hat. — Ueber die Anmerkungen, welche Koser in den Anhang hinter der Erzählung verwiesen hat, wollen wir hinweggehen, obwohl der Verfasser dort außer den Belegen für seine Angaben noch an mehreren Stellen sehr lehrreiche Untersuchungen niedergelegt hat, und nur noch auf die Beilagen aufmerksam machen. Es sind der von Friedrich Wilhelm I. selbst diktierte Bericht über seines Sohnes „Retraite“, zwei französische Gedichte des Kronprinzen aus dem Jahre 1731 und eine von Hille 1732 entworfene Charakteristik Friedrichs. Die beiden Gedichte haben insofern ihre Bedeutung, als es die ersten uns erhaltenen aus Friedrichs Feder sind. Sie stammen noch aus jener Zeit, da der erlauchte Dichter den größten Stolz auf seine Fähigkeit setzte, in zwei Stunden hundert Verse schmieden zu können. An dichterischem Werte stehen sie wohl nicht höher als jene Kinder der kronprinzlichen Muse, die einst Hille, während der Küstriner Zeit Friedrichs litterarischer Gewissensrat, dem Verfasser mit der Bemerkung zurückgab: „Für einen Prinzen recht gut, für einen gewöhnlichen Menschen nichts Besonderes.“ Kr.

4. Länder und Völker.

— Kamerun. Reise in die Hinterlande der Kolonie von Dr. Bernh. Schwarz. Mit Karte. (Leipzig. P. Frohberg.) 10 M.

Dr. Bernh. Schwarz hat Ende vorigen und Anfang dieses Jahres im Auftrage des auswärtigen Amtes das nördliche Hinterland unsrer westafrikanischen Kolonie bereist, um das Stromgebiet des Mungo und den Anschluß an den obern Kalabar zu erforschen. Obgleich er seine Reise früher hat abbrechen müssen, als es im Plane lag, sind die Ergebnisse derselben doch von hohem Werte für die Beurteilung und Behandlung dieser Erwerbung unseres deutschen Reiches. Er hat nur bis Kimendi (Ekelewingi) vor den Basarami-Bergen vordringen können. Hier zwang ihn die plötzlich drohend sich gestaltende Haltung der bis dahin fast überall freundlich sich beweisenden Eingebornen zur Umkehr. Er war damit schon in vorher noch ganz unbekannte Gegenden, in das Land der Basarami, ein gutes Stück eingedrungen. Es ist sehr zu bedauern, daß bewaffnete Uebermacht hier seiner Forschung ein unfreiwilliges Ziel gesetzt hat. Denn seine Schilderungen beweisen, daß er durch körperliche Widerstandskraft gegen die Anstrengungen und klimatischen Gefahren, sowie durch geübtes Beobachtungsgeschick seiner Aufgabe vorzüglich gewachsen war. Dr. Schwarz wurde von einem wackern Schweden aus Mapanja, Knutson, begleitet, welcher sich um die deutsche Kolonie schon so vielfach verdient gemacht hat. Beider Urteil läßt sich kurz dahin zusammenfassen, daß Afrika erst im Innern schön und wertvoll wird. So lange wir bloß Nachrichten von den öden und ungesunden Küstenstrecken hatten, mußte allerdings der Wert der Kolonie mehr als zweifelhaft erscheinen. Unser Reisender aber zeigt, daß derselbe geradezu unschätzbar wird, je mehr es gelingt, ihre Hinterlande zu erschließen. Dort finden sich gesunde Plätze zu Niederlassungen für Europäer reichlich. Dr. Schwarz hat gefunden, daß der Kulturstand der Neger nach dem Innern zu überraschend zunimmt. Ganze Gegenden sind mit wohlgepflegten Plantagen bedeckt. Welche Erfolge sind von diesen bei der Fruchtbarkeit des Bodens und Ueppigkeit der reichen Vegetation erst zu erwarten, wenn Weiße mit ihren vollkommenen Werkzeugen und mit ihrer überlegenen Tüchtigkeit hier eingreifen werden! Das einzige Werkzeug in der Hand der Eingeborenen ist jetzt ein unvollkommenes Faschinenmesser. Wer z. B. mit Sägen und anderen praktischen Instrumenten jetzt dahin käme, könnte im Handumdrehen ein Vermögen erwerben. Ebenso reißenden und lohnenden Absatz würden Kleider und viele andere Artikel finden. Ganz unerschöpflich ist der Reichtum an allerlei Kolonial-Produkten, namentlich an Kautschuk, Kokos, Kakao, Ananas u. a. Was Dr. Schwarz über die Brauchbarkeit der Neger zur Arbeit sagt, ist nur ermutigend. Wir können auf das einzelne hier nicht weiter eingehen, sondern nur raten, das durch seine hochinteressanten Schilderungen von Land und Leuten fesselnde und unterhaltende Buch selbst zu lesen.

Z. C. S.

— Frankreich in Wort und Bild. Seine Geschichte, Geographie, Verwaltung, Handel, Industrie und Produktion. Von Fr. v. Hellwald. Mit 455 Illustrationen. (Leipzig, Schmidt u. Günther.) In 50 Heften à 75 Pf.

Als die ersten Hefte dieses sich jetzt seinem Abschluß nähernden Werkes in unsere Hände gelangten, konnten wir uns des Gedankens nicht erwehren, daß in ihm wieder eine Arbeit geschaffen werde, die wohl auch hauptsächlich das Schicksal haben dürfte, als Bilderwerk ausgelegt und bewundert, aber nicht gelesen zu werden. Ein solches Schicksal verdient dies Buch aber nicht, das uns in mannigfaltigster Beleuchtung das Land unserer westlichen Nachbarn und diese selbst vor Augen führt und in lebendigem Vortrag die Wechselwirkungen zwischen Ort und Geschichte, Scholle und Bewohnern klarlegt. Der alten Einteilung des Landes in Landschaften und Provinzen folgend, hat der Verfasser jeden einzelnen Abschnitt durch enge Verbindung von Betrachtungen über die zoologischen, orographischen, hydrographischen und klimatischen Verhältnisse der Landesteile mit historischen Daten und Schilderungen der Bewohner, ihrer Sitten und Gebräuche, ihrer Lieder und Sagen, ihrer Erwerbszweige u. s. w. zu einem besonderen Ganzen gestaltet. Statistische Angaben über Handel, Industrie und Produktion des ganzen Reiches werden in anregender Weise an passender Stelle eingestreut, so daß in dem Leser das Gefühl des Widerwillens und der Langweile, welches ihn sonst bei solchen Zahlenzusammenstellungen wohl zu überfallen pflegt, gar nicht aufkommt; wir heben hier nur als Beispiele für die geschickte

Einschiebung solcher Notizen die Mitteilungen über Frankreichs Seidenindustrie, seine Eisenbahnen, seine Heeresorganisation und seinen Export hervor. Weniger gelungen erscheinen uns einige eingelegte biographische Skizzen berühmter Franzosen, welche der Verfasser wohl etwas zu weit ausspinnt, was besonders bei derjenigen Voltaires auffällt. Die technische Ausstattung des Werkes ist, wie schon oben betont wurde, durchaus zu loben, die Illustrationen sind trefflich ausgeführt und dürften besonders auch bei vielen, die einst im glorreichen Kampfe unseres Volkes gegen den Feind im Westen Gelegenheit hatten, jenes Land zu sehen, die Erinnerung an manches Erlebnis wecken und Anregung geben, der eingehenden Schilderung des Textes die nötige Aufmerksamkeit zu widmen. H. B.

5. Biographisches.

— Friedrich Theodor Hugo Ilberg. Erinnerung an sein Leben und Wirken Für seine Schüler und Freunde. Zusammengestellt von Joh. Ilberg. (Leipzig, Teubner.) 1885.

Es ist ein inhaltsvolles Leben, das hier von dem Sohne des hochbegabten Dr. Hugo Ilberg uns vorgeführt wird, ein Leben reich an innern und äußern Erfahrungen, ein Leben, dem wir recht viele Gymnasiallehrer als Leser wünschen möchten. Ilberg war ein selten befähigter Mann, der unter der Leitung hervorragender Lehrer in Pforta und auf den Universitäten in Halle und Bonn ein ausgebreitetes gründliches Wissen sich angeeignet hatte, ein Mann, der überall durch seine persönliche Liebenswürdigkeit, durch sein geistreiches, die Herzen der Menschen leicht gewinnendes Wesen, hochgeschätzt und geliebt wurde. Am 24. Juli 1828 wurde er in Hohenmölsen bei Weißenfels, wo sein Vater Gerichtsamtmann war, geboren. Die Grundlagen seiner wissenschaftlichen Bildung legte er in der Landesschule Pforta, die damals unter der Leitung des Dr. Kirchner stand. Der ideal gesinnte Professor Steinhart, der treffliche Litterarhistoriker Koberstein und der gelehrte Karl Keil übten auf den wißbegierigen Jüngling einen nachhaltigen Einfluß aus. Immer hat Ilberg diesen seinen Lehrern die größte Dankbarkeit bewahrt In Halle hörte er 1849 die philologischen Kollegien bei Bernhardy, Meyer, besonders aber schloß er sich an H. Keil an. Unter seinen Genossen war er gern gesehen, sein immer frisches, geistreiches und gemütvolles Wesen gewann ihm die Liebe seiner Komilitonen. Im Jahre 1850 siedelte er nach Bonn über, um unter den philologischen Meistern Friedr. Ritschl und F. G. Welcker seine philologischen Studien fortzusetzen. Hier unter gleichstrebenden geistig angeregten Freunden wie J. Vahlen, Th. und Arn. Hug, Thilo, H. v. Stein und andern führte er ein echt wissenschaftliches Leben, das auch die Freuden der Jugend nicht verschmähte. Die mit Th. Hug gemeinsam bearbeitete Preisaufgabe; Q Ennii Annalium fragmenta praemissa de poetae vita scriptis et arte disputatione disponantur emendentur illustrentur erhielt den zweiten Preis, die Arbeit J. Vahlens den ersten. Nachdem in Bonn das Examen glänzend bestanden war, trat Ilberg seine Lehrthätigkeit am Friedr.-Wilh.-Gymnasium unter F. Ranke an. Bald wurde er nach Stettin an das Marienstiftsgymnasium gezogen, dann nach Magdeburg und Weimar berufen. Ueberall regte er nach allen Seiten hin seine Schüler an, die ihm von ganzer Seele zugethan waren. Im Jahre 1862 ging er von Weimar als Direktor des Gymnasiums nach Zwickau, 1871 übernahm er das Rektorat der Fürstenschule St. Afra in Meißen, 1874 schon wurde er, da er sich in allen Stellungen nach dem Urteile seiner Vorgesetzten überaus trefflich bewährt hatte, zur Leitung des Königl. Gymnasiums in Dresden-Neustadt berufen. Die hervorragende Thätigkeit, welche Ilberg in verschiedenen Stellungen entwickelt hatte, war die Veranlassung, daß er unter Belassung in seinem Rektorat als Geh. Schulrat für die Gymnasialangelegenheiten in das Königl. Ministerium des Kultus gezogen wurde. Auch in dieser maßgebenden Stellung hat er bis zu seinem am 30. November 1883 durch einen Schlagfluß erfolgten Tode sich um die sächsischen Gymnasien die größten Verdienste erworben. Die der Biographie des trefflichen Mannes beigegebenen Beilagen liefern den Beweis, wie er sein Lehramt und die Aufgaben des Gymnasiums auffaßte. Die lateinischen Reden zeigen eine bewundernswerte Kunst in der Handhabung der lateinischen Sprache. Er besaß eine beneidenswerte Ausdrucksfähigkeit im Deutschen, Lateinischen und Griechischen. Wir können jedem Lehrer das trefflich ausgestattete Büchlein aufs wärmste empfehlen.

St. G. L.

— Lebenserinnerungen eines deutschen Malers. Selbstbiographie nebst Tagebuchniederschriften und Briefe von Ludwig Richter. Herausg. von Heinrich Richter. 4. vermehrte Auflage. (Frankfurt a. M., Johannes Alt.) X. 349 S. Selbstbiographie. 224 S. Tagebuchniederschriften und Freundesbriefe.

Im Jahre 1885 ist L. Richters Selbstbiographie zum erstenmale erschienen; daß binnen neun Monaten die vierte Auflage nötig geworden, ist ein in hohem Grade erfreuliches Zeugnis für die deutsche Lesewelt, freilich nur für den Teil dieser Lesewelt, welchen im ganzen der Tadel mangelhafter Unterstützung guter Bücher und urteilsloser Verbreitung mittelmäßiger Bücher nicht trifft. — Die vierte Auflage ist durch starke Vermehrung der Tagebuch-Auszüge, insbesondere durch Bruchstücke aus den bisher nicht veröffentlichten Jugendtagebüchern, außerdem aber durch einige Briefe Richters an Freunde, sowie durch drei den Schluß des ganzen Buches bildende köstliche Briefe von Wilh. v. Kügelgen um etwa sieben Bogen stärker geworden. Leider fehlt auch der vierten Auflage eine Uebersicht der „edierten Werke" Richters, die für weitere Kreise diejenigen Dienste leisten könnte, welche „Kunstfreunden und Sammlern" das Hofsische Werk leistet. Wenn vom Herausgeber das Fehlen eines Namensregisters damit gerechtfertigt wird, daß Richters Selbstbiographie keinen wissenschaftlichen Zweck habe, so ist dagegen zu sagen, daß auch nichtwissenschaftlichen Büchern u. E. ein Namensverzeichnis in dem Falle sehr wohl ansteht, wenn dieselben von andern wissenschaftlich benutzt

werden können. In den Zusätzen stoßen wir auf zahlreiche treffende Bemerkungen. Wie trifft die Notiz aus den Jünglingsjahren Richters über die „Altdeutsche Moleret" den Nagel auf den Kopf! Wie vorzüglich sind die aus der Meister-Zeit stammenden „Gedanken über Landschaftsmalerei"! Mit welch treffenden Worten kennzeichnet Richter (1850) unsere geistig strebsamen Zeitgenossen, die für Jahrhunderte zu leben vermeinen und nach Jahrzehnten vergessen, mit Recht vergessen sein werden. Wie christlich-anspruchslos ist dagegen, was Richter über die sog. Unsterblichkeit des Künstlers sagt (1851). Oft sind es nur zwei Zeilen, in welchen Richter sein Urteil zusammenfaßt, z. B. „Ich lese Brentanos Briefe und Leben. Im Innersten ein hoher, trefflicher Mensch, im Umgang unausstehlich". — Von Makarts Bildern heißt es: „Es ist mir immer, als hauchten diese Bilder etwas von dem Geiste aus, welcher in der üppigsten Schwindelperiode der großen Millionäre sein Wesen hatte und noch hat." — Zum Schlusse sprechen wir den Wunsch aus, es möchten die nur den zweiten Teil des Werkes vermehrenden zahlreichen Zusätze in irgend einer Weise durch Separatabdruck den Besitzern der drei ersten Auflagen zugänglich gemacht werden. Da nach dem Schluß der Selbstbiographie eine neue Seitenzählung anfängt, so läßt sich diesem Wunsche um so leichter willfahren. O. K.

6. Poesie.

— Sinkende Welten. Novelle in Versen von Dietrich von Oertzen. Verlag von Georg Böhme. Leipzig, 1887. 159 S. 8°. 1,80 M. geb. 2,60 M.

Auf eine Befriedigung des durchschnittlichen Schönheitsbedürfnisses hat es diese Dichtung nicht abgesehen. Sie gibt sich in einer realistischen Herbigkeit, die gegen das süße, melancholische Geflöte der meisten neueren Versleistungen auffallend absticht. „Schön" erscheint dem Dichter fast nur die Landschaft und er malt sie uns liebevoll in manchen trefflich gelungenen Stimmungsbildern. Sobald aber die Menschen wieder in den Vordergrund treten, bricht allemal der ganze Sturm hervor, der die Massen-Meinungen und Bestrebungen hin und her peitscht. Friede und Glück finden keine Stätte in diesem Liede. „Sinkende Welten" nennt es sich. Es versank die Zeit der patriarchalischen Einrichtungen, es versinkt die kurze Zeit der Geldherrschaft, empor steigt der vorausgeworfene Schatten einer Zeit des gemeinsamen Besitzes und der staatlich geordneten Arbeitsteilung. Doch mögen Welten und Zeiten versinken und schwinden: einer bleibt gestern und heute und in Ewigkeit, Christus unser Herr. — Mit kalter Strenge, mit scharfem Spott weist der Dichter alles ab, was menschliche Phantasie der Religion Christi hinzugefügt hat, und gäbe er nicht so manchen tief empfundenen Klang demütigen oder fröhlichen Glaubens als Auflösung aller schrillen Dissonanzen, so möchte man ihn für einen verbitterten Idealisten halten, dem die Schärfe seines Blickes für das Wirkliche einen Kassandra-Charakter aufgeprägt hat. Dieser erste Eindruck verschwindet bald. Und ist es auch nicht eine menschlich schöne Versöhnung, die der Schluß bringt, so doch eine höhere und ewige, die Versöhnung mit Gott in Gesinnung und That.

Meines Wissens ist das Werk der erste Versuch, den Sieg des Christentums über einen modernen Heiden und den Kampf des Christgewordenen für die praktischen Aufgaben der sozialen Gegenwart dichterisch darzustellen. Möchte ihm schon aus diesem Grunde eine wohlwollende Aufnahme zu Teil werden. Th. M.

7. Musik.

— Geistliche Arien aus den Werken älterer und neuerer Tonmeister. 2. Teil. 30 Arien für die Altstimme. (Gütersloh, C. Bertelsmann.) 1886. 115 S. 8°. 1,80 M., geb. 2,40 M.

Der vorliegende zweite Teil dieser Sammlung dessen ersten Teil diese Spalten bereits Beachtung zugewendet haben, bietet der Altstimme dreißig geistliche Arien älterer und neuerer Tonmeister zur stillen Privaterbauung im häuslichen Kreise. Darauf deutet sowohl die Auswahl des Kunststoffes, als auch das Bestreben hin, Schwierigkeiten zu umgehen, welche etwa durch eine im Geiste der Meisterwerke gehaltene Bearbeitung der Partituren für Klavier ungeübteren Spielern und Spielerinnen dieses Instrumentes in der Gesangsbegleitung Mühe machen oder besonderen Studienfleiß abverlangen möchten. Hinsichtlich der getroffenen Auswahl der Arien scheint der Herausgeber in seiner Sammlung den gesangkundigen Freundinnen geistlicher Tonkunst einen musikalischen Hausschatz darbieten zu wollen, der überwiegend bekannte, oft gehörte und in ähnlichen anderen Sammlungen bereits häufig reproduzierte Tonsätze enthalten sollte, geeignet die Erinnerung an dieselben in der handlichen Ausstattung eines mäßig starken Buches in Oktavformat auf bequeme Weise wieder zu beleben. Die größere Hälfte der Arien dieses Bandes füllen Stücke von Händel, Seb. Bach und Mendelssohn aus. Referent zählt 10 Arien von Händel, teils aus dessen „Messias", teils aus „Samson", „Josua", „Saul" und anderen Händelschen Werken; von Seb. Bach haben 8 Arien aus der Matthäus-Passion, aus dem Weihnachtsorotorium, aus dem Actus tragicus und anderen Werken Aufnahme gefunden; Mendelssohn ist mit drei Alt-Arien vertreten aus Paulus und Elias. Das sind von diesen drei Meistern zusammen 21 Arien. Von den übrigen 9 Stücken verteilen sich 2 auf Telemann, und je eine auf Pergolese, Leonardo Leo, Aless. Stradella, Rolle, Ph. Em. Bach, Grau, Mühling und Cherubini. In betreff der Klavierbegleitung ist bei den Arien der Meister, welche einer ausführenden Bearbeitung des sogenannten bezifferten Kontinuo bedurften — wie schon angedeutet — der Gesichtspunkt offenbar entscheidend gewesen, technische Fertigkeit der Spielenden nicht in höherem Maße vorauszusetzen, als man „fürs Haus" notwendig braucht. Ueberall hat diese Rücksicht auf Minimolleistungen sich nun freilich nicht durchführen lassen. Abgesehen von Arien, wie z. B. denen Mendelssohns, welche in allbekannten Klavierauszügen verbreitet sind, die, wiewohl nicht eigentlich schwer ausführbar, doch immer geübte und kunsterfahrene

Spieler fordern, hat diese und jene Partitur älterer Arien dem Bearbeiter zu raten aufgegeben. Und er hat nicht überall dem Grundsatz treu bleiben können, die Begleitung für jedermann leicht ausführbar zu halten. Ein Beispiel solcher unfreiwilligen Inkonsequenz bietet namentlich die h-moll Arie aus Seb. Bachs Matthäus-Passion „Erbarme dich, Herr mein Gott". Hier galt es die obligate Prinzipalstimme der Sologeige in den Klaviersatz gewandt zu verweben. Und die Art, wie der Bearbeiter sich mit dieser heiklen Aufgabe abgefunden hat, soll auch an und für sich betrachtet keineswegs beanstandet werden. Aber die öfter erforderte weitgriffige Harmonielage, zu welcher man sich wohl oder übel entschließen mußte, setzt doch mit der Absicht technischer Leichtigkeit sich hier stellenweise in Widerspruch. Diese Absicht, an sich gewiß zweckentsprechend, hat aber gelegentlich auch selbst auf Kosten billiger musikalischer Ansprüche im Sinne des Geistes der Meister durchgeführt werden wollen. Man vergleiche z. B. unter anderen die dürftige klanglose Begleitung der Arie Nr. 28 „O Gott, des Gnade ewig währt" von Händel. Schon durch Oktavenverdoppelung des Basses hätte dem Mangel abgeholfen werden können. Aber auch einige Zweifel wider die originalgetreue Reproduktion des Satzes wollen sich hier und da in diesem Stücke nicht beschwichtigen lassen. Höchst auffallend ist der instrumentale Schluß der Arie, der ihren Hauptton f-dur durch das es der Oberstimme ohne jeden ersichtlichen Beweggrund um fünf Tonstufen vertieft, so daß der sonst so klare Satz mit einer in der ganzen Musiklitteratur klassischen Stils beispiellosen Andeutung der Unterdominante in dieser, nämlich in b-dur abschließt. Spielt man statt jenes verdächtigen Tones es das in f-dur heimische e, so ist alles in schönster Ordnung. In der Begleitung der Bachschen b-moll Arie „In deine Hände" (Nr. 8 dieser Sammlung) liegt der f-dur-Dreiklang im 2. Takte und bei späteren Wiederholungen so ungünstig, daß die tiefer gelegte Quinte c^1 unterhalb des Grundtones f^1, den Dreiklang in einen Quartsextakkord verwandelt, was doch weder in Bachs noch in seines Bearbeiters Absicht gelegen haben wird. Durch einfache Verlegung des Baßganges in die tiefere Oktave — ohnehin der Wirkung eines Basses im 16fuß-Ton besser entsprechend — würde jener schwankenden Lage des Dreiklanges abgeholfen worden sein. Daß auch einmal Verstöße wider die Ansichten vom reinen Tonsatz sich eingeschlichen haben, darf in einer Ausgabe klassischer Meisterwerke heiliger Tonkunst nicht unbeachtet bleiben. Ein Beispiel gibt Seite 110, wo der 2. Takt des vierten Systems (von oben gezählt) eine recht hohle Quintenparallele — g:d^1 zu a:e^1 — darstellt. Doch genug des Kritisierens! — Eben weil die Absicht des Herausgebers so durchaus die Anerkennung einer Verbreitung unsrer deutschen und geistlichen Tonschätze fordert, mußte genau geprüft werden, wie weit dieses löbliche Unternehmen vom wohlverstandenen Geist der Meister bestimmt und geleitet worden sei. Deshalb eben durfte den stellenweisen musikalischen Bedenken rückhaltlose Aussprache nicht versagt werden. L. M.

8. Philosophie.

— Lotzes Aesthetik von Fritz Kögel, Dr. phil. (Göttingen, Vandenhoek u. Ruprecht.) 1886. 138 S. 8°. 2,80 M.

Eine eingehende Würdigung dieses Büchleins muß den Fachzeitschriften überlassen werden; denn die Bestimmung der Stelle, welche Lotze im Entwickelungsgange der modernen Aesthetik einnimmt und der Nachweis der fruchtbaren, weiterer Entfaltung harrenden Keime, welche sein Denken auf den verschiedenen Feldern dieser Wissenschaft ausgestreut hat, nimmt einen ziemlich breiten Raum ein; beides aber interessiert mehr den Fachmann als den Laien, welcher bei dem Philosophen Verständigung über ihn bewegende Fragen und Befruchtung der eigenen Gedanken sucht. Zudem hat das Buch noch mit den Schwierigkeiten zu ringen, welche immer entstehen, wenn ein Gedankenganzes nicht schon von dem Kopf, dem es entsprungen, zur Einheit des Systems zusammengefaßt ist, sondern aus verschiedenen Quellen konstruiert werden muß und nur in der Einheit der Gedankenwelt seines Urhebers seinen inneren Zusammenhang findet. Lotze hat niemals die Summe seiner ästhetischen Gedanken in eingehender Darstellung gezogen. So sehr bei dieser Sachlage das Verdienst des Berichterstatters wächst, ebenso sehr mindert sich das Behagen des philosophischen Laien bei der Lektüre, da er an vielen Stellen Lücken, abgebrochene Gedankenreihen, nicht völlig gelöste Widersprüche findet. Indessen hat der Vers. sein Möglichstes gethan, diesen Schwierigkeiten zu begegnen — und so mag das Buch auch in weiteren Kreisen Eingang finden, soweit sie ernster Gedankenarbeit nicht abhold sind. Denn eine eingehende, liebevolle Beachtung verdienen Lotzes ästhetische Gedanken schon darum, weil die Grundstimmung seines Gemütes eine ästhetische war, ja weil gerade die Aesthetik ihn, der von der ausnahmslosen Gültigkeit des Mechanismus in der Welt des Naturgeschehens überzeugt war, dazu antrieb, der Welt der Ideen trotz jenes Mechanismus eine Stätte in der Wirklichkeit zu bereiten, ja sie als den Zweck und Sinn alles Wirklichen zu erweisen. So ist ihm denn das Schöne ein Ereignis, da die gegebene Wirklichkeit samt den sie beherrschenden Gesetzen mit der Welt der Werte vermählt erscheint und so ein durchgehendes Füreinandersein der sonst vielfach disparaten Wirklichkeit ahnen läßt und verbürgt. Freilich sucht man bei Lotze vergeblich eine Antwort auf die jetzt von selbst entspringende Frage, wie es denn komme, daß jenes Füreinander in der gegebenen Welt nicht stets zum Ausdruck gelange. Wie anderwärts bei ihm das Böse so findet hier das Häßliche keine eingehende Würdigung, aber es wird doch auch nicht wegedeutet, für einen bloßen Schatten, ein Nichts erklärt: der ungelöste Widerspruch bleibt stehen. Und gerade hier, so meinen wir, setzen Gedankenreihen ein, welche unserem Leserkreis besonders nahe liegen werden. So sei denn das Büchlein solchen, die gelösten und ungelösten Problemen gerne nachsinnen, bestens empfohlen. A. H.

9. Litteraturgeschichte.

— Deutsche Volkslieder aus Oberhessen. Gesammelt und mit kulturhistorisch-ethnographischer Einleitung herausgegeben von Dr. Otto Böckel. (Marburg, Elwert.) 1885. CLXXXVIII und 128 S. 8°. 4 M.

Es kann nicht geleugnet werden, daß die Völker deutscher Zunge in der Erforschung des Volkstums zurückgeblieben sind. Welch heißer, fast leidenschaftlicher Eifer regt sich neuerdings z. B. unter den romanischen Stämmen. Vereine bilden sich, Zeitschriften werden gegründet, deren erste Pflicht und Sorge Sammeln und Pflegen der Volksüberlieferung ist. Sammlungen von Volksliedern und andern Aeußerungen der Volksseele kommen aus allen Ecken und Enden her. Unsre historischen Vereine und unsre Zeitschriften, die ähnlichen Zwecken dienen wollen, lassen sich mit diesem Treiben gar nicht vergleichen: sie haben sich mehr und mehr von den ursprünglichen Absichten entfernt. Wir schleppen einen so ungeheuren Ballast an Gelehrsamkeit nach, daß an unsrer Methode aller Enthusiasmus erlahmt und der Jüngere kaum mitzuthun vermag. Die nützlichen Zusammenstellungen von Volksüberlieferungen aller Art, wie sie die älteren Zeitschriften enthalten, sind nachgerade selten geworden. Strenge Methode muß freilich die Laien aus der Forschung vertreiben, doch vertreibt sie leider damit auch jenes wertvolle Gut, das der Natur der Sache nach meist nur von Laien zusammengetragen werden kann. Die romanischen Folkloristen sind meist keine Fachgelehrten. Sie treiben ihr Werk in ähnlicher Weise wie es vor fünfzig und mehr Jahren in Deutschland geschah: eifrig und unklar. Möchten ihnen nicht die Nachfolger fehlen, die in methodischer Durchforschung und Sichtung des Materials ernten, was die romantischen Eiferer gesät! Wir Deutsche betreiben die Arbeit schon so lang und doch noch harren wir dieser systematisierenden Forscher auf dem Gebiete der Volkskunde. Ansätze sind wohl schon lange gemacht, aber alles liegt nun wieder brach. Fast nur die Halbwisser sind's, die sich in zusammenfassenden Darstellungen, z. B. der Geschichte und Kunde des Volksliedes, versuchen. Sie haben Uhlands Höhe nicht mehr erreicht, geschweige denn einen Schritt über ihn hinaus gethan. Aus dieser öden Zeit heraus müssen Freunde der Sache die oben genannte Volksliedersammlung Böckels mit Freuden begrüßen. Nicht die zersungenen Lieder aus Oberhessen sind es, die dem Buche seinen Wert verleihen, obgleich sie mit ihren unmittelbar aus dem Volksmunde gesammelten Texten eine gute Illustration des Zustandes des Volksgesangs und des Liederschatzes in einer Gegend geben, die als liederreiche lange gekannt ist; die höchst reichhaltige Einleitung der Sammlung ist's, die mir wertvoll genug erscheint in diesen Blättern ausführlich besprochen zu werden. Doch im einzelnen Kritik zu üben kann nicht meine Absicht sein. Nachträge zu liefern ist nicht schwer, nützt aber an dieser Stelle gar nichts. Wer nachtragen will, thut dem Verfasser offenbar den größten Gefallen, wenn er sich ihm persönlich nähert. Ich glaube der Sache am besten zu dienen, wenn ich einfach den Gang von Böckels Untersuchung wiedergebe. Man wird sich alsdann leicht überzeugen, wie neu vieles in dieser Untersuchung und wie viel hier noch zu thun ist.

Aus der Vorrede ersehen wir, daß das Ganze nur ein kurzer Abriß einer Volksliedskunde, nur eine Farbenskizze eines größeren Werkes über Geschichte der Volkspoesie und ihre Bedeutung in der Entwickelung des Menschengeistes ist. Nachdem Böckel die Gegend umschrieben, die seiner Sammlung als Quelle gedient, und das Zurückweichen der alten schönen Volkslieder und den Mangel des Neuschaffens beklagt, zeigt er uns, daß wir einen reichen Schatz alter Balladen verloren haben und daß die Buchdruckerkunst nicht wenig dazu beigetragen, die Volkspoesie verstummen zu lassen. Im Gegensatze zu anderen Forschern zeigt er nun, daß eigentliche historische Volkslieder sehr selten sind. Das Volk hat keinen historischen Sinn, es wirft historische Thatsachen kritiklos zusammen. Nur weniges Lokale haftet als dunkle Sage. Was man historische Volkslieder zu nennen pflegt, sind meistens Kunstgedichte. Historische Elemente leben freilich im Volksliede, und daher ist dies eine reiche Quelle für die Kulturgeschichte. — Das Volkslied gehört zum Menschen, ist ein Teil dessen, das ihn zum Menschen macht. Das lyrische Element ist das älteste, es spiegelt Triumph, Klage und Arbeit wieder wie noch heute bei den Naturvölkern. Dann gesellte sich eine Schlachtpoesie hinzu. Spät erst trat das Liebeslied auf. Geistliche Lieder mangelten ursprünglich ganz, fanden sich erst mit der Bildung eines Priesterstandes ein. Und auch später war nur Spruch und Gebet populär. Ein religiöses Element fehlte freilich im Volksliede nicht. Eine ganz eigene Gattung bilden die Pilgerlieder. — Das Zusammenleben der Menschen ist die notwendige Vorbedingung zum Entstehen des Volksliedes. Dieses spiegelt die Art des Zusammenlebens wieder: es enthält also Geschichte. Erst spät bemächtigt sich eine Sängerkaste der Lieder, um die darin enthaltene Geschichte rein zu erhalten, sie bewirkt die Verschmelzung vieler Lieder zum Epos. Vom Volke selbst wird das Epos nie besessen, nur das einzelne Lied, eine kurze Erzählung, Ballade, Romanze. — Keim des Volksliedes wie der Sage ist ein Ereignis. So stehen also Sage und Volkslied in Wechselbeziehung. Böckel zeigt dies an mehreren Beispielen, so die Erzählung von der untreuen Braut, die der Teufel davonführt, am Lenorenliede u. a. Bemerkenswert ist, daß Böckel hofft noch ein echtes Lenorenlied zu finden. Solche Uebereinstimmungen zwischen Sage und Volkslied beweisen, daß beide dieselbe Quelle haben: das Ereignis. Das Volk denkt nicht daran, wie die Kunstdichter, Sagen in Verse zu bringen. — Beim Volksdichter ist alles Tradition. Daher denn geringer Wechsel in der Form und in der Anwendung von Bildern. Außerordentlich häufig ist die Parallele zwischen Natur- und Menschenleben. Die Bilder sind aus dem gewöhnlichen Leben genommen und daher als allgemein verständlich nur kurz skizziert. Die Pflanzen- und Tierwelt wird mit besonderer Hingabe beobachtet. Böckel kommt zu

dem auf den ersten Blick etwas überraschenden Schlusse, daß der Volksglaube, der Gott in der Natur verehrt und in seinem Wesen tief religiös ist, als treffliche Stütze des Christentums um jeden Preis geschont werden müsse. Um wirken zu können, müsse das Christentum notwendig die Färbung jedes Volksglaubens annehmen. — Das Volkslied ist einfach konstruiert. Der Anfang führt sofort mitten in die Handlung hinein. Die Darstellung ist dramatisch sprungweise. Allzu umfangreiche Gedichte sind nicht Volkslieder. Unnötige Strophen des Dichters streicht das singende Volk selbst weg. So werden selbst Kunstgedichte zu Volksliedern umgearbeitet. — Lied und Märchen dienen zur Erheiterung des arbeitenden Menschen, sie halten sich daher von jeder unmittelbaren Berührung mit dem täglichen Leben rein. Alle genannten Oertlichkeiten sind stereotyp, ebenso gewisse Zahlen. — Die Art des Gesangs ist bei verschiedenen Völkern verschieden, doch gibt es gewisse allgemeine Gesichtspunkte zur Einteilung. Vor allem sind Tanzlieder häufig. Kein urwüchsiges Volk tanzt ohne Gesang. Die ältesten Tanzlieder haben mythischen Inhalt, dann tritt das erzählende Element auf und endlich die Wendung ins Scherzhafte, Satirische. Meist wechseln Solo und Chor ab. Der Refrain ist charakteristisch. Er beruht auf dem allgemeinen Drange nach Ausdruck des Gefühls bei formaler Unfähigkeit. — Das Volkslied redet in der Schriftsprache. Nur die Schnadahüpfel und die Volkslieder solcher Gegenden, die durch langjährige Autonomie abgeschlossen waren, bilden Ausnahmen. Dem Dialekt fehlt das Pathetische, die Würde, daher ist er zum Ausdruck dichterischer Begeisterung nicht geeignet. — Die Entstehung der Volkslieder läßt sich bei uns nicht mehr verfolgen, anders bei andern Völkern, z. B. den Littauern. Bei gewissen Völkern ist die Improvisationsgabe stark. Ein mit Beifall aufgenommenes Lied verbreitet sich ungemein schnell. Märkte und Feste, ja Kriege wirken besonders dazu. — Seit dem siebzehnten Jahrhundert werden häufig Kunstgedichte, volkstümliche Lieder gesungen. Neben diesen tritt eine Zwittergattung auf: die Soldaten- und Handwerkerlieder, die historischen Lieder. Deren Dichter schufen unter dem Einflusse der Kunstdichtung, ohne selbst genügend gebildet zu sein. Ebenso waren sie nicht völlig freien Gemüts zur Schaffung wahrer Volkslieder. Solche Gedichte haben geringen Wert und gehen bald zu Grunde. — „Ein Beweis für die Echtheit eines Volksliedes ist seine Widerstandskraft." Das Volkslied verstummt aber, wenn der alte Glaube und die alte Sitte schwinden. Es weicht langsam zurück und haftet schließlich noch bei Kindern. Es hat viele weltliche und geistliche Verbote überlebt, und so sind viele uralte Stoffe bis heute erhalten. Ruht das Volkslied scheinbar, so erweckt es ein Sturm aufs neue. — Die Dauerhaftigkeit des Volksliedes beruht auf seiner Uebereinstimmung mit der Volksseele. Wie das Volk, so das Lied. Besonders drei Volksklassen sind's, die Volkslieder dichten und verbreiten: Weiber, Soldaten, Schäfer. Ueberall aber sind die Blinden Träger des Volksliedes. Die Frauen pflegen besonders die Totenklage. Soldatenlieder sind alt. Nach dem Aussterben der Landsknechte kommt wenig Gutes mehr zu tage. Die Schäfer sind alte Pfleger des Volksgesangs. Ueberall schreibt man ihnen eine Heil- und Zauberkraft zu. — Das Volk hängt sehr an seinen Gesängen, deren Macht und Wirkung das Volkslied selbst mit den reichsten Farben schildert. Diese große Gewalt des Volksliedes ward früh erkannt, und so hat die Kirche es sich dienstbar gemacht. Solche geistliche Umdichtungen treten schon früh auf. Häufig sind auch Volksweisen aufgenommen. — Das Volkslied ist in Europa im Aussterben. So ist es in Holland schon völlig verschwunden. Balladen lösen sich in Prosa auf. Wo Eisenbahn und Fabrik entsteht, wo Vieh- und Fruchthandel in den Händen der Juden ist, wo Güterausschlachtung und Auswanderung einreißt, wo christlicher Glaube und christliche Nächstenliebe durch seichte Aufklärerei oder Pharisäertum zum Wanken gebracht ist, überall da sterben Volkslied und Volkssitte unrettbar dahin. Das hat viel zu bedeuten. Die Beschränkung des Bauern auf sein kleines Gebiet, durch welche dies ihm sich näher rückte und persönlich befreundete und belebte, war segensreich. Jeder Einzelne galt dem Einzelnen mehr. Die Zivilisation zerstört den Bauernstand in seiner Besonderheit, auf die er gegründet ist: sie sucht alle Stände auszugleichen. Trotz der Fortschritte, die das Uebel gemacht hat, ist es aber noch nicht zu spät. Böckel schließt: „Mögen diese wenigen Worte, die einem jeder Partei gleich fremden, nur dem Wohle des Volkes und Vaterlandes geweihten Herzen entstammen, Widerhall in den Seelen solcher finden, denen die Mittel zur Abhilfe reichlicher zu Gebote stehen; mögen sie nicht säumen; mögen sie retten, was noch von dem alten kerngesunden deutschen Bauernstande irgend noch zu retten ist. Es ist die höchste Zeit!" Er widmet sein Buch jenem Stande, „der unter allen der entsagungsvollste und berufenste, der nützlichste und doch verkannteste ist: dem deutschen Bauernstande!" und er wünscht: „Erhalte ihn Gott dem deutschen Vaterlande!"

Wir sehen, das vorliegende Buch ist nicht die Arbeit eines Stubengelehrten, der hinterm Ofen, dem Leben und der frischen Luft fern, nur aus Büchern seine Weisheit geschöpft: ihm sind seine Grundanschauungen aus dem Leben selbst zugeflossen. Und doch steckt in seinem Buche eine Fülle von Gelehrsamkeit, denn alles, was ich oben nur kurz angedeutet, ist durch Beispiele aus den Litteraturen aller Völker erhärtet und belegt. Mag man auch nicht in allen Punkten des Verfassers Ansicht teilen, man wird doch dies Buch sicher nicht ohne viel Belehrung und Anregung empfangen zu haben aus der Hand legen. Die Untersuchung ist neu und fruchtbringend, und sie ist geleitet von dem guten Geiste warmer Vaterlandsliebe.

Freiburg i. B. 1886. Dr. Friedrich Pfaff.

10. Kulturgeschichte.

— Berliner Bilder aus alter und neuer Zeit. Sieben Vorträge von W. Ziethe. (Berlin, 1886. Hauptverein für christliche Erbauungsschriften). 208 S. 8°. 1,20 M.

Der Herr Verfasser hat 25 Jahre an der Parochialkirche zu Berlin amtiert. Er ist angeregt worden durch die Ergebnisse der Bestrebungen des „Vereins für die Geschichte Berlins“ auch seinerseits die Vergangenheit der Reichshauptstadt zu durchforschen. Seiner Neigung und Wirksamkeit lag nun kein anderes Gebiet solcher gemeinnützigen Arbeit näher als das kirchliche, zumal eben dieses die Aufmerksamkeit der Lokalforschung bisher nicht sonderlich gefesselt hat. Ein Werk „Zur Kirchengeschichte Berlins“ von dem verewigten Prediger Dr. Fr. G. Lisco, ferner kirchliche Aktenstücke, dann auch die in des Herrn Verfassers 25jähriger Amtsführung gesammelten eigenen Erfahrungen und andere Quellen haben ihm den Stoff geboten, der in den vorliegenden zu Berlin gehaltenen sieben Vorträgen anziehend und lehrreich, klar und schmucklos, gewissenhaft und zuverlässig verarbeitet ist. — Der Inhalt des mäßigen Bandes umfaßt eine skizzenhafte Darstellung des kirchlichen Lebens zu Berlin im Laufe der letzten drei Jahrhunderte bis zum Mai 1881, wo Berlin durch das Ableben Fr. Arndts einen seiner begnadigtsten und treuesten Hirten verlor, der 42 Jahre lang — von 1833 bis 1875 — als Prediger der Parochialkirche gewirkt hatte, und weit über den Kreis seines Amtes hinaus als Prediger, Schriftsteller und Seelsorger den Segen des im festen Glauben verkündigten Gotteswortes in unermüdlicher Arbeit verbreitete. Der Vers., der ihm 20 Jahre lang als Amtsbruder an der Parochialkirche treu zur Seite gestanden, hat ihm den siebenten dieser seiner Vorträge gewidmet. — „Der alte Woltersdorff“ bot den monographischen Stoff für den sechsten Vortrag. Unter den namhaften Berliner Predigern aus alter und neuer Zeit, welche zum Teil einleitend charakterisiert werden und in deren Reihenfolge sich auch Ph. Jak. Spener, Propst von St. Nikolai hervorhebt, verdiente jener Th. K. George Woltersdorff, der vierte von sieben Söhnen des Predigers von St. Georgen, Gabriel Lukas Woltersdorff, wegen seiner urwüchsigen Originalität und körnigen Glaubenskraft die Auszeichnung eingehenderer Beleuchtung, wie solche im sechsten Vortrag ihm zuteil geworden ist. Der Vers. krönt die ehrwürdige Gestalt dieses gesegneten Gottesmannes und geistlichen Vaters der Gemeinde mit einer Aureole der originellsten Legenden, die ein so eigenartiges Gepräge tragen, daß sie sich durch sich selbst unmittelbar beglaubigen. Die erwähnten drei Brüder bekleideten ebenfalls, wie ihr Vater, geistliche Aemter. Der vierte aber, der sogenannte „alte Woltersdorff“, auch als Dichter geistlicher Lieder bekannt, folgte seinem Vater 1754 als Amtsgehülfe und von 1762 bis 1806 als Prediger zu St. Georgen in diesem Wirkungskreise nach. Ebenso erbaulich als unterhaltend, wirkt diese Darstellung der segensreichen Amtsführung Woltersdorffs besonders anregend auf jeden verständigen Leser. Die fünf übrigen Vorträge hängen durch ihren Inhalt in loser chronologischer Verknüpfung mehr oder minder zusammen. Ihre Gegenstände sind die folgenden: 1. Das kirchliche Leben Berlins vor dreihundert Jahren. 2. Ein Gang durch die Klosterstraße. 3. Das kirchliche Leben Berlins vor zweihundert Jahren. 4. Molkenmarkt Nummer 4. 5. Das kirchliche Leben Berlins vor hundert Jahren. Im zweiten Vortrag „Ein Gang durch die Klosterstraße“ gewährt der Verfasser den Forschern der Berliner Lokalgeschichte fesselnde Einsichten in die Bedeutung, welche eine Anzahl alter Gebäude jener Straße dereinst für die Mark und ihre Hauptstadt gehabt haben. — Der vierte Vortrag stellt die Glaubensgeschichte der Frau Maria Ursula, geborene Bernhard, so lebhaft und anteilwert vor Augen, daß man eine erbauliche Novelle zu lesen meint. — Auch in den chronologischen Schilderungen der kirchlichen Zustände findet sich sehr reichlicher Stoff aus dem bürgerlichen, gesellschaftlichen und häuslichen Leben der Berliner, der diese Vorträge wirklich zu dem macht, was sie laut ihrem Gesamttitel sein wollen: bunte, Kopf, Herz und Phantasie gleichermaßen anregende „Berliner Bilder“. L. M.

11. Naturwissenschaft.

— Jahrbuch der Naturwissenschaften. 1885—1886. Enthaltend die hervorragendsten Fortschritte auf den Gebieten: Physik, Chemie und chemische Technologie; Mechanik; Astronomie und mathematische Geographie; Meteorologie und physikalische Geographie; Zoologie und Botanik, Forst- und Landwirtschaft, Mineralogie, Geologie und Erdbebenkunde; Anthropologie und Urgeschichte; Gesundheitspflege; Medizin und Physiologie; Länder- und Völkerkunde; Handel und Industrie; Verkehr und Verkehrsmittel. Unter Mitwirkung von Fachmännern herausgegeben von Dr. Max Wildermann. Mit einer Karte und mehreren in den Text gedruckten Kärtchen und Holzschnitten (Freiburg, Herder.) 1886. XVI und 634 S. 8°. 6 M., geb. 7 M.

Es ist ein sehr verdienstliches Unternehmen, die Fortschritte auf den verschiedenen Gebieten der Naturwissenschaften dem gebildeten Publikum nahe zu bringen; allerdings ist es aber nur ein engerer Kreis solcher, welche schon ein gewisses Verständnis für diese Wissenschaften erlangt haben und sich für dieselben lebhafter interessieren. Jährlich soll ein Band erscheinen. Der vorliegende Band, in vorzüglicher Ausstattung, enthält des Belehrenden außerordentlich viel, auch solche Aufsätze, welche der Einführung in ein bestimmtes Gebiet dienen, z. B. zur Einführung in die Chemie S. 57 bis 73., elektrische Kraftübertragungen und Elektromotoren S. 129 ff., anderes ist wichtig für die Gesundheitspflege, z. B. S. 189: Der Hund als größte Parasitenherberge; besonders, auch für weitere Kreise, interessant sind die Mitteilungen aus dem Gebiete der Anthropologie, z. B. Dr. Schliemann in Tiryns, oder auch der Artikel: Ausgrabungen. Die Abschnitte über Astronomie und mathematische Geographie wie über Meteorologie enthalten eine große Anzahl von Mitteilungen, die für jeden Gebildeten verständlich sind; aus dem Abschnitt: Gesundheitspflege, Medizin und Physiologie heben wir hervor die Artikel: Die Cholera in Europa (S. 401 bis 420), zur Städtereinigungsfrage (S. 420—428), Schutzimpfung gegen die Hundswut (S. 428—33), die chirugische Behandlung des Magens (S. 458 bis 462), über Fischgift (S. 462—64), Ehen unter

Blutsverwandten, Alkoholikern, Nerven und Geisteskranken (S. 468—470), über Hypnotismus (S. 474 bis 480) und Gedankenlesen. Ein wahre Fülle von Mitteilungen enthält der Abschnitt: Länder- und Völkerkunde, namentlich die Artikel über Afrika (Stanley am Kongo, die Berliner Konferenz, der Kongostaat, die Kongonebenflüsse u. s. w., über die deutschen Gebiete); vieles, namentlich auch statistisches Material bieten die Abschnitte: Handel und Industrie, Verkehr und Verkehrsmittel. In 2 Anhängen wird 1. eine Beschreibung der Himmelserscheinungen in den Jahren 1886 und 87 und 2. eine Uebersicht der im Jahre 1885 gestorbenen bedeutenderen Vertreter der Naturwissenschaft („Totenbuch") gegeben.

In Summa: Es ist das Buch in vieler Beziehung lehrreich und anziehend und daher sehr zu empfehlen. Hoffentlich findet es so viele Freunde, daß dem Verleger die Fortsetzung dieses Jahrbuches ermöglicht wird. G. H.

— Naturgeschichte des Pflanzenreichs. Großer Pflanzenatlas mit Text für Schule und Haus. 80 Großfoliotafeln mit mehr als 2000 fein kolorierten Abbildungen und 40 Bogen erläuterndem Text nebst zahlreichen Holzschnitten. Von Dr. M. Fünfstück, Privatdocent am königl. Polytechnikum zu Stuttgart. (Stuttgart. Emil Haenselmann.) 70 Lieferungen zu je 50 Pf. Lieferung 10—18.

Von dem prächtigen Werke sind weitere 9 Lieferungen erschienen, deren Betrachtung jedem Liebhaber der Flora wahrhafte Freude bereiten wird. Die neuen Fortsetzungen entsprechen nach Feinheit der Abbildungen und Genauigkeit der Bestimmungen alle berechtigten Anforderungen. Sie bringen nach der willkommenen umfassenden Vorführung der Pilze die Familien der Asparageen, Liliaceen, Cyperaceen, Orchideen, Moose, Flechten, Schachtelhalme, Coniferen, Gramineen, Salicineen, Saxifragen, Amygdaleen, Papaveraceen u. s. w. in zahlreichen, naturgetreu kolorierten Abbildungen und praktischen Beschreibungen zur Anschauung. Prachtvoll heben sich daraus die vielfach seltsam gestalteten Blüten der Orchideen und einzelne Steinfrüchte hervor. Wiederum haben auch in diesen Heften die wichtigsten exotischen und kolonialen Gewächse, als Zuckerrohr, Mais, Cochenille-Feigenkaktus, Sagobaum u. a. gebührende Berücksichtigung gefunden. Einzelne Pflanzen, welche durch technische oder arzeneiliche Verwertung oder durch ihre kolossale Entwicklung oder sonstige hervorstechende Eigenschaften allgemeineres Interesse bieten, werden mit wertvollen Bemerkungen begleitet, welche das Studium des Werkes sehr anziehend machen, z. B. der Mammuthbaum (Wellingtonia gigantea), der größte Baum der Erde, die Ceder, das isländische Moos. Durch solche Hinweise wird der hohe Wert des botanischen Studiums für das praktische Leben in rechtes Licht gestellt und auch dem Anfänger nachhaltige Anregung zur Weiterarbeit gegeben, während die Eintönigkeit so mancher botanischen Lehrbücher den ersten Eifer oft bald ermüdet.

Z. C. S.

12. Kriegswissenschaft.

— Die militärische Thätigkeit Friedrichs des Großen während seines letzten Lebensjahres. Dem Andenken des großen Königs bei der hundertjährigen Wiederkehr seines Todestages gewidmet von R. v. Tayßen, Oberst à la suite des Generalstabes und Abteilungschef. Mit Titelbild und zwei Plänen. (Berlin. Ernst Siegfried Mittler und Sohn.) 135 S. 8°. 3,50 M.

Von den verschiedenen bei Gelegenheit der 100-jährigen Wiederkehr des Todestages unseres großen Königs erschienenen Abhandlungen verdient die vorstehende, zum größten Teil aus bisher unbenutzten Quellen geschöpfte Schrift eine ganz besondere Beachtung. Mag sie auch als ein wertvoller Beitrag zur Geschichte der preußischen Armee zunächst für diese von besonderer Bedeutung sein, so werden doch auch andere Kreise reiche Ausbeute darin finden.

In der Einleitung erfahren wir, mit welcher Aufopferung der vereinsamte, von Krankheit und Schmerzen gebrochene König noch während seines letzten Lebensjahres in vollster geistiger Frische seines hohen Amtes waltete. Alle Fragen, mochten sie sich nun auf die äußere Politik, oder im Innern auf das Heer, die Landwirtschaft, die Industrie, ja auf die Versorgung seiner getreuen Stadt Berlin mit Butter beziehen, wurden von ihm entschieden. Aus der Reihe der in dieser Beziehung ergangenen Verfügungen sei ein Erlaß vom 1. August 1786 an den Kammerpräsidenten v. d. Goltz zu Königsberg erwähnt. Derselbe bezieht sich auf die Trockenlegung eines Moors in der Gegend von Tilsit und lautet am Schluß: „Die Bauern, welche da angesetzt werden, müssen ihre Güter alle eigentümlich haben, weil sie keine Sklaven sein sollen. Es ist ferner die Frage, ob nicht alle Bauern in meinen Aemtern aus der Leibeigenschaft gesetzet und als Eigentümer auf ihren Gütern angesetzt werden können? Ich erwarte darüber Eure Anzeige, was das für Difficultäten haben könne." Vom 4. bis zum 9. August konferierte der König mit dem aus Schlesien berufenen Minister Hoym über Fabriken und Urbarmachungen. Endlich gab Friedrich noch am 15. August, an welchem Tage er zum letzten Male die Regierungsgeschäfte in gewohnter Weise zu erledigen vermochte, an den General v. Rohdich die Disposition für das am folgenden Tage von der Potsdamer Garnison auszuführende Manöver aus. Alles, was der König auch noch in den letzten Tagen seines Lebens selbst schrieb oder diktierte, war so durchdacht und klar, daß nicht selten die Kabinetsräte nur die Kurialien hinzuzufügen hatten.

Bei der Vielseitigkeit des Stoffes ist derselbe in sieben Kapitel gruppiert. Von des Königs rastlosen Streben, die Heeresverfassung zu vervollkommnen bis zu dessen letzten Anordnungen betreffs der abzuhaltenden Revuen, denen er nicht mehr persönlich beiwohnen konnte, ist kein Feld seiner militärischen Thätigkeit übersehen worden. Eine Schlußbetrachtung gibt nochmals Zeugnis dafür, daß der große König, trotz schwerer Krankheit, mit gewohnter Umsicht und Festigkeit alle

Digitized by Google

Fäden des großen Heeresgetriebes in sicherer Hand hielt. Endlich bilden noch drei Anlagen — eine Disposition zu einem von der Potsdamer Garnison am 23. Mai 1786 abgehaltenen Manöver, ferner die Relation von einem dergleichen am 23. Sept. 1779 stattgefundenen Uebung, bei welcher der König persönlich kommandierte, und drittens ein Rapport über die Uebung des Schützendienstes beim Infanterie-Regiment v. Grevenitz im Jahre 1798 — jedenfalls für den Militär eine um so wertvollere Zugabe, als zwei beigefügte, sauber gezeichnete Pläne mit eingetragenen Stellungen den Verlauf der beiden Manöver deutlicher machten.

Es hat niemals an Stimmen gefehlt, welche meinen, das preußische Heer sei bei dem Tode des Siegers von Roßbach und Leuthen bereits im Verfall begriffen gewesen, und da von seiten der beiden Regierungsnachfolger nicht ernstlich eingeschritten, so wären die Niederlagen bei Jena und Auerstädt nur die unausbleiblichen Folgen dieser Versäumnis gewesen. Es werden als Gründe jener Niederlagen gewöhnlich zwei Hauptpunkte hervorgehoben: Die große Anzahl der gewordenen Ausländer im Heere und die in steife Formen eingezwängte Lineartaktik. Was den ersten Punkt anbetrifft, so mag zunächst bemerkt werden, daß von allen größeren Militärstaaten gerade in Brandenburg-Preußen der erste Grund zur Einführung einer allgemeinen Wehrpflicht gelegt wurde. Es handelt sich hierbei nicht um die aus der Zeit der altgermanischen Heeresfolge herrührenden Formationen, als Landesausschuß, Miliz, oder wie sie sonst genannt wurden, die im Grunde genommen für eine systematische Kriegführung kaum zu erwarten waren, sondern um eine gesetzlich geregelte Konskription für das stehende Heer. Schon unter Friedrich Wilhelm I. erfolgte für die preußische Armee eine allgemeine Aushebung, und nach dem ursprünglichen Kanton-Reglemet vom 15. Septdr. 1733 waren nur der Adel — er lieferte ja den größten Teil der Offiziere — und diejenigen Söhne bürgerlichen Standes, welche ein sicheres Vermögen von mindestens 10000 Thalern besaßen, kamen frei. Mehr und mehr wurden jedoch Ausnahmen von dieser fast allgemeinen Miliärpflichtigkeit gemacht. Nicht nur die Bewohner der meisten großen Städte, z. B. Berlin, Potsdam, Magdeburg u. s. w. wurden militärfrei, sondern auch die Söhne aller Beamten, mit Ausnahme der der niederen Subalternbeamten, ferner die älteren Söhne ansässiger Bauern, Kossaten u. s. w., sodaß schließlich nur der ärmste und ungebildetste Teil der Nation dienstpflichtig blieb. Diese in immer engere Grenzen eingeschränkte Heerespflichtigkeit konnte nur den einen Zweck haben, die produktiven Kräfte des noch immer schwach bevölkerten Landes möglichst zu schonen, während andererseits durch Heranziehung einer größeren Anzahl im Auslande geworbener Berufssoldaten die Schlagfertigkeit des Heeres unzweifelhaft erhöht wurde. Bei alledem ist es jedoch eine bekannte Thatsache, daß gegen Ende des 7jährigen Krieges die preußische Armee fast nur aus Landeskindern bestand. Auch beim Tode des großen Königs hatten in ihr die Ausländer keineswegs das Uebergewicht. Nach v. Taysens Angaben besaß die Armee im Jahre 1786 an Mannschaften in runder Summe etwa 110000 „Inländer“ und 80000 „Ausländer“. Hierbei darf jedoch nicht außer acht gelassen werden, daß die als Ausländer bezeichneten keineswegs durchweg Fremde waren, sondern zu einem nicht geringen Teile aus sogenannten „gemachten“ oder „stisierten“ Ausländern bestanden, d. h. aus gewordenen Inländern, aus im Lande als Soldaten ansässig gewordenen Nichtpreußen und aus Soldatenkindern. Der bekannte Mauvillon in seiner „Schilderung des preußischen Königsheeres unter Friedrich II.“ gibt sogar die Zahl der wirklich aus vom Auslande stammenden Mannschaften im Heere nur auf 30000 Mann an. Mag das nun auch zu niedrig gegriffen sein, so bestand doch sicher noch nicht ein Drittel der Armee aus wirklichen Ausländern.

Auch v. T. kommt zu dem Schluß, daß die preußische Heeresverfassung im Jahre 1786 noch durchaus den Anforderungen entsprach, welche, im Hindlick auf die Leistungsfähigkeit der übrigen Heere an das preußische Heer gestellt werden mußten. Was nun den zweiten Punkt, die Beibehaltung der Lineartaktik andetrifft, so darf man dann doch nicht vergessen, daß Friedrich mit derselben, trotz steter Ueberlegenheit des Feindes, seine Schlachten gewonnen hatte. Bis zu seinem Tode, und noch darüber hinaus, galt überall diese Taktik als die allein mustergültige. Erst als die gewissermaßen aus der Not gedorenen französischen Volksheere in die Weltgeschichte eintraten, erzeugte edenfalls die Not den Gebrauch der Gefechtskolonne mit vorgeschobenen oder angehängten Tirailleurschwärmen. Dem gegenüber verlor jedoch wenigstens zunächst die alte Taktik noch nichts von ihrer Geltung. Das änderte sich indessen, als Napoleon auf den Plan trat und die bisher so zu sagen nur improvisierte Kampfweise als eine neue, in Form und Regel gebrachte Taktik über die Schlachtfelder Europas trug.

Welchen Verlauf die Weltgeschichte genommen, wenn Friedrich der Große beim Eintritt Bonapartes in dieselbe noch gelebt hätte, ist wohl eine müßige Frage. Die Weltgeschichte ist eben auch das Weltgericht. Sicher liegt keine Berechtigung vor, das Werbesystem, die Lineartaktik, das veraltete preußische Offizierkorps und was man sonst noch für äußere Ursachen anzuführen pflegt, allein, oder auch nur in erster Linie, für die furchtbaren Niedertagen Preußens im Jahre 1806 verantwortlich zu machen. Die Hauptgründe sind auf ganz anderen Gebieten zu suchen, die ich am Schluß noch kurz berühren werde. Obgleich die Lineartaktik, d. h. das Gefecht in langen, geschlossenen Linien, bei dem das Feuer der Infanterie den Führern immer in fester Hand blieb, gerade von Friedrich dem Großen zur höchsten Vollkommenheit gebracht worden war, so hatte er doch schon längst das Bedürfnis erkannt, für die Zwecke des sogenannten kleinen Krieges eine Anzahl leichter Fußtruppen zu haben, die für besondere Fälle auch für den Kampf in zerstreuter Ordnung eingeübt waren. Schon im Jahre 1740 errichtete er ein Jägercorps, das noch im letzten Regierungsjahre bis auf eine Friedensstärke von 1200 Mann gebracht wurde. Außerdem wurden für die Dauer eines Krieges noch Frei-Bataillone

errichtet, deren Wiederauflösung jedoch stets nach abgeschlossenem Frieden bisher verfügt worden war. Da die Disziplin dieser Frei-Bataillone sicher viel zu wünschen übrig ließ, so betrachtete man sie wohl im allgemeinen lediglich als ein für den Krieg notwendiges Uebel. Die früher, und auch namentlich während des bayrischen Erbfolgekrieges, gemachten Erfahrungen ließen indeß beim Könige die Ueberzeugung reifen, daß dergleichen Neuformationen im Bedarfsfall nicht nur mit großen Schwierigkeiten verbunden seien, sondern auch den zu stellenden Anforderungen keinesfalls voll entsprächen. So trug er sich denn gleich nach dem Taschener Frieden mit dem Gedanken, außer den Jägern noch eine weitere Anzahl leichter Fußtruppen als Friedensstand zu errichten und zugleich dafür Sorge zu tragen, daß für die im Kriegsfall noch erforderlichen Neuformationen ein Stamm bereits ausgebildeter Mannschaften stets vorhanden sei. Dieser Gedanke ward noch im letzten Regierungsjahre zur That, und als eine Frucht schwerer Arbeit auf dem Krankenlager — der letzte bezügliche Erlaß datiert vom 13. August — standen zwei Monate nach dem Todestage des Königs drei neue Frei-Regimenter zu zwei Bataillonen zur Verwendung bereit. Damit war der erste Schritt geschehen, um den taktischen Anforderungen einer kommenden neuen Zeit gerecht zu werden. Den schon bei Lebzeiten des großen Königs ausgesprochenen Absichten gemäß, ward unter seinen Nachfolgern mit Vermehrung der leichten Fußtruppen fortgefahren, so daß im Jahre 1806 24 Sapeur- und 3 Jäger-Bataillone vorhanden waren. Noch einmal auf die Formation der Frei-Regimenter zurückkommend, möchten wir nicht unerwähnt lassen, daß bei dieser Veranlassung Friedrich über das Schicksal zweier Männer entschied, welche sich später in den Befreiungskriegen unsterblichen Ruhm erwerben sollten. Diese Männer waren York und Gneisenau. W. v. H.

13. Unterhaltungslitteratur.

— Ramona. Eine Erzählung aus dem amerikanischen Leben von Helen Jackson. Autorisierte deutsche Bearbeitung von El. H. Denio. (Leipzig, Georg Böhme.) 4 M., fein geb. 5 M.

Die Originalausgabe dieses Romans erreichte in wenigen Wochen vier Auflagen. Helen Jackson gehört zu den hervorragendsten amerikanischen Schriftstellerinnen. Ihre Ramona ist für uns eine schätzenswerte Acquisition, besonders da wir das Buch nicht in einfacher Uebersetzung, sondern in einer für das deutsche Publikum eingerichteten Bearbeitung empfangen, in welcher viele allzu detaillierte Ausführungen über Lebensweise, Kleidung, Vegetation ꝛc. in Mexiko gekürzt und ganz ausgeschieden sind. Die großen Schönheiten der Erzählung treten nach dieser Beseitigung unnötigen Beiwerkes nur noch lebhafter hervor. Es ist ein tief ergreifendes Lebensbild, welches unsere wärmste Herzensteilnahme für das tragische Geschick der darin gezeichneten Personen je weiter, desto intensiver in Anspruch nimmt. Der Schauplatz ist die ausgedehnte Besitzung der verwitweten Sennora Moreno in Süd-Kalifornien zu der Zeit, als die armen indianischen Ureinwohner Schritt für Schritt von den eindringenden Amerikanern aus ihren Wohnplätzen mit kalter Grausamkeit vertrieben wurden. Die Hauptperson, Ramona, ein aus der Verbindung eines Amerikaners mit einer Indianerin entsprossenes Mädchen von wunderbarer Schönheit und sanftem, edlen Charakter, finden wir im Hause der Sennora als Kind angenommen und behandelt, aber um ihrer farbigen Abstammung willen doch nicht geliebt. Alle Zärtlichkeit der meisterhaft geschilderten lebensklugen Herrin konzentriert sich auf ihren Sohn Felipe, welcher der Ramona in brüderlicher Herzlichkeit zugethan ist. Die Beschreibung des idyllenartigen Lebens dieser reichen kalifornischen Grundbesitzerfamilie, das Treiben auf dem großen Gute, der tiefgreifende Einfluß der alten Franziskaner-Missionen auf Land und Leute, die gelegentlichen Blicke in die armselige Existenz der ihren amerikanischen Verdrängern schutzlos preisgegebenen Eingeborenen interessieren uns in hohem Grade. Besonders fesselnd wirkt die Erscheinung des edlen Indianers Alessandro, einer Gestalt, wie solche in Coopers Romanen so sympathischen Eindruck auf den Leser machen. Mit unbeugsamer Härte will die Sennora die nach ihrem Urteil unwürdige Liebe zwischen Ramona und Alessandro vernichten; die Folge ist Flucht der beiden und ein darauffolgendes heimatloses Leben unter schwersten Bedrängnissen bis zu der ruchlosen Ermordung Alessandros durch einen amerikanischen Eindringling. Da endlich findet Felipe, nach dem Tode der Sennora nunmehr Herr des Gutes, die inniggeliebte Genossin seiner Jugend mit ihrem Kinde in tiefstem Elend, führt sie zurück und das Ende ist, daß sie nach langem Zaudern in eine Verbindung mit ihm willigt, obgleich ein Teil von ihr mit Alessandro unwiederbringlich tot ist. Die drei Hauptpersonen Ramona, Alessandro und Felipe sind so wahrhaft edle Gestalten, daß ihre Darstellung nur veredelnd wirken kann. Die Diktion ist von genialer Gewandtheit und Anmut. Das Buch eignet sich ganz vorzüglich zum Vorlesen im Familienkreise.

Z. C. S.

— Desirées Geheimnis. Novelle aus dem Badeleben von U. Z. von Manteuffel. (Leipzig. Georg Böhme.) 1886. 147 S. 1,80, geb. 2,70 M.

Ursula Zöge von Manteuffel wird heutigen Tages zu den begabtesten, beliebtesten Schriftstellerinnen gezählt. Vorliegende Novelle rechtfertigt auch diese Annahme, sofern das große Publikum sensationelle Verwickelungen, neue Einfälle und amüsante Dialoge liebt und nach einer Unterhaltungslektüre greift, welche vielleicht die Monotonie einer Eisenbahnfahrt würzt. Ein tieferer Gehalt wäre diesem leicht und elegant geschriebenen Buch nicht zuzusprechen.

In einen kleinen Luftkurort bringt die Erscheinung einer auffallend schönen jungen Dame die höchste Aufregung Man weiß nichts über sie noch über ihre Begleiterin zu erfahren, da die Damen in völliger Zurückgezogenheit leben und dadurch zum Mittelpunkt allgemeinen Interesses werden.

Verf. hatte den Einfall, ein gutes, edles Mädchen mit dem Fluch der Schönheit zu belasten.

Ihr reizendes Gesicht richtet überall Unglück an — Tod und Verderben folgt ihren Schritten. Darum flüchtet sie an den entlegenen kleinen Ort, um neues Unheil zu verhüten — aber gerade hier soll der Fluch sich lösen. Eine junge, liebliche Frau wird durch den Anblick des schönen Mädchens von einer schwärmerischen Leidenschaft für dieselbe ergriffen. Ihre Hingebung läßt sie in naivster Weise in das geheimnisumwobene Dasein der schönen Fremden eindringen. Es muß sich fügen, daß bei einer Landpartie die Fremde ihrem früheren Verlobten begegnet, der Grund zu haben glaubte, sie zu verlassen. Jetzt tritt eine Katastrophe ein, welche das Leben des schönen Mädchens zu vernichten droht. Erinnerungsblätter, welche der gekränkte Stolz derselben verborgen hielt, fallen bei dieser Gelegenheit der jungen Frau in die Hände, die nun hochbeglückt die Mißverständnisse löst, und das edle Paar wieder zusammenführt. Das Badeleben ist sehr hübsch skizziert, wie die nicht ruhende Klatschsucht der unbeschäftigten Badegäste. —y.

— Elfriede. Eine Erzählung von George Taylor. 2. Aufl. (Leipzig. S. Hirzel.) 371 S. 8,50 M.

Das ist der vierte Roman des Theologieprofessors Hausrath, Kirchenrat in Heidelberg. Nach unserer Auffassung der am wenigsten gelungene. Der Verf. hat nur ins halbe Menschenleben gegriffen. Die zweite Hälfte ist der Gewalt des „ungeheuren Riesenweibes" Phantasie erlegen. Es ist nicht zu sagen, welche Phantastereien dem armseligen jungen Baron Nikolaus von Altbrück aufgebürdet sind. Auch das Stück Kriminalprozeß in der letzten Hälfte des Buches ist wesentlich ein Phantasiebild des Verf. und vom „vollen Menschenleben" weit entfernt. Dieses versteht Taylor nicht zu packen, darum ist auch seine Erzählung nicht packend, nicht „interessant" geschrieben, um in der Redeweise des Faust-Prologs zu bleiben. Schon das erste Kapitel ist sonderbar komponiert. Ein Stern fliegt vom Himmel zur Erde, ihm gesellen sich zwei Zwillingssterne zu, d. h. nicht vier, sondern zwei Sterne, jener glänzt matt, mit schwachem, zitternden Strahle, diese dagegen licht und hell. Dazu kommt noch ein vierter Himmelsfunke, „oder war es eine Sternschnuppe, ein glühender Meteorstein? Er leuchtete grell, bald feuerrot, bald gelb." Diese vier Sterne bedeuten vier Kinder, die an einem Tage geboren, an einem Tage getauft und an einem Tage konfirmiert werden. Gewiß originell! Der erste Stern ist der Sohn einer höchst unglücklichen Ehe, der Erbe eines abgelebten Barons und seiner albernen Frau. Dieses Beispiel, schlechte Erziehung machen den jungen Nikolaus von Altbrück frühzeitig zum Taugenichts, zu einem in hohem Grade widerwärtigen Schwächling. Die Zwillinge Friedrich und Friederike sind die Kinder des in Diensten des Barons stehenden Gärtners; die Tochter wird von den schlichten, einfachen Eltern, ohne daß man einen Grund erfährt, nach der Taufe romantischer Weise Elfriede genannt. Nikolaus liebt später Elfriede. Infolge eines unvorsichtigen Streites wird das junge Mädchen blind, verlobt sich aber mit dem gleichaltrigen Baron, halb aus Mitleid, um ihn auf bessere Wege zu bringen, halb aus wirklicher „Liebe". Dieses Verlöbnis wird von beiderseitigen Angehörigen teilweise bekämpft, teilweise ignoriert, Elfriede selbst will schließlich dem Jugendfreund ihrer Blindheit wegen nur Schwester sein, sie ignoriert also auch die Verlobung. Anders und gegen alles Erwarten der junge Freiherr. Nur wenn Elfriede ihn aufgibt, will er eine junge, reiche Kousine heiraten, von sich aus will er die Verbindung mit der blinden Gärtnerstochter nicht aufgeben. Doch muß man nicht zu hoch von „Nik" halten. Neben der platonischen Liebe zu Elfriede ergibt er sich einer ganz gemeinen Straßendirne, der älteren Schwester des vierten Sternes, der Sternschnuppe. Dieser vierte Stern ist das so und so vielte Kind einer liederlichen Person; um dieses Kind am Leben zu erhalten, hat der Baron Altbrück versprochen, für die Erziehung des jungen Proletariers sorgen zu wollen. Anfangs bleibt dieser in der Pflege seiner trunksüchtigen Großmutter, später kommt er in eine Rettungsanstalt. Hier hat eine Erinnerung an das Räsonnement der liberalen Zeitungen über den Attentäter Hödel dem Verf. einen bösen Streich gespielt. Der junge Johann nimmt die Gebärden der Frommen an, verleitet aber zuletzt als Gärtnerbursche den jungen Baron zum Diebstahl und wird der Mörder des alten Barons. Um seinem Groll gegen die Rettungshäuser einen recht beredten Ausdruck zu geben, nennt der Verf. die Anstalt, in welcher Johann geblieben ist, was er war, „Zum verlornen Sohn". Als ob eine so taktlose Benennung möglich wäre! Mit besonderem Wohlgefallen hat der Verf. den „Pfarrherrn" gezeichnet. Selbstverständlich ist derselbe „würdig" und hat daher „weiße Haare". Da er am Taufstage des jungen Barons, dessen Vater nach langer Zeit wieder einmal in der Kirche sieht, spricht der Würdige „mit schlauem Lächeln" (!) seine Freude darüber aus. Der Freiherr aber machte gute Miene „zu diesen Scherzen". Vor Beginn der heiligen Handlung führt der Würdige ein halblautes Gespräch mit dem Baron, nimmt eine Prise und verschafft dem unehelichen Täufling, wie erwähnt, das Protektorat des Barons. Selbstverständlich ist der Würdige ein entschiedener Gegner der Rettungsanstatten, die er „Tugendspiegelfabriken" nennt, dagegen ist er ein Freund verballhornter Kirchenlieder; am Konfirmationstage sagt er morgens den Kindern, daß er wünsche, sie möchten glücklich werden durch das Sorgen für sich selbst und für andere, am Nachmittage setzte der Würdige den Gottesdienst aus, um im Schlosse beim Diner sein zu können, eine Zeitvergeudung, die übrigens der redliche Mann rückhaltslos bekannte. Dem freiherrlichen Paare gegenüber ist der alte Pfarrer immer im Recht und eine wahrhaft erquickende Persönlichkeit.

Vollständig mißraten ist dem Verf. die Figur des jungen Barons. Der gewöhnlichen, platten Natur desselben ist als Residuum unaufhörlichen Anhörens und Lesens von Ammen- und Kindermärchen ein gewisses phantastisches Element beigefügt worden. Nik wagt es nicht, der jungen Geliebten einen Ring zu schenken. Was thut er? Die Thongestalt einer Psyche im Schloßgarten

nahm für ihn Elfriedens Züge an, Nik gab dem Bilde „einen langen, heißen Kuß", steckt den Ring an einen Finger der Statue und — wer sollte es glauben, aber es war wirklich so — „siehe da — er hielt". Nun wollte er täglich nachsehen, ob das Thonbild noch den Ring habe! Schon am nächsten Tage war der Ring natürlich gestohlen — von dem Rettungshäusler, wie sich von selbst versteht. Nik klagt diesem seinen Verlust und da der Gärtnersbursche für 20 Mark den Ring beizuschaffen versprach, und zwar aus einem von der Familiensage der Altenbrink umwabenen alten Brunnenschacht, so stiehlt der junge Baron seiner Mutter das Geld. Diese Mutter aber ist so badenlos albern, daß sie den Gemahl fragt: ab er nicht wisse, wem sie 20 Mark gegeben haben könne — gestern oder heute! Der wiedergefundene Ring wird nachmals der blinden Braut an den Finger geschaben und hat bei ihr die merkwürdige Eigenschaft, daß er wie festgewachsen ist, wenn sie beglückt an den kläglichen Verlobten denkt, daß er ihr aber fast vom Finger fällt, wenn widrige Gedanken das bräutliche Glück beeinträchtigen. In solchen Dingen ist dem Vers. eine geniale Erfindungsgabe nicht abzusprechen. Der Ring wird in Elfriedes Auftrag Nik später zurückgegeben. Behalten mag er ihn nicht. Wie er den Ring wieder los wird, hat der Vers. S. 281 ausführlich und zwar in genialer Weise beschrieben. Dabei bleibt nur eins rätselhaft, warum Nik erst ganz zuletzt, nachdem er sich mit der Geliebten in der Elbe den Tod zu geben versucht hatte, in ein Irrenhaus kommt, denn auf S. 281 war der junge Mann bereits völlig reif für die Versuche der Psychiatrie. — An den kriminalprozessualischen Gebrechen gehen wir schonend vorüber, auch an unbegreiflichen Kleinigkeiten, wie: „sie sieht mit ihren kleinen Ohren" oder an dem Gärtnersburschen, der „über jede (Blume) eine Art von Taufsegen zu murmeln schien", obschon er sich nicht beobachtet wußte. — Das einzige christliche Element finden wir bei Elfriede, die sich in frammer Ergebenheit, nachdem über sie die Nacht der Blindheit hereingebrochen, des Hauptes voll Blut und Wunden getröstet. Aber auch Elfriede ist unstet und schwankend. Daß sie sich des Jugendfreundes erbarmt, kann nicht angefochten werden, daß sie aber nach dem immer wieder in ein elendes, nichtsnutziges Leben zurücksinkenden, total charakterlosen Menschen zeitweise so etwas wie bräutliche Sehnsucht empfindet, ist dem Leser unglaublich. In der ganzen Erzählung herrscht ein gewisser Pessimismus vor, Turjeniew könnte in dieser Hinsicht recht gut der Vers. von „Elfriede" sein. Warum aber ein Mann, welcher für die künftigen Diener der Kirche in Amt und Beruf steht, ein so unerquickliches Buch schreiben mußte, darüber geht uns alle und jede Vermutung ab. Freilich wenn Hausrath einen Roman schreibt, so muß er unerquicklich sein. Siehe die drei früheren unerfreulichen, auch nicht einen sympathischen Charakter darbietenden Romane „Antinous", „Klytia" und „Zetta". Nema ultra posse obligatur. Aber wer obligiert ihn?

C. K.

14. Verschiedenes.

— **Zur Judenfrage nach den Akten des Prozesses Rohling-Bloch.** Von Dr. Josef Kopp, Hof- und Gerichtsadvokat, Abgeordneter des niederösterr. Landtages und des österr. Reichsrates. Zweite Auflage. (Leipzig, Julius Klinkhardt.) 1886. 196 S. 1,50 M.

August Rohling, Professor der hebräischen Altertümer an der Universität zu Prag, hat in Schriften wie „Der Talmudjude" ꝛc. und in Anerbieten an Gerichte eine Reihe von Anklagen schlimmster Art gegen die unter den modernen Juden herrschende talmudisch-jüdische Religion vorgebracht. Sie erlaube z. B. Schädigung des Vermögens der Christen, auch Schädigung derselben an Leib und Leben, Bezeichnung der Christen als Tiere, reservatio mentalis, besonders aber das sog. Blutritual, welches in den letzten Jahren wiederholt, besonders in dem bekannten Tisza-Eslarer Fall, vor Gericht auftauchte. Rohlings Stellung, seine Berufung auf seinen Staatseid, die Festigkeit, mit welcher er allem Widerspruch gegenüber seine Angabe vertrat, verschafften letzterer weite Verbreitung. Kein geringerer als unser hochverehrter Lehrer, Prof. Delitzsch in Leipzig, hat ihm eine gründliche Widerlegung zu teil werden lassen. Auch dieser gegenüber — und unter der Verdächtigung, Delitzsch ebenso, wie der noch zu nennende Dr. A. Wünsche seien „bekanntlich selbst Juden, welche sich einer protestantischen Denomination beilegten", bei beiden unwahr — blieb Rohling auf seinen Angaben. Da beschuldigte ihn Dr. Bloch, Rabbiner in Florisdorf bei Wien, in der „Wiener Morgenpost" des Angebots des Meineides und zwang ihn so, eine Klage gegen ihn zu erheben. Mit welchem Material man jüdischerseits in den Kampf zog, beweist die Angabe (S. 27), daß allein die Gutachten der Sachverständigen bezüglich der von Rohling citierten hebräischen Texte, des Prof. Th. Nöldeke in Straßburg und des Lic. Wünsche in Dresden, nicht weniger als 190 Bogen füllten. Vor Beginn der gerichtlichen Verhandlung (Nov. 1885) zog Rohling, wohl seiner Niederlage gewiß, seine Klage zurück. Dadurch gelangte der Prozeß zwar formell zu einem Ende; sachlich aber zu keinem Abschluß. Blochs Rechtsbeistand Dr. J. Kopp (römisch-katholisch — aber liberal) beschloß einen Auszug aus dem für die Verteidigung Blochs gesammelten Material zu veröffentlichen. So entstand das obengenannte, schon in zweiter Auflage erschienene Buch. Der Inhalt gliedert sich in Einleitung und Geschichte des Prozesses, Beweis der Wahrheit durch nicht hebräische Texte (aus Ajabardus † 840, Paolo Medici im 18. Jahrhundert, Rabbi Moldavo, Rabbi Mendel, Auguste Fabius, Tychsen) und durch hebr. Texte (Im allgemeinen; sodann in bezug auf die Anklagen: Schädigung des Vermögens der Christen, ihres Leibes und Lebens, durch jüdische Richter, Bezeichnung der Christen als Tiere; der Eid der Juden, der Jude als Zeuge, der Jude gegen die Christen in Sachen des 6. Gebotes; die Heuchelei der Juden; Unverantwortlichkeit der Juden; die Unfehlbarkeit der Rabbiner); endlich in bezug auf

das Blutrituale. Was letzteres anlangt, so genügt es, den Kenner daran zu erinnern, daß Eisenmenger (er war Professor in Heidelberg und sein Werk wurde auf jüdisches Betreiben von Wien aus verboten, dann aber durch Spezial-Privileg des Königs Friedrich I. von Preußen 1711 sein Erscheinen ermöglicht), der doch wahrlich die Juden nicht schonet, dahingestellt sein läßt, ob sich die Sache also verhält oder nicht (I, 227). Wohl mag sich jüdische Rachsucht manchmal zu greulichen Racheakten haben hinreißen lassen u. dgl. m.: aber ein Lehrbeweis für die von Rohling vorgebrachten Beschuldigungen dürfte doch im großen und ganzen unmöglich sein. Rohling hat sich mit seiner Sache, wie schon aus Delitzschs Schrift klar lag, entsetzlich blamiert. Dagegen können wir aber auch nicht verschweigen, daß die Schrift von Kopp durchaus nicht objektiv geschrieben ist, daß es eine Tendenzschrift eines liberalen Advokaten für das Judentum ist. Entschieden müssen wir es uns verbitten, daß S. 4 Stöcker mit Rohling zusammengeworfen wird. Dazu hat ersterer, mag er sich selbst in der kol nidre-Angelegenheit geirrt haben, keinen Anlaß gegeben. Jüdische Religion und Talmud ist nicht identisch, so wenig als letzterer auch viele Phantasien fanatischer Juden. Es ist wunderlich und als eine Advokatenfinte zu achten, wenn der katholische Kopp S. 7 Rohlings Ausfälle gegen den Protestantismus den protestantischen Lesern denunziert. Darunter kommt auch der ganz echte Trostspruch Luthers an den angefochtenen Melanchthon vor: „Sündige tapfer und glaube mit größerer Tapferkeit." S. 115 f. hätten wir die Gemeinheit der mit dem, was auch unter Christen vorkommt, schlecht entschuldigten Talmudsstelle einfach zugestanden gewünscht. Ob die große Begeisterung des Herrn Verf. für die Juden daher stammt, daß er nur mit edlen Juden umgegangen ist? Man könnte es fast aus S. 121 schließen, wonach er erfahren hat, daß mancher Jude lieber den Prozeß aufgibt, als daß er einen Eid ablegt, von dem er durchaus nichts zu besorgen hat. Uns haben Juristen anderes aus ihrer Praxis mitgeteilt. Die Ausführung S. 121 ff. läßt erkennen, daß sich in den jüdischen Schriften doch höchst bedenkliche kasuistische Deuteleien über die Verbindlichkeit des Eides finden. Auch in bezug auf die kol nidre-Formel hätte der Verf. unseres Erachtens besser gethan, mit verständigen Juden ihre Abstellung zu betreiben, als durch ihre Verteidigung die Beibehaltung einer so mißverständlichen Formel zu empfehlen. Die laxen Sätze über Heuchelei S. 142 f. können wir nicht billigen. Gut ist, daß Kopp die Erklärung der Kabbala-Stelle (S. 159 ff.) einfach aus Delitzsch (Schachmatt den Blutlügnern Rohling und Justus) entnommen hat. Sie ist zugleich ein Zeugnis, welche widerliche Phantasien auch in der Kabbala vorkommen. Wundertierneeije sagt Kopp S. 164 selbst, daß sich nach der Periode der Mischnah alle Juden der Führung der Rabbiner unterordneten und ist doch S. 152 so empört über Rohling, daß er von dem Glauben an rabbinische Unfehlbarkeit redet. S. 165 ist es Kopp passiert, daß er, Rohling vorwerfend, er habe Eisenmenger mit den Druckfehlern abgeschrieben, Eisenmenger mittelst eines Druckfehlers citiert (I, 388 st. 338). Wir brauchen bei der ganzen Stellung Kopps nicht erst zu erwähnen, daß er dafür eintritt, der Staat solle alle Wissensgebiete und Berufszweige allen Staatsbürgern ohne Unterschied der Konfession (soll heißen: Religion) zugänglich machen (S. 196), in bekannter Manier dieser Freiheit den Ghetto gegenüberstellend. Es gibt doch auch einen Mittelweg.

B. F.

— Die Hausfrau. Eine Mitgabe für angehende Hausfrauen von Henriette Davidis. Nach dem Tode der Verfasserin bearbeitet von Emma Heine. 13. durchaus verbesserte Auflage. (Leipzig, E. A. Seemann,) 1886. 444 S. 8°. geb. 4,50 M. und 5,50 M.

— Der Beruf der Jungfrau. Eine Mitgabe für Töchter bei ihrem Eintritt ins Leben. Von Henriette Davidis. 11. aufs neue durchgesehene und verbesserte Auflage. (Leipzig, E. A. Semann.) 286 S. 8°. geb. 3,80 M.

Die klassischen Werke der Henriette Davidis haben eine so bedeutende soziale Wirksamkeit entfaltet, daß auch auf diesen Blättern ihrer rühmlichst gedacht werden muß. Es wird zwar mancher über Lehrbücher aller häuslichen Tugenden und Fertigkeiten ebenso geringschätzig denken, wie über Lehrbücher zum Selbstunterricht im Fechten. Und es ist wahr, daß ein wesentlicher Mangel an Schick und Takt und häuslichem Sinn selbst durch das Studium von Davidis' Hausfrau nicht ausgeglichen werden kann. Aber dieser Mangel ist doch heutzutage in Deutschland noch nicht die Regel, wenn er auch durch „Vererbung und Anpassung" sich auszudehnen strebt, und ihn bei den Gattinnen, Schwestern und Bräuten unserer Leser als möglicherweise vorhanden anzunehmen — das wird selbst der uns nicht zumuten wollen, der durch die Verhandlungen des Breslauer Kongresses für innere Mission seine Begeisterung für die Kritik an der konservativen Presse hat auffrischen lassen. Wer also zu der schweren Wahl der Weihnachtsgeschenke gern einen auf eigenster Erfahrung beruhenden Rat annimmt, der untersuche heimlich die Büchereien der Damen, die er beschenken will oder muß, und findet er außer dem Davidisschen Kochbuch kein anderes Buch dieser Verfasserin, oder nur alte Auflagen, so beschaffe er vor allen Dingen (je nach den Altersverhältnissen) eines der oben genannten. Er handelt dann, wie er sehr bald erkennen wird, im Interesse des ganzen Hauses und treibt mehr praktische Sozialpolitik, als wenn er jährlich zwei Kongresse besucht. Jedoch hüte er sich, selbst in diese Bücher hineinzublicken, denn er könnte sonst ein gewisses Maß theoretischer Sachverständigkeit sich anlesen und damit seiner Hausfrau plötzlich als „ganz unleidlicher Dilettant" erscheinen, was ich im Interesse seines abendlichen Friedens ihm nicht wünschen möchte.

Th. M.

Die Wohnungs- und die landwirtschaftliche Not.

Von

Emil Richter.

(Schluß.)

Nicht minder verhängnisvoll für den Verlauf der Verhandlungen wie die Verkennung der Einwirkung der Wohnungsnot auf die Gesinnung der Bevölkerung war auch die Meinung des Berichterstatters, daß es sich hier nur um ein Uebergangsstadium handle. Allerdings, insofern am Ende jeder Zustand in der Entwickelung der Dinge und der Menschheit einen Uebergangszustand darstellt, insofern kann man auch hier von einem solchen reden. Aber wir hoffen, durch unsere Ausführungen im Eingang gezeigt zu haben, daß der Uebergang hier nicht zu einer Milderung, sondern nur zur weiteren Verschärfung in der Endgestaltung führen muß, wenn man dem Fortgang so unthätig wie bis jetzt zusieht. Je weiter die Ausbildung des Scheinbesitzes fortschreitet, je rücksichtsloser, weil immer weniger gehemmt, muß der Kapitalismus auf jenem lasten und je schärfer wird für den Scheinbesitzer das Entweder oder der Ausbeutung auf das Aeußerste oder des persönlichen Unterganges gestellt sein. Der Berichterstatter des Vereins für Sozialpolitik setzte eine sonderliche Hoffnung auf das Verkehrswesen und dessen zukünftige Entwickelung. Aber was geschieht denn hier? Wir haben in dieser Beziehung noch nicht einmal etwas von England gelernt; und das Verhältnis des dem Berichterstatter unterstehenden Gemeinwesens zu der den Verkehr desselben ausbeutenden ausländischen Pferdebahngesellschaft ist doch wohl kein Beweis, daß man es versteht, die Wohnungsnot durch Entwickelung der Verkehrsverhältnisse zu mildern. Man läßt die guten Verkehrsstrecken ausbeuten; vom Bau solcher Strecken, welche geeignet gewesen wären, eine Entlastung der Wohnungsverhältnisse zu fördern, hat man aber entbunden; und dabei gestattet man Fahrpreise und auf den Linien, welche etwa der Dezentralisation der Bevölkerung dienlich sein könnten, einen Betrieb, der dem ganzen Verkehrszweck Hohn spricht. Die Hoffnung auf Verbesserung durch die Verkehrseinrichtungen erscheint daher als eine sehr platonische. Jedenfalls ist die Hoffnung auf die Zukunft hinsichtlich einer so brennenden Frage, wie es die Besitzverschiebung insbesondere hinsichtlich der hier vorliegenden Fragen ist, eine sehr verspätete.

Fast alle Vorschläge, die in Hinsicht auf die Besserung der Wohnungsverhältnisse durch den Hauptberichterstatter gemacht wurden, liefen indes auf Hoffnungen hinaus. Es wurde gehofft, daß die Wohlthätigkeitsanstalten ihr Kapital dem Häuserbau zuführen

sollten; aber da die Wohlthätigkeitsanstalten ihr Kapital mündelsicher anzulegen haben, so wird es wohl schon zu einem sehr erheblichen Teil, wenn auch indirekt, diesem Zweck dienen; also kann von da keine wirksame Hilfe kommen. Die Vorschläge, durch gesetzgeberische Bestimmungen die Beschaffenheit der Wohnungen vorzuschreiben, und ebenso die Beschaffenheit und Größe der Wohnung, welche jede neuzuziehende Familie nachzuweisen hat, um Aufenthalt zu erlangen, waren thatsächlich die besten, die gemacht wurden; aber sie sind negativer Natur und können wohl eine Steigerung des gegenwärtigen Zustandes verhüten, aber demselben nicht abhelfen; und außerdem bedürfen sie, um erfolgreich zu sein, einer sehr scharfen und unnachsichtigen Durchführung, an der man wohl zweifeln kann, wenn man vor Augen hat, wie übel es hinsichtlich der Durchführung der sittenpolizeilichen Vorschriften, obgleich hier strafgesetzliche Bestimmungen zur Hilfe kommen, aussieht. Immerhin wurde wenigstens in dieser Hinsicht Verwertbares geboten und wir wollen hoffen, daß die notwendige Einflußnahme auf die gesetzgebenden Faktoren nicht ausbleibt, damit selbst Maßnahmen, welche der allzustarken Wucherung zwar einigermaßen entgegenwirken könnten, welche aber doch nur erst — schon wegen der üblichen Rücksichtnahme auf bestehende „Eigentumsverhältnisse" und bezeichneten dieselben in Wirklichkeit die ärgste Verneinung des Eigentumsbegriffs — sehr langsam wirken könnten, nicht nur als fromme Wünsche geäußert worden sind.

Wie wir schon bemerkt haben, erschienen als die seltsamsten, um nicht zu sagen unglaublichsten, Vorschläge diejenigen des Herrn Professor Schmoller, und es ist bezeichnend, daß sie, abgesehen von denen des Herrn Pfarrer von Bodelschwingh, die aber erst später zu Gehör kamen, die einzigen positiven waren. Denn man kann es doch nicht als positiven Vorschlag zur Ueberwindung eines Notstandes bezeichnen, wenn man auf die Bildung ganz oder halb wohlthätiger Gesellschaften hofft. Da liegt der Boden der Gründerei schon ebener. Und in der That geht der Vorschlag des Herrn Professor Schmoller dahin, daß sich große Aktiengesellschaften, womöglich nur eine einzige für eine große Stadt, bilden sollen. Diese Aktiengesellschaften aber sollen nicht etwa Häuser bauen — wodurch doch allein, abgesehen von der Erschwerung des Zuzugs nach überfüllten Städten, der Wohnungsnot gesteuert werden könnte — sondern diese Aktiengesellschaft soll nur die zum Zwangsverkauf kommenden oder nahe am Zwangsverkauf stehenden Häuser ankaufen — diese Aktiengesellschaft soll also nichts mehr und nichts weniger als die Besitzverschiebung monopolisieren und damit das System, das durch die Zwischenschiebung des Scheinbesitzes angebahnt wurde, vollenden; denn damit wäre die Persönlichkeit des Besitzes systematisch beseitigt und der Dienst ohne Gegendienst, das reine Lohnverhältnis des sozialen, nationalen, staatlichen und kommunalen Zusammenhangs zum Besitz, und zwar zum anonymen, hergestellt und dies unter dem heiteren Schirme einer Beseitigung der Wohnungsnot, welche wie die Kredit- und Produktionsnot der Landwirtschaft ihre Quelle in der anwachsenden Unpersönlichkeit des Besitzes hat.

Das nennt sich Sozialpolitik! Allerdings fand denn doch diese erstaunliche Meinung keinen Anklang in der Versammlung; sie wurde indessen mit Entschiedenheit nur bekämpft durch den Vertreter des städtischen Latifundienwesens, der sich sogleich als Besitzer von 50 Miethäusern einführte, was die Unklarheit hinsichtlich des heutigen Besitzstandes komisch genug bezeichnet. Denn da der Betreffende von vornherein feststellte, was wir schon bemerkten, daß er nur einen einzigen schuldenfreien Hausbesitzer in ganz Deutschland kenne, so gab er indirekt seine eigene Stellung zwischen wirklichem und Scheinbesitz zu; und er hätte nur begreifen müssen, daß es bei einer solchen Ausdehnung des Hausbesitzer-„Geschäfts" (welcher Ausdruck thatsächlich gebraucht wurde) ganz gleichgültig ist, ob der Scheinbesitzer noch den Besitzschein wahrt, oder ob er etwa als Direktor oder Bevollmächtigter einer Aktiengesellschaft seine wirkliche Stellung auch nach außen hin bezeichnet. Im übrigen war es selbstverständlich, daß der Vertreter des

latifundischen Hausbesitzes gegen den Vorwurf des herrschenden Hauswuchers auftrat und erklärte, daß derselbe in ganz Deutschland nur ganz ausnahmsweise existiere; und er blieb sicher im Recht des Wortgefechts, als der Gegner beigab und nicht von subjektivem sondern von objektivem Wucher gesprochen zu haben vorgab — was freilich nicht hindert, daß der Wohnungswucher und zwar der subjektive einen unerträglichen Höhepunkt erreicht hat. Dem Verlangen, daß den Hausbesitzern polizeiliche Befugnisse gegen die Mieter eingeräumt würden, begegnete zwar die Versammlung allgemein mit Kopfschütteln; allein daß sich eine große Aktiengesellschaft nach Monopolisierung des Häuserbesitzes derartige polizeiliche Befugnisse schon zu verschaffen wissen wird, wird man nicht in Zweifel ziehen dürfen. Auch die Forderung des gedachten Vertreters des Latifundienwesens, daß die Lasten der Straßenerhaltung ꝛc. von den Gemeinden übernommen werden müßten, werden sicher mit ganz anderem Nachdruck gestellt werden, wenn erst die anonyme Gesellschaft als Besitzerin ganzer Städte ihre Diktate erlassen wird; und daß dieser Gedanke der Monopolisierung des Häuserwuchers Anklang fand, bewies der von anderer Seite gemachte Hinweis auf den eigentlichen kapitalistischen Zweck — die Verzinsung. Mit einer Naivität ohnegleichen wurde ausgesprochen, daß die Aktiengesellschaft sich an der Beseitigung der Wohnungsnot durch Häuserbau nicht beteiligen könne, da in solchem Falle die Verzinsung nicht sicher sei. Um so sicherer sei dieselbe bei der Erwerbung im Zwangsverkauf oder unter ähnlichen Verhältnissen. Haben wir da nicht recht, auszurufen: Das nennt sich Sozialpolitik!

Wenn nun der Schluß der Verhandlung über die Wohnungsnot dahin ging, daß Einstimmigkeit darüber herrschte, ein allgemeines Zusammenwirken aller Kräfte sei nötig, um der Wohnungsnot zu steuern, so ist mit solcher Einstimmigkeit da, wo der einzige positive Vorschlag auf das unbedingte Gegenteil des hier vorgesteckten Zieles hinausläuft, wenig genug gewonnen; und man kann billig fragen, ob wirklich durch die stattgehabten Verhandlungen einiges zur Förderung der hingestellten Aufgaben geschehen sei. Will man einen Notstand bekämpfen, so muß man seine Quelle verstopfen, aber nicht dieselbe öffnen.

Was nun die landwirtschaftliche Seite des vorliegenden Notstandes betrifft, so haben wir schon eine etwas bessere Behandlung derselben anerkannt, wenigstens nach der praktischen Seite hin, wobei allerdings zu statten kam, daß hier schon einige praktische Vorarbeiten von richtunggebender Bedeutung vorlagen, sodaß man sich nur an dieselben zu halten brauchte; so ist man dann aber auch theoretisch nicht über das, was die greifbare und immerhin beschränkte Praxis bot, hinausgekommen.

Die Gefahr aus der Einschiebung des Scheinbesitzes äußert sich begreiflicherweise in anderer Art, wie die auf dem städtischen Boden. Sie äußert sich nicht sowohl, wie die Wohnungsnot, durch den Druck des Scheinbesitzes, sondern durch einen Druck auf den Scheinbesitz und auf den etwa noch vorhandenen wirklichen. Im städtischen Verhältnis scheint es dem Scheinbesitz in den meisten Fällen immer noch zu gelingen, die Ansprüche des Kapitals zu befriedigen, wenn auch mit Mitteln, welche das ganze Verhältnis zur sozialen Eiterbeule werden lassen. Im landwirtschaftlichen Verhältnis liegt aber die Gefahr in der zunehmenden Unmöglichkeit, die Verpflichtungen gegen das Kapital zu erfüllen; und die Bedeutung der Gefahr liegt darin, daß es sich hier um alten historischen Besitz handelt, obgleich derselbe auf dem Wege, den wir oben gezeichnet haben, zu einem sehr großen Teil zum Scheinbesitz geworden ist und nun in der größten Gefahr schwebt, im kapitalistischen Latifundienwesen aufzugehen. Daß dies letztere insbesondere anerkannt wurde und daß man den Unterschied zwischen dem repräsentativen und wirtschaftlichen historischen Großgrundbesitz und dem lediglich ausbeuterischen Latifundienwesen klar zum Ausdruck brachte, ist ohne Zweifel eines der wichtigsten Ergebnisse der Verhandlungen.

Im übrigen aber bewegten sich auch hier die Verhandlungen bewußt oder unbewußt in den Zirkeln des Manchestertums. Man hielt sich auch nicht lange bei Prüfung

der Ursachen des landwirtschaftlichen Notstandes auf, sondern schloß sich, wie bemerkt, bei den Verhandlungen eng an Gegebenes an — einerseits an das sogenannte Hundertmillionengesetz, vermöge dessen in Posen und Westpreußen polnischer Grundbesitz angekauft und durch deutsche Bauern kolonisiert werden soll, und an den Privatversuch zur Hebung des Kleingrundbesitzes, welchen der Rittergutsbesitzer Sombart durch Parzellierung des Rittergutes Steesow in der Priegnitz unternommen hat. Dieser letztere Versuch, obgleich er den Gegenstand des Hauptberichtes, der vom Urheber selbst erstattet wurde, bildete, wurde im Laufe der Verhandlungen kaum berührt, obgleich er, als ein gegebenes praktisches Beispiel, vor allen Dingen hätte zur Kritik Anlaß bieten sollen und solchen Anlaß auch wirklich bot. Vielmehr war das im preußischen Gesetz aufgestellte „Rentengut"prinzip der Angelpunkt der Erörterung, die sich wesentlich darum drehte, ob Rentengut oder freier Besitz mit eventuellem Verkaufsrecht vorzuziehen sei. Dahinein spielten dann nur nebenbei Fragen, welche das Grundverhältnis betreffen, insbesondere die Differenz zwischen Real- und Personalkredit, Anerberecht u. dergl., wobei man ebenfalls nicht über die landläufigen manchesterlichen Anschauungen hinaus kam. Dagegen wurde die so außerordentlich wichtige Frage der bäuerlichen Gemeindeorganisation zwar einmal im besten Sinne gestreift, aber doch nur gestreift, obgleich eine eingehende Erörterung gerade dieses Punktes im Hinblick auf die Kolonisationsthätigkeit in Preußen ein großes Interesse hätte bieten können, während die Rentengutserörterung bei der fast allgemeinen Uebereinstimmung der Redner mit dem „Prinzip" des Rentengutes nichts hieß, als Eulen nach Athen tragen.

Weit weniger Uebereinstimmung herrschte über die Kernfrage, nämlich darüber, ob ein landwirtschaftlicher Notstand des Grundbesitzes, der außerordentliche Maßnahmen, wie Neubildung eines bäuerlichen Grundbesitzes, erheische, wirklich bestehe, während man in den landwirtschaftlichen Kreisen selbst darüber doch wohl einig ist. Jedenfalls war man über den Umfang, den eine derartige Maßnahme erhalten dürfe, sehr geteilter Ansicht. Eine praktische Beleuchtung, die ihr Licht auch auf die vorangegangene Verhandlung über die städtische Wohnungsnot zurückfallen ließ, kam erst durch Herrn Pfarrer von Bodelschwingh in die Verhandlung, indem derselbe den sozialen Kern der Sache, nämlich die Wichtigkeit des persönlichen Besitzes und insbesondere des persönlichen Grundbesitzes, wenn auch im kleinsten Begriff der „Scholle", heraushob. Daß das Umsichgreifen des Zustandes, den wir eingangs zu zeichnen suchten und der, wenn ihm nicht Einhalt geschieht, sicher das moderne Staatswesen auseinandersprengen wird, nur geschehen konnte, weil die Erhaltung und Pflege des persönlichen Besitzes vollständig vernachlässigt worden ist und weil Gesetzgebung und Staatspraxis weit mehr auf Auflösung als auf Erhaltung des persönlichen Besitzes hingerichtet waren und sind, ist leicht nachzuweisen. Die Mißliebigkeit der sogenannten Zwergwirtschaften, welche in den Verhandlungen ebenfalls Ausdruck fand, die Begünstigung des bäuerlichen Anerberechtes und der Zusammenschließung und Zusammenhäufung des bäuerlichen Besitzes bei gleichzeitiger Vernachlässigung der Entwickelung der bäuerlichen Gemeinde sind sprechende Zeugnisse für jene Vernachlässigung, obgleich über das Interesse an den bestehenden Verhältnissen, das auch der kleinste sichere Besitz einflößt, gar kein Zweifel sein kann.

Wir stehen nicht an, es auszusprechen, daß die Hervorhebung der Wichtigkeit des persönlichen Besitzes uns entschieden als das bedeutsamste Ergebnis der gepflogenen Verhandlungen erschien — ergänzt durch die Anerkennung, daß der Grundbesitz nicht nur Rechte gewähren könne, sondern auch Pflichten auferlege und daß daher Entfremdung des Grundbesitzes von seinem wirtschaftlichen Zweck den Staat berechtigen müßte, einzugreifen und unter Umständen das Besitzrecht zu entziehen.

Diese letztere Anerkennung wurde ausgesprochen einmal in Anwendung auf die Häuser- und Wohnungsfrage, dann aber auch in Beziehung auf die Bewirtschaftung der ungeheuren Moorflächen, welche mit fast 300 Quadratmeilen Umfang sich in

Deutschland noch vorfinden und für Hunderttausende noch Raum zur Ansiedelung darbieten. Gegen die Anregungen, welche nach dieser Seite hin gegeben wurden, trat die Darstellung eines praktischen Versuches in Bielefeld, die Wohnungsfrage durch Herstellung von „Zwergbesitz“ zu lösen, und die Darstellung der sozialen Bedeutung der dadurch zu erreichenden Einwirkung in sozialer Hinsicht zurück, obgleich diese den allgemeinsten Beifall fand und sich auch gegen die praktische Durchführung keinerlei Bedenken erhoben. Aber immer erhebt sich die Frage wegen Nachfolge! Man kann wohl, selbst von lebendigen Teilnehmern an den hier gepflegten sozialpolitischen Bestrebungen, erwarten, daß sie leichten Herzens den Grund und Boden noch ferner an die kapitalistischen Latifundien ausliefern, aber für eine praktische Wirksamkeit zur Wiederherstellung eines Schollenbesitzes für die besitzlos gewordene Bevölkerung dürfte sich noch lange Zeit nur hie und da ein Arm regen.

Dieser Einsicht konnte man sich trotz des Beifalls, den der neue Versuch, kleinsten Besitz aus sozialpolitischen Gründen zu bilden, bei der Versammlung fand, nicht verschließen, wenn man die allgemeine Haltung hinsichtlich der Frage der Förderung des Kleingrundbesitzes im allgemeinen betrachtete. Die rein formelle Frage des Rentengutes blieb immer der Dreh- und Angelpunkt der Verhandlung, und trotz vieler trefflicher Einzelheiten hinsichtlich der Erörterung thatsächlicher Verhältnisse konnte man damit natürlich nicht auf einen grünen Zweig gelangen; man empfahl schließlich zwar die Uebertragung der Grundsätze des Rentengutgesetzes auf den ganzen preußischen Staat, aber weil man dadurch das Interesse des kapitalistischen Besitzes, wovon doch beim Scheinbesitz nur noch die Rede sein kann, gefährdet meinte, geschah diese Empfehlung mit größter Vorsicht, und erst nachdem ein Redner festgestellt hatte, daß das Gesetz keinen Zwang einschließe oder fordere. Die sozialen Anregungen, wie der Hinweis darauf, welche Bedeutung es haben würde, wenn an die Stelle der Hoffnungslosigkeit der Arbeit, wie sie gegenwärtig herrscht und herrschen muß, wieder die Hoffnung auf die Möglichkeit eines Besitzerwerbes erweckt würde, blieben zunächst am Boden liegen, ebenso wie der erwähnte Hinweis auf die Thunlichkeit einer Entwickelung der bäuerlichen Gemeinde nach der genossenschaftlichen Seite hin; und nur die Frage der Gestaltung des persönlichen Kredits anstatt des dinglichen wurde etwas breiter behandelt.

Vor den Erörterungen der gelehrten Vereine und Versammlungen, selbst wenn sie sich zur sozialpolitischen Richtung im Gegensatz zur manchesterlichen bekennen, können also die Dinge dennoch gehen, wie sie gehen. Der Verein blickt mit einigem Stolz auf die Untersuchungen über die vorliegenden Fragen, welche er veranstaltet, und auf die stattliche Anzahl von Bänden, die er darüber veröffentlicht hat — aber wir haben schon ausgesprochen, daß davon auf die stattgefundenen Verhandlungen nur wenig Licht herüberfiel. Das Schicksal solcher Untersuchungen ist überall ein gleiches; es ist genug, wenn sie gedruckt sind — sie nun zu erfassen, den dargestellten Thatsachen nach ihren Ursachen hin nachzugehen, das fällt niemand ein. Trotzdem wir in den Verhältnissen des landwirtschaftlichen Notstandes ebensowohl wie in denen des städtischen die Bewegung vom persönlichen Besitz durch das Nadelöhr des Scheinbesitzes zum unpersönlichen auf das deutlichste vor uns haben, fiel auf dieselben in den Verhandlungen kein Schatten außer den ungeheuerlichen „sozialpolitischen“ Gedanken des Herrn Professor Schmoller, den letzten Schein des persönlichen Besitzes in aller Form an die Unpersönlichkeit auszuliefern. Der entgegengesetzte Gedanke, durch die Schollenwirtschaft gerade dem persönlichen Besitz wieder aufzuhelfen, konnte daher auch kaum verstanden werden, und das „Rentengut“, das prinzipiell den wirtschaftlichen Besitz, insbesondere auch den sozialpolitischen ausschließt, fand daher allgemeinen Anklang.

Gleichwohl, und so wenig optimistisch wir sind, erkennen wir den Beginn einer aussichtsvollen Reaktion gegen jene soziale Auflösung, welche in der Ausbreitung des unpersönlichen Besitzes vor sich geht. Selbst jene noch ganz auf manchesterlichem Boden stehenden Versuche, wenigstens die persönliche Existenz wieder ein wenig mehr gegen

das Ungefähr zu sichern, bezeichnen den Drang nach einer Reaktion, für welche sogar die vielfach verbreitete Gleichgültigkeit gegen den Gang der sozialen Bewegung nur eine Vorbereitung ist. Freilich ist nicht zu erwarten, daß diese Reaktion auf den manchesterlichen Besitzbegriff, der eine so ungeheuerliche Häutung durchgemacht hat, zurückführen werde. Das ist nach den Erfahrungen, die wir daran gemacht haben, auch schwerlich zu wünschen. Wir müssen uns einfach daran gewöhnen, daß der schablonisierende Individualismus des Liberalismus ebenso ein Scheinindividualismus ist, wie der Besitz unter dem Manchestertum ein Scheinbesitz. Und wenn wir uns daran gewöhnt haben, dann werden wir auch dazu kommen, zu erkennen, daß der sogenannte individuelle und unbeschränkte Besitz gar nicht die Voraussetzung des wirklichen Individualismus ist. Man erkennt wieder an, daß der Besitz verpflichte, und man ist wieder nahe dabei, das Recht des Besitzes der Nichterfüllung der angeknüpften Pflicht abzusprechen. In der That, wenn die Verhandlung am 24. und 25. September nach dieser prinzipiellen Seite hin mit Nachdruck geführt worden wäre, dann würde sie vielleicht für die Lösung der aufgeworfenen Fragen eine Leistung vollbracht haben.

Die Juden in Frankreich.

Vortrag, gehalten in einer christlich-sozialen Volksversammlung

von

Dietrich von Oertzen.

Ich habe Grund zu glauben, meine Herren, daß ich den meisten von Ihnen als Unbekannter gegenübertrete. Dennoch kann ich mich Ihnen als eines der ältesten Mitglieder der christlich-sozialen Partei vorstellen. Zwar bin ich in den Tagen, wo die Partei gegründet wurde, nicht in Berlin anwesend gewesen — ich gab damals im Norden unseres Vaterlandes eine konservative Zeitung heraus — aber eben in diesem Blatt habe ich, sobald mir die Post das christlich-soziale Programm überbracht hatte, folgendes geschrieben: „Jetzt hat die christlich-soziale Partei in Berlin, um dem Vorwurf zu begegnen, sie wisse nicht, was sie wolle, ein Programm aufgestellt — ein Programm, das wir mit großer Freude begrüßen; es ist mit geringfügigen Aenderungen ganz dazu angethan, auch für ein Programm der Konservativen in dieser Richtung den Ausgangspunkt zu bilden; es enthält Ideen, die wir unbedingt für die Ideen der Zukunft halten und deren ruhige, sachliche, leidenschaftslose Vertretung die konservative Partei wieder zum maßgebenden Faktor unseres Staatslebens zu machen, ganz besonders beitragen könnte."

Auf diesem Standpunkt, meine Herren, stehe ich noch heute. Und ich kann nur bedauern, daß die sozialen Fragen von der Regierung und von den gesetzgebenden Körperschaften unseres Volkes nicht noch energischer und nachdrücklicher in die Hand genommen worden sind.

Billige ich aber im ganzen und großen die Forderungen des christlich-sozialen Programms, so habe ich mich in Einem Punkt stets Ihnen ganz besonders verbunden gefühlt, hinsichtlich der Art und Weise nämlich, wie die Judenfrage, im Unterschiede von den „reinen" Antisemiten, fast immer bei Ihnen behandelt worden ist.

Wir haben ja neuerdings hier in Berlin wieder sehr lebhaft den anderen Standpunkt vertreten hören, daß es eine Verirrung sei, die Juden auch als Religionsgesellschaft aufzufassen. Man will die Judenfrage zur Rassenfrage machen, und womöglich gar die Antisemiten der Rechten und Linken zu einer neuen Partei vereinen. Mir scheint das oberflächlich in der Theorie, unmöglich in der Praxis. Vom reinen Rassenstandpunkt aus kann man, meines Erachtens, niemals weiter kommen, als daß man bequeme Kritik an den Juden übt, ihre Schwächen verspottet, die Leidenschaften gegen sie wachruft. Wie man aber jemals auf diesem Wege zu den unentbehrlichen ge-

setzlichen Maßregeln gelangen will, das verstehe ich nicht. Will man die Semiten von der Anstellung in unserem Staatsleben ausschließen, mohammedanische Hamiten aber in die Verwaltungen eindringen lassen? Oder soll etwa die kaukasische Rasse die allein berechtigte sein?

Mir scheint der einzig haltbare Standpunkt, daß man den christlichen Staat verlangt, daß man sagt: nur Christen dürfen als Vertreter der Monarchie unser Volk regieren, als Offiziere befehlen, als Richter Recht sprechen, als Lehrer unterrichten — Juden, Heiden und Mohammedaner sind dazu nicht im stande. Christliche Ehe, Schule, Justiz, Verwaltung — das sind die Grundrechte unseres Volkes. Nur dieser Weg ist klar und einfach — nur so halte ich es für möglich, daß diese wichtige Frage — eine der bedeutungsvollsten unseres Volkslebens — befriedigender Lösung entgegengeführt wird.

* * *

Die Mittel, welche man angewandt hat, das Judentum zu bekämpfen, sind je nach Zeit und Ort sehr verschiedene gewesen. Bis ins früheste Mittelalter gehen die Judenverfolgungen in Spanien, Frankreich, Deutschland zurück. Im 15. Jahrhundert trieben die Juden in Spanien durch ihren Wucher die ganze ländliche Bevölkerung zur Verzweiflung. Als dann ums Jahr 1392 Ferdinand der Katholische zur Regierung kam, wußte er sich nicht anders zu helfen, als daß er 160 000 jüdische Familien austrieb und verbannte, und ihnen bei Todesstrafe die Rückkehr verbot.

Frankreich hatte schon sehr viel früher, nämlich im Jahre 1306, dieselbe Maßregel in Anwendung gebracht und dadurch die Juden vorzugsweise in das Elsaß gedrängt, wo sie darum bis heute so dicht sitzen und mit unseren deutschen Brüdern im Jahre 1870 leider auch mit annektiert werden mußten. Bis 1740 waren sie in Frankreich nur geduldet. Dann begann ihre Befreiung, die allerdings erst zum Abschluß gelangte im Jahre 1791.*)

Der erste Vorkämpfer für diese Freiheit war Graf Mirabeau, der in Berlin im Mendelssohnschen Kreise die Anregung empfangen hatte, eine Schrift über „Die politische Reform der Juden" zu verfassen. Aber weder die Reichsstände von 1789, noch auch die spätere Nationalversammlung bewiesen großes Interesse, auf die Judenfrage einzugehen. Neben einigen Fürsprechern in den Versammlungen hatten sie vielmehr auch heftige Gegner. Und als im Dezember des genannten Jahres endgültig entschieden werden sollte, ob Schauspieler, Scharfrichter, Protestanten und Juden, welche man an vielen Orten von den Wahlen ausgeschlossen hatte, der allgemeinen Menschenrechte teilhaftig werden sollten, ergab die Abstimmung das merkwürdige Resultat, daß die Protestanten bekamen, was sie wollten, die Juden aber nicht.

Das spornte sie indes nur zu neuer eifriger Thätigkeit. Und hatten sie sich bisher schon durch ihren Wetteifer in revolutionärer Begeisterung und durch lärmendes Reden in den politischen Klubs hervorgethan, so steckten sie sich nun — Geld und gute Worte halfen dabei — hinter die Kommune auf dem Stadthause von Paris und erweckten hier eine wahre Judenbegeisterung; ja sie veranlaßten den Stadtrat, bei der Nationalversammlung zu ihren gunsten vorstellig zu werden. Das half dann endlich; und am 28. September 1791 wurden die letzten Ausnahmsmaßregeln gegen sie feierlich aufgehoben.

Aber die Juden wurden ihrer neu erlangten Rechte durchaus nicht froh. Es kamen die Tage, wo die Schreckensherrschaft sich nicht nur gegen die Aristokraten, son-

---

*) Anm. d. Verf. Die nachstehenden kurzen Notizen über die Emanzipation der Juden in Frankreich am Ende des vorigen Jahrhunderts sind wesentlich dem Aufsatz des Herrn Professor Heman entnommen, der sich im Jahrgang 1883, S. 469 ff. dieser Zeitschrift findet.

dern gegen alle Besitzenden richtete, die überhaupt etwas zu verlieren hatten. Da verfielen auch viele Juden dem Gefängnis oder dem Schaffot; nur mit großer Mühe und gegen ungeheures Lösegeld konnten andere den Kopf aus der Schlinge ziehen, und zwar oft gerade diejenigen, die sich durch Ankauf der vom Staat geraubten Kirchengüter leicht und schnell bereichert hatten. Ein einziger, Peixotto von Bordeaux, zahlte mehr als eine Million für sein Leben. Noch schlimmer ging es den Juden im Elsaß. Hier hatten sie zahlreiche Bauern von Haus und Hof vertrieben — ein Sechstel des Grundbesitzes ging einmal innerhalb weniger Jahre in ihren Besitz über. Und als nun im ganzen Lande alles drüber und drunter ging, warf sich hier erklärlicherweise das Volk nicht auf den Adel und seine Schlösser, sondern weit heftiger auf die Juden; und nur mit Mühe konnte Mordbrennerei und Gemetzel in größerem Stil von den Behörden verhindert werden.

Napoleon I. war ein kluger Mann und darum den Juden nichts weniger als gewogen; er hatte mit eigenen Augen gesehen, wie sie auf seinen Kriegszügen dem Heere folgten oder auflauerten, um geplünderte Sachen zu kaufen, auch wie sie sich stets als Spione anboten. Ihre Beschwerden bei ihm, die sie besonders zudringlich vortrugen, als er von seinem ersten österreichischen Feldzug durch Straßburg nach Frankreich kehrte, hatten daher auch keine andere Wirkung, als daß er sich einfach auf die Seite der Beklagten stellte.

Dieselben Ansichten trug er mehrfach auch im Staatsrat vor, als hier die Judenfrage zur Behandlung kam, und er gab dem judenfreundlichen Andringen einiger Räte nur insoweit nach, daß er halb aus Spott, halb um die von den Juden so oft beteuerte aufgeklärte Vorurteilslosigkeit zu prüfen, ein Judenkonzil nach Art des alten Sanhedrin nach Paris berief, das sich hauptsächlich über die beiden heikelsten Fragen damaliger Zeit aussprechen sollte, nämlich erstens, ob das jüdische Gesetz Mischehen zwischen Juden und Christen gestatte, und zweitens, ob der Wucher gegen Nichtjuden erlaubt sei, oder nicht. Die Juden waren damit vor die Frage gestellt, ob sie ihre Satzungen preisgeben, oder auf die Gleichberechtigung mit den Franzosen verzichten wollten. Man wählte das erstere. Die freisinnigen Elemente hatten in dem Sanhedrin die Mehrheit und so gab man, wenigstens erklärte man es, die alten Satzungen preis. Ja man begeisterte sich so für die neue, unter Napoleon angebrochene Aera, daß man die Büste des Kaisers zum Entsetzen der orthodoxen Juden in der Synagoge zu Paris aufstellte, vor derselben französische und hebräische Hymnen anstimmte und Lobreden auf den Kaiser in allen Sprachen von den Rabbinern halten ließ.

Die Meinung des Kaisers über die Juden ist trotzdem niemals eine andere geworden, als ursprünglich; er ließ die Beschlüsse dieses und eines späteren internationalen Sanhedrins lange Zeit unbestätigt liegen, und schränkte sogar endlich die Rechte der Juden wieder sehr bedeutend ein.

Der eigentliche Aufschwung des Judentums zur wirtschaftlichen und politischen Macht vollzog sich in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts; er hängt damit zusammen, daß in dieser Zeit die Pariser Börse zur bedeutendsten des europäischen Festlandes sich ausgestaltete. Diese Börse zog Juden über Juden nach Paris, die Erlanger und Oppenheim, die Hirsch und Heine, die Bischofsheim und Königswarter, vor allem aber die Familie Rothschild, welche, von Jahr zu Jahr mächtiger geworden, heute nahezu finanzielle Allmacht ausübt. Wo der Staat, wie in Berlin, sich den Juden gegenüber spröder verhielt, blieb ihr politischer Einfluß in bestimmten engeren Grenzen. In Frankreich aber entwickelte sich zuerst, begünstigt durch den ununterbrochenen Wechsel der Regierungen und der ganzen Staatsform, jene ebenso enge als unheilvolle Verquickung von Börse und Politik, die Praxis die Politik durch das Geldgeschäft zu beeinflussen und umgekehrt auf Grund des politischen Einflusses Geldgeschäfte zu machen. Daß dieses System nur in einem sinkenden, verfallenden Staatswesen blühen kann, liegt auf der Hand. Aber Frankreich verfällt auch. Und als landloses Parasitenvolk fühlen sich

die Juden um so wohler, je mehr die zunehmende Zersetzung und wachsende sittliche Fäulnis ihnen „das freie Spiel der Kräfte“ gestattet.

Eine jüdische Gestalt, welche das allmähliche Emporkommen Israels gewissermaßen zusammenfassend als Typus darstellt, ist die des Advokaten Isaak Cremieux. Sein Leben ist auch ein Kampf für die Größe seines Volkes. Als kleiner Advokat hat er begonnen, und als Häuptling des Weltjudenbundes und der Großloge von Frankreich hat er geendigt.

Seine erste That fällt in das Jahr 1839, wo ihm in einem Prozeß, den er für Glaubensgenossen führte, der damals noch more judaico zu leistende Eid sehr störend war. Bekanntlich glaubte man in früherer Zeit (weit entfernt, daß man einen Juden zum Richter gemacht hätte) nicht einmal dem feierlich vor Gericht geleisteten Eid des Juden, sondern man zog stets den Rabbiner hinzu, um wenigstens einigermaßen den talmudistischen Spitzfindigkeiten zu begegnen, nach welchen der dem Nichtjuden geleistete Schwur keine Verbindlichkeit hat, und um im Fall des Meineides auch den Rabbiner belangen zu können. Cremieux intrigierte in Paris solange, bis ihm die Abschaffung der lästigen gesetzlichen Bestimmung gelang.

Seine zweite Großthat war eine Reise nach Syrien, wo wiederum, wie schon so oft, ein durch die Juden in der österlichen Zeit verübter Mord den vom Gericht als begründet erfundenen Verdacht erweckt hatte, daß ein rituelles Mord vorliege. Die Sache schien, nach allen Einzelheiten zu urteilen, so zweifellos und das Benehmen der Behörden so einwandfrei, daß die ganze öffentliche Meinung Europas in Aufruhr geriet. Cremieux aus Paris und Blumenberg (Montefiore) aus London erkannten die Gefahr, setzten sich daher schnell auf ein Schiff und fuhren mit wohlgefülltem Geldbeutel nach Damaskus hinüber. Nun führten sie ihrerseits, um die Sache wirklich aufzuklären, eine zweite Untersuchung, welche selbstredend schnell und sicher die völlige Unschuld der schon verurteilten jüdischen Verbrecher an das Tageslicht brachte, und ebenso selbstverständlich auch zu ihrer nachträglichen Lossprechung führte. Die beiden Reisenden kehrten glücklich nach Europa zurück und nun widerhallte bald die ganze Presse des Kontinents von Entrüstung über die „Verleumdungen“, die man immer wieder dem armen Judenvolk unverdientermaßen aufbürde.

Cremieux hat nun fortlaufend in der Geschichte seines Vaterlandes eine wesentliche, bisweilen sogar eine maßgebende Rolle gespielt. Fast an jedem der zahlreichen in Frankreich stattgehabten Regierungswechsel ist er in irgend einer Weise beteiligt gewesen. Er hat — ein echtes Kind seines Volkes — je nachdem es etwas zu gewinnen gab, sowohl zum Sturz wie zur Aufrichtung, sowohl republikanischer wie monarchischer Regierungen mitgewirkt, wenn eben nur etwas gestürzt oder aufgerichtet wurde. Er hat Karl X. vertrieben, Louis Philipp aufrichten und stürzen helfen, Napoleon bekämpft und gestürzt und endlich in Gemeinschaft mit drei anderen Juden die berüchtigte Regierung „de la défense nationale“ gebildet, die goldene Zeit, in der das zertretene Frankreich ungeheure Anleihen bei Israel machen mußte. Was den Bürgerkönig Ludwig Philipp betrifft, so hat Cremieux selbst damit geprahlt, als er auf dem Stadthause zu Paris in freimaurerischer Bekleidung eine Deputation der Logen empfing, daß er selbst es gewesen sei, der hinter dem vertriebenen Monarchen den Schlag des Wagens geschlossen, als derselbe in die Verbannung gefahren sei.

Ebenso bezeichnend, wie es für die Vaterlandsliebe der deutschen Börsenjuden war, daß sie zu Beginn des Krieges 1870 wohl Frankreich aber nicht Deutschland Geld vorstrecken wollten, ebenso unwiderleglich hat das Gebahren der vielen Juden, welche in der französischen Septemberregierung von 1870 saßen, den Beweis geliefert, daß aller Patriotismus der Juden, und träte er noch so laut in die Erscheinung, immer nur Heuchelei ist.

Man sollte glauben, daß eine Regierung, welche kurz nach der Einschließung von Sedan zusammentrat, in dem Augenblick, wo Metz eingeschlossen, Straßburg und Toul

belagert, das stehende Heer Frankreichs geschlagen oder gefangen waren und die deutschen Truppen vor Paris ankamen — daß in solchem Augenblick die Regierung keine andere Sorge gehabt haben könnte, als das gefährdete Vaterland vom Feinde zu befreien.

Aber so gewiß in dem Vorstande einer Arbeiterpartei, wenn Konfektionsjuden darin sitzen, nicht Arbeiterpolitik sondern Judenpolitik getrieben wird, so unausbleiblich trat dasselbe in der Regierung ein, zu der Jules Simon, Cremieux, Picard, Gambetta u. a. gehörten. Schon im Oktober, wenige Wochen nach ihrer Zusammenkunft, wurden Frankreich und die Welt durch eine Verfügung überrascht, daß fortan den Juden in Algier das volle französische Bürgerrecht zugestanden sei. — Diese Maßregel, so unbedeutend sie schien, war doch von der größten Tragweite. In Algier waren bis dahin die Araber die herrschende Klasse gewesen, hoch über den Juden stehend, welche wegen ihres maßlosen Wuchers äußerst verhaßt sind. Der Araber sieht auf den Juden mit Verachtung von oben herab. Die Maßregel war also ein Faustschlag ins Gesicht der herrschenden Klasse und konnte denn auch keine andere Wirkung haben, als diese dem Eroberer völlig zu entfremden und — einen Aufstand hervorzurufen. Hatte Frankreich durch das Kaiserreich den ersten, so hatte es nun durch die Juden der provisorischen Regierung den zweiten Krieg auf dem Halse, der nur ein Krieg für jüdische Interessen war, leicht hätte vermieden werden können und seinerseits Geld und Menschen in Menge gekostet hat.

Interessant ist noch, daß, als nach dem Kriege die Nationalversammlung von Versailles Aufklärung verlangte über diese ganze Judenangelegenheit, sämtliche darauf bezügliche Papiere aus den Akten verschwunden waren.

Das Hauptwerk Cremieux ist und bleibt aber die Gründung des großen Weltjudenbundes, der Alliance Israëlite. Dieser Bund stellt sich die Aufgabe — und hat sie zum Teil bereits erfüllt — das Einheitsband zu bilden, welches die über den ganzen Erdboden zerstreuten Glieder des Judenvolkes umschlingt. Zu diesem Zweck hat Cremieux einen Zentralvorstand in Paris gebildet und Vertrauensmänner in Gestalt von „angesehenen" Hauptjuden in allen Hauptstädten der Welt gewonnen. Kein Wunder, daß bei der ungeheuren Macht des jüdischen Geldes und bei der Abhängigkeit, in welcher sich nicht nur einzelne Personen, sondern ganze Länder befinden — kein Wunder, daß die Macht der Allianz eine so umfassende geworden. Es darf nur erinnert werden an die Zeit des Berliner Kongresses und an den Riesenlärm, der damals von Paris aus zum besten der rumänischen Juden gemacht worden ist, an die Hartnäckigkeit, mit welcher die verjudete französische Regierung durch den Mund des Herrn Waddington die Forderungen der Allianz vertrat und auf ihrem Schein bestand.

Ueber die weittragenden Pläne des Bundes gibt der Aufruf, den Cremieux am Anfang der Bewegung in die Welt sandte, den besten und unzweideutigsten Aufschluß. Es heißt da:

„Die Allianz, welche wir bilden wollen, ist weder französisch noch englisch, weder schweizerisch noch deutsch, sie ist jüdisch, sie ist universell ... Die anderen Völker sind in Nationen gespalten; wir allein haben keine Mitbürger, sondern nur Religionsgenossen. Nicht eher wird der Jude der Freund des Christen und des Muselmannes werden, als bis das Licht des jüdischen Glaubens, der einzigen Vernunftreligion, überall leuchten wird. Zerstreut inmitten von Völkern, welche unseren Rechten und Interessen feindlich sind, werden wir vor allem Juden bleiben. Unsere Nationalität ist die Religion unserer Väter, wir erkennen keine andere an. Wir wohnen in fremden Ländern, und wir können uns für die wechselnden Interessen dieser Länder nicht interessieren, so lange unsere moralischen und materiellen Interessen in Gefahr sind. Die jüdische Lehre muß eines Tages die ganze Welt erfüllen. Israeliten! Obgleich zerstreut über alle Punkte der Erde, betrachtet ihr euch immer als Glieder des auserwählten Volkes. Wenn ihr glaubt, daß der Glaube eurer Vorfahren der einzige Patriotismus ist, wenn ihr glaubt, daß ihr trotz eurer äußeren Nationa-

litäten nur ein einziges Volk seid, wenn ihr glaubt, daß das Judentum allein die religiöse und politische Wahrheit repräsentiert, wenn ihr alle diese Dinge glaubt, Israeliten der ganzen Welt, kommt, höret unseren Ruf, bezeugt uns eure Zustimmung; das Werk ist groß und heilig, der Erfolg ist gewiß. Der Katholizismus, unser hundertjähriger Feind, unterliegt, auf das Haupt geschlagen (frappé à la tête). Jeden Tag wird das Netz, welches Israel über den Erdboden wirft, sich ausbreiten, und die erhabenen Prophezeiungen unserer heiligen Bücher werden in Erfüllung gehen. Der Tag kommt, wo Jerusalem das Haus des Gebetes für die vereinten Völker wird, wo die Fahne des jüdischen Monotheismus auf den entferntesten Küsten weht. Benutzen wir alle Umstände. Unsere Macht ist groß, lernen wir sie gebrauchen. Was haben wir zu fürchten? Der Tag ist nicht fern, wo die Reichtümer der Erde ausschließlich den Juden gehören werden (les richesses de la terre appartiendront exclusivement aux Juifs.).

Besonders der Satz: „wir haben keine Mitbürger, sondern nur Religionsgenossen" ist den „reinen" Antisemiten, welche die Religion aus der Judenfrage ausscheiden möchten, zum Studium zu empfehlen.

Ebenso typisch nun, wie das Aufsteigen Cremieux für den politischen, ist dasjenige der Rothschilds für den Finanzjuden. Von der Macht, welche das „Welthaus" in Paris ausübt, kann man sich schwer einen Begriff machen. Das Wort „Allmacht", soweit dieselbe von Menschen überhaupt ausgesagt werden kann, ist kaum Uebertreibung. Politische und Finanzkräfte, und zwar die größten und stärksten, haben sich mit Rothschild gemessen, aber alle Versuche seine gesellschaftliche und finanzielle Stellung zu erschüttern, haben stets mit dem Rückzug, bisweilen auch mit dem völligen Ruin der Gegner geendet.

Die schwachen und unsicheren Regierungen in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts waren von vornherein seine Beute. Den ersten Versuch im großen Stil, den Staat aus diesen Händen freizumachen, unternahm Napoleon III. Und da er direkten Kampf für gefährlich hielt, so suchte er andere große jüdische Firmen gegen das Welthaus auszuspielen, vor allem die Brüder Pereira und ihren Crédit mobilier, eine Riesen-Bank. Aber das ganze Resultat dieses zum Gründen von Gründungen gegründeten Instituts war ein großer Schwindel, dem ein noch größerer Krach folgte. Das Publikum verlor sein Geld, die Juden gewannen es, Rothschild am meisten. Augenblicklich soll dieser — beiläufig bemerkt — drei Milliarden besitzen. Napoleon sah dann die Erfolglosigkeit seiner Mühen ein und ließ die Juden in Ruhe.

Interessant ist ein anderer Versuch des kleinen belgischen Juden Philippart, durch Gründung eines zweiten selbständigen Eisenbahnnetzes den schon bestehenden von Rothschild abhängigen Eisenbahnring zu sprengen.

Es ist bekannt genug, daß bis vor wenigen Jahren das ganze Eisenbahnnetz Frankreichs sechs großen Aktiengesellschaften gehörte, welche das Transportmonopol unumschränkt inne hatten und alles, was sie wollten, nach Willkür machten. Die Bedürfnisse des Landes waren ihnen ganz gleichgültig — sie trieben einfach Dividendenpolitik. Das Personal in den Subalternstellen war ganz unzulänglich, das Material miserabel, die Unsicherheit des Dienstes groß, Unfälle an der Tagesordnung. Zwar erfuhr man im großen Publikum von alledem wenig. Das hatte aber seinen einfachen Grund darin, daß sämtliche Pariser Redakteure Freibillette besaßen und dafür zur rechten Zeit zu schweigen wußten. Kleine Unfälle wurden in der Regel ganz totgeschwiegen, bei größeren, die nicht versteckt werden konnten, wurde stets die Fürsorge der Kompanien für die armen Verwundeten und Zerquetschten mit den wärmsten Worten gepriesen.

Die kolossale Macht dieses Ringes, die sich oft auch negativ dahin äußerte, daß man den Bau von Kanälen, Landstraßen, Sekundärbahnen, wenn Konkurrenz zu fürchten war, verhinderte, hat Philippart zu brechen gesucht. Schon vor dem Kriege

von 1870 hatte er einzelne Sekundärbahnen im Norden Frankreichs zu bauen unternommen. So lange er das fern von Paris that, ließ man ihn ruhig gewähren; als aber aus den vereinzelten und verstreuten Linien ein zentralisiertes Netz sich zu bilden begann, brach man ihm umgehend das Genick. Man begann zunächst ungünstige Gerüchte über seine Solvenz auszustreuen; dann, als das nichts half, verdächtigte man ihn, Kreatur Bismarcks zu sein; und endlich, als auch dies nichts fruchtete, ermittelte man einen Staatsanwalt, der Anklage wegen „Untreue" gegen ihn erhob. Andererseits bekämpfte man ihn finanziell mit raffinierten Operationen an der Börse und endlich mit Hilfe der Gesetzgebung. Mit der bestehenden war freilich nichts zu machen; aber warum dieselbe nicht ändern? Ohne Schwierigkeit ward in der Kammer ein ganz neues Gesetz ein- und durchgebracht, wonach Ausländer nicht an der Spitze von französischen Aktienbanken stehen sollten. Damit hatte man glücklich Philippart, den Belgier, von seinem einflußreichen Posten entfernt.

Durch diese und andere Mittel ruinierte man den Mann thatsächlich. Er suchte sich in seiner Verteidigung hinsichtlich der „Untreue" möglichst zu rächen und „enthüllte" nun eine Menge anderer Juden wegen ähnlicher Dinge, besonders die „Barone" Erlanger, Vater und Sohn. Aber, wie immer in Prozessen, wie sie nun folgten, blieben die pikantesten Dinge unaufgeklärt. Der alte „Freiherr" Erlanger erschien nicht vor Gericht, sondern zog es vor, ein ärztliches Attest zu schicken, daß er schwer erkrankt sei.

Das Ende vom Liede war die Verstaatlichung der Sekundärbahnen. Und damit gestaltete sich nun das Verhältnis der großen zu den kleinen Bahnen äußerst „befriedigend". Die Großfinanz wirtschaftet nach wie vor mit den großen Bahnen ganz wie sie will; der Staat betreibt die kleinen Bahnen; aber da er seinerseits von der Großfinanz abhängt, so betreibt er sie jedenfalls derart, daß die großen Gesellschaften nicht zu kurz kommen.

Ebenso unglücklich, als die jüdischen Versuche, Rothschild aus dem Sattel zu heben, ist der „christliche" Versuch gewesen, den der Spekulant Bontoux machte, indem er den vormals von Laugrand-Dumonceaux aufgenommenen Gedanken der „Christianisierung des Kapitals" mit viel Geschick und ungeheuren Mitteln durchführen zu wollen, sich wenigstens den Schein gab. Der Bontouxsche Versuch ist der gefährlichste von allen, welche je gegen das Welthaus unternommen wurden; er führte dahin, daß ein Mitglied der großen „Dynastie" sich selbst den Hals abschnitt, weil Bontoux ihn zu Grunde gerichtet und ihm, wie man sagt, 100 000 000 Francs auf Ein Mal abgenommen. Aber das letzte Ende war doch, daß Bontoux und seine „Union Générale" zusammenkrachten, während Rothschild aufrecht stehen blieb. Auch hier wieder verhaftete ein gefälliger Staatsanwalt Herrn Bontoux gerade in dem Augenblick, wo er noch das ganze Spiel hätte gewinnen können. — Rothschild wird selbstredend niemals verhaftet. Und so konnte denn ein Berliner Börsenbericht vom 7. Februar 1882 mit einem gewissen Rechte schreiben: „Der Kampf zwischen Rothschild und Bontoux ist zu Ende; Rothschild und seine Trabanten triumphieren; aber das Schlachtfeld bilden verwüstete Börsen; es wird langer Zeit bedürfen, ehe sich die vielen Betroffenen einigermaßen erholt haben. Der Stand der Dinge ist trübe, aber es ist eins, was die Gemüter stärkt und belebt und was den Niedergeschlagenen Hoffnung und Mut gibt — das ist der Glaube an Rothschild."

Der „Glaube an Rothschild"! Wir haben hier, m. H., offenbar den Ansatz zu einer neuen Religion der Zukunft. Oder ist es nicht schon in der Gegenwart die Signatur des ganzen Treibens in der großen Bank- und Börsenrepublik an der Seine: das Christentum, wo immer man es findet, wird geschmäht und unterdrückt. Aus Schule und Krankenhaus, aus Heer und Justiz — überall wird das Kreuz beseitigt. Aber wie der Phönix aus der Asche erhebt sich aus dem versinkenden und verschwindenden Christenglauben strahlend und herrlich eine neue Religion, als Kraft im Leben, als Trost im Sterben: der „Glaube an Rothschild"!

Bis zu welchem Grade nun in der allerneuesten Zeit auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens die Korruption in Frankreich gediehen ist — das besonders schildert uns mit einer Gründlichkeit und Ausführlichkeit, die ihresgleichen sucht, ein Buch, welches das litterarische Ereignis des Augenblicks in Frankreich bildet, wir meinen „La France Juive" von Edouard Drumont, welches bereits in 90 französischen Auflagen und neuerdings auch in einer deutschen Uebersetzung („Das verjudete Frankreich" bei A. Deubner in Berlin*) erschienen ist — ein Beitrag zur Geschichte unserer Tage, der trotz seiner Einseitigkeiten und Uebertreibungen nicht lebhaft genug empfohlen werden kann.

In beredten Worten schildert Drumont die Verjudung, d. h. den Verfall und die Entsittlichung aller Stände in Frankreich, wie des ganzen öffentlichen Lebens überhaupt. Niemand wird geschont. Am allerwenigsten die französische Aristokratie. Schonungslos weist Verf. nach, wie nicht nur die jungen Fürsten und Grafen die reichen Judentöchter heiraten, sondern wie sie sich auch, ohne den geringsten Widerspruch zu erheben oder zu erfahren, mit den jungen männlichen Judensprossen verschwägern. Bei so innigen, verwandtschaftlichen Beziehungen ist es dann natürlich kein Wunder, wenn die Träger großer Namen, selbst insoweit sie eine politische Rolle spielen, gar nichts mehr darin finden, auf die Fondsbörse zu laufen und ihren „Standesgenossen", den Rothschild und Erlanger, den Kamondo und Ephrussi wichtige Notizen aus der großen Welt zu bringen.

Daß die Juden diese ihre Berührungen mit der großen Welt in jeder Weise fruktifizieren, wird niemand Wunder nehmen, der sie kennt; man lese nur, wie z. B. von ihrem Zeitungsanhang die Lärmtrommel gerührt wird, sobald einer der Ihren ein Zauberfest gegeben. Schreibt da z. B. ein Judenblatt: „Wie man aus Paris schreibt, zählte das Frühlingsfest im Palais des Barons von Rothschild zu den glänzendsten der Saison. Man führte griechische Tänze auf, wie zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts. Fräulein Fonta, die berühmte Tänzerin, leitete die einzelnen Figuren, unter denen die mit dem Schleier besonders gut gefiel. Die Toiletten waren mehr modern, als griechisch. Die Hausfrau erschien in sireneubau-silbergesticktem Brokat, Diamanten in den Haaren. Gräfin d'Harcourt trug eine Robe von weiß-goldenem Brokat, Baronin Alphons Rothschild rosa Jupe, reich mit weißen Spitzen garniert, Tunique und Corsage Pompadour; Madame James Rothschild blauen Damast mit Gold, die Gräfin Kuefstein ein prachtvolles Spitzenkleid, Coiffure von kirschroter Farbe und Diamanten." Und so geht dieser Bericht weiter; immer abwechselnd Gräfinnen und Jüdinnen! — Aber wer will sich wundern über dergleichen, wenn selbst der Graf von Paris seine Tochter in einem Judenschloß in die Welt einführt! Quelle entrée — ruft Drumont — pour une fille de France!

Ebenso lebhaft wie Baronstitel und vornehme Gesellschaft erstreben die Juden Ordenskreuze. Nur die Gestalt des Kreuzes als solche ist ihnen hier ein Pentagramm, das Pein macht. Aber sie helfen sich. Bereits haben die „Archives Israëlites" vorgeschlagen, die Form der Orden „laienhafter" zu gestalten. Vielleicht würde die „interkonfessionelle" Gestalt der Zwiebel den ungeteilten Beifall von ganz Israel finden?

Die Ministerien in Paris sind seit fünfzig Jahren ununterbrochen mit Juden durchsetzt, andere als jüdische Finanzminister kaum noch denkbar. In neuerer Zeit bekleideten diesen Posten Tirard, ein Jude, Leon Say, ein Jude und Agent Rothschilds, heute Lockroy, gleichfalls ein Jude und als solcher ein so strammer Deutschenfresser, daß er eigene Gesetze einbringt, um die deutschen Waren aus Frankreich zu vertreiben. Nominell ein Christ war der Minister Macère; aber er hatte einen jüdischen Redakteur namens Hirsch und einen jüdischen Sekretär namens Meyer. Un-

*) Das verjudete Frankreich von Eduard Drumont. 2 Bände. 3. Auflage. (Berlin, A. Deubner.) 1886. 6,50 M.

glücklicherweise gerieten eines Tages Hirsch und Meyer sich in die Haare und fingen an, öffentlich vor dem Publikum schmutzige Wäsche zu waschen, und nicht nur die eigene, sondern auch leider die des Ministers mit. Selbige war aber so bös, daß selbst den abgebrühten französischen Deputierten, die doch alle mindestens mit einem Fuß im Börsentreiben stehen, die Sache zu arg wurde. Man ließ den Minister fallen, obschon er weinend, wie ein Kind, auf der Kammertribüne seinen Ministersitz und — sein Gehalt zu retten suchte. Gambetta selbst war nur ein Halbjude. Aber sein ganzer Anhang, die Reinach und Reynal, Weil-Picard, Dreyfuß, Etienne und zahllose andere seiner Korybanten waren durchaus Vollblutjuden.

Besonders dicht sitzen die Juden in den oberen Schulbehörden. Hier hat z. B. der jüdische Oberschulrat Darmstetter ein Lesebuch verfaßt und in den Volksschulen eingeführt, aus welchem ersichtlich wird, daß „das ganze Mittelalter sich seine Wissenschaft und Philosophie aus dem Ghetto geholt" habe!

Die ganze Presse ist durchsetzt mit Juden, und zwar die Presse aller Parteien, vom legitimistischen „Figaro" bis zur radikalen „Lanterne". Selbst die Sache der katholischen Kirche wird in einigen Zeitungen von Juden mit der ganzen Wärme des Gemüts vertreten, deren diese vielseitige Nation fähig ist.

An der Spitze jeder verkehrten und verderblichen Bewegung steht fast immer ein Jude. Die Bewegung für Ehescheidung leitete der Jude Naquet, derselbe, welcher durchsetzte, daß die weise gesetzliche Bestimmung, wonach Differenzen aus dem Börsenspiel nicht einklagbar waren, beseitigt wurde. An der Spitze des Vereins für Leichenverbrennung steht ein Jude Salomo. Als die Urheber der fortdauernden Deutschenhetze sind anzusehen eine Reihe von Juden, die in Ermangelung eigener Vaterlandsliebe vom Patriotismus anderer leben; der vielgenannte Déroulède ist nur eine vorgeschobene und komische Figur. Vom geistigen Leben ist noch hervorzuheben, daß das Theater mit allem, was drum und dran hängt, verjudet ist; daß unter Bühnenschriftstellern, Schauspielern und Publikum Israel die entscheidende Rolle spielt. Ebenso steht es im Buchhandel. Und nicht unerwähnt darf endlich bleiben, daß unter allen diesen in das öffentliche Leben Frankreichs eingefilzten Juden sich zahllose Deutsche, oder wenigstens aus Deutschland, Polen und Galizien eingewanderte befinden. Sprache, Litteratur, Kunst — alles verhunzen sie; so klagt Drumont. „Aus dem einfachen Tanz hat der Jude den Cancan gemacht; aus dem naiven, heiteren Liede die Operette mit ihrem heiseren Evoe und ihren Zweideutigkeiten in schlüpfrigem Versmaß; unsere lebhaften Zeitungen voll Geist und Witz verwandelten sich unter seinen Händen in Skandal- und Revolverblätter."

Unter solchen Umständen ist es nur ganz natürlich, daß gelegentlich auch die ganze Militärmacht Frankreichs den Börsenspekulanten einfach zur Erreichung ihrer Zwecke zur Verfügung gestellt worden ist.

Bestand da z. B. ein altes tunesisches Papier, die Aktien der Société Foncière Tunisienne. Gambetta und seine Freunde drückten dies Papier so tief sie konnten, kauften es dann auf, annektierten Tunis und ließen nun französische Staatsgarantie für die Zinsen des bis dahin fast wertlosen Papiers aussprechen — ein Geschäft, nach dessen Abschluß Herr Gambetta wohl in der Lage war, sich den berühmtesten Koch von Paris, Herrn Trompette, mit 2000 Francs Monatsgehalt anzustellen. Daß schließlich der tunesische Krieg dem Lande ungeheuer viel Geld und 18000 von 50000 hingeschickten Soldaten gekostet hat, ist in der Republik Nebensache. Die Soldaten sind gefallen — die Aktien sind gestiegen, — das hebt sich!

Rein geschäftliche Gründe hatte ebenfalls der zum besten einer Minengesellschaft in Ostasien gegen Tonkin geführte Krieg. Derselbe hat 30000 eingeborenen Christen und 10000 französischen Soldaten das Leben, dem Staate aber ohne irgend welchen Gegenvorteil nahezu eine Milliarde Franken gekostet. Geld und Blut sind rein vergeudet. Selbst die Generäle sollten zur Zeit der Expedition durch entsprechende günstige

Telegramme die Kurse in Paris steigern und werfen helfen. Zum Teil mögen sie es gethan haben; zum Teil lehnten sie allerdings auch energisch ab.

Die Lieferanten in allen Kriegen waren nichts als Juden und die Lieferungen sollen danach gewesen sein: geleimte Kleidungsstücke, verschimmelte Nahrungsmittel, „lederne" Stiefelsohlen aus Pappe! Die Soldaten litten furchtbar — viele sollen einfach der schlechten Verpflegung erlegen sein.

Ein Lieferant für Afrika, Herr Chemla, machte es so arg, daß er vor ein Kriegsgericht gestellt wurde. Aber er wußte den Kopf aus der Schlinge zu ziehen, seine Millionen zu behalten, und Drumont fügt bitter hinzu: tant pis pour ceux, qui sont mort de faim!

Neuerdings sind auch in der Armee die Juden stark vertreten. Ja, sie haben es durchgesetzt, daß der jüdische General Lambert nach Tunis geschickt wurde, um gerade dort, wo Israel nichts gilt, den Eingeborenen zu zeigen, was alles in Frankreich ein Jude erreichen kann.

Fassen wir kurz das Bild zusammen, welches Drumont in seinem trefflichen Werk von Frankreich entwirft, so kann nur gesagt werden, daß es ein ziemlich trostloses ist. Zwar das Buch ist viel gekauft und mehr gekauft, als es mit solchen Büchern in Deutschland der Fall zu sein pflegt; aber auch frühere ähnliche Bücher, z. B. das Toussenel'sche: „Les juifs rois de l'époque", sind viel gekauft worden, weil sie pikant waren. Geschehen aber ist nichts — es ist alles beim Alten geblieben.

Die furchtbaren Niederlagen, welche Frankreich 1870 erlitten, haben in der sittlichen Verkommenheit ihren Hauptgrund. Und hier liegt auch der Grund, warum man den Juden gegenüber aus leeren Worten nicht herauskommen kann und herauskommen wird.

Blicken wir auf Deutschland, so sind die thatsächlichen Zustände auch bei uns schlimm genug. Die wirtschaftliche Macht der Juden ist ungeheuer. Und auch im öffentlichen Leben sehen wir an manchen Stellen Juden, wo wir sie lieber nicht sehen möchten. Aber zur Verzweiflung liegt bei uns doch noch kein Grund vor. Es gibt bei uns doch immer noch gewisse Männer aus allen Ständen in großer Zahl, die gekämpft haben und weiter kämpfen werden, um unser Vaterland vom Joch der Juden zu befreien. Und neben den Männern wächst ein jüngeres Geschlecht heran, das mit dem vollen Mut der Jugend tapfer und treu in diese Kämpfe eintritt. Es kann, es muß, es wird noch besser werden!

Nur Eins, m. H., ist nötig: daß wir, die wir den Schaden erkannt haben, nicht müde werden im Streit, sondern uns immer wieder und auch heute wieder geloben, ausdauernd fest zu stehen, so lange die Kraft uns reicht. Harren wir aus, so wird ganz gewiß auch über kurz oder lang eine politische Partei sich finden, welche endlich unsere gerechten Forderungen parlamentarisch in die Hand nimmt und, unbekümmert um die Gunst oder Ungunst der Regierung, entsprechende Anträge wenigstens immer wieder vorbringt.

Und siegen müssen wir endlich doch, wenn wir im Kampf dem Namen entsprechen, den wir uns selber beigelegt. Lassen Sie uns im Gegensatz zu den falschen Internationalen, zu der goldenen, von der wir heute gesprochen, zu der roten, welche Unglauben und Aufruhr predigt, an unserem, dem christlich-sozialen Programm festhalten. Lassen Sie uns kämpfen als Christen in dem Zeichen, das zu allen Zeiten das Symbol des Christentums und das Zeichen des Sieges gewesen ist. Lassen Sie uns kämpfen als die wahren und echten Sozialisten in der Nachfolge dessen, der herabgestiegen ist aus dem Reich des Lichtes auf diese dunkle Erde, um hier das Reich des Egoismus zu zerstören und sich ein neues und besseres Reich aufzubauen, ein internationales, ein christlich-soziales Reich, ein Weltreich der Liebe!

Der Text des Freischütz.

Von

Professor Dr. **F. Hesse** in Kiel.

Für die Abschätzung des Kunstwertes einer Oper kommt der Text erst in zweiter oder dritter Linie in Betracht, der Erfolg und seine Dauer sind ausschließlich von der Musik abhängig und niemals wird ein gutes Libretto einer schlechten Komposition zu irgend welcher Wirkung verhelfen können: ohne Webers herrliche Melodien wäre auch Kinds Textbuch längst verschollen. Dennoch muß beim Freischütz auch die Wahl des Stoffes selbst eine im hohen Grade glückliche genannt werden; sie kam den Wünschen und der Stimmung des damaligen Publikums entschieden entgegen. Wie dem Dichter mit sichtlicher Liebe zum Gegenstand in wenig Tagen seine Arbeit leicht und fließend sich vollendete, wie der Komponist mit dem vollen Feuer, welches das klare Bewußtsein der Kraft erzeugt, seine Musik geschrieben hat, so hat auch das Sujet als solches, man könnte sagen, der Titel für sich bereits Interesse geweckt. Denn auf die bloße Kunde hin, daß Weber mit der Komposition eines Freischützen beschäftigt sei, ist der Stoff, als Schauspiel bearbeitet, an verschiedenen Orten in Szene gesetzt worden, ja er soll in dieser Form sogar jetzt noch hin und wieder auf ländlichen Bühnen von umherziehenden Gesellschaften gespielt werden. Dazu werden hier der Teufelsspuk, die Erscheinung des Samiel das ihrige beigetragen haben und beitragen, aber sie sind es auch, welche dem Komponisten für musikalische Charakteristik die ausgiebigsten Motive gewährten. Die Phantastik des Geisterreichs ist stets das Gebiet gewesen, dem die Oper sich mit Vorliebe zugewendet hat; das, was man mit dem Ausdruck Romantik zu bezeichnen pflegt, bleibt einmal das insbesondere für sie fruchtbare und ihr besonders eigene Feld.

Karl Maria von Weber war seit dem Beginn des Jahres 1817 als Kapellmeister an der königlichen Oper in Dresden angestellt. Er stand damals im einunddreißigsten Lebensjahre und hatte erreicht, was er lange ersehnt hatte, einen Wirkungskreis an einem öffentlichen anerkannten Institut mit gesichertem und ausreichendem Einkommen, das ihm die nahe Aussicht eröffnete, seine ihm schon längere Zeit verlobte Braut, die Sängerin Karoline Brandt in Prag, als Gattin heimführen zu können. Als Musiker und Komponist hatte sein Name bereits einen guten Klang, war vor allem populär geworden durch die Melodien zu Theodor Körners Freiheitsliedern in „Leyer und Schwert". Dem Gefühl der Behaglichkeit und Sicherheit seiner Existenz, das er nun empfand, entsprang der Wunsch, durch die Komposition einer großen

Oper im damaligen Sinne seinem bisherigen Schaffen die Krone aufzusetzen und zu zeigen, was er zu leisten im stande sei, nun da die täglichen Sorgen um Brot und Erwerb ihn nicht mehr so unmittelbar belasteten und die Freiheit seiner Erfindungskraft nicht mehr zu beschränken oder zu lähmen vermochten.

Dieser Wunsch fand seine Erfüllung, als er im Februar 1817 seine Bekanntschaft mit Friedrich Kind, der anfangs als Anwalt, später als Litterat und Dichter in Dresden lebte, erneuerte. In einem damals verbreiteten Erzählungsbuche, dem „Gespensterbuch" von Laun und Apel, stieß ihnen eine Erzählung: „Der Freischütz" auf, welche beide im hohen Grade fesselte und ihnen für einen Operntext geeignet schien. Kind machte sich alsbald ans Werk und nach nur zehntägiger Arbeit lag bereits am 1. März der dritte Akt der Oper Weber fertig vor. Aber freilich noch nicht in der Gestalt, in der wir sie kennen, auch der Titel war noch nicht der heutige, anfangs sollte sie „Der Probeschuß", später „Die Jägerbraut" heißen, ihren ursprünglichen Namen empfing sie erst kurz vor der ersten Aufführung in Berlin zurück. Im großen und ganzen fand Kinds Dichtung Webers vollen Beifall. Er schreibt seiner Braut:

„Das Ganze wird sehr interessant und schauerlich, endet aber natürlich glücklich ..... Teuferl kommt auch vor als schwarzer Jäger und Kugeln werden gegossen in der Bergschlucht um Mitternacht, wo all die Gestalten vorüberrauschen. Hu! grauf't Dir schon?"

Wenige Tage später skizziert er ihr den Inhalt also:

„Ein alter fürstlicher Förster will seinem braven Jägerburschen Max Tochter und Dienst geben und der Fürst ist es zufrieden, nur besteht ein altes Gesetz, daß jeder einen schweren Probeschuß ausführen muß. Ein anderer boshafter, liederlicher Jägerbursche Kaspar hat auch ein Auge auf das Mädel, ist aber dem Teufel halb und halb ergeben. Max, sonst ein trefflicher Schütze, fehlt in der letzten Zeit vor dem Probeschusse alles, ist in Verzweiflung darüber und wird endlich von Kaspar dahin verführt, sogenannte Freikugeln zu gießen, wovon sechs unfehlbar treffen, wofür aber die siebente dem Teufel gehört. Diese soll das arme Mädchen treffen, dadurch Max zur Verzweiflung und Selbstmord geleitet werden u. s. w. Der Himmel beschließt es aber anders. Beim Probeschuß fällt zwar Agathe, aber auch Kaspar, und zwar letzterer wirklich, erstere nur aus Schrecken, warum ist im Stück entwickelt. Das Ganze schließt freudig."

Weber muß wohl dieser Brief und, daß er in demselben schon den Namen der Heldin des Stückes verraten hatte, aus dem Gedächtnis entschwunden sein, denn einige Monate später ängstigt er seine Karoline mit folgendem Bekenntnis: „Ich kann es nicht länger bergen, daß mich seit ein paar Tagen eine andere unwiderstehliche Neigung abgehalten hat, Dir zu schreiben. Ein Mädchen, dessen Liebreiz ich Dir hier nicht zu erzählen im stande bin, hat mich gefesselt und mit zwei Worten sei es gesagt, sie ist sogar meine Braut. Doppelt frevelhaft erscheint dieses Vergehen, weil sie auch Braut eines anderen ist. Aber dies alles hilft nun nichts, sondern kettet mich unbegreiflicherweise nur noch fester an sie. Ja ich muß Dir alles entdecken. Nur sie lebt in meiner Phantasie, jeden Augenblick schwebt ihr Bild mir vor. Auch ihre Gegenliebe scheint mir gewiß, sie hat ihres Vaters Haus verlassen, um mir ganz anzugehören. Sie hat eine unwiderstehliche Neigung zum Theater und ich will ihr dazu verhelfen, obwohl ich alle Gefahren kenne, die ihr da drohen. O meine geliebte Agathe, wirst du mir treu bleiben?" — So geht es noch eine Weile fort, dann ruft er aus: „Etsch, Etsch, Etsch; Ich soll mir sehr wundern, wenn Du nicht eine halbe Sekunde lang ein ängstliches Gefühl gekriegt hättest. Ja es ist wahr, die verdammte Jägersbraut spukt mir im Kopfe."

So schildert und scherzt der Komponist, aber ob er wohl seine Absicht, seine Braut einen kurzen Moment in Schrecken zu setzen, erreicht hat? Deutlich zeigen jene Zeilen, wie sein Herz bei der Sache war, wie sich ihm Agathe und Karoline identifizieren, wie

seine Musik in den Arien der Agathe seiner Liebe zur Braut den Ausdruck lieh. In einem späteren Briefe teilt er ihr den Text der Arie: „Alle meine Pulse schlagen" vollständig mit und gesteht dazu: „Ich habe dabei recht viel an Dich gedacht." Nicht für das neckische, muntere Aennchen, wie Max Maria von Weber, der Sohn und Biograph seines Vaters, meint, sondern für die Heldin Agathe selber wird somit Karoline Brandt das Vorbild gewesen sein. Zumal auch, wenn Aennchens Partie ursprünglich weit weniger umfangreich gewesen und, wie Max Maria von Weber erzählt, ihre Romanze: „Einst träumte meiner selgen Base" und die sich daran schließende Arie: „Trübe Augen, Liebchen, taugen einem holden Bräutchen nicht" im dritten Akt erst kurz vor der ersten Aufführung in Berlin 1821 für die dortige Sängerin noch komponiert und eingelegt sind. Im Herbst 1820 machte Weber, von seiner Frau teilweise begleitet, eine Konzertreise durch Norddeutschland und bis Kopenhagen. In Hamburg erstanden sie einen kleinen Kapuzineraffen. Im zweiten Nachtquartier, in einem unbedeutenden hannoverschen Orte, als alles im Schlafe lag, ertönt plötzlich ein lautes Klopfen. Es stürmt draußen, der Wind heult grausig im Kamin — Weber und seine Frau waren beide arg abergläubisch — sie getrauen sich endlich aufzusehen und entdecken den unruhigen Klopfer — den Affen in seinem Käfig. „Nero der Kettenhund," ruft Weber. Entweder also die Romanze von der Base mit der kreid'gen Nase muß schon früher existiert haben und ist nicht nachkomponiert — oder diese Anekdote entbehrt der Wahrheit.

Im Sommer 1817 entstanden so die ersten Stücke der Oper, im Herbst hielt Weber Hochzeit, aber erst nach drei Jahren war die Oper im wesentlichen vollendet und erst 1821 kam sie in Berlin im Opernhause zur Aufführung. Die Pflichten des Amtes, andere Kompositionen, darunter namentlich Preciosa, hatten Weber zwischendurch in Anspruch genommen. Am 18. Juni ging der Freischütz unter Webers eigener Leitung in Szene, der Erfolg war ein glänzender. Weber konnte an Kind berichten: „Der Freischütz hat ins Schwarze getroffen." Innerhalb anderthalb Jahren erlebte er fünfzig Vorstellungen, brachte in drei Jahren der königlichen Oper über fünfzigtausend Thaler Einnahme. Und doch war der ganze Stil ein Wagnis gewesen und Weber war sich des Wagnisses voll bewußt. „Ich glaube, daß in dieser Gattung noch keine existiert," schrieb er einmal, und an anderer Stelle: „Ich glaube es gern, daß Ihr aus manchem im Freischütz nicht klug werden konntet. Es sind Dinge darin, die in dieser Weise noch nicht auf der Bühne waren, die ich daher ohne das mindeste Anhalten an schon vorhandenes gänzlich aus meiner Phantasie schaffen mußte." Schon von Preciosa meinte er: „Es war noch manches gewagte darin."

Zum Verständnisse dieser Worte bieten die Urteile der Zeitgenossen den Schlüssel. Zelter schrieb an Goethe, von eigentlicher Leidenschaft habe er vor allem Gebläse nichts bemerkt, Tieck nennt den Freischütz das unmusikalischste Getöse, das je über die Bühne getobt ist, die Berliner Kritik fand in der Wolfsschlucht „keine Musik mehr", wie die englische im Oberon „wenig Melodie".

Für uns, die wir bei Weber gerade bewundern, was jene vermissen, die Fülle und Anmut, die Leichtigkeit und Sangbarkeit seiner Melodien, sind solche Aeußerungen nicht von vornherein verständlich; wir haben uns eben zu erinnern, daß auf den Freischütz, Euryanthe und Hans Heiling, Tannhäuser und Lohengrin, die Nibelungen und Parsival, auf Weber, Marschner und Wagner gefolgt sind, wir erkennen dann, wie sich seitdem die Anschauungen über Musik und Melodik gewandelt haben, wie eben mit der Zeit die Begriffe selbst andere werden.

Der große Erfolg, welchen der Freischütz errungen, der Ruhm, welcher Webers Namen umgab, ließen dem Dichter des Textes, Friedrich Kind, keine Ruhe. Er meinte, ihm gebühre daran sein Anteil, es sei unrecht, daß man Weber allein feiere und dieser alles das als selbstverständlich für sich allein hinnähme. Weber suchte Kind brieflich zu begütigen, machte ihm die freundlichsten Komplimente, wies ihn auf die engen Be-

ziehungen zwischen Dichter und Musiker hin, wie keiner ohne den anderen etwas zu schaffen vermöge, wie sehr beide auf einander angewiesen seien, versuchte ihn durch ein Extrahonorar zu befriedigen — es war alles vergebens, Kind war eine kleine Seele, und neidlos die Ueberlegenheit seines Partners anzuerkennen, ihm nicht gegeben. Rastlos ist er bemüht gewesen, seine Mitarbeiterschaft vor der Vergessenheit zu bewahren, vor seinen Namen setzte er den Hofrat, hinter denselben: Dichter des Freischütz. Sechzehn Jahre noch nach Webers Tode im Jahre 1843 ließ er sein Freischützbuch erscheinen, ein Denkmal, welches er sich und seinem Ruhme setzen wollte. Zuerst druckte er den Text der Oper ab, nicht nach der geänderten Bühnenausgabe, sondern nach dem ersten Entwurf, als Anhang gab er Briefe von Weber und von Zeitgenossen, Gedichte von sich und anderen über Entstehung und Aufnahme des Freischütz, geschichtliche und sprachliche Erläuterungen über Freischützen, Freifechter, Freikugeln, Brautjungfern und anderes, am Schluß Miszellen über Verbreitung des Freischütz bis zu den Negern und Indianern. Mitten hinein aber stellte er als Hauptsache eine biographische Novelle, sein eigenes Leben, und betitelte sie: „Schöpfungsgeschichte des Freischütz". Da ist denn Wahrheit und Dichtung weidlich mit einander verwoben und handgreiflich ist die Tendenz der Novelle zu finden, so daß es kaum noch Kinds eigener Worte bedarf: „Es traf sich glücklicherweise, wie man so sagt, daß, je weiter der freundliche Leser mich begleitet, je deutlicher wird es ihm einleuchten, daß ich zum Dichter des Freischützen ganz eigentlich prädestiniert bin!"

Ganz selbstverständlich ist daher, daß ihm Feld und Wald von früh auf die vertrautesten Gespielen gewesen sein sollen, daß sein sehnlichster Knabenwunsch, Jäger zu werden, gewesen sei, daß in seiner Jugend in einem alten Schlosse die Geschichte mit Nero dem Kettenhund sein eigenes Erlebnis und ein frisches Waldmädchen seine erste Liebe gewesen sein mußte. Natürlich ward sie, wie er erzählt, das Vorbild für Aennchens Gestalt.

Auf diese Weise erreicht es Kind, oder versucht es wenigstens, bei dem Leser die Vorstellung zu erwecken, daß in seiner Person in überraschendem Maße die Voraussetzungen zusammentrafen, die für die Dichtung des Freischütztextes nötig oder wünschenswert erscheinen mochten. Aber auch noch eine letzte Forderung sollte sich in ihm erfüllen. Seit Jugend, so berichtet er, sei ihm eine Freischützsage selbst bekannt und vertraut gewesen, er ist gewissermaßen der Hüter des verborgenen Schatzes. Schon in jungen Jahren habe er mit seinem Jugendfreund Apel auf der Stadtbibliothek zu Leipzig aushilfsweise gearbeitet, in ihren Mußestunden habe sie nichts mehr angezogen, als alte Chroniken und verstaubte Pergamente, namentlich Schriften magischen und übernatürlichen Inhalts, voll Geistererscheinungen und Teufelsbeschwörungen. In einem solchen alten Quartanten haben sie eines Tages die Sage vom Freischütz gefunden und ihnen sei alsbald der Gedanke gekommen, daß dieser Stoff sich, wie kein zweiter, für die Bühne eigne.

Als Kind nach dem Erscheinen des Freischützbuches über den alten Quartanten befragt ward, wußte er eine nähere Auskunft nicht zu erteilen, und das ist leicht erklärlich, denn, wie neuere Nachforschungen ergeben haben, hat die Leipziger Bibliothek einen solchen nie besessen und Kind keinen gekannt, denn seinen Operntext hat er einfach aus einer Novellensammlung, die sein Freund Apel im Jahre 1810 unter dem Titel: „Gespensterbuch" mit einem anderen zusammen herausgab, wie schon erwähnt ist, entlehnt. Apels Novelle hat etwa folgenden Inhalt:

Der alte Förster Bertram ist im Besitz einer Erbförsterei und die Nachfolge in derselben an die Bedingung eines Probeschusses geknüpft. Des Försters einzige Tochter, Käthchen mit Namen, ist die Braut des Jägerburschen Wilhelm, des besten Schützen weit und breit, doch seit einiger Zeit mißriet diesem jeder Schuß. Der zweite Jägerbursche Rudolf wirft gelegentlich die Bemerkung hin, den Zauber müsse man lösen im Namen Samiels, eines aus des Teufels Heerschar. Kurze Zeit darauf begegnet dem

Wilhelm ein alter Stelzfuß, der ihm einige Kugeln einhändigt, die sicher treffen sollen. Eine der Kugeln bewährt sich sogleich, in der Erbförsterei aber ist im Moment des Schusses das Bild des Urahn von der Wand gefallen. Die Glückskugeln halten nicht lange vor, sie sind verbraucht, als der Tag des Probeschusses, der dem Jäger Försterei und Braut gewinnen soll, heraunaht, und der Invalide, von Wilhelm eifrigst gesucht, zeigt sich nirgends. Als am Vorabend des entscheidenden Tages zufällig das Gespräch auf Freikugeln kommt, erzählt der Erbförster von einem jungen Prager, der solche einst, drei und sechzig an der Zahl, am Kreuzweg gegossen habe, sechzig davon treffen, drei gehören dem Satan, der Prager sei nachher elend umgekommen. Bei Wilhelm stand infolge von alledem und, als nun gar zum zweitenmal das Ahnherrnbild von der Wand stürzte, der Entschluß fest, den Kugelguß zu versuchen. Er begab sich auf den Kreuzweg, zog die vorgeschriebenen Kreise und sprach die erlernten Zaubersprüche, die Geisterwelt thut sich vor ihm auf. Ein altes Weib, rings mit Kochlöffeln behangen, erscheint: Gib mir die Knöchelchen, ich geb' dir ein Löffelchen, gib mir die Schädel, was soll dir der Bettel! Glühende Wagen, feurige Reiter jagen über ihn weg, der Stelzfuß erscheint, als trotz all der Schrecken der Jäger den Guß der Kugeln vollendet hat: Nimm die Kugeln, sechzig für dich, drei für mich, jene treffen, diese äffen! sind seine Worte. Der Tag des Probeschusses bricht an. Als Meisterschuß soll Wilhelm eine weiße Taube schießen, er schießt und trifft seine Braut. Als sie verscheidet, steht neben ihr der Stelzfuß: Sechzig treffen, sieben äffen, wiederholt er. Die Eltern sterben bald darauf, der Jäger endet im Irrsinn.

So schließt die Erzählung. Im wesentlichen ist alles in ihr enthalten, was die Oper bringt. Kinds Aenderungen sind in der Hauptsache, daß er den jungen Prager und den zweiten Jägerburschen zu einer Person verschmilzt und diesen, den verschmähten Liebhaber der Försterstochter, einen vollständigen Pakt mit dem Teufel schließen läßt, dessen Opfer er wird. Unwesentlicher sind die Verwandlungen des Kreuzwegs in die Wolfsschlucht, des Invaliden in den wilden Jäger, die Reduktion der Kugelzahl, die Einführung des wilden Jägers. Alles dies, sowie die Ergänzung des „Aennchens" war teils durch musikalische, teils durch szenische Rücksichten geboten.

Sehr strengen Tadel hat Kind erfahren, daß er den tragischen Ausgang in einen glücklichen verkehrte und daß er den Abschluß nicht anders zu finden verstand, als durch die Einführung zweier dii ex machina, des Fürsten und des Eremiten. Ich glaube mit Unrecht. Zunächst hat die Rolle des Kaspar durch die Vereinigung aus jenen zweien an dramatischem Interesse ohne Frage gewonnen und sein Ende, die Strafe des in den Fallstricken der Hölle sich selbst fangenden Bösen, ist passende und befriedigende Voraussetzung und Parallele für den guten Ausgang des Ganzen. Und dieser selbst hat doch unstreitig zu der großen Popularität der Oper nicht unwesentlich beigetragen:

Ein jeder geht zufrieden aus dem Haus.

Und das ist doch dieselbe Empfindung, welche, als Fritz Reuter an seiner Stromtid schrieb, einige Verehrerinnen an ihn die Bitte zu richten bewog, Luise Havermann glücklich werden zu lassen, oder wie ein gutes Märchen schließlich die verzauberten Königskinder sich finden lassen muß. Und die Märchenwelt ist der Oper nächste und ergiebigste Quelle.

Damit soll noch nicht der Eremit und sein Auftreten gerechtfertigt sein. Er bleibt immer die schwächste Figur der Oper. Aber der Vorwurf, ihn nur zum Schluß, um das Ende überhaupt zu ermöglichen, eingeführt zu haben, trifft Kind nicht in vollem Maße. In der ursprünglichen Anlage, wie sie auch im Freischützbuch abgedruckt ist, beginnt die Oper vor der Eremitenwohnung; in einer Vision erblickt der Eremit den Satan und Agathe mit Max in seinen Banden; der auftretenden Agathe gibt er als wunderkräftiges, heilbringendes Brautgeschenk einen Strauß eben erblühter, von des Erlösers Grabe stammender Rosen; so ist dem höllischen Zauber der göttliche entgegen-

gestellt und der glückliche Ausgang, wenn auch schwach und äußerlich, doch von Anfang an motiviert. Diese Szene ist gestrichen, um die Oper mit dem lustigen Bauernleben vor der Schenke in vollerer und frischerer Wirkung eröffnen zu können.

Auch für Apels Novelle ist seit etwa drei Jahrzehnten die Quelle nicht mehr unbekannt. Sie hat sich gefunden in einem fast verschollenen Buche, welches den Titel führt: „Monatliche Erzählungen aus dem Reiche der Geister", sie soll aus Gerichtsakten zusammengestellt sein und wird für vollständig wahr ausgegeben:

„Es befand sich," so heißt es, „im Jahre 1710 in einer gewissen Stadt des Königreichs Böhmen ein junger Mensch namens Georg Schmidt, welcher einen Schreiber abgab und ungefähr achtzehn Jahre alt sein mochte. Dieser stand in einer vertraulichen Bekanntschaft mit einem Bergjäger dasiger Herrschaft, welcher nicht allein seine Waidstückchen vortrefflich verstand, sondern auch aus der Zaubertasche vortrefflich zu spielen wußte. Nun war besagter Schreiber ein großer Freund im Scheibenschießen, suchte aber allezeit dabei seinen Vorteil und Gewinn zu befördern. Derowegen ging er zuweilen zu dem Jäger, um sich bei demselben Rat zu erholen, welcher ihm auch darin behilflich zu sein angelobte. Nun verlangte er von ihm, daß er am 30. Juli, als am Abdonstage, bei der Nacht mit ihm möchte hingehen, Kugeln zu gießen, alsdann solle er drei und sechzig Kugeln bekommen, von welchen sechzig alle treffen müßten, wo er nur hinzielen würde, drei aber von denselben, welche er gleichwohl nicht von den anderen unterscheiden könnte, müßten notwendig fehlen. Der Schreiber war von blindem Eifer, Geld zu gewinnen, dergestalt eingenommen, daß er kaum des Tages erwarten konnte, auch alles mitzumachen bereit war. Sie versahen sich hierauf mit großen Schmiedekohlen, Gießkellen, Formen und was sonst zu dieser Arbeit erfordert wurde und begaben sich mit einbrechender Nacht auf einen Kreuzweg, der eine Stunde davon gelegen war. Sobald sie daselbst angekommen waren, machte der Jäger einen breiten Kreis um sich her mit seinem Waidmesser und setzte gewisse Charaktere auf dem Rande rings herum, welche aber der Schreiber nicht lesen konnte. Nach diesem hieß er ihn in den Kreis treten und sich mutternackend ausziehen und zugleich Gott und die heilige Dreifaltigkeit verleugnen. Hiernächst befahl er ihm, daß er seine Kohlen nebst dem Gießzeuge vor sich hinlegen und wohl Achtung geben sollte, damit er von 11—12 Uhr mit seinem Gusse fertig wäre, denn wenn nach verflossener Zeit auch nur eine einzige Kugel daran fehlte, so müsse er des Satans eigen sein. Er redete ihm ferner zu, sich durch nichts abwendig machen zu lassen, was ihm auch zu Gesichte käme, damit er sich nur an seiner Arbeit nicht versäumen möchte. Nachdem er ihm diese Mahnung bestens eingeschärft, auch befohlen hatte, kein Wort zu reden, was ihm auch immer zustoßen möchte, so machten sie mit einander einen gedoppelten Adler, d. h. sie stellten sich mit dem Rücken gegen einander und erwarteten in aller Stille, bis die Glocke elf schlug. Kaum hatte der Seiger angefangen, als die toten Kohlen von selbst begannen zu glühen, als wenn sie von einem Schmied wären angefeuert worden. Sie machten also den Anfang zum Kugelguß, da sie aber einige wenige Stücke mochten fertig haben, kam ein altes Weib auf sie losgeflogen, welches mit lauter hölzernen Kochlöffeln umhangen war und mit denselben ein starkes Geräusch machte. Diese fragte sie, ob sie nichts von ihrer Ware von nöten hätten. Sie aber fuhren stillschweigend in ihrer Arbeit fort, worauf dieselbe wiederum vor ihren Augen verschwand. Gleich darauf hörten sie von weitem etliche bespannte Kutschen kommen, welche geraden Weges auf sie zufuhren, worüber dem Schreiber die Haut nicht wenig anfing zu schauern. Da sie aber nahe an den Kreis gelangt, sind sie gleich einem heftigen Winde über sie fortgestrichen, wie etwa sonst ein Sturmwind überhin zu rauschen pflegt. Kaum war dieses vorüber, so hörten sie einen ganzen Trupp Reiter herzutraben, welcher aber gleichfalls seinen Weg über sie durch die Luft nahm. Endlich vernahmen sie ein Parforce-Horn und ein großes Geheul von vielen Hunden, zugleich bemerkten sie ein verfolgtes Stück Wild, welches gerade auf sie losrannte und seinen Lauf nebst allen Hunden über sie fortsetzte. Diesen folgten sehr

viele Jäger zu Pferde, welche sich insgesamt am Nachsetzen sehr eifrig bezeigten. Zuletzt kam einer ganz langsam geritten, welcher sich mit einem schwarzen Pferde in den Kreis stellte und sie befragte: Was ihr Begehren wäre, daß sie diese Arbeit in seiner Gegend vorgenommen? Wie sie nun gleich mit Gießen fertig waren, gab der Jäger für sich und seinen Gefährten diese Antwort: Wir haben in deinem Namen drei und sechzig Kugeln gegossen, von welchen drei dein sind, die übrigen aber sollst du uns geben. Hierauf begehrte jener, sie sollten ihm die Gießkannen nebst den gegossenen Kugeln herausgeben, allein der Jäger sagte zu ihm: Wir haben sie in deinem Namen gegossen, und weil die Zeit noch nicht um ist, so bleiben sie unser. Alsbald warf jener mit Zähneknirschen etwas darauf, welches einen solchen Gestank von sich gab, daß sie beide halbtot zur Erde sanken und die gegossenen Kugeln im Kreise herumfallen ließen. Sie blieben in dieser Stellung bis zum Anbruch des Tages liegen, wo sich zwar der Jäger, als welcher bei solchen Verrichtungen schon öfter gewesen, sehr bald wieder erholte, dem Schreiber fiel es aber schlechterdings unmöglich, von der Stelle zu kommen. Jener raffte demnach seine Kugeln zusammen und eilte dem nächsten Dorfe zu, um den Einwohnern derselben anzudeuten, daß ein armer kranker Mensch auf dem Wege liege. Er machte sich darauf, ohne sonst das Geringste zu melden und ohne sich aufzuhalten, aus dem Staube und nahm seinen Weg durch abgelegene Gegenden gegen das Salzburgische Gebirge. Da aber der halbtote Schreiber in die Stadt gebracht und sowohl von dem geistlichen als weltlichen Gerichte wegen seines gehabten Zufalls befragt ward, hat er endlich nach vieler angewandter Mühe den ganzen Verlauf entdeckt, ist auch seiner Krankheit ungeachtet in gerichtliche Haft genommen worden. Nachdem er sich etwas erholt, wurde die Inquisition ordentlicherweise an ihm vorgenommen, auch nach gethaner eidlicher Aussage durch Bekenntnis der Kriminalprozeß formiert. Nun war ihm zwar durch Urteil und Recht zuerkannt, daß er mit dem Schwerte gerichtet und darauf mit Feuer sollte verbrannt werden, allein die zahlreichen Fürbitten um Beachtung seiner Jugend verursachten, daß die ausgesprochene Sentenz gemildert und ihm eine sechsjährige Gefangenschaft mit harter Handarbeit auferlegt ward."

Die Wolfsschluchtszene liegt hier bereits so vollständig vor, daß dem Dichter der Novelle oder des Librettos kaum noch etwas hinzuzufügen übrig blieb. Das Buch selbst, welches diese Erzählung enthält, betitelt sich: Unterredungen von dem Reiche der Geister; es handelt in fortlaufenden Kapiteln: von den Geistern überhaupt, von den gemeinen Hausgeistern, von den Erd- und Wassergeistern, von den Luft- und Feuergeistern u. s. w. u. s. w., und gehört einer am Ende des siebzehnten und im Anfang des vorigen Jahrhunderts handschriftlich und gedruckt weit verbreiteten Litteratur an. Die Verfasser und Sammler, gleichviel ob Protestanten oder Katholiken, stritten sich hin und her, ob es solche Geister gäbe, und die Mehrzahl bejahte diese Frage mit der krassesten, plumpsten Gewißheit; in gleicher Weise ward dies Problem besprochen vor Gericht, auf Kanzel und Katheder. Beispiel auf Beispiel zog man heran zum Beweis für das Für oder Wider, man verschwendete darauf den größten Eifer und die umfassendste Belesenheit. Und somit würde es völlig irre leiten, wenn man aus Kinds Bezeichnung: „Der Freischütz, eine Volksoper" den Schluß ziehen wollte, er selbst oder einer seiner mittelbaren oder unmittelbaren Vorgänger habe den Stoff, vorher unbekannt und nicht aufgeschrieben, dem Volksmunde selbst entnommen. Ganz im Gegenteil, derlei war schon seit Jahrhunderten aufgezeichnet und ging aus einer solchen Sammlung in die andere über. Es genügt ein Blick in diese Litteratur, um den Zusammenhang derselben mit den Chroniken des Mittelalters und diese als ihre weitere Quelle zu erkennen. Darüber hinaus aber hat man diese früheren Versionen bis zu ihrem letzten Ausgangspunkt zurück verfolgt und ihnen schließlich indisch-germanischen Ursprung nachgewiesen. Da ist es zuerst der wilde Jäger, der ewig jagen muß, weil er es am Sonntag, am Feiertag oder während des Gottesdienstes gethan, oder weil er den Hirsch, der ein goldenes Kreuz zwischen dem Geweih trug, erlegte. In dieser

Digitized by Google

Fassung kommt die Sage unmittelbar auf den Freischütz, der den Schuß auf den Gekreuzigten selbst, die Hostie, wagt und darum zum wilden Jäger und nie fehlenden Schützen wird, oder der die Freikugel dadurch erlangt, daß er eine Hostie in die Büchse ladet, sie deshalb auch wohl vom Altare geraubt hat.

In der älteren heidnischen Auffassung hat dann ein Schuß auf die Sonne oder den Mond die gleiche Wirkung. Die christliche Vorstellung hat den, mit seinem Gefolge umziehenden, wilden Jäger, der schließlich Satan selbst ist, zur Gespenst- und zur Truggestalt umgewandelt, zum Teufel oder zu einem von Satans Genossen, die Lust ist zur Pein geworden, die stete Unruhe und fortwährende Flucht, die nirgends eine bleibende Stätte findet und dauert bis zum jüngsten Tage, ist die nie sich endende Strafe, im Gegensatz zu der Ruhe und dem Frieden des Himmels.

Die indischen Sagen bringen den Mythus in weit unmittelbareren Zusammenhang mit dem Leben der Natur, der Familie und Ehe, er findet seinen Abschluß und seine endliche Erklärung in der alten Verehrung der Sonne und ihrem Dienst: der Sonnengott wird erlegt von dem ihn verfolgenden Sturm- und Nachtgott.

Und so ergibt sich schließlich: Auch ein Operntext hat seine Geschichte.

St. Hildegund von Schönau.

Eine Legende.

Von

Bernhard Schädel.

I.

Ein rascher Gewitterregen war über die Gegend von Neuß gezogen. Während die Bäume, die mit ihren Aesten über die hohen Mauern des Frauenklosters sich neigten, von Regen troffen, und es von den Dächern ringsum unaufhörlich herniederrieselte, standen unter der großen Halle am Eingang, geschützt und sicher vor dem Wetter, zwei kleine Mädchen und spielten. Sie warteten da schon lange geduldig auf ihren Vater, der immer noch dort im Klosterhause war bei der guten Frau, die ihnen heute mittag im Garten so schöne Aepfel geschenkt und so freundliche Worte zu ihnen gesprochen hatte.

Es waren zwei feine Kinder, denen man weder im Gesichte noch an der Größe angesehen hätte, daß sie Zwillinge waren, wenn auch ihre bis in das einzelste ganz gleiche Kleidung verriet, daß die Liebe derselben Mutter für sie beide gesorgt hatte. Gesorgt hatte — aber in Zukunft nicht mehr sorgen konnte. Vor zwei Tagen hatte man sie begraben, und es sollte nun bald alles anders werden. In dem Kloster entschied sich das Lebensschicksal der beiden Kinder, während sie hier so lustig spielten, als ob weder der Tod, der gekommen war, noch die Trennung, die noch kommen sollte, sie je trüben könnte. Sie riefen einander zu und lachten, da sie sich jetzt nicht mehr fürchteten, wie heute mittag, als beim Essen der Pater mit ihnen gesprochen und als während des Gewitters die Klosterglocke so ängstlich geläutet hatte. Ja das Gefühl der Sicherheit vor dem Regen, vor dem sogar die Hühner auf dem Hofe sich unter die Leiter versteckten und der Hund sich in seiner Hütte hielt, während sie in der Halle frei umherspringen konnten, machte sie übermütig. Liefen sie sich nach, so sprang wohl die eine ein paar Schritte hinaus in den Regen, doch ehe die andere sich zu ihr getraute, war sie schon wieder hinter ihr und stieß sie neckend an. Nur wenn die Größere, die mit den schwarzen Haaren, der Rinne zu nahe kam, die das herabgießende Wasser im Sande des Hofes gebildet hatte, wurde ihr Kleid besprüht von den feinen Tropfen, und sie faßte, auf den Zuruf der sorglicheren Schwester, ihr Röckchen ängstlich zurück. In der anderen Hand aber hielt sie eine Gerte, mit der sie jetzt zum Entsetzen der Schwester eine Schildkröte in das Wasser zurückstieß, die immer wieder vergebliche Anstrengungen machte, das Brett zu erklettern, auf dem das Mädchen stand. Wenn

das Tier dabei auf den Rücken fiel und mit langausgestrecktem Halse seinen Kopf zurückstemmte, um sich wieder auf die Beine zu schaffen, da vergaß die Kleine Regen und Feiertagsgewand und sprang hinaus, um in der Nähe zu sehen, ob das Tier auf dem Leibe auch eine solche Decke hätte, wie auf dem Rücken, und staunend bewunderte sie den schlangenähnlichen Kopf mit den nadelfeinen Nasenlöchern und den hellfunkelnden Augen.

„Sieh doch nur einmal her, Agnes, sie thut dir nichts. Der Thormann hat ja gesagt, daß sie nicht giftig ist und gar keine Zähne hat und nicht beißen kann. Sieh doch nur einmal!“

Aber Agnes lief die Halle hinauf und rief: „Laß den häßlichen Vierfuß, es wird mir übel, wenn ich ihn sehe. Wenn doch nur der Vater käme, daß du endlich aufhörtest! — Hilde,“ fügte sie nach kurzem Besinnen hinzu, „wenn du sie in die Klosterstube thust und die Thür zumachst, gebe ich dir meinen allerdicksten Apfel. Der Thormann schläft ja und merkt es gar nicht.“

Aber das seltsame Tier trug den Sieg davon über die Schwesterliebe und über den Apfel, und immer wieder jubelte Hildegund über seinen spitzen Stachelschwanz, die plumpen Bewegungen und den humpelnden Gang. Wie oft hatte ihr die Mutter, wenn sie im Kloster bei den frommen Frauen gewesen war, abends am Herdfeuer mit heimlichem Grauen von all dem Gezieser des Thorwächters erzählt, das dieser nur habe, um die Leute zu schrecken. „Er hat seine Freude an allem Getier,“ hatte sie gesagt, „und in seiner Stube hängen so viele Käfige, daß man die Wände nicht mehr sehen kann. Die große Schwellkröte, die wie die Schnecken ihr Haus auf dem Rücken trägt, hat er von einem fremden Gaukler erhalten.“

So hatte ihre Mutter erzählt, und sie wußte noch jedes Wort. Das rätselhafte Tier mit den klugen Augen, das sie trotz ihrer Beherztheit nicht anders als mit dem Stöckchen anzurühren wagte, schob sich langsam vorwärts im Sande. Es war selbst für den schönsten Apfel unmöglich von ihm abzulassen. Wie sie aber noch so in Staunen verloren stand, und ihre Schwester jetzt im äußersten Winkel auf einem der Balken saß, die da umherlagen, und andächtig ein ihr geschenktes buntes Bild betrachtete, das mit groben Strichen auf ein Stückchen Pergament gemalt den heiligen Quirinus darstellte und den Stifter der Kirche, der in seiner Hand das ganze Kloster mit seinem Turme, nicht größer als ein Spielkästchen, trug, da ertönten plötzlich von der inneren Mauer her Worte und Schritte. Ihr Vater kam mit Frau Ursula aus dem Kloster. Er sah müde und bekümmert aus, wie er so herantrat, und nur auf einen Augenblick, als Agnes auf ihn zusprang und seine Hand nahm, erhellten sich seine hageren Züge, um sogleich wieder in den starren Ausdruck zu verfallen, der in den letzten Wochen nie länger als auf Minuten von seinen Mienen gewichen war.

„Besser, Herr Guntram, Ihr laßt mir das Kind gleich heute da, als Ihr nehmt es noch einmal zurück in die Unruhe, die vor der Abreise in Eurem Hause herrscht. Ihr erschwert Euch und ihr damit das Scheiden. Sie wird den Schmerz eher überwinden, wenn sie Euch noch einstweilen in der Nähe weiß. Sieht sie, wie Euer Haus leer wird, so wird ihr das die Trennung nicht leichter machen. Laßt sie hier. Was sie an Kleidern braucht, kann Euer Schaffner morgen herüberbringen. Habt Ihr sie nun Gott geweiht, so opfert sie ihm auch ohne Zögern.“

Wie die Frau mit den freundlichen Mienen noch so sprach, kam auch Hildegund gesprungen, umfaßte ungestüm ihren Vater und rief: „Sag, sind denn beim lieben Gott in dem großen, weiten Lande, wo wir hingehen, auch so schöne Schildkröten wie die da?“

„Freilich, Gundel, und noch ganz andere Tiere, die du noch nie gesehen hast. Gehst du gern mit?“

„Ja, sehr gern, aber Agnes ist viel zu bang, sie fürchtet sich immer, und wenn

ich ihr eine mitbringe, so will sie nicht damit spielen." Mit diesen Worten sprang sie lachend wieder fort.

„Komm nur her, Agnes," rief jetzt Mutter Ursula. „Ich mag es auch nicht leiden, das widerwärtige Tier. Es darf mir auch sonst nicht aus der Thorstube heraus, nur heute hat er es in den Regen gesetzt. Sei froh, daß du nicht mit deinem Vater gehst, dann würdest du noch ganz andere Kröten und Schlangen und Skorpionen sehen müssen."

Als das Kind halb hinter sie trat und sich an sie schmiegte, legte sie ihre feine, weiße Hand auf sein Haar und sprach tröstend: „Siehst du, Agnes, du bleibst bei der Mutter und bei mir, wir gehen oft zusammen an ihr Grab und bringen ihr schöne Blumen. Hilde muß mit dem Vater, damit er nicht so ganz allein ist, und wir beten, daß sie wieder zurückkommen. Mit euch zwei Kindern hätte der Vater zu viel Last, und du fürchtest dich doch auch draußen in der Welt. Küsse jetzt deinen Vater und deine Schwester und sage ihnen Lebewohl. Aber weine nicht so sehr, sonst machst du ihnen ja nur das Herz traurig und betrübst deinen heiligen Schutzengel."

„Agnes," rief jetzt Hildegund, die den großen Reisighaufen in der Ecke der Halle, der bis zu dem Gebälke hinaufreichte, in aller Eile herabkletterte und dabei unaufhörlich sprach: „Agnes, ich weiß jetzt, was ich dir mitbringe, aber ich sag' dir's noch nicht. Du wirst Augen machen, wenn ich's aus dem Tuch herauswickele, so etwas hast du noch nie gesehen. Meine neue Schildkröte behalte ich aber dann für mich. Die ist noch viel größer, wie die da."

Aber plötzlich verstummte ihr lautes Geplauder, als sie sah, wie der Vater ihre Schwester im stillen Leid wieder und immer wieder küßte, sich abwandte und mit der Hand über die Augen fuhr. Da durchzuckte ihr Herz dasselbe rätselhafte Gefühl, das sie empfunden hatte, als die Erde auf den Sarg ihrer Mutter hinunterrollte. Sie hatte damals nicht gewußt, was es eigentlich war, aber sie hatte deutlich den Eindruck gehabt, als ob etwas Furchtbares geschehen sein mußte, als ihr Vater mit einem Mal dumpf aufstöhnte, und die Anwesenden alle in lautes Weinen ausbrachen. Jetzt war ihre Mutter wirklich begraben. Und ganz derselbe Schmerz durchzuckte sie in diesem Augenblick wieder. Nun wußte sie in ihrem innersten Gefühle, daß ihre Schwester für sie begraben wurde. Bleich und stumm, zu Tod erschrocken durch den jähen Wechsel von Freud und Leid, reichte sie Agnes die Hand hin, ihre Augen schwammen in Thränen, sie sah sie nicht an.

„Vater nimm mich mit, ich fürchte mich hier," sagte sie darauf flüsternd und griff nach ihm hin. Ein leises Zittern ging durch ihren Körper. Ohne aufzusehen, reichte sie ihre kalte Hand Mutter Ursula, die sie auf die Stirne küßte und ein Kreuz über sie schlug. Weinend standen die Kinder Hand in Hand.

„Da, Hilde," sagte Agnes plötzlich unter Schluchzen, „ich will dir den dicken Apfel auch so geben, da hast du ihn." Sie konnte kaum die Tasche finden, so standen ihre Augen voll Wasser.

„Guntram, Ihr wißt," wandte Frau Ursula sich jetzt zu dem Vater, „ich werde dem Kind eine Mutter sein. Ich sehe Euch heute auf lange Zeit zum letztenmal," fuhr sie fort, indem sie dem Thore zugingen. Die sonst so ruhige Frau, für die Tod und Leben gleich zu sein schien, zögerte in ungewohnter Bewegung: „Ihr Kinder, geht allein vor bis an die große Linde! — Da ich weiß, daß Ihr mir's nicht mißdeutet, und es Euch vielleicht zum Troste gereichen kann, will ich Euch sagen, was ich in jungen Jahren um keinen Preis der Welt verraten hätte, nicht Euch und niemand, was ich mir kaum selbst gestand. Ihr konntet es auch nicht ahnen. Als Eure Frau und ich noch Jugendgespielen waren, haben wir beide im Herzen an Euch gedacht. Ihr habt sie erwählt und waret glücklich mit ihr. Ich habe den Himmel gewählt und — — gewiß, ich war auch zufrieden," setzte sie seufzend hinzu. „Nun ist sie bei Gott, und was ich um ihretwillen Euch noch thun kann, das wird an Eurem Kinde geschehen. Was sie nicht

mehr thun kann, das will ich jetzt thun. Lebt wohl, Guntram, dort oben sehen wir uns alle wieder!"

Mit geröteten Wangen hatte die noch immer schöne Frau in dem Nonnenkleide diese Worte ruhig und gefaßt gesagt, als hätte sie schon lange vorher gewußt, daß sie dieselben noch einmal in ihrem Leben sprechen würde. Nur eine leise Erregung bebte in ihr nach, in der Erinnerung an die Jahre, in denen sie ihr Herz noch nicht in Gottes Hand gegeben hatte. Mit starren, leeren Augen, als begriffe er noch nicht, was sie gesagt hatte, oder als hätte er es längst gewußt, reichte der gebrochene Mann ihr die Hand und sprach tonlos: „Gott lohne es Euch tausendmal!" Dann beugte er sich nieder, küßte zum letztenmal sein weinendes Kind, das an ihn herangetreten war, und riß sich und Hildegund los.

Als sie aus dem Thore heraustraten, hatte der Regen schon fast ganz aufgehört. Hildegund schlug ihr Röckchen über den Kopf, um ihr Kleid vor den Tropfen zu schützen, die von den Bäumen auf das Gras des Weges niederfielen, wenn ein Wind die Blätter rührte. Das Kind hatte seine Thränen getrocknet und suchte in raschen Schritten sich an der Seite seines Vaters zu halten, der so eilig dahinging, als ob er allein wäre, oder als ob er nicht rasch genug von dem Orte fortkommen könnte, der sein Glück im Leben und im Tode barg. Lange gingen sie schweigend neben einander. Endlich brach Hildegund die Ruhe: „Vater, ich will dir was sagen." Er nahm sie bei der Hand und ging langsamer.

„Auf dem Bilde in der Kirche, wo der Herr Christus aus dem Grabe aufersteht, sind doch auf der Erde, wo der Sarg drin liegt, Käfer und Spinnen und eine Schlange gemalt und auch eine Kröte, aber so eine ohne Schild. Wenn es doch dort in dem Lande, wo das Grab ist, Schildkröten gibt, hätte auch der Maler ganz gut eine hinmalen können. Dann wäre auch die Schildkröte ein ganz heiliges Tier, wenn sie zum Herrn Christus darf. Dann brauchte sich doch Frau Ursula und Agnes nicht davor zu fürchten. Wenn du einmal so ein Bild malen läßt, wenn wir wieder da sind, in die Kirche an die leere Wand, wie du heute zum Pater Honorius gesagt hast, auf dem ich und die Mutter und Agnes und du umherknien, gelt, da kommt auch die schöne Schildkröte drauf, die ich aus Jerusalem mitbringe? Die hat aber auch Flügel!"

„Ja, Kind, die soll er darauf malen, sei nur zufrieden. Gehst du denn auch gern mit unter die fremden Leute in die weite Welt?"

„Freilich, sehr gern. Ich kann doch nicht ins Kloster gehen, da müßte ich ja drin ersticken. Mit dir gehe ich überall hin, Vater. Und wenn Wernher mit uns geht, sind wir auch nicht so allein. — Ja, ich gehe sehr gern mit," fügte sie noch ganz in Nachdenken versunken hinzu. —

Die Sonne schien jetzt im Untergehen so golden durch den Waldrand hin, die Luft war so rein und kein Staub mehr auf Gras und Blatt, alles glänzte und funkelte in ihrem Scheine wie neugeschaffen. Und mitten durch diese Pracht ging der todwunde Mann, der in seinem Herzen einen Entschluß trug, den zu ändern nun nicht mehr in seiner Gewalt stand, obgleich er wußte, daß er darunter erliegen würde. — —

Dreizehn Jahre ihrer Ehe waren Herr Guntram und seine Frau kinderlos geblieben. Nachdem sie häufig die Stätten der Verehrung der Apostel Paulus und Petrus und anderer Heiligen besucht und aus ihrem beträchtlichen Vermögen reiche Geschenke gespendet hatten, gebar die Frau, nach langem Harren und Bangen, Zwillingstöchter, die sie aus Dankbarkeit für den Himmel zu erziehen beschlossen. Aber die gottverlobten Kinder eigneten sich nicht beide für das Klosterleben. Agnes, mit ihren sanften Augen und ihrem ruhigen, sinnigen Wesen, war von jeher eine musterhafte junge Nonne. Ganz anders war Hildegund. Schon ihr Aeußeres war mehr das eines Knaben. Ihre Züge waren hart und scharf, ihre Bewegungen eckig und hastig, ihre Stimme für ein Mädchen ungewöhnlich tief. Trotz aller Strenge ihres Vaters brachte sie es meistens nicht fertig, zu lieben, was man als Klosterschülerin gern haben mußte, und zu ver-

abscheuen, was man als Mädchen nicht thun durfte. Für alles in Hof und Garten, in Wald und Feld hatte sie ein offenes Auge, an jedem Menschen ihre Freude und an jedem Tiere ihre Lust. Mit Kummer sahen die Eltern das eigentümliche Wesen ihres Kindes, wenn sie auch deshalb ihm nicht zürnen konnten. Zeigte doch Hildegund bei all ihrer Wildheit ein gutes Herz und den besten Willen, sich zu ändern. Ueberall war sie beliebt. Jedermann half ihr, und gerade dadurch wurde sie unbewußt in ihrer Art noch bestärkt. Sie war stark und gewandt, und wie manchen Faustkampf mit den Knaben in der Nachbarschaft hatte sie schon rühmlich ausgefochten! „Behalte sie bei dir, Guntram, nur nicht ins Kloster, nur nicht!“ Das waren die Worte gewesen, die, hastig geflüstert, aus dem Munde der todkranken Mutter kamen, die Worte, die sie, mitten in allen ihren irren Fieberreden, mehrmals deutlich wiederholt hatte. So flehentlich hatte sie dabei mit den matten Augen zu ihm emporgestarrt, daß er den Blick nicht vergessen konnte, und ihren Wunsch auch hätte erfüllen müssen, wenn er nicht mit seiner innersten Ueberzeugung so übereingestimmt hätte, wie er in Wirklichkeit es that. Er hatte früher zwar oft über die Eigenheiten der beiden Kinder mit seiner Frau gesprochen, aber nie geahnt, daß sie so klar erkannt hatte, daß sie Hildegund nicht ins Kloster thun durften. Nun ihr Auge geschlossen war und er sein Wort ihr gegeben, hatten sich alle die Fragen erhoben, unter deren Last er seufzte. Heute bei Frau Ursula hatte er die Lösung gefunden. Hildegund hatte er Gott gelobt, seiner sterbenden Frau aber, die nie einen unrechten Wunsch gehabt hatte all ihr Leben lang, hatte er versprochen, sie nie von sich zu lassen. Würde ihn Gott nicht an seinen Kindern strafen, wenn er ihm das schuldige Dankopfer zu entziehen wagte? Durfte er der Fieberkranken, die vielleicht irre redete, versprechen, was er Gott nicht halten wollte? Und wenn er Hildegund nicht von sich ließ, wie konnte er sein altes Gelübde erfüllen und die Pilgerfahrt ins heilige Land ausführen, die nun ohne Sünde nicht mehr aufzuschieben war? — Lange Stunden hatte er heute mit dem Pater und mit Frau Ursula beraten, und nun stand ihm klar vor Augen, was er zu thun hatte, ohne sein Gewissen zu verletzen und sein Wort zu brechen. Wenn ihm der Entschluß noch schwer geworden war, so war er doch nun beruhigt, da er ihn gefaßt hatte, und nur sein Herz bebte noch, wenn er an all das Weh und Leid dachte, das ihm die letzten Tage gebracht hatten. Agnes sollte im Kloster bleiben und Hildegund mit ihm die heiligen Stätten besuchen. Hatte sie das vollführt, was vor Gott gewiß mehr galt, als alle Opfer an Geld und Gut, so konnte man sie als ihres Gelübdes ledig ansehen und sie konnte von da an bei ihrem Vater sein. Das hatte selbst Pater Honorius, der Beichtvater, gesagt, dessen Ansichten doch so unerbittlich hart waren, daß ihn alle fürchteten und sich nur Rats bei ihm holten, wenn sie ein sehr gutes Gewissen hatten.

Jetzt stand Frau Ursula mit dem Pater auf dem inneren Hofe, wo nach dem Regen geschäftiges Treiben herrschte, und, leise aufseufzend, sprach sie zu ihm: „Wäre es nicht möglich gewesen, Guntram die Reise, die er doch unter ganz anderen Verhältnissen versprochen hatte, zu erlassen? Wie hart ist es ihm, die Kinder zu trennen, das eine hier zu lassen und das andere mitzunehmen und einer solchen Gefahr auszusetzen! Sagt Ihr doch oft, für jedes menschliche Versehen und Vergehen wüßte die heilige Kirche und ihr Diener einen Rat. Könntet Ihr hier nichts thun, Pater Honorius? Ich habe ihm ja selbst nach Eurem Befehle zugeredet, die Kinder zu trennen, um die Reise machen zu können, aber Gott weiß, wie schwer mir's geworden ist.“

„Die schweren Opfer sind Gott die angenehmsten. Stünde mir Herr Guntram und seine Kinder höher, wie die heilige Kirche, Frau Ursula,“ antwortete ihr Pater Honorius mit sanftem Tone und einem bedeutsamen Blicke, unter dessen Banne sie unwillkürlich die Augen senkte, „dann allerdings wäre es mir wohl möglich gewesen, ihn von seinem Versprechen zu lösen. Schon weil es unter anderen Voraussetzungen gegeben war, wie Ihr richtig sagt, oder aus irgend einem anderen Grunde, den man hätte finden können. Da aber Herr Guntram sein ganzes Vermögen für den immer-

Digitized by Google

hin nicht unmöglichen Fall seines Sterbens in der Fremde unserem Kloster vermacht hat und Agnes so schon ganz zu uns gehört, so wäre es eine Sünde, ihn von der Ausführung seines Gelöbnisses zurückzuhalten. Ich würde das nicht auf mich nehmen wollen, Frau Ursula, und Ihr gewiß auch nicht. Eine zweite Ehe des Herrn Guntram nach seiner Rückkunft, mit der wir zu rechnen haben, würde ohnehin vieles in Frage stellen. Lebt wohl! Gott erleuchte Euch und nehme Euch in seinen heiligen Schutz!"

II.

Schon über zwei Wochen fuhr das Schiff, das die Pilger dem heiligen Lande zutrug, an der Küste hin. Eine drückende Schwüle lag in der Luft, und schwerer Dunst brütete über dem Wasser. Die Segel hingen schlaff herab. Nur unmerklich bewegte sich das Fahrzeug weiter.

Schon am dritten und vierten Tag ihrer Fahrt hatten die Schiffsleute beteuert, das Wetter könne nicht so bleiben, noch nie sei es so gewesen, und Tag für Tag war verronnen, und noch immer war keine Aenderung eingetreten. Das laute, fröhliche Treiben, das in der ersten Zeit unter den Fahrgästen geherrscht hatte, war düsterem Schweigen gewichen. Die Schiffsleute arbeiteten kaum noch, bleischwer schienen ihre Glieder sie zu drücken, und auch nur selten noch wurden sie durch einen Befehl aus ihrer dumpfen Ruhe gestört. Das Trinkwasser war schon so warm und schalschmeckend, daß es keine Erfrischung mehr darbot. Die Nahrungsmittel wurden immer trockener, immer ungenießbarer. Ein Boot ans Ufer zu schicken war nicht möglich, weil die Küstenbewohner der ganzen Strecke schon monatelang aus Furcht vor ansteckender Krankheit jeden Landenden mit dem Tode bedrohten. Aus den unteren Schiffsräumen kam eine erstickende Luft die engen Treppengänge herauf, was zumal empfindlich wurde, wenn morgens die ersten Pilger auf Deck kamen und hier oben nach langer, schwerer Nacht wieder einmal einen frischen Atemzug thaten. Einige von ihnen waren überhaupt nicht mehr dazu zu bringen, die steilen Leitertreppen hinunterzusteigen in den engen, erdrückenden Raum, und brachten lieber Tag und Nacht im Freien zu. Wem es oben geglückt war, einen vor dem Sonnenbrande nur halbwegs geschützten Platz zu erlangen, der war zu beneiden, und er mußte, um seinen Zufluchtsort zu behaupten, auch die Nacht über oben bleiben. Freilich war es manchem nicht leicht, seine Habseligkeiten unter all den fremden Leuten ohne Aufsicht unten zu lassen, um sich die Wohlthat freieren Atmens zu gönnen. Am besten waren auch hier, wie so oft im Leben, die daran, die nichts zu verlieren und nur zu gewinnen hatten. Und zu der Art dieser Leute gehörte weitaus die Mehrzahl der Mitfahrenden. Es war deshalb nötig, daß Herr Guntram, der zwei schwere Kisten mit sich führte und Waffen und Geräte aller Art, Kleidungsstücke und Decken umherliegen hatte, stets abwechselnd mit Wernher seine Habe hütete, und einer von ihnen blieb deshalb stets unten im Schiffsraume, während der andere den Platz auf dem Deck besetzt hielt.

Der junge Sohn, der mit dem reichen Franken, wie ihn das Schiffsvolk nannte, gekommen war, mußte Tag und Nacht oben bleiben, und nur auf Augenblicke gelang es ihm, hinunter zu seinem Vater zu kommen. In dem freundlichen Knaben mit den blitzenden Augen und dem schwarzen Haar erkennen wir unschwer Hildegund, wenn sie auch für jeden anderen, der sie nicht früher gesehen hatte, unmöglich als Mädchen zu erkennen ist. Ihr Vater hatte, um der Last weiblicher Dienerschaft auf der Reise überhoben zu sein und weil es in jeder Art angenehmer und gefahrloser war, sie gänzlich zum Knaben umgewandelt. Das abgeschnittene Haar paßte zu der Knabenkleidung, als ob sie nie etwas anderes getragen hätte. Seit sie mit ihrem Vater die Reise ange-

treten hat, ist sie wie umgewandelt. Was früher tadelhaft erschien, wird jetzt ihr Lob, und was früher nicht gestattet war, ist jetzt erlaubt und geboten. Sie fühlt sich frei. Mit keiner Bewegung, mit keiner Miene, mit keinem Worte noch hat sie ihr wahres Geschlecht verraten. Herr Guntram denkt oft jetzt selbst nicht mehr daran und schont sie, nicht weil sie ein schwaches Mädchen ist, sondern weil er sie als sein jetzt einziges Kind liebt. Wie hätte er sich früher denken können, daß er so viel Hilfe durch sie finden würde, da er sie doch nur als Hindernis bei seinem Unternehmen zu betrachten gewohnt war. Ueberall war der Knabe gern gesehen, jeder vertraute ihm, er sah und hörte alles, und schon mehr wie einmal auf der langen Reise war es allein durch das, was er erkundet hatte, möglich gewesen, einem Schaden zu entgehen oder einen Vorteil zu erlangen. Mit den paar Worten fremder Zunge, die der Knabe aufgefangen hatte, begleitet von den sprechenden Bewegungen, wie sie ihm eigen waren, glückte es ihm, sich überall zu verständigen, überall eine Freundlichkeit zu erweisen oder eine Gunst zu empfangen. Selbst in den unsagbar harten Tagen der letzten Woche hielt Josef, wie ihn sein Vater nannte, den Kopf oben. Sei es, daß er überall noch eine kleine Labung erhielt, eine süße Frucht oder einen Schluck wohlgesparter Stärkung, auch da, wo sich die Hand für andere längst verschlossen hatte, sei es, daß die gern übernommene Aufgabe, eine schwere Rolle durchzuführen, ihm die Spannung gab, die weit Stärkeren schon lange fehlte: er fühlte sich frisch und gesund, und nur die Bekümmernis und der Schmerz, den er auf jedem Gesichte las, machte seine sonst so laute Freude verstummen.

Wieder war die Sonne im Meere versunken, und wiederum war ein Tag vorüber, ohne die Erfüllung der Hoffnung zu bringen, die nur noch in den Herzen der Mutvollsten lebte. Noch war keine Aussicht, daß ein Wind die Segel füllte und der schwachen Menschenkraft, die dem Verlöschen nahe war, Hilfe brächte.

Gedeckt durch einige mächtige Warenballen, die so übereinander aufgeschichtet waren, daß in der Mitte eine Höhlung entstand, in der zur Not zwei Menschen vor den Sonnenstrahlen tagsüber Schutz finden konnten, lag Wernher und träumte vor sich hin. Er war nur ungern mit auf die Reise gegangen. Wenn er es seiner großen Frömmigkeit halber nicht gemußt hätte, wäre er viel lieber zu Hause geblieben. Auch würde sein Herr allein seiner nicht bedurft haben; er hatte ihn nur des Kindes wegen mitgenommen. Warum mußte er sein Leben um dieses Kindes willen aufs Spiel setzen, das er im Grunde seiner Seele nicht leiden mochte? Wernher, der alles stets möglichst leise that, der einherging, daß man seinen Schritt nicht hörte, und sprach, als ob ihm jedes laute Wort körperlichen Schmerz bereitete, hatte das lärmende Kind nie gern um sich gehabt. Seit Hildegund aber gar als Knabe sich keinen Zwang mehr anthat, hatte er geradezu gegen sie einen heimlichen Widerwillen.

Herr Guntram war mit dem Knaben, den Wernher zu seiner Verwunderung hatte hinunterschicken müssen, in seinem Verschlage unten und sprach mit ihm schon fast eine Stunde. Er mußte seinen Grund haben dort mit ihm allein sein zu wollen. In den letzten Tagen war er überhaupt so sonderbar. Er sprach müde und langsam und war oft zerstreut, wie abwesend. Nur wenn Josef zu ihm sprach und, so lange er auf dem Verdecke war, ihm nicht von der Seite wich, leuchteten seine Augen, und er verbarg vor dem Jungen, was auf ihm lastete. Wie Wernher noch so nachdachte über das, was die nächste Zukunft bringen sollte, trat einer von den Schiffsleuten, ein rotköpfiger Niederländer, mit dem er sich in seinem Kölner Platt gut verständigen konnte, zu ihm und sprach grinsend: „Dein Herr ist wohl verrückt, ist er doch gestern mittag zu der kranken Italienerin, die immer so stöhnt und hinten in der Armenecke liegt, gegangen, hat ihr zu essen und zu trinken gebracht und mit ihr gesprochen. Weiß er nicht, daß die schwarze Kröte am besten auf dem Meeresgrund läge, ehe sie uns mit ihrer Pest allen den Tod bringt? Ginge es mir nach, wir würfen sie heute abend, wenn's dunkel ist, hinein. Morgen früh könnte man ja erzählen, sie sei die Nacht selbst hinein-

Digitized by Google

gesprungen, und es wäre abgemacht. Das ist ja das Schöne am Wasser, daß kein Hahn darauf kräht. Uebrigens ist sie auch ganz allein. Wäre nicht die erste, der's auf dem Meer so gegangen wäre. Die Fische wollen auch leben. Lang macht sie's doch nicht. Bald wimmert sie um Wasser, und bald klappern ihr die Zähne vor Frost. Das Fieber reißt sie an allen Gliedern, daß sie keinen Augenblick Ruhe hat. Kein Mensch getraut sich zu ihr. Will er dich allein lassen mit all seinen Sachen? — Drüben sprachen wir vorhin davon, daß er leicht sich den Rest holen könnte. Er muß so schon krank und schwach sein. Wenn er die Krankheit von ihr gefangen hätte und noch von Bord müßte, würde sich kein Mensch wundern. Für Euch wäre es hart!"

Wernhers Augen funkelten aus seiner Höhle heraus, in der er mit dem halben Leibe lag, wie die eines Raubtieres, das auf seine Beute lauert, aber er regte kein Glied und sprach kaum verständlich: „Laß ihn doch, Pitter, es wird für sein Seelenheil so am besten sein. Ich darf ihm nichts darin sagen. Auf mich hört er nicht."

„Dann wird er mit ihr zum Teufel fahren, wenn er ihr noch oft zu trinken bringt. Ich habe zwar gesehen, daß er ein Tuch vor Mund und Nase gebunden hat, aber die Pestluft wird ihn doch treffen. Wenn er nur nicht auch noch seinen Jungen zu ihr schickt, der alte Narr mit dem vielen Geld. Man sollte ihm ein Messer in die Rippen stoßen, wenn er den schönen Knaben auch tötete!"

„Wernher, Ihr sollt zum Vater hinunter!" rief Joseph, dessen Kopf jetzt aus der Luke tauchte; dann wandte er sich dem Hinterteile des Schiffes zu, wo er allein und ungestört bleiben konnte. Verwundert schaute Pitter dem sonst so heiteren Knaben nach, der heute weinte. Vom Sterben hatte der Vater mit ihm gesprochen und vom Abschiednehmen und Wiedersehen, so herzlich und eindringlich, aber mit so matter Stimme, daß Josef bis zum Tode erschrocken war. — Es dunkelte schon und allmählich wurde es ruhiger im Schiffe. Stundenlang lag Josef auf den Bohlen und blickte in die Ferne. Aber sein Auge spähte nicht nach dem nahen Ziele, sondern wandte sich der Richtung zu, wo er sich die ferne Heimat dachte. Dort weilte Agnes, und von dem Sterne, der darüber funkelte in ewiger Klarheit, blickte vielleicht das Auge der Mutter herab auf ihre verwaisten Kinder und segnete sie. Als Josef endlich, getröstet und gefaßt, seinen Platz verließ, trat er dicht an die Brüstung heran, sah über das dunkle, unendliche Wasser hin, erhob den Arm und schlug langsam nach den vier Weltgegenden das Zeichen des heiligen Kreuzes. Wo nun auch Agnes weilen mochte, sein Segen erreichte sie. Frau Ursula hatte die Schwestern gelehrt, so stets einander zu gedenken.

Als Wernher, der mittlerweile lange mit Pitter und noch einem anderen Gesellen geflüstert hatte, Josef herankommen sah, sprach er zu ihm: „Hat dir dein Vater vorher gesagt, daß er heute die ganze Nacht unten bleiben will, daß ich ihn nicht wie sonst um Mitternacht ablösen soll?"

„Er will nicht kommen?" sprach Josef erstaunt. „Zu mir hat er gesagt, ich solle nur ruhig schlafen, er käme um zwölf. Dann gehe ich zu ihm hinunter und bitte ihn noch einmal —"

„Das hat er aufs strengste verboten," fiel Wernher ein. „Er hat mir gesagt, ich sollte dich unter keiner Bedingung hinunter lassen. Er sei müde und wollte früh schlafen. Du wirst ihn doch nicht wecken wollen? Sei folgsam, Josef, du darfst nicht hingehen."

Schweren Herzens blieb Josef. Seine Müdigkeit war so groß, daß er die ganze Nacht regungslos schlief. Es war ihm, als sei er gefesselt und könne kein Glied regen. Die Bande aber thaten ihm nicht weh, die ihn hielten, und er konnte nur nicht wach werden. Ob das von dem Becher Weines kommen konnte, den ihm Wernher vor dem Schlafenlegen gereicht hatte und der ihm so schwer und scharf geschienen hatte? Es sollte Wein aus dem heiligen Land sein, deshalb hatte er ihn getrunken, wenn er ihm auch nicht geschmeckt hatte. Noch schlaftrunken lag Josef da und wußte nichts

Digitized by Google

von sich selbst und nichts von seiner Umgebung, er hatte nur das unbestimmte Gefühl, daß er nicht mehr schlafe, daß er jetzt wach sei, daß es aber noch lange Zeit bedürfe, bis er sich aufraffen könnte. Wie furchtbar aber war sein Erwachen. Plötzlich sah er Wernher vor sich, der totenblaß und unheimlich blickend vor ihm stand und heiser flüsterte: „Auf, auf! Josef! Dein Vater ist heute nacht gestorben. Vorhin haben sie ihn tot gefunden. Er hat sich von dem kranken Mädchen den Tod geholt. Die Schiffsleute werden ihn jetzt ins Meer versenken, damit er niemand mit der Krankheit ansteckt. Wir haben ihn schon in Decken geschlagen und zugebunden."

Schon bei den ersten Worten, die ihm die schreckliche Kunde brachten, war aller Schlaf von Josef gewichen, und ein Schlag durchfuhr sein innerstes Herz, daß er sich an die Brüstung halten mußte, um nicht zu Boden zu stürzen. Wenn er auch nicht die Gefahr in ihrer ganzen Größe begriff, in der er schwebte, so fühlte er doch den entsetzlichen Schmerz mit aller Lebhaftigkeit seines Geistes und der ganzen Liebe seines Herzens. Umringt von den teilnehmenden und erschreckten Schiffsleuten, die ihn mit Güte und Gewalt davon zurückhielten, hinunterzugehen und sich über die Leiche des geliebten Vaters zu stürzen, weinte er so laut und so herzzerreißend, daß mancher von den umstehenden Männern, der schon mehr Herzeleid in seinem Leben mit angesehen hatte, sich verstohlen die Augen wischte. Die Frauen, die mit im Schiffe fuhren, waren schon lange in lautes Wehklagen ausgebrochen.

Vier Männer brachten jetzt den Toten, der wie eine Mumie umhüllt war, die enge Treppe hinauf. Wernher, den Josef flehentlich beschwor, ihn das Antlitz des geliebten Vaters, der ja gar nicht tot sein könne, noch einmal sehen zu lassen, blieb unerbittlich. Das einzige, was der Knabe erlangte, war, daß man die kostbare Purpurdecke, die Herr Guntram als Geschenk für den Altar des heiligen Petrus mitgenommen hatte, um den toten Körper schlug, als man ihn mit einem stillen Vaterunser den Wellen übergab. Hastig verrichteten die Männer ihr Geschäft, als ob jede Minute des Zögerns auch ihnen den Tod bringen könnte. Sie knüpften die Seile mit bebenden Händen und abgewandten Antlitzes, dann ließen sie ihn schwebend über Bord. Als das Wasser rauschend über der Leiche zusammenschoß, und Josef es dumpf und hohl rollen hörte, wie einst die Schollen auf den Sarg der Mutter, sank er wie leblos zu Boden. —

Zwei Tage darauf lag das Schiff vor Anker. Ein frischer Wind hatte endlich Kühlung gebracht und das Schiff seinem Ziele genähert. Die Genossen der schweren Fahrt zerstreuten sich am Lande nach allen Richtungen. Das kranke Mädchen, durch dessen Pflege Herr Guntram den Tod gefunden hatte, war rasch besser geworden, nachdem kühleres Wetter eingetreten war. Wernher war wiederholt bei ihr gewesen, hatte ihr Lebensmittel und Wasser gebracht und trotz aller Warnungen erklärt, er würde das gute Werk, das sein Herr an der Kranken begonnen habe, zu Ende führen. „Gefahr darf ich nicht scheuen, so wenig wie es Herr Guntram gethan hat. Der Herr wirds lohnen. Mit seiner Hilfe mache ich sie gesund." — Er sprach die Wahrheit. Was er hierbei verschwieg, war nur, daß er wohl wußte, daß sie, so wenig wie Herr Guntram, eine Pestkranke gewesen war, sondern daß nur ein hitziges Fieber ihr die Kraft geraubt und die Besinnung geschwächt hatte. In seiner Heimat hatte die Pest einst alle seine Verwandten hingerafft. Er wußte wie Pestkranke aussahen. — Vorsichtig erkundigte er sich bei ihr, als er einst teilnahmsvoll an ihrem Lager stand, ob sie, die doch allein in dem ganzen Raume gewacht habe, in der Nacht nichts von dem sterbenden Manne gehört habe, ob er sanft entschlafen sei oder ob er Schmerzen gehabt habe. Und als sie ihm sagte, es sei ihr gewesen, als ob im Dunkel zwei Männer auf dem Sterbenden gekniet hätten, und nur ein einziges Mal habe er tief aufgeseufzt, dann sei es ruhig gewesen, da war er sicher, daß sie in argem Fieber gelegen hatte und daß Herr Guntram doch nicht sanft eingeschlafen, sondern wahrscheinlich aufgefahren sei und sich hin und her geworfen habe, so daß sie die Schatten von Männern glaubte

gesehen zu haben. „Wir wollen nichts davon sagen, denn wenn Josef erfährt, daß sein Vater nicht ruhig gestorben ist, wofür er doch immer gebetet hat, so wird ihm das nur neuen Kummer bereiten. Er könnte es leicht von jemand hören, wenn du es anderen erzähltest, was du da geträumt hast. Du hast nicht schlecht im Fieber gelegen. Gott sei gelobt, daß es uns gelungen ist, dich wenigstens zu retten!" —

Im letzten Augenblicke der Landung hatte Agnola, so hieß die Gerettete, Gelegenheit, die ihr erwiesenen Wohlthaten reichlich zu vergelten. Als das Schiff die Ladung löschte und Josef, von Wernher geschickt, der für das Gepäck sorgte, auf einem der schwanken Bretter hoch über dem Wasser her lief, schwebte er in der größten Lebensgefahr. Durch die Unvorsichtigkeit Pitters, der gleichzeitig auf dem danebenliegenden Stege herunterging, hart angestoßen, taumelte er zurück und wäre unfehlbar hinabgestürzt, lag er doch schon auf einem Knie, wenn nicht Agnola mit Blitzesschnelle ihn noch gehalten hätte. Sie hatte sich gerade im selben Augenblicke angeschickt, hinter ihm das Brett zu betreten. Ihre ganze Habe, die sie, in ein Bündel geschnürt, mit beiden Händen auf dem Kopfe trug, war dabei herabgefallen und im Wasser versunken. Wernher, der ebenso wie einige von den Schiffsleuten, die ihm sogar noch Vorwürfe machen wollten, daß er den Jungen so allein da hatte gehen lassen, den ganzen Vorgang und die Gefahr Josefs mit angesehen hatte, vergütete ihr alles reichlich. „Gott lohnt jede That nach Gebühr," sagte er gerührt.

III.

In einer engen Gasse Jerusalems saß eine alte, blinde Frau auf der Schwelle ihrer ärmlichen Hütte und entkernte Bohnen in eine flache Schüssel, die sie auf dem Schoße hielt. Es war schon so dämmerig, daß das Feuer, das drinnen auf dem Herde brannte, seinen Schein aus der Thüre warf und sie von der Seite her grell beleuchtete. Wie sie so ihre steifen Finger eine Arbeit thun ließ, die auch ohne besondere Aufmerksamkeit zu verrichten war, konnten ihre ruhelosen Gedanken am besten in die Vergangenheit tauchen und in die Zukunft schweifen. Es mußten keine unfreundlichen Bilder sein, deren Erscheinen ihr altes, runzelvolles Gesicht jetzt so verklärte, daß man sie, trotz ihrer glanzlosen Augensterne, gerne ansah. Diese Woche wurden es fünf Jahre, daß ihr Mann wie sonst im Stadtthore auf Fremde gewartet hatte, denen er seine Dienste anbieten konnte, und daß er mit Josef heimgekommen war. Ihr Antonius hatte nur einen Arm, den anderen „Flügel", wie er sagte, hatte er als junger Kriegsmann in einem Gefechte gegen die Sarazenen verloren. Wenn er nicht auf seinen Zügen in der Welt umher so viele Sprachen gelernt hätte, daß er noch fast allen, die gekommen waren, Rede und Antwort stehen konnte — freilich manchmal nur in der jedermann verständlichen Gebärdensprache, die sie allein nicht verstand — so wäre er verloren gewesen. Geld hatte er weder gespart noch erbeutet, zu beidem hatte er ein viel zu gutes Herz. Nun aber führte er schon seit zwanzig Jahren die neuen Ankömmlinge in der Stadt umher an allen Orten, die sie gesehen haben mußten, wenn sie als fromme Pilger die heilige Stadt besucht haben wollten, und verdiente sich damit sein Brot. Damals, übermorgen wird's gerade fünf Jahre, war er mit seltsamer Beute heimgekehrt. An seiner Hand führte er einen Knaben, mit dem er die Sprache redete, die ihr von allen am süßesten tönte, ihre Muttersprache, die deutsche.

„Mutter, der geht nicht wieder fort, wie die anderen, die ich dir schon gebracht habe. Wenn du ihm ein gutes Wort gibst, bleibt er bei uns. Er hat, wie wir, niemand mehr auf der Welt, der arme Kerl. Vor allem aber gib ihm jetzt zu essen." Freudestrahlend hatte sie den Knaben bewillkommnet, hatte ihn gespeist und gekleidet,

er hatte ihr sein Leid erzählt und Trost empfangen. Dann war er geblieben und war den beiden alten Leuten immer mehr ans Herz gewachsen. Wenn sie einen Enkelsohn gehabt hätten von ihrer einzigen Tochter, die ihnen vor langer Zeit gestorben war, so hätte er es nicht besser bei ihnen haben können. Was sie verdienten mit ihrer Hände Arbeit, teilten sie mit ihm in uneigennützigster Liebe. Welche Freude war es aber auch zu sehen, wie der Junge herangewachsen war zu einem kräftigen Knaben, dessen Hilfe sie jetzt schon in vielem nicht mehr entbehren konnten. Ging er doch oft für den Vater in die verschiedenen Kirchen und Kapellen und an die heiligen Stätten, die er alle kannte, und kam selten heim, ohne mehr zu haben, als der Vater selbst würde verdient haben. Jeder mußte dem hübschen, freundlichen Jungen gut sein, und seine Dienstwilligkeit wurde ihm reichlich gelohnt. Die größte Freude aber hatten sie, wenn sie abends von der fernen Heimat sprachen oder wenn Josef ihnen ein deutsches Lied sang. Täglich besuchte er einige Stunden die Schule der Tempelherren, die ihn seines ernsten Fleißes halber gerne bei sich sahen und seinem Pflegevater um seinetwillen manchen Verdienst zuwiesen. In seiner freien Zeit half er Vater und Mutter und wußte sich nützlich zu machen, wo er hin kam und wo ein rascher Blick und eine entschlossene, willfährige Hand von Wert waren.

Wie war sie damals bewegt gewesen, als das arme Kind ihnen sein Unglück erzählt hatte. Es war ein herbes Schicksal gewesen, das ihm in raschem Wechsel schon so frühe ein solches Leid gebracht hatte. Früher glücklich im Kreise einer angesehenen Familie, jetzt Vater und Mutter im Grab, die Schwester im Kloster und er selbst in der Fremde; früher reich und verwöhnt, jetzt gezwungen, mit ihnen für den Lebensunterhalt zu sorgen, zu arbeiten und zu entbehren. Und dabei doch wie ruhig und gelassen jetzt, nachdem der erste Schmerz längst ausgeklagt war, wie heiter und zufrieden! Eine Sorge trübte nur zuweilen das alte Ehepaar, wenn sie einmal allein am Herde saßen, und heute hatte Gertrud schon verschiedene Male daran denken müssen. Was mochte das nur sein, was Josef damals bei seinem Kommen gesagt hatte von dem Schaffner seines Vaters, der ihn sicher wieder auffinden und zu der Schwester zurückbringen würde? Sollte er am Ende noch kommen? Er hatte später nicht mehr davon gesprochen. Wie fürchtete sie die Stunde, da sie sich von ihrem Josef würde trennen müssen. Und doch, sollte sie es ihrem Liebling nicht gönnen, daß er erlöst werden könnte aus der Armut, daß er Geld und Gut bekäme und wieder seine Verwandtschaft fände? Dann konnte er sich Bücher kaufen, wie sie im Kloster waren, und hatte nicht mehr nötig, halbe Tage lang von ihr weg zu bleiben, um zu lesen und sich im Schreiben zu üben.

Wie sie gerade fertig war mit ihrer Arbeit und die daneben gefallenen Hülsen abschüttelte von ihrer Schürze, hörte sie die Schritte zweier Männer herankommen. Sie erkannte den Tritt ihres Mannes, aber der andere war nicht der ihres Sohnes. Auch war Josef heute wieder bei den Mönchen gewesen und in der Regel blieb er dann zum Nachtmahl bei ihnen in ihrer kühlen Halle. „Gertrud," rief Antonius, als er herangekommen war, und seine Stimme klang nicht so fest wie sonst, „hier ist der Mann, der aus Köln kommt und nach Josef fragt. Er muß hungrig und müde sein, gib schnell, was du vermagst, und hole den Jungen."

„Jesus, Maria, Josef!" rief Gertrud erschreckt, „Ihr wollt doch nicht unser Kind von uns nehmen; was soll aus uns dann werden? Ich zittere ja am ganzen Leibe. Daß mich meine Beine nicht tragen, so ist mir's in die Glieder gefahren! Es wird doch ewig nicht wahr sein! Seid willkommen bei uns, fremder Herr; alles nehmt, was wir haben, es ist freilich nicht viel, aber es sei Euch von Herzen gegönnt, laßt uns nur unser Kind. — Antonius, das Essen steht auf dem Tisch, den Wein hole aus der Kammer. — Ihr müßt vorlieb nehmen mit dem, was da ist. Ich will schnell hingehen, Dinah kann mich führen, und Josef holen. Sie ist mit ihrer Puppe in der Kammer auf der Erde eingeschlafen. Wie wird er sich freuen, von seiner Verwandt-

schaft aus dem Reich etwas zu hören. Er steht doch nicht allein in der Welt. Aber, du lieber Gott, wenn er fort müßte, ich würde es nicht überleben. Mich brächt's ins Grab."

Der Fremde, ein hoher, starker Mann, war in die Hütte getreten und hatte sich mit Antonius an den Tisch gesetzt, während Gertrud noch rasch zutrug, was für den Fremden fehlte und was ihn ehren konnte, besseres Tischzeug und eine schöne umsponnene Flasche. Ehe noch Antonius ihrer Anweisung folgen konnte, holte sie den Wein selbst herbei und weckte Dinah. Ihre Bewegungen in dem engen Raume waren sicher und bestimmt, sodaß man ihre Blindheit kaum gewahrte. Darauf eilte sie dem Kloster zu, so schnell, als hätte sie das größte Glück zu verkünden oder dem größten Unglück zu entfliehen. Kaum zehn Minuten später stand sie mit Josef wieder auf der Straße, nachdem sie dem Pförtner ihr Begehren und ihre Befürchtungen zugleich mitgeteilt hatte, ohne die gewohnte Lobpreisung ihres Josef zu vergessen.

„Kind," sagte sie jetzt, als Josef erschreckt aus dem Thore getreten war, „der Mann, der dich holen will, vor dem ich mich immer gefürchtet habe, wie vor dem bösen Feind selber, Gott verzeih mir die Sünde, ist heute abend gekommen. Auch gerade heut abend! Er hat noch nichts gesagt davon, so lang ich da war. So gar bös muß er nicht sein, seine Stimme ist gut und thut wohl."

„Dann ist's Wernher nicht. Flüstert er nicht, wie einer, der selbst nicht glaubt, was er sagt?"

„Nein, er spricht laut und entschieden und mit vollem Klange."

„Dann beruhige dich, Mutter, eher werden die Steine schreien, als Wernher laut sprechen. Das ist unmöglich. Tröste dich, dann ist er's nicht. Es muß jemand anders sein. Vielleicht ist's nur ein Irrtum und er sucht mich gar nicht."

„Gott sei gelobt und alle Heiligen gepriesen! Du gehst doch nicht mit ihm fort? Du bleibst bei uns. Lieber arm und zufrieden bei uns, als reich und unglücklich bei anderen. Das hast du oft gesagt und wirst's auch halten."

Sie standen an der Thüre. Mit welcher Spannung horchte Gertrud auf die Worte, die jetzt gesprochen wurden. Atemlos stand sie da, ohne die geringste Bewegung. Trotz aller Versicherungen Josefs konnte sie doch immer noch die Furcht nicht los werden, der Fremde sei der Diener von Josefs Vater, der ihn im Gedränge der großen Stadt verloren hatte, wie er damals weinend bei seiner Ankunft erzählt hatte. Wenn er auch ganz anders sprechen sollte, was war nicht alles in der Welt möglich, um das Unglück armer Leute herbeizuführen? Wie fühlte sie daher ihr Herz erleichtert, als der Fremde und Josef, die, wenn sie auch als Landsleute sich begrüßten, doch offenbar einander noch nie gesehen hatten, sich nicht einmal mit dem Namen anredeten. Alle Sorge war wie mit einem Male gewichen, und sie atmete frei auf. Und doch sollte sich ihr Geschick nur zu bald erfüllen. —

Der Fremde war ein Verwandter von Josefs Mutter, der eine Pilgerfahrt unternommen und versprochen hatte, auf das Drängen seines bejahrten, habgierigen Vaters hin, der mit Guntram von Neuß verfeindet gewesen war, sich in Jerusalem nach dessen Schicksal zu erkundigen. Es hätte dem alten Geizhals wohlgethan, wenn er durch eine Erbschaft, die aus dieser ihm verhaßten Heirat floß, sich noch hätte bereichern können. Sein Sohn hatte nie etwas Näheres von Guntram und der Base seines Vaters gewußt, da dieser nur selten und mit Verbitterung von ihnen sprach, und hatte den Auftrag, den er einer ihm unerklärlichen verwandtschaftlichen Teilnahme zuschrieb, gern übernommen. Er selbst war kinderlos und vermögend, und nur mit Widerstreben hätte er Geld und Gut von einem Manne geerbt, der es ihm gewiß nicht vermacht haben würde. Ueberdies hatte er gehört, daß das Kloster Ansprüche erhob. Es sollten Urkunden zum Vorschein gekommen sein, von denen man bisher nichts gewußt hatte, worin dem Kloster das gesamte Vermögen Herrn Guntrams vermacht war. Zwar hatte sein Vater ihm gesagt, daß Guntram Kinder gehabt habe, doch wußte er nicht, ob es Söhne

oder Töchter waren, und selbst ihre Zahl kannte er nicht sicher. Daß gar ein Sohn die Reise mitgemacht habe, davon ahnte er nichts. Erst die eingehende und treuherzige Erzählung Josefs von seinem Leben in der Heimat, von der Reise und dem Tode seines Vaters, von dem darauf erfolgten Verlieren Werners gab ihm Aufschluß und Gewißheit von dem Schicksal seiner beklagenswerten Verwandten. Mit immer größerer Spannung hörte er zu, immer wohler fühlte er sich bei den einfachen, glücklichen Menschen, und es war lange nach Mitternacht, als sie müde ihr Lager suchten.

Vierzehn Tage später war die Entscheidung getroffen. Das Schiff, das Josef und seinen neuen Beschützer trug, segelte der Küste Griechenlands zu. Der alte Antonius und seine Frau hatten blutenden Herzens das Opfer gebracht und ihren Pflegesohn ziehen lassen. Jeden Tag hatten sie mehr eingesehen, daß der junge, willenskräftige, begüterte Mann für Josef eine bessere Stütze war, als sie selbst, die alten Leute, die sich nur mit Mühe ernähren konnten und bei denen der Tod täglich an die Thüre klopfen konnte. Die kurze Strecke, die sie noch zum Grabe zurückzulegen hatten, konnten sie auch allein zusammengehen. Wohl vergoß Gertrud viele Thränen, und es dauerte lange, bis sie nicht mehr der Täuschung unterlag, die bei jedem Geräusch sie zusammenfahren ließ, weil sie Tritt und Stimme ihres Josef zu hören glaubte, aber die tröstende Zeit heilte auch ihre Wunde. Antonius sah jetzt ruhigere Tage. Josef war erst dann darauf eingegangen, seine Pflegeeltern zu verlassen, als sein Oheim, wie er ihn nannte, ihnen Häuschen und Garten und genug Geld gegeben hatte, daß sie sorgenfrei leben konnten mit Dinah, dem verwaisten Nachbarskinde, das sie jetzt ganz zu sich nahmen.

Am Tage vor seinem Weggehen, als ihm der Oheim noch freigestellt hatte, zu bleiben oder zu gehen, hatte Josef zum letztenmal die Stätte sehen wollen, wo er die freiesten und glücklichsten Tage seines Lebens verbracht hatte. Frühmorgens war er die menschenleeren Gassen hinabgestiegen aus dem Thor auf der Ostseite der Stadt in das tiefe, trockene Kidronthal und hatte den Weg nach dem Oelberg über die Brücke beim Garten Gethsemane hinauf eingeschlagen. Niemand war ihm begegnet, nur am Wege scharrten ein paar Hühner, und jetzt kletterte eine Schafherde hinter ihm, deren Tiere das spärliche Gras weideten. Die Sonne, die trotz der Morgenstunde schon heiß am wolkenlosen Himmel brannte, hatte er im Antlitz,, und oft blieb er einen Augenblick auf einem der Absätze, die den Berg umziehen, stehen, um sich die Stirne zu kühlen. Er sah dann auf die blendend beleuchtete gelbe Stadt hinab, die sich weit zu seinen Füßen dehnte. Unzählige Häuser erblickte er und Mauern und Kuppeln und die Windungen der Straßen. Nur wenige Palmen steigen aus den Höfen der Häuser auf, und auf dem dürren Hochlande steht hie und da eine zerrissene Olive. In der Schlucht des Kidronthales liegen tief unten um die Quelle Siloah einige grüne Gärten.

Oben angekommen, wo der Wind etwas frischer weht, setzt er sich auf einen Felsen unter einen Haselstrauch und läßt seinen Blick über das Land schweifen. Dort zwischen der Senkung der Berge sieht er den Spiegel des toten Meeres blitzen, und dahinter mit seinen unheimlich blauen Schatten liegt das Wüstengebirge von Moab. Drüben der grüne Streif bezeichnet den Lauf des Jordan. Hinter der nächsten Höhe weiter südwärts liegt Bethlehem. Er kennt den Weg, auch wenn ihm kein himmlischer Stern leuchtet, wie einst den Hirten und den Königen. Wie oft hatte er seinen Pflegevater dorthin begleitet, wenn reiche Pilger die Geburtsstätte des Heilandes der Welt besuchen wollten und wenn vorher mit dem Scheich um hinreichendes Schutzgeld verhandelt werden mußte. Er wußte genau die Richtung, wo der gesegnete Ort lag, auch wenn sein Auge ihn nicht erspähen konnte.

Hier oben wollte Josef sein Schicksal entscheiden. Von hier aus umfaßte sein Blick die gottgeliebte Stadt. Die Stätte, die sein Fuß trat, war ein heiliger Ort. Dort war Christus im Stalle geboren, dort war er am Kreuze gestorben, dort unter der Kirche hatte er im Grabe gelegen, dort war er gen Himmel gefahren und nun saß

er oben in ewigem Glanze zur Rechten Gottes des Vaters. Was waren alle Tempel in der Welt, was war Rom selbst gegen das Stück Erde dort unten, das er jetzt auf immer verlassen sollte? Hier war er glücklich und zufrieden gewesen, was wird ihm im fremden Lande noch beschieden sein? Zwei Wege sah er vor sich. Er hatte zu wählen zwischen dem engen, bescheidenen, aber glücklichen Dasein unter dem Dache seiner Pflegeeltern, und dem weiten Hinausschweifen ins Ungewisse, einem Leben voller Unruhe und Gefahr vielleicht, aber — in der Heimat, am Rhein!

Wie er so träumend hinausblickte in die Ferne, durchschnitt eine Schwalbe pfeifend die Luft. Wie ein Pfeil vom Bogen geschnellt, sauste sie über ihm hin und strebte ihrem fernen Ziele zu. Wollte sie ihm voreilen in die Heimat? Unaufhaltsam schoß sie nach Nordwesten zu. Eilte sie dahin, wo seine Wiege gestanden hatte? „Du sollst mir ein Zeichen sein," rief Josef aufatmend, „und wie du, kehre ich wieder zurück, wenn es mir daheim zu öde und zu kalt wird. Dann ist es ja auch kein Abschiednehmen auf Leben und Tod!"

Zur Reise entschlossen, stieg Josef in die Stadt hinab, um den Tempelherren zeitig lebewohl zu sagen.

Am Abende, als er sich in seiner armen Kammer schlaflos umherwarf, kam Gertrud, um ihm zum letztenmal gute Nacht zu sagen. Vorsichtig tastete sie die niedere Treppe hinauf. Sie wußte, daß er noch nicht schlief. „Mutter," schluchzte Josef, „behaltet mich, verstoßt mich doch nicht selbst. Warum ratet Ihr mir zu gehen? Ich will bleiben. Der Oheim ist ja so gut, er hat es mir jetzt noch freigestellt. Ich kann nicht gehen, Mutter, wie soll das werden?"

„Kind, gehe in Gottes Namen," sprach Gertrud, indem sie sich auf den Rand seines Bettes setzte und seine Hand faßte. „Ich selbst bitte dich jetzt darum, und der Vater sieht's auch ein. Tausendmal habe ichs mir überdacht. Thu's um unseres Friedens willen. Wir würden uns all unser kurzes Leben noch Vorwürfe machen, wenn wir dir im Wege stünden. Du hast so viel Freude in unser Haus gebracht, daß wir den Rest unserer Tage davon zehren können. Wenn nun auch meine Nacht noch dunkler wird, so freue ich mich um so mehr, wenn ich dich einst im Himmel wiedersehe von Auge zu Auge. Es ist nun genug. Gott behüte dich! Lebe ewig wohl!" —

(Fortsetzung folgt.)

Ein Ausflug in die ligurischen Apenninen.

Von

M. Bernardy.

Die Riviera mit ihren Rosengärten, Orangenhainen, lauschigen Villen und prächtigen Palästen, deren Glanzpunkt der dämonische Feentempel Sanct Carlo bildet, ist Deutschland durch die St. Gotthardbahn so nahe gerückt, daß gewiß viele Leser dieser Zeilen das Land, „wo die Zitronen blühen", aus eigener Anschauung kennen. Ist und bleibt es doch stets das ersehnte Ziel der Landschaftsmaler, Brustkranken und Hochzeitsreisenden, — dreier unverkennbarer und auf einer Reise von Nizza bis Florenz unvermeidlicher Arten.

Ist nun diese Strecke eine beliebte „Touristenroute", bleibt dagegen dem Reisenden der nahebei liegende und an Naturschönheiten nicht weniger reiche Landstrich der ligurischen Apenninen eine ebenso fremde Welt, wie das himmlische Reich China. Und doch ist es gerade das Innere eines Landes, wo das Volk, noch nicht durch das System der Fremden-Ausbeutung verderbt, sich die ursprüngliche Eigenart bewahrt und Stoff zu interessanten Beobachtungen bietet.

Schon an der Riviera selbst ist der Abstand zwischen den eleganten, mit allem Komfort und Luxus versehenen Kurorten und den elenden Dörfern, welche nicht das Glück haben, in einer windstillen, geschützten Bucht zu liegen und das Geld des Reisenden dahinfließen zu sehen, ein höchst erstaunlicher. Von Komfort, Reinlichkeit und der bewunderungswürdigen Geschäftsgeschmeidigkeit des Italieners — wenn es sich um seine Interessen handelt — findet man dort keine Spur mehr. Statt der eleganten Equipagen und Pferdebahnen harren vor einer verräucherten Lokanda zwei lebensmüde Gäule an ihrem archenoah-ähnlichen Fuhrwerk; ein halbes Dutzend zerlumpter Burschen vertreten die zudringlichen Portiers mit der Goldtressen-Verzierung und dem näselnden französischen Anruf, greifen blindlings in die am Bahnhof aussteigende Menschenmenge hinein, packen den ersten besten Reisenden am Arm und bestreben sich unter den unglaublichsten Gebärden und Gesten, irgend ein Opfer zu erwischen, um es in dem engen, schmutzigen, klirrenden, mit Kisten, Kasten, Mehlsäcken, Grünkraut, Körben und lebendigen Hühnern hochbeladenen Omnibus die Apenninen hinauf zu zerren. Die Dolceria (Konditoreiwaren) und die geschmackvoll geordneten Obst- und Blumenläden sind durch dunkle Buden ersetzt, vor denen unreife Orangen, Fenchel, Knoblauchguirlanden, etruskische Bronzewaren, Stockfische, Schmucksachen, Zwiebelkuchen, gestrickte Kamisole, Ballen von Ziegenkäse, Körbe voll Kartoffeln, Salami, bunte Schärpen, lebendig in einer

Pfanne röstende Schnecken, feuerrote Mützen, große Angoraziegenfelle, grelle Halstücher, Liebesäpfel, Heiligenbilder, bunte Wachskerzen, Makkaroni, Oel- und Weinflaschen, Laternen und hunderterlei anderer Kram aufgeschichtet sind. Ein ungekämmtes, schlumpiges, gewöhnlich sehr dickes Frauenzimmer bewacht die Schätze; zu ihren Füßen wälzt sich die Schar ihrer Nachkommen, springt beim Nahen eines Fremden auf die Füße und verfolgt ihn mit dem unermüdlichen: S'gor un soldo pe'a fam'! due citti S'gor! — (Herr, einen Sou für den Hunger, nur zwei Heller, Herr!)

Oft stellte ich mir die Frage, wie es wohl im Innern des Landes aussehen möge, wo weder Eisenbahn noch Dampfschiffe eindringen.

Der Wunsch, einen Ausflug in das Gebirge zu machen, war schon lange in mir rege und im Frühling 1885 fand sich Gelegenheit, ihn zu befriedigen. Mein Bruder, in dessen Haus ich mich aufhielt, und der im Auftrage eines Bauunternehmers eine Strecke Hochstraßenbauten in den Apenninen leitete, war einer neuen Tracierung wegen genötigt, sich mit anderen Ingenieuren auf einige Wochen dorthin zu begeben. Meine Bitte, mich anschließen zu dürfen, wurde in Voraussetzung mancher zu erwartenden Entbehrungen lange erwogen, doch schließlich bewilligt, und an einem sonnigen Morgen zu Anfang des Monats März brach unsere kleine Karawane auf.

Die Herren hatten in Rücksicht auf zwei große Hunde, meine treuen Gefährten, die für Italien fast unmögliche Ausnahmskonzession gemacht, die kurze Strecke von einer Stunde dritter Klasse zu fahren, wo man uns gestattete, die Tiere bei uns zu behalten. Wir bereuten es nicht, denn wir trafen zwei originelle Reisegefährten an, die so ganz und gar mit sich selbst beschäftigt schienen, daß die Außenwelt nicht für sie vorhanden war. Mich fesselte sofort das offene, sonnenverbrannte Gesicht des Mannes mit den gutmütigen, freudestrahlenden Augen. Er hatte das fünfzigste Jahr gewiß schon längst zurückgelegt, trug die städtische Kleidung des Mittelstandes und Haltung und Gebärden bekundeten etwas Fremdartiges. Ihm gegenüber saß die weder schöne noch jugendliche Gattin. Das starknochige, bronzefarbige Antlitz umrahmte eine prächtige spanische Spitzenmantille, die auf dem borstigen, pechschwarzen, hochaufgebauten Haar mittelst unzähliger, großer Goldfiligrannadeln kunstvoll befestigt war; die roten, kurzfingrigen Hände bekleideten helle Filethandschuhe, damit ja nicht die vielen Ringe verdeckt würden. Große goldene Ohrgehänge, eine riesige Brosche mit daran befestigter dicker Goldkette und das verhängnisvolle Korallenhörnchen gegen den bösen Blick, das auch der Mann an der Uhrkette trug, vollendeten die sehr bunte Toilette. Sie hielt einen schönen Knaben mit leuchtenden Augen auf den Knien, dessen Gestalt auf das Alter von vier Jahren schließen ließ, der indes, wie ich später erfuhr, noch nicht seinen zweiten Geburtstag gefeiert hatte. Unaufhörlich wanderte dieses dicke Kind zwischen den Eltern hin und her, etwa wie bei englischen Matrosen eine buttle of gin. Kaum hatte der Vater es der Mutter übergeben, so riß er es leidenschaftlich wieder an sich, drückte es ans Herz und bedeckte es mit Freudenthränen. Er stellte es aufrecht auf die Bank, betrachtete es aufmerksam und sagte ernsthaft: sono pure i miei occhi! (Es sind ganz meine Augen.) Beim Hinabklettern verschob sich das Röckchen des Kleinen und auf der weichen, runden Schulter wurde ein braunes Muttermal sichtbar. Unbekümmert um Ort und Umgebung brach der Mann in lauten Jubel aus, drückte mit seinen knochigen Händen die Kniee der Gattin zusammen und schaute ihr liebevoll in die Augen; dann entnahm er einer altmodischen, gehäkelten Geldbörse ein thalergroßes spanisches Goldstück, drückte es, gleich einem Schönheitspflästerchen, auf das Muttermal und ließ es dem Kinde zum Spiele. Nichts konnte für den gelddurstigen Volksgeist der Ligurier charakteristischer sein als diese klingende Freudenbezeigung.

Viel vermochte ich aus dem abscheulichen genuesischen Dialekte, der ängstlich den Buchstaben R verbannt, nicht zu vernehmen, nur soviel verstand ich, daß der Mann am Vorabend mit seinem Schiffe im Hafen von Genua angekommen, die Frau ihm entgegen gereist war und ihn mit diesem seltsamen Willkommengeschenk, dem wunder-

schönen Kinde, überrascht hatte. Meine Bewunderung für dasselbe machte den Vater gesprächig: Er gehörte jener seltsamen Klasse von Männern an, welchen man nur in Ligurien begegnet, in denen der Seemann, Landmann, Kaufmann, der Italiener und Südamerikaner sich verbinden, die hüben und drüben einheimisch sind, dort ihren Handel treiben und hier ein mit spanischer Münze erworbenes Stück Land nicht vernachlässigen. Gewöhnlich fangen solche Leute mit ganz geringen Mitteln an, als Kapitän eines Kauffahrteischiffes, oder auch schon als einfacher Matrose, kleine Mengen von Waren nach Montevideo, Buenos-Ayres ꝛc. zu bringen und dort zu verkaufen. Ist ein Sümmchen erworben, verdoppelt er dasselbe so schnell als möglich durch eine gute Heirat im Vaterlande, weilt einige Zeit bei der Gattin und segelt dann, von dem den Italienern angeborenen unwiderstehlichen Handelsgeist getrieben, bald wieder hinüber, um ein „Geschäft" zu gründen. Das Gedeihen desselben hängt indes nicht allein von Glück und Geschicklichkeit ab, sondern von dem Segen, mehrere, wenigstens zwei Söhne zu besitzen. Hat der älteste die notwendigsten Schulkenntnisse erworben, nimmt der Vater ihn mit in die Fremde, um sie ihm frühzeitig als zweite Heimat lieb und wert zu machen und ihn in das Geschäft einzuweihen. Zum Militärdienst kehrt er zurück und erst nach Beendigung desselben wird ihm das überseeische Geschäft überlassen, wogegen der Vater sich an der Riviera ein hübsches Stück Land kauft und der Ruhe pflegt. Dem Sohne wird ein jüngerer Bruder, oder in Ermangelung desselben ein Vetter zur Seite gegeben zu gemeinschaftlichem Schaffen und Erwerben. Beide verheiraten sich gewöhnlich sehr jung im Heimatlande und weilen abwechselnd zwei bis drei Jahre in Südamerika, ein Jahr in Italien. Sehr selten, und nur für die ersten Jahre, nehmen die Männer die Frauen mit sich. Dieses sonderbare Kolonisationssystem gewährt den Vorteil, daß die Männer nicht, wie bei endgültiger Auswanderung, für immer das Vaterland verlassen. Sie erfüllen ihre Pflichten als Staatsbürger, verzehren ihren Reichtum im Heimatlande und bleiben durch Familienbande demselben zugehörig.

Die italienischen Ansiedelungen sind für den Handel von höchster Wichtigkeit. Die größten dortigen industriellen und Handels-Etablissements befinden sich gleichfalls in Händen von Italienern und vorzugsweise Liguriern und haben Niederlassungen kleiner Gewerbetreibender aller Zweige zur Folge. Es besteht eine regelmäßige Postdampfschiffahrt zwischen Genua und La Plata und die Namen jener überseeischen Orte tönen im Munde der ligurischen Frauen und Kinder wie heimatliche Worte, denn fast jede Familie aller Stände hat einen der Angehörigen drüben.

Die Familienbande werden allerdings durch Abwesenheit des Hauptes sehr gelockert und die Frauen befinden sich durch diese Art von Witwenschaft in falscher Lage, stehen ja aber in Italien in allen Dingen in zweiter Linie. Die Thatsache, daß die Liebe nicht das wesentlichste Motiv zu einer italienischen Ehe ist, dieselbe vielmehr einem zwischen den Eltern der Betreffenden abgeschlossenen Kontrakte gleichkommt, daß ferner die Italienerin bei weitem keinen so großen Wert auf den eigenen Herd legt als die Nordländerin, vermindert den Schmerz der Trennung; die Strohwitwe fühlt sich im Zusammenleben mit den Eltern oder Schwiegereltern ganz befriedigt und wartet geduldig, bis der bereicherte Gatte für die Dauer zurückkehrt; dann wird, nicht das Familienglück, wohl aber der Reichtum genossen und zur Schau getragen. Viele der hübschen Landhäuser zwischen Ventimiglia und Spezia gehören solchen reichgewordenen Bauer- oder Schifferssöhnen, und ein solches zu besitzen ist das höchste Ziel ihres Lebens.

Unser Reisegefährte war vor sechs Jahren einmal zurückgekehrt und ward von einem schweren Unglück getroffen: sein einziger fünfzehnjähriger Sohn war kurz zuvor ertrunken und niemand hatte den Mut gehabt, ihm die Trauerbotschaft zu berichten. Schmerz und Kummer hatten ihn bald wieder aus der Heimat vertrieben und nur einmal war er auf kurze Zeit wieder zurückgekehrt. Die hierauf erfolgte Geburt eines Knaben, die man ihm seltsamerweise verschwiegen, um ihn bei der nächsten Heimkehr

zu überraſchen, verſöhnte ihn mit dem Schickſal. Wußte er nun doch, für wen er Geld zuſammenraffte, — denn das iſt das Lebensziel der Ligurier — und ſchon berechnete er, daß man dieſes außerordentlich aufgeweckte Kind wohl ſchon mit vierzehn Jahren werde hinüber führen können.

Varazzo war auch unſer Haltepunkt. Eine Holzbude dient als Warteſaal und eine Schar in Lumpen gehüllter Männer und Burſchen verſperrten uns den Ausgang. In einem Augenblick waren wir umringt, unſere Reiſetaſchen, Koffer, Vermeſſungsinſtrumente, Schirme uns entriſſen. Jeder ſchleppte einen Gegenſtand nach ſeinem zerbrechlichen Wägelchen, jeder forderte für einen anderen Ort eine andere Ziffer, wobei ſie mit einem unbeſchreiblichen Zetergeſchrei einander unterboten, wie auf einer öffentlichen Verſteigerung. Ein nachdrückliches: Andate al diavolo tutti! hatte gar keinen Erfolg; dagegen waren wir mit einem Zauberſchlage befreit, als ich ihnen leiſe zuraunte: „Hütet euch vor den Hunden, ſeht, wie ſie die Zunge hängen laſſen, ſie ſind vielleicht nahe daran, toll zu werden.“ — Bekanntlich fürchten die Italiener die Hunde, und ein herrenloſer Hund wird erbarmungslos als rabbiato erſchoſſen.

Wir bemächtigten uns unſeres Gepäckes, ſtiegen in einen zuvor beſtellten Wagen und verließen die Enttäuſchten.

Etwa eine halbe Stunde folgt die Landſtraße einem breiten, trockenen Strombette, das plötzlich von einer ſteilen Felswand, auf deren Höhepunkt eine Kapelle in die Wolken ragt, wie von einer Bühnendekoration abgeſchnitten iſt. Doch dahinter krümmt der Strom ſich durch die Felſen, wogegen die Landſtraße öſtlich abbiegt. Die Steigung beginnt allmählich, zwiſchen Orangen-, Wein- und Olivenhügeln, bis man immer ſteiler, höher ſtrebend, zu mit Kaſtanien bebauten Bergen hinaufklimmt. Mit kühnen Schwingungen windet ſich die Hochſtraße durch die üppig wuchernde Vegetation; immer engere Zickzacks und Schneckenringe führen zu ſmaragdgrünen Samtkugeln und endlich zu Granitfelſen, hier ein anſehnliches Dorf mit blauen und roſa Häuſern im tiefen Thalesgrunde zu Füßen laſſend, dort zu einer armſeligen Gruppe von Hütten, einer kleinen Kapelle auf hohem Bergesgipfel führend. Jede Wendung eröffnet dem Auge neue, überraſchende Geſtaltung der Berge, bei jeder Biegung ſieht und fühlt man das Meer, das im fernen blauen Horizont und der roſagoldig ſchillernden Kette der Seealpen verſchwimmend, ſeine belebende Briſe hinaufweht.

Wir hatten den Höhepunkt der liguriſchen Apenninen erreicht. Dort werden gegenwärtig bis zur franzöſiſchen Grenze (Ventimiglia) bedeutende Feſtungsbauten von der italieniſchen Regierung errichtet.

Wir waren drei Stunden ſtark geſtiegen. Nach kurzem Verſchnaufen der Pferde begann das Hinabfahren, nicht fahrend, ſondern raſend; doch alle flehentlichen Bitten und Angſtſchreie vermochten nicht, die Waghalſigkeit des Kutſchers zu bändigen.

Bald ebnet ſich das Thal; wild dahinrauſchende Ströme durchſchneiden es und lange Strecken Maulbeerbaumpflanzungen zur Seidenraupenzucht erfreuen das Auge. Waſſermühlen rauſchen durch die Stille und bilden breite Kaskaden. Auch mehrere Fabriken findet man, Seidenſpinnereien und Baumwollwebereien, zu denen die im Ueberfluß vorhandene Waſſerkraft verwendet wird. Die jenſeits (nördlich) der Apenninen liegenden Dörfer ſind ordentlicher und reinlicher gehalten als die diesſeitigen und ihre Bewohner thätiger und ruhigeren Charakters. Hier arbeitet die ganze Familie auf dem Felde oder in den Fabriken, dort geht der Mann zur See und läßt Frau und Kind in einem verwahrloſten Daheim. Charakter, Sitten, Gebräuche, Dialekt ſind ſo ſehr von einander verſchieden, daß man geneigt wäre, ſie für verſchiedene Nationen zu halten.

Noch einen zweiten Bergrücken mußten wir erklimmen, um das Reiſeziel, das Städtchen Saſſello zu erreichen. Die rotwangige Wirtin der „Concordia“ empfing die wohlbekannten Gäſte mit Freude und bald dampfte eine koloſſale Schüſſel mit Makkaroni und ein gebratenes Capretti (kleine Ziege) auf dem Eßtiſche in der Gaſtſtube, wo uns

ein Dutzend Dorfkinder als sehr lebendige und die Bilder Garibaldis und Napoleons III. als stumme Zuschauer Gesellschaft leisteten. Trotz der Liebenswürdigkeit der Wirtin und der fabelhaften Billigkeit der Preise wäre ein längerer Aufenthalt nicht wünschenswert gewesen. Die kaum vier Meter großen Zimmer waren ein jedes durch ein ungeheures Familienbett ausgefüllt; Wind, Rauch und Staub wirbelten um die Wette durch die zerbrochenen Fensterscheiben in das Haus hinein, und die kleinen Schweine erstiegen die Treppe mit der Behendigkeit eines Jagdhundes. Ich überließ die Locanda den Herren und quartierte mich in einem, auf einem dunkeln Kastanienhügel liegenden Landhäuschen ein, dem einzigen, das der Spekulationsgeist dort für die Sommerfrische errichtet hat.

Die Feder ist zu armselig, um die Wunder und Schönheiten dieser Natur zu schildern, und der deutsche Malerpinsel hat sich leider noch nicht bis dorthin verirrt.

Gegen Norden trägt die Landschaft das ernste, düstere Gepräge des schottischen Hochgebirges; hie und da taucht auf einem Felsen ein runder Turm, eine Ruine auf, und die rege Phantasie zaubert hier gerne mittelalterliche Raubritter oder moderne Banditen hinein, welche indes in diesem ruhigen, friedlichen Lande völlig unbekannt sind. Nordöstlich erhebt sich auf einem freien, mit uralten Bäumen bepflanzten Plateau die Kirche St. Giovani Babtista, die älteste der ganzen Gegend; das vorzügliche Madonnenbild über dem Portale scheint aus dem fünfzehnten Jahrhundert zu stammen.

Hier, auf den moosgepolsterten Steinbänken, wo kein anderer Lärm die Ruhe stört als das Murmeln unzähliger Turteltauben in den Baumwipfeln, läßt sich wunderbar träumen und sinnen. Doch beschleicht die Seele in dieser menschenleeren, todstillen Landschaft ein beengendes Bangen, so wende man den Blick nach Süden, wo ein weites, grünes Wiesenthal und schön bebautes Ackerland sich ausbreiten. Eine sanft ansteigende Hügelkette begrenzt dasselbe, und aus dunkeln Baumgruppen blicken blaue, rosa, gelbe, schwarz und weiß gestreifte Landhäuser malerisch hervor. In der Frühe, wenn die Morgensonne ihre Goldmassen über dieses lachende Gefilde ergießt, möchte man mit Goethe rufen:

„Wie im Morgenglanze du rings um mich erglühst, Frühling! Geliebter!"

Doch nur einem Panorama gleich ist dieser Eindruck, nur aus weiter Ferne solch Entzücken bereitend; denn nähert man sich den Besitzungen, stellt sich heraus, daß der bunte Anstrich allein den Effekt bereitet. Kein Blumengärtchen ziert die Vorderseite, kein Obst- oder Gemüsegarten, weder Hof noch Stallung schließt sich an. Der Eingang ist schmutzig, steinig, das Innere der Wohnhäuser, selbst bei reichen Eigentümern, schlecht und armselig ausgestattet, kaum die Gegenstände des allerdringendsten Bedürfnisses finden sich; von Komfort, Wohlstand, Gemütlichkeit keine Spur. Der Schöpfer hat diese Leute mit einer außerordentlichen Dosis Verstand bedacht, der ihnen aus den Augen leuchtet, dafür entbehren sie aber jedes seelischen Lebens, der Fähigkeit, froh und glücklich zu sein, sich des Daseins zu freuen. Die Religion allein dient ihnen zur Erholung — denn Erbauung wäre nicht das richtige Wort — die Kirche zu einer Art Theater oder Kursaal; dort tragen die Frauen ihre neuen Kleider zur Schau, die Burschen ihre vergoldeten Uhrketten. Im übrigen gehen sie teilnahmlos ihren Geschäften nach, die sie mit seltener Gewissenhaftigkeit ausführen, pflegen keinen geselligen Verkehr unter einander, ja, fühlen selbst nicht das Bedürfnis eines schattigen Plätzchens oder einer Promenade, und das in paradiesisch schöner Landschaft, welche der Nordländer als Sommerfrischen und Touristenplätze, Hotels und Pensionen ausnutzen würde. Zu ihrem Lobe aber sei gesagt, daß man weder Spielern noch Betrunkenen, noch den berüchtigten italienischen Prellereien begegnet, und im ganzen Lande unbedingte öffentliche Sicherheit herrscht.

Das Städtchen selbst besteht aus engen, krummen Gassen mit schmalen, hohen, schmutzigen Häusern und gleicht der ärmlichsten Vorstadt einer großen Stadt. Kaufbuden wie die geschilderten reihen sich eine an die andere, und die Hinterseite der

Häuser dient zum Ansammeln des Unrats jeglicher Art. Dazwischen erheben sich hohe, stattliche Gebäude, den Adligen und reichen Kaufleuten der großen Städte gehörig, welche in der Gemeinde Wald, Wein- und Ackerbau besitzen, sich indes nur selten, höchstens einige Tage im Herbst in ihren Häusern aufhalten und die Bebauung ihres Bodens in Händen träger Bauern verwahrlosen lassen, denen sie durch drückende Kontrakte den Schweiß auspressen. Diese „Palazzi" — denn in Italien ist jedes große Haus ein Palast — fallen um so mehr ins Auge, als sie häufig mit sehr hübscher Freskenmalerei bedacht sind. Ritter, Büsten italienischer Künstler und Kriegshelden, Garibaldis in allen Gestalten, von phantastischen Wappen und Arabesken umgeben, bilden die beliebtesten Fassaden. Oft ist der Geschmack profaner: Katzen, Vögel, Blumen, Fratzen und Spielereien aller Art zieren die Mauern. Am weitesten geht die Thorheit beim Malen von Leibwäsche. Diese sonderbare Liebhaberei findet ihre Erklärung in dem Umstande, daß man in den enggebauten Städten, wo die Häuser weder Höfe noch Hintertreppen, noch Trockenspeicher besitzen, die Wäsche vor den Fenstern und Balkons trocknet. In den engen Gassen Genuas wird diese seltsame Straßendekoration mittelst eigens dazu eingerichteter Winden quer über die Gasse von einem Fenster zum andern bewerkstelligt, und bei den sechs bis sieben Etagen hohen Häusern verfehlt diese nicht gerade ästhetische Ausflaggung nicht, auf den Fremden einen überraschenden Eindruck zu machen.

Häufig war mir auf einem kahlen Berge unweit der Stadt eine alte Ringmauer mit zerstörten Erkertürmen aufgefallen; auf einem derselben schwankte ein großes, halbumgesunkenes Eisenkreuz, das man von jedem Höhenpunkt aus gewahr wurde. Diese Ruine ist der Ueberrest eines mächtigen Kastells aus dem fünfzehnten Jahrhundert, von dem alten Adelsgeschlecht der Dorias erbaut, das bekanntlich mit der Familie Spinola und Fiesko um das Prinzipat der Republik Genua rang. Ende des 16. Jahrhunderts bewohnte diese Burg ein Sohn des 1560 ermordeten Gianettino Doria, Neffen des großen Dogen Andrea.

Wollüstig und tyrannisch bis zur Barbarei, war dieser Burgherr der Schrecken der Bewohner. Frauen und Mädchen fielen seiner brutalen Gewalt anheim, ohne daß die Männer Rache üben durften. Ein reicher Bürgerssohn, Giovanni Rossi, liebte das schönste und tugendhafteste Mädchen des Ortes und ihre Verbindung stand bevor. Bis dahin war es gelungen, sie vor den Verfolgungen des Fürsten zu schützen; zur Verherrlichung des Brautzuges schickte er seine Bannerträger in die Stadt, aber während des abendlichen Festes wurde die Braut geraubt und in die Burg geführt. Der Jüngling stiftete eine Rebellion an, doch die kleine Schar der Kämpfer wurde bald niedergemetzelt. Rossi wurde gefangen, in Ketten geschmiedet und in das Burgverließ geworfen, wo man ihn verhungern ließ. Als man einige Wochen später das Mädchen in Freiheit setzte, schwor sie, ihren Gatten zu rächen. Bei der nächsten großen Prozession, welcher der Burgherr beiwohnte, gelang es ihr, während der Rückkehr in die Kirche sich ihm in Verkleidung eines Chorknaben zu nähern und ihm einen Dolchstich beizubringen. Flucht war unmöglich. Auf Befehl des Verwundeten wurde sie ergriffen und in das Burggefängnis geworfen, doch schon am nächsten Tage besann er sich eines Besseren und überlieferte sie heimlich einem Mönchskloster, wo sie nach langen Qualen verschied.

Was Menschenhand nicht vermochte, vollführte eine andere Hand: während der Burgherr noch an seiner Wunde daniederlag, steckte der Blitz die Burg in Brand und zerstörte sie. Wachen und Diener retteten sich, er selbst kam in den Flammen um. Noch heute lebt im Volke der Aberglaube, es hafte ein Fluch an diesem Boden, niemand wollte ihn jemals ankaufen. Jetzt umschließt die Ringmauer den Kirchhof der Gemeinde.

Selbstverständlich wünschte ich diesen Boden zu betreten, und an einem windstillen, sonnenlosen Morgen wanderte ich dort hin.

An armseligen Hütten der Vorstadt vorüber führt ein mit Schutt, Steinen und Unrat bedeckter, überaus steiler Weg zuerst an eine zerfallene Kapelle, das Leichenhaus der Armen, dann zu der Ringmauer und ihrer von rohen Brettern zusammengenagelten, blutrot angestrichenen Pforte. Sie war verschlossen, und schon gab ich die Hoffnung einzudringen auf, als ich in einer Mauernische etwas Lebendiges am Boden kauern sah. Ein zottiger, grauer Köter stürzte kläffend hervor, ihm folgte ein etwa neunjähriger fieberkranker Knabe. Die Knochen seines abgezehrten Körpers guckten aus dem durchlöcherten blauen Höschen heraus, den Oberleib deckte eine Weste ohne Aermel, Brust und Arme waren nackt, denn ein Hemd schien ihm ein ungekannter Luxusgegenstand. Die übermäßig großen, tiefdunkeln Augen des Kindes starrten mich erstaunt an, und gleichzeitig schickte er einen schrillen Ruf an seinen zweiten Begleiter, einen alten geschorenen Esel, der an einen Eisenring angebunden war, an dem ein Doria vielleicht oft sein stolzes Roß befestigt hatte.

„Was treibst Du hier?“ fragte ich den Knaben, erstaunt über diesen merkwürdigen Weideplatz, denn kein Grashalm sproßte zwischen dem Schutt und Gestein. Das Kind lächelte, zuckte die Schultern, kauerte wieder nieder, und seine blendend weißen Zähne bissen abwechselnd in eine rohe weiße Rübe und in einen Liebesapfel. Meine Frage, ob man nicht auf den Kirchhof gehen könne, verneinte er, doch nach kurzem Ueberlegen stand er auf und führte mich an eine mit Brettern verstellte Oeffnung in der Mauer. „Wir brauchen das nur umstoßen, dann sind wir d'rin,“ sagte er. Es genügte, die Bretter auseinander zu schieben. Entsetzlich öde war der Anblick.

In Italien sind die Kirchhöfe dem Publikum nicht geöffnet; einzelne berühmte, wie diejenigen von Genua, Mailand u. a. besucht der Fremde der monumentalen Kunstbauten wegen an der Seite eines Führers wie ein Museum. Am Totenfonntage hat man das Recht, seinen Abgeschiedenen einen Staatsbesuch abzustatten, etwa wie man beim Jahreswechsel die Visitenkarte in den Salons abgibt. Dies ist eine herzlose Sitte, sie raubt dem Trauernden den Trost einer stillen Thräne und läßt die Gräber in Verfall geraten.

Im Innern der Ringmauer wucherte mannshohes, sonnenverbranntes Gras, in dem hie und da ein Haufen Brennesseln und feuerroter Feldmohn, ein kleines, blaues Holzkreuzchen den einstigen Grabhügel anzeigten, oder eine Kreppschleife an einem Immortellenkranze zitterte.

Kein Baum, kein Gesträuch beschattete diese Wüste. Zahllose große Eidechsen und Salamander trieben ihr Spiel im Gemäuer, und von unsern Tritten aufgeschreckt schlüpften die Schlangen durch das dürre Kraut, während in einer Schmutzpfütze, neben welcher ein Haufen Menschenknochen zusammengefegt lag, Frösche und Unken einander überschrieen. Noch wehmütiger wurde der Anblick durch einige prächtige Marmormonumente, die an einem „reservierten Platze“ prangten. Auch hier noch Rang und Stellung! —

Der Scirocco senkte seine bleiernen, dampfgeschwängerten Wolken immer tiefer und tiefer hinab und umhüllte das gesenkte Eisenkreuz; neben mir lehnte der todbleiche, fieberverzehrte Knabe und schaute fragend zu mir empor. Plötzlich horchte er auf und faßte mein Gewand. „Eccola!“ rief er vergnügt, nach der Stadt deutend, „'diam vedi!“

Meine Blicke folgten der Richtung und ich gewahrte einen Leichenzug den steilen Weg hinaufschwanken. Nach Fahne, Priester und Kreuz folgte der Sarg, den acht vermummte, in lange weiße Gewänder gehüllte Männer trugen. Kopf und Gesicht bedeckte gleichfalls eine spitze weiße Kapuze mit großen unheimlichen Augenhöhlen. Der ganze theatralische Aufzug eines katholischen Leichenbegängnisses folgte, dann einige Männer und eine lange Reihe Frauen und Kinder mit Kerzen, mit ihren blauen, roten, gelben Kopftüchern wie wandelnde Blumen anzuschauen.

„Laß mich los!“ rief ich dem Kinde zu, das mich mit Gewalt und in höchster

Digitized by Google

Erregtheit dorthin zerren wollte, um sich dem Zuge anzuschließen; „zeige mir lieber, was dort unten zu sehen ist."

Wir stiegen das Steingeröll hinab und fanden in der unteren Mauer eine Oeffnung, durch welche wir in das Souterrain stiegen. Der Raum war dunkel und dumpf. Schnell holte der Knabe, der hier zu Hause zu sein schien, trockenes Reisig herbei und zündete es an, während er erzählte, daß sein Vater auch schon seit Weihnachten da oben läge; seitdem habe ihn die Stiefmutter immer arg geschlagen, bis er ihr eines Tages das Gesicht zerkratzt habe und davon gelaufen sei. Der Hufschmied gebe ihm Brot, wofür er ihm den alten Esel warte.

So plaudernd beleuchtete er den Leichenstein am Boden, deren Grabschriften ich mich bemühte zu entziffern. Zerschlagene Marmorbüsten, Säulenhäupter, halbe Statuen lagen in einer Ecke durcheinander geworfen. Eine fast verschüttete Treppe führte in ein noch tieferes Gewölbe, vermutlich in das Burgverließ. Mich gelüstete es nicht danach hinabzusteigen. Leise wehte der Wind die Totenlitanei herüber, in die sich das Läuten des heiseren Kapellenglöckchens und das Winseln des zurückgebliebenen Hundes mischten. Ich gab dem Kinde ein Geldstück, um vielleicht seine letzten Tage zu erheitern, und eilte davon, immer den Hohlweg entlang, bis zu einer Wiese, wo ein Bauer meiner wartete.

Die Ingenieure beendeten heute ihre Arbeit, und ich hatte ihnen eine Ueberraschung bereitet durch ein gutes Gabelfrühstück, das der Bauer in einem großen Korbe auf dem Kopfe balancierte. Fröhlich sprangen die Hunde voran und vorwärts eilte man durch Bäche und Schluchten, durch knospenschwellendes Gehölz, über Schiefer- und Steinbrüche hinweg. Die Sonne hob ihr liebes Haupt empor und verscheuchte herrisch die schwülen Wolken am Himmel und die trüben Eindrücke in der Seele. Ein jubelndes „Viva! Viva la Signora!" schallte von der Höhe herab, noch ehe ich die Männergestalten gewahr worden war; man lagerte auf einem schattigen Plätzchen und frühstückte in Gottes herrlicher Natur.

Der Tag war reich an Eindrücken, doch für den Abend stand uns eine ganz besondere Ueberraschung bevor: eine Theatervorstellung. Ja, die apathischen Einwohner Sassellos besaßen ein Theater, und sogar ein recht hübsches und — spielten selbst! Es hatte damit eine ganz besondere Bewandtnis.

Um den Transport der Armenkranken nach der fernen Kreisstadt zu vermeiden, hatte der Gemeinderat ein Krankenhaus gründen wollen. Bereitwillig gab er in einem aufgelösten Kloster die nötigen Räumlichkeiten dazu her, Wohlthätigkeit that das übrige. Nun brauchte man aber Geld, den Unterhalt der fünfzehn Kranken zu bestreiten. Man kam auf den glücklichen Gedanken, nicht etwa die Madonna um ein Mirakel anzuflehen, oder — was man in Italien auch sehr gern thut — eine Kommission zu ernennen, welche sich mit einer Petition an das Oberhaupt der Provinz zu wenden hätte, um nach mehrjährigem Warten eine abschlägige Antwort zu erhalten. Nein! man wendete sich einfach an die Lieblingsmuse des italienischen Volkes: Thalia.

In demselben Kloster, in dem das Krankenhaus eingerichtet war, wurde Raum zu einem Theater gefunden und in kurzer Zeit stellten freiwillige Beiträge an Geld, Material und Thätigkeit aller Handwerker ein kleines Theater her. Die Honoratioren des Städtchens mieteten die Logen, wogegen die Gemeinde sich verpflichtete, jährlich eine bestimmte Anzahl Vorstellungen aufführen zu lassen, und zuweilen schwang man sich sogar zu der Anwerbung einer Wandertruppe auf. Französische Intrigenstücke freilich, oder „Berlin wie es lacht und weint", dringen nicht in die Apenninen. Während des Karnevals ist es der alte joviale Goldoni, Italiens Molière, der den Zuschauern ihr Ebenbild vor die Augen führt; in der Osterzeit aber werden Passionsspiele aufgeführt. Solcher Vorstellung beizuwohnen, war mir vergönnt.

Aus dem entferntesten Gebirge kam das Landvolk herbei und man hatte buch-

stäblich aus zwei Plätzen vier gemacht und hielt die Kinder auf den Knieen und Schultern.

Das Stück, von einem kürzlich verstorbenen Bürger Sassellos verfaßt, wurde nicht im Dialekt, sondern in reinem Italienisch und stellenweise in schönen Versen gesprochen. Die Szenerie war überraschend gut und streng korrekt, die Kostüme den Bildern alter Meister getreulich abgelauscht, und jeder Mitwirkende wußte sich seiner Rolle maßvoll und würdig anzupassen. Herodes wurde von dem Metzger, einem großen imposanten Manne, Pilatus von dem Apotheker ganz vorzüglich gespielt. Die Magdalena war am Vorabend erkrankt, und das vortreffliche Spiel, der leidenschaftliche Schmerz, mit dem ihre Stellvertreterin die Rolle, welche sie zweifellos nur improvisierte, ausführte, wie überhaupt das ganze Zusammenspiel, bewiesen von neuem, in wie hohem Grade die Italiener für Deklamation und Mimik begabt sind. Leider war der Teufel einem gar zu lebhaften Schneiderlein überlassen worden, das nach antikem Vorbilde eine Gesichtsmaske trug. Seine Teufelsschar, die Schuljugend, bewies ihm auch nicht den geringsten Respekt, sondern zerrte an seinem Mantel und Pferdefuß und spielte ihm allerlei Streiche. Vermutlich versetzte ihn das in schlechten Humor, denn in der Reueszene, als Judas den Beutel mit dem Sündengeld auf den Boden schleudert, wurde er ausfahrend, und es entstand eine kleine Rauferei, die indes durch Herodes' Donnerstimme, dessen goldpapiergekröntes Haupt zwischen den Kulissen erschien, schnell geschlichtet wurde. Während des ganzen Zwischenaktes währte der Jubel im Publikum, das den Judas noch unter den Teufel stellte, indem es für diesen Partei nahm, woraus man schließen darf, daß die Stimmung keine sehr heilige war. Als aber der Vorhang wieder aufrollte, und Golgatha mit den Kreuzen unter günstiger Wolkenbeleuchtung sichtbar wurde, trat andächtige Stille ein, und manche fromme Thräne rieselte an den braunen Wangen der Bauern herab beim Anblick des Gekreuzigten. — Der Darsteller Christi führte seine Rolle die langen sechs Akte hindurch mit einer geradezu klassischen Vollkommenheit aus.

Dieser vortreffliche Schauspieler war der Gastwirt der Concordia, ein bleicher, hagerer, stiller Mann, der nichtsdestoweniger die Seele des Städtchens war, als Vize-Bürgermeister, Krankenhausvorsteher, Theaterregisseur, gelegentlicher Flötist, Tierarzt und Wurstmacher.

Da das Schauspiel erst nach Schluß der Kaufläden um 9 Uhr begann, war es fast zwei Uhr nachts, als man nach Hause ging. Wir begaben uns in Begleitung des Christus-Darstellers, seiner tiefgerührten Gattin Monika, Herodes und Petrus und einiger kleiner schlaftrunkener Teufel durch die stockdunkeln holprigen Gassen nach der Locanda, um uns durch einen Trunk guten Weines zu stärken, und wandelten dann endlich, unter der Sternenpracht einer italienischen Frühlingsnacht, dem Kastanienhügel zu.

Die Phantasie erfüllt von den Erlebnissen des Tages, schaute ich noch lange hinaus in die Wunderpracht der Schöpfung. Durch hundertstimmige Nachtigallenchöre drangen die Totenklagen vom Kirchhof und lösten sich in jene lieblichen Melodien Bellinis auf, mit denen sich der Trosteseugel am Abend bemühte, den unter der Wucht des Kreuzes zusammengebrochenen Christus aufzurichten; die verbleichende Mondessichel am Himmel nahm die Züge des fieberkranken verwaisten Knaben an, der sich in die Gestalten des Passionsspiels mischte. Im Osten dämmerte ein goldiger Purpurstreifen und kündigte den heiligen Charfreitag an.

Digitized by Google

Anna Katharina Emmerich.*)

Von

Otto Kraus.

Anna Katharina Emmerich war eine Heilige im biblischen Sinne. Ob diese Heilige von der römischen Kirche förmlich kanonisiert wird, kann uns gleichgültig sein, denn wir werden die fromme Frau nicht „auf den Altären verehren". Für die römischen Christen wird ihre Seligsprechung übrigens auch nur die Bedeutung haben, daß die Verehrung und Anrufung der Emmerich „die oberste kirchliche Gutheißung" erlangt, denn nach S. 576 des Schmögerschen Buches ist „ihre Fürbitte, die schon auf Erden so mächtig gewesen, mit bestem Erfolg" bisher schon „von vielen angerufen" worden.

A. K. Emmerich, geboren am 8. September 1774 in Flamske bei Koesfeld in Westfalen, war das fünfte von neun Kindern ihrer wenig bemittelten Eltern. Von Kindheit an hat sie die Reinheit des Leibes und der Seele bewahrt; stets war sie ein demütiges, innigfrommes Kind, voll Einfalt und Arglosigkeit. Die kleinen Geschenke, welche sie als Kind erhielt, opferte sie dem Jesuskinde, was sie konnte verschenkte sie an andere. Vor Vollendung des vierten Jahres begann sie mit der Abtötung des Leibes: sie aß sich nie mehr ganz satt, gab das von ihr nicht gegessene den Armen und kürzte bald darauf den nächtlichen Schlaf ab, um mit ihrem Schutzengel zu beten. Dabei war sie von zarter, schwächlicher Leibesbeschaffenheit. Das innere geistliche Leben war von den ersten Jahren an in dem Maße ihr Element, daß sie beständig Bilder vor sich sah, welche dem christlichen Glauben ihr Dasein verdankten, daß sie von den ersten Jahren an das innigste Mitleiden mit den Armen, Verlassenen und Hilflosen hegte und mannigfache Erfahrungen von ihrer Gebetshilfe machen durfte. Der Tag ihrer Geburt war auch ihr Tauftag. Wenn sie die Erlebnisse dieses Tages wenige Jahre vor ihrem am 9. Februar 1824 erfolgten Tode in einem „Gesicht" sah und davon mitteilte: „Ich fühlte mich als ein neugeborenes Kind auf den Händen der Frauen, die mich nach Koesfeld zur Taufe tragen sollten. Ich schämte mich in der Empfindung, so klein und hilflos und doch schon so alt zu sein; denn alles, was ich damals schon als neugeborenes Kind empfunden und gefühlt hatte, das sah und erkannte

*) Leben der gottseligen Anna Katharina Emmerich von P. K. E. Schmöger, aus der Kongregation des allerheiligsten Erlösers. Im Auszuge bearbeitet von einem Priester derselben Kongregation. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg und mit Erlaubnis der Ordensobern. Mit einem Stahlstich nach Eduard Steinle. Freiburg i. B. (Herder) VIII und 583 S. 4 M.

ich jetzt wieder, jedoch mit meinem jetzigen Verstande gemischt. — — Ich sah die ganze heilige Taufhandlung an mir verrichten, und es gingen mir dabei die Augen und das Herz auf eine wunderbare Weise auf. Ich sah, als ich getauft ward, meinen Schutzengel und meine Namenspatrone, die heilige Anna und Katharina, bei der heiligen Taufhandlung gegenwärtig. Ich sah die Mutter Gottes mit dem kleinen Jesulein und wurde mit ihm durch Darreichung eines Ringes vermählt," so haben wir hier ohne Zweifel den Traum einer religiös und kirchlich in reichem Maße genährten Phantasie. Die natürliche Unterlage hierfür bildet im allgemeinen die Thatsache, daß Westfalen das Land des zweiten Gesichtes, des Vorausschauens ist. F. W. Weber sagt in „Dreizehnlinden" von seinem Helden: „Dünkt er manchmal euch ein Träumer — nun, er war ja ein Westfale." — Ref. will damit keineswegs behaupten, daß alle „Gesichte" der A. K. Emmerich eitel Phantasiegebilde gewesen seien. Nicht selten macht das, was sie in der Ekstase geschaut hat, den Eindruck, daß ihr Geist Fernes wirklich, objektiv gesehen hat Wo in den einzelnen Gesichten nicht bloß die stets vorhandene subjektive Wahrhaftigkeit, sondern auch eine objektive Wirklichkeit vorlag, wer mag darüber entscheiden? Hier liegen unlösbare Geheimnisse vor, so unlösbar wie die natürlichen Gaben des zweiten Gesichts, des Vorausschauens und dergleichen, „von dem man heute zwar nicht mehr sagen kann, daß unsere „Philosophie" sich nichts davon träumen läßt, wohl aber, daß sie nichts davon versteht," wie Levin Schücking in seinem Lebensbild „Annette von Droste" sagt. — Die „Gesichte" der Emmerich ausnahmslos für göttliche Offenbarungen zu erklären, wird die römische Kirche sich hüten. Die Gesichte und die Stigmata werden ihr nur als Momente dienen, welche für den Kanonisationsprozeß förderlich sind als Früchte lebendigen Glaubens. A. K. Emmerich sah in den Gesichten, die neben ihren häuslichen und Feldarbeiten hergingen, nur ihr Bilderbuch und stellte sie nicht dem gleich, was die Kirche zu glauben vorschreibt. — Im siebenten Jahre legte sie ihre erste Beichte ab und im zwölften Jahre empfing sie die erste heilige Kommunion. Von da an tötete sie ihren Leib noch mehr ab. Um sich nicht zu zerstreuen schlug sie in der Kirche die Augen nicht auf. Mit Nesseln, Stricken und Bußgürteln marterte sie ihren Körper; sie schlief auf einem hölzernen Kreuze. Wenn das dem Willen Gottes gemäß wäre, hätte der Apostel schreiben müssen: Martert den Leib, auf daß er nicht geil werde, statt des „Wartet des Leibes, doch also, das er nicht geil werde". Wachend und träumend sah Anna Katharina stets ihren Schutzengel, der sie auf allen ihren Reisen begleitete. „Wenn ich im finsteren Winter spät abends die Jesuitenkirche in Koesfeld verließ und durch Regen und Schneegestöber über Feld nach unserem Haus in Flamske ging, und wenn es mir bange wurde, flehte ich zu Gott; dann sah ich bald einen Schein wie eine Flamme vor mir schweben, welche die Gestalt des Führers im Talare hatte. Sogleich ward der Weg unter meinen Füßen trocken, es war hell um mich, es regnete und schneite nicht auf mich und ich kam trocken nach Hause." Die heiligen Schutzengel sehen allezeit Gottes Angesicht und dienen Gott, indem sie ihre Pfleglinge schützen. Unsere Augen sehen es nicht, in wie viel tausend Fällen die Engel uns vor Schaden bewahren, eine so fromme, im Glauben und in der Liebe glühende Christin wie Anna Katharina muß hierin andere Erfahrungen als wir gemacht haben. — Nach der ersten Kommunion soll der Schutzengel („Führer") seine Führung derjenigen des Priesters untergeordnet haben. Warum nicht vorher? „Keine Begnadigung, keine Zierde, kein Maß der Heiligkeit übersteigt an innerlicher Würde und Hoheit den priesterlichen Charakter; auch gibt es kein anderes sichtbares Mittler-Amt zwischen Gott, dem unsichtbaren Haupte der Kirche, und den Gläubigen, als das Priestertum; weshalb die Gaben und Hilfen, die Schätze der Erbarmungen, welche Gott in den außerordentlichen Verdiensten und Gaben seiner Begnadigten und Auserwählten der Kirche bietet, von den Priestern gewürdigt, in Empfang genommen und so den anderen Gläubigen vermittelt werden müssen. So war es auch bei Anna Katharina: von Seite ihres Engels blieb nichts unterlassen, um sie zu einer Segens-

quelle für die Kirche zu bereiten, aber dieser Segen mußte durch das Priestertum und seine Gewalt in die Kirche fließen." Wir werden dem Reflex dieser römischen Irrlehre im Leben der Nonne von Dülmen wiederholt begegnen. Wir teilen diese Sätze unverkürzt darum mit, weil aus ihnen in Verbindung mit der subordinierten Stellung der heiligen Engel Gottes unter die Gewalt der Priester nicht sowohl ein Mittleramt dieser zwischen Gott und den Gläubigen, als vielmehr eine Stellvertretung Gottes sich ergibt. — Anna Katharina müßte keine „Heilige" gewesen sein, wenn sie nicht die Nachstellungen des Teufels in reichem Maße, geistig wie leiblich, erfahren hätte. Aber nicht für sich allein, wie ihr Biograph mitteilt. „Sie tritt an die Stelle der Verschuldeten, der Gefährdeten, der Schwachen, der Elenden, welche verloren sind, wenn nicht ein Schuldloser, ein geistlich Starker und Mächtiger für sie bezahlt, für sie streitet und duldet. Wie A. K. die Krankheiten der weinenden Kinder auf sich herübernimmt, oder wie sie die Schmerzen anderer leidet, um diese frei zu machen, so nimmt sie auch die verschuldeten Angriffe des Teufels von den Gefährdeten auf sich, besteht für diese den Kampf und bereitet ihnen Rettung. So wandelt sie den Weg nach dem Kreuze inmitten der Bauernschaft, die Sorglosigkeit eines stummen, schlafenden Hirten sühnend, der den Wolf in seine Herde brechen läßt, und nimmt selbst den Kampf mit dem reißenden Tiere auf, damit es die Herde nicht zerfleische. Wird sie vom Teufel von der Leiter geworfen oder in eine Grube gestürzt, so leidet sie diesen Anfall für einen in der Todsünde befindlichen Menschen und entreißt dadurch der Hölle die sichere Beute, auf welche sie bereits ein Recht zu haben glaubte. Erfüllt der Böse durch Schreckbilder und Greuelgestalten ihre Seele mit Angst und Entsetzen, so sind das die Schrecknisse, die sie den Sterbenden abnimmt, damit sie ruhiger auf den letzten Augenblick sich bereiten mögen." Hiernach hätte A. K. an dem stellvertretenden Leiden, an der Versöhnung Christi teilgenommen, sie wäre eine Art Erlöserin gewesen — nur daß überall von dem die Versöhnung sich aneignenden Glauben nicht die Rede ist. Oder sollte A. K. auch mit ihrem Glauben an die Stelle des Unglaubens der anderen getreten sein?

Zwölf Jahre alt kommt A. K. als Dienstmagd zu Verwandten in Flamske. Nachdem sie drei Jahre lang die Kühe gehütet hat, tritt sie für zwei Jahre in die Lehre einer Näherin in Koesfeld. Dann ist sie drei Jahre lang Gehilfin bei einer anderen Näherin. In dieser Zeit war sie lau, wie sie bekannt hat, doch stand sie fortwährend im Kampf wider die Unlust zu geistlichen Dingen. Im achtzehnten Jahre, „also zur Zeit ihrer eben beschriebenen inneren Verlassenheit", wurde A. K. gefirmt. Wenn sie später ihrem Gewissensführer Overberg bekannte: „Seit der Firmung konnte mein wunderliches Herz nicht mehr unterlassen, die Strafe jeder Schuld mir zu erflehen, die mir gezeigt wurde oder die ich selber sah," so entspricht dies ihrem Verlangen, den Zustand der Lauheit zu überwinden durch Bethätigung ihrer Liebe, wenn auch ihrer irrenden Liebe. — Mit zwanzig Jahren kam A. K. zu dem armen Kantor Söntgen in Koesfeld, um bei ihm das Orgelspiel zu erlernen und alsdann als Orgelspielerin bei den Klarissen in Münster eintreten zu können. In diese Zeit fällt ihre Teilnahme an den Schmerzen der Dornenkrone. Sie erzählt hierüber folgendes: „Etwa vier Jahre ehe ich ins Kloster ging, war ich einmal um Mittagszeit in der Jesuitenkirche zu Koesfeld und kniete auf der Orgelbühne vor einem Kruzifix in lebhaftem Gebet. Ich war ganz in Betrachtung versunken, da wurde mir so sachte und so heiß, und ich sah von dem Altar der Kirche her, aus dem Tabernakel, wo das heilige Sakrament stand, meinen himmlischen Bräutigam in Gestalt eines Jünglings vor mich hintreten. Seine Linke hielt einen Blumenkranz, seine Rechte einen Dornenkranz; er bot sie mir zur Wahl dar. Ich griff nach der Dornenkrone, er setzte sie mir auf und ich drückte sie mir mit beiden Händen auf den Kopf, worauf er verschwand und ich mit einem heftigen Schmerze rings um das Haupt wieder zur Besinnung kam. Ich mußte gleich darauf die Kirche verlassen, der Meßdiener rasselte schon lange mit den Schlüsseln.

Digitized by Google

Eine Freundin von mir, welche mit mir auf der Orgel gekniet, mußte etwas von meinem Zustande gemerkt haben. Ich fragte sie zu Hause, ob sie keine Verwundung an meiner Stirne bemerke, und sprach mit ihr im allgemeinen von meinem Traum und dem heftigen Schmerze seitdem. Sie bemerkte damals äußerlich nichts, wurde auch nicht weiter von meiner Mitteilung verwundert; denn sie kannte schon dergleichen Zustände an mir, ohne daß ihr jedoch deren innere Bedeutung ganz klar gewesen wäre. Am folgenden Tage war mir der Kopf über den Augen und an den Schläfen bis zu den Wangen wieder stark angeschwollen und ich hatte furchtbare Schmerzen. Diese Schmerzen und die Geschwulst kehrten oft wieder und dauerten oft ganze Nächte und Tage. Das Bluten um meinen Kopf merkte ich nicht eher, als da mich meine Gefährtinnen mahnten, eine andere Kopfbinde anzulegen; die ich aufhabe, sei voller Rostflecken. Ich ließ sie auf ihren Gedanken und richtete meine Kopfbinde so ein, daß ich das Kopfbluten glücklich im Kloster verbarg, wo es auch nur eine Person entdeckt und redlich verschwiegen hat." Die Stigmatisation der Anna Katharina Emmerich hat im Herbste 1798 begonnen. Erst Ende 1812, ein Jahr nach Aufhebung des Klosters Agnetenberg, und Anfang 1813 erhielt sie die übrigen Wundenmale, deren Schmerzen sie bereits 1807 zu leiden anfing. — Wir schalten hier ein, daß Franz von Assisi 1224 als der erste in der Weise stigmatisiert wurde, daß die Nägelköpfe und Nägelspitzen an der inneren Hand- und oberen Fußfläche in Abbildern sichtbar wurden und daß die Wunde in der Seite zu bluten anfing. Der Kirchenhistoriker C. Hase hat ein Buch über den heiligen Franz geschrieben, in demselben aber die Thatsache der Stigmatisation in Abrede gestellt. Ein völlig thörichtes Unternehmen. Die Stigmatisation ist in zahlreichen Fällen, namentlich aber im 19. Jahrhundert vorgekommen, die Stigmata der Emmerich sind auf Anordnung der preußischen Regierung einer amtlichen Untersuchung ausgesetzt und als rätselhafter thatsächlicher Vorgang festgestellt worden. Dr. Hamberger sagt (in der bekanntlich sehr nüchternen Herzogschen Realencyklopädie) darum mit vollem Recht: „Alle jene Berichte aber, nur weil man sich in dieselben nicht so leicht zu finden weiß, einfach als auf bloßem Priestertrug beruhend beiseite zu werfen, das dürfte denn doch nicht zulässig erscheinen." In den meisten Fällen sind es Frauen, die von Jugend auf innigfromm, von kränklicher Leibesbeschaffenheit und dabei im stande waren, fast ohne Speise zu existieren, bei welchen die Stigmata auf das jahrelang fortgesetzte „innige Sehnen nach der Teilnahme am Leiden des Herrn," „als Folge des beharrlichen Wunsches und Willens derselben gewürdigt, in reale körperliche Mitleidenschaft mit ihm gezogen zu werden," thatsächlich eintreten. Da wo der leibliche Organismus nicht zart und schwach genug ist, bleibt es bei den Schmerzen, und die blutenden, aber nie eiternden und mit natürlichen Mitteln nicht zu heilenden Wunden werden nicht sichtbar. Wir haben es hier mit einer außergewöhnlichen Bildungskraft der Seele zu thun. Schon das Sichversehen von Schwangeren gehört hierher. Dr. Hamberger teilt mit: „Als ein sehr wohlverbürgtes Faktum wird berichtet, daß einmal die Schwester eines jungen Menschen, der als Soldat zum Spießrutenlaufen verurteilt war, im Augenblick der Exekution — entfernt von ihm, zu Hause, in der Mitte der Ihrigen — die Streiche, die den Bruder trafen, in einer Art von Verzückung wimmernd und ächzend mit empfand, bis sie ohnmächtig zusammenstürzte und zu Bette gebracht werden mußte, wo man dann entdeckte, daß ihr das Blut von dem wie aufgehauenen Rücken herabrann." Klemens Brentano berichtet vom 22. Juni 1820, daß A. K. an Händen und Füßen mit ganz ähnlichen Flecken, wie die, welche Brennesseln verursachen, reichlich bezeichnet gewesen sei. Sie sah damals die Kirche im Bilde des verwilderten Weinbergs und rauste im „Gesicht" unaufhörlich Nesseln aus, welche sie selbstverständlich schmerzten. Es sind das natürliche, wenn auch außerordentliche Vorgänge, welche die unwillkürlichen Folgen eines exaltierten geistigen Lebens sind. Es sind geheimnisvolle, unerklärliche, wunderbare Erscheinungen, aber keine eigentlichen Wunder. Von der stigmatisierten Tirolerin Maria von Mörl hat

Digitized by Google

der damalige Fürstbischof von Trient treffend gesagt: „Die Krankheit der Maria von Mörl ist zwar keine Heiligkeit, allein ihre bewährte Frömmigkeit ist auch keine Krankheit.“ In Wetzers katholischem Kirchenlexikon wird maßvoll gesagt: „Der unmittelbare Eindruck, den der Stigmatisierte auf den Beobachter hervorbringt, wird wohl immer der des Wunderbaren sein.“ Die römische Kirche hat die Stigmatisation als solche noch nicht als Wunder erklärt, sie hat nur in einzelnen Kanonisationsprozessen jene als wirkliches Wunder anerkannt. — Den Materialisten und vulgären Aerzten unserer Tage ist freilich die Stigmatisation, das zweite Gesicht, das Vorschauen, das Sichversehen ein Aergernis und eine Thorheit. Thatsachen imponieren der modernen Wissenschaftlichkeit unter Umständen gar nicht, wohl aber unter Umständen Hypothesen.

Schon als kleines Mädchen erhielt A. K. im „Gesicht“ von einer Klosterfrau die Versicherung, daß sie einmal eine Nonne werde. Nach einem zweiten derartigen Gesicht that sie das Gelübde, ins Kloster zu gehen. Ihre Eltern waren entschieden dagegen, auch schlugen mancherlei Versuche, ihr Vorhaben zu verwirklichen, fehl. Endlich wurde sie von den Augustinerinnen in Dülmen darum trotz Armut und Kränklichkeit aufgenommen, weil die des Orgelspiels kundige Tochter des Kantors Söntgen aus der gleichzeitigen Aufnahme ihrer Freundin eine Bedingung ihres eigenen Eintritts machte. Am 13. November 1802 ist A. K. als Novizin des armen, in seiner Ordnung tief erschütterten Klosters Agnetenberg eingekleidet worden. Es währte nicht lange, so wurde A. K. krank. Hierüber wie über ihr 1803 beginnendes unaufhörliches Weinen murrten die Klosterinsassen. Am 13. November 1803 legte sie in Gegenwart ihrer Eltern das Klostergelübde ab. Wegen ihrer zunehmenden körperlichen Hinfälligkeit erhielt sie kein besonderes Amt. Sie empfing die heilige Kommunion so oft, daß sie, um Aufsehen zu vermeiden, nicht selten nachts kommunizierte. „Ihr gewöhnliches Beten war, daß sie mit Gott sprach wie ein Kind mit seinem Vater, und sie hat auch das gewöhnlich immer erhalten, um was sie bei Gott insbesondere angehalten hat“ (Overberg). — Im Dezember 1811 wurde das Kloster aufgehoben. A. K. konnte ihrer Krankheit wegen erst im nächsten Frühjahr das Klostergebäude verlassen. Ein aus Frankreich ausgewiesener Abbé Lambert zog mit ihr in das Haus einer Witwe in Dülmen; es war ein elendes Quartier. Im Herbst 1813 kam sie in das Haus eines Bäckers Limberg, des Bruders ihres neuen Beichtigers, des von Münster nach Dülmen verzogenen Dominikaners Limberg. Dieser Pater behandelte sie kurz und streng; erst nach Jahren gab er sein Mißtrauen auf. Die notwendige leibliche Pflege wurde ihr durch ihre Schwester Gertrude zu teil. Unter der Härte und Lieblosigkeit dieser Schwester hat A. K. viel gelitten. — Am 29. Dezember 1812 begann aus ihren Handflächen, den Wundenmalen des Herrn entsprechend, Blut zu fließen. Um Verdruß und Spektakel zu sparen, wollten es die beiden genannten Priester geheim halten, ein Vorhaben, welches dem Bestreben der Stigmatisierten, die Blutungen möglichst zu verbergen, durchaus entsprach. Am 28. Januar 1813 begann auch aus den Fußsohlen Blut zu rinnen. Vier Wochen später bemerkte dies ihre Freundin und Klosterschwester Klara Söntgen und auf diese Weise ist die Kunde von den blutenden Malzeichen in immer weitere Kreise gedrungen. Auch die Wunde in der Seite wurde erkennbar. Auf der Brust hatte A. K. ein Gabelkreuz und darunter ein Kreuz von der gewöhnlichen Form. In ihren Gesichten sah sie den Herrn an einem Kreuze von der bekannten Form hängen, während die Schächer, der überwiegenden Uebung im Altertum gemäß, an Gabelkreuzen hingen. Auf dem üblichen Wege des Lernens hatte A. K. hiervon nichts wissen können. Am 22. März 1813 nahm der, wie es scheint, feindlich gesinnte Ortspfarrer ein Protokoll über die merkwürdigen Vorkommnisse auf, welches sechs Tage darauf den Generalvikar von Droste-Vischering veranlaßte, mit dem Dechanten Overberg und dem in Dülmen wohnenden Medizinalrat von Druffel zur Feststellung der Thatsachen an das Lager der Stigmatisierten zu gehen. Die anfängliche Meinung, daß Täuschung vorliege, wurde alsbald aufgegeben. Das Ergebnis der Untersuchung war, „daß nicht bloß die That-

sächlichkeit der Wundmale und deren übernatürlicher Charakter für jeden, der guten Willens ist, zur Evidenz bewiesen, sondern auch die tiefe Demut, der unwandelbare Gehorsam und die unerschütterliche Geduld Anna Katharinas zur Ehre Gottes, der all dieses in ihr gewirkt, im hellsten Lichte geoffenbart wurde. Ein anderes Ergebnis als dieses konnte auch eine zweite, sechs Jahre später von der weltlichen Behörde veranstaltete Untersuchung nicht haben." Daß Gott die Stigmata der Anna Katharina Emmerich von oben herab als eine außerordentliche Gnadengabe geschenkt habe, müssen wir übrigens auf das entschiedenste bestreiten. Mit der Stigmatisation sind die heftigsten körperlichen Schmerzen verbunden. Alle sonstigen körperlichen Leiden sind ausnahmslos eine Folge des Sündenfalles, auch der Herr Jesus Christus hat nur darum körperliche Schmerzen leiden können, weil er wahrhaftiger Mensch geworden und aller Welt Sünde und Krankheit auf sich genommen hat. An diesen Schmerzen des Herrn teilzunehmen, hat Gott der Herr weder in der heiligen Schrift noch im Leben der Kirche den Gläubigen verordnet. Die thatsächliche Teilnahme an diesen Schmerzen — mit oder ohne blutende Wundenmale — kann deshalb nur als ein von exaltierter Frömmigkeit freiwillig auf sich genommenes, von Gott nicht verhindertes Leiden angesehen werden, welchem dem römischen Dogma zufolge immer der Wille zu Grunde liegt, am Seligwerden durch freiwillige Uebernahme von Leiden mitzuwirken. In dieser Ansicht können wir nur auf das bestimmteste durch dasjenige befestigt werden, was A. K. von ihrer Stigmatisation am 29. December 1812 mitgeteilt hat: „Ich hatte danach ein Bild von mir selbst und den Wunden, wie ich sie empfangen hatte. Ich hatte dies früher nicht mehr gewußt. Ich sah mich in der Stube bei Roters allein. Es war drei Tage vor Neujahr, etwa um 3 Uhr nachmittags. Ich hatte eine Betrachtung der Leiden Christi, flehte ihn an, mich doch sein Leiden auch empfinden zu lassen, und betete fünf Vaterunser zu Ehren der heiligen fünf Wunden. Ich war mit ausgebreiteten Armen im Bette liegend. Ich kam in eine große Süßigkeit und in einen unendlichen Durst nach den Schmerzen Jesu. Da sah ich ein Leuchten auf mich niederkommen, es kam schräg von oben. Es war ein gekreuzigter Körper, ganz lebendig und durchscheinend, mit ausgebreiteten Armen, aber ohne Kreuz. Die Wunden leuchteten heller als der Körper; es waren fünf Glorienkreise aus der ganzen Glorie hervortretend. Ich war ganz entzückt und mein Herz war mit großem Schmerze und doch mit Süßigkeit von Verlangen nach dem Mitleiden der Schmerzen meines Heilandes bewegt. Und indem mein Verlangen nach dem Leiden des Erlösers im Anblick seiner Wunden immer mehr stieg und wie aus meiner Brust, durch meine Hände, Seite und Füße nach seinen heiligen Wunden hinflehte, stürzten, zuerst aus den Händen, dann aus der Seite, dann aus den Füßen des Bildes dreifache, leuchtende Strahlen, unten in einen Pfeil sich endend, nach meinen Händen, Seite, Füßen. Ich lag lange so, ohne etwas um mich zu wissen, bis mir von einem Kinde der Hauswirtin die Hände niedergebeugt wurden. Das Kind ging durch die Stube und sagte zu seinen Leuten, ich hätte mir die Hände blutig geschlagen. Ich bat die Leute zu schweigen. Das Kreuz auf der Brust hatte ich schon länger; um Augustinus hatte ich es empfangen. Ich kniete mit ausgebreiteten Armen und mein Bräutigam hatte mir es eingedrückt. Nach dem Empfange der Wunden ging in meinem Körper eine gewaltsame Veränderung vor. Ich fühlte, daß der Lauf meines Blutes sich ganz wendete und mit einem schmerzlichen Ziehen nach diesen Punkten strömte." Mit den Wundenmalen trat bei A. K. die gänzliche Unfähigkeit ein, Nahrungsmittel zu genießen. Sie hat nichts mehr bei sich behalten können, nicht einmal Schokolade, Kaffee, Wein oder Suppe, höchstens ein oder das andere Mal einen Theelöffel voll Fleischbrühe.

Im September 1818 kam Klemens Brentano, angeregt durch seinen Bruder Christian, nach Dülmen. Anna Katharina nannte ihn den „Pilger", sie kannte ihn schon aus ihren Gesichten. Der Generalvikar von Münster gab ihr auf, dem Pilger

mitzuteilen, was ihr gezeigt werde. Im Juli 1820 begannen Brentanos Aufzeichnungen; bis in die letzten Lebenswochen der Emmerich wurden sie fortgesetzt. Diese Aufzeichnungen sind nach seinem Tode an den Provinzialoberen der Redemptoristen P. Schmöger († 14. August 1883) gekommen, der aus ihnen von 1855 bis 1860 in drei Bänden „das Leben unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi“ herausgab. Von 1867 bis 1870 erschien in zwei Bänden „das Leben der gottseligen Katharina Emmerich“. Endlich kamen 1881 und 1882 „das arme Leben und bittere Leiden unseres Herrn Jesu Christi und seiner heiligsten Mutter Maria nebst den Geheimnissen des alten Bundes“ heraus. Bei der Herausgabe „des bitteren Leidens“ erklärte Brentano 1833: „Sollten die folgenden Betrachtungen unter vielen ähnlichen Früchten der kontemplativen Jesusliebe sich irgend auszeichnen, so protestieren sie doch feierlich gegen den mindesten Anspruch auf den Charakter historischer Wahrheit. Sie wollen nichts, als sich demütig den unzählig verschiedenen Darstellungen des bitteren Leidens durch bildende Künstler und fromme Schriftsteller anschließen, und höchstens für vielleicht ebenso unvollkommen aufgefaßte und erzählte, als ungeschickt niedergeschriebene Fastenbetrachtungen einer frommen Klosterfrau gelten, welche solchen Betrachtungen nie einen höheren als menschlich gebrechlichen Wert beilegte.“ Aufrichtig war Brentano zweifellos bei dem Niederschreiben der Gesichte, aber er war ein Dichter von außergewöhnlicher Phantasie und Gestaltungskraft. Es ist darum zu vermuten, daß er in der Erinnerung Dinge mitgeteilt hat, welche die Emmerich nie innerlich geschaut hat. Melchior Diepenbrock sagt darum in einem Briefe an Görres: „Aus vielen Gesichtern und Gesichten schaut mir der Klemens gar so leibhaft hervor, und da ich ihn so lieb habe, möchte ich ihn herzen, und nach ihm greifend, finde ich ein Bild.“ — Wer die Brentanoschen Berichte über dasjenige kennen lernt, was A. K. ihm aus ihren Gesichten mitgeteilt hat, wird den Eindruck erhalten, daß es sich im großen Ganzen nur um Reflexe von Erlebtem — von Gesehenem, von Gehörtem und von Meditiertem — handelt, daß die Seele der innerlich schauenden Nonne aber unzweifelhaft in Verbindungen und Beziehungen zu zeitlich und örtlich Weitentferntem, ihr an sich Unbekanntem getreten ist, in Verhältnisse, für die uns alle Anhaltspunkte der Beurteilung fehlen. Teilen wir aus dem reichen Material des vorliegenden Buches etliche Einzelheiten mit. Unter der Ueberschrift „Vorabend von Mariä Geburt“ wird folgende Nachricht aus dem Munde der A. K. mitgeteilt: „Eine Erscheinung der heiligsten Jungfrau sagte mir heute unter anderm: Wer heute nachmittag neun Ave Maria in Andacht und Liebe zu Ehren ihres neunmonatlichen Verweilens im Mutterleibe und ihrer Geburt bete, und diese Andacht neun Tage lang fortsetze, der gebe den Engeln täglich neun Blumen zu einem Strauß, den sie im Himmel empfange und der heiligen Dreifaltigkeit überreiche, dem Betenden dadurch eine Gnade zu erflehen.“ Das erinnert doch sehr stark an die Anordnungen und Aufforderungen kirchlicher Disziplin, wie wir sie an den Thüren katholischer Kirchen angeheftet finden. Wenn St. Paulus im Gesicht unaussprechliche Dinge gesehen hat, Dinge, für welche der nicht entzückte Mensch keine Aufnahmefähigkeit und für welche der Mensch in diesem armen Leben keine Fähigkeit der Mitteilung (Sprache) hat, so sind umgekehrt die von A. K. gesehenen Dinge regelmäßig aussprechlich. Auch das Folgende ist lediglich ein Reflex von Erlebtem: „Ehe der Herr (am Tage seiner Himmelfahrt) mit den Aposteln und Jüngern das Abendmahlshaus verließ, stellte er ihnen die heilige Jungfrau als ihren Mittelpunkt und ihre Fürbitterin vor, und Petrus und die anderen beugten sich vor ihr und sie segnete sie. In dem Augenblick, da dieses geschah, sah ich Maria auf eine übernatürliche Weise wie mit einem großen himmelblauen Mantel umgeben, eine Krone über ihr schweben und sie wie auf einen Thron erhoben. Es war dieses ein Sinnbild ihrer Würde, das mir so gezeigt wurde.“ In einem Gesichte am 1. November 1819 (Allerheiligen) sah sie im Himmel „die Heiligen nach ihren geistlichen Verbindungen geschart. Alle Ordensgeistlichen standen nach ihren Orden

zusammen und waren in diesen wieder nach ihren persönlichen Kämpfen geordnet, erhöht oder tiefer gestellt. Die zusammen Gemarterten standen zusammen, nach der Gnade ihres Sieges wieder gewürdigt. Die Stände aber, welche auf Erden keine geistliche Weihe hatten, waren nach ihrem inneren geistlichen Streben geordnet." — — „Alle die Heiligen aber standen mit ihren Attributen. Viele Bischöfe hatten Kirchen auf den Händen, weil sie Kirchen gegründet; andere trugen nur Stäbe, weil sie allein gehütet." Auf der Stirne des ihr als alter Mann erschienenen Gott-Vaters sah sie eine dreieckige Lichtmasse. — „Die Wege zwischen den Palästen — heißt es ein anderes Mal — waren mit Perlen in allerlei Gestalten und Figuren und Sternen belegt und ich dachte da in meiner Einfalt, denn da dachte das dumme Fleisch mit: nu gick es, dat sinn de Steernkes, de man up de Erd seit." Wer möchte in diesen frommen Bildern göttliche Offenbarungen erkennen! — „Ueber die Priesterfinger," versicherte P. Limberg dem Pilger (Brentano), „hat sie mir oft gesagt, daß, wenn auch der ganze Körper eines Priesters in Staub verwandelt sein und die Seele in der Hölle sich befinden würde, doch die Weihe der Finger in den Gebeinen erkennbar bleiben und diese Finger mit einem ausgezeichneten Feuer brennen würden; so sehr sei die Weihe tief und unvertilgbar." Von einem geweihten Kreuze sagte sie (dem Pilger): „Die Weihe leuchtet wie ein Stern! halte es hoch in Ehren! Aber die Priesterfinger (fuhr sie zu ihrem Beichtvater gewendet fort) sind noch besser. Das Kreuz kann vergehen. Die Weihe der Finger ist unauslöschlich, ist ewig. Kein Tod, keine Hölle kann sie vertilgen. Sie wird auch im Himmel noch ausgezeichnet sein! Sie ist von Jesus, der uns erlöst hat." Der Verf. scheint anzunehmen, daß A. K. überhaupt fähig gewesen sei, geweihte Gegenstände von ungeweihten zu unterscheiden — und zwar leiblich, durch das Gehör (Glockenklang), durch den Geschmack (Weihwasser), durch den Geruch (Reliquien). Danach müßte die Weihe als Leiblichkeit eine gewisse Veränderung der Sachen bewirken, eine Art Transsubstantiation. Am 19. Juli 1820 teilte sie dem Pilger mit: „Ich wurde auch unterrichtet, daß die Gabe der Reliquienkenntnis nie ein Mensch in dem Maße gehabt habe, wie sie Gott mir verliehen; und dieses sei, weil diese Sache so verfallen sei und wieder erweckt werden müsse." A. K. Emmerich sah in ihren Gesichten, wie die verachteten Gebeine der Heiligen an Orten, wo sie liegen, noch immer Heil bringen und den Wirkungen des Satans wehren, während andere Orte ohne solche Schätze viel erlitten haben. Die Körperlichkeit der frommen Nonne war bis zu einem Minimum zusammengeschrumpft, dafür fand sie einen Ersatz in überirdischen Leiblichkeiten, welche sich ihre künstlich genährte Phantasie schuf. Daß der character indelebilis der Priesterweihe körperlich durch die Unzerstörbarkeit der „Priesterfinger" erkennbar werde, ist doch ein Phantasiestück seltsamster Art.

Von besonderem Interesse für uns evangelische Christen ist das, was A. K. Emmerich über die „Protestanten" gedacht und von ihnen gesehen hat. In einem Gesichte, das sie im Dezember 1819 hatte, sagte ihr die Jungfrau Maria: mit den Protestanten werde es nach ihrem Tode anders werden, und die Ueberzeugung werde viel dazu beitragen, die Ueberzeugungen von ihren Umständen, darum solle sie nichts verschweigen. — Wenn sie dem augenblicklich über dem Sterbeort des Menschen stattfindenden Gericht über eine Seele im Geist beiwohnte, so sah sie Jesus, Maria, den Patron der Seele und ihren Engel dabei, auch bei Protestanten sah sie Maria zugegen. Im Fegfeuer sah sie Protestanten, welche in Unwissenheit fromm gewesen. „Sie sind sehr verlassen, weil sie das Gebet entbehren." „Ich sah auch Orte, wo Seelen, die auf Erden heilig gesprochen wurden, beim Scheiden aus der Welt aber ihre Heiligkeit noch nicht vollendet hatten, gereinigt wurden." Die armen Seelen im Fegfeuer haben vom Himmel unmittelbar keine Hilfe, sie empfangen alles von der Erde und den lebenden Menschen, welche Gebet und gute Werke, Abtötung und Entsagung und besonders das heilige Meßopfer für ihre Schuld dem Richter aufopfern. Im Fegfeuer sind die Sekten wie auf Erden abgesondert, sie leiden viel mehr, weil sie keine Betenden auf Erden haben

und keine heiligen Messen. Für sich können die armen Seelen im Fegfeuer nicht beten, aber „diese werden aus Dankbarkeit (für die zu ihren gunsten gebeteten Fürbitten) gewiß viel auch für uns beten. „Wie soll ihnen geholfen werden, wenn nicht durch genugthuende Liebe, welche für sie jene Tugendakte aufopfert, die sie selbst im Leben besonders vernachlässigt haben." „Und ihr Elend ist doch so groß, sie selber können sich gar nicht helfen. — — In ihren mannigfachen Räumen mit verschiedenen Qualen sind sie voll Angst und Sehnsucht; so schmachtend nach Hilfe und Erlösung. Und wie groß auch ihre Not ist, sie loben doch unseren Herrn und Heiland. Alles, was wir für sie thun, gebiert unendliche Wonne." (Wir stellen die armen Seelen mit den Protestanten darum zusammen, weil es nach römischer Anschauung eine bare Unmöglichkeit ist, daß der frömmste Protestant anderswohin gelangt als ins Fegfeuer.) Zu Anfang 1820: „Die Protestanten fangen überall an, die Kirche anzufallen; aber die Diener der Kirche sind so träge und brauchen die Kraft nicht, die sie im Priestertum besitzen. Ich mußte sehr heftig weinen bei diesem Anblick." Im Juli 1820 wurde ihr gesagt, sie müsse reisen, um die Art der Welt zu sehen. Und sie reiste im Gesicht über Ludgeri (Münster) und Mailand nach Rom, von da nach Spanien (Vaterland Ignatii), von da nach der „Insel, wo St. Patritius gewesen" (Irland). „Von St. Patritii Insel kam ich über ein schmales Meer auf eine andere große Insel (England). Sie war ganz dunkel, nebelig und kalt. Ich sah hie und da einige Haufen frommer Sekten, sonst war alles in Gährung." Auch das Land, wo die hl. Brigitta, Kanut und Erich gelebt haben (Schweden), fand sie kalt, nebelig und dunkel. „Ich weiß nicht, was ich dort alles gethan und gesehen. Es waren lauter Protestanten." — Nachdem Rußland und China bereist waren, sah sie „eine große Insel, wo das Gute sehr in Aufnahme kommt, die Leute seien ungemein gut und nehmen die Lehre so freudig an. Es sind Protestanten und Katholiken darauf. Die Protestanten sind ganz gut und scheinen sich zur Kirche zu neigen, die Leute kommen auch alle zur Kirche." — In dem Abschnitt „Verhütung von Sünde und Unglück" wird vom 2. März 1822 mitgeteilt: „Einem armen protestantischen Accise-Einnehmer war eine bedeutende Summe gestohlen worden. Er wurde mit seiner Familie dadurch amt- und brotlos. Der Pilger (Brentano) empfahl ihn der Kranken ins Gebet, welche gern dazu bereit war. Als sie mehrmals für die Familie gebetet hatte, sagte sie: „Es ist wunderbar, man kann da mit dem Gebete nicht recht vorwärts. Ich sehe solche laue Protestanten dann ganz wunderlich. Sie stehen im Schatten, im Nebel, ganz dumpf und blind, und tappen hin und her. Sie stehen wie in einem unzugänglichen Winde, der ihnen alles vom Leibe weht. Ich weiß nicht, ob Gott hier helfen wird." Wenn hier der Nachdruck auf die Lauheit, den mangelnden Glauben gelegt wird, so ist das Bild durchaus verständlich, wird aber der Nachdruck auf das Protestantischsein gelegt, so entsteht sofort die Frage: Hat denn die Nonne von Dülmen die lauen Katholiken nicht im Schatten, Nebel u. s. w. gesehen? Stehen die lauen Katholiken ebenso wie die warmen im Licht, im Glanz?

Von besonderem Interesse ist, was A. K. Emmerich durch die Sympathien Brentanos für fromme Protestanten gelitten hat. Es wurde „dem Pilger" schwer, sich von der lange genährten und durch Anhänglichkeit an verehrte Persönlichkeiten liebgewordenen Anschauung loszumachen, daß auch ohne äußeren Anschluß an die Kirche und ohne die wirkliche und volle Lebensgemeinschaft mit ihr eine wahrhafte und Gott wohlgefällige Frömmigkeit möglich sei. Er berief sich zum Beweise hierfür auf die Vorzüge vieler außer der Kirche Stehenden über geborene Katholiken und liebte den traurigen Zustand mancher Teile der katholischen Kirche mit so beredten Worten zu schildern, daß A. K. oft keine Entgegnung wagte, da sie wohl erkannte, wie sie mit allen Gründen nicht durchdringen könnte. Eines Tages aber brachte sie selbst die Rede auf diesen Gegenstand, indem sie sagte: „Es ist mir von meinem geistlichen Führer ein strenger Verweis erteilt worden, daß ich zu sehr auf das Lob der frommen Irrgläubigen eingegangen sei. Es wurde mir gesagt, ob ich denn nicht mehr wisse, wer

ich sei und wem ich gehöre. Ich sei eine gottgeweihte Jungfrau der katholischen Kirche und durch heilige Gelübde gebunden. Ich solle Gott loben in der Kirche und für die Irrgläubigen mit herzlichem Mitleiden beten. (Auch für die Protestanten im Fegfeuer, die doch der Hilfe des Gebetes entbehren sollen?) Ich könnte mehr wissen, was die Kirche ist, als andere, und solle darum die Glieder Jesu Christi in der Kirche, in seinem Leibe loben; jene aber, die sich von diesem Leibe losreißen und ihm so furchtbare Wunden beigebracht hätten, solle ich bejammern und für ihre Bekehrung beten. Mit dem Lobe der Ungehorsamen nehme man teil an ihrer Schuld (!), auch sei solches Lob keine Liebe, weil der wahre Eifer für das Heil der Seelen dadurch nur geschwächt werde. — — Alle leiden an der Hoffart. Woher sollten sie auch ein demütiges Herz erlangen, da sie von Jugend auf nicht sich demütigen lernen, indem sie ihre Sünden, ihr Elend nie beichten, nie gewohnt sind, sich wie ein Kind der Kirche im Sakrament der Buße vor dem Stellvertreter Gottes reumütig und mit herzlicher Beschämung anzuklagen! Darum sehe ich selbst in den Besten unter ihnen etwas Fehlerhaftes, Eigensinniges, Starres, Hoffärtiges. Nur jene Ungläubigen, welche, ohne von der alleinseligmachenden Kirche etwas zu wissen, so fromm, als sie vermögen, wandeln, sind auf keinem bösen Wege. Sobald ihnen aber Gott den geringsten Wink oder Zweifel gibt, sind sie berufen und müssen nach der Wahrheit forschen. Durch die heilige Taufe sind zwar auch die Irrgläubigen, wenn sie dieselbe recht empfangen haben, Glieder der Kirche geworden und leben allein von der Kirche und haben nichts an geistlicher Nahrung, als was ihnen aus der Kirche zufließen kann; aber sie stehen nicht mit den Kindern des Hauses am Tische, sie stehen draußen trotzend, prahlend oder verschmachtend. Wenn ich in Gesichten getaufte Irrgläubige sehe, welche mit der Kirche sich vereinigen, so ist es, als träten sie aus den Wänden der Kirche hervor vor den Altar und das allerheiligste Sakrament; während mir die Ungetauften, die Juden, Türken und Heiden, wenn sie sich bekehren, als durch die Thüre hereintretend gezeigt werden." Wir haben diese ausführliche Mitteilung gemacht, weil sich aus derselben zur Evidenz ergibt, daß A. K. Emmerich nur das ihr sonst im Leben Ueberlieferte in dem Gesichte von den Protestanten gesehen hat. Der Pilger sprach aus der Erfahrung des Lebens, des persönlichen Verkehrs mit frommen Protestanten, wenn er diesen eine wahrhafte und Gott wohlgefällige Frömmigkeit zuerkannte. Die Emmerich hat im Leben wohl schwerlich Protestanten kennen gelernt, darum fühlte sie sich mit ihrer römischen Theorie von dem Verlorengehen der um die römische Kirche wissenden Protestanten schwach und wußte nichts zu entgegnen. Erst „der Führer" stärkte sie im Gesicht und erinnerte sie an alles das, was man von der Gottlosigkeit auch der frömmsten Protestanten lehrt. Von diesem einen Punkte intensivster Irrtumsfähigkeit des Führers oder der Emmerich heraus läßt sich im allgemeinen auf die Irrtumsfähigkeit in anderen Punkten schließen.

Auf Weihnachten 1819 kündigte der Führer ihr mit strengen, bestimmten Worten, die ihr wie Schwerter tief in die Seele schnitten, schlimme Leiden an. „Er sagte, daß ich nicht unterliegen werde, daß ich mir aber diese Leiden selber zuziehe, da ich zur Genugthuung für andere so vieles auf mich nehme. Ich solle mehr Maß halten, des Guten nicht zu viel wollen (!), und bedenken, daß nur Jesus dieses könne. (Was?) Ich empfing nun Schmerzen bis zwei Uhr nach Mitternacht. Ich lag auf einer mit Dornen umwundenen Egge, deren Spitzen durch die Knochen stachen." — Von diesen Sätzen aus fällt Licht auf die Ursache der Stigmatisation. A. K. Emmerich hat sich dieselbe selbst zugezogen, wie die anderen körperlichen Leiden Dritter, welche sie auf sich nahm. Unzweifelhafte Menschlichkeiten erblicken wir in ihrem Beten, daß Personen, die Wein über den Rhein schmuggelten (30. Dezember 1821), nicht erwischt werden möchten, sowie in ihrer Furcht ein Jahr später, daß sie bei einem Besuche in einem Gefängnis durch den visitierenden Gendarm N. betreten werden möchte.

Damit mag es genug sein. Trotz aller Einwendungen, welche man gegen das

Digitized by Google

vorliegende zur Verherrlichung der frommen Nonne von Dülmen geschriebene Buch vorbringen kann, bleibt doch das feststehen, daß Anna Katharina eine Christin von seltener Frömmigkeit, voll innigster Liebe und lebendigsten Glaubens war. Sie hat sich ihr Leben lang selbst verleugnet, für andere gebetet und gearbeitet. Sie hat mit Furcht und Zittern ihre Seligkeit geschafft. Kein Christ kann das Leben der Emmerich lesen, ohne einen mächtigen Antrieb zu empfangen, besser denn bisher an seiner Heiligung zu arbeiten. Was sie an irdischen, römischen Gedanken hinzugethan hat zu dem wahrhaft christlichen Leben, ist für uns störendes Beiwerk, kann uns aber nicht abhalten, den Kern ihres Wesens im Auge zu behalten, daß im Grunde nur Gottes Gnade es ist, welche uns hilft. Einst lag sie in großen Schmerzen, sie wollte nur die Worte „Jesus, Maria, Joseph" denken, „aber ich konnte diese Worte nicht mehr denken. Da habe ich gefühlt, daß der Mensch nichts kann, daß er nicht an Gott denken kann, wenn ihm Gott nicht die Gnade dazu gibt, und daß ich es noch wollen konnte, das war auch nur Gnade Gottes." Ein andermal erklärte sie, nicht das Gebet vor den Gnadenbildern sei dieser Bilder wegen gnadenwirkend, „das Wunderwirkende ist die Heftigkeit des vertrauenden Gebetes".

In der letzten Zeit ist der Name Anna Katharina Emmerich aus Anlaß eines sie darstellenden Bildes durch die Zeitungen gegangen. Gabriel Max hat in einem der neuen Pinakothek in München einverleibten Bilde den Moment zur Darstellung gebracht, in welchem die Emmerich, mit dem Blicke auf das vor ihr auf der Bettdecke liegende Kruzifix, mit beiden Händen nach dem verbundenen Kopfe fährt. Da die Hände die Stigmata haben, so ist zu schließen, daß der vom heftigsten Kopfschmerz geplagten Stirn die Blutstropfen der Dornenkrone entfließen. Das Bild ist von ergreifender Einfachheit und Wahrheit, der Ausdruck des Mitleidens in dem jungfräulichen Gesicht von wunderbarer Schönheit. Es ist erfreulich, daß in einem Zeitalter, das sich an Makartschen Carnalien nicht satt sehen konnte, doch auch solche Bilder wie das eben besprochene gemalt werden.

Ein Blick in die moderne Geschichtsforschung.

Von

Dr. Ernst Fr. Wyneken.

Geschichtschreibung und Geschichtsforschung sind bekanntlich im Begriff scharf zu trennen, so sehr sie thatsächlich auf innigste Verbindung angewiesen sind. Denn die erstere setzt die letztere voraus und will nur deren gesicherte Resultate in schöner anschaulicher Form zur Darstellung bringen. Sie erfordert hierzu vor allem eine künstlerische Thätigkeit, zugleich aber, um die Auswahl aus den Resultaten der Forschung treffen zu können, dieselbe Thätigkeit, wie diese, nämlich die kritische; denn auf dieser liegt da der Hauptton. Und hier setzt nun das Moment des „Modernen" ein. Ein seltsamer Ausdruck, aber vom Sprachgebrauch einmal geprägt und in Kurs gesetzt, sodaß er durch keinen anderen genau zu ersetzen ist; denn „neuere" oder „neueste" Geschichtsforschung sind unzutreffende Ausdrücke, die an die bekannte Periodeneinteilung der Geschichte erinnern. Und allerdings treffen die Perioden der Geschichtsforschung damit zusammen, gewiß auch nicht zufällig, aber doch auch, ohne daß der Zusammenhang ohne weiteres klar zu Tage läge.

Es verhält sich damit folgendermaßen. Die Geschichtschreibung ist ja schon früh zu ihrer Vollendung gelangt; in Herodot, Thukydides, Cäsar, Tacitus bewundern wir auch heute noch unsere Vorbilder in der Form der Darstellung. Allein auch die Kritik vorheriger Forschung war ihnen bekanntlich nicht fremd; dennoch war sie ganz verschieden von der modernen. Denn in der Hauptsache schreiben sie, was sie selbst erlebt und erkundet hatten, Zeitgeschichte, wenn schon vorwärts oder rückwärts ausgreifend, dann aber doch unter dem Einflusse lebendiger Ueberlieferung. Werke, wie das des Livius, sind eben deshalb betreffs der Kritik ganz anders zu beurteilen, denn er mußte schon nach „Quellen" schreiben, wie wir Modernen bei der Behandlung vergangener Zeiten, nur unter der Herrschaft der Tradition. Für uns aber kommt dazu, daß das ganze Mittelalter dazwischen liegt, der Zeitraum, in dem die Erziehung neuer Völker mit dem Abc-Unterricht, dem eigentlichen und dem uneigentlichen, in den Wissenschaften erst wieder durchgemacht werden mußte. Die Form mußte so selbstverständlich verfallen; denn auch die Lehrmeister wurden rückwärts von ihren Schülern beeinflußt, ganz abgesehen von den hemmenden Wirkungen, die in dem Durcheinander der Verhältnisse seit der Völkerwanderung lagen. Aber einen größeren Rückschritt machte noch die Geschichtsforschung, und zwar wesentlich gerade durch den Einfluß des Christentums als eines festen Glaubens, der jeden Zweifel ausschloß, ja, nach der Entwickelung der katholischen

Kirche unter die Strafe von Acht und Bann stellte. Allerdings nur den Zweifel an der kirchlichen Lehre, und hinsichtlich der Geschichte nur den Zweifel an der „heiligen" Geschichte; aber dieser letztere Begriff war für die katholische Kirche nicht auf die apostolische Zeit beschränkt, sondern begleitete die Entwickelung der Kirche bis in die jedesmalige Gegenwart, und zwar in der gleichen Ausstattung mit wunderbarem Geschehen, wie jener erste Zeitraum ihn aufwies.

Hier setzte nun bekanntlich mit ihrer scharfen Unterscheidung die Reformation, und auf geschichtlichem Boden ihr Riesenwerk der „Magdeburger Centurien" ein. Das war der Anfang einer neuen kritischen Geschichtsforschung, von der das ganze Mittelalter keine Ahnung hatte, ja die auch das Altertum nicht kannte und nicht kennen konnte, da ihm „Quellen", zunächst im Sinne von geschichtlichen Aufzeichnungen der Vorzeit, gar nicht oder nur spärlich vorlagen, gegenüber der erdrückenden Masse derselben, vor welche die „neue Zeit" sich gestellt sah. Quellenkritik wurde nun die Aufgabe, und zwar von einem doppelten Gesichtspunkte aus, nämlich einmal aus dem der Abweisung alles dessen, was an sich unglaubwürdig erschien, weil es der nachweisbaren Erfahrung widerspricht. Hinsichtlich dieses Punktes machten die Protestanten bei der heiligen Geschichte der Apostelzeit Halt, weil einem anderen Gebiete entnommene Gründe hier als die schwerer wiegenden sich geltend machten. Der andere Gesichtspunkt war, hinsichtlich des an sich Möglichen, derjenige der Glaubwürdigkeit der Quellen als solcher, zunächst in der Vergleichung, wenn man sie gegen einander ins Feld führte, sodann aber auch jeder einzelnen nach Befähigung, Gewissenhaftigkeit, Lebensstellung u. s. w. ihres Verfassers, etwaiger Unterscheidung des angeblichen Verfassers vom wirklichen, Zurückführung seiner im guten Glauben vorgetragenen Anschauungen auf traditionelle Irrtümer u. s. w. u. s. w.; dazu eine Berichtigung dieser letzteren aus denjenigen Quellen, welche in thatsächlichen Ueberresten der Vergangenheit, vor allen Dingen Urkunden, dann Denkmälern, Bauten, Trachten, Sitten, Sagen u. s. w. sich bieten. Es ist klar, daß es einer langen Zeit bedurfte, ehe es gelang, sich einigermaßen zu einer methodischen Sicherheit in der kritischen Behandlung dieser Quellen durchzuarbeiten, und als derjenige, mit dem dieselbe, nach klaren Grundsätzen ausgeübt, in ihre neueste, die moderne Epoche trat, ist Niebuhr mit seiner „Römischen Geschichte" zu bezeichnen, dem dann andere in großer Zahl gefolgt sind.

Und nun begann die Kritik auf dem Gebiete der Profangeschichte in ihrer traditionellen Ueberlieferung sich auch dem großen Publikum bemerklich zu machen, und aller geschichtliche Boden unter den Füßen schien mit dem Hinfall so mancher gern geglaubten Anekdoten schwankend zu werden; und während die Historiker eben größere Gewißheit zu bieten behaupteten, neigten ihre Leser dazu, ihnen eine zu große Zweifelsucht und selbst eine gewisse Zerstörungswut vorzuwerfen.*) Was kann da nützlicher sein, als an einem bestimmten Beispiele, das sich gerade als einzelnes besonders gut aus dem Flusse der Geschichte herausheben läßt, in diese Arbeit der modernen Geschichtsforschung und ihren Kampf der Meinungen, wenn schon in einem Miniaturbilde, eingeführt zu werden. Und das möchte ich demnach versuchen, mit einer Frage, die nun gerade mir sich in den Weg stellte, nämlich:

Ist die Lechfeldschlacht von 955 südlich von Augsburg geschlagen, oder nördlich?

Bekanntlich sah man bislang als das Schlachtfeld, auf dem Otto I. den wichtigen Sieg über die Ungarn davontrug, die zwischen Lech und Wertach gelegene Ebene süd-

*) Damit hängt zusammen, daß man erst in allerneuester Zeit wissenschaftlich die Gewißheit der Geschichte in Ueberlegung gezogen hat, zuletzt in sehr anregender Weise M. v. Nathusius in seiner Schrift: „Das Wesen der Wissenschaft und ihre Anwendung auf die Religion". Leipzig 1885 bei Hinrichs.

lich von Augsburg an, die denn auch den Fremden wegen dieser Merkwürdigkeit gezeigt zu werden pflegte.

Seit in den „Forschungen zur deutschen Geschichte" Bd. XXI, Heft 1 im Jahre 1881 von mir die von allen früheren Auffassungen der Ungarnschlacht von 955 freilich total abweichende und daher zunächst befremdende Ansicht aufgestellt wurde, daß dieselbe nicht, wie bis dahin allgemein angenommen, südlich, sondern nördlich von Augsburg müsse geschlagen sein, sind für die traditionelle Vorstellung drei*) Verteidiger aufgestanden, die aber wieder unter sich nicht übereinstimmen, nämlich zuerst der Oberstleutnant K. Köstler, in Nr. 130 und 135 der „Allgemeinen Zeitung" vom Jahre 1884 (2. Beilage), sodann in Anknüpfung daran ein anderer, wie vermutet wurde, militärischer Schriftsteller, gez. Grndr. im „Sammler" Nr. 81 vom 10. Juli 1884 (Beilage zur Augsburger Abendzeitung). Nun hatte aber Köstler schon vor Veröffentlichung jenes Aufsatzes als Separatabdruck aus der „Internationalen Revue für sämtliche Armeen" u. s. w. Leipzig 1883 bei Math. Rieger, Augsburg 1884 erscheinen lassen: „Die Ungarnschlacht auf dem Lechfelde am 10. August 955 und die Folgen der Ungarnkriege überhaupt", ohne indes meinen Aufsatz, dessen Beantwortung er sich (S. 28, Anm.) vorbehält, vor Vollendung des seinigen zu Gesicht bekommen zu haben und demnach berücksichtigen zu können. Da er indes in seinem späteren Artikel seine Ansicht festhält, so muß nicht nur diese Schrift, sondern auch deren Bekämpfung von seiten eines Ungenannten**) in Nr. 52, 53 und 54 der „Augsburger Postzeitung" von 1883 herangezogen werden, letztere um so mehr, als sie sich nebenher doch zugleich gegen meine Darstellung der Sache entscheidet.

Da ich persönlich bislang nie in Augsburg gewesen war, also nur auf Karten mich angewiesen sah, zögerte ich, obschon in meiner Auffassung durchaus nicht erschüttert, mit der Entgegnung, bis ich im Herbste v. J. Gelegenheit fand, die Lage jener Stadt durch eigenen Augenschein und unter der dankenswertesten Führung eines ausgezeichneten dortigen Lokalkundigen, der auch als historischer Forscher von großer Sorgfalt, reicher Kenntnis und gediegenem Urteil in verschiedenen Aufsätzen sich bewiesen hat, des Herrn Benefiziaten J. Kränzler, kennen zu lernen. So erlaube ich mir denn eine kurze Rekapitulation der Sachlage, die trotz der Aufrechterhaltung meiner Ansicht in allen Hauptpunkten um so weniger alles Interesses bar sein dürfte, als durch die genannten Herren doch manche Nebenumstände in neues Licht gesetzt und andererseits insbesondere methodische Fragen historischer Untersuchung überhaupt angeregt sind, deren Erörterung die Teilnahme auch weiterer Kreise verdienen dürfte.

---

1. Die Quellen.

Die gleichzeitigen Quellen ohne Ausnahme wissen nichts von einer Schlacht auf dem „Lechfelde", sondern nur „am Lech", bezw. „am Flusse Lech".***) Wäre aber der Ausdruck auch gebraucht, so würde er nichts entscheiden. „Allerdings," sagt schon Lambert von Hersfeld im 11. Jahrhundert: „Otto rex Ungarios prostravit in Lechfeld," bemerkt der ungenannte Verfasser der „Augsburger Postzeitung". „Es ist aber durch diese Angabe der Ort der Schlacht nicht genau genug bestimmt. Alle

*) Außer Boggenreiter, Streifen auf dem bayerischen Lechfeld, in der Beilage der Augsburger Postzeitung 1882, Nr. 22 und 23, der meinen Aufsatz nicht gekannt hat, übrigens aber so frei sich alles ausmalt, daß eine Berücksichtigung unnötig erscheint.

**) Jetzt bekannt geworden als der Benefizial J. Kränzler damals in Augsburg, jetzt Pfarrer in Eggenthal.

***) Vergl. „Forschungen" a. a. O., wo überhaupt alle genaueren Citate für die folgenden Ausführungen, soweit nicht neue in Frage kommen, von Liebhabern nachgesehen werden können.

Gemeinden den ganzen Lechrain hinunter heißen ihre gegen den Lech zu liegenden Grundstücke „Lechfeld". So war es gewiß auch schon zu Lamberts Zeiten." Daß es noch so ist beweist u. a. die „Geogr. milit. Charte von Teutschland", Sect. 144. (Weimar 1807).

Für die Beschreibung der eigentlichen Schlacht sehen wir uns einzig auf den kaiserlichen Historiographen Widukind angewiesen, der als Mönch im Kloster Korvey lebend zwar die besten offiziellen Nachrichten erhielt, aber, ohne jede Anschauung der Oertlichkeit, offenbar auch ohne sich die Oertlichkeit in seinem Geiste klar zurecht zu legen, nachschrieb, was man ihm erzählte. Eine wertvolle Ergänzung findet indes seine Darstellung durch die Erzählung der Begebenheiten vor und nach der Schlacht von seiten eines gewissenhaften Augenzeugen, des Augsburgischen Priesters Gerhard in seiner Lebensbeschreibung des Bischofs Ulrich (Vita Oudalrici).

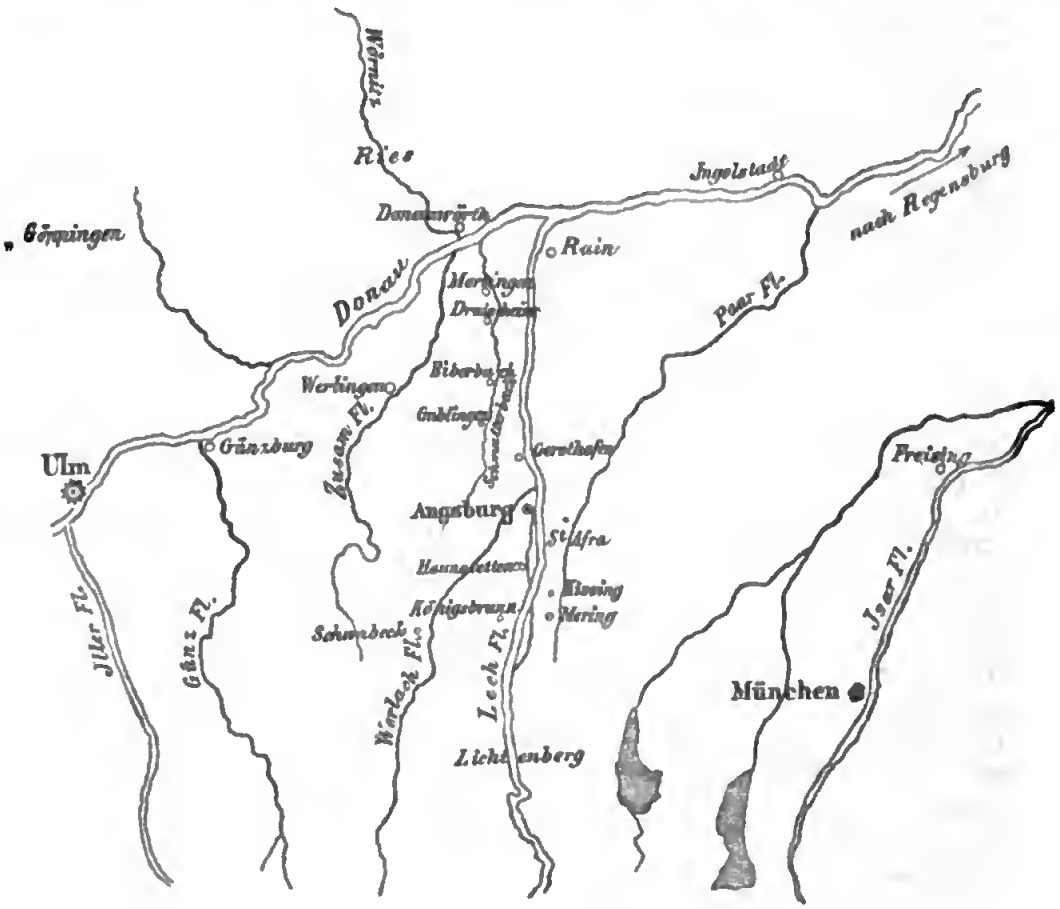
Diesen Stand der Quellen muß man stets vor Augen haben, wenn man Stellung zu der Frage nehmen will; vor allem darf man nicht wie Köstler spätere Quellen als wesentlich gleichwertige zu Grunde legen. Insbesondere scheidet aus diesem Grunde sogleich die ganze sonst so interessante Untersuchung über den Gunzenle aus; denn mag er auf dem rechten oder linken Lechufer, und jedenfalls wohl südlich von Augsburg gelegen haben, mit der Schlacht bringen ihn erst viel spätere Nachrichten, insbesondere die des Chron. Ebersperg. zusammen. (Zu vergl. übrigens über die Frage als letzte Aeußerung die wertvolle Ausführung von Kränzler in der Beilage zur Augsburger Postzeitung Nr. 34 v. J. 1883.)

2. Widukinds Bericht.

Widukind erzählt, daß Herzog Heinrich von Bayern zu Otto im Sachsenlande Botschaft gesandt, die Ungarn überfluteten die deutschen Grenzen; worauf letzterer mit nur wenig Sachsen, weil diese mit den Slaven vollauf zu thun hatten, sich zur Hilfeleistung auf den Weg machte und in der Gegend von Augsburg sein Lager aufschlug, wo auch der vereinigte Heerbann der Franken und Bayern zu ihm stieß, und insbesondere mit starker Reiterei Konrad der Rote, dessen Ankunft von dem Heere mit besonderer Freude begrüßt wurde. Die fouragierenden Trupps treffen dann zusammen und im deutschen Lager wird für den folgenden Tag die Schlacht in Aussicht genommen. In der ersten Morgendämmerung rückt das Heer aus, und zwar, unter absichtlicher Vermeidung der Heerstraße, durch rauhes und schwieriges Terrain, weil man sich da, unter der Deckung des bewaldeten Hügellandes, vor den gefürchteten Pfeilschüssen der Ungarn besser gesichert hielt. Das Heer zog in acht Abteilungen, zuerst 3 Haufen Bayern, dann Konrad mit den Franken, alsdann Otto mit einer aus allen beteiligten Stämmen auserlesenen Schar, hierauf zwei Häuflein Schwaben und zum Schluß die Böhmen mit dem Troß, dem man damit den sichersten Platz anzuweisen glaubte. Indes, fährt er fort, die Sache kam anders, als man geglaubt hatte. Denn die Ungarn überschritten ohne Zögern den Lechfluß, umgingen das Heer, stürzten sich auf die Nachhut, überwältigten die Böhmen, bemächtigten sich des Trosses und griffen weiter auch die zwei Züge Schwaben an und schlugen sie ebenfalls in die Flucht. Das war ein kritischer Moment. Der König sieht, wie die eigentliche Entscheidung der Schlacht noch in der Front vor ihm liegt, während zu gleicher Zeit sein Rücken in ernstlicher Gefahr schwebt; da schickt er den Konrad mit den Franken zur Deckung gegen die Angreifer im Rücken, und dieser kehrt denn auch bald als vollständiger Sieger zurück.

Nun aber schiebt Widukind hier, ehe er weiter erzählt, seltsamerweise ein ganzes Kapitel über den Fortgang des Kampfes gegen die Slaven ein, was Thietmar sogar dahin gebracht hat, die Schlacht auf zwei Tage zu verteilen, während der gleichzeitige

Ruotger (übrigens in Uebereinstimmung mit den beiden Hauptquellen) ganz bestimmt dieselbe, wie auch jetzt allgemein anerkannt ist, an ein und demselben Tage zu Ende kommen läßt. Dies Einschiebsel hat vielmehr den Zweck, das Kritische des Moments, da der König von rückwärts und vorwärts sich gegen die Ungarn zu wehren hat und damit alles in Frage gestellt sieht, dadurch noch dem Leser besonders eindrucksvoll vorzustellen, daß er dessen Blick hin nach Sachsen lenkt, wo gerade gleichzeitig die Deutschen eine unangenehme Schlappe, die mit demoralisierender schimpflicher Flucht abschloß, von den Slaven erlitten hatten. Denn nun beginnt er im neuen Kapitel weiter zu schildern, wie sie in Sachsen (der Verf. schließt sich ein: „terrebant nos") damals um so mehr für den König und sein Heer gezittert hätten, zumal auch Wunderzeichen sie erschreckt hätten u. s. w. Und nun fährt er in einem folgenden Kapitel in seiner Schilderung der Sachlage fort, wie der König, als er jetzt das ganze Gewicht der Schlacht vor sich



in der Front erblickt, die Soldaten durch eine Rede zum Angriff entflammt habe, den er dann in eigener Person als der vorderste, aber doch wohl gefolgt von seiner auserlesenen Schar, früher der fünften in der Reihenfolge, eröffnet haben soll. Jedenfalls ist dies das einzige, was wir von ihm über die Schlachtordnung der Deutschen bei Beginn des Kampfes erfahren. Die Ungarn leisten zuerst Widerstand, aber als sie ihre Bundesgenossen aus den zum Kriegsdienst gezwungenen unterworfenen Völkerschaften fliehen sehen, werden sie stutzig, es kommt zum Handgemenge, viele werden dabei getötet, andere fliehen in die benachbarten Dörfer und finden unter den Trümmern der in Brand gesetzten Gebäude ihren Tod, während noch andere den nahen Fluß zu durchschwimmen suchen, aber, da das jenseitige Ufer beim Heraussteigen sie (also auch

ihre Pferde) nicht tragen will, vom reißenden Strudel fortgerissen, ihr Ende in den Wellen finden. An demselbigen Tage wird dann auch noch das Lager eingenommen und alle Gefangenen befreit, während an den folgenden Tagen die ganze Menge der Feinde bis auf einzelne Ausnahmen völlig aufgerieben wurde, sodaß dies ein Sieg war, wie man ihn seit 200 Jahren nicht erlebt hatte.

3. Beurteilung von Widukinds Darstellung.

Ueberblickt man nun diese ganze Berichterstattung des Mönches von Korvey, so tritt einem zunächst die Unbestimmtheit der ganzen geographischen Unterlage entgegen: einzig Augsburg stellt sich als fester Punkt dar, denn auch der Lech ist bei seiner Längenausdehnung nicht als solcher zu bezeichnen; daß aber die Schlacht am Lech stattfand, ist freilich gewiß genug, da auch die anderen gleichzeitigen Quellen es bestätigen. Dagegen Ottos Ausgangspunkt, sein nächster Zielpunkt, die genauere Ortsbestimmung des Schlachtfeldes — alles verschwimmt in Nebel — bis auf das eine, daß die Ungarn ihre einzige Rückzugslinie auf den Lech hin hatten, sodaß die Schlacht offenbar auf dem linken Ufer des Flusses geschlagen wurde.

Dagegen läßt nun Widukinds Darstellung an einer Stelle ganz deutlich erkennen, daß er nur nach Mitteilungen anderer ohne eigene vollständig klare Anschauung dessen, was er niederschrieb, berichtete. Er erzählt nämlich ganz einfach von den Ungarn, dieselben seien über den Lech gegangen und seien mittelst einer Umgehung dem deutschen Heere in den Rücken gelangt. Aber eben an dieser Stelle muß der Bericht irgendwo unbedingt falsch sein, weil in der Fortführung desselben sich aufs unzweideutigste ergibt, daß, neben jener Gefährdung von rückwärts, doch die eigentliche Hauptentscheidung der Schlacht nach der Front zu lag. Und auch trotz des Zweifels von seiten eines Waitz, der sich ja übrigens im ganzen nach der Notiz zur 3. Oktavausgabe Widukinds S. 72 meiner Auffassung zuneigt (in der Anm. S. 248), zu dieser Stelle meines Aufsatzes, muß ich das nachdrücklichst aufrecht erhalten. Will man dem Widukind irgend welche Glaubwürdigkeit beimessen, so ganz sicher in diesem Punkte, der als der kritischste der Begebenheit zugleich offenbar der eindrucksvollste für den geschichtschreibenden Mönch sein mußte: wie die Nachhut in voller Auflösung und das Heer in höchster Gefahr ist, von rückwärts aufgerollt zu werden, während doch die eigentliche Entscheidung gegenüber der Hauptmacht des Feindes noch bevorsteht.*) Aber das ist ja freilich bei der ungenauen, nur auf Höreusagen beruhenden Berichterstattung des Widukind, zumal in anbetracht einer gewissen Unbeholfenheit mittelalterlicher Ausdrucksweise, nicht ganz ausgeschlossen, daß er, trotzdem nach streng grammatischer Konstruktion die das Heer umgehenden Ungarn dieselben sind, welche auch über den Lech setzen, dennoch hat sagen wollen, das ganze Heer der Feinde sei über den Fluß gegangen, und ein Teil habe in der Folge die Umgehung ausgeführt. Und als möglich muß man das sogar gelten lassen, falls, wie ja doch äußerst wahrscheinlich ist, jene Berichte des Widukind am kaiserlichen Hofe gelegentlich verlesen wurden, natürlich weniger zur strengen Revision, als zur Ergötzung an der Erinnerung der Großthaten, weil bei dergleichen der bei der Begebenheit zugegen gewesene Hörer in die Beschreibung seine Erlebnisse nur zu leicht hineinhört. Aber freilich, das muß man wieder als zuverlässig ansehen, wenn Widukind auch an dieser Stelle den Lech erwähnt, da er seine Angaben ja höchst wahrscheinlich doch von Augenzeugen hatte, und ihm, gerade weil der Lech

*) Wid. c. 44: Rex autem cum intellexisset, bellum ex adverso esse et post tergum novissima agmina periclitari. — Vgl. c. 46: totum proelii pondus ex adverso jam (nämlich nach dem Sieg über die Ungarn im Rücken) adesse conspiciens rex.

bekannt war, gewiß auffallen und im Gedächtnis bleiben mußte, wenn der Erzähler nun von einem anderen Flusse sprach, etwa von der Wertach, die letzterer als Augenzeuge ja sicher genug vom Lech unterschied.

4. Gerhards Bericht.

Die Ungarn schwärmen bis an den Schwarzwald, brechen über den Lech, den alten Grenzfluß, nach Schwaben herein, verbrennen die Kirche St. Afra (jetzt St. Ulrich im Südteile der Stadt, damals außerhalb der Mauern gelegen) und alles bis zur Iller hin. (Bis dahin gingen die Grenzen des Bistums Augsburg und soweit war Gerhard wohl genau unterrichtet.) Nun sammelten sie sich zur Belagerung um Augsburg, das nur mit sehr geringwertigen Mauern ohne Türme befestigt war. Aber der Bischof hatte tüchtige Soldaten in der Stadt, mit denen er sich unter Gottes Beistande behauptete, freilich nur, weil er besonnen genug war, seiner tapferen Besatzung jeden Ausfall, zu dem sie drängte, zu verbieten. Der Hauptangriff war am östlichen Thor, „wo es zum Wasser geht" (nach Kränzlers überzeugender Ausführung, Schwäb. Postbote vom 1. Oktober 1882 nicht der „Lech", sondern eine aus mehreren Bächen noch jetzt zusammenfließende, damals unmittelbar vor der Stadt gelegene „Lache"), aber nachdem ihr Hauptanführer gefallen ist, ziehen sie sich ins Lager zurück. Diese Pause bis zum anderen Morgen benutzt der Bischof zur Verstärkung der Befestigungswerke durch „Kriegshäuser", die er die ganze Nacht hindurch, offenbar als Ersatz für die fehlenden Türme und nach Analogie derselben, nur natürlich als schnell zu fertigende Holz- und Erdbauten, rings um die Stadt an passenden Stellen aufführen läßt. Dann aber erscheinen auch wieder beim ersten Morgenstrahl die Ungarn und umgeben die Stadt, diesmal von allen Seiten (wozu überreichlich Platz überall war), übrigens diesmal auch sogar mit Werkzeugen zur Niederlegung der Mauern ausgerüstet. Aber die Besatzung leistete, namentlich von den „Kriegshäusern und Bollwerken", solch hartnäckigen Widerstand, daß die Ungarn von ihren Führern mit Geißelhieben zum Sturm herangetrieben werden mußten, übrigens trotzdem den Mauern nicht nahe zu kommen wagten.

In diesem Momente, wo man von beiden Seiten zum Kampfe gerüstet ist, ertönt auf einmal die bekannte Kriegstrompete des Ungarnkönigs; es ist das Signal zum Rückzug und zur Beratung. Eben ist nämlich (wie Gerhard allerdings wohl erst später erfuhr) von seiner Reisersburg bei Günzburg Berthold (der Schyre) gekommen und hat die Ankunft Ottos gemeldet. Die Folge dieser Beratung ist, daß die Ungarn die Belagerung aufheben und dem König Otto entgegen zu ziehen anfangen, um nach seiner Besiegung die Stadt und das ganze Reich um so freier zur Verfügung zu haben. In der Nacht verläßt aber auch eine Schar unter der Führung Dietpalds, des Bruders vom Bischof Ulrich, die Stadt, um sich mit Otto zu vereinigen.

Nun folgt der Bericht von der Schlacht, aber in so allgemeinen farblosen Zügen, daß man sieht, der Verf. war nicht dabei; dagegen ändert sich das sofort an dem Punkte, wo die Ungarn wieder in den Gesichtskreis der Stadt treten, aus dem sie also verschwunden waren. Denn Gerhard erzählt, daß, obschon eine unglaubliche Anzahl der Feinde getötet sei, dennoch ein solches „Heer" derselben übrig blieb, daß die, welche von den „Bollwerken" Augsburgs sie kommen sahen, nicht glaubten, daß sie von der Schlacht bedrängt (sondern daß sie vielmehr als Sieger zum erneuten Angriff) zurückkehrten, bis sie erkannten, daß sie an der Stadt vorbeieilend die jenseitigen Ufer des Lech zu gewinnen strebten, verfolgt vom König Otto, welcher dann am Abend dieses selben Tages in Augsburg eintrifft, um am anderen Tage die Verfolgung auf bayrischem Boden fortzusetzen.

Eine eigene Beurteilung diesem Berichte hinzuzufügen erscheint überflüssig. Alles ist in sich klar und anschaulich und verrät die Beobachtung des Augenzeugen. Der einzige Punkt, in dem Gerhard sich wohl ungenau ausdrückt, ist der, daß er, wörtlich genommen, Dietpald „mit den übrigen, welche in der Stadt waren", abziehen läßt, während es zuversichtlich nur eine Schar sein konnte, da man ja die Stadt auf keinen Fall von Verteidigern ganz entblößte, noch weniger aber „mit Kind und Kegel", wie der strenge Wortlaut erfordern würde, ausrücken konnte. Daß aber der Verf. nicht genauer den Stand des Lagers, die Richtung, woher der König kam, u. dgl. angibt, rührt eben daher, daß er Augenzeuge war und zunächst für Augenzeugen schrieb, wo es ihm dann ganz natürlich war, alles dies als bekannt vorauszusetzen.

---

5. Köstlers Auffassung.

Zunächst hält auch Köstler nur einen Schlachttag fest — hierin, seit Giesebrechts Nachweis, in Uebereinstimmung mit der ganzen neueren Geschichtschreibung über dieses Ereignis.

Dagegen liegt der Angelpunkt seiner Auffassung in seiner Ansicht betreffs der Lagerstätte, indem er dieselbe auf das rechte Lechufer verlegt, „um so mehr, als auch vom militärischen Standpunkte die Wahl des Lagers auf dem linken Lechufer eine taktisch unrichtige gewesen wäre". Da den Ungarn darum habe zu thun sein müssen, die Stadt so rasch als möglich zu nehmen, „folglich dieses mit so viel Kräften als irgend möglich gleichzeitig angreifen zu können", so, meint er, „durfte nur ein kleiner Rest zum Schutze des Lagers zurückgelassen werden, und das konnte nur dann ohne Gefahr geschehen, wenn der Lech das natürliche Annäherungshindernis gegen Westen bildete".

Wunderbare militärisch-technische Auffassungsweise, die ein gewöhnlicher Laienverstand allerdings nicht versteht, wie er sich denn auch nicht zu entschließen vermag, sich dem gegenüber einfach als inkompetent zu bescheiden. Gegen wen in aller Welt sollten die Ungarn denn ihr Lager besonders schützen? Also doch, weil sie den Lech dazwischen legten, gegen die Augsburger, welche sie belagerten, die also erst ihr Heer schlagen mußten, ehe sie an einen Einfall ins Lager denken konnten. Und die Not genug hatten, sich zu verteidigen! Dagegen hätten die Ungarn, wenn sie vor den Thoren Augsburgs geschlagen wurden, sich ganz unnötigerweise die Rückzugslinie auf ihr Lager abgeschnitten gehabt! Und zum Angriff auf die Stadt hätten sie jedesmal allesamt über den Fluß setzen müssen, und bei der Rückkehr wiederum! Ueber denselben Fluß, der, wenn er auch nicht unüberschreitbar war, doch, wie wir aus dem Bericht Widukinds ersehen, wie wir aus seinem jetzigen Verhalten entnehmen dürfen und wie Köstler selbst zugibt, unangenehme Schwierigkeiten genug bot, um es den Ungarn unerwünscht zu machen, zweimal an einem Tage, ja an zwei Tagen hintereinander mit der ganzen Armee ihn zu passieren!*) Ganz abgesehen davon, daß sie damit ihr Lager einem plötzlichen Ueberfall von anderer Seite her, sei's auch nur von zusammengerottetem Landvolk, ausgesetzt hätten! Zumal es — man begreift absolut nicht, wozu das noch — nach Köstler am Gunzenle, also etwa bei Kissing ganz südlich, trotz des schützenden Lech, sich befunden haben soll. Ja, im Laufe eines vollen Tages, wo sie durch einen so bedeutenden Fluß von ihrem Lager getrennt waren, konnte Herzog Heinrichs Heerbann von Norden bequem bis dahin marschieren, wenn Späher ihn von der Sach-

*) Aus dem Berichte Widukinds u. a. von der Flucht der Ungarn über den Lech schließt er selbst S. 35 seiner Schrift, „daß das Uebersetzen des Leches nicht so gefahrlos war, als daß man nur zur Verlockung und Täuschung des Feindes ohne sonstige schwerwiegende Gründe den Lech zweimal überschritten hätte." (!)

lage unterrichteten. Das nennt man „taktische“ Gesichtspunkte! Und damit will man den „Gelehrten und Forschern“ imponieren, welche „die militärische Seite zu wenig berücksichtigt“ haben. Wenn nur nicht über diesen militärischen Betrachtungen nun auch noch die Quellen in sehr stiefmütterliche Behandlung geraten wären!

Zunächst nämlich setzt hier ein psychologisches Urteil ein, welches die Quellen an die Hand geben und welches für die Entscheidung dieser Frage wichtig genug ist, um es nicht außer acht zu lassen, daß nämlich das Vorgehen der Deutschen durch Behutsamkeit und Vorsicht — bei aller Tapferkeit —, das der Ungarn aber durch übermütige Siegeszuversicht charakterisiert ist*), wie denn einer der besten und zuverlässigsten Chronisten jener Zeit (vgl. Wattenbach, Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter), der Fortsetzer des Regino, uns überliefert, daß die Ungarn sich gerühmt hätten, „wenn nicht die Erde sie verschlinge oder der Himmel sie unter sich begrabe, könnten sie von niemandem besiegt werden“. Und ihr vorjähriger müheloser Beutezug konnte sie nur in der Ansicht bestärken. (Vgl. Köster. d. Ungarnschlacht, S. 17!!)

Nun, diesen Gegensatz zwischen den Deutschen und den Hunnen darf man nie aus den Augen lassen, wenn man richtig über die beiderseitigen Bewegungen urteilen will. Insbesondere würden den letzteren danach solche „taktische“ Vorsichtsmaßregeln zum Schutz ihres Lagers gegen das Häuflein der in Augsburg Eingeschlossenen offenbar lächerlich vorgekommen sein. Denn wenn Gerhard berichtet, der Bischof habe „eine große Menge der besten Soldaten“ gehabt, so ist das offenbar sehr relativ zu verstehen, nämlich groß im Verhältnis zur Besetzung der Mauern, aber nicht groß im Verhältnis zur Zahl der Ungarn, welche von den gleichzeitigen Annalen von St. Gallen auf 100 000 angegeben wird; sonst hätte man sich ja auch nicht so gänzlich auf die Verteidigung der Stadt beschränkt.

Aus all dem folgt als das unbedingt Natürlichste und Wahrscheinlichste, daß die Ungarn ihr Lager auf dem sog. Lechfelde, südlich von Augsburg, aufschlugen, als sie von ihrem Raubzuge in Schwaben zurückkehrten. Deshalb muß man zunächst dabei stehen bleiben, so lange nicht die Quellen etwas anderes fordern; weiter als bis zum Wahrscheinlichen kann man an diesem Punkte zunächst nicht kommen, aber wenn nun eine Wahrscheinlichkeit zur anderen kommt, so ergibt das eine Art von Differential- und Integralrechnung, die ein nahezu sicheres Resultat zu verbürgen scheint. Und dabei bleibt dann die moderne kritische Geschichtsschreibung als bei einer Thatsache stehen, so lange nicht neue Beweisstücke herbeigeschafft oder neue überzeugende Schlußfolgerungen zu Tage gefördert werden. Hier kommt aber noch ein anderes Moment für meine Auffassung hinzu. Widukind nämlich berichtet, die fouragierenden Trupps seien aufeinander gestoßen. Die der Ungarn aber müssen doch wohl naturgemäß auf der Seite des Lech gedacht werden, wo sich auch das Lager befand. Da nun unbedingt anzunehmen ist und auch von Köstler angenommen wird, daß Otto auf der Seite westlich vom Lech heranzog, so muß sich danach das Lager der Ungarn auch auf dem linken Lechufer befunden haben.

Vorbedingung zu allem ist aber immer genaueste Beachtung der Quellen. Da ist nun ein weiterer Punkt, der bei Köstler mit ihnen wenig zu stimmen scheint, die Annahme, daß die Ungarn auf die Benachrichtigung von dem Anrücken Ottos durch Berthold den Schyren, erst wieder über den Lech in ihr Lager sich zurückziehen, um dort, wie ihm schon vom Ungenannten in der „Augsburger Postzeitung“ entgegengehalten ist, ruhig auszuschlafen und am anderen Morgen mit dem zu beginnen, was Köstler selbst „einen Fehler“ nennt, nämlich mit einem Flußübergange im Angesicht des Feindes. Allein die Vita Oud. sagt ausdrücklich, daß die Ungarn darauf hin die Belagerung aufhoben und den Deutschen entgegen zogen, und zwar aus dem Gesichtskreise der

*) In der Rede, welche Widukind Otto in den Mund legt, ist dieser Gegensatz so ausgedrückt: Illis est pro muro audatia, nobis spes et protectio divina.

Stadt fort. Damit ist die Richtung jedenfalls aufs deutlichste soweit bezeichnet, daß die Ungarn jedenfalls — wenn sie auch vielleicht zunächst ins Lager zurückkehrten, ja selbst dasselbe mit sich nahmen — aus dem Gesichtskreise der Stadt nach der Seite hin entschwanden, von wo Otto angemeldet war. Also jedenfalls nicht nach Südost, jenseits des Lech!

Denn betreffs der Richtung, von wo der König herankam, befinde ich mich ja wunderbarerweise mit Köstler in der Hauptsache einig. Wenn ich in meinem früheren Aufsatz Regensburg als möglichen nächsten Zielpunkt des deutschen Heeres, wegen der Vereinigung mit den Böhmen genannt habe, so lege ich darauf um so weniger Gewicht, als auch ich mit Köstler überzeugt bin, daß König Heinrich nicht unterlassen haben wird, dem König von allen Bewegungen des Feindes immer neue Nachricht zukommen zu lassen.

Zu beachten ist hier freilich eine kleine Notiz Ruotgers, des Biographen Brunos, damals Regenten von Lothringen, daß dieser letztere eingesehen habe, er könne „zum festgesetzten Tage" seinem königlichen Bruder Zuzug nicht leisten. So muß auch der Ort einigermaßen bestimmt gewesen sein. Das Naturgemäße ist nun allerdings — und dies ist der einzige Punkt, in dem ich meine frühere Ansicht modifiziere —, von vornherein das Ries anzunehmen. „Weiter östlich," schreibt Guthe in seinem Lehrbuch der Geographie, „nimmt das Gebirge (des schwäbischen Jura) mit einemmale an Breite ab, und die äußerst fruchtbare Ebene des Ries (Rhätia), einst ein Binnensee, schiebt sich wie eine Bucht in seine Felsenwände ein; ja, die von Norden kommende Wörnitz, welche einst jenen See bildete, hat sich jetzt einen engen felsigen Ausweg zur Donau gegraben. Dadurch ist die Lage von Donauwörth und die Richtung der von Sachsen und Nürnberg kommenden Handelsstraße bestimmt." In diesem Punkte bin ich also durchaus sowohl mit Köstler, wie auch mit Grndr. einverstanden, habe übrigens auch in meinem ersten Aufsatze — trotz Regensburg als erstem Zielpunkt — angenommen, daß Otto auf dem Marsche, vielleicht schon am Fichtelgebirge, gegen Augsburg hin abbog und in der Gegend von Donauwörth sein Lager aufschlug. Schwerlich im Ries selbst, das durch seinen engen Ausgang nach Süden sich wohl zur Verteidigung, aber nicht zum Angriff eignete. Vielmehr nehme ich noch an, daß Otto sich beeilte, über die Donau zu gehen, und zwar so schnell wie möglich, ehe die Ungarn ihm den Weg verlegten, um so nahe wie möglich bei der hart bedrängten Stadt, der ohne Zeitverlust Hilfe gebracht werden mußte, sein Lager aufzuschlagen.

Wo kam es nun nach Köstler zur Schlacht? Der Tradition gemäß südlich von Augsburg. Ja, dies ist ihm ein von vornherein feststehender Punkt, weil alle die sonst nicht so hochgeachteten „kritischen Autoren" darüber einig sind. (Ungarnschlacht S. 28.) Aber das ist nun gerade ein Hauptgrundsatz der „kritischen" modernen Geschichtsforschung, daß die Tradition für sie nur von sehr sekundärem Wert ist und sich erst den Quellen gegenüber zu rechtfertigen hat. Die Fragstellung wird dadurch eine vollständig verschiedene. Wer die Tradition als festen Punkt betrachtet, fragt, wie habe ich die Quellen zu interpretieren, um unter Voraussetzung dieses feststehenden Schlachtfeldes ihre Nachrichten verständlich zu machen? Der kritische Forscher fragt: Welches Schlachtfeld ergibt sich als das natürliche, wenn wir uns abgesehen von der Tradition aus den Quellen ein zusammenhängendes Bild entweren wollen? Da Köstler die erste Frage stellt, so hört bei ihm an dieser Stelle die Deduktion auf. Man höre nur die folgende Ausführung, wobei ich bemerke, daß das Ausgelassene nur Nebenumstände betrifft. „Im Ries oder bei Donauwörth trafen Verstärkungen aus Bayern und Franken ein. — — König Otto zog gegen Ulm und überschritt vielleicht bei Günzburg die Donau. — — Das deutsche Heer hatte sich wahrscheinlich, gedeckt durch die Höhen des rechten*) Schmutterufers, über den Wertachgrund genähert und südlich vor Augs-

*) Des rechten? In dem Art. (Nr. 135) heißt es: „Die breite Waldzone westlich der Schmutter deckte einerseits den Vormarsch und verbarg dem Gegner gleichzeitig die Schwäche des deutschen Heeres."!

burg auf dem Lechfelde gelagert." In der That eine höchst gemütliche Kriegführung! Die Ungarn gehen erst in ihr Lager, um auszuschlafen, und die Deutschen schlagen auch erst einmal vor allen Dingen auf dem Schlachtfelde ein Lager auf! Merkwürdig nur, daß der König, um Augsburg, das in höchsten Nöten schwebende, zu entsetzen, zuerst noch ruhig nach Günzburg zieht, dann aber auch noch nicht etwa direkt auf die Stadt losgeht, um sich mit der Besatzung zu vereinigen (obschon ja doch die Ungarn — nach Köstler — ihn nicht im geringsten daran hindern), sondern sich erst einmal ein hübsches Schlachtfeld möglichst fern von der Stadt aussucht und zwar edelmütigerweise ein solches Schlachtfeld, wo der Feind in seiner Eigenart mit seiner Reiterkunst so recht zur vollen Geltung kommen konnte! Köstler ist dies denn doch auch selbst natürlich auffällig. Er fragt in seinem Artikel (Nr. 135): „Warum ging nun Otto nicht wenigstens bei Donauwörth direkt auf Augsburg, sondern machte den Umweg über Günzburg?" Antwort: „Er erreichte dadurch zweierlei: Zeitgewinn zur allmählichen Verstärkung und einen ungefährdeten Donauübergang." Wieder höchst wunderbar! Auf Zeitgewinn kommt es Otto an, wo jede Stunde unnötigen Umweges der verhängnisvollste Zeitverlust sein konnte! Denn die Vereinigung, die Köstler vorschützt, war auf einen bestimmten Tag festgesetzt, wie wir sahen, also auch für einen bestimmten Ort. Und wer sollte denn Otto den Uebergang über die Donau bis dahin verlegen? Die Ungarn waren noch bei Augsburg, und es kam nur darauf an, den direkten Uebergang so schnell wie möglich zu gewinnen, ehe sie ihn zu hindern vermochten. Aber diese Schlußfolgerungen haben alle nur eine Quelle, nämlich die von vornherein feststehende Ansicht, das Schlachtfeld habe unbedingt südlich von Augsburg und dazu der Lagerplatz östlich vom Lech am Gunzenle gelegen. Ohne Behinderung aber durch den Feind können auch die moosigen Gegenden des rechten Donauufers bei Donauwörth nicht als Hindernisse ernstlicher Art geltend gemacht werden; denn gerade der Uebergang über die Donau hier hatte die Stadt (Werde) ins Dasein gerufen. Daher bemerkt auch der „Ungenannte" gegen Köstler, es sei, unter der Voraussetzung, daß Otto bei Donauwörth stand, nicht einzusehen, „warum er, wenn er den Feind bei Augsburg wußte, gegen Ulm zog, um bei Günzburg über die Donau zu gehen. Wozu der Umweg? In dieser Frage gebe ich Wyneken recht."

Werfen wir nun aber auf die weiteren Unglaublichkeiten einen Blick, insbesondere auf die, daß Otto nun von Günzburg — obschon die Ungarn sogar auf das rechte Lechufer sich zurückziehen — nicht auf die Stadt direkt loszieht, um sich mit der Besatzung zu vereinigen. Es muß das doch um so mehr auffallen, als in der Nacht, die dem Schlachttage vorausging, Dietpald, der Bruder des Bischofs, mit einer Schar zum Könige stieß, offenbar doch ein Zeichen, daß sich ein Hindernis zwischen ihm und dem deutschen Heere befand, und was hätte dies anders sein sollen, als das Heer der Ungarn oder doch vorgeschobene Abteilungen derselben, zumal ausdrücklich berichtet wird, daß sie dem Könige entgegenzogen, sodaß man in der Stadt aus dem plötzlichen Aufheben der Belagerung und aus der Richtung ihres Marsches mit Sicherheit schließen konnte, daß und von woher Otto zum Entsatz nahe.

Lassen wir aber dies alles beiseite und nehmen wir an, daß Otto plötzlich tief südlich von Augsburg „lagerte". Wie gestaltet sich nun nach Köstler die Sache? „Am frühen Morgen des 10. August stand das Heer Ottos schlachtbereit." Wie denn? „Am wahrscheinlichsten ist anzunehmen, daß die Aufstellung in drei Haupttreffen und einer letzten Reserve statt hatte." Warum ist denn das am wahrscheinlichsten? Nicht wahrscheinlich, sondern gewiß ist zunächst, daß Köstler auf seinen Schlachtplan einen ganzen Haufen mehr hingemalt hat, als wovon die Quellen wissen, und wenn er Voggenreiters Schlachtordnung „ein phantastisches Gebilde" nennt, so hätte er doch immerhin aus dessen Skizze entnehmen können, daß es nur acht Haufen waren, während er dazu noch ganz wohlgemut einen neuen Haufen „Sachsen" vollständig erfunden hat. Und doch erklärt Widukind ausdrücklich, weshalb Otto „nur wenige" von den Sachsen, die offen-

Digitized by Google

bar in der aus allen Truppenteilen auserlesenen königlichen Schar sich befanden, mit sich nehmen konnte! Welches Vertrauen kann aber solche Handhabung der Quellen erwecken?

Für die Hauptfrage indes ist dies ziemlich gleichgültig. Nicht so gleichgültig aber ist eine andere Phantasie betreffs der Aufstellung des Heeres in drei Truppen und einer Reserve, wovon in den Quellen auch nicht ein Wort steht. Warum in aller Welt soll denn das da „am wahrscheinlichsten" sein? Widukind, der allein davon spricht, berichtet ganz klar, daß die acht Heerhaufen hinter einander her marschiert seien, und zwar auf dem Marsche durch das waldige Hügelland. Das liegt nicht nur in der Aufzählung, sondern noch besonders in der Bemerkung, man habe geglaubt, „der Heerhaufen, welcher am meisten nach hinten sei, sei auch der sicherste" (quasi ipsa esset tutissima, quae esset novissima). Ueber die Schlachtordnung dagegen bei Beginn des eigentlichen Kampfes haben wir keine direkte Angabe.

Nun muß aber betreffs des Angriffes der Ungarn mit einem Zugeständnis begonnen werden. Nach der Darstellung des Widukind ist, wie wir sahen, die Annahme nicht ausgeschlossen, daß alle Ungarn über den Lech gegangen seien, und daß alsdann ein Teil eine Umgehung versucht habe. Aber wenn sich nun als undenkbar herausgestellt hat, daß die Ungarn auf dem rechten Lechufer ihr Lager hatten, und ebenso, daß sie bei Aufhebung der Belagerung nach Südosten abzogen, statt, wie die Vita Oud. verlangt, dem Könige nach Norden oder Westen oder allenfalls Südwesten entgegen zu ziehen: — was hilft da diese Möglichkeit? Aber auch die Umgehung ist gerade bei dem Flußübergange im Angesicht des Feindes und bei der Beschaffenheit des Terrains südlich von der Stadt so undenkbar, daß Köstler selbst erklärt: „Hier drängt sich der Gedanke auf, daß die Flankendeckungen des deutschen Heeres sehr mangelhaft gewesen sein müssen, denn es scheint unerklärlich (!!) wie ein förmlicher Ueberfall auf solch offenem Terrain stattfinden konnte." Wenn er dann fortfährt: „Es mag wohl in der Schwerfälligkeit der Deutschen seinen Grund gehabt haben," so beweist das „wohl", wie wenig ihn selbst dieser Grund befriedigt, um den offenbar völlig unvermuteten Ueberfall zu erklären.

Es ließe sich überhaupt ganz gut eine Kritik Köstler contra Köstler schreiben. Man höre nun weiter den Schlachtbericht, wie er ihn im Artikel gegen mich (Nr. 135) kurz zusammenfaßt: „In einem Punkte bin ich mit Wyneken einverstanden, daß nämlich die Magyaren von dem unglücklichen Ausgang der Umgehung keine Kenntnis hatten (also trotz des „offenen Terrains"?). Ich glaube am richtigsten obige Stelle interpretieren zu sollen: die Ungarn seien direkt hinter ihrem Vortrab auch mit dem Hauptheer über den Lech gegangen, und mit letzterem, während (also von dem Vortrab) die größere Umgehung ausgeführt wurde, zum Angriff in Schlachtordnung aufmarschiert. Unzweifelhaft dürfte eine geraume Zeit verlaufen sein, bis die hunderttausend Mann den Lech — doch wohl nur an einigen günstigen Stellen — passiert hatten und zum Vormarsch bereit standen." Dazu die Kritik, Köstler, „Ungarnschlacht" S. 33: „Daß die Ungarn den Lech überhaupt überschritten, nachdem die Deutschen zum Angriffe angesetzt hatten, war ein taktischer Fehler, der sich später bitter rächte. Sie hätten besser gethan, den Gegner jenseits des Ufers zu erwarten und dann anzugreifen. Dieser Fehler hatte aber nicht seinen Ursprung in der Unkenntnis der taktischen Grundregeln, sondern war der Ausdruck der Mißachtung und Unterschätzung des Gegners." Kritik dieser Kritik, Köstler, Ungarnschlacht S. 28: „Den kriegerischen Ungarn — dürfen wir aber unmöglich eine Außerachtlassung der einfachsten taktischen Grundregeln zuschreiben." Kritik zur 3. Potenz, Köstler, Art. Nr. 135: „Es scheint mir ein solches Gebahren für ein kriegserfahrenes Heer (NB. wie die Ungarn!), gelinde gesagt, unbegreiflich. Nur strafbare Unterschätzung des Gegners (!) könnte das Motiv einer gegen alle Regeln des Krieges verstoßenden Handlungsweise sein."

Doch möge es genug sein des grausamen Spiels, zu dem uns überhaupt nur die anspruchsvolle Art veranlaßt, mit welcher Köstler seinen Standpunkt gegen die „Ge-

lehrten und Forscher" vertritt. Nur das eine möge noch erwähnt werden, weil es allem die Krone aufsetzt. Nach Köstler steht das deutsche Heer mit der Front nach Südosten „in der Höhe von Königsbrunn" gegen das Lager am Gunzenle gerichtet. Aber wo lag denn der Gunzenle? Nach Steichele, dem er sich ausdrücklich anschließt (S. 27), da wo die Grundstücke von Kissing und Mering zusammenstoßen. Dann aber mußte ein dahin gerichtetes in der Höhe von Königsbrunn stehendes Heer mit der Front nach Nordosten sich wenden! Aber das beiseite! Wenn es nun doch trotzdem auf irgend eine unbegreifliche Weise mit der Front nach Südosten stand, so läßt sich ja vorstellen, daß nun der Ueberfall auf dem linken, Augsburg zugewendeten Flügel der Deutschen geschah. Aber wie nun von dort auch der Hauptangriff der Ungarn (S. 34) geschehen soll, also nordöstlich von Augsburg her, das ist doch an sich schon unbegreiflich und ist offenbar nur geschehen, um nun doch die flüchtigen Ungarn noch an Augsburg vorbei kommen zu lassen! Heißt das nun Quellen interpretieren? Und dabei sollen doch die Ungarn von dem unglücklichen Ausgange der Umgehung keine Kenntnis gehabt haben, während das Hauptheer nach ihm dem Vortrab nachfolgte. Und nun sagt Widukind ausdrücklich, die Hauptentscheidung habe noch, nach Vereitelung der Umgehung, in der Front gelegen. Also doch in der ursprünglichen Front, wie das auch einzig verständlich ist! Es ist in der That ein Gewirr von Widersprüchen, das nur ein handgreifliches Resultat zurückläßt: So, wie Köstler meint, kann die Schlacht jedenfalls nicht vor sich gegangen sein.

---

6. Die Auffassung von „Grndr." und vom „Ungenannten".

Es ist möglich, diese beiden übrigens sachgemäß und verständig vorgehenden Gegner zusammen zu betrachten, da sie in den Hauptpunkten sich wenigstens berühren, freilich auch oft gegenseitig kritisieren. Wenn, wie mir gegenüber vermutet wurde, hinter Grndr. sich auch ein Militär verbirgt, so wäre das von doppeltem Interesse.

Die erste Frage ist: Wo hatten die Ungarn ihr Lager? Grndr. beantwortet die Frage nicht bestimmt, scheint aber hier sich nach der ganzen Darstellung mit dem Ungenannten in Uebereinstimmung zu finden, welcher dasselbe auf das sogenannte Lechfeld verlegt, besonders auch weil Gerhard, der Augenzeuge, die ganze Menge der Ungarn den Lech überschreiten läßt, ohne eine Rücküberschreitung zu melden.

Die zweite Frage ist: Was war der Zielpunkt für den Marsch des Königs? Grndr. sagt: Das Ries, und erklärt dadurch auch den Ausdruck „auf der Grenzmark der Stadt Augsburg" (in confiniis; Wid.), da sich die Grenzen des Bistums über das Ries hinaus erstreckten. Dann aber soll doch der König für den Anmarsch „das bewaldete Gelände jenseits der Schmutter und der Wertach" gewählt haben, um von Süden oder Südwest auf Augsburg zu marschieren. Denn anders vermag auch er nicht einzusehen, wie die bestimmte Angabe Gerhards zu verstehen sein soll, nach welcher die Ungarn dem König entgegen zogen, während doch die Schlacht am Lech stattgefunden hat, und nicht jenseits der Wertach, womit ja auch das alte Lechfeld aufgegeben wäre. Allein wenn der König im Ries resp. bei Donauwörth an die Donau kam, warum zog er denn da an Augsburg vorüber?! und wie kam er an den Ungarn vorbei (!) auf den südlichsten Teil des Lechfeldes, um sich nun wieder nach Norden zu wenden? Nein, dann mußte er schon, mit Köstler, den König den Umweg über Günzburg nehmen lassen. Und dann fragt der Ungenannte wieder: Wozu der Umweg?

Letzterer faßt überhaupt die Sache anders und m. g. E. am scharfsinnigsten auf. Er sagt sich, die Ungarn waren zwischen Lech und Schwarzwald, als Otto die Nachricht erhielt; um Augsburg zogen sie sich erst viel später zusammen, erst ein paar Tage vor Ottos Ankunft. Anfangs Juli erhielt Otto Nachricht; am 10. August erst war

die Schlacht, und lange können sie vorher nach den Berichten vor Augsburg nicht gelegen haben. Also, urteilt er, mußte Otto seinen Weg auf die Mitte von Schwaben, d. h. auf Ulm zu nehmen. Das läßt sich ja hören. Nur ist eins dabei übersehen. Der alte Weg von Sachsen nach Ulm ging über das Ries und Donauwörth; die Lage Ulms ist bestimmt durch den Weg über Göppingen ins Neckarthal und an den Rhein,*) und der direkte Weg von Ulm nach Norden ist so schwierig daß die Eisenbahn nach Heidenheim erst ganz neueren Datums ist. Und so müssen wir nun allerdings ihn selber fragen: Wozu der Umweg?

Aber auch wenn Otto wirklich auf Ulm marschiert und über Günzburg nach Osten abgebogen wäre, bliebe doch ganz unbegreiflich, weshalb er nicht auf dem kürzesten Wege sich direkt auf Augsburg zu gewandt hätte, statt gegen das Lager der Feinde, und wie die Feinde dazu kommen sollen, ihm nach Südwesten entgegen zu ziehen, statt nach Westen, und nach Westen entgegenzuziehen in das für Reiter völlig ungeeignete waldige Hügelland!

Das alles sind doch auch unlösbare Widersprüche. Aber nehmen wir einmal an, Otto sei von Südwesten gekommen, auch dann ist ein Einklang der Quellen mit einander nicht herzustellen, insbesondere betreffs des von Widukind berichteten Lechübergangs, den Grndr., wie ich, als einen zweifachen denkt, und die Umgehung als nach Süden gerichtete — bei Augsburg hinüber und bei Lichtenberg wieder auf das linke Ufer zurück, während der Ungenannte allenfalls geneigt scheint, die Angabe Widukinds darüber preiszugeben.

Hier muß man sich nun freilich entscheiden! Nehmen wir also zunächst an, wozu der Ungenannte zu neigen scheint, Otto sei bei Schwabeck in die Ebene gekommen, so ist nicht nur die Umgehung mittelst eines (doppelten) Lechüberganges preiszugeben, sondern der Lechübergang überhaupt und die ganze Schlacht am Lech, wie doch gerade die ältesten Quellen sie nennen, wenn sie auch eine Schlacht auf dem Lechfeld noch allenfalls bliebe, obschon doch mehr eine an der Wertach, die nirgends angedeutet wird. Daß aber Widukind sich in dieser Angabe betreffs des Flusses irre, ist mir wenigstens, gerade weil nur Augsburg und der Lech ihm im Gedächtnis geblieben sind, ganz undenkbar, zumal die anderen gleichzeitigen Quellen in diesem Punkte mit ihm übereinstimmen.

Grndr., der den Bericht Widukinds festhält, sieht sich daher genötigt, den König „von Süden oder Südwest" herankommen zu lassen, d. h., wie er ausdrücklich angibt, „die Front des deutschen Heeres gegen Nord oder Nordost gedacht". Und das muß er allerdings annehmen, wenn der (doppelte) Lechübergang der Ungarn zum Zwecke der Umgehung einen Sinn haben soll. Aber was sollte nun wohl den König Otto, auch wenn er, statt auf die befreundete Stadt, auf das feindliche Lager zu marschierte, irgendwie veranlassen, statt von Westen von Süden her gegen die Ungarn zu rücken? Vielleicht die heroische Absicht, sich jede Rückzugslinie nach dem Reiche zu ausdrücklich abzuschneiden und zu siegen oder zu sterben? Sonst wüßte ich keinen Grund dafür, wohl aber muß ich bei einem so vorsichtigen und besonnenen Führer, wie Otto, dies als unbedingt entscheidenden Grund gegen diese Auffassung geltend machen.

7. Meine Auffassung.

Für mich also ist die Frage: Wohin ist nach den Quellenberichten, zunächst ganz abgesehen von der Tradition, das Schlachtfeld zu verlegen?

Ausgangspunkte sind für mich einmal das Lager der Ungarn auf dem sog. Lech-

*) Vgl. auch Planta, das alte Rhätien (Berlin 1872) S. 94, der auch die Straße von Augsburg nach Donauwörth als alte Römerstraße nachweist. Vgl. auch Guthe a. a. O.

felde, südlich von Augsburg; sodann andererseits das Ries als Sammelplatz des deutschen Heeres. Doch nehme ich an, daß Otto sich beeilt hat, den Donauübergang schleunigst zu gewinnen, ehe die Ungarn ihn ihm unmöglich machten, also direkt bei Donauwörth, denn nun wußte er ja sicher, daß es sich und wie sehr es sich um Augsburg handle. So schlug er vielleicht in der Gegend von Mertingen sein Lager auf.

Daß Berthold der Schyre von Günzburg resp. von der Reisersburg aus die Nachricht bringt, beweist nichts dafür, daß Otto dort über die Donau gegangen sei; denn jener war als früherer Teilnehmer an der Ludolfschen Verschwörung, zu deren Unterstützung ja die Magyaren herbeigerufen waren, von vornherein ihr Verbündeter und ließ also durch seine Knappen gewiß überall nach Otto ausschauen, da er ja sicher war, daß er kommen mußte, und brachte natürlich, als er erkundet hatte, daß er da sei, spornstreichs seinen wilden Freunden die Nachricht, während welcher Zeit eben Otto wohl den Donauübergang bewerkstelligte.

So war es natürlich, daß die Ungarn einen Ueberfall durch Umgehung auf dem rechten Lechufer und mit dem Rückübergange bei Rain ins Werk setzten. Die Entfernung ist ja für Reiter, wie die Ungarn es waren, unbedeutend, und die Beschaffenheit des Lech ist dort derart, daß noch vor 30 bis 40 Jahren die auf dem rechten Ufer Wohnenden oft ihr Vieh durch den Fluß auf das linke Ufer trieben, während seit Anlegung des Ablasses und der Regulierung der Lech sich allerdings etwas verändert, insbesondere teilweise und gerade bei Augsburg höhere Ufer gewonnen hat. Wenn sich vom Lager bei Mertingen aus die fouragierenden Trupps, von denen Widukind berichtet, getroffen hatten, so war ja damit so ziemlich ein fester Zielpunkt gegeben. Daß aber Widukind bei seinem Mangel an klarer Anschauung nur den Lechübergang, aber nicht als zweimaligen, im Gedächtnis behielt, anzunehmen, ist ja um so unbedenklicher, als die betreffende Stelle, wie wir sahen, auf jeden Fall in der Darstellung irgendwie falsch sein muß.

Natürlich nahmen nun die Ungarn an, daß ein solches Heer auch auf der großen Heerstraße heranziehen werde. So rückten sie denn nach Norden an Augsburg vorbei über die leicht passierbare Wertach — wie es scheint, mit dem ganzen Troß, weil nämlich Gerhard nichts von der Erstürmung des Lagers sagt, was er doch gewiß nicht unterlassen hätte, wenn sie vor seinen Augen, sozusagen, erfolgt wäre, und um so weniger, als eine Menge gefangener Christen nach Widukind dabei befreit wurden. Auch muß man annehmen, daß die Ungarn schon am Abend des 9. August nach dem Norden von Augsburg und aus dem Gesichtskreis der Stadt fortgezogen sind, weil Dietpald mit seiner Schar die Nacht zu Hilfe nahm, um sich mit Otto zu vereinigen, dieselbe Nacht, in der wohl die umgehenden Ungarn sich schon auf den Weg machten, um ihren Ueberfall auszuführen.

Man kann fragen, ob es nicht selbst den siegessicheren Ungarn gefährlich erschien, die Stadt mit ihrer tapferen Besatzung im Rücken zu lassen? Aber man muß bedenken, daß dieselbe der Hauptsache nach sicher aus Fußvolk bestand, das wohl an einen Ausfall denken konnte, wenn zur Belagerung die Ungarn, natürlich auch zu Fuß, herankamen, obschon es auch da dumm gewesen wäre, da Reiter genug sicher im Hintergrunde lauerten. Aber dem Ungarnheere zu folgen, daran konnten sie deshalb nicht denken und dachten sie in der That nicht; und die Schar, die mit Dietpald die Stadt verließ, repräsentierte sicher die ganze in ihr vorhandene Reiterei. Den Ungarn aber mußte es vor allem darauf ankommen, die unmittelbare Verbindung Ottos mit der Stadt zu verhindern. Deshalb mußten sie ihm entgegen ziehen.

Nun wäre allerdings die Sache doch noch unwahrscheinlich, wenn das Terrain nördlich von Augsburg überhaupt für Reiterei völlig ungeeignet wäre. Aber das ist durchaus nicht der Fall. Es dehnt sich ein Lechfeld, wie wir schon hörten, auch hier aus, zwischen Lech und Schmutterbach, eine Meile etwa breit, während jenseits der Schmutter waldige Hügelketten sich ausdehnen. Wenn der letztere Bach vielfach ver-

sumpfte Ufer hat, so schreckte das Ungarn, welche die Theißgegenden zu ihrer Heimat erkoren hatten, gewiß am wenigsten. Gegenüber Köstler, der dies geltend macht, erklärt denn auch Grndr.: „Es gibt in der Nähe von Augsburg überhaupt nur zwei Flächen, auf welchen sich größere Reitermassen mit Erfolg bewegen können, die eine nordwestlich der Stadt, das sog. Breitfeld, welche sich zwischen Lech und Schmutter bis Gablingen (und weiter) hinabzieht, die andere das allbekannte Lechfeld.“ Auf ersterem also erwarteten die Ungarn das deutsche Heer. Ja, sie erwarteten es — weil sie für den Ueberfall Zeit gewähren mußten. Wahrscheinlich hofften sie, die dadurch entstehende Verwirrung wahrzunehmen, um dann ihrerseits vorzugehen und die Deutschen zu vernichten.

Nun aber täuschten sie sich ebenso in Otto, wie Otto in ihnen, wenn er seine Nachhut für den sichersten Ort hielt; denn er wählte absichtlich nicht die Heerstraße, sondern einen Weg durch rauhe und unwegsame Orte, um in dem waldigen Hügelterrain sich gegen die Pfeile der Ungarn zu schützen. Nicht ganz unwahrscheinlich würde mir erscheinen, daß der König, da ein solches Heer mit Troß doch irgend welches gebahnten Weges bedarf, vielleicht den Nebenweg von Mertingen über Lauterbach, Buttenwiesen nach Gottmannshofen (gegenüber Wertingen) eingeschlagen habe, um von da auf der alten Römerstraße nach Dillingen — vgl. Planta, das alte Rhätien S. 94 — über Bliensbach und Prettelshofen bei Biberbach in das sog. Breitfeld einzumünden. Ist dagegen, wie Herr Benefiziat Kränzler mir versichert, der Weg hinter den Höhen von Druisheim, Holzen, Donnersberg, Langenreichen nicht schlechter, um so besser! Aber die 9 Kilometer Umweg bei dem ersteren Wege würden mich nicht stören. Beim ersten Morgendämmern rückten die Deutschen aus (Widukind), und abends zog Otto nach der Schlacht in die Stadt ein (Vita Oud.). Also Zeit genug in jedem Falle, ob es 24 Kilometer oder 15 Kilometer waren. So trafen ihn die umgehenden Ungarn nicht mehr bei Mertingen, jagten ihm aber nach, überfielen und schlugen die Böhmen, plünderten den Troß und schlugen auch die ihnen vorangehenden zwei Züge Schwaben. Denn daß das Heer auf solchem Wege in Kolonnen marschierte, ist doch selbstverständlich. Vielleicht aber machte gerade der Winkel des Weges bei Gottmannshofen es leichter möglich, Konrad mit dem vierten Haufen an dem fünften (Königlichen) vorbei gegen die Bedränger im Rücken zu senden und hier durch einen Sieg die Ordnung wieder herzustellen. Daß der König sich und seinen Haufen für die Hauptschlacht reservierte, war ja selbstverständlich, wie dies auch Grndr. anerkennt.

So gelangte man denn bei Biberbach an die Ebene, hatte aber wohl Zeit, in dem für die Reiterscharen der Feinde wenig einladenden Terrain des von der Schmutter gedeckten Hügelabfalls sich in Schlachtordnung zu stellen, Linie zu formieren, oder mehrere Treffen zu bilden: — das wissen wir nicht. Alsdann begann die Schlacht, und zwar naturgemäß mit einem Angriff von Seiten der Deutschen, und ebenso selbstverständlich zog sich dieselbe, bei dem siegreichen Vordringen der Deutschen, gegen Augsburg hinauf. Nun aber sieht man vom Pfannenstiel, der Anhöhe nördlich unmittelbar vor der Stadt, mit guten Augen Menschen sich bis Gersthofen bewegen; so konnte man denn auch von da oder von den turmähnlich aufgebauten, den Pfannenstiel überschauenden Kriegshäusern und Bollwerken aus die in Massen heraneilenden fliehenden Reiter erblicken, ebenso wie diese aus der vor ihren Blicken auftauchenden feindlichen Stadt entnahmen, daß es für sie Zeit sei, das andere Ufer des Lech zu gewinnen, demzufolge sie also — vor der Mündung der Wertach — seitlich abbogen und „an Augsburg vorbei“ durch den Lech setzten. Ich bemerke in Rücksicht darauf, daß nach Kränzlers Ausführungen über das Frauenthor in Nr. 58, 62 und 69 der „Augsburger Postzeitung“ vom März v. J. der Pfannenstiel nicht zur mittelalterlichen Stadt gehört hat, daß die „Kriegshäuser und Bollwerke“ jedenfalls die weiteste Aussicht gewährt haben müssen, weil ausdrücklich berichtet wird, daß man von da die Kommenden gesehen.

Wollte man die Uebergangsstelle nach hohen Ufern bestimmen, so würde das ganz vergeblich sein, da der Lauf des Lech sich zu sehr verändert hat, auch die jetzigen

höheren Ufer eine Folge der Regulierung sind. Aber die Strömung ist ja reißend, und wo sie sich tief an der gegenüber liegenden Seite eingewühlt hatte, da hatte ein Reiter freilich Mühe genug, auch ohne daß ein steiler Rand sich ihm darbot, das feste Ufer zu gewinnen, zumal dasselbe dort abzubrechen pflegt.

So glaube ich denn in der That, den vollgültigen Beweis für meine Auffassung geführt zu haben, und zwar nicht nur auf dem indirekten Wege, daß alle anderen Möglichkeiten unmöglich erscheinen, sondern auch direkt durch den Nachweis, wie bei meiner Auffassung sich alle Angaben der Quellen ohne Ausnahme mit einander und mit den natürlichen Folgerungen der Logik, wie mit den realen Terrainverhältnissen zwanglos zu einem einheitlichen Gesamtbilde zusammenfügen. Der einzige Punkt, wo ich einer Quelle Zwang angethan zu haben scheinen könnte, hinsichtlich des Lechüberganges der Ungarn als eines doppelten, betrifft, und das ist wohl zu beachten, die Interpretation einer Stelle, die, wie nachgewiesen wurde, auf jeden Fall, man mag sie erklären, wie man will, nachweislich eine falsche Darstellung der Thatsachen gibt, dazu in einer Weise, welche die von mir gebotene Ergänzung wohl motiviert erscheinen läßt, wie ich denn auch weder der erste noch der einzige bin, der sie bietet, sondern hierin Giesebrecht, Dümmler, Riezler zu Vorgängern habe, Namen, die ja wohl Autorität genug besitzen, um den Vorwurf der Willkür fern zu halten.

8. Die Tradition.

Immerhin, könnte man sagen, bleibt noch eins zur Gewährung der vollen Befriedigung übrig, nämlich die Antwort auf die Frage: Wie entstand denn die Tradition? Hierauf könnte ich freilich antworten: Ja, wie entstand denn die unsinnige mittelalterliche Ueberlieferung, daß die Franken von den Trojanern abstammen sollten? Nun, wir haben s. Z. unter unseres verehrten Lehrers Waitz Leitung in seiner Societät auch darauf eine Antwort gefunden, die freilich den Sprung von Xanten am Rhein zum Xanthosflusse bei Troja erforderlich machte. Ein solcher Salto mortale ist hier offenbar nicht nötig.

Sehr natürlich bildete sich hier vielmehr die herkömmliche Ueberlieferung. Die nächste Veranlassung dazu bot die Vieldeutigkeit des Ausdrucks „Lechfeld", seit dieser in den späteren Berichten auftauchte. Dazu kam als entscheidender Grund aber, daß in der That auf dem sog. Lechfeld das Lager der Ungarn sich befand, von wo aus sie die Stadt in Schrecken versetzt hatten, sodaß die Erinnerung daran den Bürgern Augsburgs — ähnlich wie Hannibal ante portas denen Roms — unvergeßlich blieb, während sie von der eigentlichen Schlacht nichts miterlebten, also auch nicht soviel zu erzählen hatten. Und doch mußte feststehen bleiben, daß diese das Ausschlaggebende gewesen war. Und so verwebt sich denn unmerklich eins in das andere, um so mehr, je mehr durch Entstehung eines Ortes „Lechfeld" der Name sich mehr und mehr auf den südlichen Teil fixierte, seit 1602 noch durch Erbauung des Klosters Lechfeld, und ganz in der neueren Zeit dann noch durch das Lager gleichen Namens.

Wer irgendwie eingehender sich mit Quellenforschung beschäftigt hat, weiß aber, daß die geschichtlichen Traditionen nicht alle so natürlich zu erklären sind, sondern oft auf den unsinnigsten Verknüpfungen beruhen, wo man also einfach sich bescheiden muß, zu sagen: Die Ueberlieferung ist jedenfalls falsch; woher sie aber gekommen, das weiß nur noch der liebe Gott. Kann man aber die Entstehung der Tradition auch noch erklärlich machen, so ist das ein besonders günstiger Fall, der zur Verstärkung der Glaubwürdigkeit der betreffenden Auffassung immerhin erheblich beiträgt, und da auch dies hier der Fall ist, so hoffe ich von jetzt eigentlich auf allgemeine Zustimmung zu der Annahme, daß die Ungarnschlacht von 955 nördlich von Augsburg geschlagen ist.

Es sei denn, daß man eine Stelle in der Biographie des heil. Ulrich, auf welche mich Herr Benefiziat Kränzler aufmerksam gemacht hat, für ausreichend halten sollte, um diese ganze Beweisführung zu erschüttern. Nach Gerhard*) nämlich ist schon vor 936 dem Bischof einst in einer Vision die heil. Afra erschienen und hat ihn auf das sog. Lechfeld hinausgeführt (in campum, quem Lechfeld vulgo dicunt). Da sei zunächst eine Synode mit dem heil. Petrus u. a. gehalten, dann aber habe ihm die Heilige die Stätten der Lager gezeigt, wo die verschiedenen Stämme lagern würden, wenn Berengar mit seinem Sohne (952) sich unterwerfe, und, fährt er fort, sie zeigte ihm auch den kommenden Uebergang der Ungarn an und die Stätten des Krieges und den, wennschon mühsam errungenen, doch aber den Christen verheißenen Sieg.

Zunächst ist hier unter dem Lechfeld aller Wahrscheinlichkeit nach nicht das jetzt sogenannte linke, sondern nach den Ausführungen Steichele's (Bistum Augsburg, Bd. II.) das rechte Lechufer zu verstehen, wo auf der angeblichen Marterstätte der heil. Afra jetzt ja auch die Afrakirche sich erhebt. Um so weniger kann mich diese Stelle in meiner Auffassung irgendwie irre machen. Denn auf dem rechten Ufer fand ja die Schlacht jedenfalls nicht statt, dagegen mußte die heil. Afra mit dem Bischof immer wandern, und zwar ziemlich gleich weit, sie mochte ihm nun die Stätten des Krieges (man beachte die Mehrheit) im Süden oder im Norden von Augsburg zeigen, es sei denn, daß sie ihm dieselben nur der Richtung nach bezeichnete. Beides bietet natürlich bei einer Vision keine Schwierigkeit. Daß dieselbe bei Gerhard sicher eine realistische Anschauung als Hintergrund gehabt hat, ist natürlich nicht zu bezweifeln, aber die Form der Vision gerade gestattet doch zu große Freiheit, als daß dadurch noch eine sonst allseitig begründete Auffassung ernstlich erschüttert zu werden vermöchte.

*) Cap. 3. Mon. Tom. VI. S. 389.

Aus Heinr. W. J. Thierschs Studentenleben.

In den trefflichen Mitteilungen aus dem Leben meines sel. Freundes H. W. J. Thiersch im Juliheft Seite 675 finden sich die Worte: „er nahm im Februar“ (sollte heißen: März) „1836 an der Stiftung der christlichen Studentenverbindung Uttenruthia teil und war an ihren frohen Festen ein fröhlicher Teilnehmer. Zwar trat er bald aus jener Verbindung wieder aus, weil er sich durch das ihm zu häufige und zu lange Kommersieren in seinem zarten Gewissen bedrückt fühlte, ist aber ein heiterer fröhlicher Student geblieben.“ Vor allem muß hier bemerkt werden, daß Thiersch seine Austrittserklärung später zurückgenommen hat und darum denn auch in sämtlichen seither gedruckten „Philisterverzeichnissen“ mit seinem Wissen und Willen als Uttenreuther Philister aufgeführt ist. Sodann aber erscheint der Ausdruck: „zu häufiges und zu langes Kommersieren“ unglücklich gewählt und geeignet, auf die Anfänge und das Wesen jener Verbindung ein falsches Licht zu werfen. Von dem, was man gemeinhin unter „Kommersieren“ versteht, war überhaupt keine Rede. Außer dem samstägigen Spaziergang nach Uttenreuth kamen wir an zwei Abenden der Woche zu geselligem Verkehr zusammen, wo dann insbesondere der vierstimmige Gesang und die Poesie Pflege fanden. Jeder Trinkkomment war ausgeschlossen; die Polizeistunde um 11 Uhr wurde streng beobachtet, und früher nach Hause zu gehen war keinem verwehrt. Auch an „Festen“ teilzunehmen, hat Thiersch zwischen dem 5. März und 15. Juli 1836 keine Gelegenheit gehabt, falls man nicht etwa eine Serenade mit Militärmusik, die wir Harleß bei seiner Ernennung zum Professor, 16. Juni, brachten und wozu Thiersch eine griechische, ich eine lateinische und Biarowsky eine deutsche Ode an den Gefeierten dichteten, als ein Fest bezeichnen will.

Die Gründe von Thierschs Austritt waren rein subjektiver Art. Das Gleichgewicht zwischen seinem, damals noch wesentlich pietistisch gefärbten Christentum und seinem sehr fröhlichen Gemüte, das ihn vor anderen bei geselligem Zusammensein zu einer dann und wann an Ausgelassenheit grenzenden Lustigkeit hinriß, hatte er noch nicht gefunden, und so war es für ihn gewiß das Richtige, wenn er den 15. Juli 1836 an die Verbindung schrieb:

„Meine geliebten Freunde und Brüder! Ein Entschluß, den ich lange erwogen habe, ist in mir zur Reife gekommen: ich bin willens, aus Eurem äußerlichen Vereine auszutreten.

„Ich gedenke heute, wovon ich gefallen bin. Längst fühle ich in mir eine Macht des Leichtsinns, welche sich mit dem Wandel eines Christen nicht verträgt, der in der Furcht und Liebe des Herrn auf die Stunde seiner Zukunft geführt werden soll. Mein

Herz aber iſt ſo wenig frei von der Luſt am vergänglichen Weſen dieſer Welt, daß ich an Vergnügungen und Zerſtreuungen, die anderen, kindlicheren und einfältigeren Seelen nicht gerade ſchädlich ſein mögen, nicht Theil nehmen kann, ohne jenen ſträflichen Leichtſinn zu verſtärken, wie Ihr denn wohl ſelbſt an mir wahrgenommen habt.

„Dies, geliebte Freunde, bewegt mich, auch abgeſehen von der Wichtigkeit der Gnadenzeit, welche uns jetzt zur Vorbereitung auf unſeren heiligen Beruf geſchenkt iſt, zu jenem Schritt. Möchte doch dadurch meine Freundſchaft mit jedem unter Euch nicht leiden! In meinem Herzen wird nie, geliebte Brüder! eine Spannung gegen einen von Euch ſein. Ich hoffe vielmehr durch vertraulichen Umgang und herzliche Fürbitte immer mehr mit Euch allen verbunden zu werden. Euer Heinrich Thierſch.“

Ich habe dem nur hinzuzufügen, daß Thierſchs „äußerlicher“ Austritt uns allen innig leid that, daß aber ſein Wunſch, die perſönliche Freundſchaft möge nicht leiden, in vollem Maß in Erfüllung ging. Der Brief aber, ob auch von inneren Kämpfen eines noch nicht ausgereiften Chriſten zeugend, gereicht dem, der ihn ſchrieb (und vielleicht auch dem Kreiſe, an den ſolch ein Brief geſchrieben werden konnte) ſo wenig zur Unehre, und dient ſo ſehr zur Vervollſtändigung des Bildes ſeiner Perſönlichkeit, daß die Leſer der Monatsſchrift für die Veröffentlichung desſelben mir gewiß Dank wiſſen werden.

Erlangen, den 7. Oktober 1886.

Dr. Aug. Ebrard.

Monatsschau.

Pragmatische Tabelle.

Oktober.

31. Eröffnung der großen Sobranje des vereinigten Bulgarien und Rumelien in Tirnowa.

November.

6. Thronrede des Kaisers Franz Joseph in Wien.
9. Rede Lord Salisburys zur orientalischen Frage bei dem Lord Mayors Bankett in London.
13. Erklärungen des Grafen Kalnocky zur orientalischen Frage.
25. Eröffnung des deutschen Reichstags.

Politik.

Der deutsche Reichstag ist am Donnerstag, den 25., mit einer Thronrede eröffnet worden, welche mit Spannung erwartet wurde, Ueberraschungen aber in keiner Weise gebracht hat. Zumal der Abschnitt über die äußeren Dinge ist völlig farblos. Im Inneren werden sozialpolitische Gesetzentwürfe, betreffend die Unfallversicherung der Seeleute und Erdarbeiter und bessere Organisation des Handwerks — da wird es auf die Einzelheiten der Bestimmungen ankommen — in Aussicht gestellt. Endlich eine neue Militärvorlage, bei welcher übrigens nur von Erhöhung der Mannschaften und Kosten, aber nicht von der Zeitdauer der Bewilligung die Rede ist. Von Beantragung neuer indirekter Steuern, deren Notwendigkeit die Regierung betont, soll so lange abgesehen werden, als doch keine Aussicht ist, dieselben vom Reichstag bewilligt zu bekommen.

Die neue Militär-Vorlage enthält eine bedeutende Erhöhung der Friedenspräsenzstärke. Da das Septennat erst im Jahre 1888 abläuft, ein unmittelbares Bedürfnis also, die Vorlage schon jetzt zu machen, nicht vorliegt, so wird von den Blättern der Linken der Verdacht verbreitet, als wolle die Regierung lediglich eine baldige Ablehnung

der bedeutenden Mehrforderung herbeiführen, um dann den Reichstag auflösen, unter der Parole der notwendigen Verteidigung des bedrohten Vaterlandes Neuwahlen vornehmen lassen und dann den neugewählten Reichstag ganz im allgemeinen um Bewilligung neuer Steuern angehen zu können. Ob solche Absichten vorliegen ist uns mindestens zweifelhaft. Dazu sind doch wohl auch in der Regierung die Hoffnungen auf das „Verdusten" des Zentrums noch nicht zuversichtlich genug. Andernfalls aber ist nicht abzusehen, wozu die Auflösung nützen könnte.

Was aber die angedeutete Möglichkeit eines Zerfalls der Zentrumspartei betrifft, so wird man gut thun, die Früchte des Kulturfriedens nicht zu pflücken, ehe sie reif sind. Mit den Verhandlungen in Rom scheint es nicht immer vorwärts, sondern auf und ab zu gehen. Große Schwierigkeiten sollten sich am Anfang des Monats Herrn von Schlözer ergeben haben, und die Sprache der offiziösen Blätter in Berlin begann gegen Papst und Bischöfe wieder einmal recht lebhaft zu werden. Neuerdings dagegen hat der Papst wieder an den Bischof Dr. Klein von Limburg bei dessen Konsekration eine Ansprache gehalten, welche demselben die Pflege guter Beziehungen zu den königlichen Behörden, wenn auch in der gewohnten selbstbewußten Sprache ans Herz legt, einer Sprache, die doch einigermaßen absticht von den guten und wahrhaft christlichen Lehren, mit denen er seine Worte einleitet.

Und zudem fragt man sich, welchen Wert denn überhaupt liebenswürdige und versöhnliche Worte des Papstes uns Evangelischen gegenüber haben können, wo doch die ganze Armee desselben in kriegsbereiter Waffenrüstung dasteht. Hätte der Feldherr noch wenigstens sein Heer in der Hand! Aber davon ist keine Rede mehr. So wenig vor Jahresfrist die verhetzten irischen Bischöfe sich halten ließen, so wenig denken jetzt die deutschen Katholiken, oder wenigstens ihre Führer an Gehorsam gegen Papst und Bischöfe; selbst die bedingungsweise Milde geht ihnen viel zu weit. Mit geradezu fanatischem Haß wird besonders Bischof Kopp von Fulda verfolgt, der sich über Herrn Windthorst und das Zentrum sehr wenig anerkennend ausgesprochen haben soll und dem man schuld gibt, daß mehrere Wahlen, welche in neuester Zeit stattgefunden und früher stets ein für die Katholiken günstiges Resultat ergeben haben, nunmehr zu gunsten der Konservativen ausgefallen sind. Der Gedanke, daß an solchen Mißerfolgen nicht besondere Umstände, sondern ganz im allgemeinen die Herstellung des Kulturfriedens schuld haben könnte, macht die Jesuitenpresse geradezu rasend, und sie stellt dem Bischof von Fulda in Aussicht, daß seine Friedensthätigkeit ein ebenso jähes Ende finden werde, wie vormals diejenige seines Amtsbruders in Paderborn. Alles trieft von Ergebenheit gegen die Bischöfe, so lange sie nach der Pfeife einer wild gewordenen Presse tanzen, aber man setzt ihnen den Stuhl vor die Thür, sobald sie aufrichtig den Frieden anstreben.

Bezeichnend ist beiläufig, daß die freisinnige Presse für die unversöhnlichen Katholiken und gegen die friedlichen Elemente des Zentrums Partei nimmt. Jesuiten und Juden gehen Hand in Hand, weil sie hoffen, am besten im Trüben fischen zu können, wenn das staatliche Ansehen im Volke geschädigt wird.

Uebrigens hat jetzt der Staat durch den Oberpräsidenten von Posen eine interessante Kraftprobe hinsichtlich der neuen Friedensgesetze über die Anzeigepflicht gemacht; er hat Einspruch erhoben gegen die ihm angezeigte Versetzung einiger polnischer Priester in polnische Distrikte. Es wird sich nun zeigen, ob Erzbischof Dinder die Ernennungen rückgängig macht, ob der Staat seinen Einspruch zurückzieht, oder wie sonst der Konflikt endet.

Die mittelparteilichen Pläne der Regierung sind auch diesen Monat wieder einmal gründlich zu Wasser geworden. Es hat in Berlin eine Landtagswahl stattgefunden, bei welcher die Freisinnigen gesiegt und die Konservativen eine anständige Minderheit von über 200 Stimmen davongetragen haben. Kaum zwei Dutzend Stimmen vereinigten sich dagegen auf den mittelparteilichen Kandidaten. Und noch schlimmer ist

es dieser Richtung in Marburg gegangen. Mit überwältigender Mehrheit siegte auch dort ihr Gegner und zwar ein zu den „Extremen“ gehöriger, christlich-konservativer Gegner. Nicht besser wird die Rolle sein, welche den Gemäßigten bei der bevorstehenden Berliner Reichstagswahl zu spielen vorbehalten ist. Auch hier wird sich zeigen, daß es in Berlin nur zwei große sich feindlich gegenüberstehende Heerlager gibt: die Sozial-Reformer einerseits und die Juden mit ihrem ganzen Anhange andererseits.

Neben diesem Sieg haben aber auch die Fortschrittler eine schwere Niederlage in Berlin erlitten. Der städtische Bezirk, welcher bisher durch den verstorbenen jüdischen Stadtverordneten Ludwig Löwe vertreten wurde, ist den Konservativen mit ziemlicher Majorität in die Hände gefallen. Es könnte schon sein, daß sich in der schwächeren Beteiligung die Verstimmung der Juden ausspricht, daß man nicht einen der Ihren, sondern, wie ihre Blätter ganz offen klagen, einen „christlichen“ Fortschrittler aufgestellt hat. Herr Eugen Richter hält nun zwar in seiner „Freisinnigen Zeitung“ den Juden eine sehr weise Rede, daß man immer den Tüchtigsten wähle, gleichviel welcher „Konfession“ er angehöre. Das wird aber bei den Juden, die aus allem nur das „Nein“ herauslesen, wenig Eindruck machen. Was sie wollen, ist die Wahl eines von „unsere Leut“. Die Politik kommt ihnen erst in zweiter Linie. Wenn auch nicht gerade wahrscheinlich, so ist es doch sehr wohl denkbar, daß der gezeichnete Gegensatz auch den Reichstagswahlkreis Löwes den Konservativen in die Hände spielen könnte.

* * *

Im **Orient** ist unzweifelhaft eine Klärung eingetreten, wenn auch die Frage nach Krieg und Frieden noch immer wie ein Alp auf Europa lastet. Man wußte lange Zeit nicht recht, wie eigentlich England zu den russischen Ansprüchen sich stelle, man wußte ebenso wenig, ob Oesterreich Ernst machen würde im Falle einer russischen Besetzung Bulgariens, ob es eine Schutzherrschaft Rußlands unter Wahrung des Scheines der Selbständigkeit zulassen würde, man war im Unklaren, ob und wie weit das deutsch-österreichische Bündnis einen Riß bekommen habe oder nicht, man wußte endlich nicht, ob England Konstantinopel preisgeben oder die russische Besetzung dieser Stadt zum Kriegsfall machen wolle. Das alles hat sich im Lauf des Monats geklärt. Es wird nun heute so viel geredet in der Welt, daß man selten geneigt ist, selbst Aufsehen erregenden Reden die Bedeutung von Thaten beizulegen. Die Thronrede des Kaisers Franz Joseph, die Auslassungen der Grafen Kalnocky und Andrassy und die Bankettrede des englischen Premierministers Lord Salisbury dürfen diesmal einen solchen Anspruch erheben.

Der russische Uebermut war angesichts der Langmut Europas derart gestiegen, daß bei noch längerem Gewährenlassen, auch nur für kurze Zeit, eine Besetzung Bulgariens unzweifelhaft stattgefunden hätte. Truppen und Kriegsschiffe lagen bereit und man wartete nur auf den Vorwand, den General Kaulbars durch sein wildes Auftreten herbeizuführen bestimmt war. Gerade zur rechten Zeit wurde der Strich durch die Rechnung gemacht. Einerseits bewies die bulgarische Regentschaft ein so hohes Maß von Klugheit und Vorsicht, daß sie es nirgends zu Ausschreitungen kommen ließ, welche Rußland den erwünschten Vorwand hätten bieten können. Und andererseits erklärte die Kaiserrede in Wien in möglichst milder, aber doch entschiedener Form, daß jedes Vorgehen Rußlands, welches einer Schutzherrschaft auch nur ähnlich sehen könnte, den Krieg mit Oesterreich bedeute. Und dieser ersten energischen Erklärung folgte dann bald die zweite des Grafen Kalnocky, welche noch entschiedener lautete, und endlich die englische Ministerrede, welche wenigstens andeutete, daß Oesterreich im Kriegsfall alle erdenkliche Unterstützung von seiten der Briten finden würde.

Es scheint aus alledem hervorzugehen, daß doch die jüngste Reise des Lord Ran-

dolph Churchill durchaus nicht ohne Erfolg gewesen ist, und daß, wenn England auch allezeit im Versprechen größer gewesen ist, als im Halten, das Ministerium doch wenigstens entschlossen ist, in der Theorie an die alten Ueberlieferungen energischer Torypolitik wieder anzuknüpfen. An Feindseligkeit gegen Rußland läßt die Rede des Lord Salisbury wenigstens nichts zu wünschen übrig.

Und Rußland hat die verschiedenen Winke, die ja auch gar nicht mißzuverstehen waren, sehr wohl verstanden; es hat unter einem gegenstandslosen Vorwand den General Kaulbars aus Sofia abberufen und die diplomatischen Beziehungen zu Bulgarien abgebrochen, was an und für sich wenig oder nichts bedeutet und nur ein erster Schritt sein kann, dem der zweite folgen muß. Wenn es dagegen jetzt wieder auf den Berliner Vertrag sich stellt und entgegen den Beschlüssen der Sobranje, die dem Prinzen Waldemar von Dänemark, der sofort bestens dankte, die Krone antrug, als Thronkandidaten den Fürsten von Mingrelien vorgeschlagen hat, einen willenlosen und verbrauchten Gardeoffizier, der lediglich russischer Statthalter sein und die Einkünfte des Fürstentums zur Bezahlung seiner Schulden verwenden würde, so muß sich nun zeigen, ob die Mächte sich durch diesen halben Rückzug befriedigt erklären oder einen ganzen verlangen werden; fast scheint es, als wolle Oesterreich zum Schein nachgeben, als habe es aber bereits die Regentschaft in Sofia bestimmt, nicht nachzugeben, um sich dann auf den Protest derselben, als auf ein unübersteigliches Hindernis zu berufen.

Gibt Rußland nach, so wird es nur mit Zähneknirschen geschehen und unter Vorbehalt, dennoch sobald als möglich mit den Waffen in der Hand abzurechnen. Die Sprache der panslavistischen Presse ist bereits jetzt eine ganz maßlose, die in gleicher Weise gegen England, Oesterreich und Deutschland schäumt, und es kann schon so kommen, daß der Zar bei seinem unberechenbaren Charakter, der hin und her schwankt zwischen autokratischen Zornausbrüchen und unentschlossener Zaghaftigkeit, eine wirkliche Entscheidung zu treffen, die kaum erlangte Gunst der Nihilisten und Panslavisten wieder einbüßt und, verhaßt wie er ist bei allen seinen Untergebenen, innere Wirren heraufbeschwört, die sich schließlich nur nach außen entladen können. Einstweilen hat er seinen Gefühlen dadurch Ausdruck gegeben, daß er den Georgsorden, dessen ältester Ritter der deutsche Kaiser ist, dem Kawassen des Konsulats in Philippopel als Schmerzensgeld für eine Tracht Prügel verliehen und die russischen Unterthanen nach Kaulbars' Abreise nicht, wie sonst, dem deutschen, sondern dem französischen Konsul unterstellt hat.

Da uns Deutsche nun vom Kriege nichts trennt, als der Entschluß eines unberechenbaren Menschen, der überdies geschoben werden kann, auch wo er zu schieben glaubt, so wird es immerhin zulässig sein, zu erwägen, was im Falle eines Sieges unser Vaterland durch solchen Krieg gewinnen könnte. Und da stehen zwei Ziele vor unseren Augen, welche, wenn sie erreicht würden, für den Weltfrieden weit bessere Gewähr bieten müßten, als es die künstliche Schöpfung des Berliner Vertrages vermocht hat, der von vornherein nur eine „Etappe" war: wir meinen die Wiederherstellung Polens und die Eroberung der Ostseeprovinzen.

Daß ein kleiner polnischer Neutralstaat, eingeklemmt zwischen drei Großmächten, im Kriegsfalle gegen Rußland immer auf deutscher Seite stehen würde, liegt auf der Hand. Er würde ein Bollwerk westlicher Kultur gegen Halbasien bilden, auch wenn er selbst vielleicht von dieser Kultur nur schwach beleckt ist.

Und ebenso notwendig ist die Annexion der deutschen und lutherischen Ostseeprovinzen. Vor fünf Jahren noch würde ein solcher Gedanke in jenen Provinzen auf entschiedenen Widerstand gestoßen sein; heute würde die Hand derselben sich freudig dem Befreier entgegenstrecken, der ihnen Erlösung bringt aus politischer Knechtschaft und kirchlicher Unterdrückung ohne Gleichen. In ihrem Unverstande haben es die Russen fertig gebracht, selbst Letten und Esthen, deren Zuneigung früher ihnen gehörte, in das deutsche Lager zu treiben; und es hat fast den Anschein, als bereite hier die Vorsehung

ein neues vor nach dem alten Spruche: Quem deus perdere vult, dementat. Der vielgehörte Einwand, daß die ohnehin schwierige militärische Verteidigung Deutschlands dann noch schwerer werden könnte, darf nicht ins Gewicht fallen; auf ein paar Millionen Mark muß es in solchem Fall nicht ankommen, um dort ein östliches Metz und Straßburg zu errichten. Auch vom rein politischen Standpunkt wird solche Ausgabe reichlich aufgewogen durch eine Bevölkerung, welche sich freuen wird, geordnete Zustände und das hohe Maß von Freiheit und Gesetzlichkeit, welches in Deutschland herrscht, gegen das verfaulte Russentum einzutauschen. Uebrigens stehen wir durchaus nicht auf dem nur politischen Standpunkt; wir glauben vielmehr, daß es sich hier um eine nationale Pflicht handelt, und daß es für ganz Deutschland eine begeisternde Kriegsparole sein würde, auszuziehen zur Befreiung der unterdrückten deutschen Brüder und Glaubensgenossen an den Ufern der Ostsee.

* * *

Das innere Leben in **Frankreich** geht seinen gewohnten Gang, ohne daß irgend etwas dabei vorkäme, das für Nichtfranzosen oder gar für die Entwickelung der Welt von besonderer Bedeutung wäre; es ist immer dasselbe Bild einer kleinen Anzahl von Plutokraten, die das einstmals so reiche und blühende Land in unerhörter Weise plündern und aussaugen. Das einzige, was diese Leute abhält, sich selbst und den Ihrigen immer neue Gelder aus dem Staatssäckel zu bewilligen, ist nur die Furcht vor der Entscheidung der Wählermassen, die doch schließlich einmal unter dem unerträglichen Hochdruck immer neuer Steuern zur Verzweiflung getrieben werden könnten. Die Steuern aber sind ziemlich auf einem Punkte angekommen, daß jede Erhöhung derselben nicht Mehreinnahme, sondern Mindereinnahme bringt. Und so ist denn auch die Herstellung eines anständigen Budgets das größte Rätsel für die Pariser Staatskunst. In unerschwingliche Ausgaben hat man sich hineingeritten. Erhöhung der Steuern zur Deckung der drohenden Defizits von 76 Millionen wagt man aber nicht und so bleibt natürlich nichts übrig, als Anleihe auf Anleihe zu türmen.

Dabei ist die Hand der Volksvertretung doch immer noch offen, wenn und sobald es sich um militärische Ausgaben handelt. Versichert hat nun zwar im verflossenen Monat der Kriegsminister Herr Boulanger, daß er nur den Krieg bereite, um den Frieden zu erhalten, und ebenso geflissentlich hat die französische Regierung erklärt, daß sie nur als die in Bulgarien mindestbeteiligte Macht den Schutz der russischen Unterthanen an Stelle Deutschlands übernommen habe; täuschen aber wird sie niemand darüber, daß jeder Kriegserklärung von Osten her ein Ueberfall aus Westen Schlag auf Schlag folgen würde. Die gegenwärtige Regierung ist viel zu schwach, um in solchem Falle ausbrechende Leidenschaften im Zaume zu halten. Selbst wenn sie sich denselben entgegenwerfen wollte, würde sie verweht werden, wie Spreu vor dem Winde.

Ein neues Opfer zu vielen anderen hat die Unternehmung in Tonkin gefordert. Paul Bert, der bekannte Freund Gambettas und Verfasser eines, in den französischen Schulen eingeführten religionslosen Katechismus, der von der gegenwärtigen Regierung zum Ministerresidenten für Ostasien ernannt worden war, ist ebendaselbst an der Cholera gestorben. Wenn aber seine Person nicht derart war, daß sein Tod für Frankreich oder für die Welt als ein Verlust bezeichnet werden könnte, so hat er doch aufs neue die Verderblichkeit des Klimas in jenen unseligen Landstrichen bewiesen. Und nicht besser als in Asien geht es den Franzosen in Afrika, speziell in Aegypten. Beati possidentes. England sitzt darin und erklärt, daß der Zeitpunkt der Räumung lediglich vom eigenen Ermessen abhänge.

* * *

In **Oesterreich** sind besonders interessant gewesen die Auseinandersetzungen, welche in den Delegationen zwischen den Grafen Kalnocky und Andrassy stattgefunden haben.

Ueber die Bedeutung derselben für den Orient haben wir an anderer Stelle geredet. Offenbar aber haben sie nicht nur dort, sondern auch auf die deutsch-österreichischen Beziehungen klärend und wie es scheint, bessernd eingewirkt. Eine Trübung dieser Beziehungen war seit lange vorhanden, und zwar schien sie daher zu rühren, daß Fürst Bismarck verstimmt war über den Grafen Kalnocky, der auch in den orientalischen Dingen, an denen doch Oesterreich viel näher beteiligt sei, als Deutschland, doch den Bundesgenossen immer den Vortritt lasse, zumal wo es sich darum handelte, durch Energie Rußland gegenüber den Weltfrieden aufrecht zu halten, der durch Schwäche nur zu leicht gefährdet werden konnte. Die Möglichkeit der Friedensvermittelung war aber der deutschen Regierung nur dann möglich, wenn Oesterreich vorging und Deutschland zunächst unbeteiligt im Hintergrunde blieb. Es scheint nun, daß Fürst Bismarck mit seiner Ansicht durchgedrungen ist, und daß Graf Kalnocki den durch den Mund Andrassys ihm gegebenen Rat, energischer aufzutreten, verstanden und beherzigt hat. Der Vorteil dieses Rates für beide Teile hat sich sofort gezeigt.

* * *

In **Schweden** zeigte sich die Arbeiterbevölkerung bis vor kurzem den sozialdemokratischen Lehren auffallend unzugänglich, und wiederholte Versuche, die Agitation von Dänemark nach Schweden zu übertragen, blieben jahrelang fruchtlos; in neuester Zeit jedoch mehren sich die Zeichen, daß der Sozialismus jetzt im Begriff ist, auch in Schweden seinen Einzug zu halten. Eine Arbeiterbewegung war hier auch schon seit Jahren vorhanden, aber dieselbe trug einen ausgeprägt rein wirtschaftlichen Charakter. Wir haben s. Z. darauf hingewiesen, daß diese an sich gesunde Bewegung durch selbstsüchtige Führer in falsche Bahnen geleitet worden. Die zuerst in Stockholm entstandenen, aber bald auch auf die Provinzen ausgedehnten „Arbeiterringe", auf welche die Führer große und kühne Hoffnungen gesetzt, brachen nach kurzem Bestande zusammen. Die so um eine große Hoffnung ärmer gewordene Arbeiterbevölkerung sah sich nun nach einem anderen Retter um, und es hat den Anschein, als wenn weite Kreise denselben meinen in der Sozialdemokratie gefunden zu haben. Während noch vor einigen Monaten der große Arbeiterkongreß in Oerebro sich auf eine höfliche Verbeugung gegen den Sozialismus beschränkte, haben jetzt mehrere Fachvereine in der Hauptstadt sich offen unter die Fahne des Sozialismus gestellt, und verschiedene Tumulte beweisen, daß es in der Bevölkerung gährt. Das neue Evangelium wird von Ort zu Ort getragen und findet viele gläubige Anhänger. Es hat auch bereits die erste Verhaftung eines Agitators stattgefunden.

Wie aus dem Schlafe erweckt nimmt die schwedische Presse sich jetzt auf einmal der Sache an und läßt ernste Warnungen an die Bevölkerung ergehen; ja, man spricht schon von der Notwendigkeit eines Sozialistengesetzes. Es wird sich bald zeigen, ob diejenigen recht haben, die behaupten, in Schweden böten weder Land noch Leute einen fruchtbaren Boden für die Sozialdemokratie, weil weder Großkapital noch bedeutende Industriezentren in entsprechendem Maße vorhanden seien.

* * *

Der **dänische** Reichstag, in welchem seit Jahren kein irgendwie wichtiges Gesetz zustande kommen konnte, hat endlich einmal wieder eine Regierungsvorlage einstimmig gutgeheißen. Die Demokratie wagte nämlich diesmal nicht, auf ihrem Standpunkt „diesem Ministerium keinen Pfennig" zu beharren, denn es handelte sich um die Kon-

vertierung der Staatsschuld. Wo es an den Geldbeutel geht, da hört auch bei den sonst bis über die Ohren politischen dänischen Bauern die Politik auf. Diese eine Schwalbe macht indes noch keinen Sommer. Der erbitterte Streit besteht in alter Schärfe fort. Das Landsting hat der Befestigung Kopenhagens auf der Westseite einhellig zugestimmt — die Demokratie hat dafür nur ein ebenso einmütiges „Nieder mit dem Militarismus!" Die Regierung verlangt 3 Millionen, um die zahlreichen Arbeitslosen mit Bauten beschäftigen zu können — die Linke ruft ihr höhnend zu: „110 Millionen habt ihr schon ohne unsere Bewilligung dem Staatssäckel entnommen; macht nur so weiter, und laßt uns sehen, wie viel ihr wagt!"; sie hat in herausfordernder Weise einstimmig zwei von sozialistischer Seite eingebrachte Gesetze über den Bau von Arbeiterwohnungen auf öffentliche Kosten und über direkte Staatsunterstützung an die Arbeitslosen angenommen, und es scheint allerdings, als sei Estrup, der vor Jahren schon auf dem Gebiet der Altersversorgung in die Wege des Staatssozialismus einzulenken Miene machte, nicht abgeneigt, in irgend welcher Weise darauf einzugehen. Wenn er es thut, wird ihm die gesamte Rechte folgen. Hat sich die konservative Partei in den letzten Jahren stark konsolidiert, so hat nunmehr andererseits auch die Linke sich durch eine, freilich nicht von Herzen gemeinte Fusion zwischen dem Radikalismus und der Bauernpartei vereinheitlicht als „die Linke des Folketings" (bestehend aus 72 Mitgliedern), deren intellektueller Führer jetzt der katholische Graf Holstein-Ledreborg ist. Die Sozialisten haben auch ein strenges Sonntagsgesetz eingebracht, das nicht minder als die beiden schon genannten Gesetze von ihrem agitatorischen Geschick zeugt. Charakteristisch für die Religionsfeindlichkeit des dänischen Sozialismus ist der Vorschlag, den Gründonnerstag und den Karfreitag aus der Reihe der anerkannten Festtage zu streichen, weil dieselben „für die Arbeiter doch nur eine Gêne seien". — Als die ärgsten Hetzer in dem ganzen politischen Bürgerkrieg Dänemarks entpuppen sich jetzt mehr und mehr die Vorsteher der grundtvigianischen Bauernhochschulen. Einer von diesen machte jüngst seinen Zuhörern plausibel, daß in der Volksschule schon die zwölfjährigen Knaben in den Elementen der Oppositionspolitik unterwiesen werden müßten. Ein anderer empfahl als bestes Mittel zum endlichen Sieg, daß an einem bestimmten Tag alle obrigkeitlichen Personen des Landes durch die Bevölkerung in Gewahrsam genommen und nicht wieder freigegeben würden, bis der König sein Ministerium entlassen. Die Regierung hat jetzt ein scharfes Auge auf diese ganze Sippe gerichtet und läßt schon manche dieser „Hochschulen" den Verlust der Staatsunterstützung fühlen. Der Steuerverweigerung ist die fanatisierte Bauernbevölkerung allmählich müde geworden; aber das „Boykottieren" der rechts gesinnten Geschäftsleute wird wieder mit unerbittlicher Konsequenz geübt.

Wirtschaftspolitik.

Die Stärke der sozialwirtschaftlichen Bewegung und die Wucht, mit der sie in die Verhältnisse eingreift, läßt sich am besten erkennen an den immer weiteren Kreisen, die ihr ratlos gegenüberstehen, indem sie einen Brocken ihres alten erbgesessenen Besitzes aus ihrem Bereiche entschwinden sehen. Und der Staat ist davon nicht der letzte. Denn auch für ihn wird die soziale Frage zur Geldfrage und damit zur Geldnot, wenn er erfahren muß, daß die Erträgnisse seines Besitzes, der Domänen, sinken und die Steigerung, in der man noch vor kurzem das Zeichen glänzenden wirtschaftlichen Aufschwunges gesehen hat, im Handumdrehen wieder in Abnahme sich verwandelt. Bis zu sechzig Prozent haben bei den jüngsten staatlichen Verpachtungen die Pachtgelder Abschläge erfahren — und im Angesicht dieses Vorganges mag allerdings die Besorgnis, daß die Liquidation des alten Besitzes vor der Thüre ist, erwachen.

Digitized by Google

Man wird kaum behaupten dürfen, daß dieser alte Besitz der Gefahr, in der er nun schwebt, schuldlos gegenübersteht, wenn seine Schuld auch eine unbewußte ist. Man hat viel zu sorglos die Wendung herankommen sehen und ist viel zu sehr selbst mit beflissen gewesen, der falschen Wertsteigerung, in der man für den eigenen Reichtum zu wirken meinte und sich nur für andere den Boden unter den Füßen hinwegziehen ließ, Vorschub zu leisten, und auch jetzt noch zeigt sich neben einem fast die Besinnung fortspülenden Pessimismus ein Optimismus, der sich nur allzu leichtfertig an den dünnsten Strohhalm anzuklammern beeilt. Wir selbst sind keineswegs absolut pessimistisch. Aber wir halten doch nur einen Optimismus, der in die noch vorhandene Kraft Vertrauen setzt und die Möglichkeit der Rückkehr auf eine gesunde Grundlage nicht verneint, für gerechtfertigt. Aus dem heutigen handelspolitischen Gange heraus und in der zuspitzenden Förderung desselben können wir nur für falsche und bemitleidenswerte Hoffnungen eine Quelle erkennen.

Während die Klagen der Landwirtschaft und die Furcht unserer Landwirte vor der Ueberflutung der Konkurrenz von allen Seiten anstürmen, meldet man aus den nördlichen Gebieten, daß man dort in den landwirtschaftlichen Kreisen eine Wendung im Wollgeschäft herannahen sehe, und man meldete bereits von Versammlungen, in denen dieser Wendung gegenüber Stellung genommen werden soll. Man erwartet, daß dem raschen Niedergang der Wollpreise eine ebenso entschiedene neue Steigerung folgen werde. Nichts könnte verderblicher sein, als daran neue Hoffnungen knüpfen. Es ist an sich schon einer der schwersten Fehler, den die Landwirtschaft begangen hat, daß sie die Nebenbetriebe dem Hauptbetriebe gegenüber hat überwuchern lassen. Diese Nebenbetriebe haben ihren hohen Wert zur Ergänzung der Wirtschaft, für Steigerung und Verbesserung des Ertrages. Aber dies ändert nichts an ihrem Charakter als Nebenbetriebe und sollte nie dazu verleiten, sie höher zu stellen als den Hauptbetrieb. Dies ist aber geschehen und hat wesentlich beigetragen, den Boden unserer Wirtschaftlichkeit versumpfen zu lassen. Also wäre es schon grundsätzlich falsch, auf einen Nebenbetrieb, an dem man noch dazu so große Enttäuschungen erfahren hat, sofort wieder die ausschweifendsten Hoffnungen zu setzen, nachdem kaum einige Monate lang eine veränderte Konjunktur dem Markt ein etwas verändertes Aussehen gegeben hat.

Allein die Täuschung würde auf dem Fuße folgen. Es ist gar nicht daran zu denken, daß die anscheinend bessere Konjunktur des Wollmarktes Bestand haben wird. Die gegenwärtige Besserung der Preise ist nur hervorgegangen aus der ungeheuren Einschränkung der Schafzucht in Europa und einem vorübergehenden Mißfall am Laplata und in Australien. Beides wird gezwungenerweise bald eine Wendung erfahren. Binnen wenigen Monaten sind ungeheure Kapitalien aus Deutschland nach dem Laplata, aus England nach Australien gegangen; die deutsche Ueberseebank beginnt soeben ihre Geschäfte in Buenos-Ayres; eine andere Finanzgruppe hat der Stadt Buenos-Ayres einen neuen großen Vorschuß von angeblich 25 Millionen zu 8 Prozent gegeben, und es wird nicht lange währen, so wird derselbe in Gestalt einer Anleihe von erheblich mehr Millionen an unseren Börsen erscheinen. Auch berichtet man bereits von Unterhandlungen wegen einer großen Anleihe des Argentinischen Bundes selbst. Hieran schließen sich Reklamen für Chile, Uruguay und Paraguay. Eine große Anleihe für Brasilien ist vor kurzem erst durch Rothschild nach London gebracht worden, aber bereits fehlt es nicht an Andeutungen, wonach deutsche Börsenfirmen ebenfalls nach brasilianischen Geschäften lüstern sind. Dabei setzen sich die großen Anleihen der englischen Kolonien in London fort; die jüngste derselben war für Queensland. Von Berlin aus aber hat die „Deutsche Bank" ihr Filialinstitut, die „Ueberseebank", zuerst in Buenos-Ayres angesiedelt. Andererseits soll auch wieder die Emission nordamerikanischer Eisenbahnbauten anscheinend wieder im großen betrieben werden. Man meldet von einer ganzen Reihe derartiger Geschäftsabschlüsse, an denen deutsche Börsenfirmen beteiligt sind, und der frühere Präsident der Northern-Pacific-Bahn, Villard, der von seinen

Börsenkonkurrenten gestürzt wurde und der seitdem in Berlin sich befand, ist wieder nach den Vereinigten Staaten abgereist, um im Auftrage von Berliner Finanzfirmen finanzielle Unternehmungen einzuleiten.

Alle diese Unternehmungen, neben denen noch eine ganze Reihe solcher, welche sich zunächst der Oeffentlichkeit noch entziehen, die aber gleichwohl ihre Wirkungen auf den Kapitalexport schon äußern, auch in anderen Ländern zu nennen sind, beziehen sich auf Gebiete, in denen es gilt, die Urproduktion in einer mehr oder weniger für unsere eigene Rechnung gefährlichen Weise zu erschließen. Dabei handelt es sich für die südlichen Gebiete in erster Linie um Viehzucht, für die nördlichen um die Ausdehnung des Getreidebaues. Alle die nordamerikanischen Eisenbahnen, welche projektiert sind und zum Teil mit deutschem Kapital gebaut werden sollen, sind Konkurrenzlinien schon bestehender Bahnen und haben nur etwa noch den Zweck, die einzelnen landwirtschaftlichen Großbetriebe noch näher an die Ausfuhrlinie heranzurücken. Wenn nun die Fracht für die Tonne Weizen von Newyork nach den europäischen Häfen nur 3 Mark und weniger beträgt, so wird man leicht erkennen, daß jede Frachterleichterung bis zum Seehafen, welche durch die Ausdehnung der Eisenbahnlinien in den Vereinigten Staaten herbeigeführt wird, und jede Steigerung der Konkurrenz zwischen jenen Linien um so intensiver auf die Herabdrückung der Getreidepreise in Europa wirken muß. Wenn daher gesagt wird, das Ausland bezahlt unsere Schutzzölle durch den Herabgang seiner Getreidepreise, so ist das wohl richtig: aber wir borgen ihm das Geld für die Einrichtungen, die Preisherabsetzungen zu ermöglichen; und da sicher ein großer Teil des zu jenem Zweck verborgten Geldes durch die Agiotage oder durch direkte Bankrotte verloren gehen wird, so sind es am Ende doch wir, welche die Zölle bezahlen, weil wir es nicht verstanden haben, die Konsequenzen der Schutzzollpolitik auch nach der Exportseite hin zu ziehen.

Wie wir schon seit Jahr und Tag betont haben: Die Schutzzölle bedeuten für sich allein noch keine Schutzpolitik; sie stehen an sich noch nicht einmal in so scharfem Gegensatz zum Freihandel, wie man meist meint. Das letztere bildet einen der vielen Irrtümer, unter denen sich das Manchestertum trotz aller sozialpolitischen Ansätze immer noch unaufhaltsam weiter entwickelt. Zur Durchführung der Schutzpolitik gehört neben der Erschwerung der Einfuhr auch die Erschwerung der Ausfuhr, einerseits — indes ebenfalls nur vorbeugendermaßen — durch Erschwerung der Börsenemissionen und der Arbitrage, andererseits durch nachdrückliche Wirksamkeit für die erhöhte Verwendung des Kapitals im Lande selbst.

Man kann sich dabei ganz gut alte Beispiele zu Mustern nehmen. Wenn es sich z. B. für die Wirtschaftspolitik des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts darum handelte, die durch die Kriegsläufte zerstörten Thätigkeitsgebiete neu zu fundieren, so handelt es sich für die Gegenwart darum, die Verhältnisse der wirtschaftlichen Thätigkeit nach einer stoßweisen Ausdehnung wieder in ruhige Bahnen überzuleiten; Veränderungen auf den Industriegebieten, welche durch das Nachlassen des Bedürfnisses auf der einen Seite entstanden sind, durch Pflege dieses Bedürfnisses auf der anderen Seite auszugleichen — vor allen Dingen also dasselbe zu erreichen, was das vorige Jahrhundert zu erreichen gedachte dadurch, daß es verhinderte, daß das Geld aus dem Lande gehe. Hier ruht in der That das A und O einer wirklich praktischen Wirtschaftspolitik, zu deren Verständnis freilich gehört, daß man auch weiß, was eigentlich Geld ist.

Wenn aber, wie wir erwähnt haben, norddeutsche Landwirte aus der seit dem Sommer eingetretenen, übrigens nicht allzu bedeutenden Preissteigerung der Wolle einen völligen Umschlag der „Konjunktur" heranziehen sehen, so wiegen sie sich in trügerischen Hoffnungen, deren Pflege der Anbahnung einer zielbewußten Thätigkeit auf nationalwirtschaftlichem Gebiet unmöglich günstig sein kann. Denn nicht nur, daß sich die Konkurrenz nur um so nachdrücklicher fühlbar machen wird, wenn der augen-

blickliche Kapitalexport nach den ins Auge gefaßten Gebieten eine andere Wendung genommen haben wird, und die Landwirte durch ihre trügerische Hoffnung veranlaßt worden sind, ebenfalls wieder schärfer in die Konkurrenz einzugreifen; man verliert auch Zeit, die man unter dem scharfen Druck von außen ausnutzen sollte — freilich nicht ohne daß man zugleich selbst jene Selbstthätigkeit, welche geeignet ist, den inneren wirtschaftlichen Zusammenhang neu zu festigen, entwickele.

Hier berühren wir einen Punkt, den in seinen mannigfachen Ausbreitungen gelegentlich eingehender zu berühren, wir uns vorbehalten müssen. Aber aufmerksam machen wollen wir, daß dem im kommenden Jahre neu zu wählenden Reichstag die Verhandlung über die Verlängerung des Privilegiums der Reichsbank obliegen wird. Man weiß, daß bis jetzt von diesem Privilegium den produzierenden Ständen kaum die Brosamen vom reichen Tische der Spekulation zufielen. Wir fürchten, daß es auch in Zukunft nicht anders werden wird, wenn man nicht beizeiten versteht, Stellung zu dieser Frage, welche zu den wichtigsten der Gegenwart gehört, zu nehmen. Gerade gegen den ungeheuren Aufschwung der Spekulation, der in den Ziffern der Reichsbank zum Vorschein kommt, erscheint der Rückgang und Notstand der produktiven Verhältnisse um so trüber.

Es ist immerhin ein Trost, wenn auch kein unbedingter, daß die Verhältnisse anderwärts nicht besser sind. Von Ländern wie Rußland, die sich in Unternehmungen ohne eigene Kapitalkraft übernommen haben, können wir freilich kaum reden. Die im Laufe dieses Sommers gemachte innere Anleihe scheint einen wahren Notstand in den Kreisen des kleinen Besitzes hervorgebracht zu haben, da in erster Linie er zur Deckung dieser Anleihe herangezogen wurde. Die verschiedenen Agrarbanken kündigen auch jetzt wieder, wie von Vierteljahr zu Vierteljahr, zahlreiche Zwangsversteigerungen an wegen unbezahlter Zinsen und Amortisationen. Was Ungarn, den zweiten europäischen Konkurrenten der Landwirtschaft betrifft, so scheint selbst die Haute-finance den Verhältnissen dieses Landes wenig mehr abgewinnen zu können. Denn über eine kürzlich in Wien veranstaltete Konferenz der Rothschild-Gruppe wegen der ungarischen Finanzlage verlautet so wenig, daß man mit Sicherheit voraussehen kann, daß sie ohne Rat und Entschluß auseinandergegangen ist. Am kläglichsten in anbetracht aller Verhältnisse erscheinen die Zustände in Frankreich, wo die Finanzministerkrisis in Permanenz zu kommen scheint. Das Defizit für die ersten zehn Monate dieses Jahres beläuft sich nur allein im ordentlichen Budget auf 61 Millionen Francs und der Ausfall rührt hauptsächlich aus den Verminderungen der Zolleinnahmen — also zeigt sich auch hier die bedenkliche Erscheinung des Rückganges der nationalen Verbrauchskraft, während dort auch die Ansammlung des Kapitals noch nicht wieder die Nachdrücklichkeit, welche die Börse wünscht, erreicht hat. Nach einer in der Kammer gemachten Aufstellung beliefen sich die Defizite des französischen Staatshaushaltes von 1874—85 auf nicht weniger als 4841 Millionen Francs, bei 34 073 Mill. Fr. Einnahmen und 38 898 Mill. Fr. Ausgaben. Von diesem Defizit sind erst 2 315 000 000 Fr. in fundierte Anleihe verwandelt, während der Rest noch in einer ganzen Reihe von Vorschüssen schwebt. Auch die österreichisch-ungarischen Gesamtfinanzen zeigen eine erhebliche Verschlechterung gegen das Vorjahr von mehr als 11 000 000 Gulden. Dabei hat sich die österreichische Staatsschuld seit 1880 von 3 183 978 650 Fl. auf 3 360 623 231 Fl. gesteigert. Aber auch in Deutschland selbst haben die Reichsfinanzen keine Verbesserung erfahren, und für das nächste Jahr werden die Zuschüsse des Reiches an die Bundesstaaten durch die Steigerung der Matrikularbeiträge nicht unerheblich geschmälert werden. Diese überall sich zeigende Unzulänglichkeit der auf dem regelmäßigen Wege eingehenden Mittel zur Deckung der Staatsbedürfnisse hängt auf das engste zusammen mit dem maß- und regellosen Kapitalexport und der damit verbundenen und durch ihn gesteigerten Verminderung der Konsumtionsfähigkeit. Beruht doch der Ertrag der indirekten Steuern wesentlich auf der Konsumtion.

Wenn man sich dem gegenüber fortwährend tröstet mit der Zunahme der internationalen Handelsbeziehungen durch den Hinweis auf die zunehmende Steigerung unseres Exports nach dieser und jener Gegend, so ist dies ein sehr wohlfeiler Trost. Man sollte lieber prüfen, was wir davon haben, was wir an der Steigerung des Exports verdienen. Daran, daß die Staatseinnahmen zurückgehen, daß man nicht mehr die regelmäßigen Ausgaben bestreiten kann, erhellt doch klar und deutlich, daß alles dies unter Verlust geschieht. Daß dies in Deutschland noch lange so fortgehen kann, geben wir zu; aber es muß doch endlich allenthalben empfindlich werden, und die Frage: was wir für uns, nämlich für unsere nationale Kraft und Entwickelung davon haben, verlohnt sich doch auch gestellt zu werden.

An mancherlei Regungen gegen den Freihandel hat es freilich auch in den letzten Tagen nicht gefehlt. Nur sind sie immer noch unklar und bewegen sich fast ausschließlich auf der Oberfläche der Verhältnisse. Immerhin ist es bemerkenswert, daß am 31. Oktober die Handelskammer zu Manchester, also der Stadt, von welcher das ganze System seinen Namen hat, sich mit der Frage des Schutzzolles beschäftigte und über eine Erklärung zu beraten hatte, wonach es auch für England Zeit geworden sei, zur Frage des Freihandels Stellung zu nehmen. Der Antrag erregte eine lange Debatte und wurde zwar schließlich abgelehnt, aber mit 22 gegen 21 Stimmen, also nur einer Stimme Mehrheit. Auf besonderen Interessengebieten zeigen sich die schutzzöllnerischen Bestrebungen aber auch schon nachdrücklicher. Im englischen Unterhause war schon im August eine Anfrage an die Regierung gerichtet worden, ob sie Maßnahmen wegen des Prämiensystems der kontinentalen Staaten zu nehmen gedenke. Allerdings hat diese Anfrage eine ausweichende Erledigung erfahren; allein die Antragsteller haben erklärt, auf dieselbe zurückkommen zu wollen. Indessen macht aber die sozialdemokratische Bewegung in England immer weitere Fortschritte. Die zum Lordmayors-Tage angekündigte öffentliche Manifestation hat zwar keinen sonderlichen Effekt gemacht, aber die Führer der Sozialisten verbinden mit dergleichen auch nur agitatorische Zwecke, während sie jüngst auch praktisch vorgegangen sind und ein förmliches Programm aufgestellt haben. Danach wird verlangt, daß zunächst niemand, der in irgend einer Weise im Dienste der Regierung steht, täglich länger als acht Stunden beschäftigt werden soll. Ferner sollen alle unkultivierten und Weideländereien der Krone, welche kulturfähig sind, in Kultur genommen werden, um den landwirtschaftlichen Bevölkerungselementen Beschäftigung zu geben. Es soll ein Lohnschätzungsamt eingerichtet werden, um die Höhe der Löhne festzusetzen, welche ausreichend zur Erhaltung der Arbeiter mit ihren Familien sind; oder es soll Naturalverpflegung zum billigsten Kostenpreise stattfinden. Auch sollen die Arbeiter einen billigen Anteil am Arbeitsgewinn haben. Sodann sollen die notwendigsten öffentlichen Arbeiten an Flüssen, Kanälen u. s. w. unverzüglich in Angriff genommen und insbesondere auch mit dem Bau von Arbeiterwohnungen unverzüglich vorgegangen werden. Auch sollen die minderkräftigen Arbeiter, insbesondere Frauen berücksichtigt und diese mit leichten Arbeiten, wie Anfertigen von Kleidern für die landwirtschaftlichen Arbeiter, beschäftigt werden. Die Kosten aller dazu nötigen Vorbereitungen und Einrichtungen sollen vom Staat übernommen werden. Insbesondere wird Nachdruck darauf gelegt, daß dadurch produktive Arbeit an die Stelle der nutzlosen Beschäftigung in den Arbeitshäusern treten würde. Endlich wird auch verlangt, daß die Kinder, welche die Schule besuchen, auf Staatskosten ein freies Mittagsmahl erhalten sollen, um die durch Verhungern herbeigeführte Kindersterblichkeit einigermaßen zu vermindern. Hinsichtlich der landwirtschaftlichen Beschäftigung wird freilich immer die Frage bleiben, wie die nach den gemachten Vorschlägen durch die neue landwirtschaftliche Bearbeitung gewonnenen Erzeugnisse verwertet werden sollen. Darum dreht sich doch die landwirtschaftliche Not, daß das über das Meer kommende Getreide billiger geliefert wird, als es in der Heimat gezogen werden kann. Es ist indes auch kaum zu erwarten, daß die hier gemachten Vorschläge zunächst in Erörterung genommen werden.

Das Verhalten der Regierung zeigt allerdings, daß sie den Ernst der Lage begreift; aber sie muß der im Parlament herrschenden Anschauung Rechnung tragen, wenn sie ihre politische Stellung behaupten will; und von dieser ist zunächst noch nichts für die einschneidende Behandlung der sozialen Verhältnisse zu erwarten. Erst wenn etwa die agrarische Bewegung weitere Fortschritte macht, ist ein nachhaltigerer Anstoß in sozialpolitischer Hinsicht zu erwarten; aber dem steht entgegen, daß die englischen Grundbesitzer bis auf verschwindende Ausnahmen nicht mehr Landwirte, sondern Kapitalisten sind und zu einem erheblichen Teil wegen ihrer überseeischen Besitzungen und Beteiligungen gar kein persönliches Interesse mehr am landwirtschaftlichen Gedeihen ihres heimischen Besitzes, der für sie öfter nur ein Luxusbesitz ist, haben.

Ein Fortschritt scheint für die sozialpolitische Gesetzgebung in Frankreich bevorzustehen, sofern die Kammer über den finanziellenund politischen Fragen Zeit findet, sich damit zu beschäftigen, da der Handelsminister einige Gesetze zum Schutze der Arbeiter hat ausarbeiten lassen. Dieselben betreffen hauptsächlich die Gesundheitsverhältnisse der Arbeiter, und zwar die Einrichtung der Arbeiterwohnungen, die Errichtung von Gesundheitsräten, die gesundheitliche Einrichtung der Fabrikanlagen und endlich die Frauen- und Kinderarbeiten in den Fabriken. Was die letztere betrifft, so sollen Kinder unter dreizehn Jahren nicht mehr beschäftigt werden dürfen und auch die Nachtarbeit soll für sie sowie für die Frauen verboten werden.

Auch das ebenfalls vom Finanzminister eingebrachte Gesetz, welches die Einfuhr von Nachahmungen französischer Artikel aus dem Ausland mit 1000—3000 Fr. Geld und Gefängnis von drei Monaten bis drei Jahren bestraft, und ebenso die Täuschung in dieser Hinsicht hart verpönt, gehört in dieses Gebiet — es wird aber schwerlich die erwartete Wirkung für die Wiederbelebung der französischen Industrie haben.

Auch in der Schweiz beschäftigt man sich vielfach mit der Arbeiterschutzgesetzgebung. Im Vordergrund steht aber die Erörterung wegen Einführung des Branntweinmonopols, worüber nun bereits der bundesrätliche Entwurf vorliegt. Nach diesem Entwurf wird der Ertrag des Monopols auf jährlich 8 800 000 Fr. veranschlagt. Es fehlt übrigens nicht an Andeutungen, wonach die Wiederaufnahme der Monopolfrage auch in Deutschland keineswegs zu den Unmöglichkeiten gehört.

Kirche.

Besondere Ereignisse auf dem kirchlichen Gebiete sind aus dem verflossenen Monat nicht zu berichten. Aber wir haben allerlei nachzuholen aus den vorangegangenen Wochen, nachdem wir im letzten Bericht über den Hammersteinschen Antrag nicht hinausgekommen waren. Auch gegenwärtig zwar steht die sich an diesen Namen knüpfende Bewegung im Vordergrunde des Interesses und alles bekommt durch sie sein besonderes Licht. Doch gibt es noch Ereignisse, welche völlig unabhängig von den Bestrebungen nach Selbständigkeit der evangelischen Kirche sind und doch ihre Erwähnung finden müssen. Dazu gehören zwei Todesfälle, die wir hier nicht übergehen dürfen und die uns beide in die Vergangenheit dieser unserer Zeitschrift weisen. Schon im Oktober starb Franz von Florencourt, der von 1847—1849 das „Volksblatt für Stadt und Land" redigiert hat. Es war eine eigentümliche Zeit und eine noch eigentümlichere Redaktion, die u. a. eine stehende Rubrik führte mit der Ueberschrift „Strafbare Nachlässigkeit der Behörden". Es war die Zeit, in der das Volksblatt den Kampf führte gegen jenen „Konservatismus", der kein Verständnis für die Aufgaben der Zeit hatte und schwächliche alte Lappen zum Flicken der Löcher in den neuen Zuständen hervorsuchte. Nicht konservativ — sondern reaktionär! so lautete damals die Parole

und es sammelten sich unter dieser Fahne alle diejenigen, die das sein wollten, was man heutzutage „christlich-konservativ“ nennt. Doch war Florencourt nicht der Mann, der dieses Banner der Partei voranzutragen vermochte. Es fehlte ihm die Besonnenheit und auch das eigentliche Verständnis des evangelischen Christentums und der evangelischen Kirche. Nicht lange nachdem er die Redaktion in die Hände von Ph. Nathusius gelegt hatte, trat er zur römischen Kirche über und redigierte auch eine Zeitlang ein katholisches Blatt. Doch ist er niemals, wie das sonst bei Konvertiten so leicht geschieht, ein jesuitischer Heißsporn geworden. Vielmehr hörte man später von seiner tragischen Opposition gegen das neue Dogma und er gehörte in seinen letzten Lebensjahren zu denjenigen deutschen Katholiken, welchen die Romanisierung ihrer Kirche manche innere Konflikte bereitet haben wird, von denen Menschen nichts zu erfahren bekommen. Die Revolution hat ihn in die Arme Roms getrieben; nur in seinem festen Gefüge glaubte er eine Hilfe gegen die allgemeine Auflösung zu erblicken. Wie anders sehen wir heute die Sache an! Die Erstarkung des evangelischen Glaubens, das Erwachen des evangelischen Liebeslebens in allerlei kirchlicher Arbeit, daneben die weitere Offenbarung der inneren Unwahrheit Roms — sie entfallen in den seither durchlebten Zeitraum. Und der Grund, warum es mit der Konsolidierung der inneren Verhältnisse nicht schneller vorwärts geht, im christlich-konservativen Sinne, ist wesentlich der Umstand, daß die christlich-katholischen Elemente gebunden sind in einer römischen Partei, die im Grunde revolutionär ist.

Der andere Tod, über den wir zu berichten haben, ist der des langjährigen Redakteurs der „Neuen Evangelischen Kirchenzeitung“ und Professors der Theologie in Berlin, Dr. Meßners. Sein Blatt hat eine Zeitlang einen bedeutenden Einfluß gehabt und war der Hauptgegner der konfessionellen Reaktion gegen die unionistischen Bestrebungen, die in der Hand des eigentlichen Gründers der „Neuen Ev. Kirchenzeitung“ und Protektors Meßners, des Generalsuperintendent Hoffmann, eine Zeitlang Anstalt machten, in jene Periode, die sie in den dreißiger Jahren durchgemacht, zurückzufallen. Mit dem Tode Hoffmanns schwand auch die Bedeutung des Blattes. Die Zeiten änderten sich. In der Unionspartei selbst entstand Zwiespalt, und es ist das größte Verdienst des heimgegangenen Meßner, daß er sich mit seinem Blatte auf die Seite der positiven Union stellte, der dadurch im Verhältnis zur neu gebildeten Mittelpartei ein bedeutender Vorsprung verschafft wurde. Seither ist in diesem Blatte, besonders durch des Hofprediger Stöckers Eintreten, die Selbständigkeit der evangelischen Kirche gegenüber den politischen Faktoren mit Kraft vertreten. Erst durch den Tod Meßners hat die Welt erfahren, daß die „Neue Ev. Kirchenzeitung“ mit Schluß dieses Jahres ohnehin hatte eingehen sollen, um einem neuen Organe Platz zu machen. Nicht vergessen soll dem Blatte aber werden, mit welcher Wärme es stets für alle Arbeiten in dem Reiche Gottes eingetreten ist.

Aus dem Oktober ist ferner nachzuholen die Versammlung des Protestantenvereins, welche am 12. und 13. in Wiesbaden stattgefunden hat. Die Stellung des deutschen Protestantismus zu Rom und die Stellung desselben zur Staatsgewalt — bildeten die beiden Hauptthemata. In beiden Punkten traten die Widersprüche und Inkonsequenzen hervor, welche notwendig für eine Partei sich ergeben, die unter falscher Flagge segelt. Während man früher dem Kulturkampf zujauchzte, heißt es jetzt: „Nur aus der christlichen Freiheit heraus kann die römische Kirche überwunden werden. Weil der vom preußischen Staat unternommene Kulturkampf nur aus politischen Gründen unternommen wurde, darum ist er gescheitert.“ Die Mittel, die der Protestantenverein gegen Rom vorschlägt, gehen aber nicht über Phrasen hinaus. Er erachtet es nämlich „für die heilige Pflicht aller Protestanten Deutschlands, zur Verteidigung der gefährdeten protestantischen Freiheit mannhaft und tapfer zusammenzustehen, und ist bereit, auch mit anderen Richtungen der evangelischen Kirche zur Erreichung des gemeinsamen Zieles in Verbindung zu treten“. — Nun wäre wohl Gelegenheit, diese Verbindung

herzustellen, wenn nämlich der Protestantenverein die Bestrebungen für größere Selbständigkeit der evangelischen Kirche, welche von anderer Seite aufgenommen sind, unterstützen wollte. Man sollte glauben, daß seine „christliche Freiheit" ihn dazu führen müßte. Hat er doch selbst im Jahre 1873 zu Leipzig eine Resolution gefaßt mit folgendem Wortlaut: „Der Landessynode ist ein entscheidender Einfluß auf die Zusammensetzung der obersten Kirchenbehörden zu sichern. Wir verlangen für die protestantische Kirche eine selbständige Gestaltung mit Beseitigung aller büreaukratischen Leitung oder Einmischung der Staatsbehörden in die inneren Angelegenheiten derselben." Wenn man dieses liest, sollte man fast glauben, den heutigen Resolutionen und Wünschen, die sich an den Hammersteinschen Antrag anlehnen, habe diese Resolution des Protestantenvereins von 1873 zu Grunde gelegen, und jedenfalls müßte der Verein sich freuen, frühere Gegner jetzt auf seiner Seite zu sehen. Weit gefehlt! Der Antrag Hammerstein-Kleist-Retzow wird vielmehr jetzt als eine Gefahr für die evangelische Kirche bezeichnet und „die Anlehnung der protestantischen Kirche an die Staatsgewalt in einer Weise betont, welche mit dem mehrfach geäußerten Grundgedanken der christlichen und protestantischen Freiheit in Widerspruch steht", wie Eugen Richter in der „Freisinnigen Zeitung" sehr richtig hervorhebt. Letzterer fährt dann fort: „Der Protestantenverein hat allerdings alle Ursache, sich gegen die Majoritäten in den Synoden zu wehren. Aber er hätte dabei vor allem seine Kritik gegen die Art, wie die Synoden gewählt werden, kehren und den Grundsatz der Gemeindefreiheit den Synoden gegenüber auf das schärfste betonen müssen. Aber freilich, der Protestantenverein hat die jetzige schlimme Synodalverfassung in seiner früheren Vertrauensseligkeit mit verschuldet." — Dies klingt doch wie Ironie, wenn man sich daran erinnert, wie die Synodalverfassung Schritt für Schritt den von links her geäußerten Wünschen gemäß abgeändert wurde und schließlich anstatt der nach dem „altbewährten rheinischen Muster" verfaßten Kirche eine völlig auf die Willkür der allgemeinen Massen gestellte herauskam! Nun ist trotzdem eine Generalsynode entstanden, die kirchliches Verständnis zeigt. Sofort wird auch ihr wieder der Krieg erklärt; denn der kirchliche Freisinn hat nur die eine bestimmte Tendenz, die Unterdrückung des Evangeliums. Uebrigens sollte sich Eugen Richter über diesen Protestantentag nicht beschweren, denn auch auf ihm wurden die „Hofschneider" verhöhnt, welche der preußischen Landeskirche eine Uniform zurecht gemacht hätten mit den drei Knöpfen: Wunder, Inspiration und Gottheit Christi. Auch Professor Pfleiderer sprach in einer Nachversammlung über den Unterschied zwischen der katholischen Wissenschaft und der modernen Kultur und stellte der scholastischen Wissenschaft des Thomas von Aquino die moderne Wissenschaft gegenüber, für welche „jedes Wunder ein überwundener Standpunkt" ist.

Was nun die Verbindung mit anderen Richtungen betrifft, so ist das natürlich ein Appell an die Mittelpartei. Und wir wollen bei dieser Gelegenheit doch erwähnen, daß von einer stattgehabten vertraulichen Vorbesprechung in Erfurt aus neuerdings Einladungen ergangen sein sollen, die zu einer größeren Gemeinsamkeit unter den verschiedenen Parteien auffordern. Besonders erfreulich ist es, daß auch D. Beyschlags Name unter einer Kundgebung steht, welche dem Parteigezänke ein Ende machen will. Wir dürfen danach von den deutsch-evangelischen Blättern eine Veränderung zum Guten erwarten. Für den Erfolg des Aufrufs aber ist es bedenklich, daß für die vertrauliche Vorbesprechung in Erfurt, an der ca. 60 Personen teilnahmen, nach der Nationalzeitung, eine Stellungnahme zu dem Hammersteinschen Antrag nicht nur nicht beabsichtigt, sondern ausdrücklich ausgeschlossen war. So lange es sich um schöne Redensarten handelt, können wir mit sehr vielen Leuten „tapfer und mannhaft" zusammenstehen. Einigkeit aber wird nur erzielt durch Vereinigung zu gemeinsamen Thaten. Und eine Gruppe, welche an der heute brennenden Frage sich die Finger nicht verbrennen will, ist ein totgebornes Kind.

Wir werfen nun noch einen Blick auf die Mission. Zu unseren Bemerkungen

Digitized by Google

über die neue deutsch-afrikanische Missionsgesellschaft in Berlin haben wir heute einiges hinzuzufügen. Wir hatten es beklagt, daß sie Leute, die wir nur zu den Gegnern der evangelischen Missionsarbeit rechnen können, wie Dr. Jühlke, nicht ferner von sich halten könnte, und daß es ihr an sachverständiger Leitung zu fehlen schiene. Es ist uns nun bemerkt worden, daß weder Dr. Jühlke noch Dr. Peters Beziehungen zu der Gesellschaft hätten, daß man diese also für jener Auftreten in keiner Weise verantwortlich machen könnte. Ferner ist auch dem zweiten Punkte inzwischen abgeholfen durch die Berufung des früheren Missionars Büttner in den Vorstand, welcher sich als Kenner der Mission und tüchtiger Schriftsteller über dieselbe bewährt hat. Leute von sehr gutem Namen nähmen sich in Berlin der Sache an (Braun, Stöcker ꝛc.), und es sei die Absicht, mit dieser Gesellschaft speziell Berlin für die Mission zu erwärmen. Daß in Dunda inzwischen ein Krankenhaus eingerichtet ist und bedeutende Vermächtnisse dafür der Gesellschaft zu teil geworden sind, ist durch die Zeitungen schon bekannt geworden. — Es soll uns sehr freuen, wenn durch diese neue Gründung das Missionsinteresse in der Heimat wirklich belebt, vertieft und verbreitet würde. Denn die Mission hat es nötig (wie auch der Notschrei der Berliner Mission aus D. Wangemanns Feder von neuem beweist) und ist es wert.

Von dem Missionsgebiet selbst ist die Trauerbotschaft einer schweren Verfolgung der jungen Kirche in Uganda eingegangen, wo der Sohn des verstorbenen Königs Mtesa zu einem Wüterich geworden ist, der zahlreiche einheimische Christen hat hinrichten lassen und die europäischen Missionare vertrieben hat. Nun auch andere jetzt blühende Missionskirchen haben solche Anfechtungen durchgemacht. Wie ist z. B. in Madagaskar das Blut der Märtyrer zum Samen der Kirche geworden! Hoffen und bitten wir, daß es auch am Viktoria Nyanza in der Mitte des schwarzen Erdteils so gehen werde.

Neue Schriften.

1. Politik.

— Der nächste Krieg. Unsere Aussichten und die Zustände in unserer Armee. Ein rücksichtsloses Wort von K. v. R. 5. Aufl. (Bertin, George u. Fiedler.)

Es ist uns nicht recht klar geworden, was dieses angeblich in 5 (wie großen?) Auflagen erschienene Heftchen eigentlich an „Rücksichtslosigkeiten" enthalten soll. Es wünscht ein „moralisches Uebergewicht" unseres Heeres über die feindlichen und „selbstbewußte Kämpfer" für Thron und Vaterland und bringt in dieser Hinsicht manche ganz gute Gedanken; z. B. ist, was S. 24 oben über die sittlichen Zustände im Heere gesagt wird, leider vollkommen richtig. Frivolität und Cynismus werden oft nicht nur zugelassen, sondern gepflegt. „Uebersprudelnde Jugendkraft nennt man die Unsittlichkeit, durch welche alle Völker bisher zu Grunde gingen." Wundertich ist, daß Vers. „religiöse" Liebe zum Landesherrn pflegen will. Vollends idealistisch sind die militärischen Erziehungsgrundsätze, die S. 17 feilgeboten werden. Ein Hauptmann, der „in vätertichem Ton" die Leute auffordern wollte, ihm ihr „Herz auszuschütten", würde doch wohl die Disziplin zerstören und das Querulantentum groß ziehen. Zugeben wollen wir übrigens gern, daß andererseits viel gesündigt wird durch geistlose, rein mechanische Handhabung der Disziptin und daß oft durch Brutalität der Behandlung atte Liebe zum Dienst in den Leuten von vornherein erstickt wird. Aber so wenig man etwa in der Instruktionsstunde das zunächst rein mechanische „Einpauken" des militärischen Wissens durch ideale „sokratische Methode" ersetzen kann, ebenso wenig läßt sich die Welt im allgemeinen mit Freundlichkeit und „Entgegenkommen" regieren.

D. v. C.

2. Kirche.

— Wetzer und Welte, Kirchenlexikon oder Encyklopädie der katholischen Theologie und ihrer Hülfswissenschaften. 2. Auflage in neuer Beardeitung, unter Mitwirkung vieler katholischen Gelehrten begonnen von Joseph Kardinal Hergenröther, fortgesetzt von Dr. Franz Kaulen, Prof. der Theologie in Bonn. (Freiburg, Herdersche Buchhandlung.) Bd. I—IV von 1883—1886.

Der Strelt zwischen der evangelischen und der römisch-katholischen Kirche ist in jüngster Zeit mit neuer Lebhaftigkeit entbrannt und wird unzweifelhaft zur Kennzeichnung des kommenden Zeitabschnittes dienen. Für uns Evangetische ist da vor allem gründliche Kenntnis Roms nötig. Wer dieselbe, soweit es sich um die kirchlichen und theologischen Ansichten, die Geschichtsauffassungen u. s. w. handelt, erlangen will, dem bietet sich dazu keine günstigere Gelegenheit, als in dieser kathotisch-theologischen Encyklopädie. Es ist nicht darauf zu rechnen, daß es viele unserer Leser sein werden, welche sich dieses umfangreiche Werk anschaffen; die ersten vier Bände (jeder zu 66 Bogen) gehen bis zum Artikel „Fußwaschung". Immerhin wird es aber für viele wichtig und interessant sein, davon zu wissen, weshalb wir gern eine eingehendere Anzeige an dieser Stelle geben. — Die Einrichtung des Kirchenlexikons entspricht der hergebrachten der Reallexika überhaupt. Die Artikel sind alle mit Namen gezeichnet und enthalten ausnahmslos die nötigen Quellennachweise in großer Reichhaltigkeit. Dabei kommen selbstverständlich auch alle bedeutenderen bez. einschlagenden protestantischen theotogischen und Geschichtswerke zur Erwähnung. Die Behandlung der einzelnen Gegenstände ist eine wissenschaftlich sorgfältige, sodaß z. B. in historischen Artikeln die Angabe nicht fehlt, ob citierte Quellen dem Vers. vorgelegen oder von anderen aufgenommen sind. Ob hie und da nicht doch noch Lücken sind und wissenschaftliche Vergehungen, darauf kommt es hier nicht an; wir urteilen, daß, was die gute katholische Wissenschaft zu leisten im stande ist, in dem gegenwärtigen Werke geleistet ist. — Wir können auch nicht verhehlen, daß im ganzen, soweit es bei den konfessionellen Verhältnissen möglich ist, eine wohlthuende Unparteitichkeit zu Tage

tritt; an der Auffassung z. B. eines A. H. Franke dürfte auch der Protestant sich erfreuen. Daß aber überall die Polemik nicht fehlt, dafür ist natürlich auch gesorgt. So wird z. B. in eben diesem Artikel, gelegentlich der Schilderung der von den Pietisten bekämpften lutherischen Orthodoxie, von der „unchristlichen Rechtfertigungslehre" geredet. Andererseits ist auch die Beschreibung von Mißständen auf seiten der römischen Kirche eine ziemlich offene, z. B. bei der Verurteilung der Borgias und des Papstes Alexanders VI., sowie der Bluthochzeit in der Bartholomäusnacht. Auch die römischen Triumphe über die letztere werden zugegeben, und ausdrücklich zurückgewiesen, daß das päpstliche Te Deum nur der politischen Seite der Sache gegolten habe. Die Entschuldigung ist dann freilich bereit: es lag so in der Zeit und die Protestanten haben es nicht besser gemacht. Die Geschichtsauffassung gerade ist ja ein Hauptgegensatz gegen die unsrige und der tritt in den meisten Artikeln hervor; dadurch wird aber der wissenschaftliche Charakter nicht aufgehoben. Das, was man von der Vergangenheit wirklich weiß, ist bekanntlich in der Konstruktion der Geschichte das geringere gegen die Auffassung, welche man selbst mit hinzubringt. — Unterrichtend sind ferner solche Artikel wie über den Ablaß, die Ehe, die Buße ꝛc. Aber so viel Interesse man auch den wackeren Forschern zuwenden mag, so überfällt den evangelischen Christen und Theologen doch gerade hier, wo die Besten auf jener Seite zu Worte kommen, das lebendige Bewußtsein, zu welch entsetzlicher Flachheit in sittlich-religiöser Beziehung alle diejenigen verurteilt werden, welche sich in dem Banne Roms und seines Glaubens befinden. Der größte Unterschied zwischen uns und Rom bleibt die Auffassung der „Erkenntnis der Wahrheit". Am auffallendsten tritt uns die römische Art in ihrer Exegese entgegen. Die biblische Begründung z. B. des Fegefeuers (in diesem Artikel) klingt für einen protestantischen Theologen geradezu komisch. Doch wir wollen hier keine Polemik treiben, sondern nur darauf hinweisen, daß die Auffassung der Glaubenslehren, kirchlichen Einrichtungen, Ereignisse und Persönlichkeiten, wie sie vom römischen Standpunkt aus sich ergibt, in klassischer Weise in dem vorliegenden Werke zutage tritt.

M. v. N.

— **Geschichte der Reformation und Gegenreformation im Lande unter der Enns.** Von Dr. Theod. Wiedemann, Chefredakteur der kaiserlichen „Salzburger Zeitung". Fünfter Band. Die Gegenreformation von dem Westfälischen Friedensschlusse bis zu dem Josephinischen Toleranzedikt. (Prag u. Leipzig.) 1886. 605 S. 6 Gulden.

Allem Anscheine nach, gesagt ist freilich nichts darüber, blendet der Verf. mit dem vorliegenden fünften Bande sein umfangreiches Werk. Die Methode ist dieselbe geblieben wie in den früheren Bänden, das heißt, man vermißt jede historische Methode: Kurze, meist nur verbindende Darstellungen wechseln mit beliebig behandelten, oft sehr langen Aktenstücken oder tabellarischen Aufzählungen, bei denen wegen mangelhafter Quellenangabe uns auch jede Kontrolle unmöglich ist. Eine „Geschichte", wie sich das Werk nennt, wird der Leser darin durchaus vermissen. Ueberhaupt scheint der Verfasser eine merkwürdige Auffassung des Verhältnisses von Ueberschrift und Inhalt zu haben. Das erste Buch trägt die Ueberschrift: Die Verhandlungen zu Münster und Osnabrück. Die aus dem Werke von Koch: „Geschichte des deutschen Reiches unter Ferdinand III." geschöpften Mitteilungen darüber beschränken sich jedoch auf acht Seiten (S. 17 ff.), um sogleich zur Ausübung des Reformationsrechtes überzugehen. Was in dem betreffenden Abschnitt geliefert ist, wird einem späteren Geschichtsschreiber dankenswertes Material sein für die Geschichte der systematischen Ausrottung des in Oesterreich so weit verbreiteten Protestantismus. Darauf beschränken würde man sich allerdings nicht dürfen, denn was der Verf. bietet, sind meistens Listen der Bekehrten, dürre Zahlenreihen, die von den Hunderten berichten, welche die Bekehrer (man nannte sie mit dem euphemistischen Namen „Informatoren") in den Schoß der allein seligmachenden Kirche zurückbrachten. Wenn der Verfasser auch anerkennt, daß dabei der polizeiliche Zwang die Hauptrolle spielt, so erfährt man doch im einzelnen davon, wie es dabei zugegangen, wenig genug. Bisweilen ging der Regierung selbst die Bekehrung zu schnell, so in Spitz, wo alsbald 832 als bekehrt gemeldet wurden, aber eine Revision im Jahre 1658 feststellte, „daß die Spitzer noch die alten frischen Lutheraner" seien (S. 41), und trotz des äußerlich so großen Erfolges waren immer neue Verordnungen gegen das sich wieder regende Luthertum von nöten. Schärfer noch als unter Ferdinand III. ging die Regierung unter Leopold I. vor, aber auch damals, obwohl nur selten Beispiele von protestantischer Standhaftigkeit berichtet werden und zwar erheblich mehr bei den Frauen als bei den Männern, ohne allenthalben den Protestantismus ausrotten zu können. Es ist nicht uninteressant zu beobachten, daß die höhere Geistlichkeit oft deshalb nicht die gewünschte Energie zeigte, weil die Bekehrung aus königlicher Machtvollkommenheit vorgenommen wurde, nicht aber direkt von der Kirche. Zum andern waren die sittlichen Zustände unter der damaligen römischen Geistlichkeit dem Bekehrungswerke hinderlich. Was der Verfasser mit dankenswerter Offenheit über dieselben mitteilt, läßt erkennen, wie unter den Stürmen des dreißigjährigen Krieges, was etwa in diesen Verhältnissen unter dem Einfluß des Protestantismus und den Satzungen des Tridentinums sich gebessert hatte, wieder gänzlich verfallen war. Wir hören auch, daß die Pfarrer sich dem Bekehrungswerk gegenüber an einzelnen Orten geradezu abgeneigt zeigten oder „mit den Lutheranern unter einer Decke steckten und Beichtzettel an die Unkatholischen verkauften". Meistenteils waren es die Mönche, welche im Auftrage der Regierung das Bekehrungsgeschäft besorgten, vor allem die Kapuziner. Welche wunderbare Blüten das neu importierte römisch-katholische Leben zeitigte, zeigt das Aufkommen des Einsiedlerlebens, das sich in kurzer Zeit sehr verbreitete, wozu, wie man beobachtete, sich besonders alte Soldaten drängten (S. 172). Merkwürdig ist auch

Digitized by Google

eine am 23. Mai 1710 von Regierung und Konsistorium bestätigte Stiftung, wonach die 72 Jüngerbrüderschaft zu Wien die Verpflichtung übernahm: „sie solle einen mit einem schwarzen Rock und einem Pilgermantel von Leder bekleideten Mann bestellen, der alle Sonntag abends im Winter um 9 Uhr, im Sommer aber um 10 Uhr mit einer Latern und darin eine brennende Kerze und einem Glockerl drei Stunden nacheinander von einer Gasse zu der andern mit Auferbaulichkeit und Andacht und ohne Eilung gehe und ungefähr alle 30 Schritt ein oder zwei Schellen mit der Glocken thue und darauf mit lauter Stimme sagen: Andächtige Christen, betet für die armen Seelen im Fegefeuer" (S. 337). Im allgemeinen wurde das Verhalten der Regierung im Beginn des 18. Jahrhunderts anständiger und im Lutherjahr 1717 wurde auch von dem Konsistorium verboten, die Lutheraner zu reizen; verhöhnen sei nicht bekehren, wurde einem Pamphletisten erklärt, als die Zensur die Erlaubnis zur Drucklegung eines Schmähbuches ablehnte. Wie in der ganzen Zeit der Gegenreformation in der Armee nicht nach Religion gefragt wurde, so sah man sich um diese Zeit auch gezwungen, fremde lutherische Arbeiter in den neu entstehenden Fabriken gewähren zu lassen. Man duldete sogar, daß die Kapläne der lutherischen Gesandtschaften in Wien sich ihrer seelsorgerisch annahmen. Desto entschiedener freilich trat jetzt die kirchliche Behörde gegen heimliches Luthertum auf. Während öffentliche Kirchenstrafen bisher nur bei öffentlichen Verbrechern und Betrügern in Anwendung gekommen waren, mußten sich jetzt die des heimlichen Luthertums Angeklagten denselben unterziehen, wofür die eingehende Beschreibung der dabei spielenden Vorgänge auf S. 343 f. zu vergleichen ist. — Im dritten Buche schildert der Verfasser die Josephinische Zeit unter Mitteilung der einschlägigen Edikte, ohne daß wesentlich Neues geboten würde. Wie ein Anhang gibt sich das vierte Buch mit einer durch biographische und bibliographische Notizen verbrämten Aufzählung der passauischen und Wiener Offiziale. Erwähnenswert ist noch der Nachweis des Verfassers, daß die Feier des heiligen Josephs, der bekanntlich heute einer der mächtigsten Heiligen ist und dessen Kultus in einer rapiden Weise auch in Deutschland um sich greift, in Oesterreich auf eine Anordnung Ferdinands III. zurückzuführen ist und daß Kaiser Leopold 1675 den heiligen Joseph offiziell zum Schutzpatron von Oesterreich erklärte (S. 134). Anfangs mußten die Bischöfe zur Annahme des neuen Heiligenfestes förmlich gedrängt werden (S. 7). Und heute?! K—e.

3. Geschichte.

— Édouard Simon: L'empereur Guillaume et son règue. 3ième édition. (Paris, Paul Ollendorf.) 1886. 478 pg. 8°.

Noch in den letzten Jahren war man gewöhnt, die französische Geschichtsbetrachtung dem Chauvinismus Magdsdienste verrichten zu sehen. Legrelles „Louis XVI. et Strasbourg" ist dafür das denkwürdigste Zeugnis. Aber nun erscheint zum 3. Mal 1886 bei dem so gut französischen Ollendorf eine Schrift, die in jedem Sinne geeignet ist, den Ruhm französischer Wissenschaftlichkeit und Unbefangenheit wieder herzustellen. Fast beschämend ist es für uns Deutsche, daß gerade ein Franzose sich zuerst an den größten Geschichtsstoff der Neuzeit wagt und das Leben unseres großen Kaisers bis in die unmittelbare Gegenwart erzählt. Ed. Simon ist nicht ein leichter Gallier, sondern ein ernster und bedeutender Historiker. Soweit die Diplomatie sich der Druckerpresse anvertraut hat, kennt er sie; entging ihm auch beispielsweise jener Aufsatz, in dem Prinz Napoleon in der Revue des deux mondes die Salzburger Begegnung auf ihr wahres, niederes Maß zurückgeführt hat. Grundwerke wie Hahn („Fürst Bismarck") und selbst v. Poschinger — man erkennt es zwar erst an späteren Stellen — kennt er ebenso genau wie unseren Ranke und Treitschke. Natürlich ist er in die wirtschaftliche und soziale Reform des Kaisers nicht so tief eingedrungen wie in die Windungen der äußeren Politik, noch weniger in die Kriegsgeschichte, deren absichtliche Kürze falsche Angaben nicht verhindert — aber die Grundzüge auch jener Reform sind korrekt erfaßt. Die klassische Partie ist aber die diplomatische Kampagne von 1863—66.

Seltener Franzose, der anerkennt, im Juli 1870 habe l'emportement et la colère die Pariser Machthaber beherrscht, der von prétexte de guerre spricht und die politique passionnée des Herzogs v. Gramont kennzeichnet; und dabei keineswegs ein verbissener Gegner Napoleons, sondern der ihn mit menschlicher ruhiger Teilnahme abmißt. Seltener Franzose, der sein Thema so versteht, überall durch die Pläne und Gänge des Ministers Bismarck hindurch auf die zu Grunde liegenden ursprünglichen Ideen des Kaisers Wilhelm selber hinzuweisen. Dennoch am unzulänglichsten ist die Charakteraufassung unseres Herrschers. Simon hat ihn ein wenig französiert, ihm zu viel ambition beigemischt. Den tiefen Grundzug, echten Christensinn, versteht er eben nicht. Er spricht da einmal von einer „Art religiösem Mystizismus", der sich des Königs 1870 bemächtigt habe, und beweist es mit jenen herrlichen frommen Worten der Telegramme an die Kaiserin. Sollte Simon ein Jude sein? Aber nein, mit solchem Mangel an Verständnis für die natürlichste Christenfrömmigkeit verträgt sich bei Franzosen bekanntlich ultramontane Bigotterie. So ist der Kulturkampf mit viel größerer Voreingenommenheit aufgefaßt als der gegen Frankreich; ja Simon glaubt ihn thörichterweise aus dem Infallibilitätsdogma herleiten zu können. Auch ist es verfehlt, alles Große in Kaiser Wilhelm aus einer Addition von Friedrich d. Gr. und Napoleon III. herleiten zu wollen. Das heißt einen beiläufigen Einfall überschätzen und den Wandel der Zeiten unterschätzen. Aber diese Konstruktion wagt sich auch nur bescheiden am Schlusse hervor. — Etwa zwölf für das Ganze nicht belangreiche Irrtümer, die dem Nichtdeutschen leicht zu verzeihen sind, legen wir für den Verleger beiseite — oder für den Uebersetzer; denn

Digitized by Google

après tout, derjenige deutsche Verleger könnte sich Verdienst in jedem Sinne erwerben, der dies große historische Werk bald übersetzen ließe.

L. Sch.

— Deutsche Volks- und Kulturgeschichte von der Frühzeit bis 1871. Von Dr. Karl Biedermann, Professor an der Universität Leipzig. (Wiesbaden, J. F. Bergmann.) 112. 182. 240 S. 8°. 6 M., geb. 7,50 M.

Dies Buch des durch größere Werke rühmlich bekannten Historikers und Politikers bietet „als wirklich Neues eine stärkere Hervorhebung des kulturgeschichtlichen Elements". Wirklich enthält diese frisch, populär und mit Umsicht geschriebene deutsche Geschichte mehr kulturgeschichtliches Material als beispielsweise der kleine Weber oder Dav. Müller, und besser verarbeitetes wie Wernicke oder Welter. Während aber die beste und verbreitetste von den soeben genannten, Müllers deutsche Geschichte, in kraftvoll kerniger, prägnanter, ja oft poetischer Sprache erzählt, die den Leser erschüttert, erzählt B. schlicht und fast gewöhnlich. Dafür bietet er aber eine reiche Einführung in das wichtigste Quellenmaterial. Uns fiel nur auf, daß er im Quellennachweis nicht Stählins Calvinbiographie, sondern den Torso des nicht sehr unbefangenen Kampschulte anführt, auch für die wirtschaftlichen Kapitel im frühen Mittelalter W. Arnolds „Hessische Ortsnamen" nicht verwertet. Hier und da ist der Kulturgeschichte zuliebe die politische allzu stiefmütterlich behandelt, sodaß man ein falsches Bild von den Vorgängen erhält: „Kurfürst Maximilian, das Haupt der Liga, mußte aus seiner Hauptstadt fliehen, die sich den Schweden ergab. Tilly, der sich hier nochmals seinem Besieger entgegenstellte —." Es ist auch wohl ein Urteil zu optimistisch; so wenn man aus Nithart von Rauenthal gute Sitte der Bauern erkennen soll, was selbst nach Lachmanns Ausscheidungen entschieden verkehrt ist. Da das Buch Eintaß in das Haus begehrt und die Jugend, ja, laut Prospekt, die Schulen aufsucht, so muß noch besonders betont werden, daß das religiöse Element in der Kulturgeschichte an Verkümmerung leidet. Die enormen Wirkungen des Pietismus, den B. auch früher schon ohne Gunst behandelt hat, entfallen ganz und die kulturhistorische Bedeutung des Klosterwesens vermißt man unter demselben Gesichtspunkt. Mit der Auswahl des Stoffes und dem patriotischen Standpunkt muß man sich einverstanden erklären; nur daß das spezifische Preußentum, das echte Stockpreußentum, welches ja ganz allein Deutschland neu begründet hat, nicht zur gebührenden Geltung kommt. Deutsche Geschichte von 1862 ab kann nur ein Konservativer schreiben, dem sich bei den größten Wendungen (Konfliktszeit, innere Reform) unserer Geschichte nicht die Hand, welche schreiben soll, lieber zur Faust im Sack ballen möchte. L. Sch.

— Die historische Methode des Ultramontanismus von Dr. Hans Delbrück, Prof. der Geschichte an der Universität Berlin. Erstes Heft der historischen und politischen Aufsätze von Hans Delbrück. (Berlin, Walther u. Apolant.) 1886. 32 S. 8°. 0,50 M.

Die kleine Schrift, welche für das größere gebildete Publikum berechnet ist, beschäftigt sich eingehend mit Janssens „Geschichte des deutschen Volkes" und zeichnet sich durch eine gesunde Kritik aus, die doppelt wohlthuend wirken muß, je mehr man von ultramontaner Seite geneigt ist, Janssen als den berufensten Vorkämpfer für die katholische Geschichtsauffassung hinzustellen. Als die ersten Bände Janssens erschienen waren, verblüfften die eigenartige Methode, die raffinierte Dialektik in der Art und Weise der historischen Beweisführung und nicht am wenigsten die fundamentale Grobheit der Angriffe, wie sie sich zum erstenmal in solcher Form in unserer Geschichtsschreibung zeigten, so sehr, daß man als kritischer Historiker Mühe hatte, die Mittel zu suchen, mit denen Janssen die Taschenspieler-Kunststücke — denn als etwas anderes kann eine solche Art geschichtlicher Darstellung nicht bezeichnet werden — zu stande gebracht hatte. Erst die eingehenden Kritiken Köstlins und des Marburger Professors Lenz in der „Historischen Zeitschrift" zeigten einerseits die Unlauterkeit der Methode und die Willkürlichkeit der Interpretation, anderseits aber auch den Mangel historischer Schulung und die Unmöglichkeit für Janssen, vorurteilsfreie Kritik zu üben. Selten hat ein Kritiker mit so schneidender Schärfe die Gemeingefährlichkeit dieser neuen Art ultramontaner Geschichtsschreibung gezeichnet, wie Lenz. Delbrück will die Wahrheit über Janssens Geschichtswerke in weitere Kreise evangelischer Leser hineintragen, und die Art und Weise, wie er diese dankenswerte Aufgabe erfüllt, scheint uns ebenso wirksam wie richtig zu sein. Nur geht er in der Kraft seiner Sprache uns denn doch etwas zu weit, wenn er Janssens Methode eine einzige „große Lüge" nennt; wir sind viel mehr geneigt, die Schuld für Janssens falsche und übertriebene Darstellungen seinem beschränkten Parteistandpunkte zuzuschreiben, der ihn eine sorgfältigere und gerechtere Kritik an seinen Quellen zu üben hindert. Allerdings geht diese Blindheit gegenüber der Notwendigkeit der Kirchenreformation und einer geistigen Revolution gegen die römische Hierarchie so weit, daß es zuweilen schwer ist, in ihren Aeußerungen nicht eine absichtliche Geschichtsfälschung zu sehen. Delbrück führt, wie es ehedem schon Lenz gethan hat, einige recht krasse Beispiele dafür an; und es ist in der That lehrreich, das Kunststück kennen zu lernen, wie Janssen sein Zerrbild Huttens fertig gebracht hat; alle angeführten Beweisstellen sind richtig angeführt, nur sind sie mit größter Schlauheit für den bestimmten Zweck zusammengestellt, aus dem Zusammenhang gerissen und — falsch aufgefaßt. Für den seinen Spott und die übermütige Satire des geistreichen Hutten hat der ultramontane Historiker kein Verständnis oder will es nicht haben. Ebenso geschickt weist Delbrück die Entstehung der Janssenschen Schilderung von den goldenen sozialen Zuständen in Deutschland vor der Reformation nach, wie derselbe hier gerade alle die Citate zusammenstellt, die beweisen, wie wunderbar gut es der Bauer zur Zeit der alten Kirche in Deutschland gehabt hat, und alle gegenteiligen Zeugnisse sorgfältig ver-

meidet, um das soziale Elend in der Reformationszeit in desto grelleren Farben schildern zu können. Den Schluß kann sich dann jeder katholische Leser selbst ziehen; er wird sagen, es war ein gährend Drachengift, welches Luther in friedliche Gemüter der deutschen Bauern säete! Und gerade um dieser gefährlichen Methode willen darf man solche Erzeugnisse ultramontaner Geschichtsschreibung nicht etwa mit schweigender Verachtung strafen. Dagegen möchten wir Delbrücks Schlußsätzen doch nicht so ohne weiteres zustimmen. Wenn Delbrück beispielsweise sagt, daß „mechanische Erfindungen niemals den Gang der Weltgeschichte bestimmen", so wird er doch nicht leugnen können, daß eben diese Erfindungen wieder nur einzelne Schritte dieses Ganges sind, einzelne Glieder jener großen Kette. Wenn er also behauptet, das Rittertum sei nicht durch die Erfindung des Pulvers überwunden worden, sondern durch die Taktik der geschlossenen Infanterie, so wird er doch damit nicht leugnen wollen, daß die Erfindung des Pulvers es eben gewesen ist, die eine vollkommene Umänderung der Taktik in der offenen Feldschlacht herbeigeführt hat. Aber vor allem vergißt Delbrück, daß das Wesen des Rittertums und namentlich die üble Seite desselben gar nicht darin bestand, sondern daß die Macht der Ritter auf ihren bisher undezwinglichen Felsenburgen beruhte. Diese sind nicht durch „die Taktik der geschlossenen, mit Piken bewaffneten Infanterie", sondern allein durch die Geschütze unschädlich gemacht worden. J.

— Die öffentliche Meinung in England und ihr Ausdruck im 16.—17. Jahrhundert. Kulturhistorischer Vortrag. Von Dr. K. Bödeker, Oberlehrer. (Sammlung von Vorträgen. Herausgegeben von W. Frommel und Friedr. Pfaff. XV. 10.) (Heidelberg, C. Winter.) 1886. 70 Pf.

Prüfen wir diesen Vortrag an den Forderungen, welche der Essay im Septemberheft „Ueber wissenschaftliche Vorträge" aufstellt, dann dürfen wir sagen, er genüge sogar diesen: genaue Kenntnis des Gegenstandes und angenehme, den Stoff frei beherrschende Form. Er belehrt uns, daß in England die fliegenden Blätter, hierauf Kaffeehäuser und sog. Intelligenzbriefe und endlich regelmäßige Zeitungen (durch den bekannten Daniel Defoe) die Organe der öffentlichen Meinung gewesen sind in der Zeit, welche mit Elisabeths froher und großer Zeit beginnt und in der Versumpfung vor der glorious revolution endet. Irrtümlich wird gesagt, das erste deutsche Kaffeehaus sei 1721 in Berlin entstanden, während nach Wiens Entsetzung sogleich das erste dort eingerichtet ward, wie ja Deutschland auch die regelmäßigen Zeitungen früher wie England gehabt hat. L. Sch.

— 1) Russisch-Baltische Blätter. Beiträge zur Kenntnis Rußlands und seiner Grenzmarken. 1. Heft. (Leipzig, Duncker u. Humblot.) 1886. 85 S. 8°.

Tapfer kämpft die patriotische Verlagsfirma für das zertretene Recht der baltischen Provinzen. Der erste von den vier Aufsätzen, „Wolken im Osten", bietet eine volle Entstehungsgeschichte des Panslavismus, die der dritte weiter ergänzt. Der zweite zeigt an der Absetzung des Bürgermeisters Bünger von Riga die brutale Knutenwirtschaft Neurußlands. Für den Augenblick besonders beiangreich ist der letzte Aufsatz, welcher in deutscher Uebersetzung, aber vollständig den Brief Gortschakoffs an Herrn v. Oubril über die baltisch-religiöse Frage (1865) darbietet, aus Anlaß eines braven excès de langage, den Herr v. Bismarck sich fürdittend erlaubt hatte. Mit erstaunlicher Offenheit spricht sich darin Gortschakoff über den schlechten Tausch aus, den die abgefallenen Lutheraner mit ihrer Russifizierung gemacht hätten.

2) Die Bedrückung der Deutschen und die Entrechtung der protestantischen Kirche in den Ostseeprovinzen. (Leipzig, Duncker u. Humblot.) 1886. 56 S. 1,20 M.

Das ist die Leidensgeschichte der Balten im Zusammenhang; von der Zeit an, wo (bis 1848) der große Bekehrer Golowin „im Bunde mit der Willkür eines russischen Paschas wirtschaftete", bis zu den Manassein und Pobedonoszew, welche der „Reichsbote" f. Z. ins grellste Schlaglicht gestellt hat. Von Golowin an beginnt aber auch das Elend der Rückfälligen, welche wieder heim wollen in die lutherische Kirche, und gegen welche Gesetze geschmiedet wurden, die selbst Ludwig XIV. zu lernen geben würden. Auch sonst ist der Druck unerträglich: Neu- und Umbauten lutherischer Kirchen bedürfen der Genehmigung — des griechischen Bischofs. Riga durfte seinem Reformator Luther, der ja freilich kein Russe war, kein Standbild errichten. Kurz, dort ist das Unzulängliche Ereignis und Wirklichkeit. Wir können beide Broschüren als wertvolle Ergänzungen der im Mai- und Juniheft unserer „Allg. Konserv. Monatsschr." erschienenen und jetzt im Sonder-Abdruck vorliegenden Aufsätze (Leipzig, Georg Böhme) aufs wärmste empfehlen. L. Sch.

— Friedrich Wilhelm II. Eine hundertjährige politische und kirchliche Erinnerung von D. Paulus Cassel. (Gotha, F. A. Perthes.) 1886. VI und 190 S. 3 M.

Nicht bloß das bekannte Säkularbedürfnis macht 1886 eine Biographie dieses Königs notwendig. Der Champagnerfeldzug, die Lichtenau, die letzten polnischen Teilungen, das Wöllnersche Edikt — sind bekannte Stichwörter, um den Namen eines im Grund edlen Hohenzollern zu verdunkeln, und er bedarf einer Rettung. Prof. Cassel sucht nun nachzuweisen, daß die Französlinge in ihm den Deutschen, die Religionsspötter den frommen Christen haßten und verleumdeten. Gewiß hätte man nicht mehr Belesenheit, besonders in der satirischen und polemischen Litteratur daransetzen können, als der bekannte Verf., und er hat damit sein Buch für jeden Litteraturforscher zu einer Fundgrube gemacht; aber er hätte seinen Zweck sicherer erreicht, wenn er in ruhiger Entwicklung eine historische Darstellung der wichtigsten Vorgänge aus Friedrich Wilhelms II. Regierung, insbesondere bei der Durchführung des Edikts gegeben hätte. Jetzt ist sein Buch nur zu betiteln: „Friedrich Wilhelm II. in der Auffassung vieler Zeitgenossen." Es macht dem Verf., da ihm zuviel Interessantes einfällt, sichtlich Mühe, bei der Sache zu bleiben. Rein

historische Darstellung scheint er von seinem mehrgenannten „Lehrer Ranke" doch nicht überkommen zu haben; wenn auch die öftere Einmischung der eigenen Person die liebenswürdigste und verzeihlichste Stilwidrigkeit ist.

Die Regierung des Königs, soweit davon ein klares Bild sich ergibt, erscheint als ein Kampf gegen das innere Franzosentum, gegen die Entsittlichung und religiöse Verödung: eine gewiß schon darum schwere Aufgabe, weil des Königs eigene Lebensführung ein Boden ist, von dem aus in diesem Sinne nicht gut argumentieren ist, mögen auch die sündhaften Neigungen des Königs vor den Augen des Richters der Ehebrecherei viel eher Gnade finden als jene unfrommen Spötter des alten Glaubens, die sich frierend in den formalen Tugendmantel hüllen." Und dann ist auch der sündigende König der Kirche die Pflege schuldig und selbst Zurechtweisung. Es ist ein unendlich geistreiches Buch eines unendlich belesenen Mannes; aber eine kühlere, trockenere, historischere Schrift würde wohl mehr überzeugen. L. Sch.

4. Biographisches.

— 1) Johann Valentin Andreä, ein schwäbischer Gottesgelehrter des siebzehnten Jahrhunderts. Geschichtliche Erzählung von Albert Landenberger. (Barmen, Hugo Klein.) 1886. 106 S. 1,60 M.

2) Johann Valentin Andreä. Ein Lebensbild zur Erinnerung an seinen dreihundertsten Geburtstag entworfen von Joh. Phil. Glöckler, Prof. in Stuttgart. (Stuttgart. Emil Hänselmann.) 1886. 182 S. 8°.

Der einst sang: „Alles kannst du verbinden, was irgend ist zerstreut. In dir ist alles zu finden, was Menschenherzen erfreut," eine große, fromme Persönlichkeit, antiker Christ und moderner Denker, Vorkämpfer und Vorläufer des Pietismus und der inneren Mission: Joh. Val. Andreä verdient erneute Beachtung. Spener und Herder haben ihn bewundert, er ist zwischen Brenz und Bengel der größte schwäbische Gotteslehrer. Denn sein Großvater, der die Konkordienformel schaffen half, war vorwiegend Kirchenpolitiker. Landenbergers Schrift ist mehr populär, ist keine Lebensgeschichte; er gruppiert mit schriftstellerischem Geschick die wichtigsten Momente von Andreäs Leben mit Einzelheiten aus seiner Jugend- und Bildungsgeschichte zu einem Ganzen. Er ergänzt auch als Künstler: Dichtung und Wahrheit! Der Stil, neigt kräftig und volkstümlich, fällt doch öfters ein wenig herab. Glöckler dagegen bietet eine wirkliche Lebensgeschichte; in liebenswürdiger und sinniger Auffassung; ganz einfach und doch geistreich geschrieben, voll wahrer Religiosität. Ueberdies zahlreiche Mitteilungen aus Andreäs Schriften und lieblichen Dichtungen. Es entging Herrn Glöckler, daß ein Stück („Der Bettler") die Vertrautheit Andreäs auch mit Meister Eckehart, dem großen Mystiker beweist. Beide Schriften unterliegen einmal einem begreiflichen Mangel an Kritik, wo sie weiter erzählen, daß ihr Held innerhalb elf Jahren eine Million Arme gespeist habe. Man rechne! Wann? Womit? Woher die Million? Beide Schriften teilen natürlich auch den verbreiteten Irrtum, daß Schriften Andreäs der Rosenkreuzergesellschaft den Ursprung gegeben haben. Nach mehreren Stellen in W. Buchs hessischer Chronik (handschriftl. im Archiv zu Darmstadt) scheint es vielmehr, daß eine schon verbreitete Geheimbündelei ihm Anlaß zu seinen Schriften gegeben hat. — „Gelfen" heißt nicht seufzen, sondern schreien. — Besonders der zweiten Schrift ist ein recht weiter Leserkreis zu wünschen. L. Sch.

— Dr. Balthasar Bebel, Professor der Theologie und Münsterprediger zu Straßburg im 17. Jahrhundert. Geschildert nach unbenutzten Urkunden und Manuskripten von Wilhelm Horning. (Straßburg, C. A. Bomhoff in Komm.) 1886. 66 S. 8°. 1,50 M.

„Zeit der toten Orthodoxie" — wieviel düstere Vorstellungen verbinden sich, seit Tholuck seine anklagenden Werke über jene Epoche geschrieben, mit dieser Klassifikation! Als ob nicht das Allermeiste davon eben der Zeit, dem dreißigjährigen Krieg zur Last fiele. Darum ist es gut, die echten Lebenszeugen der damaligen Kirche der heutigen Gemeinde verständlich vorzustellen; wobei man dann erkennt, daß manche dieser „toten Orthodoxen" doch sehr lebendig im Glauben und Gebet gewesen sind. Ueberaus thätig in dieser Restaurationsarbeit ist Pfarrer Horning in Straßburg. Bebel war eine stille Büchereristenz, die ihre Gegenwart nur von Kanzel und Katheder her berührte und vom Schreibtisch aus — schließlich aber auch in tapfere Kämpfe gegen die Jesuiten heraustrat seit der Straßburger Reunion. Hierdurch bekommt das Werkchen dann noch eine besondere Bedeutung. Sehr ausführlich, aber für die Zwecke populärer Biographie überflüssig, sind die Register einiger seiner lateinischen Hauptwerke abgedruckt. Denn der Theologe wird andererseits dabei eine Charakteristik und eindringendere Würdigung eben dieser Werke vermissen, z. B. einen Rechtfertigungsversuch, warum Bebels Kirchengeschichte immer wieder Dogmatik und Symbolik geworden ist. Bei einer 2. Auflage könnte der Vers. sich auch die Frage vorlegen, ob nicht eine von den beiden anonymen in Straßburg verfaßten Beischriften zu Speners pia desideria (Ausg. Franksurt, 1676) von Bebel herrühren müsse, sei es die erste, breitere, wie ich vermute, oder die zweite höchst geistreich lebendige, voll Kraft und Feuer. L. Sch.

— Robert von Mohl. Ein Erinnerungsblatt, dargebracht zur fünfhundertjährigen Jubelfeier der Ruperta-Carola von Geh.-Rat Dr. Hermann Schulze, ord. Prof. des Staatsrechts an der Universität Heidelberg. Mit einem Bildnis R. v. Mohls. (Heidelberg, Karl Winter.) 1886. VI und 100 S. 8°. 2 M., geb. 2,80 M.

Gelegentlich der fünfhundertjährigen Stiftungsfeier der Heidelberger Hochschule sind, wie stets bei derartigen Anlässen, eine große Anzahl (etwa 150) wissenschaftlicher Arbeiten erschienen und überreicht worden. Viele derselben haben lediglich ihre Berechtigung in der der Universität geschenkten Teilnahme und lassen keinen Zusammenhang mit der Universität hervortreten, wie Monographien über Funktionenrechnung, Kritik lateinischer Texte und dergl. mehr. Am meisten Interesse für weitere

Kreise bieten die historischen Werke und insbesondere die biographischen Skizzen. Das Werk jeder gewaltigen Hüterin des Wissens setzt sich aus dem mancherlei Stückwerk zusammen, das in vergänglichem Erdendasein große und kleine Geister hineingaben. Wie vieler Namen sind verschollen und verweht! Einen großen Reiz aber hat es, hochragenden Einzelgestalten den Blick zuzuwenden und die Lebensschicksale dieser Persönlichkeiten, deren Andenken bewahrt ist, sich zu vergegenwärtigen. Mehrfach ist durch Lebensbilder die Erinnerung an Heidelberger Rechtsgelehrte in diesem Jahre aufgefrischt worden. In der „Ruperto-Carola" finden wir zwei anziehende Aufsätze von Karlowa über den Romanisten Donellus und von Gierke über den geistreichen Samuel Pufendorf. Die Universität Erlangen brachte als Festgabe einen Abdruck der Nekrologe, welche Marquardsen über Mohl und Bangerow dereinst veröffentlicht hatte. Dem vielseitigen Mittermaier widmeten seine Söhne eine fesselnde, aber naturgemäß nicht ganz objektive und besonders von veralteten politischen Anschauungen nicht völlig freie Monographie. Zu diesen sehr lesenswerten Schriften tritt obengenanntes Erinnerungsblatt. Es ist der wenig veränderte Abdruck von Artikeln, welche bereits dreimal erschienen sind, als Manuskript eines Vortrages, in den badischen Biographien und in der „Schlesischen Zeitung" vom 26. und 27. Februar 1880. In großen Zügen entwirft Verf. hier ein lebensvolles und wahrheitsgetreues Bild des Mannes, welchen er hoch verehrte und dem er bereits 1865 seine so treffliche „Einleitung in das deutsche Staatsrecht" zugeeignet hatte. Neu sind die Beigaben, unter denen die Denkschrift Mohls von 1867 über die damals in Frage stehenden Verhältnisse von Nord- und Süddeutschland aus den Akten des badischen Staatsministeriums und besonders ein Brief Mohls über die Krisis von 1866 an den Verf. großes politisches Interesse bieten. In dem Briefe ist besonders hervorgehoben, daß man Staatsrecht nicht nur nach amtlichen Urkunden schreiben dürfe, da in ihnen oft nicht alles richtig, öfter aber nicht alles richtige gesagt sei.

Das Leben Mohls wird in 7 Abschnitten vorgeführt: Heimat und Familie, Lehr- und Wanderjahre, der Tübinger Professor, die Uebersiedelung nach Heidelberg und das Jahr 1848, Lehrthätigkeit und schriftstellerische Arbeiten in Heidelberg, Mohl als Staatsmann und Diplomat, Jubiläum und Lebensabend.

R. von Mohl gehört nicht zu den Publizisten, deren Name so populär geworden, wie der seines Urgroßvaters J. J. Moser, dessen wir bei Besprechung der Wächterschen Schrift (A. K. M. 1886. S. 107) gedachten. Obwohl er auch als Politiker thätig war, liegt sein Hauptverdienst doch auf wissenschaftlichem Gebiete. Seine Werke sind vielfach vortrefflich: sein württembergisches Staatsrecht war das erste Partikularstaatsrecht von allgemeiner Bedeutung, seine Polizeiwissenschaft ein maßvolles, gediegenes Werk, seine zahlreichen Aufsätze über Staatsrecht, Volksrecht und Politik zeigen überall den besonnenen, gereiften Publizisten, die „Litteratur der Staatswissenschaften" zeugt von staunenswerter Belesenheit. Mohl hat mit alledem die Wissenschaft nicht vertieft, jedoch den Umfang unseres Wissens vermehrt und den bis dahin eng gezogenen Horizont der Staatsgelehrten durch den Blick auf das ausländische Recht erweitert. Geboren 1799 erlangte er früh in Tübingen einen Lehrstuhl, dem er 1845 wegen eines Konfliktes mit dem sehr untergeordneten Minister Schlayer, einem Emporkömmling, aufgeben mußte. Er wirkte dann 1847 bis 61 in Heidelberg, wo es ihm jedoch nicht gelang, die Zuhörer, etwa wie Bangerow oder Häußer zu fesseln. Von 1861 ab war er Bundestagsgesandter in Frankfurt, später Gesandter in München, und Präsident der badischen Oberrechnungskammer. Er starb als Reichstagsabgeordneter am 5. November 1875 in Berlin, welches ihm durch das Haus seines Schwiegersohnes Helmholtz zur zweiten Heimat geworden war. In seiner politischen Gesinnung war er allem Radikalismus abhold und blieb stets eine vornehme Natur. Erinnert sei an seine im „Staatsrecht, Völkerrecht und Politik" enthaltenen Schriften über die Mängel des konstitutionellen Systems, gegen das allgemeine Stimmrecht (der Aufsatz „Uebereiltes, Unbedachtes, Unfertiges in der Tagespresse"), die Aussagen gegen die Abschaffung der Todesstrafe, gegen die Judenemanzipation u. s. w

Der Verf. deutet an, daß Mohl umfangreiche Aufzeichnungen über sein Leben gemacht, jedoch bestimmt habe, daß deren Veröffentlichung noch einige Zeit ausgeschlossen ist. Vielleicht hätte es in Mohls Sinne gelegen, auch das Schreiben über die Krisis von 1866 nicht zu veröffentlichen. Immerhin ist dasselbe eine interessante Zugabe zu der Lebensskizze, welche uns der Verf. geboten hat und welche in einer für weitere Kreise ansprechenden Weise äußere Schicksale und innere Charakterzüge dieses unermüdlichen Arbeiters uns vorführt. K.

5. Pädagogik.

— Die Erziehung der Mädchen. Von Karl von Raumer. 4. Auflage. (Gütersloh, C. Bertelsmann.) 1886. 176 S. 8°. 2 M.

Als ein sehr erfreuliches Zeichen der Zeit ist es anzusehen, daß dieses Buch, das vor mehr als einem Menschenalter zum erstenmal erschienen ist, es immer wieder zu einer neuen Auflage, jetzt der vierten, gebracht hat. Das alte Gold des trefflichen Raumer ist zum größten Teile noch vollwertige Münze. Noch immer schöpfen christliche Eltern und Erzieher aus diesem trefflichen Schriftchen die beste Anweisung zur Erziehung der Töchter. Namentlich den Müttern muß dasselbe bestens empfohlen werden.

Bei einem Teile der Schrift muß ich jedoch das Lob nur mit einer gewissen Einschränkung aussprechen. Es ist der Abschnitt VIII. Unterricht. Raumer fordert hier, daß auch der Unterricht der Mädchen vom Hause ausgehe, von Vater und Mutter, höchstens daß er beim Schreiben und Rechnen einen Fachlehrer zuziehen will. So schön und anmutend ein solcher Vorschlag aussieht, so undurchführbar ist er in der Praxis. Die Fälle, in denen Eltern Zeit, Kenntnisse und Geschick haben, ihren Töchtern die auch von Raumer gewollte

gründliche Bildung zu geben, sind so selten, daß sie bei einer allgemeinen Lösung dieser Frage nicht in Rechnung gestellt werden können. Der öffentliche Unterricht ist auch gewiß kein Schade, wenn die Schule nur von dem rechten christlichen und Familiengeiste durchdrungen ist. Raumers Anschauungen sind nur erklärlich aus einer Zeit, in der der höhere Mädchenunterricht noch seine ersten schüchternen Gehversuche machte. Das merkt man auch bei den methodischen Ratschlägen Raumers, die nur teilweise jetzt noch auf Gültigkeit Anspruch machen können. Schr.

6. Musik.

— Reise-Briefe von Karl Maria von Weber an seine Gattin Karolina. Herausgegeben von seinem Enkel Karl von Weber. (Leipzig. Alphons Dürr.) 1886. 224 S. 8°. 4,50 M.

Eine höchst schätzbare Ergänzung der Biographie unseres volkstümlichsten deutschen Tonmeisters, welche Max Maria von Weber, dessen erstgeborener Sohn, 1864 im Verlag von Ernst Keil zu Leipzig veröffentlichte. Die Herausgabe der Reisebriefe wurde zunächst angeregt durch das Säkularfest des Geburtstages des am 5. Juni 1826 zu London aus dem Leben geschiedenen Meisters, der am 18. Dezember 1786 in dem oldenburgischen Städtchen Eutin das Licht der Welt erblickte. — Bei den festlichen Veranstaltungen und Kundgebungen der Feier des 18. Dezembers, die vom deutschen Volk und, über dessen Bereich hinaus, von der ganzen musikalischen Welt begangen werden soll, wird unter allen Formen dankbarer Verherrlichung des Andenkens an den Schöpfer des Freischütz, der Euryanthe, des Oberon und zahlreicher anderer Geschenke seines reichen Tongeistes und rastlosen Schaffenstriebes die Ausgabe der Reisebriefe als allgemein zugängliches Denkmal von besonders ausgezeichneter Bedeutung sein und bleiben. — Denn diese Bedeutung der Briefe erstreckt sich weit hinaus über den allgemeinen Wert, welchen man unmittelbaren Aufzeichnungen und Herzensergüssen ausgezeichneter Geister eines großen Volkes mit Recht beizulegen pflegt. Vielmehr haben diese Briefe eine ganz besondere kunstgeschichtliche Beachtung zu beanspruchen. Sie verbreiten sich nämlich über zwei Zeitabschnitte, die, unerachtet ihrer verhältnismäßig kurzen Dauer für Webers Kunstschaffen und nicht minder auch für den Entwicklungsgang der deutschen Oper, eine sehr belangreiche Wichtigkeit erlangt haben. Dieselbe wird genügend erklärt werden durch die Titel der formal größten und letzten beiden Opern Webers, Euryanthe und Oberon, welche Anregung zu den Reisebriefen gegeben haben und deren Entstehungsgeschichten bis zu ihren ersten öffentlichen Darstellungen den leitenden Faden bilden, der sich durch die Briefe hindurchzieht und dem Gange der Nachrichten und Erlebnisse des Briefschreibers einen sammelnden Mittelpunkt und Zielpunkt des wachsenden Anteils leiht, den der Briefstoff dem verständigen Leser abgewinnt. Mit den Anträgen, die beiden Opern — Euryanthe für das Kärnthnerthor-Theater zu Wien, Oberon für das Coventgarden-Theater zu London — zu schaffen, hatte Weber zugleich die Verpflichtung übernommen, seine neuen Bühnenwerke auch an Ort und Stelle selbst in Person der Oeffentlichkeit als musikalischer Leiter bei den ersten Vorstellungen vorzuführen, beziehungsweise die erforderlichen Studien des darstellenden und musizierenden Personales wie sonstige szenische und andere Vorbereitungen thätig zu ordnen und zu überwachen. Aus diesem Grunde mußte er die Geschäfte seines Tresdener Amtes als k. Kapellmeister für die Zeit seiner Abwesenheit anderen Händen anvertrauen und mit tiefem Widerstreben in eine entsprechende, für sein Herz viel zu gedehnte Trennung von den Seinen willigen. — Diese beiden Reisen boten den ganz natürlichen Grund für die Disposition des vorliegenden Buches. Von den beiden nach Zeit und Inhalt geschiedenen Teilen des knappen Bandes umfaßt der erste den Zeitabschnitt vom 16. Septbr. bis 10. Novbr. 1823, dessen beide Endpunkte Webers Abreise nach Wien und Heimkehr von da nach Tresden bezeichnen. Hin- und Herreise, die ersten vier Aufführungen der Euryanthe und was sich an dieses kunstgeschichtlich merkwürdige Ereignis sonst noch des Mitteilenswerten knüpfte, liest man in dieser ersten Abteilung. — Die Oberon-Briefe erstrecken sich über den Raum vom 26. Febr. 1826 — dem Tage der schmerzlichen Trennung Webers von den Seinen, die er mit seinen sterblichen treuen Augen nicht wieder sehen sollte — bis zum 2. Juni desselben Jahres — dem Tage, an welchem er den letzten Brief an seine Gattin von London aus schrieb, um hier schon beim Anbruch des 5. Juni die Augen für immer zu schließen. So erfüllten sich die Todesahnungen, welche ihn seit dem Jahre 1821, wo er anfing, sich mit dem musikalischen Entwurf der Euryanthe eifrig zu beschäftigen, mit abwechselnder Dringlichkeit zu verfolgen nicht abgelassen hatten. — An dieser Stelle auf die fesselnden Einzelnheiten der Briefe näher einzugehen, untersagt Raum und Zweck dieser Anzeige des vor kurzem erschienenen, sehr beachtenswerten Buches. Doch muß noch, außer auf dessen kunstgeschichtliche Bedeutung, auf eine andere Seite desselben hingewiesen werden, die den Briefen das Siegel einer Volkstümlichkeit aufprägt, welche es über die Grenzen der Kunstforschung und des musikalischen Interesses erhebt, und es als eine physiognomische Charakterskizze erscheinen läßt, welche geeignet ist, die Aufmerksamkeit, Freude und das Nachdenken der ganzen deutschen Leserwelt anzuziehen und aufzuregen. Noch weniger als Webers Biograph, sein vorerwähnter ältester Sohn Max Maria, mochte der Meister selbst die Möglichkeit ins Auge gefaßt haben, daß diese vertraulichen, an seine in Dresden zurückgebliebene Gattin gerichteten Reisebriefe jemals gedruckt und der Oeffentlichkeit zugänglich gemacht werden könnten und würden. Glücklicherweise hat der Herausgeber, Webers Enkel, ein Sohn von Max Maria, sich mit richtiger Erkenntnis der Beziehungen Karl Marias zum deutschen Volk über die allzu ängstliche Diskretionsfrage hinwegsetzen zu dürfen geglaubt, indem er die, ihrem Inhalt nach, teilweise auch in Bruchstücken aber zusammenhanglos schon anderweitig benutzten Briefe unverkürzt und in chronologischer Reihenfolge herausgab und dadurch unserem geistigen, nationalen Haus-

schatz einen wertvollen Beitrag zuführte. Die Briefe zeigen dem Leser nicht bloß den großen volkstümlichen Tonmeister mit seinem selbstlosen, vom Weihrauch nicht berauschten bescheidenen Sinn als Triumphator deutscher Kunst, in England gefeiert als „der Mann der britischen Nation", bewundert von allen Kulturvölkern seiner Mitwelt und Nachwelt — die Briefe zeichnen auf diesem universalen Hintergrunde auch ein Bild des anspruchslosen Mannes in abgeschiedener häuslicher Zurückgezogenheit; sie zeichnen mit Webers eigener vielgeübter Feder Webers Menschliches in Schlafrock und Pantoffeln; sie zeichnen sein liebewarmes Kindesherz, das im Hauskleide Webers so sehnsuchtsvoll, treu und fromm schlägt, das selbstlose Herz, daß sich voll und ganz bewußt ist, den Pflichten gegen die Kunst und gegen Weib und Kind die letzten Kräfte eines siechen, todesmatten Körpers schuldig zu sein und bis zur äußersten Erschöpfung diesen Rest ehemals so rüstiger, fröhlicher Kraft einzusetzen, bis das Herz stillsteht und das sehnende Heimweh endlich die herrlichste Erlösung findet. Daß Weber — der Offenheit und Wahrheit und unverstelltes Naturell von jedem rechtschaffenem Manne und am unweigerlichsten von sich selbst forderte — mit seiner Gattin brieflich nicht anders plaudert, als in Mußestunden auf „dem grünen Sopha", verleiht den Briefen einen behaglichen Reiz innigsten Wohlgefühls. Seine Gattin, Karoline geb. Brandt, gehörte von Kindesbeinen auf derjenigen Spezies der menschlichen Gesellschaft an, welche nur in der Luft der Schaubühne und im Lichte der Theaterlampen gedeiht. Weber lernte sie schätzen und lieben in seiner Eigenschaft als Kapellmeister des Theaters zu Prag. Hier debütierte Karoline Brandt am 1. Januar 1814. Als sie ihm 1817 nach Dresden in sein Haus folgte, um darin als Seele und liebende Gattin des Meisters zu walten, entsagt sie auf seinen Wunsch dem aufreibenden Bühnenleben. Aber der tändelnde, oft ans derbe und burschikose streifende Unterhaltungston der Trogloghten des Theaters klingt lustig genug wieder in Webers Reisebriefen an seine Lina oder „Mukkin" und versetzt den Leser unmittelbar in Webers Wohnzimmer und Kinderstube. Ueberall exemplifizieren diese Briefe das Wort: ernst ist das Leben, heiter die Kunst. Und selten hat ein Meister der Kunst diesen Gegensatz so harmonisch versöhnt, wie Weber in seinem Leben und in diesen Reisebriefen, dem treuen Spiegel desselben. L. M.

7. Philosophie.

— A. Ritschls philosophische Ansichten. Von O. Flügel. Separat-Abdruck aus der Zeitschrift für exakte Philosophie. (Langensalza, H. Beyer u. S.) 72 S.

Bei der großen Bedeutung, welche Ritschls Theologie gegenwärtig auch schon für Nichttheologen gewonnen, bei der lebhaften Zustimmung und dem noch entschiedeneren Widerspruch von rechts und links, der ihr zu teil wird, dürfte es nicht uninteressant sein, eine Beurteilung der philosophischen Grundlage dieser epochemachenden Theologie von theologisch uninteressiertem, rein philosophischem Standpunkt aus kennen zu lernen. Gerade da Ritschl die Theologie prinzipiell von der Philosophie, speziell der Metaphysik unabhängig machen will, ist der von Flügel gebrachte Nachweis, daß seine Anschauung ebenso auf erkenntnis-theoretischen und metaphysischen Annahmen bezw. auch Irrtümern sich aufbaue, wie die der anderen Theologen, doppelt einschneidend. Flügel zeigt, wie die Vermeidung der falschen Philosophie bei Ritschl und dessen Nachfolgern Gottschick, Herrmann, Kaftan, Thikötter doch nur zu leicht wieder in die Bahnen des so stark verurteilten Monismus und Pantheismus hineinführt; die falsche Philosophie müsse vielmehr wiederlegt und durch eine gesunde ersetzt werden; der Pantheismus, Materialismus und Atheismus müsse mit seinen eigenen Waffen bekämpft werden. Da die Schrift, wie man sieht, die wichtigsten Grundfragen einer jeden Weltanschauung berührt, und zwar, dürfen wir hinzufügen, in einer ausgezeichnet klaren Darstellungsweise, so wird jeder für diese höchsten theoretischen und praktischen Probleme Interessierte die Abhandlung nicht ohne mannigfache Anregung und Belehrung aus der Hand legen. Mancher wird auch Lust bekommen, glauben wir, die übrigen ebenfalls durch ihre Klarheit und Schärfe ausgezeichneten Schriften O. Flügels kennen zu lernen, von denen wir besonders Die spekulative Theologie der Gegenwart, Das Wunder und die Erkennbarkeit Gottes und die kleine, leicht lesbare interessante Abhandlung: Das Ich und die sittlichen Ideen im Leben der Völker, sowie Ueber das Seelenleben der Tiere allen Lesern wiederholt empfehlen. R. H.

— Die Wirklichkeit und ihre Erkenntnis. Eine systematische Erörterung und kritisch vergleichende Untersuchung der Hauptgegenstände der Philosophie. Von Dr. J. L. A. Koch, Direktor der K. W. Staatsirrenanstalt Zwiefalten. (Göppingen. Erwin Herwig.) 1886. VIII. 390 S. 8°. 5 M.

Ein sehr fleißig und, setze ich gleich hinzu, vorsichtig gearbeitetes Buch. Der Gang ist durchaus objektiv und die empirischen Funde werden zunächst kühl erwogen, bestimmt kritisch zugehauen, ehe sie zu Bausteinen für das System verwendet werden. Der Verfasser betrachtet nach den grundlegenden Sätzen über Erkenntnis und ihr Zustandekommen zuerst die sinnliche Welt, dann den menschlichen Geist, dann das Absolute, dann die Philosophie in ihrem Verhältnis zur Religion. Denn, so sagt der Verf. „schließlich sind bei den Völkern der Erde die drei großen Vorstellungskreise eben einmal faktisch anzutreffen, welche sich auf eine jenseitige Welt, auf den eignen Geist den Menschen und auf eine sinnliche Außenwelt beziehen. Und die Philosophie hat diesem Bewußtseinsinhalte nach allen Seiten hin und vollständig nachzugehen. Sie darf, wenn sie doch eben das Ganze im Auge behalten will, nicht bloß einen Teil des menschlichen Bewußtseins aufnehmen, den andern aber liegen lassen." S. 41. „Aber die Philosophie muß dabei immer und überall philosophisch zu Werke gehen und darf nichts ungeprüft hinnehmen, was sich ihr darbietet." Denn der Philosophie steht ja an sich nicht einmal die reale Existenz einer sinnlichen Außenwelt fest, wie viel

weniger diejenige einer jenseitigen Welt. Allerdings tritt die Erscheinung einer solchen Welt „bei allen normalen und entsprechend entwickelten Menschen" ein, und niemand entzieht sich der elementaren Gewalt der betr. Gefühle. Es ist ferner wahr, wir besitzen nicht strenge Beweise dafür. Aber man denke an Kant. In der Kritik der praktischen Vernunft zeigte er, daß sittliche Vollendung des menschlichen Geistes und sittlicher Ausgleich, also auch Vergeltung, nicht möglich sind, „wenn es nicht persönliche Fortdauer für den menschlichen Geist, und zwar eine Fortdauer gibt, in der Ordnung einer höhern Welt, welche Willen und Macht hat zu vergelten, also jedenfalls da sein muß." Da haben wir also ein notwendig sich ergebendes Postulat.

Die Art nun, wie den durch dies innere Postulat veranlaßten Projektionen, wie den Schlüssen auf eine jenseitige Welt, und wie dieser Welt selbst, Realität angewiesen wird (S. 283 ff.) ist in der That sehr anerkennenswert. Hierher gehört auch die Darlegung des „befriedigendsten Monismus", des Theismus. „Wie sich die sinnliche Welt in Erscheinungen erfahrungsmäßig vor den Menschen ausbreitete und der Mensch in Beziehungen zu ihr trat, und wie der menschliche Geist sich in Erscheinungen erfahrungsmäßig gegenständlich wurde und geistige Lust und That und ein Verkehr der Geister unter einander da waren, lange ehe die Philosophie in die Menschheit eingetreten ist, und nach dem Zustandekommen der Erscheinungen und dem Wesen der Dinge gefragt hat — so war auch lange vorher schon eine Erfahrung in der Menschheit vorhanden von einer Welt über uns." Nun denn auch: von einem Gott über uns, fährt der Verf. fort.

Der Verf. hat eine glückliche Gabe stufenmäßig vorsichtig aufsteigend die Fragen zu erledigen, keinen Sprung zu machen, sondern uns unversehens Zugeständnis um Zugeständnis abzunötigen, bis er uns dahin gebracht hat, wohin er will. Er ist Populärphilosoph und wird sein Publikum finden und wesentlich Lücken ausfüllen, die in den Köpfen einer Generation unausbleiblich sind, welche in den Schulen angeleitet wird, von allem etwas und von wenigem etwas Rechtes zu lernen. R.

8. Kulturgeschichte.

— Die Universitätsbotenanstalten des Mittelalters. Von A. von Kirchenheim. Heidelberg. 1886.

Es ist eine sehr anregende Festgabe, welche der Verfasser mit seinem kleinen Beitrage zur Geschichte des Postwesens zur Erinnerung an das tausendste Semester der Universität Heidelberg seinen Zuhörern überreicht hat; die geschichtliche Bedeutung der Universitätsbotenanstalt, wenn sie vom Verfasser auch nur skizziert wird, tritt einleuchtend hervor, wenn man bedenkt, daß der Gedankenaustausch unter den Gelehrten zu allen Zeiten ein sehr reger war, und sich daran erinnert, daß Erasmus von Rotterdam einen eigenen Briefboten hatte, den er mit 60 Goldgulden jährlich bezahlte. Nach v. Kirchenheims Mitteilungen ist die früheste — sie wird bereits im Jahre 1297 erwähnt — die Botenanstalt der Universität Paris, und sie ist auch die bei weitem bedeutendste und berühmteste geworden. Die Boten waren nicht Beamte der Fakultäten, sondern der Landsmannschaften: man kann aus diesem Umstande schließen, daß diese Postanstalt zunächst ein Privatunternehmen war und erst in der späteren Zeit durch Privilegien zu einem öffentlichen geworden ist. Später waren die Postboten unter sich als eine besondere Brüderschaft vereinigt und hatten den heiligen Karl zum Schutzpatron, ein Umstand, der zu der irrtümlichen Auslegung geführt hat, daß Kaiser Karl der Stifter der Pariser Universitätspost gewesen sei. Auch Ludwigs XI. berühmtes „Edit pour l'établissement des Postes" vom Jahre 1464 ließ die Universitäts-Postanstalt in ihrer Sonderstellung unberührt. In Deutschland läßt sich — und daran ist wohl lediglich die geringe Sichtung des einschläglichen, lehrreichen Urkunden- und Aktenmaterials der einzelnen Archive schuld — das Universitätspostamt weniger leicht verfolgen. Nach v. Kirchenheim gab es deren in Heidelberg, Wien, Jena, Helmstädt. Gerade in den zahlreichen Akten der letzteren Universität haben wir nichts derartiges gefunden, doch mag ein solcher Briefbotendienst trotzdem dort bestanden haben. Dagegen scheint der Beweis für das Bestehen einer solchen Post zwischen Straßburg und Tübingen wohl erdracht zu sein. Die „Universitätspost" des Jahres 1735 zwischen Göttingen und Langensalza ist, wenn man die Sache näher ansieht, nichts anderes als eine gewöhnliche Post, die, weil sie nach der Landesuniversität ging, zur Auszeichnung Universitätspost hieß. Die Hannoversche Postverwaltung erhielt übrigens erst 1682 eine gründliche Organisation durch die Ernennung des Freiherrn von Platen. Zum Beleg für das bereits 1397 — also im elften Jahre der Universität — Bestehen eines Universitätspostbotenamtes führt Kirchenheim aus einem Heidelberger Copiar eine interessante Urkunde an. Die Kirchenheimsche Broschüre ist ein sehr tüchtiger Beitrag zur Geschichte des Postwesens, dem man in neuerer Zeit von seiten der Forscher größere Aufmerksamkeit als bisher schenkt; bei dem großen Aktenmaterial, welches noch unbenutzt in fast allen Archiven beruht, sind bei gründlicher Arbeit auf diesem Felde noch große Erfolge zu erzielen. Auch das Stadtbriefträger-Amt ist viel älter, als man anzunehmen gewohnt ist. Für den Forscher wollen wir nur anführen, daß bereits im 15. Jahrhundert in der Stadt Bremen der „stades drevedregere" urkundlich und wohl unterschieden von dem „stades loper"-Stadtläufer vorkommt. (S. Bremer Urk.-Buch II. 42 Anm. und IV. 240). In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts trat in Leipzig ein kühner Projektenmacher namens Roth auf, der ein Monopol auf die Einführung von Pfeffer aus portugiesischen Häfen erhielt und nichts Geringeres beabsichtigte, als die großartige Organisation einer regelmäßigen Postverbindung von Süddeutschland mit den mittel- und norddeutschen Handelsplätzen, also Nürnberg, Leipzig, Kassel, Braunschweig, Hamburg, Bremen. Bevor aber das Unternehmen in Szene ging, machte Roth bankerott und entleidte sich. Die Sache machte ungeheures Aufsehen und ähnelte ganz einem der modernen „Krache." Die Archivalien

über dieses Rothsche Projekt einer deutschen Post-Organisation liegen in Dresden, einige wohl auch im Stadtarchive zu Leipzig. Irmer.

9. Litteraturwissenschaft.

— Goethe. Sein Leben und seine Werke. Von Alexander Baumgartner S. J. 1. Band: Jugend, Lehr- und Wanderjahre. (Von 1749 bis 1790.) 2. Band: Die Revolutionszeit. Goethe und Schiller. (Von 1790 bis 1805.) 3. Band: Deutschlands Notjahre. Der alte Goethe. Faust. (Von 1806 bis 1832.) 2. verm. u. verb. Aufl. (Freiburg i. Br., Herder.) 1886. 676, 467, 456 S. 8°. 16 M.

„Jeder will gern etwas über Goethe schreiben," mit dieser etwas weitgreifenden Betrachtung beginnt Baumgartner das Vorwort seines Werkes. Gewiß werden die meisten seiner Leser nur in der Lage sein, sich dem verzichtenden Seufzer Wagners anzuschließen:

„Ich hatte selbst oft grillenhafte Stunden.
Doch solchen Drang hab' ich noch nicht empfunden."

Baumgartner aber wollte „etwas über Goethe" schreiben und er hat diesen Plan in umfassender Weise zur Ausführung gebracht. Seine Absicht war, „die Arbeit der bisherigen Biographen weiterzuführen, sie zu vervollständigen und das bisher unleugbar stark geschmeichelte Lebensbild durch ein möglichst objektives, aus den Quellen selbst geschöpftes Kolorit der Wahrheit näher zu bringen". Im großen und ganzen — das sei gleich zu Anfang anerkannt — läßt sich nicht in Abrede stellen, daß B. diese Aufgabe von seinem Standpunkte aus mit viel Geschick und ausgezeichneter Sachkenntnis durchgeführt hat. Das Kolorit jedoch (seit wann wird objektives Kolorit aus Quellen geschöpft?) ist entschieden viel zu dunkel geraten. Es ist nicht mehr, wie bei den seitherigen Biographen fast ausnahmslos, Rosenrot in Himmelblau, auch nicht Grau in Grau, sondern geradezu Schwarz in Schwarz. Die dunkeln Seiten in G.s Charakter und Leben sind hier mit Virtuosität behandelt. Die Schwäche vieler seiner Werke, die Verkehrtheiten vieler seiner Anschauungen, die Unwürdigkeit vieler seiner Handlungen — nichts übersehen, und alles mit breitem Pinsel aufgetragen. Für G.s Tadler wird Baumgortners Lebensbeschreibung klassisch werden.

Wie es begreiflich und entschuldbar ist, geht der Faden der Tendenz durch B.s ganzes Werk. Nur Menschen ohne Ueberzeugung dürfen sich rühmen, nie eine Tendenz zu haben. Daraus soll ihm also kein Vorwurf gemacht werden. G. ist von der Loge emporgerühmt (Bd. I. S. 465) und muß von der Gesellschaft Jesu wieder gestürzt werden. Was ist denn dieser Herr Geheimrat — — gegen Rom! (Bd. I. S. 574.) Goethes Stellung zu Rom ist zwar scharf, aber nicht ungerecht gekennzeichnet. Die Aufgabe, Katholiken G. unmöglich zu machen, ist gelöst. Am deutlichsten wird B. in dieser Hinsicht an der Stelle (Bd. I. S. 529), wo der Bannfluch der Kirche katholischen Goethefreunden in empfehlende Erinnerung gebracht wird. Von G. soll nur das „benützt" werden, was jeder ohne Schaden seiner Seele benützen kann. Was das ist, wird nicht gesagt. Viel kann es aber nicht sein.

Weit stärker aber als das Abschreckungsmittel für katholische Goethefreunde wirken auf alle anständigen und gar auf alle evangelisch gesinnten Leser die an verschiedenen Stellen gegebenen Sündenregister G.s (das stärkste Bd. III. S. 251), dann die Nachweise von einzelnen Fehlern, wie seinem Eigennutze, seiner Treulosigkeit gegen seine Freunde, seiner Gefühllosigkeit und vieler anderer mehr. Bd. I. S. 658 werden über 40 Stellungen aufgezählt, die G. eingenommen und deren Herrlichkeit nach und nach zusammenbrechen mußte. In dem Gefühl des Bedauerns darüber, daß unbestreitbar viel Wahres hier vorgebracht und von berechtigten Gesichtspunkten aus beurteilt wird, kann man jedoch nicht ohne Schmerz sehen, wie der nun einmal größte Dichter Deutschlands — denn das war er, auch wenn ihn B. kein Universalgenie sein läßt — von einem Deutschen, allerdings einem unfreiwillig-mehrjährigen Deutschen im Auslande, vor allen Kulturvölkern herabgesetzt wird. Am wenigsten ist dabei die Sprache zu billigen, in der das geschieht. G. ist ein ewig unbefriedigter Liebesvagant, ein göttlicher Onkel, ein bürgerlicher Kater, dieser Herr Geheimrat, Exzellentissimus, der größte Büreaukrat der Neuzeit, der beleibte Herr, Frankfurter Parvenu. Er hat die Sorgfalt einer alten Mamsell; der griechische Halbgott, der zufällig seinen dicken soliden Ueberzieher vergaß, sodaß es eine Erkältung setzte; der neue Archimedes liegt am Mückenwagen und studiert das Kanonenfieber; der Studenten-Minister, der sich auf Staatskosten jahrelang aufs beste amüsierte; der Halbgott, der schließlich doch nur ein Frankfurter war; wischt sich den Mund gleich dem schofelsten Geschäftsreisenden Doch genug hiervon. Wie B. im Grunde seines Herzens gegen G. gesinnt ist, das verrät Bd. I. S. 435: „Auf der Furka hätten sie allenfalls — von einer Lawine verschüttet werden können. Die Anbeter G.s werden nicht ohne Schrecken an diese Möglichkeit denken . . ." Herrn B. hätte wohl diese Lawine nicht so übel gepaßt? Er hätte dann auch sein Buch nicht geschrieben. Mit am grausamsten, aber entschieden originell finden wir es, daß G. direkt für die unsterbliche Langweiligkeit der Düntzerschen Schriften verantwortlich gemacht wird, Goethe, der den Mann mit Prophetenblick gezeichnet:

„Der immerfort an schalem Zeuge klebt,
Mit gier'ger Hand nach Schätzen gräbt,
Und froh ist, wenn er Regenwürmer findet."

Nun fragt man sich, wie kommt es, daß B.s Darstellung, die weit mehr als bloßes Gegengift gegen die widerwärtige Süßigkeit seiner honigtriefenden Verehrer gibt, die oft genug geradezu selbst giftig ist, nicht von vornherein den Leser abstößt? Die Antwort ist, daß es eben B. zu statten kommt, daß er „zwei Seelen, ach! in seiner Brust" hat, von denen die eine der anderen noch nicht ganz Kadavergehorsam leistet. In seinem Vorworte sagt B., daß G. ihn einst bezaubert habe, sodaß er ihn allen Dichtern vorgezogen, daß er ihn noch heute für kein bloßes Talent (wie gnädig!) sondern für ein Genie halte. Auf Seite 587 des ersten Bandes ist er allerdings nur noch ein „Genie"

in Anführungszeichen. Aus dem Geiste dieser früheren Anerkennung sind nun die nicht wenig zahlreichen Stellen gestrichen, in den B. dem Genius G.s gerecht wird, so z. B. Bd. I. S. 196, die allerdings nur S. 197 zur Folie dient, und Bd. III. S. 61. — Wenn B. sagt, daß er Poesie nicht nur ein wenig, sondern sehr liebe, so müßte ihn diese Liebe von jenen nüchternen Rechnungsablagen abgehalten haben, in denen G wiederholt mit dem Maßstabe eines Tagardeiters und Lohnschreibers gemessen wird, Bd. I. S. 394, II. S. 166, 211, 230, 358. Bd. II. S. 277 findet B doch Worte der Anerkennung dafür, daß es G. nicht „um Ueberproduktion (!) zu thun war."

Speziell für B.s katholischen Standpunkt interessant ist der ironisch-neidische Seidenblick, mit dem er Bd. II. S. 259 „den Glücklichsten aller Sterblichen, den protestantischen Landgeistlichen" betrachtet, „der als Landwirt das gesamte Reich der Bukolik, als Bräutigam das poetische Reich irdischer Minne" und als Seelenhirt auch das himmlische „bis zu einem gewissen Grade" beherrscht. Auch ist es nicht übel, wenn Lotte genannt wird: ein gutes deutsches Kind, so gut wie es nur ohne das Ideal der Jungfräulichkeit und der katholischen Ehe auf protestantischem Boden gedeihen kann." „Davon, daß Shakespeare Katholik gewesen sein könnte, war damals keine Ahnung, „heißt es Bd. I. S. 65. „Sein könnte" ist gut. Warum sagt Herr B. nicht „gewesen war?" Glaubt er am Ende selbst nicht an die Legende? Bd. III. S. 272 wird „ein Dante und Görres" Göthe gegenübergestellt und in einem Atem genannt.

Die Anordnung der ganzen Arbeit B.s ist sachgemäß, nur ist nicht zu billigen, daß er Faust aus dem Rahmen des ganzen herausgenommen und am Schlusse für sich behandelt hat. Für Faust ist das zwar weiter kein Nachteil, wohl aber für die andern Bände. Dann hätten die Inhaltsangaben der einzelnen Abschnitte, als bei einem wissenschaftlichen Werke, etwas weniger pikant lauten dürfen. B.s Stil zeichnet sich durch Klarheit und Bestimmtheit angenehm aus. Nicht immer gelang es ihm, überlange Sätze zu vermeiden, so Bd. II. S. 13 ein entsetzlicher Satz von 20 Zeilen, der auch noch ein halbes Dutzend längere, verschiedenartige Aufzählungen enthält. Bd. III. S. 35 fehlt jeder Uebergang. Im übrigen ist die diskrete Verwertung der vielseitigen Kenntnisse des Verfassers überaus wohlthuend.

Was fangen wir nun mit B. an? Wer, wie so viele Freunde — wir sagen nicht G.s, sondern der Poesie G.s sich an der Lektüre der privilegierten Goethesimpel überlesen hat, dem können wir keinen besseren Rat geben, als den, sich eine Stunde oder, wenn seine Konstellation zu schwach dazu ist, nur eine halbe in einen Band Baumgarten zu vertiefen. Der Leser wird rasch eine merkliche Erleichterung spüren. Wer aber diese Reinigung vollzogen hat und Anzeichen verspürt, daß das Heilmittel auf die Dauer schlimmer wirken will, als das Uebel, der nehme wieder seinen Faust zur Hand und bade unverdrossen „die ird'sche Brust im Morgenrot."

Sch.-K.

10. Unterhaltungslitteratur.

— Neuer Phantasus von Utis. Leipzig, Georg Böhme, 1887. 2 Bde. 300 und 260 S. 5.60 geb. 7 M.

Möglicherweise wird Phantasus bald Gattungsname werden und die grunddeutsche Dichtungsart der Phantasie in Masse ausschwärmen, um eine edlere Romantik zurückzuführen als die spiritistischen Romane uns gegenwärtig darbieten. Ich lade daher zu einer Betrachtung ihres Ursprungs ein. 1812 erschien L. Tiecks Phantasus, Schleiermacher und A. W. Schlegel gewidmet — heute verschollen, worin Volkssagen und eigene Märchen in Prosa mit vier dramatisierten Märchen durch eine als Erzählung wahrhaft nichtssagende und kaum erkennbare Rahmennovelle zusammengebunden sind. Um so gehaltvoller sind die Gespräche, die Theater und Moral, Litteratur und Familie, Kunst und Religion, aber auch Tabak und Strickstrumpf auf ihre Daseinsbedingungen prüfen, meist geistreich, oft barock. Der Musengott aber, der dies bunte Allerleirauh auf unsere öde Erde gebracht hat, ist Phantasus, dessen Herabkunft der Dichter hymnisch feiert, und durch welchen Pan „von allem der Erhalter" den Schreck und die Liebe, den Scherz und die „liebe Albernheit" dem Dichter erst bekannt gemacht hat. Was diese nun zusammenbrauen, ist von sehr ungleicher Güte: mitten in dem Alltäglichen („Der Pokal"), ja völlig geistlosen („der Blaubart") oder kunstlos Phantastischen („Däumchen") und Abstrusen („verkehrte Welt") webt oft der Zauber unsäglicher, unvergänglicher Poesie, und da zumeist wo keine Verse sind, Poesie, die als ein fast überirdisches Aergernis auf jeden Prosamenschen wirken wird. Wer hätte in frühester Jugend das Märchen „Die Elfen" gelesen und es je vergessen können? Oder wer die tiefe Symbolik des „Runenschlosses" je ausgegrübelt, wiewohl Tieck nicht müde ward, dessen Grundidee in immer neuen Formen anderen Märchen einzuprägen, und das Schauerliche darin innerhalb des für Menschennerven Möglichen hält? An diesem wunderlich schillernden Werke also müssen wir den „Neuen Phantasus" messen, da doch nicht jeder von einer schwachen Rahmennovelle zusammengehaltene Cyklus schöner Novellen ein Phantasus ist, als denn auch wären Goethes „Wanderjahre" oder G. Kellers „Sinngedicht".

Ein Gelehrter von bedeutendem Ruf, der seine seltenen Gaben seit Jahrzehnten unserer Sache gewidmet hat — insofern also gewiß kein Utis (= Niemand; Odyssee 9,366) — hat 4 allmählich entstandene Novellen und 4 Märchendramen zunächst seinen Kindern erhalten wollen, und so ist der neue Phantasus zu Leben und Namen gekommen. Da hiervon „Konrad Unverdorbens dumme Streiche" schon 1881 und „Das geträumte Bild" 1883 in dieser Monatsschrift erschienen sind, so ist es sehr viel überflüssiger, die Geistesart des Dichters hier zu schildern, als von den beiden neuen Novellen, den Märchendramen und der Rahmennovelle einige Worte zu sagen. Die Novelle „Der falsche Baurat" erschien 1877 und wurde bei einer neuen Auflage jüngst sogar in der „Deutschen

Rundschau" hohen Lobes gewürdigt, wiewohl sie eine gedankengewaltige und herzbewegende Apologie des Konservatismus besonders in Kunst und Sitte ist. An praktischer Tiefe geht freilich das tragisch endende „arme Herz" diesem heiteren Ironiker von Baurat weitaus vor; und es bekömmt eine besondere Anziehung durch Mitteilung echter Briefe von einer Jugenddekanntin Goethes und durch die gewaltige in Miltons Weise gemalte Höllenszene, darin der Dampf geboren wird. Die 4 Märchendramen sind ihrem Dichter aus seiner Kinderstube hervorgewachsen: „Die drei Spinnerinnen" haben die werte Einfalt des deutschen Märchens am schönsten bewahrt, und auch die Figur des hamletartigen jungen Königs darin ist eben als solche ungermanisch; „Die Gänsemagd" zeigt ebensoviel Schärfe wie auch Optimismus in der Charakteristik, während der „Teufel mit den 3 goldenen Haaren" zwar mit dem Rätseltiefen das Groteske vermählt, sodaß wir an Tieck erinnert werden, sich aber gedrängter in die Rahmennovelle hineinschmiegt. „König Drosselbart" greift sogar entscheidend in die Hauptfabel ein, und wir gewinnen so die gesuchte Definition eines Phantasus, wie er durch Utis sein Prototyp erhalten hat: „eine Novellendichtung, in welcher durch eingelegte Novellen und Märchendromen, die sich beide vorwiegend auf romantischem Gebiete bewegen, aber modernen Gedankengehalt beherbergen müssen, die Haupterzählung *gestört* wird." Nur in dieser Anlehnung kann das Märchendrama sein Dasein führen: Früchte, die unter rauhem Winde leiden, ziehen wir an Spalieren. Aber 1° sie müssen nützen, sie müssen der Hauptdichtung dienen: bei Tieck sind Märchen und Gespräche in der Geschichte, bei Utis ist die Geschichte *in ihnen*. 2° müssen die Märchen, wie Utis thut, naiv, mit kindlicher Gläubigkeit erzählt werden, die alle Vorteile der einmal vorausgesetzten Wunderwelt benützt, nicht, wie Tieck es thut, ironisierend und humorisierend, bis Natur und Wunder miteinander als Marotte des Dichters erscheinen. Ueberhaupt ist dieser sog. Humor der bitterste Feind wahrer Romantik, ihr spottender Zerstörer. Bei Tieck ist die Vergangenheit die bessere Zeit wegen ihrer vermeinten größeren Ungebundenheit, bei Utis um ihrer größeren Gebundenheit willen. In jeder Weise ist auch Verstand und Wille unseres Dichters stärker thätig: an Stelle jener zerflossenen himmelblauen oder fahlgelben Figuren hat der „Neue Phantasus" eine unübersehliche Menge meisterhafter Charaktere, die auf zwei Beinen gehen, bis zum Dorfschulzen und zu dem Schäfer Jakob herab, dessen fromme Theologie das „Wesen der Religion" manches Professors aufwiegt. Besonders das Frauenherz, wie es wirklich ist, hat der Vers. mit großer Kundschaft dargelegt. Die Lesefrucht ist eine Katharsis des Herzens, eine Erhebung der erlösten Seele zu dem Erbarmer — (ohne alles professionelle Christentum bewirkt) — und eine Erweiterung unserer Gedanken, worüber die Kritik dem Leser gerne ausgehen wird, wenn er nicht von amtswegen verpflichtet ist, kalt zu bleiben. *Kritteln* wir dann also folgendermaßen: Die Rahmennovelle hat selbst keinen hinreichend bedeutenden Inhalt,*) und die Edelsteine der vier Novellen sind gewissermaßen à jour gefaßt. Einzelne Novellen („Baurat") greifen nicht so kräftig in die Hauptfabel ein wie „ein armes Herz", und hier ist auch der geistreichste Dialog geradezu zum Exkurs geworden. Das „arme Herz" enthält selbst wieder weitere Novellen, sodaß wie Tieck im „gestiefelten Kater" sagt, „das Stück wieder als Stück im Stück vorkommt." Endlich goethisiert der Stil gerade in der Rahmennovelle vielleicht mehr als ein so bedeutender Stilist wie Utis es bedürfte. — Wagende Nachfolger warnen wir vor der Gefährlichkeit des Wegs: sie würden an einem großen Vorbilde gemessen werden — und ob sie nur bis zum Ziele kämen: Die schreckliche Willkür, die an dem Wege haust, könnte sie überfallen und den Entwurf des schwächeren Dichters zerreißen. Es ist ja ein ganzer Mikrokosmus, der da in 2 Bände gedrängt ist: Die religiösen Fragen, die sozialen und künstlerischen wie die pädagogischen werden je in einer dieser Novellen so gelöst, daß „das Geheimnis der erhabenen Tugend in leichten Rätseln sich erraten ließ"; die Märchen aber zeigen uns Einfalt, Wahrheit und Treue überall als die endlich siegenden Mächte. L. Sch.

— *Elisabeth.* Eine Geschichte, die nicht mit der Heirat schließt, von *Marie Nathusius.* (Halle. J. Fricke.) 1887. 13. Aufl. 6 M.

Die Fluten der Tageslitteratur kommen und gehen, und wie weniges ist darunter, das beim Zurückweichen uns einen Segen hinterlassen hätte! Weitaus das meiste dient der flüchtigen Zerstreuung, sucht uns ein wenig über die Alltäglichkeit zu erheben, damit diese dann dem romanhaft angeregtem Gemüte desto langweiliger vorkomme. In „Elisabeth" und den meisten andern Schriften von Marie Nathusius haben wir keine solche vorüberrauschende Tageslitteratur. Seitdem sie vor 28 Jahrem zum ersten Male erschien, sind 36,000 Exemplare in die deutsche Welt ausgegangen (also durchschnittlich jeden Tag mehr als drei), und die 13. Auflage liegt heute vor uns. Worin liegt der bleibende Wert der Erzählung, „die nicht schließt mit der Heirat?" — Marie Nathusius hat für den Kritiker gewiß auch ihre Schwächen; z. B. sind manche der zwischeneingeschobenen Betrachtungen vom ästhetisch-künstlerischem Standpunkte nicht zu billigen, so wertvoll sie an sich sind. Allein einzig dürfte sie dastehen in der Schilderung dessen, was man Stimmung nennt, die Stimmung in der Natur, die Stimmung in der behaglichen oder unbehaglichen Häuslichkeit, die Stimmung in gewissen Situationen, — und dies nun in Wechselwirkung und Beziehung zu der wundervoll gezeichneten Seelenstimmung der Menschen. Der Ellernschlag mit den roten Stämmen, der sich in die Tannen hochkräuselnden Rauchwolken des Holzhauer-Feuers, dem nassen Fußboden mit den nassen Stiefeln, dabei der Blick auf die Türme der Stadt unter einem dunklen Wolken-

*) Akg. Und muß sie das nicht, da es doch schrecklich wäre, wenn ein Kunstwerk zwar starke Wirkungen, nicht aber die bekannte „einheitliche Wirkung" erzielte? D. Vers.

damm — „der Wind sauste über die farblose, winterliche Gegend;“ — und auf diesem Hintergrunde die Erwägungen des jungen Mädchens — welch eine klassische Schilderung von Liebesluft und Liebesweh, ohne daß dies oder irgend ein anderes sentimental angehauchtes Wort darin vorkommt. Die brausende See am Abend, das herbstlich gelbe Laub auf den Rasenplätzen und Wegen des Parkes, die draußen wirbelnden Schneeflocken und im Herzen Genesungsfreude und Weihnachtslust: das alles sind so lebenswahre und tiefbewegliche Bilder, daß es keiner anderen Reizmittel bedarf. Es wird schwerlich eine Erzählung neben „Elisabeth“ zu nennen sein, welche durch 45 Bogen hin den Leser in so fortgehender Spannung erhielte, ohne auch nur ein einziges äußeres Ereignis zu berichten, das über die alltäglichen Vorgänge hinausginge, lediglich durch die Seelengeschichte, die sich vor uns abspielt, allerdings unterstützt durch eine klassische Natürlichkeit der Gespräche und der Darstellung überhaupt. Und so wird die Erzählung, im Verein mit dem ebenso sittlich ernsten als fröhlich genießenden Christentum, aus der sie hervorgegangen, zu einem Lehrbuch, insbesondere für Eheleute, wie es lieblicher und lehrreicher nicht vereint zu denken ist. Möchten die lieben alten Großeltern dahin wirken, daß die redlich ringende Elisabeth auch in der neuen Auflage wieder vielen Eheleuten und solchen, die es werden wollen, zum Segen werde. M. v. N.

— Durch Kreuz zur Krone. Eine Erzählung von Eugenie von Mitzlaff. (Halle, J. Fricke.) 1886. 7. Aufl. 6 M.

Es war eine große Menge von Erzählungen christlicher Tendenz aus weiblicher Feder, welche mit dem Ende der fünfziger Jahre auf den Büchermarkt kamen und ihre Empfehlung darin suchten, daß sie im Sinne und Stil von Marie Nathusius geschrieben seien. Dies war wohl der Absicht nach wahr, allein viele davon sind vergessen, weil es eben über die Absicht nicht hinausgekommen war. Eine von den wenigen, die dauernd ihr Publikum behalten hat, ist Eugenie von Mitzlaff, und die 7. Auflage des vorliegenden Buches ist kein schlechtes Zeichen für den Geschmack der Leserwelt. Denn in der That versteht es die Verfasserin, natürlich und anziehend zu schreiben und auch tiefe Probleme zu stellen, welche durch die Entwickelung gelöst werden. Daß über der Geschichte die höhere Hand der Erfinderin waltet, ist für die Lösung günstig; doch wollen wir damit keineswegs sagen, daß die Verwickelungen und ihre Ueberwindungen an Unnatürlichkeiten litten. Daß das Buch ein entschieden christliches Publikum voraussetzt, bedarf bei dem Namen der Verfasserin und des Verlegers kaum einer besonderen Bemerkung. M. v. N.

— Aus dem täglichen Leben. Erzählungen von J. Aus dem Dänischen von E. Karstens (Norden, Diedr. Soltau.) 1885. 2,40 M.

Es scheint, als ob unsere Zeit das Bedürfnis fühlte, den emanzipationslustigen Frauen Bilder holdseliger Weiblichkeit entgegen zu halten, die je von ihrem Platze aus mit milder Wärme und doch unwiderstehlicher Gewalt auf ihre Umgebung wirken.

In den Erzählungen „Der Kirchsteig“ und „Der Invalid“ werden uns solche Gestalten vorgeführt. Verfasserin, die sich mit dem Buchstaben J. kennzeichnet, erzählt kurz und einfach ihre herzbewegenden kleinen Geschichten. Sie weiß immer, worauf es gerade ankommt, kein Wort zu viel, eher zu wenig wendet sie auf die Schilderung ihrer Charaktere. Sie schmückt nicht aus, um des Lesers Phantasie anzuregen oder sein poetisches Gefühl zu wecken. Feinsinnig benutzt sie aber jeden kleinsten Zug, um ihren Gebilden den Stempel der unwiderleglichen Wahrheit aufzudrücken. Sie muß das eigene Herz genau kennen, da sie die Gabe hat, tief einzudringen in die oft verschlungenen Wege des Gemütslebens.

Der Kirchsteig ist unstreitig die gelungenste der Erzählungen, weil der Leser die Wandlung mit erlebt, welche ein thatkräftiger, hochgeachteter Mann, der dem Christentum aber sehr fern stand, in sich erfährt. Der stille, fromme Wandel seiner jungen Frau, die Kraft ihres Glaubens, der sich in der größten Trübsal bewährt, gibt ihm den Stachel ins Herz, der ihn zur Selbsterkenntnis treibt und seine Selbstgerechtigkeit zerbricht.

Die anderen Erzählungen sind weniger bedeutend, aber doch reich an reizenden kleinen Zügen, die eine feine, geistvolle Beobachterin verraten.

Die Uebersetzerin hat sich leider von dem Einfluß der fremden Sprache nicht losmachen können — der Stil ist nicht immer fließend und rein, was oft empfindlich stört. —y.

— Aus allen vier Winden. Von Emil Frommel. (Berlin, Wiegandt u. Grieben.) 1886. 179 S. 8°. 2 M.

„Aus allen vier Winden“ — unter diesem Titel sendet der Herr Verf. die losen Blätter hinaus, welche zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten entstanden, und eine Fülle von Beobachtungen, Erfahrungen und tiefen, innigen Gedanken enthalten.

Er erzählt von: „Allerlei von Taufen, Hochzeiten und Begräbnissen“. Wer könnte von dergleichen besser reden, als ein Geistlicher, der so oft Gelegenheit hat, die Menschen auf den Höhepunkten des Lebens zu beobachten. Aber auch merkwürdige Dinge werden noch berichtet, wie z. B. daß im Illerthal in Schwaben bis in die Mitte unseres Jahrhunderts ein katholischer Pfarrer gelebt hat, namens Michael Jung, der, weil es mit der Rede nicht recht glücken wollte, auf den Gedanken verfiel, seine Leichenpredigten in Verse zu bringen und bei den Begräbnissen zur Guitarre abzusingen.

Weiter erfahren wir von: „Storchnester auf allerhand Häusern. Bericht aus einer Storchenkonferenz“. Mit humoristischen Seitenblicken auf das Konferenzwesen unserer Tage belauscht der Verf. auf grüner Wiese eine Zusammenkunft der Störche vor ihrem Abzug in die heißen Länder. Es muß wohl etwas von Fasners Drachenblut seine Lippen berührt haben, denn er verstand die Vögel und hörte, wie Alt und Jung von ihren Erfahrungen unter dem Storchnest berichteten, und da kamen rührende Geschichten aus Pfarrhäusern und Schlössern zu Tage.

Digitized by Google

Ein sehr bedeutender Abschnitt des Buches betitelt sich: „Christentum und Humor". Verf. bemüht sich, das Wesen des Humors zu ergründen, er weist nach, wie verschieden dieser ist von Witz und Satire; er zeigt, welch ein trauter Begleiter er dem Menschen sei auf dem Wege nach dem Himmelreiche und wie die befriedigte, in Gott ruhende Seele den echten Humor in sich trage, weil Freude und Trauer in gegenseitiger Durchdringung und Auflösung das Gleichgewicht herstelle und dem geistigen Auge die heitere Klarheit gebe.

„Aus der Kinderstube. Allerhand von Kindes Lieb, Lust und Leid" heißt der nächste Abschnitt. Verf. hat sich ein Kindesherz erhalten und versteht darum die Freuden und Leiden des kleinen Volkes. Er erkennt die Weisheit, die oft ein Kindermund in seiner Unschuld spricht, und erinnert an die hohe Aufgabe, ein Kind für dieses und jenes Leben zu erziehen.

„Ueber Gesellschaften und Geselligkeit" handelt ein Kapitel. Verf. sieht die großen Schäden und Mängel unseres heutigen gesellschaftlichen Verkehrs, besonders den der großen Städte, und geißelt sie mit Spott und Witz. Jeder Verständige muß ihm zustimmen, ebenso darin, daß nur das Haus die Stätte ist, wo edle Geselligkeit gepflegt und verbreitet werden kann, um von hier aus dem großen Uebel zu begegnen.

Im letzten Abschnitt: „Eine Zimmerreise" überfällt den Leser aber eine Art Schwindel, so überflutet wird er von der Fülle der Gegenstände, die er zu betrachten hat, mehr noch von den Erklärungen, Geschichten und Erinnerungen, zu denen durch dieselben angeregt wird. Schließlich behält man aber doch den Eindruck, in einem behaglichen Raum gewesen zu sein, den wohl mancher nur lieber still hätte beschauen mögen. —y.

— Adalbert Stifters ausgewählte Werke. Volksausgabe. (Leipzig. C. F. Amelang.) 1887. 1. Lieferung. 64 S. 8°. 50 Pf.

Wir empfehlen gern allen Freunden der Stifterschen Erzählungen und Studien diese billige und vortrefflich ausgestattete Ausgabe. Sie soll im Laufe eines Jahres in 28 Lieferungen zu 4 Bogen vollständig erscheinen. Die in der Ankündigung des Werkes angegebene Auswahl scheint uns eine sehr glückliche zu sein: sie enthält von den „Studien", den „Bunten Steinen" und namentlich den „Erzählungen" nur das Beste, auch heute noch Ansprechende, dagegen sind die „Romane", die als solche nicht mehr lesenswert sind, fortgelassen.

Th. M.

11. Verschiedenes.

— Deutscher Reichsbote. Kalender für Stadt und Land auf das Jahr 1887. (Bielefeld und Leipzig.) 88 S. gr. 8°. 40 Pf.

Auch in diesem Jahre ist es uns nicht möglich, alle uns zur Besprechung übersandten Volkskalender nach ihren besonderen Eigentümlichkeiten zu beschreiben und zu beurteilen. Die meisten leiten ihr Daseinsrecht aus der guten Verwendung ihres Reinertrages her, und da hat die Kritik zu schweigen. Der „Deutsche Reichsbote" macht auf wohlwollende Beurteilung keinen Anspruch. Wir haben ihn darum strengstens daraufhin geprüft, ob er an wirklich originalen Beiträgen in Bild und Wort so Vieles und so Gutes bietet, als man von einem zur Massenverbreitung bestimmten christlich-patriotischen Volkskalender verlangen muß, und wir können nicht anders, als der ungenannten Redaktion unsere vollste Anerkennung aussprechen. Die Gesinnung, welche das Ganze belebt, ist in dem Eröffnungsgedichte R. Kögels ausgesprochen: „Gib, Herr, ein eng Gewissen und gib ein weites Herz!" Dem entspricht jede Seite des trefflichen Inhaltes, und was ihn außerdem auszeichnet, das ist ein edler künstlerischer und schriftstellerischer Geschmack. Th. M.

— Siegfried. Illustrierter Kalender für 1887. Herausgegeben von Professor Dr. P. F. Krell. (Stuttgart. Gustav Weise.) 81 S. gr. 8°.

Ein im höchsten Grade originelles Werk mit flotten Zeichnungen von F. Stuck, Gedichten von Martin Greif, einer Novelle von Julius Stinde und einem ganz vorzüglichen Aufsatz des Herausgebers über Wohnungsausstattung. Eignet sich vorzüglich zu Weihnachtsgeschenken für Kunstfreunde. Der Preis ist uns leider nicht mitgeteilt.

— Ein zweites Reisejahr in Süd-Afrika von D. Wangemann, Missionsdirektor, Mitglied der geographischen Gesellschaft in Lissabon. Mit einer Karte von Süd-Afrika. (Berlin, Missionshaus.) 1886. 432 S. 5 M., geb. 6 M., oder 6,50 M.

„Wie lieblich sind auf den Bergen die Füße der Boten, die da Frieden verkündigen" ꝛc. — das Wort des Propheten fällt uns über der Lektüre dieses Buches ein. Auf keinem seiner Züge haben wir den von uns hoch verehrten Missionsdirektor lieber begleitet, als auf diesem seinem eigentlichen Berufswege. Mit frischer Farbe sind die Bilder gegeben, die er uns aus dem jetzt den Deutschen immer näher tretenden Afrika bietet; wenn hier natürlich auch von keinem deutschen Kolonialgebiet die Rede ist. Der Erdteil, welcher einst auf dem Atlas von Howalds Erben die Aufschrift Terra incognita trug, ist jetzt, wie die Karte Wangemanns zeigt, in seinem südlichen Teile zu einem erschlossenen, wohl bevölkerten Lande geworden. Neue Entdeckungen konnte also Wangemann auf seiner Reise, die ihn vom Kap durch Oranie bis hin zur nördlichen Grenze Transvaals und dann wieder durch Natal zum Meere führte, nicht machen. Zustände der Verwilderung, wie sie uns von Livingstone und Stanley aus Zentralafrika geschildert werden, finden sich hier auch nicht; wenn auch die Eisenbahn nur sehr beschränkte Territorien durchschneidet. Abgesehen davon erinnert Wangemanns Reise in etwas an die Reisegelegenheiten, wie sie noch im 17. Jahrhundert in Deutschland waren; natürlich abgesehen vom Ochsenwagen, dem spezifischen Reisevehikel jener Gegenden (seine Beschreibung S. 95 f.). Doch wurde der größte Teil des Weges zu Pferde gemacht und es verdient alle Anerkennung, daß der 68jährige Wangemann mit solcher Bravour im Sattel saß. — Von dem größten Interesse ist aus dem Reisebericht die Fortschritte der Mission von 1864 (erste Visitationsreise) auf 1885 zu entnehmen. Zahlen reden da am besten.

Digitized by Google

1864: 14 Stationen, 26 Missionare und 9 Kolonistenbrüder; getauft 1323 Seelen. 1885: 45 Hauptstationen, 57 Nebenstationen, 100 Predigtplätze, 56 Missionare, 5 Kolonistenbrüder, 49 besoldete und 231 unbesoldete Mithelfer aus den Farbigen, 15000 Getaufte (davon 1884 allein 1686 getauft; ein Fünftel mehr als in den ersten dreißig Jahren zusammen); 3336 Schulkinder. Und die Stellung der weißen Bevölkerung zur Mission in Afrika ist auch eine andere geworden. Man erkennt ihre Verdienste um das Landeswohl, die aufopfernde Thätigkeit ihrer Arbeiter bereitwillig an und leistet ihnen Hilfe und Unterstützung. Insonderheit haben unsere deutschen Landsleute, die als Zerstreute in der Fremde wohnten und teilweise verkommen waren, durch die Arbeit der Missionare sich zu lebendigen Gemeinden gesammelt, wohl 10—15 an der Zahl, und werden durch sie im Geistlichen verpflegt. Zu dieser Ausbreitung steht freilich das Wachstum der Missionsbeiträge nicht im Verhältnis: 1864 182046, betrug es 1885 356349 Mark. Kein Wunder, wenn sich da das Defizit meldet. Bei solchen Visitationen zeigt sich, gerade wie in der Heimat, alles im Festschmuck. Aber wenn man dies auch in Betracht zieht, wird man doch verstehen, daß Wangemann im großen und ganzen befriedigt auf seine Reise zurückblicken kann. „Ich habe kaum jemals in Deutschland so herrliche Früchte des hl. Geistes gesehen, als unter den südafrikanischen Gemeinden ꝛc.“ (S. 292). Eine merkwürdige Stellung nimmt das Heidentum, selbst das feindselige ein. Auch bei der Station Medingen, wo Karfreitag 1884 in Balubedu jener in der Missionsgeschichte denkwürdig gewordene Khasane das Martyrium erlangte, sehen wir die Heiden, selbst den Häuptling Matschäk, welcher den Angriff auf Khasanes Kraal führte, überall Wangemann mit der gleißendsten Freundlichkeit entgegentreten (S. 143, 147). Man gewinnt den Eindruck, daß das Heidentum selbst sich schwach fühlt, wie zu den Zeiten eines Konstantin in Europa. Nur möchte man sich seinen Lüsten nicht entreißen lassen. Der Kampf der Mission gegen Polygamie, das Trinken des starken, wie Branntwein wirkenden Kaffernbiers (das leichte Bier ist erlaubt) ꝛc. hält zurück. Diese Bekämpfung war wiederholt Gegenstand der Beratung auf den unter Wangemanns Vorsitz zusammengetretenen Brüderkonferenzen. Wie die Löwen, die noch vor einem Menschenalter so häufig waren, daß ein Begleiter Wangemanns, Jakobus, erzählen konnte, wie sie auf der Jagd einmal auf drei zusammen gestoßen seien und zwei erlegt hätten, allmählich verschwinden: so sind auch die wilden heidnischen Häuptlinge im Aussterben und kann man sich nur aus Personen, wie die Pasudis (S. 166) ꝛc. einen Begriff von ihnen machen. Schwierigkeiten machen den Berliner Missionaren von den übrigen evangelischen Missionen (warum redet Wangemann von der katholischen gar nicht? wir finden nur S. 102 von einem reichen Juden Nelmapius, daß er sich zu den Katholiken halte) besonders die Wesleyaner, welche auch hier, wie Wangemann wiederholt mit Beispielen belegt, das Fischen im Fischkasten nicht lassen, ja, wie Wangemann sagen möchte, wie die Raubbienen hausen. (S. 115.) Auch gegen eine in Warnecks Blatt enthaltene Schilderung der auf dem Gaodwinschen Platz gelegenen wesleyanischen Station Goad hope wendet er sich. Dort habe der wesleyanische Helfer die Frucht der Berliner Mission weggenommen; nicht umgekehrt. Die Schilderung bei Warneck sei überdies übertrieben und gefälscht, z. B. umfasse die von Warneck als eine Kirche für 600 Menschen geschilderte Kapelle etwa 30 Menschen. Wir möchten wünschen, daß Warneck die Sache aufkläre; denn solche grobe Verstöße müssen Mißtrauen gegen andere Berichte hervorrufen. Neben den Klagen gegen die Wesleyaner klagt Wangemann auch darüber, daß „unreife und undurchgorene neulutherische Ideen und Pläne“ in das kleine Häuflein der deutsch-lutherischen Pastoren und Missionare Zwietracht gebracht haben. Doch hofft er auf einer Konferenz in Panmure den Samen zu einer brüderlichen Vereinigung gelegt zu haben (S. 379, 388). Es handelt sich offenbar um das Verhältnis zu Hermannsburg. Da Wangemann nur sehr unbestimmte Streiflichter auf die Differenzpunkte wirft, so läßt sich nichts darüber sagen.

Interessant ist der Reisebericht auch in geographischer (seine Höhenvermessungen gingen freilich mit einer Brieftasche verloren), ethnologischer und kulturhistorischer Hinsicht. Seine Urteile über die südafrikanischen Völker sind sehr günstig. S. 292 z. B. erklärt er: „Ich habe mit Augen gesehen, daß die landläufige Anschauung, die Kaffern und Betschuanen seien Naturvölker untergeordneten Ranges, grundfalsch ist. Sie entwickeln, wenn man näher mit ihnen bekannt wird, ein solches Maß von Schärfe des Verstandes und des Denkens, von Beredsamkeit und Schriftkenntnis, von Energie des Willens und von geisterfüllter Hingabe an den Herrn, daß weitaus die meisten Deutschen, die hochmütig auf sie herabsehen, von ihnen überragt werden dürften.“ Aber auch hier tritt uns entgegen, was wir vor einiger Zeit hier in Bezug auf Kamerun sagten: ohne Mission keine Möglichkeit, diese Leute zur zivilisatorischen Arbeit zu bringen. Man lese die Beschreibung von dem Lande des Urheiden Shewasse (Vandenda): „Kein Pflug, kein viereckiges Haus, kein Ochsenwagen, kein Wagenweg wird im Lande geduldet. Der des Missionars hat die erste Bahn gebrochen ꝛc.“ (S. 170). Und daneben S. 218 die Station Botschabelo mit ihrer schönen Kirche, Glockenturm, mit ihren soliden Häusern, Kaufläden, Schule, Druckerei, Industrieanstalt, Nationalhelferseminar; mit ihren schönen Gärten mit zahlreichen Obstbäumen (Pfirsiche, Aprikosen, Granaten, Quitten, Aepfel, Birnen) u. s. w.“ Die Missionsfeinde und Kritiker, die immer schreien: Zivilisation, nicht Christentum müsse man den Heiden bringen, sollten hierher gehen und sehen, wie das Christentum Zivilisation bringt und solche erstaunliche Früchte zeitigt, denen selbst die Ungläubigen ihre Anerkennung nicht versagen können.“ Und am Schlusse bei dem Ueberblick über die Zustände vor zwanzig Jahren und jetzt: „Damals wohnten sie zumeist in elenden Hütten — jetzt in ordentlichen Häusern, pflegen ihr Feld und Garten, erwerben durch ehrliche Gewerbe und Arbeiten ihr täglich Brot ꝛc.“ (S. 431).

Digitized by Google

Was aber aus dem dürren Boden Afrikas durch richtige Behandlung gemacht werden kann: davon legen die Besitzungen der Eingeborenen Salomo und Adam Oppermann (S. 43, 46) ein Zeugnis ab. Nicht minder weiß aber Wangemann auch von Gegenden mit reizenden Fernsichten, wundervollen Waldpartien ꝛc. zu erzählen (S. 134). Freilich wird niemand bezweifeln, daß eine Devastation der vorhandenen Wälder, wie sie uns S. 133 vorgeführt wird, bei dem Wassermangel und der Holzarmut Südafrikas sehr bedenklich ist. Wir können uns nach dem allen nur des wachsenden Einflusses der Deutschen in diesen Gegenden freuen. Der Einfluß der Engländer ist ohnedies im Schwinden (S. 79). Die öffentliche Aufmerksamkeit Deutschlands aber wollen wir mehr und mehr der Mission zuwenden, dieser Bahnbrecherin wie des christlichen Kultus, so auch der Kultur, zweier Begriffe, die nach einem Worte Baaders von einer Wurzel abstammen. Von einigen lapsi calami (S. 107: „auf über", S. 189: Pfefferkuchen und andere Lichter ꝛc.) abgesehen, möchten wir an dem schönen Buche noch rügen, die Berichte der Quälerei der mageren Pferde, denn so muß man, ohne zu den sentimentalen Gemütern zu gehören, das z. B. S. 60 f. Erzählte nennen. Der Epitheta ornantia dürften weniger sein. Heißt doch der Koranne Stephanus in Kimberley, der liebe, bescheidene, demütige, treue Mann (S. 66). Auch möchten wir doch wünschen, daß in einem Buche, das weiteren Kreisen den kirchlichen und wissenschaftlichen Ertrag der Reise vermitteln soll, des Nebensächlichen nicht zu viel komme. Wir denken dabei an solche Dinge, wie die eine endlose Rolle spielenden vorzüglichen Reiterstiefeln des guten Herrn Mädel ꝛc. Erzählungen, wie die von der Behandlung des Krokodils durch die Elefanten — sie würfen es aus dem Flusse, trügen es weg und steckten es zwischen zwei eng stehende Bäume fest — möchten wir nur dem Augenschein Wangemanns glauben, nicht einem on dit. Fast komisch wirkte auf uns, und mit dieser heiteren Bemerkung sei die Besprechung geschlossen, die Zusammenstellung S. 209: „Neanders Geburtstag. — Wir spannten die Esel ein." Das erinnert an das bekannte Kommando in der Schlacht bei den Pyramiden: „Formiert das Karree: Esel und Gelehrte in die Mitte!"

B. F.

— Grab oder Urne. Eine Beleuchtung der Zeitfrage: Wie wollen und sollen wir unsere Toten bestatten? Von Georg Friedrich Fuchs. Heft 82 der Zeitfragen des christlichen Volkslebens. (Heilbronn, Henninger.) 1886. 1 M.

Eine interessante kleine Schrift, welche die Frage der Leichenverbrennung nach allen Seiten hin prüft, nach der geschichtlichen, religiösen, ästhetischen, hygienischen u. s. w. Verfasser weist nach, daß der ursprünglichen Sitte des Begräbnisses in uralter Zeit, erst später die Periode der Verbrennung gefolgt ist, auf Grund des immer weiter von Gott sich entfernenden Heidentums. In hygienischer Hinsicht wird nachgewiesen, daß es mit der Gesundheitsschädlichkeit der Kirchhöfe durchaus nichts ist, daß gelegentlich sogar die Kirchhofsbrunnen das chemisch reinste Wasser des Ortes geben und daß die Kirchhofsbäume durch ihre Ausatmung von Sauerstoff die Luft verbessern, die ein Feuerofen verpesten würde. Verfasser kommt zu dem Schluß, daß andere Gründe, als die neuerungslustige Gesinnung von Atheisten und Protestantenvereinlern sich zu gunsten der Verbrennung nicht finden lassen und daß daher die evangelische und katholische Kirche ein volles Recht besitzen, sich der Neuerung, wie sie es offiziell gethan haben, zu widersetzen. Ohnehin würde dieselbe für die Kirche bedeuten, den ganzen Schatz ihres Trostes in Sprüchen, Gebeten, Liedern erfatzlos hinzugeben; denn eine neue „pietöse" Leichenosenpoesie habe wohl kaum viel Aussicht. Verfasser bemerkt mit Recht, daß ein einziges Lied, wie „Jesus meine Zuversicht" mehr wert ist, als alle ästhetischen, juristischen, gesundheitlichen und sonstigen Gründe, welche angeblich zu gunsten der Verbrennung sprechen, oder gesprochen haben sollen.

D. v. O.

— Dunkle Punkte im Maurerleben. Ein Beitrag zur Geschichte des Vereins Deutscher Freimaurer, der maurerischen Presse und der Gr.-L. Royal-York z. Fr. in Berlin von J. G. Findel. Handschrift für Brr. (Leipzig, Findel.) 2 M.

Es ist eine merkwürdige Welt, in der wir leben. Millionen von Menschen verkehren täglich in Frieden und Freundschaft mit einander, Menschen, die sich vielleicht nur sehr wenig kennen und in rein äußerlichen Beziehungen zu einander stehen; dagegen gibt es engere Gemeinschaften von Leuten, welche in besonderer Weise die Brüderlichkeit auf ihre Fahne geschrieben haben; und gerade diese thun im Grunde nichts anderes, als sich immerfort zanken. Bekanntlich und leider war früher die christliche Kirche, in den Zeiten wenigstens, wo sie von der verstandesmächtigen Theologie beherrscht wurde, ein Tummelplatz des Streites. Um demselben zu entgehen, gründete man im vorigen Jahrhundert das Logentum mit seinem weitgefaßten Dogma. Doch man ist vom Regen in die Traufe gekommen. Die ganze Geschichte des Freimaurertums ist im Grunde nichts anderes, als eine einzige große Zänkerei. Und während es sich bei den kirchlichen Fehden doch wenigstens noch um ernste Dinge gehandelt hatte, so handelt es sich hier fast immer nur um nichtiges und gegenstandsloses Zeug. Das war im vorigen Jahrhundert so und ist bis auf unsere Tage so geblieben.

Wir haben es hier wieder mit dem streitbaren Redakteur der „Bauhütte" zu thun. Hat er früher die „Große Landesloge von Deutschland" als die „Schule der Hierarchie und des Absolutismus" bezeichnet und wiederholt er hier, daß sie noch unter der römischen Kirche stehe, da sie nicht ein historisches Gewächs, sondern — was beiläufig ganz richtig ist — das Werk eines Betrügers sei, so reibt er sich diesmal an der Großloge Royal-York zu Berlin. Den Gegenstand des Streites wiederzugeben ist nicht der Mühe wert, es sind die Rivalitäten zweier Konkurrenzredakteure, die sich gelegentlich schon in ihren Blättern als besonderen Ausdruck freundesbrüderlicher Gesinnung Ohrfeigen angeboten haben. Zu den Maulschellen

ist es nicht gekommen, wohl aber zu Klagen bei den Groß-Logen. Soweit wir die Sache übersehen können, ergibt sich daraus, was uns auch sonst bestätigt wird, daß Findel ein ehrlicher Mann ist. Und wenn uns auch das Verbrechen seines Gegners, welcher den wunderlichen Ehrgeiz gehabt hat, sich unrechtmäßigerweise als Ehrenmitglied der Groß-Loge von Mexiko aufzuspielen, und sich einige andere Intrigen erlaubt hat, nicht gerade sehr schrecklich vorkommt, so gewinnt doch dadurch das Ganze ein gewisses Interesse, daß es ein Teil des Kampfes ist, den die ehrliche Kritik mit der geschichtlichen Willkür, dem christlich gefärbten Obskurantismus und der lächerlichen Geheimniskrämerei, wo doch kein Geheimnis ist, führt. Leider ist das Urteil des Redakteurs der „Latomia", welches er auf S. 23 über die gegenwärtige Lage des Logenwesens fällt, nicht so allgemein anerkannt, als es wünschenswert wäre. Derselbe sagt aber: „Das Logenwesen befindet sich auf einer schiefen Ebene und es geht mit ihm schnell bergab." — Wir glauben, das stimmt! D. v. O.

Heilanstalt Zwiefalten

Neue Bücher,

bei der Redaktion eingegangen und vorbehaltlich späterer Besprechung angezeigt.

— Psychologische Methodik des Mädchenunterrichts. Ein Versuch von Dr. Ferdinand Maria Wendt. (Leipzig, Georg Böhme.) 1887. 225 S. 8°. 3,25 M.

— Das Leben im Traum. Eine Studie von Dr. Paul Schwartzkopff. (Leipzig, Georg Böhme.) 1887. 102 S. 8°. 1,40 M.

— Abriß der deutschen Litteraturgeschichte. Ein Hilfsbuch für Schule und Haus, bearbeitet von Dr. Robert König. Mit 13 Beilagen und 67 Abbildungen im Text. (Bielefeld u. Leipzig, Velhagen u. Klasing.) 1887. 202 S. 8°. 2,50, geb. 3 M.

— Herz oder Seele. Eine Erzählung von B. v. d. Wohlau. (Leipzig, Georg Böhme.) 1887. 297 S. 8°. 3,75, geb. 4,75 M.

— Abenteuer des Grafen Georg Albrecht zu Erbach. Eine wahre Erzählung von Emil Kraus. 2,70, geb. 3,60 M.

— Die letzten Mönche vom Oybin. Eine Geschichte aus dem sechzehnten Jahrhundert von Johannes Renatus. (Leipzig, Georg Böhme.) 1887. 216 S. 8°. 2,60, geb. 3,50 M.

— Ein deutscher Apostel. Kulturgeschichtliche Erzählung aus der Zeit des heiligen Bonifacius. Der reiferen Jugend mitgeteilt von Oskar Höcker. Mit vielen Illustrationen von Prof. A. Bauer. (Leipzig, Ferdin. Hirt u. Sohn.) 1887. 176 S. 8°.

— Das Pfarrhaus zu Tannenrode. Bilder aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges. Für das reifere Mädchenalter von Brigitte Augusti. Mit vielen Illustrationen von Wilhelm Räuber. (Leipzig, Ferdin. Hirt u. Sohn.) 1887.

— Die Freunde. Roman nebst einer Vorgeschichte von Th. Groll. (Gotha, Fr. Andr. Perthes.) 1886. 370 S. 8°.

— Gegenüber. Eine Erzählung aus dem Amerikanischen von Mary R. Higham. Deutsch von Marie Morgenstern. (Leipzig, Georg Böhme.) 1887. 224 S. 8°. 2,70, geb. 3,50 M.

— Die Kavallerie des deutschen Reiches. Bearbeitet von R. von Haber. (Rathenow, Max Babenzien.) 1886. 195 S. 8°.

— Goethes Leben und Werke von G. H. Lewes. Autoris. Uebers. von Dr. Julius Frese. 15. Aufl. Durchgesehen von Ludwig Geiger. 2 Teile in 1 Bd. (Stuttgart, Karl Krabbe.) 1886. 288 u. 380 S. 8°. 5 M.

— Schillers Leben und Werke von Emil Palleske. 12. Aufl. Bearbeitet von Hermann Fischer. 2 Teile in 1 Bd. (Stuttgart, Karl Krabbe.) 1886. 368 u. 432 S. 8°. 5 M.

— Neue Christoterpe. Ein Jahrbuch, herausgegeben von Rudolph Kögel, Wilhelm Baur, Max Frommel. (Bremen u. Leipzig. C. Ed. Müller.) 1887. 389 S. 8°. 4 M.

Der neue Jahrgang dieses trefflichen Werkes, das keiner besonderen Empfehlung vor unseren Lesern bedarf, enthält Erzählungen von Fries und Steinhausen, Gedichte von A. Schwartzkopff, Marie Kögel, Gerok u. Rudolf Kögel, Aufsätze von Ebrard, Funcke, Baur ꝛc.

— Röschen. Eine wahre Geschichte. Ihren jungen Freundinnen erzählt von Gabriele Clemens. (Hamburg. Rauhes Haus.) o. J. 172 S. geb. 2,50 M.

— Luc Aufrances Weg zum Glücke. Erzählung aus dem Jura von T. Compe. Autoris. Uebers. a. d. Französischen von E. Bagge. (Hamburg, Rouhes Haus.) o. J. 248 S. 8°. 2,50. geb. 3,50 M.

— Wogen des Lebens. Roman von Josephine Flach. (Salzburg, Anton Pustet.) 1887. 372 S. 8°. 3,60 geb. 5 M.

— Meine Großmutter. Aus dem Englischen von Evelyn Everett Green. Deutsche autoris. Ausgabe von Marie Morgenstern. (Basel, Felix Schneider.) 1887. 339 S. 8°. 3,20 M.

— Souverän. Roman von A. v. d. Elbe. (Dresden u. Leipzig, E. Pierson.) 1887. 422 S. 8°.

— Kontorrock und Konsulatsmütze. Eine Er-

zählung aus dem überseeischen Leben von Arw. Solano. (Hamburg, Karl Grädener.) 1886. 402 S. 8°. 4 M.

— Evangelische Trostworte für Kranke und Leidende von einem Mitgenossen an der Trübsal. (Gotha, Fr. Andr. Perthes.) 1886. 226 S. 8°. 2 M. geb. 3 M.

— Universalbibliothek der bildenden Künste. Lieferung 1 bis 9. (Leipzig, Bruno Lemme.) à 20 Pf.

— Alpenveilchen von T. von Rothschütz. (Anklam, Bugenhagenstift.) 97 S. 8°.

— Gedenkblätter aus dem Havelwinkel. Von U. v. A. (Rathenow, Max Babenzien.) 56 S. 8°. 40 Pf.

— Wird Fürst Bismarck Wort halten? Aus den Plenar-Verhandlungen des Herrenhauses vom 12. u. 13. April 1886. Von Jonus redivivus. (Hagen i. W., Hermann Riesel u. Cie.) 1886. 50 Pf.

— Kamerun. Land, Leute und Mission. Von Ch. Römer, Sekretär der Basler Miss.-Ges. (Basel, Missionsbuchhandlung.) 1889. 32 S. 8°. 20 Pf.

— Krankenbesuch und Krankenseelsorge. Vortrag von Dr. G. E. Summa, k. Dekan. (Erlangen, Andreas Deichert.) 1876. 16 S. 8°. 20 Pf.

— Nach Jesu Bild. Betrachtungen ꝛc. Von Andrew Murray. A. d. Englischen. (Basel, C. F. Spittler.) 1886. 215 S. 8°.

— Die evangelischen Arbeitervereine in Westfalen. Von Pastor Deutelmoser. Magdeburg, Emil Bänsch i. C.) 1886. 35 S. 8°. 20 Pf.

— Der Götterhimmel der Germanen. Von Ferdinand Schmidt. Wittenberg, R. Herrosé.) 132 S. 8°. 1,60 M.

— Christophorus der Stelzfuß. Kalender für jedermann auf das Jahr 1887. (Norden, Diedr. Soltau.) 1886. 50 Pf.

— Das völlige, gegenwärtige Heil durch Christum. Von Theodor Jellinghaus. 2. durchges. Aufl. (Basel, C. F. Spittler.) 1886. 678 S. 8°.

— Gedichte von Johann Hinrich Fehrs. (Hannover, Arnold Weichelt.) 1886. 144 S. 8°.

Hochdeutsche und plattdeutsche Gedichte in so kräftiger Eigenart in Form und Inhalt, daß wir unsern Lesern dringend empfehlen müssen, sie kennen zu lernen.

— Zwei Waisenkinder. Eine Erzählung für junge Mädchen von Adelaide Müller-Portius. (Hannover, Karl Meyer.) 1886. 250 S. 8°. geb. 3 M.

Eine zweite, stark verminderte Auflage wäre diesem etwas breit geratenen, aber für 16jährige Mädchen immerhin empfehlenswerte Buche zu wünschen.

— In freier Luft. Drei Novellen von Gerhard Walter. (Erlangen, Andreas Deichert.) 1886 196 S. 8°.

Frisch und flott geschriebene Erzählungen eines bekannten Feuilletonisten, der hier unter anderem Namen sich vorstellt, ohne darum weniger Feuilletonist und mehr formenstrenger Novellist zu sein.

— Liturgische Andachten der königl. Hof- und Dom-Kirche für die Feste des Kirchenjahres. Im Auftrage herausgegeben von D. Friedrich Adolph Strauß, königl. Hofprediger. 4. sehr verm. Aufl. (Berlin, Wilhelm Hertz.) 1886. 189 S. 8°. 2,80 M.

— Der Schweißhund und seine Arbeit. Auf Grund praktischer Erfahrung dargestellt von E. Drömer, Oberförster. (Oranienburg, Ed. Freyhoff.) 1887. 104 S. 8°. 3 M.

Handelt über Aufzucht, Behandlung der Krankheiten, Dressur auf Schweiß und Hetze, Laneieren und Widersprung des edlen Schweißhundes und zum Schluß die Waidmannssprache bei der Schweißhundsarbeit.

— Junge Frrunde. Erzählung für Knaben und Mädchen im Alter von 12—14 Jahren in Wort und Bild von Marie Beeg. (Stuttgart, Richter u. Kappler.) 1886. 179 S. 8°.

— Die Delegation der freiwilligen Krankenpflege in Corbeil während des deutsch-französischen Krieges von F. von Wardenburg, Grhrzl. S. Wirkl. Geh. Rat. (Jena, Gustav Fischer.) 1886. 94 S. 8°.

Verf. war im Winter 1870/71 Delegierter in Cordeil und stellv. Haupt-Etappen-Delegierter der III. Armee — einer der wenigen Zivilisten, die mit dem eisernen Kreuz 1. Kl. geschmückt wurden. Die kleine Schrift, welche interessante Berichte über die Thätigkeit der freiwilligen Krankenpflege gibt, darf gerade jetzt, wo letztere einer Neuordnung unterliegt, besonders willkommen geheißen werden.

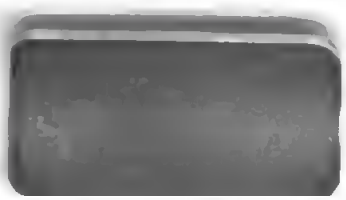
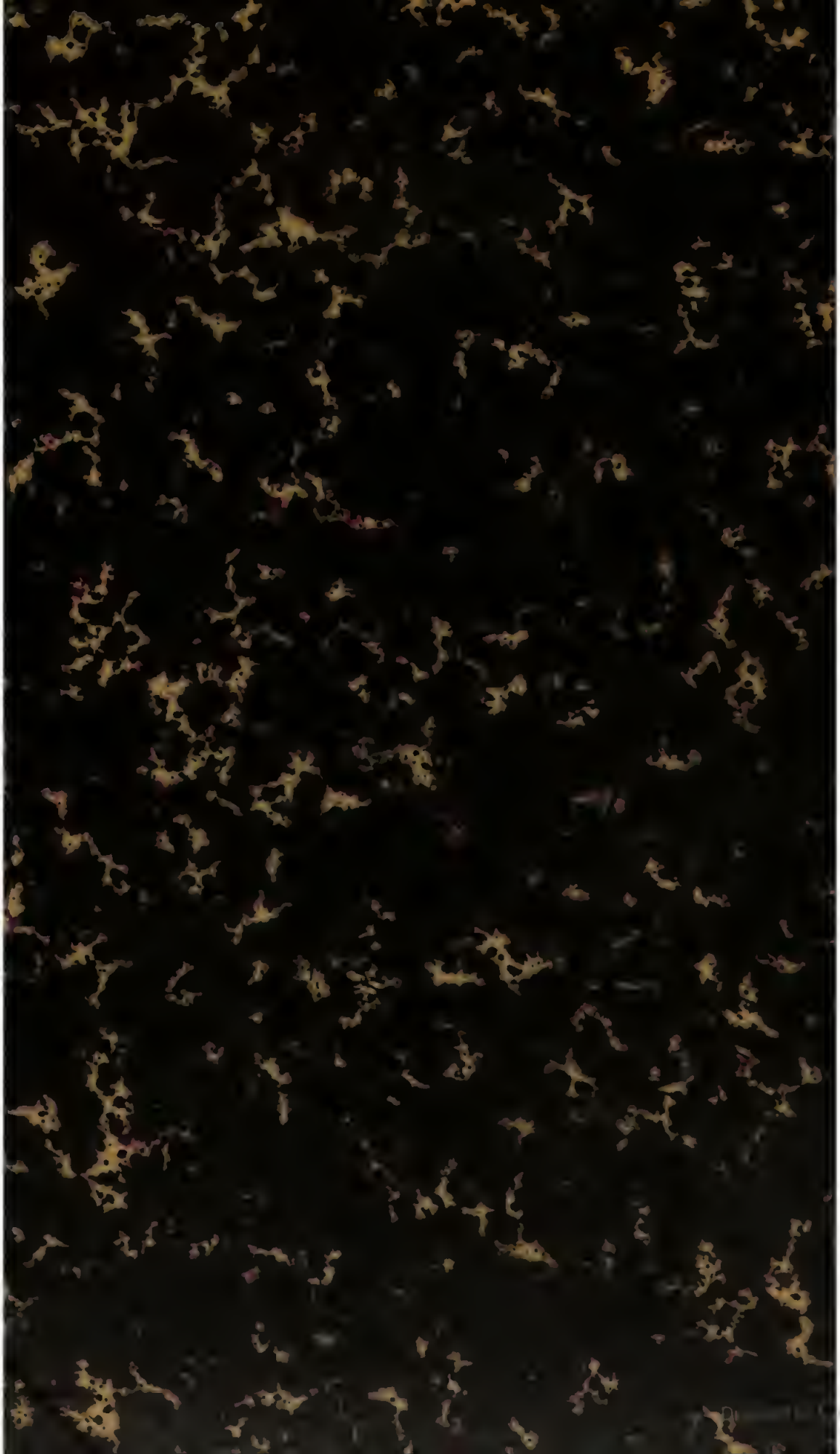
— Das Gesetz des Nomadentums und die heutige Judenherrschaft. Von Dr. Adolf Wahrmund, Professor der k. k. oriental. Akademie und Dozent d. Universität in Wien. (Karlsruhe u. Leipzig, H. Reuther.) 1887. 251 S. 8°. 3 M.

Der Verfasser sagt am Schlusse der Vorrede: „Nationales, durch das Evangelium Christi ethisch gewordenes Leben auf neu gesicherter bäuerlicher Grundlage, kräftige Persönlichkeiten, und deren Kraft zusammengefaßt durch die Hand eines starken Königtumes — die verbürgen uns den Sieg über den dämonischen Ansturm des semitischen Nomadentums, den wir heute erleben, wie über allen Asiatismus, welchen Namen er auch tragen möge." — Diese Anführung wird vorläufig genügen, unsere Leser für das sehr interessante Werk einzunehmen.

Heilanstalt Zwiefalten Ärzte-Unterhaltungs-Bibliothek
Con 3
Digitized by Google

Heilanstalt Zwiefalten
Ärzte-Unterhaltungs-Bibliothek
Nr. Q Con 3

YD 29681



Digitized by Google